Die Weltbühne

Der Schaubühne XX. Jahr

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

Herausgeber: Siegfried Jacobsohn

20. Jahrgang

Zweites Halbjahr

1 9 2 4

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg - Königsweg 33

Register der ‚Weltbühne'

XX. Jahrgang (1924), 2. Band.

Gewalt- und Rechtspolitik von Ferdinand Lion

I.

Der Gerechte: Es hat Zeiten gegeben, wo jede Stadt ein geschlossenes politisches Organ war und Gewaltpolitik den andern Städten gegenüber trieb. Wer denkt aber heute an einen Krieg etwa zwischen Florenz und Venedig? Sie sind beide integrierende Bestandteile eines größern Ganzen, Italiens, welches sie umfaßt, geworden. Ebenso könnten die einzelnen europäischen Staaten nach jahrhundertlanger Gegnerschaft in einen geschlossenen Organismus aufgehen.

Der Gewaltsame: Aber Venedig und Florenz von heute — haben sie noch den gleichen Wert wie früher? Ist nicht, indem sie rechtlich geworden sind — sie waren böse und sind jetzt gut —, auch das Leben selbst von ihnen gewichen? Die europäischen Staaten, gesetzt, daß sie alle Gewaltsamkeit vergessen, wie jene Städte, die von einem größern Reich umfaßt werden, würden auch mit ihrer gewaltsamen Eigenheit ihre Bedeutung und ihren tiefern Sinn verlieren. Uebrigens: die Gewalt an sich würde doch nicht verschwinden. Ein Gesamtwesen Europa wäre vielleicht grausamer, tyrannischer, als je seine einzelnen Bestandteile waren. Denn indem die kleinen Organismen von einem größern aufgezehrt werden, summiert sich nicht nur Alles, was sie an Gewalt enthielten, sondern diese steigert sich noch, weil sie sich vorher gegen einander zerrieben und also gegen einander aufgehoben haben. Wie der Großstaat Italien mehr an Gewaltmöglichkeiten enthält als früher Venedig plus Florenz plus Mailand plus Neapel, so würde ein geeinigtes Europa eine größere Kraftansammlung bedeuten, als sie Deutschland plus England plus Frankreich und so weiter besaßen. Es würde ein Maximum entstehen, welches den alten Kontinent in einen Rausch junger Kraft versetzen könnte.

Der Gerechte: Trost jedenfalls für den Europäer, der also, insofern er kein Nationalist ist, nicht an den Untergang des Abendlandes zu glauben braucht.

Der Gewaltsame: Aber es wird dann paneuropäische Nationalisten geben. Eine neue Aera der Gewaltpolitik wird von diesem Europa aus beginnen.

Der Gerechte: Man kann sich eine Ausdehnung der Politik in konzentrischen Kreisen denken: von den Städten ging sie auf Staaten und Reiche über, schon faßt sie Kontinente, schließlich die ganze Menschheit. Dabei ist immer außerhalb des letzten Kreises noch die Gewalt, während das Innerhalb für das Recht gewonnen ist. Indem aber auf diese Weise jener Innenraum fortwährend wächst, nimmt die Sphäre der Gerechtigkeit immer zu.

Der Gewaltsame: Wenn es nur noch eine Politik der Menschheit gäbe, so würde sie ihre angespannte Kraft, da Gewalt endlos ist, gegen andre Gestirne wenden müssen.

2.

Der Gewaltsame: Wenn für alle Politik eine Rechtsnorm gefunden sein wird, so wird sie alles Interesse verlieren, weil das Brennende, Leidenschaftliche nur immer dort sich konzentriert, wo Gewalt mit ihren Wechseln und Ueberraschungen ist.

Der Gerechte: Immerhin könnte die Rechtspolitik noch immer so fesseln wie die Verhandlungen der Parlamente, deren Voraussetzung doch auch der Verzicht auf die Gewaltanwendung ist.

Der Gewaltsame: Eine rechtliche Welt wäre in Wirklichkeit entpolitisiert. Dagegen wird die Wirtschaftspolitik Träger aller Gewalt werden. Offenbar sind wir auf dem Wege zu dieser Entwicklung: die heutige Hegemonie Amerikas beruht nicht auf einem Heer noch auf Diplomatie, also überhaupt nicht auf Politik im alten Sinn, sondern auf seiner Finanzkraft. Der Schwerpunkt der Gewalt wandert somit.

Der Gerechte: Wenn aber auch für die Wirtschaft ein Gerechtigkeitssystem gefunden würde?

Der Gewaltsame: So würde sich die Gewalt auf andre Weise ausdrücken. Vielleicht im Geistigen, im Religiösen.

Der Gerechte: Also kann sie sich in die verschiedensten Formen kleiden. Daher sind die Schwachen nie verloren, die Besiegten nie besiegt. Denn sie können, wenn sie in der einen Art Gewalt unterlegen sind, auf eine andre ihrer Ebenen flüchten. Frankreich war 1870 in der militärischen Politik geschlagen — es zog sich auf ein Gebiet zurück, wo seine Gewalt noch intakt war: auf finanzielle und diplomatische Politik.

Der Gewaltsame: Auf welche Art von Gewalt wird sich Deutschland jetzt werfen müssen? Es hat die militärische besessen, während es in der diplomatischen immer schwach geblieben ist. Wie günstig also, wenn jetzt überhaupt die Bedeutung der diplomatischen Politik allgemein abnähme! In der wirtschaftlichen hat es vielleicht seine größte Stärke. Dabei ist in dieser die Gewalt nur anonym, sie ist noch nicht so sehr in Verruf geraten, sodaß es also von ihr aus seine Niederlage ungeschehen machen könnte. Aber freilich: das Beste wäre, wenn es zum mindesten zwei Arten der Gewalt, die wirtschaftliche und die militärische, die sich dann unter einander stützen würden, wieder vereinigen könnte.

Der Gerechte: Indem es so viele Arten der Gewalt gibt, wird schließlich eine unbedingte Gewaltpolitik unmöglich, weil kein Staat auf die Dauer sämtliche in seiner einen Hand vereinigen kann. Es gehört dazu schon der übermenschliche Blick eines Caesar, eines Napoleon. Gewöhnlich aber, indem ein Staat sich auf die eine Gewalt wirft, vernachlässigt er notwendig die andern. Wehe dem Volk, welches versucht, zugleich verschiedene Gewalten an sich zu reißen! Deutschland war nach 1870 in der Kontinentalpolitik Meister, aber es wollte auch eine Flotte, also die Seegewalt; diese Doppeltheit ging über die Kraft des Einen.

Um seine Hegemonie zu Lande zu halten, hätte es zur See Verzicht üben, also Rechtspolitik treiben müssen. Die politische Kunst ist: diese Notwendigkeit der Bescheidung beizeiten einzusehen. Nehmen wir das Frankreich von heute. Es hatte bis vor kurzem die Neigung zu einer allgemeinen Gewaltpolitik. Aber andre Gewalten traten ihm entgegen: die finanzielle von Amerika, die maritime und moralische von England, die wirtschaftliche und passive von Deutschland. Es gilt also jetzt für Frankreich, falls es sich nicht allzu kühn selbst stürzen will, einen Ausgleich zwischen der einen Art seiner Gewalt und derjenigen der Andern zu suchen. So entsteht durch die Fülle der Gewalten eine Harmonie, und also eine Gerechtigkeit.

3.

Der Gewaltsame: Also ist das Recht keine Idee, sondern es entsteht dort, wo die Gewalt ermüdet, es ist also nur ein ehrenhafter Rückzug, ja es ist Gewalt selbst, jedoch nur in einem geschwächten, latenten, niedrigern Zustand.

Der Gerechte: Die Gewalt kann ihre eigne allzu heftige Bewegung nicht ertragen, sie strebt nach dem festen Boden, der terra firma des Rechts. Ein Siegervolk kann den Frieden bestimmen mit Landeroberungen, Geldgewinn, Erhöhung seines Gewaltprestiges, gesteigertem Glauben an sich selbst, genießt Alles in vollen Zügen und — kann nicht atmen, hält nichts wirklich in Händen, solange jener besiegte Gegner, der beraubt, erniedrigt ist, jenen Frieden nicht anerkennt. Der Erniedrigte also kann über das Schicksal des Allgewaltigen bestimmen. Wie hat Bismarck nach der Gewaltpolitik von 1870 um die spätere freiwillige Zustimmung von Frankreich zum Frankfurter Frieden gerungen! Diese war schließlich das Hauptproblem der deutschen Politik bis 1914. Drohungen, also überspitzt gesteigerte Gewalt, unablässige Rüstungen wechselten mit Freundlichkeiten, Erlaubnis zu Kolonialerwerbungen, größtem Entgegenkommen. Vergebens! Der Besiegte, machtlos, auch nur die geringste Aenderung am aufgezwungenen Vertrag selbst durchsetzen zu können, versagte nur das Jawort der innern Anerkennung. Sofort ist der Sieger gehemmt, er fühlt hinter seinem Rücken den lauernden Gegner, der nur auf den Augenblick wartet, um Gewalt mit Gewalt zu vergelten. Wo ist ein Ausweg?

Der Gewaltsame: Freilich: Deutschland suchte im Westen einen dauernd ruhigen Zustand zu erreichen, es wollte das im Frankfurter Frieden Erreichte endgültig kodifizieren. Aber nur, um auf lebendige Weise im Osten wirken zu können. So ist Recht immer nur die untere Stufe, über die man zu der höhern einer neuen Gewalt zu gelangen sucht.

Der Gerechte: Der Täter bleibt an den Leidenden gebunden, sodaß ihm neues Tun verwehrt bleibt. Dadurch, daß Frankreich immer nach der Vogesenlinie hypnotisiert den Blick gerichtet hielt, war auch Deutschland gezwungen, dorthin zu starren. Ebenso ist Frankreich seit 1918 durch die Gewalt, die es an Deutschland ausgeübt hat, diesem verhaftet, ausgeliefert: es mußte im Orient, in Finanzen, auf der See, überall zedieren

wegen des Rheins; es versinkt in Deutschland, wie Napoleon in den russischen Schnee, es gehörte ihm täglich mehr an, mußte auf jede seiner Regungen aufhorchen. So wird der Gewaltsame gegen seinen Willen zum Begleiter, zum Diener, zum seltsamen Feind-Freund Dessen, den er unterdrückt. Daher muß auch für Frankreich der Augenblick kommen, wo es, ebensosehr wie Deutschland nach 1870, das Aufhören der Gewaltpolitik, unter der es selber leidet, erstrebt. Jener Uebergang zur Rechtspolitik ist aber nicht möglich, wie sich nach 1870 auch erwies, ohne die Zustimmung des Besiegten, sodaß also zu ihr der vorher Gewaltsame auf die Hilfe des bis dahin Leidenden angewiesen ist. Der Augenblick wird kommen, wo sich Deutschland die Frage stellen kann, ob es Frankreich das Recht zum Recht gewähren will. Hier kann seine Politik wieder aktiv werden.

Der Gewaltsame: Aktivität ist Gewalt.

Der Gerechte: Ja, Deutschland hat die Gewalt, Frankreich zu zwingen, an der Gewalt festzuhalten und also mit ihm selbst darin unterzugehen. Und Deutschland allein auch kann es davon befreien, in unendlicher Großmut retten. Frankreich freilich hat vor der gleichen Schicksalsfrage zwischen 1870 und 1914 versagt: es wollte Deutschland aus der Gewalt nicht befreien, es wollte den Hintergedanken eines Krieges nicht aufgeben, wollte nicht das schwere fait accompli als solches ansehen, vergessen, verzeihen, das versöhnende Wort sprechen, welches nur der Besiegte sagen kann. Wird Deutschland, wenn Frankreich es von ihm erwartet, die Größe dazu haben? Wird sich um die beiden Staaten der Kreis der Gerechtigkeitspolitik bilden?

Der Gewaltsame: Dann wird sich an ihrer Peripherie die Gewalt gegen Andre entzünden.

Der Gerechte: Sie wird aber zwischen diesen Beiden aufgehört haben. Grade wegen der Bedeutung dieser beiden Völker war die Flamme der Gewalt zwischen ihnen am heftigsten, leuchtend grausamsten. Wäre dagegen hier ein Kern des Rechts erreicht, so würde er die ganze Welt durchglühen.

Wahlergebnisse und oekonomische Tatsachen, wie ein Ausländer sie sieht von Jan van Haren

Wie beurteilt man in Deutschland die Wahlergebnisse? Man sagt: Die Deutschnationalen haben gesiegt, weil sie so urteutsch, so treuteutsch, kurz: weil sie eben so deutsch und eben so national waren, wie ihr Parteiname besagt; die Kommunisten haben gesiegt, weil sie am besten hetzen konnten; die Völkischen haben gesiegt, weil ein gewisser Herr Lindström sich eines Tages aus Schweden wieder heimbegeben und unter dem auch im Auslande so beliebten Name Ludendorff die Geschicke der Partei von Teutschem Tag zu Teutschem Tag, von Sieg zu Sieg geführt hat.

Diese Methode, politische Ereignisse zu sehen, erscheint jedoch nicht ganz ausreichend. Man fragt sich: Wie haben die

verschiedenen Parteien sich im alten Reichstag betragen? Haben sie sich in der — immer dankbaren — Oppositionsstellung gehalten, oder haben sie vielleicht, durch ihre Beteiligung an der Regierung, Unpopularität geerntet? Waren die Wahlprogramme, womit sie in den Kampf traten, schlagkräftig? Aus diesen und ähnlichen Faktoren versucht man die Anziehungskraft der verschiedenen Wahllisten zu erklären und sich so über die Wahlergebnisse ein Urteil zu bilden.

Daß diese Faktoren von großer Bedeutung sind, will ich keineswegs abstreiten. Nur hinter ihren grundlegenden Wert möchte ich ein Fragezeichen setzen. Sie kommen zu den wesentlichen Faktorengruppen hinzu. Auf die Dauer dagegen ist ihre Gewalt ebenso gering, ihr Einfluß ebenso wenig ausschlaggebend wie die Wirkung von Regen und Wind auf einen wohl durch und durch geschüttelten, aber schließlich doch in ungestörter Ruhe weiter wachsenden mächtigen Baum.

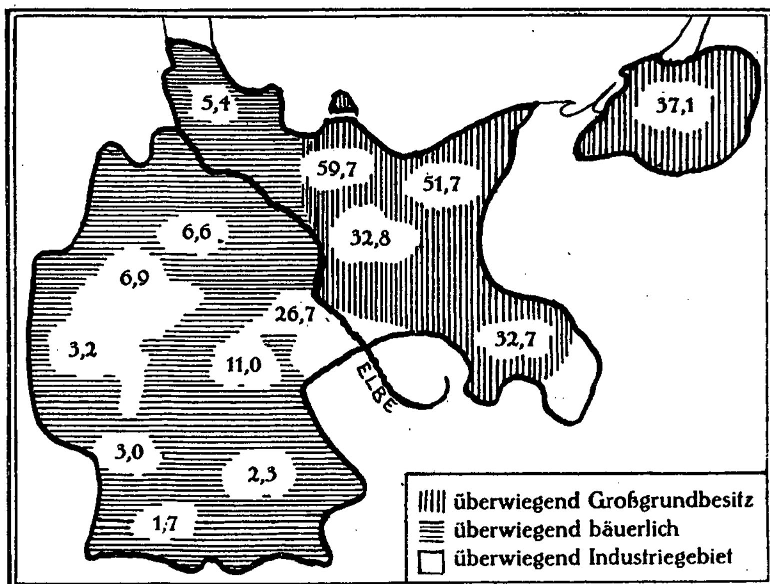
Diese andre Faktorengruppe, die wichtigere, ist die Summe der sozial-oekonomischen Verhältnisse, worunter das Volk lebt. Ich meine damit nicht Augenblicksergebnisse von Tiefstand und Blüte, Geschäftsstille und Hochkonjunktur, sondern vielmehr den großen, steten Entwicklungsgang von Industrie und Agrikultur. Ich habe versucht, in ein paar Karten Verbindungslinien, die hier bestehen, einzuzeichnen und so den entscheidenden Wert der oekonomischen Tatsachen aufzuzeigen.

Sehen wir uns die Karten 1 und 2 an. Auf der oekonomischen Karte (1) sind die Gebiete mit überwiegend kleinen und mittlerm Bauernbetrieb durch liegende Streifen, die Gebiete mit überwiegend Großgrundbesitz durch stehende Streifen angedeutet. Auf der dazu gehörenden politischen Karte (2) geben die unumrandeten Zahlen den Stimmenprozentsatz der Deutschnationalen, die umrandeten Zahlen den Stimmenprozentsatz der Völkischen bei den Wahlen. Auf der oekonomischen Karte finden wir zuerst in ganz Ostelbien überwiegend Großgrundbesitz, im ganzen Süden und Westen Klein- und Mittelbauernbetrieb und außerdem (wo die Fläche weiß gelassen ist) erhebliche Nur-Industriegebiete. Betrachten wir nun die politische Karte daneben, so konstatieren wir:

Wahlgebiete	Prozentsatz Großgrundbesitz	Prozentsatz deutschnationaler Stimmen
Pommern	51.7	50
Ostpreußen	37.1	40
Brandenburg	32.8	37
Schlesien	32.7	27
Mecklenburg	59.7	26

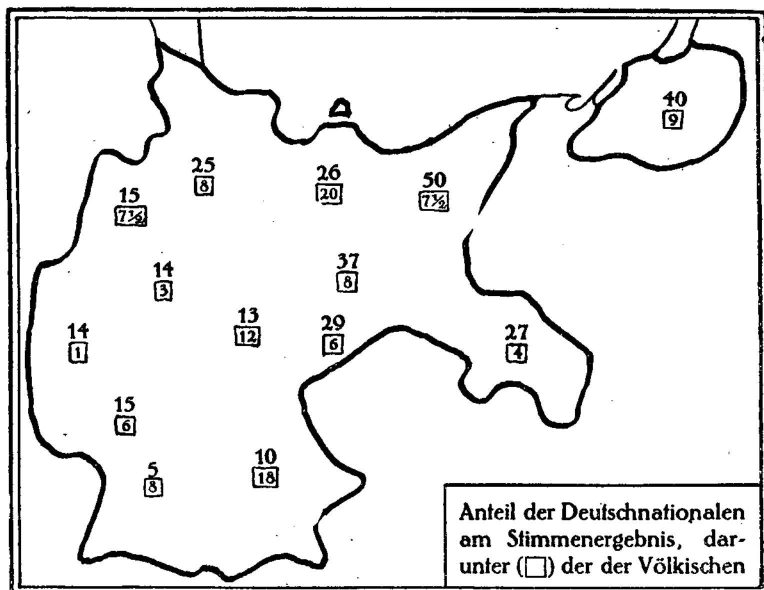
Ueberall da, wo der Großgrundbesitz stark vertreten ist, fielen den Deutschnationalen sehr viele Stimmen zu. Nun, daß die Agrarier konservativ (also in diesem Lande deutschnational) wählen, sieht man ja überall auf der Welt. Nur in Mecklenburg, einem fast rein agrarischen Land, scheint die Theorie nicht zu stimmen. Was mag die Ursache sein, daß die Deutschnationalen hier nur 26 Prozent der Stimmen bekamen? Die Völkischen sind hier ziemlich stark: 20 Prozent der Wähler fielen ihnen zu. Aber auch wenn man die Stimmen der beiden konservativen Gruppen

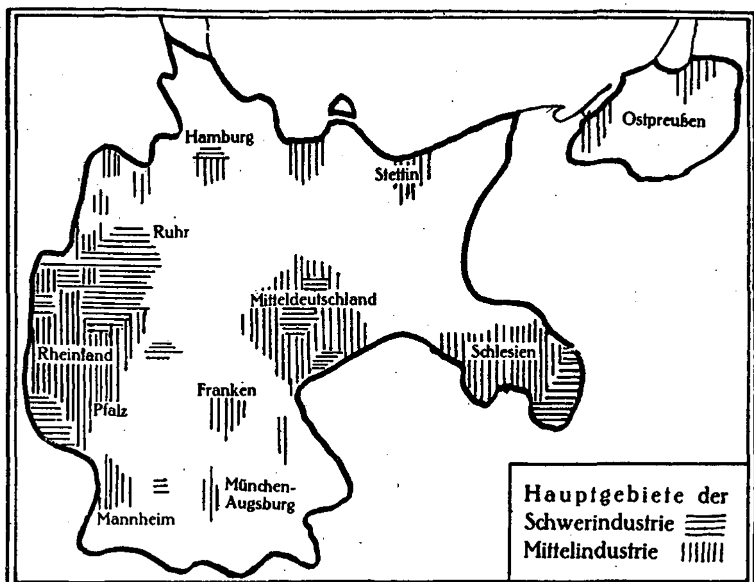
1



zusammennimmt, bleibt das Ergebnis noch ziemlich gering. Warum hat Mecklenburg noch immer 12 Prozent konservative Stimmen weniger als das ebenso agrarische Pommern, wo obendrein der Großgrundbesitz nicht einmal so stark ist (51,7 Prozent gegen 59,7 in Mecklenburg)? Es gibt hier nur eine — allerdings

2





für die betroffenen Parteien wenig schmeichelhafte — Erklärung: nämlich daß die reine Rechtsregierung dieses Landes sich bei der Wählerschaft alles eher als populär zu machen gewußt hat, und daß deshalb ein großer Prozentsatz der Wähler aus der Praxis die Konsequenz gezogen und sich in andre Parteien geflüchtet hat.

4

Ostpreußen
20 (43)
Hamburg
31
(40)
Oldenburg
30 (29)
Mecklenburg
51,5
(28)
Pommern
27,6
(30)
Berlin
43 (49)
Düsseldorf
33,5 (67)
Westfalen
48 (50)
Thüringen
37,7 (42)
Sachsen
45 (30)
Schlesien
Nieder-
32 (25)
Ober-27
(83)
Rheinland
21 (53)
Württemberg
25,8 (36)
Bayern
24 (29)

Anteil (%) der Arbeiterparteien an der Gesamtziffer. (In Klammern: Anteil der Kommunisten an den Arbeiterparteien)

Im ganzen Südwesten und Süden nimmt der Einfluß der Deutschnationalen ab, der der Völkischen zu. In den süddeutschen Gebieten, die hauptsächlich von Klein- und Mittelbauern bewohnt werden, fanden die Völkischen ihre meisten Anhänger. Das Klein- und Mittelbauerntum, das sich durch die jetzigen Verhältnisse schwer in seiner Existenz bedroht sieht, ist in starker Gärung. Man wünscht sich in diesen Kreisen die gute alte Zeit zurück — aber ein bißchen schnell, damit man nicht, bevor die Besserung kommt, zusammengebrochen ist. Kein Wunder, daß die revolutionär-konservative Partei, daß die Völkischen, die ihre Ideen am liebsten durch einen Staatsstreich verwirklichen möchten, in diesen Kreisen ihren stärksten Anhang fanden. Die Tatsache, daß sie in ihrem politischen Heimatland, in Bayern, nur etwa ein Sechstel der Stimmen erwerben konnten, verdient aber Beachtung. Hat auch hier die Praxis (Hitler!) ungünstig gewirkt?

Von den Karten 3 und 4 zeigt 3 Deutschland als Industrieland. Wo stehende Streifen angebracht sind, befinden sich Klein- und Mittelindustrie. Die Schwerindustrie ist durch liegende Streifen angedeutet. Auf der politischen Karte 4 geben die unumrandeten Zahlen die Stimmenprozentsätze, die den Arbeiterparteien zufielen. Die eingeklammerten Zahlen geben von den gesamten Arbeiterstimmen die Prozentsätze, die der kommunistischen Partei zufielen.

Ein großes Quantum roter Stimmen finden wir in fast allen Industriegegenden: Westfalen 48 Prozent, Düsseldorf 33,5 Prozent, Berlin 43 Prozent, Sachsen 45 Prozent, Thüringen 37,7 Prozent, Hamburg 31 Prozent, Oberschlesien 27 Prozent, Niederschlesien 32 Prozent. Mecklenburg brachte diesen Parteien 51,5 Prozent Stimmen. Weiter bemerken wir, daß in den Schwerindustriegebieten die Kommunisten immer das größte Teil der roten Ernte gesammelt haben: Düsseldorf 67 Prozent, Westfalen 50 Prozent, Rheinland 53 Prozent, Oberschlesien 83 Prozent, Berlin, mit gemischter Industrie, 49 Prozent. In den übrigen Gebieten wechselt der Prozentsatz zwischen 25 und 40. Was ist die Ursache dieser recht bemerkenswerten Erscheinung? Die Sozialdemokraten sind in Deutschland bekanntlich sehr revisionistisch gesinnt. Das Ziel: Suchen wir uns ein gutes Plätzchen innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft. Nur in den kleinern Betrieben, wo ein Zusammenarbeiten von Arbeitnehmer und Arbeitgeber vielfach noch möglich scheint, wo jedenfalls die Gegensätze sich noch nicht so sehr zugespitzt haben, wo auch die Arbeiter, infolge ihrer geringen Zahl, sich weniger als eine Macht fühlen, konnte diese Partei ihre Anhänger noch einigermaßen zusammenhalten. In den Schwerindustriegebieten aber, wo jeder Betrieb Tausende von Arbeitern umfaßt, wo Betrieb an Betrieb sich reiht zu einer Riesen-Industrieprovinz, wo die Arbeiterbevölkerung ganz gut weiß, daß ein oder zwei mächtige Hände diesen ganzen Industriekomplex halten, daß dieser Industriekomplex in Wahrheit ein Ganzes ist: da fühlen sich die Tausende und Abertausende als eine mächtige Armee, da ahnen sie Siegesmöglichkeiten, da ist der Traum der Revolution noch nicht verblaßt, da wenden sich die Arbeiter immer mehr Denjenigen zu, in denen sie die Tat-Revolutionäre sehen: den Kommunisten. Nicht immer aus Sympathie

für ihre Methoden, aber in dem guten Glauben, daß bei ihnen das Feuer noch brennend gehalten wird. Der Befreiungssehnsucht der Arbeiter verdanken die Kommunisten, seit die Sozialdemokraten aufgehört haben, eine Befreiungspartei zu sein, ihren unleugbar großen Erfolg. Beachten wir auch die Tatsache, daß der Entwicklungsgang der Industrie die Klein- und Mittelindustrie allmählich verschwinden läßt, immer mehr zu Großbetrieben führt, immer mehr, durch horizontale und vertikale Zusammenschaltungen, Betriebskörper gigantischen Umfanges schafft: so liegt auf der Hand, daß der Kommunistenerfolg, der alles andre als ein Zufallserfolg war, sich in den kommenden Jahren noch weiter ausdehnen wird. Die unnachgiebige Haltung, welche die Arbeitgeber, gezwungen durch das Dawes-Abkommen, der Arbeiterschaft gegenüber werden einnehmen müssen, wird hierzu wesentlich beitragen.

Man fragt sich vielleicht, warum ein Ausländer zu innerdeutschen Angelegenheiten, wie die Reichtagswahlen sind, das Wort nimmt. Einfach deshalb, weil er in den deutschen Zeitungen eine Behandlung des Zusammenhanges zwischen den Reichstagswahlen und der oekonomischen Struktur Deutschlands vermißt hat.

Deutschland und Dänemark von Georg Brandes

Dänemarks äußere Politik ist seit 1848 bis zu unsern Tagen ganz durch das Verhältnis zu Deutschland bestimmt gewesen.

Jahrhundertelang war das Königshaus deutscher Abstammung, der Adel, der nach Einführung der Alleinherrschaft im Jahre 1660 entstand, ebenfalls deutsch gewesen; daß die Reformation in ihrer deutschen Form von Dänemark adaptiert worden war, hatte der deutschen Sprache, die überdies in Holstein und Schleswig gesprochen wurde, gleichfalls ein Vorrecht verliehen. Dennoch waren französische und englische Zivilisation mit Beginn des 18. Jahrhunderts in Dänemark wie in Norwegen durch den einen großen Mann, den Begründer der Literatur Dänemarks wie Norwegens, durch Ludwig Holberg vorherrschend geworden. Zu seiner Zeit gab es noch keine moderne deutsche Literatur; er pflegte Molière und Pierre Bayle; er hatte in Oxford studiert und kannte die englischen Schriftsteller der Restaurationszeit. Daß Klopstock eine Weile in Dänemark ansässig gewesen war und durch seinen Bardenstil Johannes Ewald beeinflußt hatte, war von untergeordneter Bedeutung gegenüber der Tatsache, daß Wessel und alle andern Norweger sich als Schüler der Franzosen und Engländer fühlten.

Das unglückliche politische Verhältnis zu England, das 1801 Kopenhagen angriff, 1807 die Stadt bombardierte und die dänische Flotte entführte, damit sie nicht von Napoleon gebraucht würde, bewirkte eine Annäherung der Geister an Deutschland, die sich mehr als ein Menschenalter hielt.

Da geschah es im Jahre 1848, daß die deutsch sprechenden Einwohner Holsteins und Schleswigs sich unter dem Eindruck der Revolutionen in Paris und Berlin gegen Dänemark erhoben. Der von den Insurgenten mit Unterstützung des Deutschen Bundes geführte Krieg dauerte drei Jahre und endete mit der Rückgabe der beiden Herzogtümer an Dänemark zu gewissen Bedingungen, die immer eine deutsche Einmischung möglich machten, da der dänische König als Herzog von Holstein Mitglied des Deutschen Bundes, das Reich also kein Nationalstaat, sondern dänisch-deutsch war.

Seit dem Jahre 1848 betrachtete man Deutschland und das Deutschtum in Dänemark als den Feind, und seit 1864, nach dem zweiten Kriege, der Dänemark von den beiden Großmächten Preußen und Oesterreich im Verein erklärt wurde und mit der Abtretung der Herzogtümer an Preußen endete, sodaß also zwei Drittel von Dänemarks Gebiet verloren gingen, wurde Deutschland noch mehr als der ausgesprochene Feind angesehen. Ein starker Nationalismus breitete sich in dem kleinen Lande aus, und es zeigte die Neigung, sich ganz von Deutschland abzusondern, durch das doch so viel europäische Kultur zu ihm gekommen war.

Der Unwille gegen Deutschland war so groß, weil man bei Friedensschluß Dänemark auch den dänisch sprechenden und dänisch gesinnten Teil Schleswigs entrissen hatte.

Dänemark hoffte darauf, daß der bevorstehende Krieg zwischen Preußen und Oesterreich Linderung bringen werde. Er endete mit dem Siege Preußens; aber Napoleon III. setzte doch durch, daß in den Prager Frieden, der ihn abschloß, die Bestimmung eingeflochten wurde, das dänische Schleswig sollte zurückgegeben werden, falls es bei einer Abstimmung den Wunsch danach äußere. Indessen beeilte sich Preußen nicht, eine solche Abstimmung vorzunehmen. Die Jahre vergingen. Seit 1870 war Napoleons III. Macht vorbei, und im Jahre 1878 veranlaßte Bismarck sogar Oesterreich, den Paragraphen, auf den die Dänen ihre Hoffnungen gesetzt hatten, aufzuheben.

Es kann nicht wundernehmen, daß seitdem die dänischen Nationalisten unfreundlich gegen das Deutsche Reich gesinnt waren. Nichtsdestoweniger war die Vorurteilsfreiheit in Dänemark so groß, daß der politische Gegensatz nicht warme private Freundschaftsverbindungen zwischen Dänen und Deutschen oder offene Anerkennung aller hohen Werte in deutscher Literatur, bildender Kunst und Musik ausschloß, wie denn auch ein reger Handelsverkehr herrschte.

Da trat im Jahre 1899 eine Frontveränderung auf preußischer Seite ein. Der deutsche Nationalismus, der immer aggressiver geworden war, unterwarf das dänisch sprechende Nord-

schleswig derselben Reihe brutaler Quälereien, die ihn in Polen und im Elsaß verhaßt gemacht hatten.

Die Männer, die (wie ich) bestrebt gewesen waren, eine Versöhnung zwischen Dänen und Deutschen zu Wege zu bringen, und die dadurch ihre Popularität in Dänemark verringert hatten, ergriffen nun kräftig das Wort gegen die preußischen Uebergriffe und Ungerechtigkeiten. Ich für mein Teil verfaßte in den Jahren 1899 bis 1905 eine Reihe von kleinen Schriften und Aufsätzen gegen die Art, wie Preußen Nordschleswig regierte, und verlor dadurch das Wohlwollen, das ich bisher in Deutschland genossen hatte. Ich galt bis 1914 für „Deutschlands Feind" und war Gegenstand ununterbrochener Angriffe.

Man wird verstehen, daß die dänischen Nationalisten, trotzdem die Regierung bei Ausbruch des Weltkrieges ihre Neutralität erklärte, keinerlei Sympathie für die deutsche Sache hegten. Die Stellung der Regierung war äußerst schwierig. In zwei Stunden konnte die deutsche Flotte dänische Häfen erreichen, in einer einzigen Nacht vor Kopenhagen liegen. Höchste Vorsicht war notwendig, und man muß bewundern, mit welcher Klugheit dem dänischen Ministerium glückte, den Krieg vom Lande fernzuhalten.

Es fiel kaum eine Demonstration vor, oder richtiger: es erfolgte ein einziger Wortwechsel, der einiges Aufsehen in Europa erregte, im übrigen aber keine andern als persönliche Folgen für einen Einzelnen hatte. Sechzehn Jahre zuvor war eine Freundschaft zwischen Clemenceau und mir entstanden und hatte diese vielen Jahre hindurch mit steigender Intimität gehalten. Wir verkehrten nicht nur ständig in Paris mit einander, sondern verbrachten einen Sommermonat jedes Jahres zusammen und nahmen täglich zwei Mahlzeiten gemeinsam ein. Ohne meine Schuld wurde unsre Freundschaft wegen Clemenceaus hervorragender Stellung und weil man uns im Sommer ständig zusammen sah, so notabel, daß ich hin und wieder Gesuche von Franzosen erhielt, die Ritter der Ehrenlegion oder dergleichen werden wollten: „Es kostet Sie ja nur ein Wort an unsern Ministerpräsidenten."

Clemenceau gehörte zu den vielen Franzosen, die es als eine Pflicht des von Deutschland verstümmelten Dänemark ansahen, im Kriege auf die Seite der Alliierten zu treten. Er fühlte sich verletzt, daß ich nicht laut meine Mißbilligung des deutschen Einfalls in Belgien ausdrückte, und ließ sich zu meiner Verwunderung zudem von den Lügen der Zeitungskorrespondenten umstimmen. In seinem ‚Homme libre' nannte er nach mehreren kleinen Ausfällen die Dänen „eine Nation ohne Stolz", und als ich ihn in einem von freundschaftlichstem Geiste getragenen Offenen Brief auf die Ungerechtigkeit

solcher Verallgemeinerung aufmerksam machte, antwortete er mir mit einem höhnischen Lebewohl.

Clemenceau hatte mich öffentlich gefragt, ob ich die Sache der Alliierten oder die der Deutschen als die ansähe, die zu siegen verdiene. Ich hatte, unter anderm, geantwortet, ich glaubte nicht daran, daß Rußlands Zar für die Demokratie kämpfe, und ich würde es als ein Unglück für die Zivilisation ansehen, wenn zuletzt die russische Reaktion mit der Siegespalme in der Hand dastünde.

Ueber diesen Punkt waren Clemenceau und ich uns früher ganz einig gewesen. Ich hatte es stets als eine unverständige und dilettantische Politik betrachtet, daß Franzosen und Engländer dem Zaren Milliardenanleihen gaben, ohne Bedingungen zu stellen. Die Möglichkeit, daß das russische Zarentum ruhig und friedlich in eine streng konstitutionelle Regierungsform hinüberglitt, wäre Wirklichkeit geworden, wenn Frankreichs und Englands Staatsmänner zur Bedingung für irgendeine Anleihe gemacht hätten, daß eine ehrlich gewählte Duma die Kontrolle über Politik und Finanzen erhielte.

1906 warnte Clemenceau selbst die Franzosen vor russischen Anleihen und schrieb in ‚L'Aurore': „Nachdem wir den Zaren mit finanzellen Hilfsmitteln versehen haben, die ihn zur Niederlage gegen Japan führten, bleibt uns jetzt noch übrig, ihn mit finanziellen Hilfsmitteln zu versehen, die ihm den Sieg über seine eignen Untertanen bringen können."

Als ich ihm jedoch im folgenden Jahre vorwarf, daß er als Premierminister jetzt selbst tat, was er an der vorhergehenden Regierung getadelt hatte, antwortete er mir: „Sagen Sie selbst, was dient Frankreich am besten: ein starkes Rußland oder ein starkes Deutschland?"

Als Clemenceau öffentlich mit mir gebrochen hatte und allmählich, wie der Krieg sich entwickelte, zu einer Art Gott in Frankreich wurde (um dann allerdings ganz beiseite geschoben zu werden): da machte die Kriegspsychose sich mit solcher Heftigkeit geltend, daß ich, der ich von 1899 bis 1914 als „Feind Deutschlands" verschrieen gewesen war, seit 1914 überall in der französischen Presse „Frankreichs Feind" und „Renegat" gescholten werde. Dies hat einige Bedeutung, da ich viele Jahre lang der Däne war, dessen Namen die Franzosen am besten kannten, während ich mich jetzt nicht rühmen kann, auch nur einen Fürsprecher in Frankreich zu haben. Dessen Presse besteht wohl in noch höherm Maße aus Herdenmenschen als anderswo, und die Unvertrautheit mit nordischen Verhältnissen ist vollständig.

Es scheint mir eine sehr niedrige Bildungsstufe zu verraten, wenn man untersucht, ob ein Schriftsteller ein

„Freund“ Frankreichs, Deutschlands, Amerikas, ob er ein Feind Schottlands oder Kanadas ist. Turgeniew schreibt von einem Mann, der erklärt, ein Feind von Artillerieoffizieren zu sein. Das ist nicht sehr viel lächerlicher, als ein Feind Frankreichs zu sein. Der Nationalismus hat in unsern Tagen derart um sich gegriffen, daß man vergessen zu haben scheint, wessen Freund der Schriftsteller allein sein soll: der Wahrheit. Falls er kraft seiner Wahrheitsliebe eine Politik ungerecht findet, so hat es für den Schriftsteller, der eine gewisse Höhe erreicht hat, nicht das Geringste zu sagen, ob die Regierung, die diese Politik treibt, dieser oder jener Nation, dieser oder jener Gesellschaftsklasse angehört.

In allen Nationen wie in allen Klassen gibt es Intelligenzen verschiedenen Grades und Ranges. Leider ist es selten der Klügste, der die Macht hat.

Deutsch von Erwin Magnus

Erinnerungen eines „Junkers“ von H. v. Gerlach

XII.

Friedrich Naumann

Anfang der neunziger Jahre auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Berlin hörte ich zum ersten Male Friedrich Naumann. Der Eindruck war unauslöschlich. Dieser junge Pastor sprach so ganz anders als alle die ehrwürdigen alten Herren, die selbst neue und tapfere Gedanken nur in theologischer Verbrämung vorzubringen wagten. Naumann sprach über Familie und Christentum und stellte sein Thema unter den Leitsatz: „Der Zweck der Ehe ist die Erzeugung und die Erziehung von Kindern.“ Das war so herzerfrischend natürlich, daß ein förmliches Zittern durch die Versammlung ging: die jungen Mädchen senkten errötend die Augen, die Mütter fanden es skandalös, die Herren schüttelten die Köpfe. Eine sechzigjährige Gräfin neben mir protestierte: „Der Mann will Christ sein!“ Stoecker, dessen Ehe nicht mit Kindern gesegnet war, nahm besondern Anstoß.

Im Ganzen war der Eindruck der: Ein Wolf ist in unsre Herde gedrungen!

Seit dieser Rede hatte ich ein persönliches Verhältnis zu Naumann. Und als 1895 der Christlich-soziale Parteitag in Frankfurt am Main stattfand, lud er mich ein, bei ihm zu wohnen.

Diese Tage, wo ich mich politisch mit ihm aussprechen und ihm menschlich sehr nahe kommen konnte, entschieden über meine politische Zukunft für längere Zeit. Ich sah den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Stoecker, dem Präsidenten der Christlich-sozialen Partei, und Naumann, dem Führer der sogenannten jüngern Christlich-sozialen. Der Gegensatz wurzelte in der Stellung zur Konservativen Partei. Stoecker kämpfte wie ein Löwe für die Formel: Christlich-sozial neben Konservativ. Naumann sah in den Konservativen den gefährlichsten Feind eines ehrlichen christlichen

Sozialismus. Ich, der ich die Konservativen in fast zehnjähriger Arbeit für sie gründlich kennen gelernt hatte, mußte mich aus innerster Ueberzeugung auf Naumanns Seite stellen.

Darum fand ich ganz selbstverständlich, daß mir Naumann, als er im Sommer 1896 an die Gründung einer eignen Zeitung ging, nach Konstantinopel schrieb, ich möge doch Redakteur an dieser Zeitung werden.

Die Zeitung — ,Die Zeit' genannt — hat nur ein Jahr bestanden. Sie war zwar nach Franz Mehrings Urteil „die beste deutsche Zeitung", aber — es fehlte an dem nervus rerum. Und Naumann, der rechnen konnte, ließ sie lieber eingehen, ehe das letzte Geld aufgebraucht war, weil er die Restsumme als nützlichen Grundstock für den Wahlfonds ansah.

Inzwischen war nämlich von Naumann (mit Hilfe von Sohm, Max Weber, Göhre und auch — Stresemann) der Nationalsoziale Verein gegründet worden. Es spricht für Naumanns Klugheit, daß er sich trotz dem Drängen vieler Enthusiasten beharrlich weigerte, die Neugründung als Partei zu bezeichnen. „Parteien macht man nicht, Parteien werden." An diesem Axiom hielt er unerbittlich fest.

Die Beratung über das Programm des neuen Vereins war ein geistiges Turnier auf hohem Niveau. Viele von Deutschlands besten Intellektuellen nahmen daran teil. Die mehr konservativ-nationale Richtung rang mit der demokratisch-sozialen. Arbeiter der Oberschicht debattierten leidenschaftlich mit. Namentlich Lithographen und Graveure spielten eine solche Rolle in der jungen Bewegung, daß der ,Kladderadatsch' ein spöttisches Gedicht über ,die Partei der Graveure" veröffentlichte. Max Weber wandte sich mit seiner ganzen herrlichen Ironie gegen die Verteidiger der Miserabilitätstheorie (damit meinte er mich und meine Freunde, die wir wohl etwas zu gefühlsmäßig unsern sozialen Radikalismus begründeten). Ich verdarb es für alle Zeiten mit dem rechten Flügel, als ich erklärte, auf den Begriff des Privateigentums ließe ich mich nicht festlegen.

In allem Wesentlichen siegte Naumann mit seinem Entwurf. Er verstand schon damals die später von ihm so oft mit Meisterschaft geübte Kunst, Mittelsmann in einer politischen Partei zu sein. Die Verbindlichkeit seiner Natur kam ihm dabei ebenso zu Hilfe wie seine Gewandtheit, Konkordienformeln aufzustellen.

Ueberraschend geriet die neue Partei, die nicht Partei sein wollte, in die Lage, in einen Wahlkampf einzugreifen. Und zwar durch ein sonderbares Versehen.

Adolf Damaschke, der in Kiel die ,Neuesten Nachrichten' herausgegeben hatte, sollte dort für die Wahlen von 1898 aufgestellt werden. Die Proklamierung der Kandidatur sollte in einer kleinen Landstadt des Wahlkreises erfolgen, da man in Kiel zu starken Zustrom der Sozialdemokratie befürchtete. Ein Parteifreund war beauftragt worden, in Preetz die Versammlung einzuberufen. Da hier kein Saal zu bekommen war, ging er nach Plön, das zu demselben landrätlichen Kreis gehörte (aber nicht zu demselben Wahlkreis!) und setzte die Versammlung fest. Naumann und Damaschke fuhren hin. In dem Augenblick, da die Versammlung eröffnet werden sollte, erfuhren sie, daß sie sich in einem falschen Wahlkreis befanden, nämlich in Plön-Oldenburg, wo in eini-

gen Wochen eine Reichstagsersatzwahl stattfand. Naumann, rasch gefaßt, sagte zu Damaschke: „Na, dann müssen wir Sie eben heute Abend als Kandidaten für die Ersatzwahl in Plön-Oldenburg proklamieren."

Also geschah es. Und so ging der erste national-soziale Wahlkampf los in einem rein ländlichen Wahlkreis, wo der Nationalsoziale Verein ganze zwei Mitglieder besaß. Naumann betraute mich mit der Leitung des Wahlkampfes, dessen Reize durch die Karpfen aus den holsteinischen Seen wesentlich gesteigert wurden. Der politische Boden in der „Grafenecke" war für uns denkbar ungünstig, zumal da in den Bezirken des Großgrundbesitzes auf Meilen kein Saal für Versammlungen zu haben war und unsre Zettelverteiler mit Hunden von den Gehöften gehetzt wurden. Ich war deshalb ganz zufrieden, daß unser Kandidat unter den fünf konkurrierenden Parteien immerhin als Dritter und nicht als Letzter landete.

Am Abend der Wahl saß der Generalstab des Nationalsozialen Vereins sehr sorgenvoll in einem Hotel zu Plön. Die einlaufenden Wahlziffern schienen eine Stichwahl zwischen Konservativen und Sozialdemokraten anzukündigen. Dann wäre unsre Stichwahlparole entscheidend gewesen. Wie sollte die aber lauten? An ihr konnte die ganze junge Gründung zerbrechen.

Wie erlöst atmeten wir deshalb auf, als die Abschlußziffern den Sieg des Konservativen brachten — eines Herrn v. Tungeln, der an politischen Gaben übrigens noch weit unter selbst dem konservativen Durchschnitt stand. Aber die Landarbeiter hatten Ordre pariert.

Bei den allgemeinen Wahlen von 1898 kam keiner unsrer Kandidaten auch nur in die Stichwahl. Aber in einem halben Dutzend Wahlkreisen mußten wir eine Stichwahlparole ausgeben. Das setzte Kämpfe innerhalb des Vereins, die bis an den Lebensnerv gingen. Rechts oder links? Schon hier zeigte sich, daß die ganze nationalsoziale Gründung in der Anlage verfehlt war. Naumann hatte Kaisertum und Demokratie paaren wollen. Bei der Probe aufs Exempel zeigte sich, daß es unmöglich war, gleichzeitig etwas rechts und etwas links sein zu wollen. Ein Kompromiß rettete die äußere Existenz des Nationalsozialen Vereins. Aber seinen innern Knacks hatte er weg.

Naumanns überragende Person hielt den Verein noch bis zu den nächsten Wahlen zusammen. Als er selbst auch 1903 samt allen andern Kandidaten wieder durchfiel und ich allein in den Reichstag kam, da waren wir uns sämtlich darüber klar, daß nunmehr schnellste Liquidation am Platze sei. Ein letzter Parteitag vereinte uns. Das Gros ging unter Naumanns Führung zur Freisinnigen Vereinigung Theodor Barths. Einzelne Männer des linken Flügels begleiteten Paul Göhre und Max Maurenbrecher zur Sozialdemokratie. Der Rest wurde parteilos, darunter vor Allen Adolf Damaschke, der sich ausschließlich der Bodenreform widmete.

Naumann versuchte nun, zunächst eine Einigung der drei bürgerlichen Linksparteien (Freisinnige Vereinigung, Freisinnige Volkspartei und Deutsche Volkspartei) herbeizuführen und dann zu einem Block der Linken (von Bassermann bis Bebel) zu gelangen. Ich ging mit ihm völlig konform, bis er 1907 zum Ver-

teidiger des Bülow-Blocks (Heydebrand bis Payer gegen Bebel und Erzberger) wurde und sogar den großen Sündenfall des Freisinns beim Reichsvereinsgesetz mitmachte.

Von da an schieden sich unsre Wege. Er blieb beim Freisinn, obwohl man ihn dort nach Möglichkeit kalt stellte. Ich gründete mit Theodor Barth und Breitscheid die Demokratische Vereinigung.

Der Trennung waren schwere Kämpfe vorausgegangen. Man bedenke: es handelte sich um das Auseinandergehen von Männern, die Jahre hindurch in intimster persönlicher und politischer Gemeinschaft gestanden hatten. Ich entsinne mich einer gradezu tragischen Aussprache beim alten Schrader. Als Barth und ich auf unsrer Opposition gegen den Bülow-Block bestanden und erklärten, damit an die Oeffentlichkeit treten zu müssen, ging Schrader an den Schreibtisch und schrieb sein Mandatsverzicht an den Präsidenten des Reichstags. Mommsen erklärte, daß er sein Mandat zwar nicht niederlege, aber nie wieder kandidieren werde. Und Naumann brach in Tränen aus: „Meine politische Existenz ist vernichtet."

Meine persönlichen Beziehungen zu Naumann blieben trotz der tiefen politischen Divergenzen gut, bis der Krieg auch da einen Riß brachte.

Es war wenige Wochen nach der Kriegserklärung. Ich besprach mit Naumann die Aussichten. Er interessierte sich besonders für den Anschluß der Türkei, der erschwert wurde dadurch, daß die türkische Marine englische Instruktionsoffiziere hatte. Naumann sagte mit einem etwas verlegenen Lächeln: „Ich wünschte, daß die türkischen Matrosen einmal die Grundsätze der christlichen Ethik ignorierten." Ich brach die Unterhaltung ab. Mir wurde schwarz vor den Augen bei diesem Einblick in die Verwüstungen, die die Kriegspsychose in der Seele eines sittlich so hochstehenden Mannes angerichtet hatte.

Ein paar Monate später hatte ich Hasen von der Jagd mitgebracht. Meine Frau wollte Naumann einen davon schicken. Sie telephonierte ihm deshalb. Er erwiderte: „Ehe ich Ihnen eine Antwort darauf gebe, muß ich fragen, ob es wahr ist, daß Sie unfreundlich über das Vaterland gesprochen haben." Meine Frau war starr. Sie hatte ja nur einem Freunde Naumanns gegenüber ihrem Abscheu gegen den Krieg Ausdruck gegeben. Sie erwiderte: „Ich sehe nicht ein, was der Hase mit dem Krieg zu tun hat. Wollen Sie ihn haben oder nicht?" Naumann bestand darauf, daß erst die Vaterlandsfrage geklärt werde. Worauf meine Frau anhängte.

So hörten die familiären Beziehungen auf.

Ich traf Naumann noch von Zeit zu Zeit. Er sah körperlich immer jämmerlicher aus. Der starke Mann, der zu seiner Ernährung das Doppelte eines Durchschnittsmenschen brauchte, hielt sich aus Patriotismus streng an die Rationierungsvorschriften. So verfiel er. Als er im dritten oder vierten Kriegsjahr notgedrungen dies System aufgab und Vorträge nur noch gegen Naturalien übernahm, da war es zu spät. Sein vorzeitiger Tod ist zweifellos durch die Entbehrungen verursacht worden, die er sich in patriotischer Askese auferlegt hatte.

Während des Krieges erschien sein sensationellstes Buch, sein ‚Mitteleuropa'. Eines Tages stellte mich unser gemeinsamer Freund

Weinhausen zur Rede: „Die ‚Welt am Montag' ist das einzige Blatt in Europa, das ‚Mitteleuropa' nicht besprochen hat". Ich erwiderte: „Das Buch mit seiner Empfehlung der Schützengräben als permanente Einrichtung für Osten und Westen ist in meinen Augen das Furchtbarste und Schädlichste, was überhaupt geschrieben werden konnte. Bespreche ich es, muß ich es verdammen. Darum schweige ich es der alten Freundschaft zuliebe tot".

Im Winter 1918 hatte ein Mann im Tiergartenviertel eine Reihe von Bekannten eingeladen, um, wenn möglich, in der Schuldfrage zwischen Theodor Wolff und mir auf der einen und Eduard David auf der andern Seite eine Verständigung herzustellen. Auch Naumann war zugegen. Er war tief pessimistisch. Ein günstiger Ausgang des Krieges schien ihm ausgeschlossen. Schmerzbewegt erklärte er: „Deutschlands böser Dämon ist Ludendorff." Alle anwesenden Parlamentarier stimmten ihm zu.

Naumann hat nach dem Kriege noch die Freude erlebt, kurz vor seinem Tode von der Demokratischen Partei zum Vorsitzenden gewählt zu werden. Aber ob er als Parteiführer wirklich Großes geleistet hätte? Ich zweifle daran.

Er war ein großer Deutscher in der Politik, aber er war kein großer Politiker. Wie Rathenau mehr Philosoph als Politiker, so war er mehr Künstler als Politiker. Ein Redner und ein Schriftsteller von Gottes Gnaden, wäre er berufen gewesen, als Professor der deutschen Jugend neue Wege zu neuen Idealen zu weisen. Als Politiker zwang er sich manchmal zu einem Machiavellismus, der seiner innersten Natur zuwider war. Das Beste an ihm kam dabei in Bedrängnis. Und auch der Erfolg blieb aus, weil er auf krummen Wegen nicht Bescheid wußte.

Mir, der ich alles Edle in ihm kennen zu lernen Gelegenheit hatte, wird er immer als ein Mann vor Augen stehen, der, frei von persönlicher Streberei, nur der Sache diente, die er für die gute hielt. Er ist manchmal arg fehlgegangen. Aber seine Motive waren immer rein. Darum gelte von ihm das Wort: In magnis voluisse sat est.

Schmeichelhafte Legende von Hans Reimann

Eines Morgens löste Hitlers Bart sich von der Lippe,
Wie ein mohrenschwarzer Schmetterling hob er die Flügel,
Schwebte adlergleich dahin zum Teutoburger Walde,
Armins des Cheruskers Denkmal mit Respekt zu grüßen,
Und sodann, von Völkischkeit erfüllt, zu Wotan eilend,
In den patentierten Allgermanenhimmel.
Richard Wagner saß zur Rechten, Felix Dahn zur Linken.
Um die Wette tranken Meth die drei Kumpane,
Und der mohrenschwarze Schmetterling trank heimlich mit,
Trank und trank, und trunken kehrte er zurück zur Erde,
Kehrte heim auf Adolf Hitlers ahnungslose Lippe,
Und wie teutscher Honig fleußts seitdem von seinem Munde.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XII.

Victor Bredt

Der Reichstag, der aus den Maiwahlen 1924 hervorgegangen ist, zeigt ein völlig neues Gesicht. Früher pflanzte sich von einem Reichstag zum andern die Tradition fort. Die Alten gingen in den Wahlkampf — die Alten kehrten wieder. Nur an der Peripherie der einzelnen Fraktionen setzten sich einige neue Sprößlinge an. Jahre vergingen, ehe diese Neulinge sich in der Fraktion durchzusetzen wußten. Nur wenige hatten die Ellenbogen-Frei- und -Frechheit eines Erzberger. Im letzten Grunde spiegelte der Reichstag, auch in den Parteien, den Charakter Bismarcks wider. Der wollte unumschränkt herrschen, und die Parteiführer, die Helldorff, Bennigsen, Windthorst, Richter, Bebel und Liebknecht, taten es ihm, in ihrem beschränktern Machtbereich, nach. Als er starb, hinterließ er nur Epigonen in der Diplomatie und in den Aemtern. Als die großen Parteiführer, die mit ihm so oft die Säbel gekreuzt hatten, daß die Funken stoben, nach einander abtraten, blieb auch nur ein Geschlecht von Schwächlingen zurück: ein adaequater Ausdruck der phrasenreichen, aber inhaltsleeren jung-wilhelminischen Aera. Andre Männer kamen herauf. Kleine, mittlere Formate. Erst als nach der Revolution die Deutsche Nationalversammlung zusammentrat, hoffte man auf einen wirklich neuen politischen Geist. Auf neue Ideen. Auf neue, zielweisende Männer. Vergebens. Die große Idee war da, deren Wurzeln viele Jahrzehnte zurückreichten, und jetzt erst, nach dem jähen Zusammenbruch des kaiserlichen Regimes, schien sie sich ungehemmt entfalten zu können. Aber die Idee war stärker als die Männer und Frauen, die in das erste nachrevolutionäre Parlament einzogen. Wie unter einem Schirm duckten sie sich unter dem republikanischen und parlamentarischen Gedanken und unter dem Marxismus. Manche von ihnen, wie Herr v. Heydebrand und der Lase, hatten für immer von der Politik Abschied genommen. Die Andern krochen, als das Ungewitter am Himmel sich zu verziehen schien, wieder vorsichtig tastend aus den Schlupfwinkeln hervor, und die Parteien, die eben noch nach einem allgemeinen Namenswechsel mit neuen Programmen und mit neuen Aufgaben vor das Volk getreten waren, erstarrten langsam wieder. Dieser Prozess der parlamentarischen Arterienverkalkung machte in dem Reichstag, der der Nationalversammlung folgte, schnelle Fortschritte. Die Alten hatten sich inzwischen wieder völlig durchgesetzt. Im Plenum sprachen bei allen wichtigen Angelegenheiten, wie einst, immer Dieselben und immer wieder Dieselben.

Das Parlament, das jetzt in das Haus am Königsplatz eingezogen ist, weist eine wesentlich andre Physiognomie auf. Das ist unbestreitbar. Die Rechte, heute die stärkste Partei, ist wie ein Wasserkopf angeschwollen. Daneben haben sich, auch in beträchtlicher Anzahl, Ludendorffs Nationalsozialisten angesiedelt mit dem Wurmfortsatz der Antisemiten Kunzescher Färbung. Viele neue Gesichter. Viel Jugendliche. Aufbegehrende Elemente. Ungezügelte

Temperamente. Leute, die sich haben wählen lassen, um den Parlamentarismus durch ihn selbst entzweizuschlagen. Auf der äußersten Linken mehr als fünf Dutzend Kommunisten. Hysterische Frauen darunter. Stimmkräftige junge Leute in kurzen Sammethosen und Wollgamaschen. Aber auch in den andern Parteien viel junges Blut: in der Deutschen Volkspartei, im Zentrum und bei den Demokraten. Hinter ihnen hockt eine kleine Gemeinschaft beisammen, im ganzen fünfzehn Mann: die Wirtschaftspartei. Kein einheitliches Gebilde. Sondern eine Rahmenfraktion, die auch noch die Welfen und die Bayrischen Bauernbündler umfaßt, um als Ensemble den Anspruch auf einen Sitz in den parlamentarischen Ausschüssen zu erhalten.

*

Führer dieser Splitterparteien ist der ordentliche Professor der Rechts- und Staatswissenschaften Dr. Victor Bredt. Kein parlamentarischer Neuling mehr. Dem Preußischen Landtag gehört er bereits seit einer ganzen Reihe von Jahren an. Ursprünglich zählte er, vor dem Kriege, zu den Freikonservativen, vermochte sich dort aber nicht durchzusetzen. Dann, mit der Zeit, verschwisterte und verschwägerte er sich den Hausbesitzern, entdeckte hier ein vielversprechendes Tätigkeitsfeld, geriet unter die Detaillisten, die Gastwirte und alle diejenigen kleinen und kleinsten Mittelstandsschichten, die sich politisch nicht nach den großen Weltanschauungsfragen, sondern nach ihren kleinen Privatinteressen, nach ihrem Portemonnaie orientieren. Diese Wirtschaftsparteiler bildeten sowohl im Landtag wie im Reichstag nur eine Gruppe von vier Mann. Darum warf Bredt, der einen starken politischen Ehrgeiz hat, Angelhaken nach den gleichfalls kleinen Fischen im parlamentarischen Teich aus. Die Welfen, die bisher teils bei den Deutschnationalen, teils beim Zentrum hospitiert hatten, schlugen sich, nach dem fehlgeschlagenen Volksentscheid über eine Loslösung Hannovers von Preußen, an seine Seite. Der demokratisch gesinnte Bayrische Bauernbund, um nicht fortan allein herumzuirren, kristallisierte sich ebenfalls an. So kam eine richtige Fraktion zustande, die fortan das Gewicht ihrer Stimmen einheitlich in die Wagschale der parlamentarischen Entscheidungen werfen konnte. Im Preußischen Landtag sagten sie ironisch dem Doktor Bredt, daß er nun auch hier das Experiment einer Fraktionszusammenschweißung machen müsse. Dazu bedürfe er freilich der beiden Polen. Das lehnte er kategorisch ab. „Ich bin ein nationaler Mann." So blieben die Wirtschaftsparteiler im Landtag von den Kommissionen ausgeschlossen, und wenn der Herr Bäckermeister oder der Herr Tapezierer oder der Herr Reichsbankkalkulator sprach, erregte er oft Heiterkeit mit seinen Ausführungen, da sie ohne Kenntnis der Ausschußverhandlungen, also von Sachkenntnis nicht getrübt waren.

Bredt entstammt einer barmer Industriellenfamilie, die ihren Stammbaum bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurückführt. Geboren 1879. Gymnasium der Heimatstadt. Studium der Jurisprudenz und Nationaloekonomie in Tübingen, Göttingen und Bonn. Die übliche Verwaltungslaufbahn. Regierungsreferendar in Coblenz und Assessor in Marburg. Hier habilitierte er sich gleichzeitig als Privatdozent. Ein Werk nach dem andern erschien: Die Barmer Lohn-

industrie; Die Polenfrage im Ruhrgebiet; Das evangelische Kirchenrecht in Preußen. Er lehrte öffentliches Recht: Verwaltungs-, Kirchen- und Völkerrecht. Er wurde Stadtverordnetenvorsteher. Er wurde Mitglied des Kreisausschusses. Er wurde preußischer Landtagsabgeordneter. Sein Lehramt litt natürlich unter dieser vielfachen öffentlichen Betätigung. Der Senat konnte sich nicht entschließen, da er fast dauernd abwesend war, ihm das Ordinariat der rechtswissenschaftlichen Fakultät zu übertragen. Alle seine Bemühungen waren vergebens. Erst die Revolution brachte ihm die Erfüllung seiner Wünsche. Adolf Hoffmann war als Unabhängiger Sozialdemokrat fünfzigprozentiger preußischer Kultusminister (neben Haenisch) geworden. Bredt beeilte sich, sowohl als Mitglied des preußischen Landtags wie als marburger Universitätsprofessor, ihm seinen Besuch abzustatten und ihm zu dem Ministeramt Glück zu wünschen. Adolf Hoffmann fühlte sich geschmeichelt, strich sich seinen weißen Henriquatre, lächelte und gab ihm, in überquellender Gebelaune, das heiß ersehnte Ordinariat.

Das Leben hatte ihm, trotz Vermögen, eine große Enttäuschung bereitet. Es hatte ihn nicht Soldat werden lassen. Offizier zu sein, in blinkendem Waffenrock einherzustolzieren, war immer sein Ideal gewesen. Aber wie konnte man unter dem alten Regime Reserveoffizier werden, wenn man nicht wenigstens sein Jahr abgedient hatte! Es kam der Krieg. Bredt besaß als reicher Mann ein Automobil. Was war natürlicher, als daß er rasch Mitglied des Kaiserlichen Automobilklubs wurde und so, wie viele Andre, mit seinem Fahrzeug sich der Armee zur Verfügung stellte! Nun bekam er endlich eine Uniform. Er rückte in eine gehobene Stellung auf. In eine wahr- und wahrhaftig gesellschaftliche Position. Wie klangen jetzt, in schimmernder Uniform, seine Reden an der bunten Honoratiorentafel zu Kaisers Geburtstag! Seine Persönlichkeit hatte ein Relief bekommen. Charakteristisch ein Artikel bei Kriegsausbruch, worin er den deutschen militärischen Einbruch in Belgien rechtfertigte und den Satz aufstellte: „Ich gebe gern alles Volksrecht für den preußischen Militarismus hin". Für einen Wissenschaftler, für einen Völkerrechtslehrer eine ungewöhnlich „objektive" Aeußerung. Das Kriegspielen ist ihm übrigens nicht gut bekommen. Als er eines Tages in seinem Auto einen General, ich glaube: einen Prinzen, fuhr, erhielt er einen schweren Streifschuß, der ihm den Kiefer so erheblich verletzte, daß er bis heute nicht ausgeheilt werden konnte. Seinem schwarzbärtigen Gesicht gibt dieser Riesenschmiß übrigens eine interessante Note.

Bredt ist selbstverständlich kein einfältiger Mensch. Im Gegenteil: gebildet, klug, gerissen. Eine energische Persönlichkeit, die durchaus weiß, was sie will. Als das zweite Kabinett Marx nach den Reichstagswahlen eine Koalition zu bilden versuchte, mußte notgedrungen der Reichskanzler auch mit ihm Rücksprache nehmen. Bredt sagte nicht Ja, nicht Nein und ließ sich alle Türen offen. Aber schließlich stimmte er doch in das Vertrauensvotum der Regierungsparteien für das Kabinett Marx ein. Die kleinen Parteien, die er um sich gesammelt und zu einer Fraktion zusammengeschweißt hat, sind ihm kaum mehr als das Sprungbrett für seinen Willen zur Macht — nicht nur über die Hausagrarier.

Die Entdeckung des Paradieses von Arthur Eloesser

„Vor allem aber," so schloß der liebenswürdige Arzt seine Vorschrift, „arbeiten Sie nicht, und nehmen Sie sich vor jeder geistigen Anregung in Acht. Sie müssen täglich zwei Stunden spazieren gehen, Sie setzen sich alle zehn Minuten auf eine Bank, aber nur um auszuruhen, nicht etwa um nachzudenken."

Es ist gar nicht so schwer, Kurgast zu sein, wie man zuerst glaubt; der Mensch hört wirklich auf, zu denken, sobald eine höhere Pflicht ihn veranlaßt, nur an sich selbst zu denken. Man ist bald kein Erwachsener mehr, man ist zugleich das Kind und die Amme, man schält sich sein Eichen, man setzt sich sein Täßchen Milch vor, man bringt sich ins Bad, man legt sich ins Bett und sagt zu sich: Brav, mein Söhnchen, es wird dir schon bekommen.

Was soll ich hier auch denken, besonders da meine Füße schon jeden Weg kennen und mich wie von selbst nach Hause bringen? Da ist das Flüßchen, das wohl in den Main hinein will, da wackeln die Wulle-wulle-Gänschen und die Entchen durch das eilige flache Wässerchen. Da ist ein Seechen, das grade so poetisch wirkt, weil es künstlichen Ursprung hat. Da sind die Hügelchen, genau so hoch, daß auch der Kurgast mit dem vom vielen Denken, also von Nicotin und Coffein ramponierten Herzen sie ohne Mühe, aber doch mit einigem Stolz erklimmen kann. Und dann besänftigt sich das Gemüt noch einmal oder vielmehr dreimal des Tages an der Kurmusik, die am Morgen mit einem Choral anfängt, nachmittags unter Leitung eines Hofrats Klingsors Zaubergarten auftut und am Abend mit einem gewöhnlichen Musikdirektor und Stolzenfels am Rhein wehmütig, wohltätig ausklingt. Mit einem Wort: ein kleines Paradies.

Zu dem großen Badeort gehört ein kleines Städtchen, ein so liebes sauberes Städchen, ohne Lärm, ohne Staub, ohne alle Unarten. Man kann dort Reiseandenken kaufen, aber vorläufig habe ich die Absicht, überhaupt nie wieder nach Hause zu kommen. Da sehen wir auch Buchhandlungen, und das sollte nicht sein. Da liegt die Schrift von Henry Ford, die leider nicht von Ford ist, da liegt — immer noch — die Rechenschaft von Ludendorff, die leider von Ludendorff ist, und da sehe ich auch zwischen allen möglichen Rechenschaften von Generälen und Admirälen und Kanzlern und Staatssekretären eine Schrift, die ganz einfach ‚Die Entdeckung des Paradieses' heißt. Das paßt zu meiner Stimmung, das kann doch nicht kurwidrig sein und kostet nur sechs Mark, die ich schon dadurch spare, daß ich die ersten vier Teile des augenblicklich rollenden Nibelungen-Films hier nicht besuche.

Mein Arzt hat mich vor geistigen Anregungen gewarnt, aber er hat mir nicht verboten, Bücher zu kaufen. Ich lehne jede Verantwortung ab; es ist seine Sache, wenn die Kur nicht gut ausgeht. Dieses Buch von Franz von Wendrin bringt so furchtbare Enthüllungen — ich kann mich vor meiner Aufregung nicht anders schützen, als indem ich sie auf den Leser der ‚Weltbühne' abwälze, der ja doch nur aufgeregt sein will, und dem es sein Arzt auch nicht verboten hat. Franz von Wendrin deckt den größten Schwindel der Weltgeschichte auf: Das Paradies lag nicht im Morgen-

land, sondern in Deutschland, wie sich überhaupt alle biblischen Ereignisse auf der heiligen Erde unsres geliebten Vaterlandes abgespielt haben. Der Jude Esra, der einfach nach Niederschönenfeld gehört, hat nach seiner großen Fälschung die echten Urkunden vernichten lassen. Das Paradies lag also in Deutschland, genauer gesagt: in Mecklenburg; es paßt „verblüffend genau auf Eden, wie kein andres Land der Erde — der schöne Garten, den Jahwe selbst gepflanzt, ist die Gegend von Demmin".

Du glaubst, daß Herr von Wendrin ein Spaßmacher ist wie Fritz Reuter, der sich in seiner ‚Urgeschichte von Mecklenburg' mit dieser Hypothese belustigte? Aber der naive Dichter hat sich ja diese Geschichte von einem tückischen Jesuiten und einem gemeinen Juden weismachen lassen, die der furchtbarsten Enthüllung der Weltgeschichte mit einer spaßigen Diskreditierung grade zuvorkommen wollten. Rom und Juda haben immer zusammen konspiriert. Nun wissen wir doch, warum Ludendorff auf den Papst und die andern Oberrabbiner so böse ist, nachdem er zwölftausend jüdische und Hunderttausende katholische Soldaten nicht wieder mit nach Hause gebracht hat. Der Mann hat die welthistorische Nase.

Aber sein Freund Wendrin — die Beiden müssen Freunde sein — hat das Wissen; und gleich so viel Wissen, daß er die ganze indo-germanische Sprachforschung mitsamt ihrem Vater Bopp aus der Schule herauswirft. Wie darf man sich überhaupt erlauben, das Germanentum durch einen Bindestrich zu kränken! Wie kam das Paradies nach Mecklenburg? Ich gebe eine Probe edelrassiger Philologie, und wers nicht glaubt, zahlt zwei Thaler, worauf er von mir das Buch erhält. Also der Euphrat war nach der Genesis der größte von den vier Paradiesflüssen. Frat heißt im hebräischen: schiffbarer Strom, Euphrat ein noch schiffbarerer Strom. Man kann auch sagen: Fahrt oder Fahrte; damit hätten wir die Warthe. An ihren Quellen saßen die Ebräer. Nun rücken sie nördlich an die Peene. Die Oder konnte vor der Vertreibung aus dem Paradiese noch nicht existieren, meint der Verfasser, sonst hätte ja von ihr in dem Bericht die Rede sein müssen. Die Peene ist der biblische Pisonfluß. In der Nähe liegt Kummerow. Pein und Kummer! Da hat sich einmal etwas Entsetzliches, etwas Unvergeßliches abspielen müssen. Da ist die Schlacht bei Paradies geschlagen worden. Die legitimen Bewohner des Paradieses waren die blonden Germanen, die über den unvergleichlich tiefer stehenden „Menschen" den Rang von Göttern hatten. Als diese Herren einmal auf Seefahrt oder sonstwie abwesend waren, drangen unter Adam (rückwärts gelesen: Mada-Made=Wurm) die neandertaloiden, halb tierischen Ebräer in das Paradies ein, wo sie Frauen und Kinder schändeten und die Leichen fraßen. Der Gottkönig Adonai (von Dane=Däne, also auch gut germanisch) rief gegen die Halbtiere, die als Bastarde von Wildschweinen oder, wie ihr Name sagt, von Ebern galten, die benachbarten Cherubim zu Hilfe, worunter selbstverständlich die Cherusker zu verstehen sind. Die Ebräer bekamen fürchterliche Keile, viele wurden, genau wie sechzigtausend Jahre später die Russen von Hindenburg, in die Sümpfe getrieben. Darum werden wir Germanen heut noch von den Ebräern in ihrem täglichen Morgengebet verwünscht; darum

haben sie die ganze fatale Geschichte verfälscht und nach Mesopotamien verlegt. Zur Erinnerung an diese Schlacht und aus keinem andern Grunde feiern die Germanen das Weihnachtsfest. Jetzt wissen sie wieder, warum. Die nordischen Krieger haben bis in die christliche Zeit bei dem abgehackten Kopf eines Ebers Schwüre und Gelübde abgelegt. „Wie furchtbar muß es da zugegangen sein, wenn solche Sitten sich so lange erhalten haben." Der Herr Verfasser hat Recht; solche Schweinsköpfe, oft mit einer Zitrone im Maul wahrscheinlich als Zeichen der Trauer, kann man heute noch in echt germanischen Schlächterläden sehen.

Der Wiederentdecker des Paradieses beherrscht über sechzigtausend Jahre Weltgeschichte, die ausschließlich der germanischen Kultur gehören; einmal versichert er sogar, daß er über achthunderttausend Jahre zurück sehen könne. Nach seiner sichern Kenntnis sind vor hundertfünfundsechzigtausend Jahren die polynesischen Inseln von Germanen kolonisiert worden. Es bleibt abzuwarten, welche Ansprüche unsre Völkischen, die das Buch mit Begeisterung lesen werden, aus dieser Tatsache zu folgern entschlossen sind. In einer Hinsicht werden sie zu staunen haben und umlernen müssen. Ihr Wotan ist nicht echt, ist ein aztekisch-ebräischer Götze, den diese Gauner für den alten Germanengott Thor eingeschwindelt haben. „So grüße mir Walhall, grüße mir Wotan, grüß mir die wähligen Wunschmädchen all!" Die Walküren waren also Judenmädchen. Das mußte Richard Wagner passieren! Oder hat der auch gefälscht? Wie Homer geschwindelt hat, als er Troja, das auch in Mecklenburg stand, nach Kleinasien verlegte. Dreht doch den Namen Homer um, dann habt Ihr Remo, also wieder einen Römer. Immer die Jesuiten und die Ebräer. Nun heißt der Dichter, der auch sicherlich nicht blind gewesen ist, im Griechischen aber Homeros. Herr von Wendrin leitet das Wort Griechen von Krieg ab. Die hießen aber erst Achaier, dann Hellenen, bevor wir aus dem lateinischen Graeci unsre Griechen machten. Jeder Autor darf so ignorant oder so leichtfertig sein, wie er will. Aber der Verlag Georg Westermann, der dieses Buch in Blau und Gold gebunden hat, muß doch einen Lektor haben, der die Tertia besucht hat, man bekommt ja schon einen Doktor für fünfundsechzig Mark monatlich. In einer Zeit, wo die Lächerlichkeit nicht nur nicht tötet, sondern erst recht lebendig macht, wird man auch diesen Unsinn ernst nehmen, mindestens soweit das Hakenkreuz über die sogenannten Geister herrscht. Wenn die deutschen Verleger auch ideell gewertet sein wollen, so muß hier die Frage nach der Verantwortlichkeit gestellt werden.

Ich behaupte, daß Herr von Wendrin, wie sein Name beweist, Slave, also „niederrassig" ist. Ich behaupte ferner, daß er Ebräer ist, da es Mitbürger mosaischen Glaubens gibt, die sich Wendrin oder Wendriner nennen. Ich fasse zusammen, daß Herr von Wendrin Ostjude, also doppelt niederrassig ist, und verspreche den Beweis zu führen, wenn er mir gestattet, seine eigne Logik dazu anzuwenden. Ich biete das Manuscript dem Verlag Georg Westermann an, ich verlange denselben Einband blau mit Gold, als Titelbild statt des reitenden Kriegers einen Schweinskopf mit Zitrone.

Wanderer von Anna Simon

Wanderer durch ruhlose Gassen
Trifft es mich morgens an:
Kreuzquer und rundgebogen,
Getürmt, von Licht umzogen,
Dächerts zu Wolken heran.

Wanderer durch schlanke Straßen
Seh abends ich heraus:
Plätze umwunden von Schatten,
Ein körperhaftes Ermatten
Umsteht zag Land und Haus.

Wanderer noch trifft die Nacht mich:
Köstlichster Aethertraum!
Sammtschwarz hat eingezogen
Profile, Härten und Bogen.
Sternstill nun wacht der Raum.

Zeitbilder von Hans von Zwehl

Die deutsche Not

Die Schweizerhilfe ist eine Einrichtung der Menschlichkeit. Wie so manche andern Eidgenossen tut das kalvinistische Ehepaar Andreas Kugler im Kanton Basel das Seine, um zu verhindern, daß der deutsche Reichtum das deutsche Elend vermehre. Zwei deutsche Kinder werden bei ihnen aufgenommen und gut gepflegt. Diese Knaben sind zwar aus Plauen — aber das kann vorkommen. Diese Knaben sind zwar gar nicht herzig, sondern recht ungezogen — aber auch das kann vorkommen. Nach sechs schrecklichen Wochen verzichtet das Kantonsehepaar auf das Liebeswerk und beschließt, die Sprößlinge zurückzuschicken, zu welchem Zweck an die deutsche Heimatbehörde geschrieben wird.

Bis dahin lag noch nichts Außergewöhnliches vor. Alles Das konnte vorkommen.

Dann allerdings lief die Antwort der Heimatbehörde ein. Diese schrieb, dem Ersuchen der ausländischen Gastgeber könne leider zur Zeit nur schwer entsprochen werden. Das Haus der Eltern sei verschlossen, die Eltern seien verreist.

Die Eltern waren in Sankt Moritz.

Die nationalen Hunde

Die Franzosen, diese Sadisten, fuhren in der großen Zeit des passiven Widerstandes in den Dörfern des Ruhrgebiets herum und gaben aus den Feldküchen Essen an die Besitzlosen ab. Es muß, auf die Gefahr einer Landesverratsanklage hin, gesagt werden, daß die Franzosen ihre Suppen noch nicht einmal vergiftet hatten. Aus diesem Grunde gab es denn auch viele Greise und junge Bedürftige, die sich Bouillon beim Erbfeind holten, statt mit einem Hurra auf den Lippen in ewigen Hunger zu versinken.

Westfalens Kommerzienräten, die mit der allgemeinen Tell-Epidemie besonders rütliiert waren, paßte das gar nicht. Diese Form der Ruhrhilfe — sie waren eine ganz andre gewöhnt — erschien ihnen als nationale Schande. Besonders einer von ihnen, einer der Hauptdiskontfähigen, tobte.

Bis man grade diesem nachwies, daß auch er Futter vom welschen Küchenwagen bezogen hatte:

Zwar nicht für sich. Jedoch für seine Hunde.

Der Trommler

Der nationalsozialistische Trommler hatte das ganze Land aufgerührt. Die völkische Trommel schlug er so gewaltig, daß der Sieg der Arisch-Barbarischen schon fast vollendet schien. Alljuda erbebte, und jeder gutgesinnte Bürger begann, eine Windjacke zu tragen. Es war wiederum eine Lust zu leben und ein Geschäft dazu. Besonders für die Windjackenfabrikanten.

Aber in diese herrliche Vorbereitungszeit platzte, wenn man so sagen darf, ein neuer Dolchstoß der giftig geschwollenen Juden hinein. Jüdischer List gelang, der Trommel des Helden, als dieser grade von den Anstrengungen eines Nationalkommerses des münchner Waffenrings ausschlief, sich zu bemächtigen und ein großes Loch mitten hinein zu bohren, mitten hinein in dies grandiose und festgespannte Rund, auf dem so oft die Gedanken hoher teutonischer Zukunft gewirbelt und geweissagt hatten.

Als Dieses geschehen war, beabsichtigte der Himmel, sich zu verdunkeln. Aber es ging nicht; denn die feige Tat war in stockdunkler Nacht verübt worden.

Da ließ der heldische Trommler, wie weiland der große Kaiser Nero, als er die jüdischen Wanderapostel verfolgte, Fackeln anzünden in der Nacht und alles jüdische Leben, dessen er habhaft werden konnte, zusammenbringen. Es dauerte lange, bis er glaubte, genügend Volkes beisammen zu haben; seine Statistik nämlich stimmte nicht ganz. Als er endlich doch befriedigt war von dem Anblick, ließ er alles Gebein in Ketten werfen und fürchterliche Qualen androhen. Dem Aeltesten der Gemeinde aber befahl er, den Attentäter auszuliefern: widrigenfalls würde die Trommel neu tapeziert werden und zwar mit dem Stoff der verehrlichen Kehrseite besagten Greises.

Da erwiderte der Aelteste, ein verehrungswürdiger und schriftgelehrter Mann: der Herr Hitler möge verzeihen, aber da sei auch schon ein Loch drin.

So spricht jahrtausendalte Weisheit stets die Wahrheit aus, die die stürmische deutschnationale Jugend gefälligst in Augenschein nehmen möge.

Soziologie der Masse

Was die S.P.D. anbelangt, so kommt denjenigen Volks- und Parteiwirten, die sich über die Ursachen des Stimmenrückgangs noch nicht im Klaren sind, sicherlich folgende Dissertation wie gerufen:

In den glorreichsten Zeiten brachte die sozialdemokratische Wählerschaft, sagen wir, 10 Millionen Stimmen auf.

Von den Wählern sind erfahrungsgemäß organisiert 10 Prozent, macht 1 Million. Und davon wieder auf der Höhe 50 Prozent, macht 500 000.

Davon sind Abonnenten der Parteipresse 10 Prozent, macht 50 000.

Die Partei-Presse lesen mit Genuß 50 Prozent, macht 25 000. Und mit Verstand $33^1/_3$ Prozent, macht 15 000.

Von diesen besucht erfahrungsgemäß die Versammlungen ein Drittel, macht 5000.

Diese 5000 Edelsozialisten sind die Oberpräsidenten, Polizeipräsidenten, Oberbürgermeister, Oberpriester und Diejenigen, die es, im Lande der uneingeschränkten Freiheit des zivilen Ausnahmezustands, gerne werden möchten.

Solchermaßen wird die kranke Zeit geheilt. Und weil dem so ist, daher der Stimmenrückgang der revolutionären Partei, welchselbiger wir angehören.

Rudolf Steiner in Paris von Ignaz Wrobel

Abrakadabra kadibar kadabra —
Palle — palle! Muff! Muff! Muff!
Zauberer in einem Kindertheater

Rudolf Steiner, der Jesus Christus des kleinen Mannes, ist in Paris gewesen und hat hier einen Vortrag gehalten. Es war eine streng geschlossene Gesellschaft, man hatte mich nicht eingeladen, und so hatte ich Gelegenheit, den Ausführungen Herrn Steiners zu lauschen.

Mit Paris hatte die Veranstaltung nicht allzuviel zu tun. Sie fand im Saal einer hiesigen wissenschaftlichen Gesellschaft statt, die nur die Räume, nicht die Wissenschaftlichkeit dazu gegeben hatte, und sie war in der Hauptsache von jenem ein wenig internationalen Mischmasch verbogener Menschen besucht, die ihr Manko auf Steiner abgewälzt haben: wenn aber Eine den Geliebten nicht bekommen kann, Einer gekündigt, Einer überhaupt unbefriedigt ist, so ist das noch kein Grund, in der Philosophie umherzuschludern.

Steiner trat auf. Der erste Eindruck: Klöpfer als Tartuffe. Auch eine gewisse Aehnlichkeit mit Alfred Abel ist da — aber ohne dessen schönes Auge. Im Ganzen sieht Steiner aus wie ein aus den Werken Wilhelm Buschs entlaufener Jesuit: Bauernschädel, gefalteter Komödiantenmund, Augen, die sich beim Sprechen nervös schließen und nur manchmal — in ff. Dämonie — die Zuschauer ansehen. Man hatte mir gesagt, daß ganze Nationen diesem Zauber unterliegen.

Ich habe so etwas von einem unüberzeugten Menschen überhaupt noch nicht gesehen. Die ganze Dauer des Vortrages hindurch ging mir das nicht aus dem Kopf: Aber Der glaubt sich ja kein Wort von dem, was er da spricht! (Und da tut er auch recht daran.)

Der Prophet sprach deutsch. Nach je zehn Minuten pausierte er, und dann übersetzte Jules Sauerwein vom ‚Matin' Das, was er gesagt hatte, ins Französische, übrigens ausgezeichnet.

Das Ganze war ausdrücklich als einleitender Vortrag angesagt, ich kann also verlangen, daß ich bei einigermaßen gutem Willen zum mindesten verstehe, was da vorgetragen wird. Es ergab sich, aus dem verblasenen und in mißverstandener Terminologie abgefaßten Zeug herausgeschält, Dies:

Der Mensch ist imstande, durch schärfste Konzentration zu drei Stufen der Erkenntnis vorzudringen: zu der imaginären, der

inspirierten und der intuitiven. Nun wäre der Spott über die menschliche Unbeholfenheit, von diesen Dingen zu Neulingen klar zu sprechen, sehr billig — ich weiß, wie schwer es ist, einem Blinden klar zu machen, was das bedeutet: violett. Und da gibt es nur ein Kriterium dafür, ob Jemand die Wahrheit sagt oder schwindelt: das ist die kristallklare Selbstüberzeugtheit.

Nichts davon.

Sein Gerede wimmelte von Fehlern: ob ein Bügeleisen wirklich heiß oder nur „eingebildet heiß" sei, zeige das Leben. Das ist falsch. Schon Charcot hat herausgefunden, daß Hysterische sich am kalten Eisen „wirklich" verbrennen, und daß diese Empfindungen rein subjektiv sind. Wenns mulmig wurde, rettete sich Steiner in diese unendlichen Kopula, über die schon Schopenhauer so wettern konnte: das Fühlen, das Denken, das Wollen — das „Seelisch-Geistige", das Sein. Je größer der Begriff, desto kleiner bekanntlich sein Inhalt — und er hantierte mit Riesenbegriffen. Man sagt, Herr Steiner sei Autodidakt. Als man dem sehr witzigen Professor Bonhoeffer in Berlin das einmal von einem Kollegen berichtete, sagte er: „Dann hat er einen sehr schlechten Lehrer gehabt —!"

Und der Dreigegliederte redete und redete. Und Sauerwein übersetzte und übersetzte. Aber es half ihnen nichts. Dieses wolkige Zeug ist nun gar nichts für die raisonablen Franzosen, die grade in der Philosophie eine außerordentlich klare und präzise Ausdrucksweise lieben (daher sie selbst für die echten Mystiker wie Angelus Silesius nicht viel übrig haben). Neben mir saß ein alter Herr mit den vernünftigen, braunen Augen des gebildeten Franzosen: sie tränten ihm — so litt er unter der Schläfrigkeit. Die Zuhörer schliefen reihenweise ein; daß sie nicht an Langerweile zugrunde gingen, lag wohl an den wohltätigen Folgen weißer Magie.

Immer, wenn übersetzt wurde, dachte ich über diesen Menschen nach. Was für eine Zeit —! Ein Kerl etwa wie ein armer Schauspieler, der sommersabend zu Warnemünde, wenns regnet, im Kurhaus eine „Réunion" gibt, Alles aus zweiter Hand, ärmlich, schlecht stilisiert . . . und das hat Anhänger —! Wie groß muß die Sehnsucht in den Massen sein, die verloren gegangene Religion zu ersetzen! Welche Zeit —!

Sein „Steinereanum" in der Schweiz haben sie ihm in Brand gesteckt, eine Tat, die durchaus widerwärtig ist. Es soll ein edler, kuppelgekrönter Bau gewesen sein, der wirkte wie aus Stein. Er war aber aus Holz und Gips, wie die ganze Lehre.

Der Redner eilte zum Schluß und schwoll mächtig an. Wenns auf der Operettenbühne laut wird, weiß man: Das Finale naht. Auch hier nahte es mit gar mächtigem Getön und einer falsch psalmodierenden Predigerstimme, die keinen Komödianten lehren konnte. Man war versucht, zu rufen: Danke — ich kaufe nichts.

Der Redner hatte geendet. Mäßiger Beifall pritschelte. Auch zu Anfang waren nur zwei Reihen Unentwegter ehrfürchtig bei seinem Nahen aufgestanden, wie vor einem Gott oder einem besiegten General.

Und nur eines kann ich nicht verstehen, wenn ich die Figur dieses Menschen betrachte, der mit Hartleben herumgesoffen hat,

und von dem man sagt, er habe in diesen fröhlichen Kneipnächten die Figur des „Serinissimus“ erfunden —:

Christian Morgenstern liebte ihn. Dieser feine, gütige, hohe und tiefe Geist liebte Rudolf Steiner. War das Weltfremdheit? Ist dennoch wirklich etwas hinter dem Gerede dieses unüberzeugten, unsereinen nicht überzeugenden, geschwollenen Predigers? Spricht das gegen Morgenstern? Für Steiner? Ich weiß es nicht.

Chaplin von Alfred Polgar

Über Chaplins Wesen und Wirkung las ich sehr viele geistreiche Erklärungen. Auf seinem blühenden Ruhm sitzen die Schwärme der Literaten und lassen ihre Rüssel spielen.

So erfuhr man, daß Chaplin ein Anwalt der Unterdrückten sei, ein Spieler sozialer Absichten, ein symbolhafter Kämpfer wider Tücken des Objekts, ein Protestler gegen Welt-Ungerechtigkeit. Man erfuhr von dem ethischen Prinzip, das er mit seinen vertretenen, übergroßen Schuhen vertrete, und von der tiefen Philosophie seines o-beinigen Watschelganges.

Aber all die trübe literarische Tunke wird uns den kostbaren Bissen nicht verekeln.

An Chaplins quellkalter, elementarer, absoluter Komik scheitern kläglich die Mühen der Nachdenklichen, den liebenswerten Mann zu sentimentalisieren.

Es ist nicht wahr, daß er als Heiland herumhatscht. Sein Humor hat vielmehr ein sehr stark ausgeprägte, erquickliche Bosheits-Komponente. Er ist ein lieb- und arglos blickender Lausbub, ein Freche-Streiche-Spieler, ein mit allen Salben geschmierter Quälgeist der Nicht-Geschmierten, ein schonungsloser Ausnützer fremder Schwäche, Ungeschicklichkeit und Schwere. Er ist ein genialer Exzentrik mit Max-und-Moritz-Phantasie, die keine Gelegenheit vorübergehen läßt, sich Schadenfreude zu bereiten. Chaplins rastloser Leib stört den Frieden, und seine rastlose Seele verneint das Idyll. Er hat die Neugier, die Spring-, Spiel- und Rauflust eines jungen Hundes, ein weiches Herz und eine harte Faust, die beide ihn zu Abenteuern locken. Er ist zweifaches Opfer der Verführungen seines sanften Gemüts und seiner impertinenten Muskeln.

Es ist gleich, ob er Gutes oder Schlechtes tut, denn über aller moralischen Wertung dessen, was er tut, steht die geistige und körperliche Behendigkeit, mit der er es tut. Er ist ein Turner, Läufer, Boxer von bezaubernder Elastizität. Entsinnt Ihr euch, wie er dasitzt, in dem Film ‚Die Heilquelle‘, dem dicken, aufgeregten Masseur die Patienten schinden zusieht, mit Augen, welche sagen: O mein Lieber, mich wirst du nicht so massieren, mich nicht! Sein Mangel an Wehleidigkeit ist groß, ob es sich um eignes oder um fremdes Weh handelt.

Es ist nicht wahr, daß an ihm Tücke des Objekts sich auslebt. Sie wird reichlich paralysiert durch Tücke des Subjekts. Wenn er, als Versatzamt-Beamter, die Uhr, die ihm der arme Teufel reichte, ohne Grund und Notwendigkeit in ein Chaos ihrer Bestandteile löst und dann den Armen mit zerstörter Sache

abziehen läßt (nebenbei: ein herrliches Sinnbild für die psychoanalytische Therapie) . . . in solchem Humor steckt kein Atom Güte, eher ein paar Atome Roheit. Wodurch wirkt er doch so erquickend? Durch die triumphierende, strahlende Sinnlosigkeit seines Tuns.

Und hier steckt der eigentlichste Kern von Chaplins sieghafter Komik. Seine Schlapfen, sein Watschelgang, sein viel zu kleiner Strohhut, sein Schnurrbart, der nur die Hälfte der Oberlippe deckt . . . welche Bedeutung haben sie?

Meiner bescheidenen Meinung nach: gar keine. Das ist ihre tiefe Bedeutung. In ihrer Sinnlosigkeit ruht ihr Sinn.

Daß diese Dinge ohne Grund und Zweck sind, gibt ihrem Sein die nicht zu erschütternde Rechtfertigung. Daß sie keine logische Herkunft haben, ist ihr göttlicher Adelsbrief, gewährleistend unanfechtbare Souveränität. Daß sie gar keine Absicht haben, als zu sein, wie sie sind: darin steckt ihre profunde, komische Absicht. In dem Justamentigen von Chaplins Erscheinung, in dem absolut objektlosen Widerspruch, den sie darstellt, liegt ihr fröhlicher Zauber.

Ich vermisse unter den pathetischen Kommentaren zu Chaplin die schlichte Feststellung, daß er ein großer Komiker ist, das heißt: ein Befreier, ein Lockerer der moralischen, logischen und mechanischen Zusammenhänge, in die der sogenannte ernste Mensch sich heillos verstrickt weiß.

Nur die Ruhe . . . von Theobald Tiger

Wenn diese dürren Bambusrohre blühen,
Und wenn die Schwalben in den Bienen nisten,
Wenn dieser Stein das Schwimmen je erlernt —
Mags möglich sein, vielleicht, daß ich dich liebe!
Amuru

Wenn ein Beamter einmal höflich ist,
und wenn die Deutschen keine Titel tragen,
wenn Redakteure dicke Gelder kriegen —
mags möglich sein, vielleicht, daß ich dich liebe!

Wenn Kinohelden nicht in Fräcken weinen,
und wenn die Edschmids nicht mit Weibern protzen,
wenn Paul Cassirer immer billiger wird —
mags möglich sein, vielleicht, daß ich dich liebe!

Wenn unsre Richter wie die Menschen richten,
und wenn Herr Geßler merkt, was um ihn vorgeht,
wenn Ebert sich besinnt, was er gewesen —
mags möglich sein, vielleicht, daß ich dich liebe!

Mags möglich sein, vielleicht, daß ich dich liebe . . .
Doch bis das Land den Anschluß wiederfindet
an Welt, Vernunft und an die Kontinente —:
Hält Stresemann noch manche wilde Rede,
fällt um die S.P.D. noch manches Mal,
verliert so manche Jungfrau manche Sachen,
brüllt mancher deutsche Mann: „Wir waren nicht schuld —!"
Drum hab geliebtes Wesen, bis Ermatten
erfolgt, das, was die preußischen Soldaten hatten:
Geduld.

Provokation von Morus

Der Eintritt in den Völkerbund

Wilhelm Marx, der achte Kanzler der deutschen Republik, hatte bisher vor allen seinen Vorgängern, den Joseph Wirth nicht ausgenommen, einen großen Vorsprung: er hat, weiß Gott, keine Genietaten vollbracht, aber er hat das in Deutschland so seltene Talent, keine groben Schnitzer zu machen. Diese Himmelsgabe ist jetzt dem braven Zentrumsmann abhanden gekommen. Das Interview, das er dem Berichterstatter des ‚Daily Telegraph' gegeben hat, oder für das er doch verantwortlich zeichnet, ist das Katastrophalste, was seit langem auf dem Gebiet der Außenpolitik in Deutschland geleistet worden ist.

In dem Augenblick, wo der englische Premierminister im Unterhaus Deutschland in aller Form auffordert, seinen Eintritt in den Völkerbund zu beantragen, wo der französische Ministerpräsident „Ausbau der Völkerbundspolitik" auf seine Fahne schreibt und ebenfalls verkündigt, daß er Deutschlands Eintritt in den Völkerbund für notwendig hält, erklärt der deutsche Reichskanzler, „daß die Frage des Eintritts Deutschlands in den Völkerbund noch nicht reif für die Diskussion" sei. Ehe Deutschland sich herbeiläßt, nach Genf zu gehen, müßten eine Reihe von Bedingungen erfüllt werden. Der Völkerbund müßte vorher allen Nationen einschließlich Rußland seine Tore öffnen. Außerdem müßte Deutschland gleich an der Tür ein Sitz im Völkerbundsrat überreicht werden.

Aber auch das genügt noch nicht. „Die organisatorischen und tatsächlichen Mängel des gegenwärtigen Völkerbundes sind derartig, daß die deutsche Regierung in dem Völkerbund nicht einmal eine Annäherung an die eignen Ideale zu erblicken vermag. Aus diesem Grunde beeilt sich die Regierung keineswegs, dem Genfer Völkerbunde beizutreten." Das sagt weder ein berufsmäßiger Agent provocateur noch Graf Reventlow oder Graf Westarp — nein. Die würden, wollten sie nicht morgen England oder Frankreich den Krieg erklären, deren Staatsleiter nicht so vor den Kopf stoßen. Nein, das sagt ein Mann, der Verständigungspolitik treiben will. Der weiß, daß in Kürze vielleicht schon der Völkerbund die Kontrolle über die deutsche Abrüstung und über das Ruhrgebiet erhält, daß in der Hand des Völkerbunds heute bereits das Schicksal des Saargebiets und der Deutschen in den Grenzländern liegt.

Aber hat er es gesagt? Oder ist dieses unheilvolle Interview ein Privaterzeugnis des A.A.? Fast scheint es so. Man weiß, daß Dr. Stresemann, seitdem er in der Wilhelmstraße residiert, zu den „Ablehnern" des Völkerbundes gehört, daß der eigentliche Machthaber im Auswärtigen Amt, der Freiherr von Maltzan, ein Gegner des Völkerbundes, und daß der Referent für Völkerbundspolitik, der Legationsrat von Bülow, ein offenkundiger Feind von Genf ist. Es ist einigermaßen bezeichnend für die freundlichen Zustände, die unter der Aegide des Herrn von Maltzan im A.A. herrschen, daß die Abteilung „Völkerbund" von demselben Mann geleitet wird, der ein regelrechtes Pamphlet gegen den Völkerbund geschrieben hat, ein Tendenzbuch mit groben Entstellungen und Beschimpfungen — und dieses abgestempelt als die Arbeit des amtlichen deutschen Fachreferenten. Man-

ches spricht dafür, daß auch das Interview aus der Feder des Herrn von Bülow stammt. Das wäre aber selbstverständlich keine Entlastung für Stresemann und erst recht nicht für Marx, der solch unverantwortliches Zeug mit seinem Namen deckt. Deutschland hat in diesen Wochen außenpolitisch Gewinnchancen wie seit Jahren nicht mehr. Wenn die Regierung Marx in diesem Stil weiterarbeitet, wird sie bald einen neuen Ruhrkrieg verloren haben.

Borsig und MacDonald

Ein genaues Gegenstück zu diesem Lapsus der Wilhelm-Straße hat jetzt einer der führenden deutschen Industriellen sich geleistet. Geheimrat Ernst von Borsig, der Vorsitzende der Vereinigung Deutscher Arbeitgeber, kündigt in der Zeitschrift ‚Der Arbeitgeber' den Gewerkschaften den Kampf an. Er erklärt mit der ihm eignen sympathischen Gradheit, ohne die Mätzchen, die Sorge und Bücher in solchen Fällen zu machen pflegen, daß die „deutschen Arbeitgeber kaum noch etwas mit ihnen zu verhandeln" haben, wenn sie nicht in der Arbeitszeitfrage, in der Tarif- und Schlichtungspolitik zu Kreuze kriechen. Eine offne Kriegserklärung also. Nun gut, die Gewerkschaften wissen nun wenigstens, woran sie sind, und was sie in nächster Zeit zu erwarten haben.

Aber Herr von Borsig tut noch etwas Andres, und da hört auch bei ihm die Wahrheit auf. Er versucht es nämlich so darzustellen, als sei die Forderung nach dem Achtstundentag sozusagen eine Privatmarotte der deutschen Gewerkschaften, die in der ganzen Welt nicht ihresgleichen habe. „Wo bestand denn im Auslande", fragt Herr Borsig, „ein Achtstundentag in der Weise, wie er in Deutschland nach der Revolution, und wie er jetzt wieder von den Gewerkschaften vertreten wird?" Daß Frankreich, Polen, die Tschechoslowakei, Oesterreich, Rußland, Italien, die Schweiz den gesetzlichen Achtstundentag haben und zwar einen viel schematischern, als die deutschen Gewerkschaften ihn zur Zeit verlangen, ist dem Leiter der deutschen Arbeitgebervereinigung anscheinend unbekannt geblieben, oder seine volkswirtschaftlichen Syndici haben ihn, gegen mäßiges Honorar, darüber zweckdienlich unterrichtet. England braucht eigentlich nicht den gesetzlichen Achtstundentag, denn es hat ihn faktisch. Das große Geheimnis der englischen Wirtschaftsfreiheit besteht eben darin, daß dort die Unternehmer freiwillig tun, was ihnen wo anders erst par ordre de Mufti aufoktroyiert werden muß. Aber auch in England will MacDonald den Achtstundentag gesetzlich „verankern" und zwar, indem er das Washingtoner Abkommen, das die internationale Anerkennung des Achtstundentages verlangt, ratifizieren will. Nichts von seinem ganzen Regierungsprogramm — dessen kann man gewiß sein — liegt MacDonald so sehr am Herzen wie dieses sein altes Kampfziel. Und was erklärt Herr von Borsig dazu? „Was bedeutet MacDonalds Aufforderung an die Auslandsregierungen zur Ratifizierung des Washingtoner Abkommens anders als einen politischen Schachzug der englischen Arbeiterregierung? . . . Hat MacDonald im englischen Parlament selbst die Ratifikation etwa ernstlich betrieben?"

Und dann kommt der Knalleffekt: „Wer sich auf den Boden wirtschaftlicher Vernunft und nationaler Würde stellt, wird . . . jede

internationale Bindung wegen des Achtstundenarbeitstages ablehnen. Darauf kommt es an. Denn grade wird ja in Genf, auf der sechsten Internationalen Arbeitskonferenz über die Ratifizierung des internationalen Achtstundentagabkommens von Washington verhandelt. Daß der deutsche Arbeitgebervertreter Vogel dort Aehnliches erklärt wie Herr von Borsig in Berlin, nun: das versteht sich von selbst. Aber nicht viel Andres sagte auch der deutsche Regierungsvertreter Leymann in Genf: die deutsche Regierung ist außerstande, sich darüber zu äußern, wann sie die Zehnstundentagverordnung des Herrn Brauns aufheben oder abändern wird. „Sie muß sich vielmehr darin ihre volle Handlungsfreiheit vorbehalten." Internationale Kontrolle über die Arbeitszeit? „Indiskutabel". „Unerträglicher Eingriff in die Souveränität". So etwas hörte man wohl schon vor einem Vierteljahrhundert auf der Friedenskonferenz im Haag. Und auch das Echo ist das Gleiche: Deutschland will keine internationale Verständigung. Deutschland ist der Störenfried.

Der leitende deutsche Staatsminister wirft MacDonald vor, daß er Deutschland in Genf in eine Falle locken, der führende deutsche Industrielle wirft dem englischen Arbeiterführer vor, daß er die deutschen Arbeiter betrügen will, die deutsche Regierung lehnt internationale Bindungen über die wichtigste Arbeitsfrage ab. Man sollte doch wohl die Hitlerbanden rüsten lassen. Denn Schießen ist die einzige Art, wie Deutschland Politik zu machen versteht.

Kriegsanleihe und Reichsanleihe

Wie bestreite ich meine Badereise? Diese ernste Schicksalsfrage hat die Börse in durchaus glücklicher Weise gelöst. Man macht eine kleine Hausse, an der die weitesten Schichten des Publikums interessiert sind. Zum Beispiel in Kriegsanleihen. Ein paar Tage kräftige Käufe — die Summen, die dazu gehören, sind nicht so erheblich —: dann kauft das Publikum schon mit und nimmt einem die hochgetriebenen Papiere ab.

Es hätte eigentlich garnicht der Unterstützung durch die Reichsanleihe A.G. bedurft, um die Sache in Gang zu bringen. Aber es ist natürlich von Vorteil, wenn das Reich einem die ersten Kosten abnimmt. Das Reich hats ja schließlich dazu. Die Steuern fließen reichlich, und warum soll man nicht auch einmal etwas für die notleidende Börse tun? Daß man es nachher ableugnet — nun ja: schließlich darf man als Beamter der autonomen Reichsbank doch nicht ganz die alten Dementi-Traditionen verleugnen.

Nur dort, wo es außen- und währungspolitisch nützlich sein könnte, vergißt das Reich zu intervenieren. Zur gleichen Zeit, wo in Berlin die Kriegsanleihehausse von Reichs wegen durch Stresemann-Reden und Reichsbankkäufe inauguriert wird, sinkt in London die dreiprozentige Reichsanleihe, die dort an der Börse gehandelt wird, rapide, ohne daß in Berlin ein Hahn danach kräht. Zwar wäre es leicht, mit einigen Hunderttausend Mark wirksam zu intervenieren — aber es steht ja nur ein bißchen Vertrauen zu Deutschland auf dem Spiel, und wegen solch einer Lappalie wird man sich doch keine Unkosten machen.

Bemerkungen

Gesicht

Ein ziemlich gedrungener Kopf, keine allzu hohe Stirn, kühle kleine Augen, eine Nase, die gern trinkt, ein Mund, der kalt befiehlt, und eine unangenehme Zahnbürste, die den Schnurrbart macht: so sieht dieses Gesicht aus. Ein gut fundierter schwarzer Rock, eine mäßig geschlungene Krawatte mit einer Art Perle darin, ein immer sauberer Kragen — das ist auch noch zu sehen. Das Haar ist an den Ohren kurz geschnitten, militärisch kurz — der ganze Mann ist sicherlich sauber, putzt sich morgens die Fingernägel, rasiert sich oder läßt sich rasieren.

Schon als junger Mensch drängelte er sich, nicht allzu interessiert, durch die Türen der Kollegsäle; seine Mama sagte: „Hubert, wann kommst du heute nach Hause?" — und er gab nicht allzu freundlich Auskunft. Büffelte. Bestand Examina. Wurde aufgerufen: „Hubert soundso . . ." Und dann stand er auf, ein bißchen unterwürfig, ein bißchen angstvoll, nicht sehr aufgeregt, kalt eigentlich. Trat in den Staatsdienst, im Jahre . . ., bei . . ., rückte rasch auf.

Lange Vormittage mit schwierigen Aktenarbeiten, mit leeren Pausen, wo das Frühstück aus der Aktentasche genommen wurde — darin lag auch ein Brief, der ärgerlich war, und einer, der für den Abend eine kleine außerdienstliche Freude verhieß. Im übrigen: kalt bis ans Herz hinan. Ab und zu mal ein Buch gelesen, das nicht zur Sache gehörte — einmal Spengler versucht, dolles Zeugs —, mit der Briefschreiberin zu Hardts ‚Tantris' gegangen. Sehr poetisch. In der Pause: „Möglicherweise werde ich in diesen Tagen in die andre Abteilung versetzt. Na, Gott sei Dank . . ."

Im Kriege Kompagnieführer. Unerbittlich, kalt. Kalt wie zu den Kanzleidienern, die sich nicht wehren konnten, kalt zu den jungen Assessoren — „Habe das auch mal durchmachen müssen!" —, kalt zur Welt, kalt zu Gott. Verheiratet. Hat zwei Kinder. Liebt sie auf seine Weise. Lacht gern mal, abends, über einen dicken Witz, weiß noch drei Wirtinnenverse, die andern sind leider vergessen. Ist felsenfest von der Richtigkeit des Staatsgefüges, der Rechtsprechung, der Kirche und der allgemeinen sittlichen Grundlagen überzeugt. Hat auch weiter nicht darüber nachgedacht. Sieht gar nicht schlecht aus, wenn er am Schreibtisch sitzt und sich, beim Ordnen der vielen Aktenstücke, einmal kurz räuspert . . . Ist doch wer. Fühlt sich in völliger Harmonie mit Land, Majorität und Volksgemeinschaft. Liebt den preußischen Adel nicht übermäßig —: ist ihm unangenehm. Ist aber tadellos korrekt und höflich, durchaus kleiner Bürgerlicher, nach oben. Nach unten: selber Adel.

Repräsentiert. Macht Karriere. Wird wohl nächstens irgendein großes Tier werden, Gesandter, Ministerialdirektor, Staatssekretär, was weiß ich.

Kaspar Hauser

Memoiren eines Zuchthäuslers

Einen jungen Fleischergesellen, der Deutschland und die Schweiz durchwandert hat, treibt Abenteuerlust auf die See. Er wird Kartoffelschäler auf einem Dampfer des Norddeutschen Lloyd, der zwischen Bremerhaven und New York verkehrt. Auf seiner fünften Ueberfahrt wird er krank, kommt in ein newyorker Spital und wird erst entlassen, als der Dampfer den Hafen bereits verlassen hat. Er treibt sich hungernd im Hafen herum, wird dann Hausdiener in einem Boarding-House und schließlich Bauarbeiter. Mit den ersten ersparten Dollars begibt er sich, wandernd oder als Schwarzfahrer auf Güterzügen, nach dem Westen und landet in Chicago, wo er wieder eine Stellung als Hausdiener findet. Einige Monate später ist er auf einer Farm in Texas, als Cowboy. Dann geht er wieder zur See und kommt nach Ostasien, Japan, China, in alle Erdteile. In seiner kleinen rheinischen Vaterstadt läßt er sich einige Wochen als Weltreisender bestaunen. Dann geht es nach Australien. Er schuftet ein Jahr lang als Arbeiter in einer Konservenfabrik bei Sidney, bis er wieder zur See geht. Der Weltkrieg überrascht ihn und sein Schiff. Mit einigen Kameraden durchquert er Spanien, hält sich in Madrid als Gelegenheitsarbeiter auf und raubt gemeinsam mit den Kameraden, die nach Deutschland wollen, im Hafen von Barcelona einen alten Fischerkutter. Nach einer gefährlichen Fahrt von 29 Tagen erreicht er, ausgehungert und zerlumpt, den Hafen von Palermo, dessen Behörden ihn und die übrige Besatzung des Kutters ins Gefängnis stecken. Als er entlassen wird, fährt er nach Deutschland und wird in München Bahnhofskellner. Er schließt sich der sozialistischen Bewegung an, wird ein begeisterter Anhänger Eisners und kommt nach dem Umsturz in den münchner Arbeiterrat. Als Kurt Eisner ermordet wird, will er den Mord an Dem rächen, den er, wie viele Andre, für den intellektuellen Urheber hält. Er gibt auf Erhart Auer drei Schüsse ab, die den sozialdemokratischen Parteiführer verwunden und einen Major zufällig töten. Da ihn Freunde nach der Tat zur Flucht drängen, geht er nach Ungarn, wo grade die Kommunisten an die Macht kommen. Er wird in Budapest Organisator einer Deutschen Legion der Roten Armee. Als er im Auftrag der Regierung nach Wien fährt, fällt er an der Grenze in die Hände oesterreichischer Gendarmen. Nach langen Verhandlungen wird er unter der Bedingung, daß er nicht zum Tode verurteilt werden darf, an Bayern ausgeliefert. Er wird zu vierzehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Einige Tage später erhält der Mörder Kurt Eisners, als Nationalheld gefeiert, eine milde Festungsstrafe.

Im Zuchthaus von Straubing hat Alois Lindner, der Fleischergeselle, seine Lebenserinnerungen niedergeschrieben: ‚Abenteuerfahrten eines revolutionären Arbeiters‘ (Neuer Deutscher Verlag

zu Berlin W. 8). Sie sind im Druck erschienen, als er vier Jahre seiner Zuchthausstrafe verbüßt und die sanfte bayrische Regierung den Grafen Arco der Belästigung durch die Festungshaft auf dem Gnadenwege enthoben hatte.

Diese Erinnerungen sind ein interessantes Büchlein geworden, nicht allein wegen der Person des Verfassers. Der Fleischergeselle Lindner übertrumpft die meisten sogenannten Arbeiterdichter durch die Schlichtheit, mit der er Empfindungen eines Proletariers auszudrücken vermag. In diesem Büchlein steckt „Arbeiterseele". Die gibt ihm einen geradezu dokumentarischen Wert.

Der Verfasser hat noch zehn Jahre im Zuchthaus zu sitzen.

J. Steinborn

Nietzsche-Ersatz

„Sunt bona multa, sunt mediocrita multa, sunt mala multa", meint irgendwo der gute Martial. Theodor Lessings Buch: ‚Untergang der Erde am Geist' (Dritte Auflage von ‚Europa und Asien') gehört — in jeder Hinsicht und durchaus — zu den schlechten. (Der Verlag Dr. Wolf Albrecht Adam allerdings, dem es offensichtlich der buchhändlerische Erfolg des problematischen, aber bedeutenden Spengler angetan, ist andrer Meinung. Da liest man auf dem Waschzettel: „Die junge Generation diskutiert das Buch, wie die ältere Schopenhauer und Nietzsche las. Berufenste Beurteiler schrieben von diesem Buch: ‚Es bringt die Krisis des Christentums', ‚Es ist das Werk der Weltwende'." Also lobpreist W. A. Adam dieses — „edelste Geschenkwerk"!).

Nicht, daß man daraus nun gar nichts lernen könnte. Der Verfasser hat viel gelesen, fleißig exzerpiert und bei der Beschäftigung des Kompilierens ist ihm sogar manchmal etwas eingefallen; lehrreich sind vor allem die Zitate, und ich danke Lessing die Kenntnis des Buddhistischen Gebetes: „Mögen heute alle Wesen schmerzfrei sein" — wahrlich „der Erde schönstes Gebet".

Aber: Lessing will ins Weite wirken — und ihm fehlt es an Talent. Er will Sinndeuter und Wertesetzer sein — und ihm fehlt das Erlebnis der Rangordnung der Werte, er konstruiert. Lessing ist „Mimet" (im Sinne des geistvollen Julius Schultz, dessen Buch: ‚Die Philosophie am Scheidewege' hier empfohlen sei!); jedoch Kunst kommt, nach dem von Lessing perhorreszierten Schopenhauer, von Können her, und Lessing — kann nicht.

Halbes Wissen, falsches Wissen, ad usum populi zurechtgestutztes Wissen verwirrt den Halbgebildeten und genügt dem Gebildeten nicht. Da lobe ich mir die soliden gelehrten Folianten alten Stils; da lese ich doch noch lieber Curtius und Roscher oder selbst die Soden, Rau und Schmalz. (Geben die auch „Sand ohne Kalk", so ist der Sand doch mehr oder minder goldhaltig — bei Lessing aber ist Alles eitel Schaumschlägerei.)

Belege? Auf jeder Seite fast wären sie zu finden. Ob Lessing nun vom „Giftzahn" der Riesenschlangen erschröcklich gruselige Geschichten erzählt oder, nach einer geschmacklos-wehleidigen Schilderung des japanischen Erdbebens vom September 1923 (Aktualität ist ja auch ein Verdienst) zu bemerken sich bemüßigt fühlt:

„So wehren sich die Dämonen! Aber ihre Macht ist dahin. Die Kultur marschiert, und bald siegt auch in Asien der bleiche Gott" — überall wird seine Inferiorität offenbar. Schreiben Sie eigentlich Romane? hätte Max Weber gefragt. Eins steht fest: an Aufgaben, wie Lessing sie in Angriff nimmt, dürften nur die erlesensten und größten, die lebendigsten, freisten und dabei geschultesten Geister ihres Jahrhunderts sich wagen. Lessings Werk ist die reine Blasphemie; es ist gradezu grotesk, daß so etwas in dieser „Aufmachung" auf den Büchermarkt geworfen wird — in einer Zeit, in einem Lande, wo schöpferische junge Menschen um ihre nackte Existenz ringen.

Wie der Inhalt, so die Form. Die Sprache ist miserabel, holperig, oft verlottert und stümperhaft. Unnötige Inversionen, Umstellungen ganzer Satzteile sollen Simples künstlich komplizieren und so in naiven Gemütern den erhabenen Eindruck erwecken helfen, den Lessing zu seinem Erfolge braucht. Verstöße gegen die Grammatik sind nicht selten — hat Lessing zu lange Sanskrit studiert, da er die deutsche Sprache so verlernt hat? Oder hat er sie nie beherrscht?

Man lese dagegen etwa das Werk auch eines „Bönhasen der Wissenschaft": Leopold Zieglers ‚Gestaltwandel der Götter' (bei S. Fischer erschienen). Auch Ziegler gibt sich priesterhaft feierlich und oft zu esoterisch, zu pomphaft, zu preziös — aber: Ziegler ist ein ganzer Kerl, ein selbstdenkender Mensch, der uns weiterbringt. Sein Werk bedeutet im Ganzen doch ein Erlebnis.

Bei Lessing aber ist Alles Ressentiment. Seine Tabellen, die Aufzeichnungen etwa der um 1900 gemachten Erfindungen: „Grammophon, Kino, Röntgenstrahlen, Radiumemanation, Umwandlung der Sonnenwärme . . . Einsetzen der Erdvernichtungstechnik: Lyddit, Dynamit, Ekrasit, Giftgase, Stinkbomben . . ." — sowas paßt ganz harmonisch ins „System des harmonischen Weltalls" jenes köstlichen A. E. (und irre ich nicht, so hat bei Abfassung besagter Tabelle in der Tat F. Th. Vischer Pate gestanden): es paßt nicht in eine schwer - ernste, geschichtsphilosophisch sein sollende Gesamtbetrachtung, die auf hohem Kothurn gravitätisch daherschreitet. Das Buch gibt keine Synthese, nicht einmal eine „Waschzettel-Synthese", es enthält: schlecht stilisierte Gefühlsausbrüche Eines, der die Welt (und sicherlich ganz mit Recht) detestabel findet, und der zu unbedeutend ist, um ihr (und sich selbst) helfen zu können.

Diesem Herrn Professor fehlt das befreiende Lachen, jene kühle Skepsis, die nur Ueberlegenheit gewährt. Das Buch bliebe, auch besser gearbeitet, spießig. Es imponierte auch in besserer Gestaltung Dem nicht, der weiß, welche Begabungen, hic et nunc, an der Arbeit sind. Das ölige Zeug, das man uns da vorsetzt,

vertragen wir nicht mehr. Wer Kulturkritik will, lese Sir Galahads ‚Kegelschnitte Gottes'; wer politische Soziologie will, lese Kurt Hillers ‚Logokratie'; wer ethische Pädagogik will, lese eine neuerschienene prachtvolle kleine Schrift W. A. Berendsons: ‚Erdgebundene Sittlichkeit' (deren Verfasser, Privatdozent für Philosophie, wiederum beweist, daß man „Geist" haben und doch Mensch sein kann); wer den Kunstbetrieb gereinigt wissen will, lese Gerhart Pohls wie gehämmertes Manifest: ‚Symbol: Oberammergau'. Wer von alledem nichts will, lese Herrn Theodor Lessing.

Kurt Zarek

Das Schwalbenbuch

Aus dem bayrischen Kerker geht (mit Hilfe des Verlags Gustav Kiepenheuer in Potsdam) dieses Buch friedlicher Beglückung zu den „freien" Menschen. Aber sie sind die wahrhaft Gefesselten, gekrümmt in Krampf und Qual, Geschimpf und Geschelt, und der sie löst, ist dieser friedvolle, gütige Mensch Ernst Toller, der nach fünf Jahren gnadenloser Gefangenschaft in diesem Sommer zum Licht zurückkehren soll. Doch in den Traumtiefen seiner trunkenen Seele, die sich „den Sternen, den Steinen, den Stürmen tiefer verbunden fühlt als jeglicher Menschlichkeit", würde er seine Brüder verachten: „Alle, alle Erdenschänder! Muttermörder! Sternenräuber!", wirkte nicht das geheime Gesetz der Teilnahme in ihm: „Aber draußen kämpfen die Brüder". Ein Buch voll friedlicher Freude und grauenvoller Erkenntnis: „Was lebt, mordet." Wer an den innern Aufstieg dieses „revolutionären" Dichters im ‚Entfesselten Wotan' und im ‚Hinkemann' nicht glauben konnte, findet hier eine neue Hoffnung erfüllt. Der demütige Stolz des Schöpfers bleibt in dem Gedanken: „Ich habe gelernt, andächtig zu werden vor euerm unnennbaren Tiersein."

Alfons Steiniger

Der Deutsche im Teeraum

Mensch, und es war ein ganz kleiner Affenstall, ganz voll, und so heiß, und alle Leute plapperten und klapperten und nippten an diesen Vogelnäpfen, aus denen es Tee zu trinken gab, und dann so kleine Mürbekuchen, keine richtige Torte und keine Schlagsahne — fürchterlich! Mein Debut begann damit, daß ich erst mal einen ganzen Tisch beim Hereinkommen umriß, die Teller rasselten, die Tassen rollten, der Tee floß . . . Ich entschuldigte mich, und es ging mir wie dem Magister bei Goethe, der bei der Verbeugung mit dem Hintern immer wieder Neues umwirft. Ach, es war schrecklich!

Es waren furchtbar feine Leute. Langweilen dich feine Leute auch

so sehr? Sie sind gleich, auf der ganzen Erde — und von einem ehrfurchtgebietenden Stumpfsinn. Sie saßen da und bröselten mit den Kuchen und rührten mit den Löffelchen in den Tasselchen. Ganz besonders habe ich ja Amerikanerinnen gefressen. Junge, diese alten, ledergegerbten Gestelle, grell angezogen, geputzt, aufgedonnert ... Ich weiß, daß diese Exportware minderwertig ist — aber, weißt du, da lachen sie so viel über unsre deutschen Jägerhemdreisenden: diese da sind ja mindestens ebenso schlimm. Nein, sie sind noch viel grauenvoller. Unsre Leute sind doch noch manchmal — manchmal! — naiv. So eine kleine sächsische Lehrerin mag sich ja mitunter recht komisch ausnehmen, und sehr angenehm wird die Lodenherde auf dem Kapitol ja auch nicht grade sein ... Aber diese hier! Dieses kalte Fischauge, diese bleierne Oede, diese freche Prätension: hier sitzen wir, und so sind wir, und wer nicht so ist, der zählt überhaupt nicht mit. Und die Welt sieht in diesen kalten, grauen Augen so einfach aus — was uns nicht paßt, darüber sprechen wir nicht, und also gibts das auch nicht.

Wenn ich diese alten Schachteln so sehe, dann erscheint mir dahinter immer der Mann, der für sie gearbeitet hat und noch arbeitet. Also dafür —? Damit so eine in der Welt herumrollen kann, mit ewig gleichbleibender Miene und ewig gleichbleibendem Geplapper Kapitol, Bretagne und Nordkap betrachten kann, auf den Rennen umherstehen, in den Logen hocken und hier in der Teestube diese süßen Sachen zur vorgeschriebenen Stunde, mit dem vorgeschriebenen Gespräch herunterschlucken kann? Dafür —?

Zahlen! Natürlich kommt Keiner. Und ich habe eine solche Sehnsucht, daß jetzt irgendein vierschrötiger Kerl hereinkäme, massiv wie Emil Jannings, mit einem wuchtigen Wupp Alles von den Tischen herunterfegte, sich aufstöhnend breit hinlümmelte und riefe: So — nun wollen wir mal eine ordentliche Tasse Kaffee trinken!

Und da hätte er vielleicht gar nicht einmal so unrecht."

Peter Panter

Der Realpolitiker

Die Theorie: Alles oder nichts! ist nur etwas für Ideologen!" (Sehr richtig!)

Hermann Müller
auf dem Parteitag der S.P.D.

Liebe Weltbühne

Im deutschvölkischen ‚Deutschen Tageblatt' erscheint regelmäßig das Inserat einer Zigarettenfirma mit der Abbildung einer Zigarette, bestehend aus einem schwarz-weiß-roten Mundstück, einem Hakenkreuz-Signum und den Worten: „In Treue fest". Der Text dazu lautet: „Nur wer diese Zigarette kauft, hat die Gewähr, eine aus echt orientalischem Tabak hergestellte Zigarette zu rauchen."

Antworten

Richter. Haben Sie in Ihren Organisationen schon einmal einen Protest gegen das Fechenbach-Urteil durchgedrückt?

Philosemit. Das mittelalterliche System der „Schutzjuden" scheint wieder in Schwung zu kommen, und die Ueberfremdung Germaniens ist nun gewiß. Wer hat den Fridericus-Film lanciert? Ein Jude. Wer fertigt die wildesten deutschnationalen Leitartikel im Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt an? Ein Jude. Wer versorgt das W.T.B. mit pariser Berichten, für die er aus der französischen Presse eine Auswahl von „Stimmen" zur Befriedigung der Deutschen Tageszeitung trifft? Ein Jude. Aber dann bin ich schon dafür, daß man Karl Rosner zum Diktator Deutschlands macht. Dem anständigen und angenehmen Menschen gönnte ich das Avancement. Wir hätten den Vorteil, daß er dann seine Romane und Krypto-Romane nicht mehr schriebe. Und die Völkischen wären, wie bisher, in den besten Händen.

Pazifist. Da Sie sich so erfreut über Arthur Eloessers ‚Pan-Europäer' in Nummer 24 geäußert haben, wird Sie auch diese Mitteilung interessieren: „Die in Bildung begriffene Paneuropäische Union will, ohne Unterschied der Nation, alle Europäer zusammenschließen, die an die Notwendigkeit der europäischen Förderation glauben und entschlossen sind, an der Verwirklichung des paneuropäischen Programms mitzuwirken. Der Beitritt zur Paneuropäischen Union ist unentgeltlich. Schriftliche Beitrittserklärungen zu P. U. sind zu richten an: Dr. Richard Nicolaus Coudenhove-Kalergi, Adress: Gesellschaft für graphische Industrie, Wien VI, Gumpendorferstraße 87." Hin zu ihr!

Auslandsdeutscher Rudolph Stratz, der Romanzier für die Leihbibliotheken, veröffentlicht in Velhagen & Klasings Monatsheften nette und unterrichtende Erinnerungen an seine Auslandsreisen. Darin ist viel von Engländern die Rede. Zum Beispiel: „In einer großen Hafenstadt eines andern Erdteils bat einmal ein vornehmer junger Engländer, den Abend mit mir verbringen zu dürfen, um sich in der deutschen Sprache zu üben. Ich gab ihm als Thema, mir seinen Lebenslauf zu erzählen. Und er berichtete: Das Elternschloß. Eton. Cambridge. Mit achtzehn Jahren mit dem Vater rund um die Welt. Blattschuß auf einen Tiger in Indien. Dann mit dem Vater rasch auf die höchsten Berge der Schweiz, um die nötige Zahl Punkte zur Aufnahme in den londoner Alpenklub zu gewinnen. Eine Season in London. In Paris ... Jetzt war er im Begriff, mit einer Karawane in das Innere zu gehen und ein halbes Jahr, ohne Berührung mit einem Europäer, ausschließlich mit Mohammedanern zu sprechen und zu leben. ‚Denn ich bin aus einer Familie', erläuterte er, ‚in der man Vizekönig von Indien werden kann! Indien, meint mein Vater, kann man nur durch den Zwiespalt zwischen Moslem und Hindu regieren. Also kann man gar nicht früh genug anfangen, sich wahrhaft in den Islam einzuleben, und ich bin schon beinahe zwanzig.' Ich dachte dabei an irgendeine kleine deutsche Universität: Nachtwächter-Ulk. Mensuren. Kneipe. Die Schnellbleiche des juristischen Repetitors in Berlin. Fertig! Los! Ich dachte daran, wie unsre jungen Leute von Stande darauf vorbereitet wurden, ein Sechzig-Millionen-Volk zu führen." Wahrscheinlich dachte dabei auch mancher Leser an allerlei. Ich, zum Beispiel, dachte daran, wie ein mäßiger Romanschriftsteller ein ganzes hohes Auflagenleben lang diesem Sechzig-Millionen-Volk vorgefabelt hat, daß an seinem Wesen die Welt genesen werde. Ich dachte an unsägliche Kriegsromane der ‚Woche' und an ihre Helden: so vorbereitete Studenten, die mit dieser Unbildung auf die Welt und vor allem, als Richter, auf ihre Landsleute losgelassen und für den Inbegriff deutscher Tugend und Kraft erklärt werden. Und nun so? Ich dachte daran, wie das Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt in der Unterhaltungsbeilage, wo sie am finstersten ist, einen ‚Nachkriegsroman' des Herrn Rudolph Stratz gebracht hat, der da an

Beschimpfungen der Republik und an triefendem Lob der Mördercorps sogar sich selbst überbietet. Da verrät er nichts von seiner Einsicht. Er hat doch das Ausland gesehen. Er gesteht doch ganz ruhig, wie ihn die deutsche Vertretung, wie ihn die oesterreichische Vertretung draußen im Stich gelassen — und wie das Herrenvolk der Engländer seine Weltaufgabe nicht so aufgefaßt hat wie unsre subalternen Knoten von den Gutshöfen: sie, die Briten, befehlen einer Welt, aber sie stehen zusammen, und was ein englischer „Untertan" ist, das wissen sie nicht. Aber wir wissen es und werden es wissen, solange sich ein deutsches Publikum seine Stratze hält.

Deutscher Sozialdemokrat. Text unter einem Zeitungsbild: „Charakteristisch ist jedenfalls, daß Millerand, der seine politische Lebensbahn als radikaler Journalist an der Seite Clemenceaus begonnen hat, in die eigentliche politische Arena als begeisterter Anhänger des Sozialismus getreten ist — er war der erste sozialistische Minister in der dritten Republik —, als Schutzpatron der Nationalisten das Elysée-Palais verläßt." Ganz wie bei uns. Ganz? Der Unterschied ist immerhin, daß Jener seinen Palast verläßt. Während Eurer, Unsrer unter allen Umständen drinbleibt.

Paul Steegemann. Sie haben dem Buchhändlerbörsenblatt folgenden Inseratentext geschickt: „Der Roman des Kurfürstendamms. Soeben ist erschienen: Freundinnen, Ein Roman unter Frauen von Maximiliane Ackers. Zweite Auflage. Dies erste Buch der jungen berliner Schauspielerin schildert das aufdringliche Leben des berliner Kurfürstendamms mit großer Aufrichtigkeit. Die Gestaltung der lesbischen Liebe ist in diesem Roman — vielleicht zum ersten Male in deutscher Sprache — vollkommen gelungen. Die erste große Auflage war in drei Wochen vergriffen! Der Roman für mondäne Leute." Dieses Inserat hat der „Ausschuß für das Börsenblatt" von seinem Vorsitzenden ablehnen lassen. Und da fragen Sie nun: „Ist das nicht toll?" Ein Staat erlaubt die lesbische Liebe: Maximiliane Ackers kann sie ungestraft schildern — nicht einmal preußische Staatsanwälte haben eine Konfiskation bisher erwogen — und, wenn sie will, auch ausüben. Aber der „Börsenverein der deutschen Buchhändler zu Leipzig" verbietet einem erwachsenen Verleger, solche Schilderung einer erwachsenen Schriftstellerin erwachsenen Buchhändlern zum Verkauf an erwachsene Kunden zu empfehlen. Das ist so lächerlich, daß es eigentlich nicht mehr toll ist.

Preußischer Kultusminister. Sie haben einen Erlaß herausgegeben, worin Auslandsreisen von Schülergruppen und sogar von einzelnen Schülern als „unerwünscht" bezeichnet werden, da „die Inanspruchnahme deutscher Kreise oder gar der Bevölkerung im Auslande selber mißbilligt wird". Aber man kann sich auch Auslandsreisen von Schülern denken, ohne daß Jemand in Anspruch genommen wird. Und dann sind sie nicht „unerwünscht", sondern sehr nötig, damit sich junge Deutsche einmal von ihren Behörden erholen und ihren Gesichtskreis erweitern. Es ist zu hoffen, daß viele Schüler auf den Erlaß husten und jetzt, wo die Auslandsreisegebühr aufgehoben ist, ihre Ferien jenseits der Grenze und so fern von Boelitz wie möglich verbringen.

Deutscher Demokrat. Wie, glauben Sie, heißt § 1 der Weimarer Verfassung? „Alle Macht geht vom Volke aus"? Aber das ist ein Druckfehler. Heißen muß es: Alle Macht vom Volke geht aus. In Ihrem Lande schneller jedenfalls als die Geduld seiner Bewohner.

Sammlung Erich Mühsam

Übertrag: 278 Mark und 100 Kc. Hinzugekommen sind: Mark 30 von Paul Rosenhayn; von Lesern, die nicht genannt sein wollen, Mark 5, 5, 5, 5, 10, 10, 20, 5, 2. Insgesamt 375 Mark und 100 Kc. Die Sammlung wird fortgesetzt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33

Preußen, England und Europa von G. K. Chesterton

Der Weltkrieg hatte mancherlei Art von Moral; denn während eine Fabel eine einzige Moral besitzt, hat ein Faktum deren eine Million. Eine Hauptmoral des Weltkrieges aber war die Erkenntnis, daß die Europäer ihrem Europa nicht entrinnen können. Darunter verstehe ich nicht etwa die Neutralität in einem besondern Streitfall, wie Europäer sie geübt haben. Ich meine vielmehr die Einführung oder doch den Versuch der Einführung einer neuen Kultur, die der europäischen fremd und feindlich gegenübersteht. Das nämlich hat Preußen versucht, und bei diesem Versuch ist es zu Grunde gegangen. Ich habe, ob mit Recht oder Unrecht, sagen hören, daß die Japaner die Preußen des Ostens seien. Vielleicht wäre es treffender, zu sagen, daß die Preußen die Japaner des Westens waren. Das heißt: sie waren ein Volk, dessen Verhältnis zu andern Europäern derart war, als hätte es nicht mehr Interessen mit ihnen gemein als Asiaten. Sie dachten, sie seien dabei, im Norden ein neues Rom zu gründen mit dem Recht, die ganze Kultur jenes alten Rom, die man nach und nach unter dem Namen Christentum zusammengefaßt hat, rücksichtslos zu vernichten. Zu diesem Zweck stattete sich Preußen mit neuen Philosophien, neuen Maschinen, neuen Giften und neuen Foltern aus, mit Allem, was in neuem Glanz funkelte, sogar mit neuen Sittengesetzen, deren wesentlichstes lautete, daß nichts so sehr Erfolg habe wie — der Erfolg. C'est le succès qui réussit — oder: Das wahre moyen de parvenir besteht darin, ein parvenu zu sein.

Dem stand die ältere Kultur mit einem andern Sittengesetz entgegen. Es lautete: Neues kann man nicht erneuern — nur Altes läßt sich erneuern. Alles Neue entsteht und vergeht beim Entstehen; aber das Alte hat, schon durch die Tatsache, daß es alt ist, bewiesen, daß es immer jung bleibt. Der Ausgang des Krieges hat diese Philosophie überall gerechtfertigt. Ueberall war das Hauptergebnis eine Erneuerung, und zwar die Erneuerung von bisher Totgeglaubtem. Polen und die andern gemordeten Nationen kamen aus dem Grabe hervor und bestiegen wieder ihren Thron. Bismarcks neues Werk wurde vernichtet, und Bismarcks Grundsätze erlitten einen Kurssturz. Italien wurde eine Nation, und Deutschland wurde eine geographische Bezeichnung. Preußen konnte Oesterreich nicht mehr beistehen, aber Ungarn konnte sich selbst beistehen. Auf dem ganzen europäischen Kontinent erschien der Bauer, den wir bis dahin als Leibeignen oder so eine Art Halbwilden flüchtig bemitleidet hatten, nicht nur als der einzige freie, son-

dern auch als der einzige reiche Mann. Man hatte ihn verhöhnt als den einzigen Ueberlebenden aus der Steinzeit — und siehe: er ist der einzige Ueberlebende aus dem Weltkrieg.

Kurz: wir stehen verwirrt vor der Erscheinung eines neuen Europa, und dies umso mehr, als es ein altes Europa ist. Denn das alte, das wir kannten, ist das allerletzte, das wir je zu sehen erwarteten. Ebenso ginge es uns vielleicht, wenn plötzlich die Posaune des jüngsten Gerichts ertönte und wir der Auferstehung der Toten beiwohnten. Aber die Wandlung, die der Krieg herbeigeführt hat, war tatsächlich eine Auferstehung der Toten. Die Gefahr liegt darin, daß wir nichts von dem jetzt Lebendigen verstehen werden, da man uns ja stets gesagt hat, es sei tot. Das ist eine Wahrheit, die wie ein Paradoxon klingt und dennoch keins ist. Vielleicht gelingt uns nicht, weiter vorzudringen, um uns mit dieser wiedergekehrten Vergangenheit zu reinigen, weil unser Geist in der Gegenwart zurückgeblieben ist, oder noch weiter zurück in der Zukunft. Denn die Zukunftsmusik der sozialen Vorkriegspropheten ist eine absolute Fälschung gewesen. Die Dinge, denen sie entgegensahen, liegen schon weit zurück. Sie leben noch immer im Vorgenuß des Triumphs der Fabians und begreifen nicht, daß der Triumph der Fascisten Tatsache ist. Einige erträumen noch immer im Norden den Uebermenschen Nietzsches, begreifen aber nicht, daß die Helden der Urzeit zur Menschheit zurückgekehrt sind, Marcon nach Serbien, Brian nach Irland und Artus in unser England.

Denn England ist eine der alten Nationen, und es war nur damals in Todesgefahr, als es sich einbildete, zu den jungen zu gehören. Die höchste Bedeutung der Heldenrolle Englands im Kriege liegt in der Tatsache, daß es sich auf die Seite des alten Europa stellte, jenes Europa, das der Auferstehung entgegenging, und nicht auf die Seite der neuen nordischen Usurpation, die ihrem Untergang entgegeneilte. Trotz all der spätern Mißverständnisse bleibt diese Tatsache das bei weitem hervorstechendste Faktum der neuern Geschichte. Die allergefährlichste Zeit für England war damals, als es noch tatsächlich mit den Preußen und all ihren anarchischen Neuerungen Gemeinschaft hatte. Die Hauptgefahr des Augenblicks ist, daß wir nicht verstehen, was wir Großes und Gutes getan haben. Es ist aber an dem, daß Diejenigen, die für eine gerechte Sache gekämpft haben, als sie noch zweifelhaft stand, nur dann zu zweifeln beginnen dürfen, wenn sie gesiegt haben.

Wir alle wünschen Frieden und Verbrüderung der Völker untereinander. In England sind wir jedoch augenblicklich in zwei Parteien geteilt, die verschiedenen Zielen zustreben. Die eine wünscht Frieden mit Jedermann, selbst mit unsern Feinden. Die andre wünscht Frieden mit Jedermann, selbst mit

unsern Verbündeten. Aber es hieße den ganzen Sinn des Krieges mißverstehen, wenn man diese Meinungsverschiedenheiten zwischen Engländern oder zwischen den Verbündeten in eine Umwälzung der ganzen Arbeit des Krieges ausarten ließe. Der Unterschied ist wirklich sehr einfach und praktisch. Es war nichts Neues, daß verschiedene Völker auch verschiedene Interessen hatten. Die Reiche hatten auch im Mittelalter, als sie noch eine gemeinsame Religion besaßen, bereits einander widerstrebende Interessen. Wahrscheinlich hatten sogar die Provinzen einander widerstrebende Interessen, als sie noch unter Roms einem Zepter standen. Aber sie waren einig in der Achtung vor dem Gesetz, das über ihre Streitigkeiten zu entscheiden hatte. Die Bedeutung der Scheidung zwischen Preußen und den übrigen Nationen dagegen war nicht die Einsicht, daß die Völker verschiedene Interessen haben, sondern der Wunsch, daß sie verschiedene hätten. Nicht das bedeutete so viel, daß die Menschen ebenso gut mit Waffen kämpfen wie mit Worten streiten könnten, sondern vielmehr, daß sie, wenn sie stritten, auch kämpfen müßten; denn die Preußen wollten keine allgemeine Gerechtigkeit als Schiedsrichter anerkennen. Der jetzige Zustand des Haderns, so bitter und enttäuschend er auch sein möge, ist doch nur eine Rückkehr zu dem üblichen internationalen Feilschen und Hadern, wenn man ihn mit der ungeheuern Gefahr einer anarchistischen Philosophie vergleicht, die jedes Unterhandeln abbrechen würde. Es ist der Unterschied zwischen zwei Leuten, die über die Rechte eines jeden von ihnen streiten, und zwei Leuten, die darüber streiten, ob es überhaupt so etwas wie ein Recht gibt.

Soll nun England sich von Europa zurückziehen und wieder den Standpunkt einnehmen, der als „splendid isolation" bezeichnet wird? Nein. Es ist überflüssig, darüber zu streiten, ob eine Isolierung überhaupt „splendid" sein kann, wenn die praktische Frage lautet, ob es isoliert sein darf. Hierauf hat man zwar geantwortet, daß England ehemals in Frieden und Gedeihen isoliert gewesen ist, besonders im neunzehnten Jahrhundert. Aber grade dieses Beispiel sollte dartun, wie gänzlich verschieden das zwanzigste Jahrhundert ist. Damals gedieh England, weil die moderne Industrie und der Handel ebenfalls fortschreitend gediehen; diese sind jetzt in Probleme verstrickt, die viel bedrohlicher sind, als irgendetwas in einem Agrarstaat sein könnte. Außerdem war damals eine große Flotte etwas Neues, während sie jetzt etwas beunruhigend Veraltetes ist. England war nur eine Insel im Meere — aber die ganze Welt ist nur eine Insel in der Luft. Die Luftschiffahrt wird nicht alle zu Freunden machen, denn nur Freundschaft macht Menschen zu Freunden. Wohl aber kann die Luftschiffahrt alle zu Freunden oder Feinden machen; oder mit andern

Worten: sie kann aus Allem Alles machen, ausgenommen die splendid isolation. Doch nicht allein aus materiellen Gründen meine ich, daß England Bündnisse und Beziehungen braucht, sondern weil die Christen nur dann in geistiger Gesundheit verbleiben, wenn sie der Seele des Christentums teilhaft werden. Handeln und Feilschen brauchen wir nicht zu fürchten, denn der Bauer, dessen geistige Gesundheit heute die stärkste in der ganzen Welt ist, versteht sich natürlich aufs Handeln. Wir brauchen uns nicht der Wahrung unsrer Interessen zu schämen — das normale Volksgefühl versteht das überall. Aber wir müssen die Vereinsamung fürchten; denn ein Europäer der Europa verloren hat, wird immer in aller Stille wahnsinnig, mag er nun ein Wanderer sein, der sich in tropischen Wäldern verirrt, oder ein großer kaiserlicher Fürst, der in einem nordischen Palast vor sich hinbrütet und auf Krieg gegen die ganze Welt sinnt.

Der landläufige Sozialismus von Kurt Hiller

I.
Klassenbegriff und Kulturpolitik

Für den Sozialismus als Weltgesellschaftssystem sprechen drei Gründe: erstens die Gerechtigkeit; zweitens die Wirtschaftsvernunft (heute — von den zyklischen Krisen infolge der Produktionsanarchie zu schweigen — darf an der Wolga ein Volk Hungers verrecken, während zugleich am La Plata Lokomotiven mit Weizen geheizt werden); drittens die Auslese. Also ein religiöser Grund, ein Utilitätsgrund und ein aristokratischer Grund. Jawohl, auch ein aristokratischer. Sozialismus ist, unter anderm, eine Forderung jener Gesellschafts- und Verfassungsdoktrin, der es auf Pflege und Züchtung des sittlich-geistig überlegenen, des heroischen und schöpferischen Typus Mensch ankommt und darauf, daß diesem Typ der entscheidende Einfluß im Staate gegeben wird. So wenig ein Armer dem überlegenen Typus, der Führerschicht, schon darum angehört, weil er arm ist, so werthaltig, so adelshaltig, so führertumsgeladen ist doch die Klasse der Armen; und da wirkliche Führerschaft nicht nur Anlage, sondern auch Ausbildung voraussetzt, Ausbildung aber nur unter gewissen oekonomischen Bedingungen erfolgen kann, so müssen eben diese oekonomischen Bedingungen gesetzt, so muß die Gesamtklasse auf einen Standard gehoben werden, der ihren Hervorragenden Entfaltung in nicht geringerm Grade ermöglicht als den Hervorragenden der Besitzerklasse von je. Auf diesen Standard hebt das Proletariat nicht einfach die Einheitsschule; sondern die Expropriation samt der Einheitsschule. Für eine präzise, erdenklich vollkommene Auslese, die nirgends Qualität verkümmern und nirgends Disqualität im Vorteil läßt, genügt es nicht, daß die Schulbank Allen gemeinsam ist; der wirtschaftliche Ausgangspunkt muß Allen gemeinsam sein. Erst dann gewinnt die gemeinsame Schulbank ihre Bedeutung.

Warum nun befriedigen uns die Parteien, die dieses Alles wollen, die sozialistischen, nicht? Warum, wenn wir bei den

Wahlen einer sozialdemokratischen oder einer kommunistischen Liste unsre Stimme geben, tun wir dies schwerlich ohne einige Ironie oder einiges Schmerzgefühl, tun wir es jedenfalls mit dem Bewußtsein, nur nach dem Prinzip des kleinsten Uebels dabei zu verfahren, und tun es nicht mit positiver Begeisterung? Warum? Gewiß haben Verschiedene unter uns hier verschiedene Gründe; doch ich spreche sicher für Manchen, nenn' ich die meinen.

Der landläufige Sozialismus arbeitet mit einem abgestandenen Begriff von Klassengegensatz, mit einer flau gewordenen, falsch gewordenen Alternative. Er vermengt den oekonomischen Sinn des Wortes „Proletariat" mit seinem soziologischen Sinn; er stellt, statt den Ausbeutern die Ausgebeuteten oder den Reichen die Armen, veraltetermaßen immer noch den „Bürgern" die „Arbeiter" entgegen. So kopuliert er den irrevolutionären Arbeiter mit dem revolutionären und koppelt den revolutionären Bürger an den irrevolutionären an.

Der landläufige Sozialismus neigt — bei scharfer, oft berechtigter, oft verdächtiger Ablehnung des „Personenkults" — zu romantisch-demagogischer Verherrlichung einer Klasse . . ., welche indes nicht würde befreit werden müssen, wenn sie bereits im Stande der Unfreiheit verherrlichenswert wäre, und welche, sollte sie es nach ihrer Befreiung werden, aufgehört haben würde, eine Klasse zu sein. Ihm fehlt feineres Verständnis für die (transsoziale) Wertverschiedenheit zwischen den Menschen; ihm fehlt Sinn für den Rang, Pathos der Distanz, Ehrfurcht vor der Leistung, die nicht gleich in Nützlichkeit auszumünzen ist, also vor der Schöpfung; ihm fehlt der Blick für den Typus quer durch die Klassen.

Den landläufigen Sozialismus verführt sein höchst berechtigter Protest gegen die Infamie der Ungleichheiten, die das kapitalistische System erzeugt, zu einem Egalitarismus, der hinausläuft auf eine Apotheose des Durchschnittsmenschen und der Mittelmäßigkeit. Selbst dort, wo revolutions-theoretischer und revolutionärer Fortschritt den Grundsatz der gleichen Berufenheit Aller zur Normengebung, der Entscheidung des Volksschicksals und der Völkerschicksale durch die Mehrheit (einschließlich der Räuber und der Rückständigen!) außer Kraft gesetzt, wo er die „Demokratie" als Verwirklichungsweg verlassen hat, kommt sie als Endziel wieder zum Vorschein.

Der landläufige Sozialismus, in rechter Erkenntnis, daß es ohne die oekonomische Befreiung des Proletariats keine Befreiung der Menschheit gibt, desinteressiert sich gar zu sehr an Allem, was Menschheitsbefreiung heißt über die oekonomischen Ziele des spezifisch proletarischen Kampfes hinaus. Selbst wenn es zuträfe, daß im verwirklichten Sozialstaat, in der klassenlosen Gesellschaft, die außeroekonomischen Probleme sozusagen von selber gelöst, die Forderungen einer revolutionären Kulturpolitik von selber erfüllt wären, daß, mit einem Wort, die soziale Revolution alle kulturelle einschließt, würde es gleichwohl Schulmeisterpedanterie sein, mit kulturrevolutionärer Aktivität so lange zu warten, bis die sozialrevolutionäre zum Erfolge geführt hat. „Eines nach dem Andern", „Jedes zu seiner Zeit", „Schritt vor

Schritt", „Konzentration aller Kraft auf einen Punkt" — vortreffliche Maximen, wenn nur nicht die Gegenwart täglich Entscheidungen auch über andre Punkte erzwänge. Da lassen sich revolutionäre Energien nicht zurückdämmen und aufspeichern; wo sie leben, werden sie aktuell, werden sie wirksam; wo sie nicht wirksam werden, leben sie nicht. Eine traurige Wahrheit, daß sich der landläufige Sozialismus, was die Radikalität seiner Kulturpolitik anlangt, oft von „bourgeoisen", nämlich radikal liberalen Politikern beschämen läßt. Wie altjüngferlich-konservativ stellt er sich zu den neuen Bewegungen in Kunst, Philosophie, Psychologie, Schrifttum; wie ahnungsarm zur neuen Jugend; was scheitert nicht Alles am sozialdemokratischen Redakteur! Und selbst ein bescheidenes Projekt wie die Entalkoholisierung der Massen scheitert, man kann es nachweisen, am sozialdemokratischen Budiker. Vom Rechte des Menschen, über sich selbst zu verfügen, vom Recht auf Liebe weiß der übliche Klassenbewußte nicht eben viel; vom Ur-Recht des Menschen auf Leben beinahe nichts. Es bleiben die Jahre 1914—18 für ewig Daten der Schande . . . des internationalen Christentums nicht nur, sondern auch der internationalen Sozialdemokratie. Wer innerhalb ihrer opponierte, der (von verschwindenden Ausnahmen abgesehen) lehnte sich nicht gegen die Menschenschlächterei auf, sondern dagegen, daß sie zwischen nationalen Imperialismen, im Dienste des Kapitals stattfand. Daß Kriegsknechtschaft nicht nur den Lohnknecht trifft, und daß ihre Grausamkeit die der Lohnknechtschaft noch weit übersteigt, kam keinem Marxisten zum Bewußtsein, geschweige denn über die Lippen. Nicht einmal während des Blutbads; und nun gar rechtzeitig vorher! Vorher — nach Kurt Eisners Zeugnis (Gesammelte Schriften I, 329) — „war auch der Krieg, wie vieles Andre in unsrer Parteitätigkeit, zum bloßen dekorativen Wort verblaßt, das die Phantasie und den Willen nicht mit seiner Realität erfüllte. Man nahm nichts mehr ernst, außer die allernächsten und allergröbsten Sorgen."

Was wohl nimmt man heute ernst? Füllt heute den Willen oder wenigstens noch die Phantasie das apokalyptische Ereignis des verflossenen Jahrzehnts? Arbeitet der landläufige Sozialismus klar, planvoll, energisch dem deutschen Rachekrieg entgegen? Ach, selbst die einstigen Unabhängigen bewilligen der Reichswehr die Kredite. Da sie sie der Schutztruppe der innenpolitischen Rückwärtserei, der Garde aller arbeiterfeindlichen Mächte zweifellos nicht bewilligen, so bewilligen sie sie offenbar der Organisation, die den Rahmen bilden soll für die riesige, auf Wehrzwang beruhende Revanchearmee der Zukunft. Pazifismus? Eine Liebhaberei bürgerlicher Provenienz, Klassenkämpfern zur Not erlaubt, doch wesensfremd! Man mißversteht ihn, wirft seine Richtungen alle in einen Topf (läßt die wirklich bürgerlichen sich noch am ehesten munden) — weil man ihn nicht studiert; und man denkt den Teufel daran, ihn zu studieren, weil man, selbstzufrieden im Besitz des alleinseligmachenden „wissenschaftlichen" Sozialismus, auf fremde Ideenlehren aus Grundsatz hustet. Welch ein Sichsperren gegen allen geistigen Strom! Was nicht behagt, was die traditionelle Dogmatik erschüttern, den vorgeschriebenen „materialistischen" Ritus gefährden könnte, wird einfach als „bürger-

lich" abgestempelt und abgetan. Weiß der Vulgärmarxist gegen einen unbequemen Gedanken nichts Andres einzuwenden, so äußert er: „Bürgerliche Ideologie!" und hat ihn damit erledigt, das heißt: seinem Gewissen Ruhe verschafft. Kriegsknechtschaft — Lohnknechtschaft; schon diese Disjunktion einer humanen Logik mutet den Durchschnittssozialisten böhmisch, wollte sagen „bürgerlich" an.

Es bleibt aber belangvoll, sich und seinen Mitmenschen klarzumachen, daß die Lohnknechtschaft ihre Opfer durchschnittlich immerhin leben läßt; während die Kriegsknechtschaft nicht einmal das tut. Auch war kein Industriearbeiter, selbst in der rücksichtslosen frühkapitalistischen Periode, die etwa ein Robert Owen beschreibt, dem Eigennutz seiner Brotherren und der Brutalität seiner Aufseher in dem Grade preisgegeben, wie es, unter dem Wehrzwang, ein Soldat den wollüstigen Launen seiner Vorgesetzten bereits im Frieden ist. Es hat niemals eine tiefere Entwürdigung des Mannes gegeben als die, die im erzwungenen Militärdienst täglich erfolgt. Gegen diese Rangordnung der Scheußlichkeiten zwischen den beiden abscheulichsten Formen modernen Sklavenwesens gibt es einen einzigen ernsthaften Einwand, nämlich den, daß die Lohnknechtschaft insofern der Kriegsknechtschaft in nichts nachstehe, als die Lohnknechtschaft in ihren schärfern Fällen durchaus ein Hinmorden, wenn auch ein langsames, sei. Man erinnert an die höhere Sterblichkeitsziffer des Proletariats, an die Kurzlebigkeit der Arbeiter, an die Berufskrankheiten der Bergleute, der Glasbläser, der Metallschleifer, der in gewissen chemischen Industrien Beschäftigten, an die elenden sanitären Verhältnisse kinderreicher Familien, infolge ihres zusammengepferchten Wohnens, an die Tuberkulose. Nach Preobraschensky — ‚ABC des Kommunismus' Seite 351/352 — starben in einem Jahre von je 1000 Einwohnern Englands 22; in den reichen Vierteln von London 17, in den Arbeiterbezirken 36, in den ärmsten Quartieren des Eastend 40 bis 50. In Budapest betrug die mittlere Lebensdauer der Personen, die im Alter von über 5 Jahren gestorben waren, bei solchen, die ein Zimmer allein bewohnt oder es mit noch einem Bewohner geteilt hatten, 47,16 Jahre; bei solchen, die ihr Zimmer mit 2—4 Bewohnern geteilt hatten, 39,51 Jahre; die es mit 5—9 Bewohnern geteilt hatten, 37,10 Jahre; die es mit über 9 Bewohnern geteilt hatten, 32,03 Jahre. Noch stärkere Unterschiede zeige die Kindersterblichkeit. „Die Arbeiter müssen in ihren verpesteten und dunstigen Wohnungen im Durchschnitt um 15 Jahre früher als die Bourgeoisie sterben'. (Selbst falls diese Statistik tendenziös übertreiben sollte, rechtfertigt sie, sie allein schon, den sozialen Umsturz.) All dies schmerzvoll zugestanden. Aber auch das Zuchthaus mordet langsam und gilt doch, mit Recht, als die mildere Strafe im Vergleich zum Schaffott. Das Zuchthaus mordet nicht Jeden und mordet nicht unbedingt; die Schäden, die es stiftet, sind manchmal reparabel. Der Schade des Schaffotts nie. Die Lohnknechtschaft verhält sich zur Kriegsknechtschaft, der Kapitalismus verhält sich zum Militarismus wie das Zuchthaus zum Schaffott. Beides wollen wir abschaffen — den Unterschied fortstreiten wollen wir nicht.

(Schluß folgt)

Das Problem Danzig von Winfried Lüdecke

Die Tatsache, daß man noch immer von einer Danziger Frage spricht, beweist, daß die richtige Lösung, die richtige Antwort noch nicht gefunden ist. Das Problem, das im engern Sinne das politische Verhältnis von Danzig zu Polen und Preußen-Deutschland, im weitern Sinne Danzig als Objekt für die Politik der europäischen Großmächte umfaßt, hat daher auch in der Geschichte sehr verschiedene Lösungen gefunden. Die jüngste Lösung war auf der Versailler Friedenskonferenz die Konstituierung Danzigs als Freie Stadt unter dem Schutz des Völkerbundes. Will man dem Danziger Problem auf den Grund dringen, so darf man allerdings weder den deutschen noch den polnischen Standpunkt einnehmen, da man sonst nur zu einseitigen und politisch interessierten Schlußfolgerungen gelangen würde. Lassen wir daher das „Soll" gänzlich beiseite, und halten wir uns an das „Ist".

Die Hauptschwierigkeit und die eigentliche Problematik besteht, kurz gesagt, in der Unvereinbarkeit und in dem Widerspruch der geopolitischen und der ethnopolitischen Faktoren der Danziger Frage. Geographisch ist das an der Weichsel, der Lebensader des polnischen Staates gelegene Danzig mit seinem Hafen der natürliche Zugang Polens zum Meere, ethnographisch dagegen ist Danzig eine Stadt, deren Bevölkerung zu 99 Prozent deutsch ist. In diesen beiden Tatsachen liegt der Kern der Danziger Frage. Danzig steht auf Kolonialboden, deutsche Ansiedler wurden erst von dem polnischen Herzog nach Pomerellen gerufen. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts gehörte Danzig dem deutschen Ordensstaat an, der sich wie ein Riegel vor das Königreich Polen legte und es in breiter Front völlig vom Meere abschloß. Das Königreich der Jagellonen erkämpfte sich daher den Zutritt zur Ostsee, und zwar in gewaltiger Ausdehnung von der Netze bis hinauf nach Livland. Danzig war von 1454 bis 1793 durch Personalunion mit dem polnischen König in die denkbar engsten Beziehungen zu Polen getreten, zu dem es gewissermaßen im Verhältnis einer Freien Reichsstadt stand. Es erfreute sich der weitgehenden Kasimirianischen Privilegien, die seine Blütezeit herbeiführten, hatte jedoch selbst ein Interesse daran, sein staatsrechtliches Verhältnis zu Polen stets im Unklaren zu lassen. Die zweite polnische Teilung brachte Danzig gegen seinen Willen zu Preußen, der Versailler Frieden machte es gegen seinen Willen zur Freien Stadt.

Die Geschichte zeigt demnach, daß es Danzigs tragisches Geschick war, stets ein Streitobjekt im Kampf zwischen Slaven und Germanen, zwischen Polen und Preußen-Deutschland zu sein. Danzig ist: für Polen eine unbestreitbare wirtschaftliche Notwendigkeit; für sich selbst naturgemäß auf das polnische Hinterland angewiesen; für Deutschland ein nationales Bedürfnis. Als Danzig zum Ordensstaat gehörte, machte ihm der Orden schließlich durch seinen eignen Handel Konkurrenz; als es preußische Provinzialstadt war, konnte es gegen die Konkurrenz der Häfen Stettin und Hamburg nicht aufkommen und mußte sich damit begnügen, ein militärischer und politischer Stützpunkt im Osten zu sein.

Auf der Friedenskonferenz trat ein neues Moment in die Erscheinung: Danzig wurde zum Objekt für die Politik der Großmächte England und Frankreich. Der britische Wirtschaftsimperialismus, bereit zur kommerziellen und wirtschaftlichen Eroberung Osteuropas, durfte nicht zulassen, daß das wichtigste Einfallstor zu den Märkten Polens, Rußlands und der Ukraine an Polen kam, für das es auch politisch eine gewaltige Stärkung gewesen wäre. Frankreich dagegen trat für ein polnisches Danzig ein, das seinen kontinentalen Hegemoniebestrebungen und seiner Politik der Ostbarriere zwischen Deutschland und Rußland entsprochen hätte. Man einigte sich auf die Kompromißlösung der Freien Stadt, die zu dem Völkerbund der Siegerstaaten in einem Schutzverhältnis steht, während Polen gewisse wirtschaftliche Vorrechte im Danziger Hafen zugesichert wurden. Die Freie Stadt führt jedoch die Polen nicht aufs Meer hinaus, sondern vielmehr die Engländer nach Polen hinein.

Der seit dem Weltkrieg entstandene Machtgegensatz zwischen England und Frankreich in der Ostsee gibt dem Danziger Problem seine neue weltpolitische Bedeutung. Wenn es auch nicht offiziell zugestanden wird, zielt doch die polnische Politik konsequent darauf hin, „das Danziger Statut zu Polens Gunsten zu ändern", wie sich Paderewski nach der auf der Friedenskonferenz gefallenen Entscheidung über Danzig sehr unzweideutig ausdrückte — übrigens ein hoffnungsloses Bemühen, solange England an Danzig interessiert ist. Frankreich hat ein großes militärisches und maritimes Interesse an der Freien Stadt, die der einzige direkte und sicherste Verbindungsweg zu seinem mächtigsten Verbündeten im Osten ist. So bildet Danzig den Schnittpunkt englischer Wirtschafts- und französischer strategisch-militärischer Interessen. Das ohnmächtige Deutschland hat in Danzig den besten Bundesgenossen an dem deutschnationalen Senat, der, soweit man hier überhaupt von einer Politik reden kann, diese einseitig völkisch treibt, auf eine Irredenta hin und damit nolens volens „pour le roi de Prusse" arbeitet. Einen spezifisch Danziger Standpunkt vertritt, wenn auch wohl nur unbewußt, denn das Danziger Nationalgefühl ist seit dem Jahre 1793 erloschen, die Danziger Kaufmannschaft. Der ‚Danzig-polnische Handelsdienst' und die kommende Danziger Messe, die unter der eindrucksvollen Devise: „Danzig ist das Tor Osteuropas" stehen wird, sind Zeugnisse eines klugen, realpolitischen Sinnes, der durch die Gefühlspolitik des Senats nur zu oft behindert wird.

Immerhin ist Danzig, das einst als Hansestadt auf eigene Faust Krieg führte und eigne Gesandte bei den europäischen Mächten hielt, heute weit entfernt von jener Freiheit des Subjekts, die es damals genoß, und nur noch ein Objekt für die Politik der im Völkerbund vereinigten Großmächte. Geschaffen für ihre Zwecke, spielt Danzig als Umschlags-, Vermittlungs- und Durchgangsplatz infolge seiner äußerst günstigen „Geschäftslage" gewissermaßen die Rolle eines Kommissionärs — was bekanntlich ein ganz einträgliches Geschäft ist.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XIII.

Adam Stegerwald

Immer, wenn eine Kabinettskrise entsteht, wird Stegerwalds Name genannt. Immer, wenn die Verhandlungen der Fraktionen über die Bildung einer neuen Regierung sich endlos hinziehen, wenn kein Mensch in dem politischen Wirrwarr mehr ein noch aus weiß, wird als Mittler Stegerwald vorgeschlagen. Fast noch stets, wenn die Geburt eines Ministeriums ohne Kaiserschnitt nicht möglich war, dachte man an ihn als Hebamme für schwierige Fälle.

Wer ist dieser Stegerwald? Ein Recke, körperlich und geistig, wie Bismarck? Ach, nein: ein Männchen, das körperlich wenig über einen Meter hinausreicht, und dessen Geist sich nach Kubikzentimetern berechnen läßt. Geschäftig eilt er hin und her, borgt sich von Andern Ideen und gibt sie dann als Scheidemünze aus. Die Brille, die er sich bei der Arbeit aufsetzt, verleiht ihm etwas Solides, etwas Gewichtiges, etwas Stabiles. Aber im letzten Grunde ist er unsicher, fast schüchtern — eher Nestroys „Herr Adabei" (Auch dabei) als Der, welcher über den Dingen steht und, wie Bismarck in der Außenpolitik, souverän mit fünf Kugeln zu spielen vermöchte. Jeder politische Vorgang überrascht ihn. Er duckt sich, und erst wenn er das Gleichgewicht wiedergewonnen hat, tastet er sich vorsichtig vor, sondiert und stellt Vor- und Horchposten auf.

Als christlicher Gewerkschaftsführer gehörte er ursprünglich zum demokratischen Flügel des Zentrums. Ein selfmademan. 1874 zu Greußenhain bei Würzburg geboren. Die Volksschule besucht. Das Schreinerhandwerk erlernt. Später an der Münchner Universität und an der Kölner Handelsschule volkswirtschaftliche Vorlesungen gehört. Um die Jahrhundertwende den Zentralverband christlicher Holzarbeiter begründet. Als Sekretär der internationalen Arbeiterorganisation England, Belgien, Holland, Frankreich, Portugal, Italien und Oesterreich bereist. Eine Reihe kleinerer Schriften veröffentlicht: Gewerkschaftliche Studien in England; Arbeiterwähler und Zentrumspartei; Sittliche Kraft und rohe Gewalt.

Im Krieg vollzog sich, wie bei so vielen Andern, in ihm eine Wandlung. Das Wort „national" spielte fortan in seinen Reden eine große Rolle. Er kam, von den Augen der Oberen mit Wohlgefallen betrachtet, in den Beirat des Reichsschatzamtes und in den Vorstand des Kriegsernährungsamtes, und 1917 gar wurde er als erster Vertreter der organisierten Arbeiterschaft ins Preußische Herrenhaus berufen. Er war feierlich in der Walhalla der preußischen Arterienverkalkung beigesetzt worden. In einer andern Ecke dieses hohen Hauses saß noch Einer der misera plebs: der Obermeister Plate, der in dem parlamentarischen Bezirk der preußischen Herzöge und Fürsten, des befestigten Grundbesitzes, der ausgedienten Diplomaten und Generäle, der Rektoren und Oberbürgermeister das deutsche Handwerk vertrat.

In der Revolution trat Stegerwald nicht sonderlich hervor. Erst als in Preußen das Koalitionskabinett des Zentrums, der Demokratie und der Sozialdemokratie zustandekam, entsandte ihn die

Zentrumsfraktion der Landesversammlung als Minister in das neu geschaffene Wohlfahrtsministerium. Umwälzende Reformen brachte er nicht zustande. Immer fehlte es an Geld, wie er jammerte. Hinter ihm stand, als Einflüsterer, Heinrich Brauns, die Zentrumsleuchte in allen sozialen Fragen, die bald im Reich das Arbeitsministerium übernahm. Die Wahlen zum ersten Preußischen Landtag, im Herbst 1921, hatten die Koalition stark dezimiert. Die Deutsche Volkspartei hatte einen ansehnlichen Stimmenzuwachs zu verzeichnen und ihre Rechte geltend machte. Aber die Sozialdemokratie wollte sich um keinen Preis mit der Deutschen Volkspartei in ein Bett legen. Der Führer der Sozialdemokratischen Fraktion, der Abgeordnete Heilmann, der rote Jesuit, wie ihn Adolph Hoffmann nannte, operierte denkbar ungeschickt und brachte seine eigne Fraktion gegen sich auf. Als ein Kompromiß nicht zu erreichen war, nahm der Landtag, wie das die preußische Verfassung vorschreibt, einfach die Wahl eines Ministerpräsidenten vor, und von den 388 abgegebenen Stimmen entfielen nicht weniger als 332 auf den Wohlfahrtsminister Adam Andreas Stegerwald. Nicht nur das Zentrum und die Demokratie, sondern auch die Sozialdemokratie, die Deutsche Volkspartei und die Deutschnationalen hatten ihn gewählt. Das hatte Niemand erwartet, als das Zentrum ihn, um aus der Sackgasse herauszukommen, mit leichter Hand vorgeschlagen hatte. Das Ergebnis wurde vom Hause mit lauten Bravorufen aufgenommen. Alles blickte unwillkürlich nach dem Zentrum hin, um den neuen Mann von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Umsonst. Kein Stegerwald war da. Er hatte sich nämlich bei den letzten Landtagswahlen nicht mehr aufstellen lassen. Es war also die interessante Tatsache aufzuweisen, daß der neue Ministerpräsident gar nicht Mitglied des neuen Landtags war.

Stegerwald hatte nun das Ministerpräsidium. Aber hatte noch kein Kabinett. Neue Verhandlungen begannen hinter den Kulissen. Namen und wieder Namen wurden genannt. Die Sozialdemokratie begann sich, nach dem deutschnationalen Votum für Stegerwald, langsam zurückzuziehen. Stegerwald aber wollte es mit der Sozialdemokratie nicht verderben, überging bei der Kabinettsbildung die Deutsche Volkspartei und stellte ein Ministerium nur aus Zentrumsleuten und Demokraten und einigen Beamten zusammen. So wurde der Staatssekretär Dr. Becker an die Spitze des Kultusministeriums berufen. Dieses Kabinett, das immer nach links schielte, um die Sozialdemokraten nicht zu verstimmen, und sich gern der Krücken der Rechtsparteien bediente, war von vorn herein darauf angewiesen, vorsichtig zu lavieren. Das gesetzgeberische Ergebnis war daher sehr gering. Blickt man die ‚Preußische Gesetzsammlung' dieser Zeit durch, dann sind es, von einer Reihe kleinerer Enteignungsgesetze und unwichtigen Verordnungen abgesehen, eigentlich nur zwei größere Materien, mit denen man fertig wurde: die Verfassungen der evangelischen Landeskirchen in den neuen Provinzen Preußens und der Staatsvertrag über den Uebergang der Wasserstraßen von den Ländern auf das Reich. Im übrigen wurde fortgewurstelt. Es war eine dauernde schleichende Regierungskrise. Gleich Stegerwalds Programmrede stieß bei der Sozialdemokratie auf heftigen Widerspruch. Er wurde dadurch ganz von selbst auf die Unterstützung der Rechten verwiesen.

Den Anstoß zu neuen Versuchen, das Kabinett nach links und nach rechts zu erweitern, gaben die veränderten Verhältnisse im Reich, als im Mai 1921, bei dem Londoner Ultimatum der Entente über die Reparationsverpflichtungen, die Deutsche Volkspartei ausschied und die Sozialdemokraten in das Kabinett Wirth eintraten. Die neuen von Stegerwald eingeleiteten Besprechungen zur Verbreiterung der Koalition zogen sich wieder arg in die Länge und hatten gleichfalls kein Resultat. In einer Unterredung erklärte mir Stegerwald, daß er bereit sei, zurückzutreten, wenn gewisse Vorfragen gelöst seien. Inzwischen hatten die Sozialdemokraten auf dem Görlitzer Parteitag ihren prinzipiellen Widerstand gegen ein parlamentarisches Zusammenarbeiten mit der Deutschen Volkspartei aufgegeben und drängten jetzt darauf, wie im Reiche so in Preußen in die Regierung zu kommen. Die Opposition gegen Stegerwald wurde stärker. Man drohte bereits mit dem Mittel der Obstruktion, um die Regierung zur stürzen. In diesem Augenblick zogen die Demokraten ihre Minister aus der Regierung zurück, um klare Verhältnisse zu schaffen und dem Landtag völlige Bewegungsfreiheit für die Wahl eines neuen Ministerpräsidenten zu geben. Damit war der Sturz Stegerwalds besiegelt. Anfang November entstand in Preußen die große Koalition mit dem Sozialdemokraten Otto Braun als Ministerpräsidenten.

Stegerwald widmete sich jetzt der großen Politik. Sein Interesse wandte sich ausschließlich dem Reiche zu. In der Zentrumsfraktion wurde er zum Antipoden Dr. Wirths. Neben Hermes wurde er der Führer des rechten Flügels. Im ‚Deutschen' schuf er sich ein eignes Organ, das den christlichen Gewerkschaften als Tageszeitung aufgezwungen wurde. In Essen entwickelte er, im Frühjahr 1922, ein großes außen- und innenpolitisches Programm Eine Plattform, die der formalen Demokratie, wie der Abgeordnete Schlange-Schöningen sagen würde: den Fehdehandschuh hinwarf, für eine Ueberbrückung der konfessionellen Gegensätze eintrat und dem Gedanken einer neuen überparteilichen Partei das Wort redete: „Ich will, daß in Deutschland die tatsächlich wertschaffende Arbeit, und zwar die Kopf- und Handarbeit in Handwerk und Industrie, in Handel und Verkehr, in Stadt und Land, zu einer großzügigen Führung des Staates unter gegenseitiger Achtung und Respektierung und unter Anerkennung und Wertung einer wahren christlichen Volkskultur sich zusammenfindet. Damit ist anzustreben eine organische Verbindung zwischen Staat und Wirtschaft." Alle diese Probleme, fuhr er fort, können nur gelöst werden durch Zusammenfassung aller Kräfte auf christlicher, deutscher, demokratischer und sozialer Grundlage. Schöne Worte. Aber was Stegerwald als demokratisch ansah, das vertrug sich nicht mit den üblichen Anschauungen von Demokratie. So kam es, daß er von der Rechten mit einem verbindlichen Lächeln beobachtet, gestreichelt und immer wieder in Vorschlag gebracht wurde, wenn man sich bei Kabinettskrisen nach einem Mann der angeblichen Mitte umschaute. Aber seine eigne Zentrumsfraktion stellte sich nicht hinter ihn. Daher mußte er denn mehr als einmal, mit sauerm Gesicht, ablehnen, wenn der Ruf an ihn erging, eine Kanzlerkandidatur zu übernehmen. Zuletzt im Frühling 1924 vor dem zweiten Kabinett Marx.

Der Winterpalast von Anker Kirkeby

Der dänische Schriftsteller, dessen ‚Russisches Tagebuch' vor einiger Zeit (im Verlag Elena Gottschalk zu Berlin) deutsch erschienen ist, hat der ‚Weltbühne' noch einige Schilderungen seiner Eindrücke im neuen Rußland zugesagt. Hier ist die erste.

Wir verlassen den Zug in Petrograd am einen Ende des Newski-Prospekts, der als breiter Boulevard die innere Stadt in zwei Teile schneidet. Grade vor dem Bahnhof steht immer noch das schwere, brutale Reiterstandbild Alexanders III. Wie alle Denkmäler der Vergangenheit, die künstlerischen Wert haben, ist das Kunstwerk des Fürsten Trubetzkoj unberührt geblieben. Aber der Volksdichter Bjedni hat die Statue mit einer neuen Inschrift versehen: „Hier stehst du, der entartete Sohn eines entarteten Vaters! Und hier sollst du bleiben als ein Schreckbild für kommende Generationen!"

Dann fährt man über den Newski-Prospekt und empfängt sogleich einen Eindruck von starkem Leben. Früher ist diese weltberühmte Straße von Bummel und Eleganz geprägt gewesen: jetzt ist sie von einfachen, ja armen Menschen belebt, die es alle eilig, die alle eine Arbeit haben, alle einem Ziel zustreben.

Petrograd ist immer Rußlands westeuropäischste Stadt gewesen. Sie gehörte der Aristokratie, die pariserisch lebte. Hof, Adel, Offiziere sind verschwunden, alles in allem hat die Stadt eine halbe Million Einwohner verloren, und sobald man sich von den Hauptstraßen entfernt, kann man sich in verödeten Gassen verirren, in denen die Häuser verschlossen und stumm mit verstaubten Fenstern vor den leeren Wohnungen dastehen. Vielleicht ist es nur das Zeichen einer vorübergehenden Krise; vielleicht ist es aber auch die eigne, sich selbst regulierende Entwicklung des Lebens gegenüber dem ungesunden Kunstprodukt, das wir in unserm Dummstolz bewundernd Großstadt nennen. Als H. G. Wells Petrograd besuchte, fiel ihm auf, daß mindestens zwanzig Prozent der Gebäude nur Läden und Kontore enthielten; wenn jetzt der ganze Handel vom Staate cooperativ geordnet wird, so werden alle diese Häuser überflüssig. Als er später Lenin im Kreml besuchte, vertraute er diesem seine Entdeckung an. „Natürlich," antwortete Lenin, „die Zukunftsstädte werden viel kleiner und sehr viel anders als die jetzigen werden."

Im übrigen geht das Leben in Petrograd seinen gewohnten Gang. Die Theater spielen, die Oswostschiks sausen über den Newski, die Dampfboote schießen die Newa hinauf und hinab.

Im großen Speisesaal des Hotel de l'Europe spielt ständig die Musik, während ein Stab befrackter Kellner das französische Diner serviert. Nur das Publikum hat sich verändert. Aber viele der elfenbeinblassen, schwarzäugigen Schönheiten sind auch noch dieselben; wenngleich es ein andres Publikum ist, das die Brillanten und die weißen Hermelinpelze bezahlt. In den Vitrinen zu beiden Seiten der Bar-Tür ist derselbe Luxus wie vor Krieg und Revolution ausgestellt: Schmucksachen, Antiquitäten, durchbrochene Seidenhemden mit rosa Schleifen und Spitzenhöschen aus der rue de la Paix. Das Hotel de l'Europe ist eine der Stellen

Rußlands, wo man nicht die Revolution, sondern nur ihre Abwässer findet: Nep, das neue oekonomische System, das kein neues oekonomisches System, sondern ein Zugeständnis an die schlechten Elemente des alten ist. Das ganze unterste Stockwerk ist eine permanente Börse. In den Billardsälen, den Konversationszimmern, der Halle drängen sich hunderte fieberhaft schwitzender Menschen, die den Eintretenden umringen und Devisen kaufen oder Rubel verkaufen wollen oder ihn in eine Ecke ziehen, mit scheuem Blick eine goldene Uhr mit einer Krone oder ein Paar Platinknöpfe aus der Tasche holen und ihm einen Handel mit diesen Ueberbleibseln aus der Konkursmasse der Aristokratie vorschlagen.

Ich hatte meinen Einzug ins Hotel zusammen mit einem jüngern schwedischen Wissenschaftler gehalten, und wir meinten, wenn diese schwarzen Schakale, die an eine humorverlassene Ausgabe der newyorker Straßenbörse erinnerten — wenn sie die russische Revolution wären, dann wollten wir lieber an der Grenze wieder umkehren.

Mein letzter Eindruck von Petrograd, sechs Wochen später, war zufällig ganz rot. Es war ein Sonntagvormittag, ich guckte auf die leere tote Straße und bereitete mich auf einen der gewöhnlichen tristen, trostlosen Feiertage in einer Großstadt vor. Aber in den Augenblick, wo die Kirchenglocken ausgeläutet hatten, begann man, die Internationale auf der Straße zu singen. Aus allen Richtungen kamen Vereine und Aufzüge, alle mit roten Fahnen, mit großen allegorischen Schildern und Aufrufen. Sie zogen munter dahin, hatten einander unter dem Arm gefaßt und sangen aus vollem Halse. Vom Newski-Prospekt bogen sie ein auf den mächtigen Platz vor dem Winterpalast, wo Sinowjew, der Bürgermeister der Stadt, grade von einer großen dicht besetzten Tribüne aus die Parade über die Garnison abhielt; in langen, schnurgraden grauen und blauen Reihen standen Soldaten und Matrosen stramm vor ihm, die Gesichter den Fenstern des Zaren zugewandt, und präsentierten ihre roten Fahnen vor dem Bürgermeister.

Da marschierten die Zivilisten zu Tausenden auf den Platz. Die hier kamen, waren Rußlands Künstler, Dichter und Schauspieler, die versprochen hatten, von diesem Tage an die Verantwortung für die Aufklärungsarbeit im Roten Heere zu übernehmen. Sie wollten Bücher unter den Soldaten verteilen, Kunstausstellungen für sie arrangieren, Theater für sie spielen. Hier kamen alle Schriftsteller Petrograds unter einer Standarte mit einer vergoldeten Schreibfeder, hier kamen alle Journalisten, die Chefredakteure, die Setzer und Drucker in brüderlichem Verein. Hier die Schauspieler, die Primadonna mit dem Theaterdirektor am einen und dem Grundwasserpumper am andern Arm. Zuletzt die Filmleute, zwischen sich auf einem Lastauto einen Riesenglobus, so groß wie ein dreistöckiges Haus: rings um den Aequator wand sich das rote Band der Dritten Internationale, und ganz oben hielt ein Infanterist des Roten Heeres mit aufgepflanztem Bajonett die Wache am Nordpol. So kam die Intelligenz Petrograds, um ihre Patenschaft zu übernehmen, und brachte zwei rote Fahnen mit einer vergoldeten Leier und dem Stern an der

Spitze mit, die sie dem Heere als Patengeschenk geben wollten. Sie stellten sich in einem Hufeisen um die Soldaten auf. Sinowjew gab jedoch dem Kommandierenden General Befehl, die Zivilisten auf den leeren Platz in der Mitte vor der Tribüne zu lassen, und hier standen sie nun Kopf an Kopf, die roten Kopftücher der Druckereiarbeiterinnen zwischen den weißen pariser Hüten der Ballettdamen.

Hier hielt Sinowjew eine große Rede über die Bedeutung des Heeres als Wächter der Kultur und über die Bedeutung der Intelligenz als Erzieherin des Heeres.

Sinowjew ist ein dicker runder kleiner Mann, der zuerst gemütlich, seinen Kalabreser schwingend und sein kugelrundes rotes Gesicht mit den schwarzen Locken zeigend, die Reihen entlanggewatschelt war. Als er jetzt sprach, verschwanden die frohen Augen in zwei tiefen Falten mitten in dem dichten Runzelnetz des Gesichtes, und eine prachtvolle Agitatorenstimme klang bis zu dem letzten Kosaken auf dem Platze. Sinowjew ist Vorsitzender der Dritten Internationale und muß daher, obgleich er die Verantwortung für Petrograd hat, ununterbrochen zwischen Petrograd und Moskau hin und her reisen. Sein Salonwagen steht beständig auf dem Bahnhof bereit. Jetzt war er wieder die ganze vorhergehende Nacht gereist; aber er war frisch und morgenrot, und man empfing einen Eindruck schwerer, unermeßlicher Stärke. Hinterher hielten die Repräsentanten der Schauspieler und Künstler Reden und überreichten die Fahnen, und die Internationale wurde von zwanzig verschiedenen Orchestern gleichzeitig gespielt, sodaß die Melodien durch einander gingen. Ueber dem bunten Bilde tummelten sich in der Luft die weißen Tauben des Zaren zwischen einem Geschwader von Militärflugzeugen des Roten Heeres.

Unterdessen ging ich in den Winterpalast. Er ist das einzige Schloß, um das in der Revolution gekämpft, und das von den Roten gestürmt wurde; aber er steht ganz unberührt da, und die einzigen Spuren der Revolution sind ein paar Schrammen von Maschinengewehrkugeln in der leberbraunen Fassade.

Ich durchwanderte die Gemächer der Kaiserfamilie, die jetzt als Eigentum des Volkes bewacht werden und Staatsmuseum geworden sind; im Vorraum werden einem Filzschuhe über die Stiefel gebunden, damit das Parkett nicht zerkratzt wird. Im Ankleidezimmer des Zaren blieb ich stehen. Hier hingen zwischen einer Reihe vergoldeter Heiligenbilder Photographien aus dem dänischen Schloß Fredensborg, hier war sowohl die berühmte Kaiser-Eiche wie das Paradebild eines Gala-Diners im Kuppelsaal. Ein Kosak stand in der Ecke und paßte auf. Als er mein Interesse für die Bilder von Fredensborg bemerkte, erzählte er mir, daß er zweimal mit dem Zaren in Dänemark gewesen sei, und im Arbeitszimmer des Kaisers, dessen Fenster auf die Newa hinausgehen, zeigte er mir Erinnerungen an diese Reisen. Es war verschiedenes Kopenhagener Porzellan mit Buchenlaub und Möwen über dem Oeresund und eine Anzahl Photographien von dänischen Prinzen und Prinzessinnen. Auf dem Schreibtisch lagen die vielen Zigarrenabschneider, Brieföffner, Lesezeichen und andre Spielereien des Kaisers. Jedes Stück war sorgfältig numeriert

und katalogisiert. Neben dem Tintenfaß standen die Photographien Christians IX. und der Königin Louise (der Großeltern des letzten Zaren); sie trugen die Nummern 524 a und b.

Ein Flügel des Winterpalastes ist zum Revolutionsmuseum umgeschaffen. Hier werden alle historischen Erinnerungen an die langen unterirdischen Kämpfe aufbewahrt, die endlich vor sieben Jahren siegreich ans Tageslicht brachen. Hier sind die Verbrecherphotographien Lenins aus den Protokollen der Polizei. Hier die heimlichen, in Kellern gedruckten Revolutionszeitungen. Hier Bilder von der Revolution des Jahres 1905, deren Opfer vor den Fenstern auf dem Platze fielen; man sieht auf den Bildern die Hiebwunden der Kosaken, die manches Haupt in zwei Teile spalteten. Aus der Festung Schlüsselburg am andern Newa-Ufer ist eine Kellerzelle herübertransportiert. Hier sind viele Erinnerungen an Sibirien, darunter eine neunschwänzige Knute. In einem großen Saal befinden sich die genialen Revolutionsplakate der letzten Jahre, die wie Trompetenfanfaren und Trommelwirbel wirken. In einem andern sind die Entwürfe für ein Revolutionsdenkmal ausgestellt. Ich glaube, das jetzige Geschlecht wird genug damit zu tun haben, zuerst die Revolution fertig zu machen. Die Errichtung des Monuments kann sie getrost der nächsten überlassen. Heute ist man bestrebt, die Gedanken der Revolution ins tägliche Leben zu übertragen. Die Kinder werden vielleicht eines Sonntags Zeit haben, die Idee zu bekränzen.

Deutsch von Erwin Magnus

Erinnerungen eines „Junkers“ von H. v. Gerlach

XIII.

Meine Prozesse

Man ist der Justiz gegenüber entweder Objekt oder Subjekt. Ich habe in meinem leider schon recht langen Leben als Objekt wie als Subjekt so viel Erfahrungen gesammelt, daß ich an dieser Stelle nur Stichproben bieten kann. Der Mann der Oeffentlichkeit und namentlich der Feder entgeht ja, selbst wenn er sich meiner friedlichen Tonart befleißigt, auf keinen Fall dem Kadi.

*

Zu der ersten Anklage bin ich auf ganz sonderbare Weise gekommen. Des Jahres entsinne ich mich nicht mehr. Jedenfalls war ich verantwortlicher politischer Redakteur der ‚Welt am Montag‘. Es existierte damals in Berlin eine illustrierte satirische Wochenschrift: ‚Der Satyr‘, die Dr. Alexis Schleimer herausgab. Das Blatt war scharf oppositionell, schlug aber oft einen unsympathischen Pöbelton an und war außerdem in seinen „erotischen“ Beiträgen recht anfechtbar. Es wurde bald zur bête noire des Staatsanwalts. Konfiskation folgte auf Konfiskation, und schließlich erklärte der Staatsanwalt in offener Gerichtssitzung: „Ich werde das Blatt zu Tode konfiszieren.“

Um diese löbliche Absicht zu vereiteln, leistete sich Schleimer, der kein dummer Kerl war, folgenden Streich: er brachte eine Nummer heraus, die an Harmlosigkeit die ‚Fliegenden Blätter‘ und den ‚Dorfbabier‘ weit überbot — aber der Staatsanwalt, der offenbar diese Nummer gar nicht gelesen hatte, konfiszierte auch sie.

Nun kam Schleimer zu mir, zeigte mir die konfiszierte Nummer und sagte: „Ich appelliere an Ihr Rechtsgefühl. Eine tollere Rechtsverletzung als die Konfiskation dieser Lektüre für christliche Waisenkinder ist noch nicht dagewesen. Ich kann sie durch mein Blatt nicht zur Kenntnis der Oeffentlichkeit bringen, da es nach dem Grundsatz des Staatsanwalts doch von vorn herein konfisziert wird. Bitte, verstatten Sie mir in der ‚Welt am Montag' das Wort zur Verteidigung."

Ich erwiderte: „Mein oberster Grundsatz ist: Recht muß Recht bleiben. Das Recht ist schwer verletzt. Ich kann unter meiner Verantwortung keinen Artikel von Ihnen zu Gunsten des ‚Satyr' bringen, weil ich auch nicht den Anschein erwecken darf, als wenn ich das Blatt als solches deckte. Aber ich bin bereit, für die nächste Nummer der ‚Welt am Montag' Ihnen die verantwortliche Redaktion zu überlassen, damit Sie den Fall klar stellen. Sie tragen selbst Ihre Haut zu Markte. Sie werden das hoffentlich bei der Abfassung Ihres Artikels berücksichtigen."

Also geschah es. Schleimer zeichnete den Teil der Zeitung verantwortlich, der seinen Artikel enthielt. Ich las ihn vor dem Erscheinen nicht, um nicht einmal moralisch mitverantwortlich zu sein. Ich las ihn, wie jeder andre Leser, erst Montag früh. Und war entsetzt, als ich in dem sonst untadelig sachlichen Artikel die Behauptung fand, der Staatsanwalt habe wider besseres Wissen eine unanstößige Nummer konfisziert. Sofort sagte ich zu Schleimer: „Sie haben selbst Ihren Kopf in die Schlinge gelegt. Sie können nie beweisen, daß der Staatsanwalt wider besseres Wissen gehandelt habe, wenn er es nicht selbst zugibt. Aber den Gefallen wird er Ihnen kaum tun."

Prompt erfolgte die Anklage gegen Schleimer und — gegen mich als Verantwortlichen Redakteur. Dabei ist nach dem Reichspressegesetz Verantwortlicher Redakteur, wer als solcher auf der Druckschrift bezeichnet ist. Nicht ich, sondern Schleimer war als verantwortlich bezeichnet. Er erklärte auch, daß er durchaus zu Recht so bezeichnet worden sei. Dennoch — bei dem lieben Gott und dem preußischen Staatsanwalt ist ja kein Ding unmöglich.

Ich trieb das Verfahren durch alle Instanzen bis zum Reichsgericht. Mein Verteidiger war Wolfgang Heine. Ich hatte an ihm wenig Freude. Er hatte große Sorge, ein grundsätzliches Präjudiz zu schaffen, das ihm gefährlich für die Zukunft der Linkspresse schien, und verzichtete deshalb darauf, die Frage in ihrer ganzen grundsätzlich-juristischen Bedeutung aufzurollen. Das Endergebnis war, daß außer Schleimer, der ein paar Wochen Gefängnis bekam, auch ich verurteilt wurde, wenngleich nur zu einer Geldstrafe. Das Reichsgericht betrachtete mich als „latenten" Verantwortlichen Redakteur.

Noch heute, bei ruhigster Ueberlegung, halte ich dieses Urteil des Reichsgerichts für einen eklatanten Justizmord. Ich bin für einen Artikel verurteilt worden, den ich weder geschrieben noch inspiriert noch verantwortlich gezeichnet noch auch nur gelesen hatte.

*

Mit eignen Klagen bin ich sehr sparsam umgegangen, obwohl wenige Tage meines öffentlichen Lebens vergangen sind, ohne daß ich wenigstens einen Schimpfartikel gegen mich auf meinem

Schreibtisch gefunden hätte. Aber ich habe meinen Gegnern immer völlige Schimpffreiheit zugestanden. Mögen sie mich Schuft oder Schurke nenen: das berührt mich grade so, wie wenn mir irgendein Betrunkener auf der Straße etwas nachruft. Ich habe nur geklagt, sobald angebliche Tatsachen behauptet wurden, die, wenn sie wahr wären, mir zur Unehre gereichen müßten.

An die Mithilfe der Staatsanwaltschaft habe ich fast nie mehr appelliert, seitdem ich als Reichstagsabgeordneter Folgendes erlebt hatte. Ein antisemitisches Blatt in Hessen brachte einen wüst verleumderischen Artikel. Darin war, um meine jüdische Abstammung zu beweisen, behauptet worden, meine Mutter — dies Muster einer frommen und keuschen Frau — habe Ehebruch mit einem Juden begangen. Ich beantragte beim Staatsanwalt Strafverfolgung, zumal ich in meiner Eigenschaft als Volksvertreter verleumdet worden war. Der Staatsanwalt lehnte ab „mangels öffentlichen Interesses“! Es blieb mir also nur die Privatklage.

*

Was es aber mit den Privatklagen auf sich hat, das hatte ich ein paar Jahre vorher erfahren.

In einem obskuren Blatt in Wittenberg hatte ein gewisser George behauptet, ich hätte zu gleicher Zeit in Berlin das und das und im Wahlkampf in Marburg das genaue Gegenteil erklärt. Ich verklagte den mir gänzlich unbekannten Herrn. Da er keine Spur von Beweis für seinen Schwindel hatte, wurde er mit Pauken und Trompeten zu irgendeiner Geldstrafe verurteilt.

So weit, so gut. Aber nun kommt das Nachspiel, Eines Tages bekam ich ein Schreiben des Gerichtsvollziehers. Er sei vom Gericht mit der Eintreibung der Gerichtskosten bei George beauftragt worden. Er habe festgestellt, daß der Mann subsistenzlos sei. Sein ganzer Besitz bestehe in einem alten Sofa. Er, der Gerichtsvollzieher sei zwar bereit, das Sofa öffentlich zu versteigern, mache mich aber darauf aufmerksam, daß die Kosten des Termins voraussichtlich den Erlös übersteigen würden, und daß dann ich für das Defizit aufzukommen hätte.

Ich verzichtete. Einige Zeit darauf hatte ich das Vergnügen, die Gerichtskosten für den Prozeß zu bezahlen, in dem ich obgesiegt hatte, weil mangels Zahlungsfähigkeit des verurteilten Privatbeklagten ich als Kläger vor den Riß stehen mußte.

Wie solche Erfahrungen zur Strafverfolgung gewissenloser Verleumder anspornen!

*

Für viele Jahre war ich abgeschreckt. Erst nach der Revolution sah ich mich genötigt, wieder die Hilfe der Gerichte in Anspruch zu nehmen.

Ein kleines volksparteiliches Blatt brachte die Nachricht, ich sei mit mehreren hunderttausend Franken von der Entente bestochen worden, um ihr Nachrichten zu liefern. Ich ging der Sache nach und stellte fest, daß der Artikel aus einer volksparteilichen Korrespondenz herrührte. Alsbald verklagte ich den Herausgeber und erhielt eine Vorladung zum Schiedsmann in Schöneberg. Als ich dort eintrat, sah ich vor mir zu meiner Ueberraschung Herrn Günther Thomas, den Stiefsohn des Grafen Posadowsky. Der mir von der Pressekonferenz her unvorteilhaft bekannte Herr räumte

ein, der Verfasser des Artikels zu sein. Ich verlangte seine Beweise. Er erklärte, er glaube, den Tatbestand, der dem Artikel zugrunde liege, in einer Zeitung gelesen zu haben. Der Name der Zeitung? Er erklärte, er habe den Namen leider vergessen und sich inzwischen vergeblich bemüht, das Blatt wiederzufinden. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß die Berufung auf die „große Unbekannte" ihm vor Gericht schwerlich viel nützen werde, begann er zu weinen. Er sei ein armer Kerl und habe den Artikel in Eile geschrieben, weil seine Korrespondenz noch nicht ganz voll gewesen sei. Ich möchte doch die Sache aus der Welt schaffen, weil er sonst bestimmt seine Stellung verlieren würde. Selbstverständlich sei er zu jeder Zurücknahme, Entschuldigung und Wiedergutmachung bereit.

Ich ließ Gnade vor Recht ergehen. Was soll man mit solchem Geschöpf auch anfangen? Aber charakteristisch ist doch, wie Männer aussehen, die für einen erheblichen Teil der rechtsstehenden Presse den Lesestoff liefern.

*

Mehrere Prozesse habe ich wegen der Verleumdungen anstrengen müssen, die in der Polensache gegen mich verbreitet wurden. Mit dem ersten dieser Prozesse ging es mir eigenartig.

In der Deutschen Tageszeitung erschien eines Tages ein Artikel, worin behauptet wurde, ich hätte mich bei meiner amtlichen Mission nach Posen am 20. November 1918 von den Polen betrunken machen lassen. Hocherfreut, daß ich endlich Gelegenheit fände, einer Schlange den Kopf zu zertreten, ließ ich sofort durch meinen Rechtsanwalt, Dr. Bruno Springer, gegen den Verantwortlichen Redakteur Ackermann Klage erheben.

In dem Termin erschien Herr Ackermann vergnüglich lächelnd. Er brachte ein paar Herren seiner Druckerei mit. Sie bezeugten, daß der Name Ackermann zu Unrecht als verantwortlich auf der Nummer des 1. August gestanden habe, da Herr Ackermann schon am 28. Juli in Urlaub gegangen sei. Infolge eines Stiftungsfestes in der Druckerei sei das Versehen passiert, daß der Name Ackermann nicht durch den Namen des tatsächlich Verantwortlichen Redakteurs ersetzt worden sei.

So, da hatte ich die Bescherung. Nach dem Pressegesetz war Ackermann unschuldig. Ich mußte die Klage zurückziehen und die Kosten tragen.

Wer war nun schuldig? Das war Herr Paul Baecker, wie in der Verhandlung festgestellt wurde. Herr Baecker aber war nicht zu fassen, da die formalen Vorschriften des Reichspressegesetzes dem im Wege standen. Ich forderte Herrn Baecker öffentlich auf, entweder den Vorwurf in der Deutschen Tageszeitung zurückzunehmen oder ihn dort unter seiner Verantwortung zu wiederholen, damit ich ihn verklagen könne.

Herr Baecker tat weder dies noch das. Wohl aber wurde er einige Zeit darauf zum Vorsitzenden des Reichsverbandes der Deutschen Presse gewählt.

Der nächste Polenprozeß hatte endlich ein positives Ergebnis. Der Chefredakteur des Hannoverschen Kuriers, der mich übrigens von der Pressekonferenz her ganz genau kannte, beging die Unvorsichtigkeit, mit seinem Namen den Schwindel über meine pose-

ner Orgien zu decken. Als ich ihn verklagte, suchte er händeringend durch einen Aufruf in dem Organ der Ostmärker nach Zeugen. Da schwer ist, Zeugen für etwas aufzutreiben, was sich nicht begeben hat, so fand er keine. In dem Termin verpflichtete er sich denn auch zur Veröffentlichung folgender Erklärung:

> In dem Artikel des ‚Hannoverschen Kuriers' vom 13. Februar 1921 habe ich geschrieben, die Verhandlungen, die der Privatkläger, Herr Hellmut v. Gerlach, im November 1918 in Posen mit den dortigen Polenführern hatte, seien bei ausgezeichnetem Ungarwein geführt worden. Die Polen rühmten sich, ihn dabei mit den zweckgeheiligten Mitteln des Schwindels und des Alkohols eingeseift zu haben. Grundlage dieser Behauptungen ist, was mir posener Flüchtlinge wiederholt mit der Versicherung mitgeteilt haben, sie seien in ganz Posen Stadtgespräch. Nachdem ich mich durch Zeugenvernehmung in der heutigen öffentlichen Gerichtsverhandlung überzeugt habe, daß diese Behauptungen jeglicher Grundlage entbehren, nehme ich sie mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück und trage die sämtlichen Kosten des Verfahrens.
>
> Dr. Fritz Hartmann.

Als ich nach Abgabe dieser Erklärung meine Klage zurückzog, konnte ich mir nicht verkneifen, dem Verteidiger Hartmanns, dem frühern posener Stadtverordnetenvorsteher Placzek, zu sagen: „Herr Justizrat, wenn ich über Ihren Mandanten Aehnliches behauptet hätte, wäre ich nicht so billig weggekommen." Lächelnd erwiderte er: „Da mögen Sie Recht haben. Aber Sie sind eben ein wahrer Pazifist."

*

Klagen gegen mich sind in meiner dreißigjährigen politischen und journalistischen Tätigkeit fast gar nicht erhoben worden, obwohl ich immer meine Veröffentlichungen mit meinem Namen gedeckt habe. Und wenn sie erhoben wurden, pflegten sie ein negatives Ergebnis zu haben.

Einmal wurde ich sogar wegen geistigen Diebstahls angeklagt. Die Sache war gradezu tragikomisch.

Ich war im Jahre 1903 Chefredakteur der bei Ullstein erscheinenden Berliner Zeitung (aus der dann unter gänzlicher Veränderung der Richtung die B.Z. am Mittag entstanden ist). In einem Leitartikel über Frauenrechte hatte ich einen Gerichtsbericht aus dem Berliner Tageblatt unter Quellenangabe wiedergegeben. Daraufhin erschien der Herausgeber der Gerichtskorrespondenz, der das B.T. den Bericht entnommen hatte, und denunzierte mich beim Staatsanwalt wegen Verletzung des Urheberrechts. Das Verfahren durchlief zweimal alle Instanzen. Der Mann behauptete, ich hätte den Bericht, der auch dem Verlag Ullstein zugegangen war (was ich nicht wußte), absichtlich nicht direkt benutzt, um dem Hause Ullstein das Zeilenhonorar von dreieinhalb Mark zu ersparen. Ich habe kostbare Zeit und zahllose Schriftsätze und sechs Termine vergeuden müssen, bis das Gericht endgiltig feststellte, daß ich kein strafwürdiger geistiger Dieb sei.

Ja, die Justiz, die deutsche zumal, ist eine oft umständliche und manchmal sehr merkwürdige Angelegenheit. Wenn sie immer gleichbedeutend mit Gerechtigkeit wäre . . . doch ich will mich nicht in Utopisterei verlieren.

Münchner Hungerstreik von Peter Kerdell

Am 25. Mai wurden in München 62 Kommunisten, darunter Reichs- und Landtagsabgeordnete, verhaftet. Verhaftet nur, weil sie der K.P.D. angehörten, der viertstärksten Partei des deutschen Volkes, die in Bayern — im Gegensatz zum übrigen Deutschland — verboten ist. Fünftägiger Hungerstreik der 62 Eingesperrten wird von dem bayrischen Gericht damit beendigt, daß es den größten Teil (50 Mann) aus der Haft entläßt, 8 Mann nach Niederschönenfeld in die erträglichere Schutzhaft schickt, 3 in Haft behält, nur weil andre Verfahren gegen sie bereits im Gange sind. Als Einziger von den 62 Festgenommenen wird der junge Oesterreicher Dr. Karl Frank in dieser Angelegenheit in Stadelheim zurückgehalten.

Er beharrt daraufhin im Hungerstreik, der in der dritten Woche einen Nierenkranken, mit schwachem Herz Belasteten naturgemäß in die dringlichste Gefahr für Leben und Gesundheit bringt. Die bayrische Justiz beläßt ihn im Gefängnis. Wenn Frank gestorben wäre: für welche Straftat wäre das geschehen? Für seine bloße Zugehörigkeit zur viertgrößten Partei des deutschen Volkes und für die Tatsache, daß er Bayern — nachweislich nur für 24 Stunden — betreten hatte? Für beide Vergehen — deren erstes keines ist, denn Kahrs Verordnungen sind nach Reichsgerichtentscheid ohne Rechtskraft und wirkten nur verhängnisvoll, weil die Urteile der Volksgerichte, die sie anerkannten, keine Berufung an ein höheres, wirklich Recht sprechendes Gericht zuließen! —, für beide Handlungen also wollte Dr. Karl Frank vor Gericht einstehen, wie 61 Andre, und die Folgen tragen. Dies zu erhärten, bot er (oder boten seine Freunde) dem Gericht Kaution — die abgelehnt wurde. Für beide Straftaten, wenn es Straftaten wären, erscheint die Todesstrafe auf den ersten Blick zu hoch. Die bayrische Justiz war andrer Meinung.

Karl Franks Frau trifft in München am neunten Hungertage ein. Telephonischer Anruf bei der Gefängnisdirektion, wie es ihm gehe. Die Antwort lautet: „Telephonisch keine Auskunft!"

Sie geht zum Untersuchungsrichter. „So, er macht Hungerstreik?" sagt der, verwundert, als ob er nichts davon gehört hätte. Sie stürzt zum Gefängnis. „Heute ist Mittwoch. Sprechtage sind Donnerstag und Montag"! Eine Zeile: „Frank möge aufhören zu hungern" wird nicht angenommen, weil sie der Untersuchungsrichter erst zensieren müsse. (Stadelheim liegt eine Stunde vom Justizpalast; so ist es für diesen Tag zu spät.) Sie fragt den Gefängnisdirektor, wie sich ihr Mann befinde. „Recht gut". „Wann haben Sie ihn zum letzten Mal gesehen?" „Samstag". (Das war der fünfte, jetzt der neunte Hungertag.)

Am Donnerstag hat sie für 10 Minuten Sprecherlaubnis. 10 statt 5, wie sonst üblich, aber nur auf inständige Bitten und weil sie ihren Mann zur Beendigung des Hungerstreiks bewegen will. Am nächsten Montag — Pfingsten — ist kein Sprechtag. Am Donnerstag dieser Woche bekommt sie 5 Minuten, 10 werden abgeschlagen, der Untersuchungsrichter erklärt, man könne „die Aufsichtsbeamten nicht überlasten". Gleichzeitig meint er: „Einmal in einer Woche 5 Minuten — das ist doch wohl genug"! Die

Frau betont, es handle sich um einen sterbenskranken Mann. Nach vielen Vorstellungen erklärt er sich bereit, ihr in Zukunft zweimal wöchentlich 5 Minuten zu genehmigen. Dieses Entgegenkommen ist platonisch, weil auch in der nächsten Woche ein Sprechtag, Donnerstag, wegen des Fronleichnamsfestes ausfällt. Erst in der fünften Woche des Hungerstreiks würde sie ihn demnach zweimal (oder überhaupt nicht mehr!) sprechen können.

Ein Expreßbrief des Gefangenen an den Bayrischen Landtag braucht — innerhalb Münchens — fünf Tage. Als die Frau dem Untersuchungsrichter einen Brief zur Zensur vorlegt, sagt er: „Wozu brauchen Sie ihm noch zu schreiben, wenn Sie ihn doch sprechen dürfen!" Sprechen darf sie ihn durch ein engmaschiges Gitter von ihm getrennt, zwei andre Gefangene und deren Angehörige sind dabei, zwei Aufseher und ein Oberaufseher. An das Gitter können weder Gefangene noch Besucher heran, eine Eisenstange sorgt für Abstand. Der Gefangene steht im Dunkel, kaum erkennbar.

Selbst die Bitte, Franks einjähriges Töchterchen zu einem Besuch mitbringen zu dürfen, lehnt der Untersuchungsrichter, Oberlandesgerichtsrat Horwitz, ab. Hand in Hand mit ihm wirkt die Gefängnisverwaltung, die — auf den Anruf eines Reichstagsabgeordneten, wie es Frank gehe — erwidert: „Amtsgeheimnis!" und: „Es ist uns völlig gleichgültig, ob er seinen Hungerstreik beendigt oder nicht."

Die Zentrale der Kommunistischen Partei sendet von Berlin aus Freitag, am 13. Juni, ein dringendes Telegramm, das Karl Frank zum Abbruch des Hungerstreiks auffordert. Dieses dringende Telegramm wird Frank nicht am Freitag, dem neunzehnten Tage seines Hungerstreiks, ausgehändigt, nicht am Sonnabend, auch nicht am Sonntag. Endlich am vierten Tag, den das Telegramm in München liegt, nachdem der Rechtsanwalt des Hungernden bereits nachgeforscht hat, während die Reichstagsfraktion der K.P.D. vergeblich beim Reichsjustizministerium Beschwerde führt, läßt der Staatsanwalt dem Häftling von dem Inhalt der Depesche Kenntnis geben. So bricht Dr. Karl Frank seinen Hungerstreik am einundzwanzigsten Tage auf Parteibefehl ab. (Meines Wissens hat es bisher in Deutschland niemals einen so langen und so standhaften Protest gegen Rechtswillkür gegeben.)

Frank ist heute natürlich nicht mehr haftfähig. Trotzdem weigern sich die bayrischen Behörden auch jetzt noch, ihn bis zur Verurteilung, zur Wiederherstellung seiner Haftfähigkeit, in ein von ihnen zu bestimmendes Sanatorium zu beurlauben. Diese Behandlung eines lebensgefährlich Kranken ist — gemessen an der Geringfügigkeit der politischen Vergehen, die man ihm zur Last legt — eine barbarische Grausamkeit. Aber diese bayrische Justiz, die Karl Frank in den Hungerstreik trieb, seine Freunde lange hinderte, ihn zum Abbruch seines Streiks zu bewegen, und ihn selbst durch ein Uebermaß psychischer Schikanen immer heftiger in seinen Widerstand hineinhetzte — diese Rechtspflege, die keine ist, wird den Mann Karl Frank, dessen seelisches und menschliches Gesicht seltenen Adel aufweist, nur nach schwerer körperlicher Schädigung aus ihrem Machtbereich wieder freigeben.

Balzac von Hermann Wendel

Es ist wirklich keine müßige Schönschwätzerei, das Buch, das Ernst Robert Curtius über Balzac (Verlag Friedrich Cohen, Bonn, 1923) herausgibt; es hat Hand und Fuß, Form und Inhalt, Schlagkraft und Leuchtkraft und gehört zu den Werken, die man selbst in diesen magern Jahren sorglich zum Buchbinder trägt und befriedigt ins Regal stellt. Denn kein Seichtbeutel schlägt hier aesthetischen Schaum, kein Geschmäckler bläst literarische Seifenblasen in die Luft, kein Schulmeister knackt philologische Flöhe, sondern ein Erkennender tritt in den Mittelpunkt eines Problems und belichtet es von innen heraus. Zwar erheben sich auch Einwände. Gelegentlich will Curtius zu sehr abrunden und gewaltsam allen innern Widerspruch in der Harmonie der großen Schöpferpersönlichkeit auflösen, als ob nicht bei jedem Künstler, jedem Nervenmenschen Imponderabiles und Nicht-Einzuordnendes ewig mitschwänge. Aber solche Einwände besagen nichts neben dem eindrucksvollen Ganzen der Leistung, deren tief schürfende, klar erhellende Art schon durch eine Probe deutlich wird. L'art pour l'art — was hat man Alles für und gegen, über und um diese Formel herum geschrieben! Aber Niemand gelang es wie Curtius, einleuchtend zu zeigen, daß in dieser Aesthetik, als sie aufkam, eine berechtigte Abwehr gegen die Barbarisierung besonders der Sprache durch den Aufstieg der Massen, durch die Zunahme des Schreibwesens, durch Presse und Politik steckte.

So betrachtet er auch Balzac nicht als Ding an sich, wie sich etwa der Chemiker über eine Retorte beugt, sondern gräbt mit Fleiß und Spürsinn die „weitverzweigten geschichtlichen Wurzeln" dieses geistigen Phaenomens aus. Der Dichter der ‚Comédie humaine' fühlte sich selbst als Erben der ganzen französischen Tradition; in der Darstellung von Curtius wird im Einzelnen klar, was er von Rabelais mitbekam, was ihn mit Corneille verband, was er von Rosseau erbte, und wie sehr Saint-Simon sein Lehrer war. Gallisches Lachen, romantische Gefühlsschwelgerei, mystische Theosophie, moderne Naturwissenschaft, Klassizismus, Aufklärung, Positivismus — von jedem führen Fäden zu Balzac, aber „von allen geschichtlichen Elementen seines Wesens", sagt Curtius, „ist der Geist des achtzehnten Jahrhunderts weitaus das bedeutungsvollste". Da wir so mit der geistigen Verwandtschaft des Dichters bis zu den Vettern dritten und vierten Grades vertraut gemacht werden, wächst seine Größe und Gewalt; jetzt erst erscheint er als Brennspiegel, der alle Strahlen seiner Zeit einfängt, und nunmehr erst liegt der Kontinent, den dieser Ur-Kerl darstellt, gegliedert und übersichtlich vor unsern Blicken.

Dadurch erst rücken auch die einzelnen Teile seines Wesens in das rechte Verhältnis zu einander. Lang und gern hat die Literarhistorie Balzac nur als den Meister des objektiven Realismus angesehen, der ein romantisches und phantastisches Element wie einen Schönheitsfehler schamhaft mit herumschleppte; sein Werk erschien als Ausfluß einer rein beobachtenden Kunst, die sich eng mit der wissenschaftlichen Forschung berührt. Diesen Zug vernachlässigt Curtius keineswegs; er nennt die Medizin eine Hilfswissenschaft der ‚Menschlichen Komödie', erinnert an das Staunen

der Aerzte über die klinische Exaktheit von Balzacs Krankheitsschilderungen und tut dar, daß er vor bald einem Jahrhundert seelische Störungen schon ähnlich wie die analytische Psychologie unsrer Tage gedeutet habe. Aber zugleich enthüllt er diesen soidisant-Realisten als einen Magier und offenbart die okkultistischen Elemente in seinen Romanen als Ausstrahlungen einer Kraft, die Balzacs ganzes Denken und Schaffen nährte. In der Tat war der Dichter in die Geheimwissenschaften vernarrt, glaubte an die Alchemie, wünschte noch 1847 an der Sorbonne Lehrkurse über okkulte Philosophie, hing der Kugel- und Kreissymbolik an, spielte mit der Zahlenmystik nicht nur, ward von Swedenborgs Transzendentalismus durchschauert, schwärmte von Einheit und Allheit und Alleinheit, und der durch seine Einschätzung von Lebensweise, Umwelt, Rasse, Klima und Milieu als Vorläufer Taines dasteht, lebte und webte in dem Prinzip, daß in allem Seienden eine identische Aethersubstanz wirke — ein Kind seiner Zeit auch durch die stete Verkoppelung von moderner Wissenschaft und magischer Tradition.

Aber als Grundlage, Sauerteig und Motor von Balzacs ganzem Schaffen weist Curtius seine Anbetung der menschlichen Energie nach; er zeigt, daß sich seine Menschenschilderung, seine Kunst- und Geschichtsauffassung, seine Politik und seine Moral, seine Mystik und seine Aesthetik auf energetischen Grundanschauungen aufbaut, er zeigt vielleicht zu wenig, wie erst die große Revolution mit der Zertrümmerung der ineinandergeschachtelten Feudalgesellschaft, der Zerreißung der ständischen Bindungen und der Entkettung des souveränen Individuums die Schleusen für die menschliche Energie aufgezogen hat — aus der Stimmung des gleichen Geschlechts heraus gedachte Stendhal seine Geschichte der Energie in Italien zu schreiben. So sehend und sichtend aber war Balzac befähigt, das Epos der modernen Gesellschaft hinzuwerfen, die sich derart zuerst in dem Frankreich des jungen, kraftstoffeligen Kapitalismus entfaltete, und die er „als Erkennender analysierte, als Lebender liebte und haßte, als Empörer bekämpfte, als Machtmensch beherrschte, als Künstler formte“. Ja, auch als Empörer bekämpfte, denn ob er gleich seit 1832 mit legitimistischen Ueberzeugungen herumfuchtelte und sein Werk in den Dienst der Kirche und der Monarchie zu stellen behauptete, so fuhr doch der Gluthauch seines Mundes versengend und verheerend über die Mächte des Beharrens hin. Aus Heines Ekel:

O daß ich große Laster säh,
Verbrechen, blutig, kolossal,
Nur diese satte Tugend nicht
Und zahlungsfähige Moral!,

aus verächtlichem Haß gegen die unter Restauration und Bürgerkönigtum sich spreizende Mittelmäßigkeit lehnte er die demokratischen Zeitströmungen unwirsch ab. Doch wenn er als Erster den Typ „des großen, imperatorischen Machtmenschen, des amoralischen und aesthetischen Uebermenschen romantischer Prägung“ schuf, so baute er deshalb keineswegs den angestammten und anerkannten Gewalten Altäre, sondern seine Neigung galt eher den gesellschaftszerstörenden, den anarchischen Kräften. „Ursprüngliche Lebensformen gibt es r noch bei den Dieben, den Dirnen

und den Zuchthäuslern; es gibt keine Energie mehr außer in den Wesen, die von der Gesellschaft getrennt sind." So sieht Curtius mit Recht im Vautrin der ‚Comédie Humaine' eine Gestalt, in die Balzac die ganze Glut seiner Natur hineingelegt, und die er als große Zusammenballung aller Energien gefaßt habe; „darum schuf er Vautrin, den Empörer, den Uebermenschen; darum hat er ihn als den faszinierenden Engel des Bösen geschildert. Vautrin ist der bevorzugte Sohn seiner Künstlerphantasie und seines Machtwillens — das dämonische Gegenbild seines eignen Wesens".

Legitimismus hin, Klerikalismus her — am Grabe Balzacs zählte ihn Victor Hugo zu der „forte race des écrivains révolutionnaires", der Graf Pontmartin erklärte 1854 schaudernd die Februarrevolution für den lebendigen Kommentar seines zersetzenden Werkes, und später suchte ihm der Philosoph Caro die Mitverantwortung für den Kommune-Aufstand aufzubürden. Sie hatten recht. Denn indem Balzac nicht nur sein unerbittliches Skalpell in die brandigen Eingeweide einer dank Geldhunger und Machtgier gärenden Gesellschaft senkte, sondern auch als Ziel aller Weltgeschichte den Triumph der Intelligenz über den Stoff, das ist: den Sieg des Hirns über die Faust ansah, war er ein Aufrührer und kein Bürger, vielleicht kein Demokrat, aber sicherlich ein Revolutionär.

Zu tun! Zu tun! von Theobald Tiger

Heute lese ich da in der Zeitung:
 In Los Angeles gibts einen Schnapsverein,
und man befürchtet seine Verbreitung
in dem übrigen Land — dabei fällt mir ein:
Ich sollte mal wieder an Edith schreiben
(in Kalifornien) — seit Januar
liegt der Brief da, und ich laß es bleiben
und verschieb es nun schon ein halbes Jahr.
 Das ist nicht richtig. Es nimmt mir die Ruh.
 Aber . . . ich komme nicht dazu.

Der Arzt sagt, ich soll mir Bewegung machen.
Da gibt es so eine Schule für Sport . . .
Auf dem Boden liegen noch alte Sachen,
die sollten doch längst für die Armen fort!
Bin ich an Vaterns Grab gewesen?
Ich nehm es mir vor — und dabei wirds nie.
Das Gelbbuch wollte ich immer mal lesen,
das und Simmels Soziologie.
 Wie oft wollt ich schon nach Friedrichsruh!
 Aber . . . ich komme nicht dazu."

Einstmals, wenn die Posaunen schallen,
steigt auf der Berliner aus seinem Grab.
Und er steht in der ersten Reihe vor allen —
(„Weil ich doch meine Beziehungen hab!")
Gott, der Herr, mild und voll Frieden,
der über allen Gewässern schwebt,
spricht: „Berliner! Was tatst du hienieden?
Menschenskind! Wie hast du gelebt —?"

Und der Berliner sagt darauf verschwommen:
„Ich . . . bin leider nicht dazu gekommen."

Große Berliner Kunst-Ausstellung 1924

von **Adolf Behne**

Man merkt, daß in Vorbereitung und Durchführung der Ausstellung ein Wille funktionierte. Zum ersten Mal wieder. Dieser Wille heißt: Hans Baluschek.

Also eine gute Ausstellung?

Jedenfalls eine anständige. Auch dieses Mal haben sich nur ‚Verein Berliner Künstler' und ‚Berliner Novembergruppe' und ‚Bund Deutscher Architekten' beteiligt. Aber weder die ‚Berliner' noch die ‚Freie Sezession' wird vermißt. Ihre Häupter Liebermann und Corinth hängen mit einigen ältern Arbeiten im Ehrenraum, nicht wenige ihrer Anhänger haben Arbeiten eingeschickt, und keineswegs ist das Niveau des Glaspalastes unter Sezessions-Niveau; es ist auch nicht unter dem Niveau von Liebermanns ‚Akademie-Ausstellung', in der nur die Kollektion Schmidt-Rottluffs eine reine Freude ist.

Eine bessere Ausstellung war kaum zusammenzubringen . . . wenn man von dem üblichen Typ der Bilderausstellung nicht abgehen wollte.

Es kann eine größere Frische in den Sälen des ‚Vereins Berliner Künstler' anerkannt werden. Man hat den Mut gefunden, gewisse Vereinsgrößen aus der vordersten Linie zurückzunehmen, und die Selbstbeschränkung im Raume wirkt — auf beiden Seiten des Hauses — sehr günstig. Die besten Leistungen im ‚Verein' sind zwei prägnante Landschaften v. Kamekes und das ‚Großstadtbild' Baluscheks (dessen Biographie von Wendel im Verlag Dietz weder textlich noch illustrativ so eindrucksvoll ist, wie sie hätte sein können). In der Tribuna hängen zwei Bilder von Adolf Oberländer. Ihnen gegenüber zwei Thomas. Welchen Ernst haben die Humoresken Oberländers, und wie unfreiwillig komisch wirken Hans Thomas seriöse Sonntags-Ritter!

Die Linke vertritt die ‚Berliner Novembergruppe', die sich Arbeiten auch aus Halle, Stuttgart, München, Jena, Dresden und Weimar geholt hat. Die Gruppe, unter dem neuen Vorsitzenden, dem Architekten Mies van der Rohe, sah als ihre Aufgabe an: zu zeigen, welche Strömungen in der jungen Generation da sind. Von den drei Bilder-Räumen der Gruppe ist nur einer radikal . . . mit Arbeiten von Kandinsky, Feininger, Segal, Klee, Moholy, Schlemmer, Baumeister, Fischer, Dungert, Förster, Fuchs, Dexel, Völker und einer Plastik Oswald Herzogs. Mir scheint dieser sehr gut gehängte Raum der beste Bildersaal der Ausstellung. Mitläufer sind entschlossen abgewehrt. Kaum Eine Arbeit in diesem Raum, die man nicht als ernsthaften Beitrag zur Weiterführung der bildnerischen Probleme anerkennen müßte.

Die andern Säle der ‚Novembergruppe' enthalten Arbeiten, die auch auf der rechten Seite des Glaspalastes nicht überraschen würden. Die ‚Novembergruppe' wollte wohl zeigen, daß sie keine einseitig abstrakte Gruppe ist. Aber mir scheint es mit den künstlerischen Reaktionären nicht anders zu sein als mit den politischen: die Leistung fehlt einstweilen! Und auch das erinnert an die hohe Politik, daß die ‚Novembergruppe', aus Scheu, „einseitig" zu sein, die neo-naturalistischen Reaktionäre hätschelt. Gewiß: jede Lei-

stung, sei sie realistisch, sei sie abstrakt, soll gewürdigt werden. Aber ich sehe bisher nur eine höchst überflüssige Aufwärmung seligen Gartenlaubekitsches. Ohne Vorurteil sein heißt doch nicht: ohne Urteil sein; gerecht sein heißt doch nicht: ohne Willen sein. Es genügt wirklich, so ganz von weitem an einen Cranach, einen Cossa, einen Mantegna zu denken, um das Unechte, Gemachte, Patinierte dieser Bilder zu erkennen. Sie wirken fast ausnahmslos wie schlechte Kopien.

Die ‚Novembergruppe' hätte die Courage aufbringen sollen, nur den einen Bilder-Raum zu zeigen. Dieser zusammen mit dem Architektur-Saal hätte eine klare Vorstellung von dem vermittelt, was heute jene Künstler arbeiten, die noch nicht müde sind.

Es ist vollkommen richtig, daß die sogenannte abstrakte Malerei nicht beliebig fortgesetzt werden kann. Sie hat das bedeutende Verdienst, die Probleme der Malerei bis hin zu jener elementaren Sachlichkeit geführt zu haben, von der aus sie notwendig zu reinen Gestaltungsproblemen werden, wobei unter Gestaltung zu verstehen ist: anti-symbolische Bildung unmittelbar im Material ... jeder Art. Es gibt also nur die Entscheidung: Vom Bilde zur Architektur (im weitesten Sinne) oder zurück zur Illustration. Da die Illustration schon auf der Rechten demonstriert wird, und da die Schrimpf, Kanoldt, Erbslöh keine Schwierigkeit gefunden hätten, dort aufzutreten, so lag eigentlich für die ‚Novembergruppe' kein Grund vor, diese Rückwärtser zu präsentieren. Zudem hätte die Beschränkung der Bilder auf Einen Raum deutlich gemacht, daß faktisch weit weniger gemalt worden ist als sonst die Jahre. In Wahrheit ist die Entscheidung für die Architektur bei allen Schöpferischen schon gefallen. Die zwei andern mit Müh und Not wie für eine Parade gefüllten Bildersäle verwischen nur die Tatsachen.

Das Wichtigste: der Architektur-Raum der ‚Novembergruppe' ist sehr gut geworden. (Eine wertvolle Ergänzung zu ihm ist die historische Demonstration des ‚Bundes Deutscher Architekten', die von barocken Arbeiten über Gilly, Schinkel, Wallot, Messel, Schmitz, Olbrich und Andre bis zu Pölzig und Taut führt — eine ganz prachtvolle Sammlung von Bau-Zeichnungen, die wir Leo Nachtlicht danken.)

Es wäre wirklich sehr sonderbar, wenn die Modelle der jungen Architekten (Garage, Büro, Landhaus, Lufthafen, Reklame, städtebauliche Projekte) nicht die stärkste Teilnahme des Publikums fänden. Hier ist Baukunst keine Geheimwissenschaft mehr, weil nicht mehr die sachlichen Faktoren unter schwer durchschaubaren Hüllen verdeckt, sondern eben zur letzten Klarheit und Unmittelbarkeit herausgestellt und bestimmend gemacht werden. Gewiß fehlen formalistische Dinge (in moderner Verkappung) auch hier noch nicht völlig, aber die Gruppe jener Architekten, auf die wir hoffen dürfen, ist im großen Ganzen gut vertreten .. nicht gut Bartning und Söder. Leider haben auch die Vorgänger Peter Behrens und Hans Pölzig nicht ihre besten Arbeiten gegeben. Luckhardts Garage, Gellhorn-Knauthes Fabrik bestätigen aufs neue erfreuliche Entwicklungen. Von Jenen, die bisher wenig hervorgetreten sind, seien Hugo Häring, Ludwig Hilberseimer und Kosina genannt. Zu Unrecht fehlt Peri.

Man entsinne sich, welche Stiefkind-Rolle die Architektur vor dem Kriege in einer Ecke des Glaspalastes spielen mußte. Heute ist sie nahe daran, zu dominieren — und fängt bereits an, den „Palast" selbst zu einem „Ausstellungshaus" praktisch-faktisch umzugestalten. Sie ist eine kleine Hoffnung, diese Ausstellung, auf einen ehrlichen Gestaltungswillen. Deshalb sei sie freudig begrüßt.

Mr. Pim will nicht stören von Alfred Polgar

Dieses Lustspiel aus dem Englischen des oder der A. A. Milne verbreitet sehr behagliche Stimmung auf der Bühne der Josephstadt, Niemand scheint sich zu langweilen von den Schauspielern, es wird oft gelacht im Hintergrund wie an der Rampe, und Freude, der Götterfunke, spiegelt sich in den Gesichtern der Mitwirkenden. Gute Menschen, mit rührenden Torheiten ihres Temperaments, Alters oder Weltbildes behaftet, wickeln Liebes- und Heiratssachen ab, kleine Verwirrungen dienen nur dem Wohlgefühl der glücklichen Entwirrung (wie der Septimenakkord dem Dreiklang). Das Schicksal ist ein Onkel mit schlauen Fältchen um die Augen, der die Kinder ein Weilchen neckt, ehe er ihnen seine Süßigkeiten zu knabbern gibt, und um die Szene weht, wie ein rosenfarbener Schleier, beruhigende Gewißheit, daß das Leben doch schön sei. Es handelt sich, nebst einem jungen Liebespaar, das zum Ziel kommt — „hundert auf" stehen die Odds schon zu Beginn des Ponny-Rennens —, um einen Pedanten der paragraphierten Sitte, dem die Uebergesetzlichkeit der Liebe beigebracht wird. Sein kluges Weib, lind und gütig, besorgt das, und es ist mehr als lobenswert, mit welchem Takt und welcher Geduld (jene der Zuhörer beschämend) Frau Erika Wagner ihren Kretin von Gatten gefühlshelle macht, mit welchem rechten Mutter-Witz sie das Strampelkindchen Mann folgen lehrt. Diesen, dessen Kreuzbravheit sich von einem Fonds an Schwachsinn wirkungsvoll abhebt, spielt Herr Paulsen (auch der einfallsreiche Regisseur des Abends) mit aller muffigen Wärme, die solcher Charakter-Schöps ausdunsten mag, sowie mit jenem Halbvollbart, den der Künstler, um zu dokumentieren, daß er sich wegen des Burgtheaters keine grauen Haare wachsen lasse, sich wachsen ließ, und den er, scheint es, mißtrauisch und gewitzigt, auch vom Barock unter Führung Max Reinhardts sich vorerst noch nicht abbetteln lassen will. Erst probieren, dann rasieren. Das junge Liebespaar machen Hermann Thimig — die ödeste Rolle bekommt Grübchen im Text, wenn er ihn spricht — und Fräulein Spira, eine erfrischend natürliche Naive, ein Backfisch aus dem Forellenbach. Dann betätigt sich noch Frau Hagen als alte Possenlady in Reitdreß. Aber sie kann nichts dafür. Clou des Abends ist Herr Pim, das arglose Werkzeug des Lustspielfatums, liebenswürdigst verkörpert und beseelt von Hugo Thimig. Zu nett, wie dieses blühende Alter des Alters spottet, mit welcher Anmut da Einer siebzig Jahre nicht nur trägt, sondern mit ihnen sein Spiel treibt, sie von sich gewissermaßen distanziert und ihnen mit der Heiterkeit des souveränen Durchschauers gegenübertritt. Es war reizend. Schade, daß der liebe alte Herr nicht immer auf der Szene bleibt, daß Mr. Pim von dem Lustspiel so oft gestört wird!

La Garçonne von Kurt Ehrlich

Ich lese in Nummer 24 der ‚Weltbühne' einen Aufsatz von Hans Reimann: ‚Die Garçonne' und sehe mich leider gezwungen, darauf zu antworten, da der Artikel viele Unrichtigkeiten enthält. Sätze wie „Ehrlich stellt sich als Unschuldigen hin", „druckt aber demungeachtet die Uebersetzung Edels" und ähnliche kann ich nicht ruhig hinnehmen. Die Sachlage war folgende:

Edward Stilgebauer, der mit Victor Margueritte gut bekannt ist, wandte sich im April 1923 auf meine Veranlassung an Margueritte zwecks Erwerbung des Uebersetzungsrechtes von ‚La Garçonne'. Margueritte antwortete, daß leider bereits Verhandlungen schwebten, sollten diese sich aber zerschlagen, so würde er darauf zurückkommen. Wie sich später herausstellte, war dies nur ein Vorwand, um nicht direkt abzulehnen.

Im Buchhändlerbörsenblatt vom 14. Juni 1923 las ich ein Inserat vom Renaissance-Verlag in Wien, worin dieser als demnächst erscheinend ‚La Garçonne' ankündigte. Das Inserat war sehr klein, und ich war über die Bedeutung und Absatzfähigkeit des Buches orientiert. Ich nahm deshalb an, daß der Inhaber des Renaissance-Verlages von dem Objekt wenig Ahnung habe, und reiste nach Wien, ihm die Rechte abzukaufen. Daß ich nur auf dieses Inserat hin mit Herrn Erdtracht in Verbindung trat, betonte ich ausdrücklich. Es ist also unwahr, daß ich, wie Reimann angibt, Herrn Erdtracht gesagt habe, ich käme aus Paris und wisse von Flammarion, daß Erdtracht die Autorisation habe. Es ist verständlich, wenn Herr Reimann seinen Verleger Erdtracht reinwaschen möchte, nur hätte er die Pflicht gehabt, sich genau zu informieren und nicht falsche Behauptungen leichtsinnig in die Welt zu setzen.

Nach längern Verhandlungen, die stets in Gegenwart eines Zeugen stattfanden, schloß ich am 4. Juli 1923 mit Herrn Erdtracht einen Vertrag, der ausdrücklich besagte, daß der Renaissance-Verlag zur Uebersetzung allein berechtigt sei. Diese Uebersetzung, von Hans Liebstöckl, sollte nach Angaben des Herrn Erdtracht bereits fertig sein und „müßte nur noch abgeschrieben werden". Die Zustellung an mich sollte sofort erfolgen. Als das Manuscript nach langem Mahnen eintraf, sah ich, daß die Uebersetzung unmöglich war, und erbat von Herrn Erdtracht die Genehmigung zur Neuübersetzung durch Edmund Edel, auf seine Kosten natürlich. Da Herr Erdtracht nicht gleich antwortete und ich der Annahme war, daß vielleicht Herr Liebstöckl zur Uebersetzung berechtigt gewesen sei, so fragte ich am 6. August beim Verleger Flammarion in Paris an, wer von den Beiden die Uebersetzung erworben habe. Die Antwort vom 11. September, also fünf Wochen später, lautete: „Nous avons le regret de vous informer qu'il ne nous est pas possible de repondre favorablement à votre demande de traduction du 6. aôut dernier." Inzwischen hatte Herr Erdtracht die Genehmigung zum Uebersetzen durch Edel erteilt, das Honorar dafür aber trotz wiederholter Mahnungen an mich nicht bezahlt. Der Brief Flammarions erweckte bei mir den Eindruck, als hätte wohl Herr Erdtracht das Uebersetzungsrecht erworben, es jedoch auch noch nicht bezahlt.

Nun bekam ich am 10. September von Stilgebauer die Nachricht, Margueritte habe ihm geschrieben, daß die wiener Ausgabe eine

unberechtigte sei. Daraufhin verlangte ich von Herrn Erdtracht die Autorisation zu sehen und verweigerte die vorherige Auslieferung der für ihn inzwischen fertig gewordenen und bereitgestellten Exemplare. Der Renaissance-Verlag telegraphierte mir, Herr Erdtracht sei längere Zeit verreist, also die üblichen Ausreden. In der Annahme, daß Erdtracht nur noch nicht das Honorar bezahlt hätte, wurde ich noch durch den Umstand bestärkt, daß der Renaissance-Verlag mir am 17. September unter anderm schrieb: „Die Angelegenheit der Autorisation ist unsre Angelegenheit, und tragen wir die volle Verantwortung für den Auftrag, den wir Ihnen gegeben haben. Wir überweisen heute auch das Autorisationshonorar nach Paris“ und am 25. September 1923: „. . . . . . das Honorar übersteigt ja die Höhe von 40 Millionen oesterreichischer Kronen, von dem die Hälfte bereits vorige Woche nach Paris überwiesen wurde.“

Bei meiner Rückreise von Spanien am 30. Oktober besuchte ich Flammarion in Paris, um inzwischen eingeleitete Verhandlungen über die Erwerbung der Rechte von ‚Le compagnon‘ zum Abschluß zu bringen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß die ‚Garçonne‘ tatsächlich eine unberechtigte Uebersetzung sei. Auf ein nachträgliches Erwerben wollte Flammarion sich trotz hohen Gebots nicht einlassen, da er, wie er mir nach längerm Zögern gestand, der französischen Regierung das Versprechen gegeben habe, keine deutsche Ausgabe des Buches herauszugeben. Von jedem weitern Versuch, ihn umzustimmen, nahm ich deshalb Abstand.

Von dem Erscheinungstag, dem 5. Oktober, bis zum 30. Oktober war der größte Teil meiner Auflage verkauft, was ich Herrn Flammarion sofort sagte. Den weitern Verkauf des Buches habe ich telegraphisch gesperrt und die bereits vorgesehene Neuauflage unterlassen. Der Rest meiner, ebenso auch die für Wien gedruckte Auflage ist in Gegenwart von Zeugen auf Veranlassung von Flammarion eingestampft worden. Flammarion hat mir die Korrespondenz mit dem Renaissance-Verlag zur Verfügung gestellt, wonach am 24. April 1923 bereits eine ausdrückliche Ablehnung, das Uebersetzungsrecht zu verkaufen, erfolgt ist. Trotzdem hat der „kleine, flinke, nette Erdtracht“, wie sich Herr Reimann ausdrückt, im Börsenblatt seine Neuerscheinung ‚Die Garçonne‘ inseriert.

Herr Erdtracht, der nach meinen Begriffen ein großer Phantast ist und deshalb nicht als voll angesehen werden kann, hat allerdings mit bestem Willen versucht, mir meinen sehr großen Schaden wenigstens teilweise zu ersetzen.

Ueber alle meine Angaben sind schriftliche Belege vorhanden, die jederzeit eingesehen werden können.

Selbst die radikalsten Männer unter den Deutschen bleiben in ihrem Privatleben Philister. Sie sind zwar kühn in der Logik, aber sie verzichten auf die praktischen Konsequenzen und verfallen so in himmelschreiende Widersprüche. Der deutsche Geist ergreift in der Revolution, wie in allen andern Dingen, nur die allgemeine Idee in ihrer absoluten, das heißt: unwirklichen Bedeutung und begnügt sich mit ihrer idealen Konstruktion; er glaubt, es sei schon Alles getan, wenn eine Sache erkannt ist, meint, daß die Tatsachen sich den Ideen ebenso leicht fügen wie die Bedeutung der Tatsachen dem Bewußtsein.

Alexander Herzen

Agrarzölle von Morus

Der Landwirtschaft geht es schlecht. Der Landwirtschaft soll geholfen werden. Graf Kanitz, der Benjamin des Kabinetts, liest eine lange Regierungserklärung darüber vor, wie das geschehen soll. Lauter schöne Dinge, wohlnumeriert nach den Forderungen des Reichslandbundes. Die Rentenbank soll für den landwirtschaftlichen Kredit nutzbar gemacht werden, wenn sie, wie der Dawes-Plan verlangt, als Währungsbank zu bestehen aufhört. Die öffentlichen Versicherungsunternehmungen sollen für den landwirtschaftlichen Hypothekenkredit herangezogen werden. Die Reichsbank wird weiter den Landwirten kurzfristige Warenwechsel diskontieren. Eventuell will man sich um Auslandskredite bemühen. Die Erbschaftssteuer wird bis zum Herbst gestundet, der Wehrbeitragswert, auf Grund dessen die Landwirte Einkommen- und Vermögenssteuer deklarieren, soll „berichtigt" und dann noch einmal bis zu 40 Prozent vermindert werden. Eventuell Frachtermäßigungen für Saatgut. Stützung der rheinischen Weinbauern. Ausfuhrerleichterungen für landwirtschaftliche Produkte. Immerhin ein stattliches Paket von Versprechungen.

Aber dann kommt der Knalleffekt: eine wohleingehüllte, phrasenreiche Erklärung über „allgemeine Handels- und Wirtschaftspolitik". Erst hinterher, aus dem Stenogramm wird klar, was da erfolgt ist: eine sehr gewundene, aber doch nicht mißzuverstehende Ankündigung von Agrarzöllen. (Als ob der Doktor Luther seinem Kollegen Kanitz den Text entworfen hätte.) Worauf, wie hoch, wann, auf wie lange Zeit: das Alles ist noch ungewiß. Nur im Prinzip hat sich die Regierung festgelegt. „Eine gleichbleibende und durch Erschütterungen auf dem Weltmarkt möglichst unberührte Preisgestaltung für landwirtschaftliche Erzeugnisse . . . läßt sich nur durch eine Gesetzgebung gewährleisten, die die Preisunterschiede zwischen ausländischen und inländischen Produkten für den Fall des bald zu erwartenden Eintritts fester Wirtschaftsgrenzen ausgleicht und auf einer für die heimische Produktion erträglichen Höhe hält." So ähnlich lautete ja wohl in den siebziger Jahren die Begründung auch, als der deutsche Markt vor der Ueberschwemmung mit dem billigern amerikanischen Getreide geschützt werden sollte. Nur ein winziger Unterschied besteht: damals unterbot das Ausland die deutschen Landwirte, heute ist das Ausland teurer. Also wogegen sollen die deutschen Landwirte geschützt werden? Wozu Schutzzölle?

Allerdings, Deutschland produziert normalerweise weniger Getreide, als es braucht. Eingeführt muß werden, mehr noch als früher. Denn in den abgetretenen Gebieten lebte knapp der zehnte Teil der deutschen Bevölkerung, wuchsen aber über 15 Prozent der deutschen Ackerfrüchte. Dazu holen die Landwirte — also nicht nur die marxistischen Industriearbeiter — viel weniger aus dem Boden heraus als früher. Im Jahre 1913 sind auf dem heutigen Gebiet des Reiches fast 15 Millionen Tonnen, 1922 nur 7 Millionen, 1923 9,7 Millionen Tonnen Brotgetreide geerntet worden, also im letzten Jahr noch genau ein Drittel weniger als vor dem Kriege. Dabei war 1923 eine Rekordernte. Aber auch der Verbrauch — für die Statistiken, die die Reichsregierung im Februar den Sachverständigen aufgetischt hat, möchte ich freilich nicht meine Hand ins Feuer legen — hat stark nachgelassen. An Roggen wurden

1913/14 153, 1921/22 102, 1922/23 nur noch 92 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung verbraucht. An Weizen ging der Verbrauch auf genau die Hälfte, an Gerste auf weniger als ein Drittel, an Hafer auf zwei Fünftel zurück. Allein an Kartoffeln steht der Konsum, nachdem er auch hierin 1921/22 auf weniger als die Hälfte gesunken war, nicht mehr weit hinter der Vorkriegszeit zurück. Diese Ziffern stammen aber noch aus der Hungerzeit der Inflation. Inzwischen hat der Bauch der Städter sich gerundet, und das wird wohl auch in den Verbrauchsstatistiken über das letzte Jahr zum Vorschein kommen.

Die Einfuhr ist selbstverständlich abhängig von den Schwankungen der Ernte. Im letzten Jahr vor dem Kriege wurden in Deutschland 350 000 Tonnen Roggen eingeführt, 1922 540 000 Tonnen, von Januar bis Oktober 1923, nach der Mißernte des Jahres 1922, 800 000 Tonnen. Nach der vorjährigen sehr guten Ernte werden es aber sehr viel weniger sein, wenn auch die Reichsgetreidestelle anscheinend im letzten Herbst mehr ausländisches Getreide aufgekauft und mehr Auslandmehl hereinkam als notwendig war. Die Einfuhr andrer Getreidearten ist ohnehin auf die Hälfte und darunter zurückgegangen. Daher bleibt den Landwirten in diesem Jahr das Getreide liegen, oder sie müssen es zu Schleuderpreisen hergeben. Aber der Reichslandbund hofft wohl — anders ist seine Sehnsucht nach Schutzzöllen gegenwärtig überhaupt nicht zu erklären — auf eine schlechte Ernte. Vielleicht kann man sogar die vielen Drohungen mit Einstellung oder Herabminderung der Produktion wahr machen und den Ertrag gehörig heruntersetzen. Dann kann man wieder Monopolpreise nehmen und bis an die Grenze dessen gehen, was der Schutzzoll zuläßt. Gelänge das, so wäre der Reingewinn größer als früher. Denn früher lasteten ja auf dem Grund und Boden für zwei Drittel oder drei Viertel des Ertragswertes Hypotheken, die jetzt in Papiermark abgetragen sind. Das Freiwerden der Landwirtschaft von dem Hypothekenzins ist freilich der Hauptgrund dafür, daß die Erzeugerpreise für landwirtschaftliche Produkte in Deutschland so viel stärker zurückgegangen sind als in andern Ländern. Die Grundrente kann heute zum Teil eingespart, braucht jedenfalls nicht unter allen Umständen in dem frühern Umfang herausgewirtschaftet zu werden. Nun treibt aber nichts so sehr die Grundrente in die Höhe wie Zölle, und wenn die Güterpreise in den letzten beiden Jahrzehnten vor dem Kriege jährlich um 6 Prozent stiegen, so war das vor allem ein Erfolg der Agrarzölle.

Freilich stiegen so rapide nur die Preise der großen Güter. Denn nur ihnen kamen die Schutzzölle zugute. Vor dem Kriege waren nämlich nur 30 Prozent aller Landwirte in Deutschland in der Lage, Getreide zu verkaufen. Nachdem die ostdeutschen Ueberschußgebiete abgetreten sind, hat sich die Prozentzahl sicherlich noch verringert. Die bäuerlichen Betriebe, die Getreide verkaufen, beziehen daraus höchstens den fünften Teil ihrer Einnahmen. Im alten Oesterreich-Ungarn — wo man besonders genaue Untersuchungen über diese Frage angestellt, aber die Regierung die Ergebnisse verschwiegen hat, weil sie gegen die Getreidezölle sprachen — waren nur 5 bis 10 Prozent der Bauern an hohen Getreidepreisen interessiert. Für alle andern sind niedrigere, künstlich nicht verteuerte Getreidepreise vorteilhafter. Diese unwiderlegbaren Tatsachen bestehen natürlich auch heute noch zurecht, und man mag die Dinge drehen und wenden, wie man will: Getreidezölle bedeuten nicht eine Begünstigung der Landwirtschaft, sondern

sind nur ein Geschenk an die großen Landwirte, bei deren Budget der Verkauf von Getreide eine große Rolle spielt. Der Reichslandbund hat, geschickter noch als sein Vorgänger, der Bund der Landwirte, den Eindruck zu erwecken verstanden, als sei die Landwirtschaft ein geschlossenes Ganze mit gleichen Interessen. Tatsächlich besorgen die Landbundführer, wenn sie für Schutzzölle plädieren, nur die Geschäfte der Großgrundbesitzer, während sie die Mehrzahl der bäuerlichen Betriebe gradezu schädigen.

Nun soll durchaus nicht bestritten werden, daß auch die landwirtschaftlichen Großbetriebe im Augenblick unter der Kreditnot zu leiden haben und der Schonung bedürfen, im Verhältnis stärker sogar als die bäuerlichen Wirtschaften, die aus den übermäßig hohen Obst- und Gemüsepreisen Vorteile ziehen. Die Städter brauchen den ländlichen Großbetrieb — darüber hilft kein Siedlungsfanatismus hinweg. Aber wenn man vorübergehend auch die großen Landwirte stützen will, muß man es dann grade in der unsozialsten Form tun? Man hat berechnet, daß die deutschen Getreidezölle vor dem Kriege — zuletzt lagen 5 Mark auf dem Doppelzentner Roggen und 5,50 Mark auf Weizen — die Einkommen unter 800 Mark mit 2—5 Prozent belastet haben, die Einkommen von 4000—6000 Mark aber nur mit ¼—½ Prozent und die über 10 000 Mark nur mit 1/10—¼ Prozent. Von den Getreidezöllen flossen in die Kassen des Reichs jährlich etwa 125 Millionen, in die Taschen der Getreide verkaufenden Besitzer 900 Millionen Goldmark.

Diese Dinge werden sich unsre sehr ehrenwerten Reichstagsabgeordneten wieder vor Augen halten müssen, ehe sie leichter Hand, um sich und ihre Partei bei den landwirtschaftlichen Wählern nur ja nicht unbeliebt zu machen, Getreidezölle bewilligen. Eine ernste Gegenströmung scheint bisher nur bei den Sozialdemokraten vorhanden zu sein, obwohl auch dort die Landwirtschaftsvertreter sich noch nicht ganz im Klaren sind. Die Demokraten, die Erben Eugen Richters, wenn man so sagen darf, glauben dem Bauerndoktor Boehme nicht widersprechen zu dürfen, der behauptet, daß ihnen die letzten 2½ ländlichen Wähler weglaufen, wenn sie sich nicht für Agrarzölle einsetzen. Und die andern Parteien sind in dieser Frage natürlich hoffnungslos. Die Deutschnationalen halten sich jetzt, nachdem sie entgegen der Interessen des Reichslandbundes das Aufwertungstheater veranstaltet haben, erst recht für verpflichtet, nun auch ihrer agrarischen Gefolgschaft etwas zu bieten. Dazu glaubt noch Herr Doktor Luther, im Bunde mit Kanitz, die städtischen Konsumenten damit zu trösten, daß er die Umsatzsteuer um einen halben Prozent ermäßigen will. So besteht die Gefahr, daß eine Agrarzollvorlage unbesehen angenommen wird, wenn nicht rechtzeitig die Presse Lärm schlägt. Es kommt jetzt, wohlgemerkt, nicht auf einen Prinzipienstreit um „Schutzzoll oder Freihandel" an, sondern es handelt sich einzig darum, ob Agrarzölle zur Zeit den Zweck erfüllen, für den sie geschaffen werden sollen, nämlich den: die Landwirtschaft zu stützen. Darauf kann es nur eine Antwort geben: Höchstwahrscheinlich werden für die nächste Zeit Zölle überhaupt unwirksam bleiben und daher an der akuten Kreditnot der Landwirte überhaupt nichts ändern. Wirken sie aber, so stellen sie eine einseitige Begünstigung der großen Grundbesitzer dar und belasten den Konsum in der denkbar unsozialsten Weise.

Bemerkungen

Nebendiplomatie

Deutschland unterhält in den großen europäischen Hauptstädten Botschaften, Konsulate und Gesandtschaften. Die unterliegen der Kontrolle und der Kritik der Oeffentlichkeit, im großen Ganzen läßt sich für den Kenner genau übersehen, was dort getrieben wird. Daneben läuft eine andre Art Diplomatie.

Ueberall im Auslande treibt sich, offiziös, offiziell, privat, eine äußerst gefährliche Sorte umher: Parasiten der Diplomatie. Da sind Journalisten, entlassene Beamte, Frauen, bei denen man nie weiß, wo die Journalistin aufhört und die Frau anfängt, und — die gefährlichsten — ehemalige Offiziere (darunter viele Homosexuelle). Dieses Gesindel, das die europäischen Sprachen meistens sehr gut beherrscht, sitzt in den Halls der großen Hotels herum, hat stets Aufträge in der Tasche, die mit seiner eigentlichen Mission nichts zu tun haben, und ist leicht an seiner Wichtigtuerei zu erkennen. Das hat Konferenzen, politische Diners, geheime Zusammenkünfte, Entrevuen, Pläne, Sitzungen . . . und ist deshalb so gefährlich, weil es keiner Kontrolle unterliegt, und weil die deutsche Regierung jederzeit — oft mit gutem Gewissen — erklären kann, mit diesen Leuten nichts zu tun zu haben. Sie machen oft eine taktlose Propaganda, spionieren wohl zwischendurch ein bißchen, bespitzeln die Gesandtschaften und werden aus Fonds gespeist, die mehr als dunkel sind. Vor dem Eclat schwer offiziell, sind sie hinterher, wenns schief gegangen ist, harmlose Privatleute.

Vom Schlafwagen an sind ihre Reisen schabloniert: Ankunft, Wohnung im mittlern Hotel (Tee im ersten), Frühstück, Aushorchen, finstere Geschäfte, Uebergabe von geschmuggelten Sachen und Briefen, die man aus guten Gründen nicht mit der Post schickt, Besprechungen mit Bekannten, sehr gute Essen und abends: Ausgang. Es gibt, zum Beispiel, kaum eine Bar in Paris, in der Homosexuelle verkehren, wo man nicht solche Exemplare finden kann. Dann, am nächsten Tag — und hier sitzt der Kernpunkt —: diese maßlos gefährlichen, weil fast immer falschen Berichte in die Heimat.

Das sind die Berichte, auf die sich immer noch so viele Politiker in Deutschland stützen, die Berichte von „Vertrauensleuten", in denen dann zu lesen steht: „Man ist hier der Ansicht . . ." Wer ist: Man? Der Schlepper der jungen Engländer, die „man" frequentiert? Der Hotelportier? Der Bruder von Fifi — und Fifi ist auch manchmal eine Dame . . .

Es ist stets die alte Geschichte: Diese internationalen

Deklassierten halten im Spießer zu Hause immer noch die Ansicht wach, Diplomatie sei eine Sache der feinen, auf den Hintertreppen erlauschten und weitergeflüsterten Geheimnisse. Ob sie das je gewesen ist, steht dahin. Aber heute, wo die harten Wirtschaftstatsachen und die ungeschriebenen Gesetze der Völker die Wirklichkeit diktieren, heute ist es widersinnig, mit solchem Pack zu arbeiten, das mit ein paar geklauten Briefen, mit Dokumenten, deren Wichtigkeit in den meisten Fällen überschätzt wird, mit Klatsch und Geheimaufträgen den Andern Theater vorspielt und sich ein höchst angenehmes Dasein verschafft.

Die Auftraggeber sollten die Taschen zuknöpfen. Die Ware taugt nichts.

Ignaz Wrobel

Warnung vor Rückfällen

Wer, wie ich (im Kriegspresseamt), Gelegenheit gehabt hat, während der letzten drei Kriegsjahre die ausländische Presse zu studieren, der weiß, in welchem Maße die Agitation des Großadmirals v. Tirpitz und seiner Deutschen Vaterlandspartei unsre damaligen Feinde zum Durchhalten nicht nur ermutigt, sondern gradezu gezwungen hat. Die nicht alldeutsch infizierten Referenten des Kriegspresseamts haben eine Wagenladung diesbezüglicher Referate abgegeben, die aber ausnahmlos in den Papierkorb wanderten, da das Kriegspresseamt nur solche Dinge „brachte", die im Großen Hauptquartier gerne gelesen wurden.

Zu der Zeit, als diese Agitation ihre tollsten Blüten trieb, schrieb Lord Lansdowne seinen berühmten Brief an den ‚Daily Telegraph' für einen Verständigungsfrieden. Der größte Gegner des Verständigungsfriedens in England war der bekannte Publizist Maxse, der die londoner Abendzeitung ‚The Globe' zu dem Zweck erwarb, die öffentliche Meinung seines Landes gegen einen Verständigungsfrieden zu beeinflussen. In der Nummer vom 18. Dezember 1917 des ‚Globe' weist Maxse zunächst darauf hin, daß Kühlmann und Erzberger in Deutschland nichts zu sagen hätten, daß vielmehr Hindenburg und Ludendorff zusammen mit den Alldeutschen die wahren Beherrscher Deutschlands seien, und schreibt dann über eine von Tirpitz in einer Vaterlandspartei-Versammlung gehaltene Rede wörtlich:

Für England und seine Bundesgenossen ist Tirpitz ein unschätzbarer Vermögensbestand. Wenn die deutschen Staatsmänner intelligent genug wären, Tirpitz mit seinem eignen Cotelettenbart den Mund zu verbinden und darauf zu bestehen, daß alle Reden nur von Kühlmann, Erzberger und Hertling gehalten würden, während Hindenburg und Ludendorff die große Offensive im Westen vorbereiten, so könnte die Brut der Lansdowner (Anhänger des Verständigungsfriedens) gefährliche Dimensionen annehmen. Es ist möglich, daß Tirpitz die deutsche Regierung durch seine Offenherzigkeit in Verlegenheit setzt; aber sie wagt nicht, ihn und seine Bedingungen zu desavouieren. Es war wenig freundlich von Tirpitz, in so gefühlloser Weise die Verblendung bloßzustellen, in der der Lansdowne-Brief abgefaßt wurde, und den rührenden Glauben dieses großen Staatsmanns zu erschüttern, man brauche Hindenburg und Ludendorff nur freundlich zuzureden, um sie zu überzeugen, daß die Deutschen wirklich nicht in Flandern bleiben könnten, und daß Elsaß-Lothringen zurückgegeben werden müßte. Wenn Tirpitz hierfür Lord Lansdowne eine Abbitte schuldig ist, so hat er andrerseits Anspruch auf die aufrichtige Dankbarkeit der Alliierten. Tirpitz hat uns gesagt, was Deutschland will, wir sind gewarnt und müssen den Kampf auf Leben und Tod

fortsetzen, bis Deutschland bereit ist, den Frieden anzunehmen, den wir ihm bieten. Dadurch hat er sich ein sehr großes Verdienst um die Sache der Freiheit und der Zivilisation erworben.

Und dieser Mann will in dem öffentlichen Leben des heutigen Deutschland eine Rolle spielen? Das klingt ja beinah wie ein Märchen. Besonders bemerkenswert an dem Artikel des tollsten aller englischen Kriegshetzer und Annexionisten ist, daß er nur von der Herausgabe Flanderns und Elsaß-Lothringens spricht. Zur Zeit der Lansdowne-Campagne, als erst wenige Amerikaner in Europa waren und der U-Boot-Krieg noch nicht vollständig Fiasko gemacht hatte, war die Stimmung in England mehr als zu irgendeiner andern Zeit während des ganzen Krieges einem Verständigungsfrieden zugeneigt. Sogar Maxse fürchtete sich vor dieser Stimmung und nennt sie gefährlich; die Staatsmänner der Entente mußten damit rechnen und hätten ein Angebot Deutschlands, Belgien zu räumen und wiederaufzubauen und Lothringen ohne Elsaß abzutreten, niemals zurückweisen können und dürfen.

Daß Tirpitz durch die Erbauung der deutschen Flotte marinetechnisch ein großes Werk vollbracht hat, steht einwandfrei fest; daß aber grade diese Flotte Deutschlands Untergang bedeutete, indem sie England in die Arme Frankreichs trieb, war ein politisches Moment, das außerhalb des Begriffsvermögens eines Admirals (oder Generals) liegen mußte. Sollte ein Mann, der uns, wenn auch selbstverständlich ohne Absicht, so viel geschadet hat wie Tirpitz, wirklich berufen sein, das deutsche Volk zu führen? Und selbst wenn das für dies Mal glücklich vermieden ist: die Gefahr ist noch nicht beseitigt, und wie seine Reden während des Krieges, könnten seine im Parlament gesprochenen Worte aufs neue unserm armen Volk unendlichen Schaden zufügen.

Paul Niedieck

Feuilletonisten-Ersatz

Der Professor Theodor Lessing sei gar nicht so schlecht, ›wie ich ihn voriges Mal hier gemacht habe? Ach, er ist ja noch schlimmer. Wer ihn ganz kennen lernen will, der lese die Feuilletons, die er gern und reichlich veröffentlicht. (Lernt man denn nicht auch einen Rembrandt aus seinen Federzeichnungen und Skizzen besser verstehen?) Vor mir liegt so eine Monstre-Plauderei: ‚Die Erziehung des Menschengeschlechts'.

Ein alter Herr, ein „verkalkter Löwe", alias Professor Theodor Lessing, steigt 11 Uhr 30 (man merke sich den historischen

Augenblick) in den Eilzug Hannover-Dresden. Im Abteil sitzen: drei Handlungsreisende, die Skat kloppen, ein „semmelblonder Jüngling mit den vielen Gesichtspickeln" und zwei „umfangreiche Damen": Adele Vogt und Agathe von Kuhlmann. Die Fahrt beginnt, es knüpfen sich zarte Bande. „Hinter Braunschweig (wo Lessing begraben liegt) entstand endlich im Gespräch eine Pause, welche die jüngere der Damen benutzte, um ihrerseits loszurollen, das könne sie nicht begreifen, wieso denn Hildchen eine ‚freche Pute' sei, sie fände Hildchen vielmehr sehr nett, und nun könnte man doch in dem neuen Auto gemeinsam fahren."

Weiter im Text, so schwer es auch fällt. Wir sind zwischen Halle und Leipzig. „Die Damen, die als Riesenfregatten mit ihren Breitseiten zwei Drittel des Abteils einnahmen, entluden ihre weiblichen Stoffbehänge, die wie Kuheuter aussehen und ‚Pompadours' genannt werden, und begannen Platten Milchchocolade, Haufen Cognacpralinees und Berge von Keks einander anzubieten! Nun ist es unvermeidlich, daß, wenn man Andre eindrucksvoll essen sieht, man ebenfalls Hunger bekommt, und das weiß Jeder, daß, wenn ein Mitreisender mit Behagen zu essen beginnt, auch alsbald ein zweiter und dritter seine Eßware hervorzieht, bis schließlich der ganze Zug kaut. Und ich hatte nichts zu essen. Und auf den Gedanken, mir etwas anzubieten . . . wären diese herzlosen Weiber ja nie gekommen."

Ankunft: Edgar, Offizier in Zivil, „eine kleine runde Nudel" steuert auf Adele zu: „Herzie, wie war die Fahrt?" „Und wie Herzie antwortete: ‚Frage nicht Männe, wenn solcher Rohling' — gemeint ist der verkalkte Löwe — ‚im Kupee sitzt, da sprach noch einmal mein inneres Dämonion: Theodor, vergelte ihnen Böses mit Edlen" — „vergelte" ist wohl Herrn Lessings Spezialgebilde,' aber „Edlen" dürfte ein Druckfehler sein — „und ich sagte: ‚Hier, gnädige Frau, liegt noch Ihr Pompadour und eine halbe Tafel Milchchocolade!' Edgar blickte mich durchbohrend an. Offenbar beabsichtigte er, martialischen Eindruck zu erwecken. Da sprach zum letzten Mal mein inneres Dämonion: ‚Jetzt benimm Dich, Lessing, wie wenn Du ordentlicher Professor der Pädagogik seiest, und erziehe das Menschengeschlecht so, wie die deutsche idealistische Philosophie, Kant, Fichte und Eucken es der Nation beigebracht haben."

So geht es acht Feuilletonspalten von je fünfundvierzig Zeilen. Ich kannte das Zeugs, das von diesem Hochschullehrer im Nebenberuf — oder im Hauptberuf? — hergestellt wird, noch nicht, als ich meine Anmerkungen zu Herrn Lessings angeblich philosophischem Schmöker schrieb. Jetzt sehe ich, obwohl sie viel zu ernst waren, daß ich einen guten Riecher habe.

Kurt Zarek

Anton und Gerda

Unvergeßlich bleibt an Hans Falladas Roman (erschienen bei Ernst Rowohlt), der aus bitterer Qual erschaffen, dumpfes Leidgefühl aus den dämmernden Tiefen unsrer Seele heraufbeschwört, die stachelscharfe, bohrende Psychologie. Es ist in diesen dreihundert Seiten sehr Vieles nicht gekonnt; manche Vokabel der expressionistischen Sprache wirkt sinnlos, unangemessen, gradezu komisch. Bei alledem wäre es lächerliches Beginnen, die Geschichte des Buches nachzuerzählen: mit erotischen Hindeutungen Lüsternheit, mit moralischen Bemerkungen Achtung zu erwecken. Denn trotz aller Sparsamkeit der Komposition ist die Fülle der andrängenden Gestalten in kurzen Worten nicht zu fassen, und das tragische Epos der Verschwisterung von Oberlehrersohn und Bar-Dirne läßt sich nicht in der abgekürzten Sprache einer Buchanzeige enträtseln. Man wird nur jeder von Bürgerlichkeit und Sexualität gequälten Seele aufgeben müssen, die Wege des

Romans selber nachzuschreiten und die lösende oder klärende Kraft des Werkes zu erproben. Unverantwortlich wäre, dem Buch uneingeschränktes Lob zum Geleit zu geben; aber Pflicht ist, es dem Leserkreis zu empfehlen, der die Dankbarkeit vor werdender Kraft nicht verloren hat.

Alfons Steiniger

Snob in Paris

So sieht ein richtiger Artikel über Paris aus:

„Aus allen Einzelheiten erkennt der wahre Kenner französischen Lebens die Pariser Psyche. Die gedankenbiologische Einstellung der gallischen Mentalität sieht in der Tradition die aktiv fortschreitende Vergegenständlichung einer spirituellen Ur-Tatsache bis zum körperlich Da-Seienden; die physiologisch begründete sieht in ihr den aktiven Auflösungsprozeß der organischen Materie in geistige Antithesen. Ein Beweis dafür ist das französische Deckbett.

Der alte Pariser weiß, wie das französische Bett hergerichtet wird: über der planen Matratze wölbt sich, kunstgerecht an den Seiten gestopft, der feste Himmel der Bettdecke. (Der Neuling nimmt diese meist für das Laken und schläft darauf.) Während sich nun die deutsche Bettdecke individuell schmiegsam um den Leib des Schlafenden legt, ist jener hier gezwungen, unter den festen Plan der traditionell festgelegten Bettdecke zu schlüpfen; dort: Individualismus, hier: Tradition. Hat man schon bemerkt, daß das französische Bett am Morgen viel sauberer, klarer, durchdachter aussieht als das zerwühlte eines deutschen Denkers? Man dissimuliert eben in Frankreich die Formen nicht — der Schläfer fügt sich organisch-kosmisch in die Gesamtvorstellung: Bett ein und zerstört mit seiner Individualität nicht, was kollektiver Gesamtorganismus ist. Im gegenwärtigen Frankreich wird diese Linie von allen Seiten fortgeführt: in der Neoscholastik durch den Kardinal Mercier, Dom Besse, Maritain; in der sozialen Bewegung durch Cécile Sorel; in der ‚Action Française' durch den ‚organisatorischen Empirismus', ein wenig auch durch Rivière und im Automobilismus durch Citroen. Die Struktur ist für den Außenstehenden nicht ohne weiteres erkennbar: esoterisch angeschaut, verdichtet sie sich von der Bettdecke her zu einem klaren Assoziationsgefüge. Während das französische Wort ‚lit' das sanfte Gebilde synthetisch umreißt, klappt das deutsche ‚Bett' überraschende Gegensätzlichkeiten auf. Denn Heros und Geistiger, Jeanne d'Arc und Loeser & Wolff — alle vier beide haben am franko-germanischen Geisteskreis die finstere heroische Aufgabe, von sich weg die Welt assimilierend zu dissimulieren." Ueberschrift: Das Bett.

Deutsch: Falle. Französisch: chichi.

Peter Panter

Antworten

Otto Wels. Ist das nicht furchtbar schwer, mit ausländischen Genossen auf einer Bank zu sitzen? Denn das sind ja meist wirkliche Sozialisten — und jedes Jahr, wenn sie herkommen, hat sich die Situation für Sie mehr verschlechtert, dieweil Sie, im Gegensatz zu Lenin, ein Realpolitiker sind. Was sprechen Sie eigentlich so mit Leuten, die keine deutschen Arbeiter sind? Einem Belgier kann man doch nicht einreden, daß „die Situation der strategischen Lage . . ." Kompromisse erfordert. Ach, den Marxismus verraten und nichts dafür eingehandelt haben: ein Luftgeschäft.

Radio-Amateur. Das war ja vorauszusehen, daß die deutsche „Radio-Stunde", oder wie dieses Wortungetüm sonst heißt, in die Hände von teutschen Spießern fallen würde. Da wird jeden Abend die Nationalhymne gesungen, und keine Woche vergeht, ohne daß ein nationalistisches Lied, ein fürstenleckerisches Gedicht, eine Kaiser-Anekdote oder ähnlicher Unfug aufgesagt, gesungen oder gegeigt wird. Das Niveau dieser Darbietungen? Vereinskaffeepause. Löns, Rudolf Herzog, die Poesie des Meeres, wie das ‚Daheim' sie sich vorstellt, die schwarze Schmach und die Nibelungen. Ist das ein Wunder? Die Sozialdemokraten haben kein Geld, und im mittlern Bürgertum, in der Schicht der Gebildeten, aus der die Ingenieure, Bauleiter, Organisatoren kommen, sind ja doch Alle so. Mehr haben sie nicht gelernt, von der Welt haben sie nichts gesehen, und unter Literatur und Kunst verstehen sie eben eine Anfeuerung der schlechtesten Staatsinstinkte und den Fridericus-Film. Man muß nur hören, mit welcher Emphase irgend so ein kleiner Doktor das „englische Prinzip der Radio-Programme" ablehnt, muß sich einmal ein deutsches Programm leisten und dann ein englisches — und man weiß, warum Deutschland den Krieg verloren und gleich so verloren hat.

Paul Ahrend. Sie schreiben mir: „Die Reichswehr ist ein Instrument der Republik, deren Vertreter sich augenblicklich alle Mühe geben, trotz Deutscher Tage und Schlageter-Rummel außenpolitisch zu einigermaßen günstigen Abmachungen zu gelangen. Herr Geßler betont auch immer wieder, wie zuverlässig seine Reichswehr sei. In der Reichswehr des Standortes Schwerin, der zum Wehrkreis des Herrn v. Tschischwitz gehört, herrscht aber ein eigenartiger Geist. Wurde da kürzlich ein Grenadiertag mit allem dazugehörenden Klimbim veranstaltet. Das republikanische Reichswehrkommando beteiligte sich auch geziemend, indem es auf dem Dach der Artilleriekaserne die schwarz-weiß-rote Fahne mit dem Adler hißte. Aber der Geist, der im ganzen Corps tut leben, muß natürlich auch noch anderswie zur Geltung kommen. Nicht nur, daß die Reichswehrkapelle, wo sie auftaucht, ‚siegreich Frankreich schlagen' will: auch die Mannschaften haben ihre besondern Singweisen. Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren, singen sie das Straßburg-Lied mit neuem Text, nämlich: ‚O Straßburg, o Straßburg, wir holen dich zurück . . .'!" Und da soll noch einer sagen, Herrn Geßlers Getreue seien nicht zuverlässig.

Gerhart Pohl. Ihnen und uns kommt zu Hilfe: ‚Es werde Recht! Rettet Fechenbach! Ein positiver Vorschlag von Kurt Hiller'. Hiller zitiert Absatz 2 des Artikels 13 der Reichsverfassung: „Bestehen Zweifel oder Meinungsverschiedenheiten darüber, ob eine landesrechtliche Vorschrift mit dem Reichsrecht vereinbar ist, so kann die zuständige Reichs- oder Landeszentralbehörde nach näherer Vorschrift eines Reichsgesetzes die Entscheidung eines obersten Gerichtshofs des Reiches anrufen." Und fährt fort: „Der Fall Fechenbach, genauer der Fall der bayrischen ‚Volksgerichte', ist gradezu ein Schulbeispiel für solchen Appell. Kein rechtlich denkender Jurist in der Reichsregierung, welcher Partei immer er angehören mag, kann das bayrische ‚Volksgericht' für eine mit dem Reichsstrafprozeßrecht vereinbarte Einrichtung halten;

da die bayrische Regierung es offenbar dafür hält (oder sich so stellt, als hielte sie's), liegen ,Meinungsverschiedenheiten' vor; ,ein oberster Gerichtshof des Reichs', nach dem Ausführungsgesetz vom 8. April 1920 das Reichsgericht, wäre berufen, den Streit zu schlichten. Es kommt also Alles darauf an, daß die zuständige Reichsbehörde, das heißt der Reichsjustizminister, von dem durch Artikel 13,2 der Reichsverfassung gegebenen Rechte, welches leider keine Pflicht ist, Gebrauch macht und die Entscheidung des Reichsgerichts in dieser Sache anruft." Damit also nicht nur Ihnen und uns, sondern auch Fechenbach geholfen werde, ist nichts weiter nötig, als daß ein Reichsjustizminister ans Ruder kommt, der . . . Aber mich gelüstet nicht nach dem Ort, wo Fechenbach sitzt.

Zibo und Asserato Ihr seid wirklich auch mit zwei Proben aus ,Wieland dem Schmied', dem neuen Wochen-Roman, noch nicht zufrieden? Nun, aller guten Dinge sind drei. „Dunkel und von leichtschwelligen Formen war sie wie die Mutter, und der Einschnitt ihres schmiegsamen Kleides war so tief, daß sich ihre Jungmädchenbrüste darboten wie die jungen Rehzwillinge des Hohen Liedes, die unter Rosen weiden. Sie wußte es, wenn sie sich in Lebhaftigkeit vorbeugte, und die Mutter wußte es und übersah es." Der Brunner hätte es nicht übersehen. Freuen wir uns, daß seine Augen jetzt anderswo weiden als auf Rudolf Herzogs Jungmädchenbrüsten.

Bayer. Herr P. N. Coßmann hat eine Dolchstoß-Nummer der Süddeutschen Monatshefte zusammengebraut. Selbstverständlich kann man auf redliche Art nicht Beweise für Etwas herbeischaffen, was sich nie und nirgends begeben hat. Also untersucht die ,Glocke' mit Fug die Methoden des Herrn Coßmann — der Faustens Vater zu ähneln scheint, wenigstens wie ihn der Sohn auf dem Osterspaziergang schildert — und kommt zu dem Schluß: „Herr Coßmann ist nicht nur hier, sondern bei allen Dingen, die ihm in seinen Kram paßten, mit frivolster Leichtfertigkeit verfahren. Er hat nichts, was ihm die These des Dolchstoßes zu erhärten schien, nach der tatsächlichen oder logischen Seite hin geprüft. Bei der ersten Sache, der ich nachging, konnte ich sofort die Fälschung feststellen. Ich bin überzeugt, daß weitere Zitate des Herrn Coßmann ebensowenig einer kritischen Nachprüfung standhalten." Und schon teilt Konrad Haenisch im ,Vorwärts' mit, daß aus einer Abhandlung, die er 1919 geschrieben habe, um die Dolchstoßlegende zurückzuweisen, Herr Coßmann durch gröbste Zitatenfälschung ein Beweisstück für die Dolchstoßlegende fabriziert habe. Nun, dessen können wir uns nur freuen. Denn, bemerkt dazu die Vossische Zeitung, „wenn es wirkliches Material gäbe, so hätte man bei dem Eifer, mit dem in den schmutzigsten Winkeln danach gesucht wird, nicht nötig, zu Fälschungen zu greifen". Aber vermutlich geben Sie mir jetzt zu, daß ich nicht nötig habe, mich um eine schlagende Kennzeichnung des Herrn Coßmann selbst zu bemühen.

Deutschvölkische. Ihr stellt fest, daß in meinem Blatt „ein widerliches Undeutsch" geschrieben wird. Da heißt es nämlich: Er ruderte. In euern Blättern heißt es: Er gab sich dem Wassersport hin. Und so brauchen wir — und das ist auch eine von euern kulturverderblichen Wirkungen — leider gar nichts mehr für unsern Stil zu tun: er wird von selber immer besser, weil eurer immer schlechter wird.

Uebertrag: 375 Mark und 100 Kc. Hinzugekommen sind: Mark 25 Paula Bretschneider, 20 Personal der Firma Hauer, Würzburger & Co., 30 a. p.; von Lesern, die nicht genannt sein wollen: Mark 50, 2, 10, 5, 3, 10. Insgesamt 530 Mark und 100 Kc. Die Sammlung wird fortgesetzt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.

Die Zukunft des Fascismus von Wolfgang Geise

Alle Zeitungen fragen: Wird es Mussolini gelingen, den Fascismus von den dunkeln Elementen zu befreien, deren heimliche Arbeit ans Tageslicht gekommen ist?

Es ist wahr: Mussolini ist seit Lenins Tode der einzige energische Mann in Europa — freilich war Lenin mehr als ein energischer Mann —, und Mussolini wird zu verhindern wissen, daß das Rutenbündel auseinanderfällt. Wenn es nötig ist, wird er nur das Beil herausziehen.

Er wird die Schuldigen hart strafen; zwar nicht um der Gerechtigkeit, sondern nur um der politischen Notwendigkeit willen. Denn er ist zu klug, um sein Land zu einem Schandfleck in der Welt zu machen, wie es Deutschland durch seine Richter geworden ist. Allerdings wird er auch kaum zögern, Verborgenes verborgen bleiben zu lassen, wenn die Notwendigkeit es will. Denn er ist nicht sentimental, der Schüler Macchiavells.

Nichts aber ist törichter als jene Frage zu stellen, also zu glauben, daß Mussolini nun, nachdem er wie Karl Moor fürchterliche Musterung gehalten, den Fascismus zu einer lilienreinen Angelegenheit machen werde.

Das kann er nämlich nicht.

Denn was sich dort grauenhaft enthüllt hat, das ist ja nichts andres als — Fascismus: Gleichsetzung der Gewalt mit dem Recht. Wo dies Prinzip zum leitenden Gedanken des öffentlichen Lebens wird, muß es auch von den einzelnen Individuen aufgegriffen werden.

Es ist eigenartig: diese Mörder scheinen nicht Verbrecher im üblichen Sinne zu sein; so wenig, wie sie den halb tragischen, halb lächerlichen, im Ganzen kümmerlichen Gestalten unsrer politischen Mörder ähneln. Es sind Menschen, die der Fascismus zu Mördern gemacht hat: intelligente, harte Typen, die dem Führer geholfen haben, sein Gebäude der Gewalt zu errichten; die aber — kleiner als er — bedenkenlos das System auf ihr privates Leben angewandt haben: Gewalt gleich Recht.

Läßt sich die Idee des Fascismus in der Hand eines bedeutenden Menschen verteidigen — oder entschuldigen, so zeigt dieser Fall, daß in der Allgemeinheit diese Idee sich nie in einem idealen Sinne verwirklichen läßt. Ein unmoralisches Prinzip — und ein solches stützt den Fascismus — kann im Einzelfall einmal zum Guten führen, als Prinzip niemals.

Es ist interessant zu sehen, wie der Durchschnitts-Italiener sich zu dem Verbrechen an Matteotti verhält. Die moralische Entrüstung tritt an zweite Stelle: an erster steht

„der Fall“ als solcher — ein Film, der vor den gespannten Augen der Nation abrollt. Es fehlt der italienischen Rasse der moralische Sinn; erst die ausländische Presse hat dem Land zum Bewußtsein gebracht, was diese Dinge für das moralische Ansehen Italiens in der Welt bedeuten. Für Italien selbst bedeuten sie nämlich gar nicht so viel: das Menschenleben gilt in diesem Lande wenig, gilt nichts. Wer hier in Palermo unter Italienern ein italienisches Leben lebt und die furchtbare Maffia kennt, weiß es.

Aber der Fall erledigt sich nicht innerhalb Italiens.

Alle Journale hier entrüsten sich zwar über das bekannte Telegramm der Labour party: die Zusage, den italienischen Sozialdemokraten im Kampf gegen die Kräfte zu helfen, „die auf den fundamentalen Grundsätzen der Freiheit und Demokratie herumtrampeln“. Und einstimmig klingt es: Der Fall Matteotti ist eine interne Angelegenheit Italiens.

Das ist die Frage!

Gibt das moderne Weltbild dem einzelnen Staat das Recht zu solcher Antwort? Der Fascismus, wie er denkt, muß so sprechen: seine Voraussetzung ist ein strenger, starrer Nationalismus. Für Italien, wie für jeden Nationalismus, ist das Individuum nichts, der abstrakte Begriff des Staates — l'Italia — Alles. Aber die Welt geht sichtlich von diesen überlebten Abstraktionen zu einem Neuen über: Europa fängt an, aus einem geographischen Begriff ein politischer zu werden. Das heißt nicht: ein auf Europa erweiterter Nationalismus, sondern die Anerkennung der Gemeinschaft aller Individuen der verschiedenen Nationen im Rahmen der europäischen Kultur. Alle Entwicklung strebt dorthin, und es ist heute nicht mehr gleichgültig, was ein Staat in seinen vier Wänden macht; die Freiheit der Staaten in ihren internen Angelegenheiten ist heute nichts weiter als ein formales Recht ohne die innere Berechtigung, die eine organische Bedingtheit gibt. Denn die europäischen Staaten sind nicht mehr — wie einst — so selbständige Gebilde, daß sie sich isolieren und nach individuellen Neigungen gestalten dürften. Ein solch mittelalterliches Gebilde wie das fascistische Italien kann die europäische Entwicklung auf die Dauer nicht dulden.

Aber wenn man die beiden reaktionären Länder der Welt: Deutschland und Italien sieht — ich will mit diesem Vergleich Italien nicht beleidigen —, so sieht man nicht, wie die Entwicklung umschlagen könnte.

Und sie wird auch nicht freiwillig umschlagen. Aber sie wird es müssen.

Es wächst da nämlich eine Macht empor, die zu einem immer stärkern Faktor in der europäischen Entwicklung wird. Wenn alle Sozialisten gestorben sind und der Sozialismus eine Wirklichkeit geworden ist, wird er keine blassen Ideolo-

gien mehr kennen: keine Selbstbestimmungsrechte und dergleichen. Er wird nicht sagen: Gewalt ist Recht, aber er wird Recht Gewalt sein lassen: Freiheit der Freiheit, Ketten der Reaktion! Sein europäisches Gewissen wird sein Programm zur Forderung erheben, und er wird sich nicht um papierene Rechte der Staaten kümmern. Dann aber wird er einen Fascismus ebenso wenig dulden wie die kulturelle Schande der deutschen Reaktion.

Für den Augenblick allerdings wird Mussolinis Kraft und Intelligenz sein Werk gefestigter aus der Krise herausführen, als es je war. Denn er wird dem Fascismus den Anstrich der Legalität geben.

Aber wenn jenes Verbrechen Europa hat aufmerken lassen; wenn Europa sich nicht täuschen läßt; wenn Europa erkannt hat, daß nicht einige Fascisten, sondern daß der Fascismus, die Reaktion als moralischer Begriff, dies Verbrechen begangen hat: dann ist das Blut Matteotis nicht umsonst geflossen.

Seeckt und die Entwaffnung

von Hermann Schützinger

Die deutsche Antwortnote in der Entwaffnungsfrage hat befreiend auf alle Die gewirkt, die einen Konflikt zwischen Reichsregierung und Heeresleitung befürchtet hatten. Nach den Prophezeiungen deutschnationaler Scharfmacher, ausländischer Korrespondenten und wichtigtuerischer Schwarzseher in und außerhalb des Parlaments war dieser große Krach „zum Greifen nahe". Aber nichts ist geschehen, und die Note ist abgegangen — „nach der Uebereinstimmung aller beteiligten Faktoren". Nun braucht man diese Wendung im Text nicht so wörtlich zu nehmen. Ein harter Zusammenprall zwischen den Militärs und den Politikern hat hinter den Kulissen des Auswärtigen Amtes zweifellos stattgefunden: umso ehrenvoller für den Exponenten der militärischen Macht in der Republik, daß er — entgegen aller preußischen Tradition — das militärische dem politischen Interesse untergeordnet hat.

Das ist doch wohl selbstverständlich! wird Mancher sagen. Jawohl.

Aber die Eigenart unsres politischen Werdegangs in den letzten Jahren mit ihren Revolten und „Ausnahmezuständen" hat nun einmal die Führer der deutschen Reichswehr und vor allen den Chef der Heeresleitung zu einer wichtigen innenpolitischen Potenz gemacht. Der an und für sich unpolitische General v. Seeckt ist mit Gewalt „politisiert" worden, sodaß er sich sogar die Freiheit herausnehmen konnte, in den Prozeß der Regierungsbildung einzugreifen, ohne daß der deutsche „Bürger" sich beschwert fühlte. Seeckt ist der Abgott des überwiegenden, gemäßigten Teils der deutschen aktiven und inaktiven Offiziere und der deutschnational-deutschvolksparteilichen Spießer geworden. Aber er steht turmhoch über Ludendorff und seiner politischen Ahnungs- und Instinktlosigkeit. Er besitzt zweifellos Verant-

wortungsgefühl gegenüber der Gesamtheit des deutschen Volkes und ein waches Gewissen gegenüber der Nation. Er ist nicht „dumm“ genug, um auf die Claß und Konsorten hereinzufallen und Unternehmungen nur zu beginnen, „damit irgendetwas geschieht“.

Ja — und doch? Warum hat der Chef der republikanischen Heeresleitung den Herrn Justizrat Claß nicht sofort verhaften lassen, als der ihm Anträge stellte, die auf einen eindeutigen Hochverrat hinausliefen? Warum konnte Justizrat Hahn als Plaideur im Thormann-Grandel-Prozeß unwidersprochen behaupten: „Justizrat Claß betrieb die Diktatur, Herr v. Seeckt das Direktorium mit Minoux und Wiedtfeld. General v. Seeckt aber kam nicht durch mit seinem Plan und ließ die Dinge laufen“?

Herr General, an welcher Stelle der Weimarer Verfassung ist denn jenes ominöse „Direktorium“ verzeichnet? Soll denn der Paragraph 48 für Alles herhalten?

Seeckt ist zweifellos entschlossen, die Weimarer Verfassung mit harter Faust zu verteidigen — solange dies das Interesse eines Deutschland erfordert, wie sichs in den Köpfen des von Seeckt erzogenen Offizierscorps malt.

Als der sozialdemokratische Zivilkommissar für Sachsen nach Erklärung des militärischen Ausnahmezustandes das Blockhaus in Dresden, die Befehlstelle des sächsischen Wehrkreiskommandos betrat, legte der ihm attachierte Offizier ein bezeichnendes Bekenntnis zum Staat ab mit den Worten: „Wir fühlen uns keiner Partei, sondern dem deutschen Volk verantwortlich. Wenn die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes zur Monarchie zurückkehren will, gehen wir mit ihr. Für Putsche aber sind wir nicht zu haben.“

Das ist Seeckts Erzieherwerk.

Seeckts „überparteiliche“ Staatsauffassung baut sich auf über dem Fundament einer politischen Ueberzeugung, die etwa die Deutsche und die Deutschnationale Volkspartei umfaßt, einem Gesinnungsfundament, auf dem die zeitweilige Festhaltung der Republik sehr wohl mit einer staatsrechtlichen „Umformung“ unter Anwendung „demokratischer Normen“ und vor allem mit der machtpolitischen Ausschaltung des Versailler Vertrages zu vereinigen ist. Das politische Bekenntnis eines Generals, der seinen Widerwillen gegen den Pazifismus dokumentarisch so festgelegt hat wie der General v. Seeckt, verlangt also zweifellos die innerliche Ablehnung einer waffenlosen Entwirrung des europäischen Chaos und die Festhaltung aller für den kommenden Waffengang bedeutungsvollen Kräfte.

Ja — und die Kontrollnote? Warum ist sie nicht abgelehnt worden? Weil Seeckt, Gott sei Dank — trotz aller Generalstabs-Allüren in seinem Verkehr mit pazifistischen Organisationen — politisch viel zu geschult ist, um zu verkennen, daß die Nachteile einer Ablehnung der militärischen Haussuchung die Vorteile der Wiedergewinnung einer oekonomischen Basis für die Aufbau-Arbeit des deutschen Volkes weit überwogen hätten.

Der Typ des Reichswehr-Offiziers, den Seeckt geschaffen hat und verkörpert, denkt militärisch klar genug, um zu wissen,

daß die paar verrosteten Feuerspritzen, die zwischen dem bayrischen Oberland und den mecklenburgischen Gutshöfen hin- und herpendeln, nicht entfernt dazu ausreichen, um dem deutschen Hunderttausendmann-Heer einen Kräftezuschuß zu geben, der es befähigte, mit den Millionenheeren einer politisch geeinigten Entente der Weltkriegszeit den Waffengang wieder aufzunehmen. Wenn es, wie ich annehme, Offiziere gegeben hat, die ihnen bekannte Waffenlager nicht zur Kenntnis der Entente-Kommissionen gebracht haben, so ist diese Handlungsweise soldatisch verständlich und führungstechnisch — soweit ich im Bilde bin — auf die Abwehr kommunistischer Putsche und lokaler Grenzüberfälle zugeschnitten gewesen.

Die bevorstehende „Generalrevision" wird also voraussichtlich eine schwere Enttäuschung für Diejenigen bringen, die geglaubt haben, man könne mit Ueberwachungs- und Kontrollmaßnahmen ein Sechzig-Millionenvolk bis in die verborgensten Taschen und Schubladen „visitieren". Eine „unerlaubte" Kriegsindustrie gibt es, soviel ich weiß, nicht; eine Absuchung der Reichswehr- und Schutzpolizei-Kasernen ist sinnlos, da die Geheimhaltung von überzähligen Waffen- und Munitionsbeständen, bei der Notwendigkeit, sie durch eine große Personenzahl pfleglich behandeln zu lassen, technisch unmöglich ist. Bleibt nur die „Kontrolle" der „wilden" Waffenlager, von denen wohl noch manche existieren mögen. Ich kann den damit beauftragten Entente-Offizieren nur versichern, daß mir in dreijährigem Dienst als Polizeioberst der Republik trotz fortgesetzter Mitteilungen und Anzeigen weder im Norden noch im Süden des Reiches jemals gelungen ist, auch nur Ein schwarzes Waffenlager zu fassen. Vierundzwanzig Stunden Vorsprung — und Alles löst sich in Dunst auf, was da fein säuberlich nach Stückzahl und Verpackungsart notiert vor uns gelegen hat. Und da will die Entente — der alle Deutschen feind sind, während uns doch immer ein Teil der Bevölkerung hilft — erfolgreicher sein?

Nein! Diese „Generalinspektion" wird ein Schlag ins Wasser werden, da sie sich unausführbare Aufgaben gestellt hat. Trotz alledem haben wir die Pflicht, im Interesse der Stärkung des Vertrauens der Kulturwelt in unsern friedlichen Wiederaufbau-Willen, den Offizierskommissionen der Entente ihre undankbare Arbeit zu erleichtern und ihnen — aus freien Stücken — überallhin den Zutritt zu erzwingen, wo sie glauben ihre Pflicht erfüllen zu müssen.

Eine wirksame „Entwaffnung" und eine effektive „Kontrolle" unerlaubter Waffenbestände kann jedoch nur das republikanische Deutschland selbst ausüben. Nur wir wissen, welche Verbände wirklich Sport treiben, wirklich wandern, wirklich die seelische und körperliche Erneuerung unsrer Jugend anstreben — und welche Organisationen unter diesem Deckmantel den Geist des Klassenhasses und der Revanche hochzüchten. Der Typ des militärischen Führers, den Seeckt darstellt und erzieht, unterwirft sich der Entwaffnung um später zu erreichender höherer Ziele willen. Wir aber hoffen, über dieser letzten Demütigung die Gräben des Hasses zuschütten zu können als Wegbereiter der Jugend des neuen Europa.

Jakobiten und Israeliten von Jakob Fromer

Das Bild, das der biblische Schriftsteller von dem Patriarchen Jakob entwirft, mutet wie ein moderner psychologischer Essai an. „Ekeb", aus dem der Name Jakob gebildet ist, bedeutet im eigentlichen Sinne: Ferse, im übertragenen Sinne: feige Hinterlist. Von der Paradiesesschlange heißt es in der Bibel: „Du wirst sie am Kopfe schlagen, sie aber wird dich an der Ekeb, der Ferse, beißen." Bereits im Mutterleibe rangen Jakob und Esau um die Erstgeburt. Esau, der Stärkere, wurde zuerst geboren, Jakob aber hielt ihn an der Ferse fest. Deshalb, erklärt die Bibel, wurde er Jakob genannt. Diese Fersentaktik hat er später seinem Bruder gegenüber noch zweimal angewandt: als er von ihm durch ein Linsengericht die Erstgeburt erlistete, und als er ihn durch seine Verstellungskunst um des Vaters Segen brachte. Als Esau dies erfuhr, brach er in die Klage aus: „Nicht umsonst heißt er Jakob — zweimal hat er mich betrogen!" Auch seinem Schwiegervater gegenüber hat er sich als Fersenmann bewährt. Mit erheuchelter Unschuld verstand er, durch einen Trick ihm eine große Herde abzulisten. Ohne Dank und ohne Abschied schlich er sich mit seiner Familie und mit seinem Hab und Gut davon, angeblich weil ihm Gott im Traum erschienen wäre und ihn vor einem Anschlag seines Schwiegervaters gewarnt hätte. Durch das Land seines Bruders, der ihm noch wegen der beiden Betrügereien grollte, führte ihn sein Weg. Sich ihm von Angesicht zu Angesicht entgegenzustellen, dazu fehlte Jakob der Mut. Durch Geschenke, die er voraussandte, durch erbärmliche Bitten suchte er den Grollenden zu besänftigen. „Damit ich", so ließ er ihm sagen, „Gnade finde vor den Augen meines Herrn." So spricht ein Bruder zu dem andern! In der gleichen Art verhielt er sich zu seinem Gotte. Fremd war ihm noch jener Spruch, den später Antigonos aus Soko, der Begründer des talmudischen Judentums, getan hat: „Dienet nicht dem Herrn des Lohnes wegen, sondern selbst- und zwecklos." Kriecherische Feigheit verrieten seine Gebete, die Erwartung eines persönlichen Gewinns seine Opfer. Alles, was er sprach und tat, lief darauf hinaus, daß er Gnade fände in den Augen seines Gottes. „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue", so flehte er zu Gott, „die du an deinem Knecht getan hast; denn ich hatte nicht mehr als diesen Stab, da ich über den Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere geworden. Errette mich vor der Hand meines Bruders Esau, denn ich fürchte mich vor ihm, daß er nicht komme und schlage mich, die Mütter samt den Kindern." Aber in der Nacht vor der Begegnung mit seinem Bruder geschah ein doppeltes Wunder. Jakob befand sich, seinem Gefolge voranschreitend, an der Furt des Baches Jabok. Da trat ihm Gott in Menschengestalt entgegen und griff ihn an. War nicht zu erwarten, daß dieser Feigling in die Kniee sänke und um Gnade und Erbarmen flehte? Nichts der Art geschah. Kühnen Mutes stürzte er sich auf seinen Gott, rang mit ihm von Angesicht zu Angesicht, warf ihn nieder und setzte ihm das Knie auf die Brust. Aechzend bat der Gott um Schonung. Jakob aber sprach: „Ich lasse dich nicht von dannen ziehen, ehe du mich gesegnet hast." Hierauf der Gott: „Nicht

mehr Jakob, der Fersenmann, sollst du heißen, sondern Israel, der Gottbezwinger."

Man staunt über die unbestechliche Wahrheitsliebe, die diese Erzählung verrät. Die Fehler, die hier gerügt werden, sind auch bei jedem andern Volke vorhanden. Aber anstatt an die eigne Brust pflegen die Nationalisten an die fremde Brust zu schlagen und mit jenem Pharisäer auszurufen: „Ich danke dir, Herr, daß ich bin nicht wie andre Leute." Der biblische Schriftsteller hingegen scheute sich nicht, die Fehler seines Volkes rücksichtslos aufzudecken. Deutlich, zum Greifen nahe, sieht man in dieser Erzählung die beiden Seelen, die in des Juden Brust schlummern. Wie ein Kartenhaus hätte der Talmudist mit seinem haarscharfen Verstand das jüdische Religionsgebäude niederwerfen können. Er aber schleicht sich behutsam drum herum, „damit er Gnade finde in den Augen seines Gottes". Und eines Tages tritt das Wunderbare ein. Mit unerschrockenem Mut stürzt er sich auf dieses Gebäude und wirft es in den Staub. Er kennt die hoffnungslose Zukunft, die seiner als Zweifler harrt. Als ein losgerissenes Glied, verachtet und angespien, wird er fortan unter den Seinigen dahinschleichen müssen. Auf Ehre, Familie, Hab und Gut und auf sein jenseitiges Glück — auf Alles muß er nunmehr verzichten. Aber höher als das persönliche Wohl steht ihm die Wahrheit. Die Glückseligkeit ist für ihn nicht der Tugend Lohn, sondern die Tugend selbst.

Was seinen Wahrheitssinn besonders empört, ist der Glaube, daß Gott die Guten belohne und die Schlechten bestrafe, den ganzen Haushalt der Natur nach ihren Handlungen und Wünschen verwalte. „Ehre Vater und Mutter, damit du lange lebest!" „Wenn Ihr meine Gebote befolgt, werde ich Regen geben zur rechten Zeit!"

Im zweiten nachchristlichen Jahrhundert lebte ein Talmud-Jünger namens Elischa ben Abuja. Er versprach durch seine Begabung der Größte in Israel zu werden. Aber er ergab sich dem Zweifel und fiel vom Judentum ab. Deshalb wurde er mit Abscheu „Acher", der Andre, genannt. Zu seinem Abfall wurde er durch folgendes Ereignis verleitet. Einst sah er, wie ein Jüngling auf Geheiß seines Vaters eine Handlung ausführte, für die die Tora ebenso wie für die Verehrung von Vater und Mutter langes Leben verspricht. Dabei verunglückte er und starb. „Dieser Jüngling", sprach Elischa, „hat eine Handlung vollführt, für die zweimal ein langes Leben zugesichert ist. Wo ist hier die Belohnung?" Eine ähnliche Wahrnehmung des Widerspruchs zwischen den mosaischen Verheißungen und dem wirklichen Leben scheint auch Paulus zum Abfall vom Judentum verleitet zu haben. Das verrät seine Lehre, wonach Gott die Menschen nicht für ihr Tun und Lassen lohnt oder bestraft, sondern aus einem unerforschlichen Ratschluß. Genau betrachtet ist die Frage der Belohnung und Bestrafung so alt wie das Judentum selbst. Hiob, ein Mann von makelloser Tugend, leidet, während die Bösen triumphieren. Wenn man der talmudischen Behauptung Glauben schenken will, ist der Verfasser des Hiob-Buches, der schwersten Anklageschrift, die je gegen die göttliche Vorsehung geschrieben wurde, kein Geringerer als Moses selbst gewesen. In der Tat enthält der

Pentateuch eine Stelle, die ahnen läßt, daß dieser Gottesmann schwer mit dem Zweifel gerungen hat. „Habe ich nun Gnade in deinen Augen gefunden," so spricht er zu seinem Gotte, „dann zeige mir deine Wege, damit ich dich erkenne." Diesem Wunsche, behauptet der Talmud, hat er die Frage hinzugefügt, warum es den Frommen schlecht und den Bösen gut gehe. Bei allen Propheten des Alten Testaments, ebenso wie im Talmud und in der jüdischen religionsphilosophischen Literatur des Mittelalters und der Neuzeit, tritt diese Frage schüchtern leise oder grollend hervor.

Aber es ergeht uns bei dieser Betrachtung wie beim Lesen eines Romans. Mit Befriedigung legen wir die Erzählung aus der Hand, wenn wir am Schluß erfahren, daß die Liebenden alle Hindernisse, die ihrer Vereinigung im Wege standen, überwunden haben. Nur Wenige stellen sich die Frage, wie sich nunmehr das Leben dieser beiden Menschen gestalten wird. Wird ihr Glück dem Alltag standzuhalten vermögen? Wer die Wahrheit über Alles liebt, wird bei der Betrachtung aller dieser Zweifler, die sich aus der Niedrigkeit der jakobitischen Gesinnung emporgerungen haben, aufjauchzen, weil er sich dadurch in dem Glauben an die Menschenwürde, an der er so oft zu verzweifeln im Begriff ist, bestärkt findet. Allein die wenigsten dieser Zweifler haben den Kampf mit ihrem Gotte bestanden. Die Moses, die Hiob, die Propheten, die Psalmisten, die Maimonides, die Moses Mendelssohn und die namenlose Schar der noch bis vor kurzem im Ghetto des Ostens immer von neuem hervorstürmenden Dränger, die wegen ihrer ketzerischen Ansicht Epikuräer genannt und als solche verfolgt wurden, haben sich auf der israelitischen Höhe nicht zu behaupten vermocht. Bis auf wenige Ausnahmen sind alle in die jakobitische Gesinnung zurückgekehrt und haben mit ihrem Gott ein Kompromiß geschlossen.

Die Erscheinung ist bei allen Völkern vorhanden. Aber sie wird nirgends so stark empfunden und so rückhaltlos zur Sprache gebracht wie bei den Juden, die fortwährend zur israelitischen Höhe sich hinaufzuschwingen suchen und immer wieder in die jakobitische Tiefe hinabsinken. Eine Ausnahme unter allen Nationen bilden einzig die Fernasiaten, die sich zum Buddhismus bekennen. Sie haben die Nichtigkeit des menschlichen Lebens erkannt. Anstatt nun, wie die andern Völker zu tun pflegen, diese hoffnungslose Erkenntnis zu unterdrücken, stellen sie die Wahrheit höher als den persönlichen und gesellschaftlichen Nutzen und streben dem Nichts, dem Nirwana zu.

Indessen erweist sich bei näherer Betrachtung die einseitige israelitische Lebensweise ebenso verfehlt wie das einseitige Jakobitentum. Das Ideal, dem wir alle zustreben, wenn wir fortschreiten wollen, liegt zweifellos in einer Lebensweise, die über alle auf einen persönlichen oder gesellschaftlichen Nutzen hinzielenden Zwecke erhaben ist. In der Kunst und der Wissenschaft fällt es uns nicht schwer, diesem Ideal näher zu kommen. Im praktischen Leben sind wir jedoch außerstande, uns einer zwecklosen Lebensweise hinzugeben, solange wir von der wirtschaftlichen Not bedrängt, von unsrer gesellschaftlichen Umgebung unterjocht, von fremden Völkern unterdrückt werden. Mit andern Worten: solange nicht die oekonomischen, sozialen und

politischen Verhältnisse aller Völker des Erdballs nach einem einheitlichen Prinzip geregelt sind, vermag der Einzelne niemals auf der israelitischen Höhe dauernd zu verharren. Eine solche Regelung kann nur durch eine Organisation erfolgen, in der der Nutzen des Einzelnen ebenso wie der der Gesamtheit berücksichtigt wird. Wenn wir also zur Zwecklosigkeit gelangen wollen, müssen wir durch die Zwecke gehen. Indem wir die Zwecke als Vorstufen zu dem höchsten Ideal betrachten, werden sie gereinigt; oder — mit Spinoza, der unter allen Denkern in dieses Problem am tiefsten eingedrungen ist, zu sprechen: auf die über alle Zwecke erhabene Natur bezogen, ist Alles wahr und gut. Die Aufrichtung der menschlichen Gesellschaft auf Grund der monistisch-dualistischen Lehre dieses Philosophen ist der Zukunft vorbehalten.

Der landläufige Sozialismus von Kurt Hiller (Schluß)

II.

Materialismus und Persönlichkeit

Der landläufige Sozialismus zeigt, wo er an Probleme der Weltanschauung und denkerischen Methodik streift, eine peinliche Affinität zu allerhand abgetanen empiristisch-positivistischen Plattheiten, zum Beispiel zum „Monismus"; unter dem Vorwand, die Philosophie überwunden zu haben, sielt er sich in seichter und schlechter Philosophie, im Aufkläricht. Besonders ist die materialistische Einseitigkeit seiner Determinationslehre unerträglich. Daß der Mensch ausschließlich aus oekonomischen Ursachen handle, diese Behauptung ist nicht weniger lachhaft als die andre, gegen die sie sich richtet, daß er nämlich ausschließlich aus idealen Begründungen handle, oder als die Behauptung gewisser Seelenchemiker, daß ausschließlich der Sexus sein Handeln bedinge. Der Marxische Materialismus war ein kühner, historisch unendlich berechtigter, genialer Protest gegen die begriffsklappernde Lebensleere, die wirklichkeitsferne Hyperscholastik jener zeitgenössischen Philosophie, die sich „Idealismus" nannte, und gewiß wird ein neuer, ein großer polemischer Gedanke (jeder neue Gedanke, falls er Größe hat, ist polemisch) immer „einseitig" auftreten, stets sich auf die Spitze treiben; das braucht er, um sich abzuheben: kein Wort gegen Marx —; seine Epigonen entschuldigt das Alles nicht. Was einst heißer Protest war, wurde längst lauer Gemeinplatz; Gemeinplätze aber sind nur erträglich, wenn sie . . stimmen. Von dem hier gilt eher das Umgekehrte. Jede Determinations- und Motivationslehre, die nicht höchst komplex ist, ist höchst albern. Wir haben für unser Handeln oekonomisch-materielle, wir haben sexuell-materielle, und wir haben allerlei ideelle Determinanten (zwischen Geltungstrieb und Fairnesstrieb, zwischen Willen zur Macht und Willen zur Hilfe). Trifft aber individualpsychologisch der oekonomisch-materialistische Exklusivismus nicht zu (so wenig wie ein sexuell-materialistischer oder irgendein idealistischer), dann trifft er auch kollektiv- und geschichtspsychologisch nicht zu. Daß der Verlauf der Geschichte allein durch wirtschaftliche Prozesse bestimmt

worden sei und bestimmt werden werde, ist eine so ungeheuerliche Verengung, Vereinfachung, **Verfälschung** des wirklichen Geschehens, daß sie, wird sie obendrein mit Fanatismus getätigt, an Geisteskrankheit gemahnt. Der landläufige Sozialismus treibt, muß man sagen, eine . . . psychopathische Psychologie; nicht nur in Seminardebatten und schwierigen Schulschriften — in tausend Tagesreden und Leitartikeln spukt sie herum und verzerrt die Sachverhalte.

Unstreitig trifft diese Psychologie zu auf den kleinen Mann der Seele, den Philister. Ihn lenkt in der Tat kein wesentliches Motiv außer dem wirtschaftlichen. Und vielleicht verdankt der Marxismus seinen beispiellosen Erfolg in die Breite unter anderm der Tatsache, daß seine Psychologie dem breithin herrschenden Philister wie auf den Leib geschnitten ist; daß sie ihn in seiner Erbärmlichkeit bestätigt und bestärkt; daß sie ihm schmeichelt. Indes die Geschichte wurde bisher von andern Mächten gemacht als vom Philister, und es bleibt zu hoffen, daß auch in Zukunft andre Mächte es sein werden, die sie machen. Oder wird Geschichte am Ende überhaupt nicht gemacht?

Der landläufige Sozialismus neigt dazu, es zu bestreiten. Er glaubt nicht an die geschichtegestalterische Kraft und Macht der Persönlichkeit — fehlt doch in seinem Vokabularium das Wort Persönlichkeit überhaupt! Er lehrt den Zwangslauf der geschichtlichen Entwicklung; eherne Gesetze der Wirtschaft bestimmten sie. Sei, zum Beispiel, zwangsläufig eine gewisse Stufe der Akkumulation und Konzentration des Kapitals erreicht, so erfolge auch die Uebernahme dieses akkumulierten und konzentrierten Kapitals durch das Proletariat, der große Kladderadatsch, die Umwälzung ins Sozialistische zwangsläufig, unweigerlich, unausweichlich, unentrinnbar. Die Revolution, heißt es, soll nicht . . . sie muß kommen. „Muß" im Sinne des Naturgesetzes. Sie wird so wenig ausbleiben wie sonst ein Naturereignis, dessen Eintritt die Wissenschaft vorherberechnet. Der Sozialismus ist Wissenschaft; nicht ethisches Postulat, nicht Ziel des Geistes. Ethische Forderung, Geist — bürgerliche Kategorien. Wir predigen nicht: So soll es sein; wir erkennen: So ist es; wir wissen: So wird es sein. In dieser Art der landläufige Sozialist. Wir Andern aber fragen: Wenn die Revolution mit Notwendigkeit kommt, warum dann sich noch anstrengen, sie herbeizuführen? Warum dann Propaganda, Agitation, Organisation, Partei? Warum Aktivität, wenn die Geschichte automatisch klappt? Grinst hier nicht der lächerlichste aller Widersprüche? Hat Rudolf Stammler (heute ein deutschnationaler Mummelgreis, vor 36 Jahren der scharfsinnige Schöpfer der Kritischen Jurisprudenz in Deutschland) . . hat er nicht recht, wenn er, in ‚Wirtschaft und Recht', sagt: „Man kann nicht eine Partei gründen, welche das Kommen und den Eintritt einer exakt berechneten Mondfinsternis ‚zielbewußt begünstigen' will"? Und wenn Gustav Landauer, im ‚Aufruf', spottet: „Die Marxisten sind mit dem, was sie wollen, die ausführenden Organe des Entwicklungsgesetzes: sie sind die Entdecker und zugleich die Träger dieses Gesetzes, so etwas wie Legislative und Exekutive der Natur- und Gesellschaftsregierung in einer Person; die Andern helfen allenfalls auch, diese Gesetze

zur Durchführung zu bringen, aber gegen ihren Willen; die Elenden wollen immer das Verkehrte, müssen aber mit all ihrem Streben und Tun der von der Wissenschaft des Marxismus festgelegten Notwendigkeit helfen", klatschen wir da nicht, Freunde? Nur hat leider der Spaß eine sehr ernste Seite; „aller Hochmut," schreibt Landauer weiter, „alle Versessenheit und Verbohrtheit, alle Unduldsamkeit und einsichtslose Ungerechtigkeit und all das hämische Wesen, das fortwährend aus den Wissenschafts- und Parteiherzen der Marxisten zutage tritt, liegt also schon in ihrer absurd-absonderlichen Verquickung von Theorie und Praxis begründet". Das Schlimmste ist: Diese Doktrin von der wissenschaftlich erwiesenen Unvermeidlichkeit, von der Fatalität der sozialen Revolution lähmt naturgemäß die Aktivität, die zu ihr hinführen würde, stempelt Leidenschaftliche zu Unwissenschaftlichen, Glühende zu Dilettanten, entsendet Behäbige und Kaltschnäuzig-Geschäftige auf Funktionärposten, enthebt Führer und Geführte von aller Verantwortung, entrevolutioniert statt zu revolutionieren; diese „Wissenschaft" tötet den Geist. Der Sozialismus wird beginnen, eine geistige, eine aus Ideen genährte und Ideen verwirklichende Bewegung zu sein, wenn er den Dünkel aufgegeben haben wird, eine Wissenschaft zu sein. Diesen Größenwahn, der ja zugleich ein bedauerlicher Kleinheitswahn ist. Denn eine Wissenschaft weiß stets nur über Seiendes Bescheid zu geben; über das, was sein soll, nie; und eine politische Bewegung, der die Erkenntnis des Seienden mehr als ein beiläufiges Hilfsmittel, der sie Quelle, Sinn, erschöpfender Inhalt bedeutet — eine solche Bewegung ist keine, sondern Ruhe; ist Konservativität in Reinkultur.

Der landläufige Sozialismus mit seinem revolutionären Endziel in Spiritus und seiner konservativen Praxis hat für die wirklich revolutionäre Persönlichkeit, hat für das oppositiv-positive, das destruktiv-konstruktive Temperament, hat für den geistigen Typus (diesen Gegensatz zugleich des bürgerlichen Schöngeistes und des klassenbewußten Kaffern) keinen Raum und kein Wirkungsfeld. Er wird diesen Typus, wo immer es geht, aussperren; wo es nicht geht, ihm die Partei zur Hölle machen.

„Ja! so sind sie! Schreckt
Sie alles gleich, was eine Tiefe hat!
Ist ihnen nirgends wohl, als wo's recht flach ist."

Max Piccolomini, um 1800, spricht wie ein „Organisierter" mit trüben Erfahrungen. Und doch hatte der Dämon der Quantität seine grauenhafte Herrschaft damals noch kaum entfaltet. Heute durchsetzt und zerfrißt er das öffentliche Leben wie ein Krebs. Qualität . . schließt Wirksamkeit in der Politik nahezu aus. Qualität ohne Mitgliedsbuch . . vollends. Der Bursche, der auf seinen Parteigenossen Erich Zeigner, einen der wenigen Staatsmänner, einen der wenigen Charaktere in der deutschen Sozialdemokratie, den ersten Stein warf (Zeitschrift „Die Glocke", 1. Oktober 1923; lange vor den berühmten Pelz- und Gansgerüchten), durfte gegen ihn anführen, daß er „ein Intellektueller" sei, „den bis vor kurzem Niemand in der Partei kannte". Mit diesem Argument lieferte die Kanaille ihn der Kanaille aus. Nur drei Jahre Mitgliedsbuch — das entschied. Um wieviel weniger kleingeistig zeigt sich doch da der Feind, der Fascismus! Zei-

tungsnotiz: „Die Regierungsliste für die Wahlen in Italien enthält viele Parteilose neben den fascistischen Kandidaten." Man stelle sich in Deutschland eine Liste, gar eine sozialistische Liste, mit Parteilosen vor! Mit Köpfen, die nicht „organisiert" sind! Ist das auszudenken? Selbst falls sie es sind, jahrelang „organisiert" in der eignen Partei — aber Köpfe, versperrt ihnen die Sozialpachulkokratie ja den Zugang zum Parlament, und sie müssen sich damit abfinden, eine edle, bescheidene, notwendig wirkungsarme Tätigkeit in privaten kulturpolitischen Bünden, Gesellschaften und Ligen zu entfalten. Nun gar erst die Nicht-„Organisierten"! Ich überschätze die Parlamente weiß der Teufel nicht; indes, sie geben einmal die Gesetze — leider meist schlechte; wie herrlich daher, wenn endlich zuweilen ein Kopf, ein Geistkerl im Reichstag flammend-exakt spräche! Man verhindert das aber auf jede Art, selbst mit schofelsten Wahlrechtskniffen. (Der infame § 32 des deutschen Reichswahlgesetzes von 1920! Genaueres darüber in meiner ‚Logokratie', Seite 29—31.) Man zwingt Menschen, die verwirklichen wollen, und die befugt sind, es zu wollen, weil sie das Herz und den Grips und den Rhythmus haben, staatabseits zu verharren in einem grauen Dozenten- und Literatendasein. Ja, man dreht ihnen einen Strick aus dem Schicksal, das man ihnen spann: die schlechten Literaten, die man eben um ihrer Mittelmäßigkeit willen zur Tür der Politik hineinließ, ehrt man nach kurzer Frist als „seriöse Politiker"; die guten Literaten, die man ausschloß, eben weil sie wer waren, was wollten, was konnten, weigert man sich, als Politiker anzuerkennen — weil sie „nur Literaten" seien. Der minderwertige Intellektuelle, wirft er sich tüchtig heran, wird als „Mann des Proletariats" gepriesen; der Geistige von Rang, der Anstand und Abstand und kritischen Blick wahrt, dessen Liebe zum Volk dabei viel tiefer wurzelt, wird als „intellektuell" beschimpft. Nicht vom Arbeiter; aber von jenen minderwertigen Intellektuellen, denen der Arbeiter leider ausgeliefert ist, und denen er Order pariert. Die Befreiung der Arbeiterklasse könne allein das Werk der Arbeiterklasse sein — folglich hat sie auf Geistige als Führer zu verzichten und unter das Kommando von Gewerkschaftswebeln zu treten, deren Gesicht ein Gefüge von Ellenbogen ist, mit einer tierisch-niedrigen Stirn obendrüber und dem Schnurrbart eines Zuhälters mittendran. Begreift nach einiger Zeit ein Teil der Geführten, daß sie zynisch genasführt wurden, dann heißt es statt „Diese ‚Führer' taugten nichts": „Führer taugen nichts", und unter der Devise „Alles durch die Masse!", statt „Alles für die Masse!", werfen sich neue Nasführer zu Führern auf.

Auch die Katholische Kirche ist eine Massenorganisation; wie anders, wie anti-mittelmäßig, wie wahrhaft aristokratisch ist das Problem der Führung in ihr gelöst!

Dies sind im Kern die Gründe, aus denen unsereinem, so sehr man Sozialist ist, vielmehr grade weil man es ist, auch die sozialistischen Parteien wenig befriedigen, beide — wenngleich in beiden Pulse der Erneuerung pochen (nur fehlt den Erneuerern noch der Einfluß) und auf die Kommunistische Partei manches von dem Gesagten ohnehin nur in abgeschwächtem Grade, Einzelnes überhaupt nicht zutrifft.

Erinnerungen eines „Junkers“ von H. v. Gerlach

XIV.

Deutsche Bauern

Von Liebermann v. Sonnenberg — einst antisemitischer Vertreter des Wahlkreises Homberg-Ziegenhain-Treysa — wird behauptet, er habe einmal in feuchtfröhlichem Kreise gesagt: „Meine hessischen Bauern sind treu wie die Hunde und dreckig wie die Schweine.“ Er hat diese Aeußerung begreiflicherweise bestritten, da sie ihm bei der Wahlbewegung sehr unbequem hätte werden können. Aber eine gewisse innere Wahrscheinlichkeit hat sie, zumal ja bekannt ist, daß Liebermann ein sehr schnoddriges Mundwerk hatte.

Die Treue des hessischen Bauern ist das Komplement zu seinem fast unbegrenzten Mißtrauen gegen Fremde.

Ich hatte seit 1898 in dem Wahlkreis Marburg-Frankenberg-Kirchhain politisch gearbeitet. Im Jahre 1903 war ich mit Hilfe des Zentrums in der Stichwahl gewählt worden. Meine Wiederwahl schien 1907 trotz der diesmal entgegengesetzten Zentrumsparole sicher. Da verbreiteten meine antisemitischen Gegner, die sich auf die Psyche des hessischen Bauern verstanden, das Gerücht, meine Wahl werde von Rothschild finanziert. Gegen dieses Gerücht war ich gänzlich machtlos. Es brach mir das Genick.

Ob die hessischen Bauern dreckig sind, wie Liebermann gesagt haben soll? Nun, ich erinnere an die Rede Vollmars bei der lex Heinze. Da berichtete er von den bayrischen Bauern, daß sie es für Sünde hielten, wenn ein erwachsener Mensch sich ganz nackt ausziehe, und deshalb niemals badeten.

Aber die Bauern waschen sich doch? Na ja, aber nur teilweise. Das, was man sieht. Von dem jedoch, was die Kleider verdecken, kann man nur sagen: Da drunter aber ists fürchterlich.

Selbstverständlich steht es verschieden in den verschiedenen Teilen Deutschlands. Von den paar hundert hessischen Dörfern, die ich kennen gelernt habe, muß ich jedenfalls erklären, daß, um es parlamentarisch auszudrücken, die elementarsten Grundsätze moderner Hygiene bis 1912 noch nicht verwirklicht waren.

Da ich oft auf dem Lande übernachten und unzählige Male dort essen mußte, habe ich gründlichen Anschauungsunterricht genossen. Eine Szene wird mir unvergeßlich bleiben.

Eine Bauersfrau buk mir in meiner Gegenwart als Mittagsmahl einen Speckeierkuchen. Während des Backens betreute sie ihren neben dem Herde liegenden Säugling, bei dem sich plötzlich die dringende Notwendigkeit einer gründlichen Säuberung ergab. Sie wurde von der Mutter kunstgerecht vollzogen, ohne daß sie deshalb auf den Gedanken kam, nach vollzogener Mutterpflicht nun auch ihren Händen eine kleine Säuberung angedeihen zu lassen. Sie buk ruhig weiter und schnitt mir mein Brot. Es bedurfte meines ganzen Pflichtgefühls als Reichstagskandidat, um mein Mittagsmahl einschließlich des mütterlichen Daumenabdrucks in dem Gericht zu verzehren. Für einige Wochen war mir jedoch der Appetit auf kurhessische Speckeierkuchen vergangen.

Die hessischen Bauern waren damals wirtschaftlich besonders rückständig.

Als ich das erste Mal in die Marburger Gegend kam, war ich kurz vorher bei meinem belgischen Freunde Georges Hulin in Ostflandern zu Besuch gewesen. Dort hatte mir bei den Bauern eins besonders imponiert: die Düngergruben waren nicht nur samt und sonders ausgemauert, sondern meist auch überdacht. Weder Sonne noch Regen konnte dem kostbarsten Inventarstück des Landwirts etwas anhaben.

In Kurhessen sah die Geschichte anders aus. Es gab keine Düngergruben, sondern Düngerhügel. Von Untermauerung oder gar Bedachung keine Spur. Der Mist wurde einfach vor dem Hause aufeinandergehäuft. Und so laugte ihn nicht nur die Sonne aus, sondern jeder Regen schwemmte die köstliche Sauce, die Jauche, auf die Dorfstraße. Was auf die Felder gefahren wurde, war nicht viel mehr als gebräuntes Stroh.

In den Anfängen meiner ländlichen Wahlagitation versuchte ich, den hessischen Bauern klarzumachen, daß weit mehr als durch Zölle dem Landwirt gedient sei durch Rationalisierung des Betriebes, durch bessere Maschinen, durch genossenschaftlichen Zusammenschluß (auf Meilen gab es keine Molkerei!), durch ländliche Fortbildungsschulen und landwirtschaftliche Vereine. Von wenigen Ausnahmen abgesehen begegnete ich absolutem Unverständnis. „Das ist die Weisheit des Manschettenbauern", hieß es. Lieber blieb man bei den Rezepten des Urgroßvaters.

*

Da war es ein ander Ding, als ich mit den schleswig-holsteinischen Bauern zu tun hatte. Das war ein Schlag! Zum Teil hing es wohl damit zusammen, daß sie nie die Leibeigenschaft gekannt hatten, immer frei von Junkerfrohnden gewesen waren. Zum Teil machte sich auch der kulturelle Einfluß Dänemarks bemerkbar, dessen Landwirtschaft im Durchschnitt wohl die höchststehende Europas ist. Hat doch in Dänemark jeder zweite Landbewohner eine Volkshochschule besucht.

Die Bauern der westholsteinischen Marsch und Geest hat Frenssen in seinem ‚Jörn Uhl' mustergiltig geschildert. Die Marschbauern kommen dabei nicht grade gut weg. Mit Recht! Sie haben das Leben zu leicht. Wer über die richtigen Fettweiden verfügt, der braucht nur im Frühjahr das magere Jungvieh in Dänemark einzukaufen und es im Herbst gemästet an den hamburger Markt abzuliefern. Zwischendurch besteht die Tätigkeit des Bauern hauptsächlich darin, daß er täglich die Ochsen auf der Weide besucht, sie ein bißchen am Bauch krabbelt, um sich von dem zunehmenden Fettansatz zu überzeugen, und dann befriedigt nach Hause wandert, um sich dem Studium des Kaffee- oder Teepunschs zu widmen. Daß dabei die Rasse sich nicht grade veredelt oder vergeistigt, liegt auf der Hand.

Aber nicht überall in Schleswig-Holstein haben es die Bauern so leicht. Und selbst da, wo der fruchtbare Boden ihnen eine Art Schlaraffenleben gestattet, gibt es viele, denen das materielle Wohlsein durchaus nicht genügt.

Nirgends in Deutschland habe ich so viel „geistige" Bauern gefunden wie in Schleswig-Holstein. In dem einen Dorf saß ein Bauer, der sich eine Sternwarte erbaut hatte und jede helle Nacht auf ihr zubrachte. In dem andern hauste ein Altertums-

forscher, der ein förmliches Museum friesischer Vergangenheit mit höchster Sachkunde angelegt hatte. Hier traf man eine Gruppe Bauern, die sich mit dem Studium der ganzen pazifistischen Literatur beschäftigten, dort eine andre, die eine Art philosophischen Klub bildeten. In einem Bauernhause fand ich vom ‚Kunstwart‘ bis zur ‚Zukunft‘ alle beträchtlichen deutschen Zeitschriften, die nicht nur gehalten, sondern gelesen wurden. In einer Wahlversammlung in einem kleinen Dorf Ostholsteins passierte mir etwas, was mir selten in meinem Leben vorgekommen ist: ich wurde in der Diskussion förmlich matt gesetzt, und zwar durch einen bäuerlichen Redner mit seinen fabelhaften handelspolitischen Kenntnissen. Der Mann kannte nicht nur die Handelsstatistik der ganzen Welt, sondern verstand sie auch.

Technisch auf der Höhe, politisch oft sehr urteilsfähig, geistig interessiert, mit Sinn für Sauberkeit und Ordnung, dazu charaktervoll: so steht vor meinen Augen — nicht der schleswig-holsteinische Bauer, aber doch ein guter Prozentsatz von ihnen.

*

Einen sehr eigenartigen Bauernschlag lernte ich in jenem Teil des Regierungsbezirks Osnabrück kennen, der sich längs der holländischen Grenze hinzieht. Es ist das der alte Wahlkreis Windhorsts: Bentheim-Lingen-Meppen; oder das „Land Muffrika“, wie es der ‚Kladderadatsch‘ getauft hat. Unendliche Strecken Heide ziehen sich auf beiden Seiten der Grenze hin. In manchem Dorf hatte jeder Bauer 1000 Morgen Land, war also formell ein Großgrundbesitzer. Dabei oft ein ziemlich armer Teufel. Denn von den 1000 Morgen hatte er nur 30 oder 40 unter dem Pflug. Der Rest war Moor und Heidekraut darauf, kümmerliche Nahrung für ein paar Heidschnucken. Gewiß: das Land konnte urbar gemacht werden und gab dann ganz nette Erträge. Aber es fehlte dem Bauern an Kapital und Arbeitskraft für das ziemlich kostspielige Unternehmen.

Und so blieb das Land ungenutzt liegen. Der Staat hatte wiederholt versucht, Land zu Meliorationen großen Stils zu erwerben. Aber die Bauern verkauften um keinen Preis. Ihr Ansehen im Dorf hing nämlich von der Zahl der Morgen ebenso ab wie das Ansehen des zentralafrikanischen Negers von der Zahl seiner Weiber. Wer um noch so gutes Geld von seiner Heide ein paar hundert Morgen verkauft hätte, wäre aus der Dorfaristokratie ausgeschieden. Die Würde des Bauern hängt ja nicht an seiner Person, sondern an seinem „Hof“. Der Mensch ist gewissermaßen nur Annex des Bodens. Wer von seinem von den Voreltern übernommenen Besitz auch nur eine Parzelle, und wäre sie noch so ertraglos, preisgibt, gilt als eine Art Verräter an der heiligen Sache des Bauerntums.

Volkswirtschaftlich wirkte diese menschlich vielleicht sehr ehrwürdige Anschauung verhängnisvoll. Da lagen unfruchtbar Hunderttausende von Morgen Heide und Moor. Viele Tausend Siedler hätten sich darauf ansässig machen können. Aber die Besitzer gaben das Land nicht her, und im alten Preußen existierte kein Gesetz, das in solchem Fall Enteignung zuließ.

Nur einem außer den Heidschnucken brachten die öden Flächen Nutzen: dem Schmuggel. In dunkler Nacht das oft ge

fährliche Sumpfland zwischen Deutschland und Holland ungefährdet zu durchschreiten: dazu gehörte die ganze intime Ortskenntnis des Eingeborenen. Ihnen gegenüber waren die armen Zollbeamten, die irgendwoher stammten, in einer strategisch sehr ungünstigen Lage.

Besonders der Viehschmuggel blühte. Er vollzog sich folgendermaßen. In stockdunkler Nacht wurde das Vieh von Holland nach Deutschland getrieben. Plötzlich erscholl irgendwo das jämmerliche Quieken eines in den Schwanz gekniffenen Schweines. Die Zöllner stürzen hin. Zwei magere Ferkel wurden attrappiert. Inzwischen aber passierte ein Transport von dreißig Kühen tausend Meter weiter schweigend die Grenze. Die Ferkel waren von vorn herein in die Geschäftsunkosten einkalkuliert worden.

Am übernächsten Tage aber las man in dem Kreisblatt: „Dank der Wachsamkeit unsrer braven Zollbeamten ist es vorgestern gelungen, den Versuch eines Viehschmuggels zu verhindern. Die abgefaßten zwei Schweine befinden sich im Gewahrsam der Behörde. Die Schmuggler selbst sind leider im Dunkel der Nacht entkommen."

Die Bevölkerung war unheimlich kirchlich. Am Sonntag fehlte kein Bauer im Gotteshaus. Die Pastoren hatten gewaltigen Einfluß. Unter einer Bedingung: Nie durfte sich einer beikommen lassen, von der Kanzel gegen den Schmuggel zu Felde zu ziehen. Alle Sünden konnte er den Bauern vorhalten, wenn er nur die eine Sünde ignorierte, deren alle Gläubigen bloß waren.

*

Am intimsten habe ich natürlich die Bauern meiner Heimatprovinz Schlesien kennen gelernt. Meine früheste Erinnerung an sie ist die an die Bauernhochzeiten. Jede Hochzeit im Dorf wurde uns dadurch annonciert, daß riesige Schüsseln mit Kuchen am Vorabend aufs Schloß wanderten. Wir Kinder saßen dann immer den ganzen Nachmittag am Fenster. Das Hochzeitsmahl pflegte um Mittag zu beginnen und aus etwa fünf Gängen zu bestehen. Alle halbe Stunde kam die ganze Hochzeitsgesellschaft zu einem Spaziergang an unserm Park vorbei, um durch die Bewegung sich Platz im Magen für den nächsten Gang zu machen. Man langte nämlich so gründlich zu, daß selbst der Bauernmagen schon nach dem zweiten Gang außer Gefecht gesetzt worden wäre, wenn man nicht künstliche Mittel angewandt hätte, um das Festmahl bis gegen Abend durchhalten zu können. Die alten Römer pflegten bei solcher Gelegenheit sich von Sklaven mit Pfauenfedern im Munde kitzeln zu lassen. In Mönchmotschelnitz ging man spazieren. Die Methode hat sich geändert. Die Zielbewußtheit ist geblieben.

Von so feierlichen Ausnahmefällen wie Leichenschmaus, Hochzeit, Schweineschlachten und Kirmes abgesehen, ist der schlesische Bauer ungemein anspruchslos. Abend für Abend stippt die ganze Familie mit Knecht und Magd zusammen Kartoffeln in die mitten auf dem Tisch stehende Schüssel mit Leinöl. Man ißt viel, wie man das nach der schweren Arbeit nötig hat, aber immer das Selbe und nie etwas Kostspieliges. Möglichst wird nur verzehrt, was aus der eignen Wirtschaft stammt.

Der schlesische Bauer bebt vor nichts mehr zurück als vor der Ausgabe an Bargeld. Bevor er zehn Pfennige ausgibt, gibt er lieber das Fünffache an Naturalien fort. Selbst die reichsten Bauern pflegten in den Klingelbeutel der Kirche immer nur einen Pfennig zu versenken. Fand sich außer den Kupferpfennigen der Bauern und dem obligaten silbernen Fünfziger des Kirchenpatrons einmal ein Nickel in dem Klingelbeutel, so sagte der Pastor: „Es muß ein Fremder in der Kirche gewesen sein."

Die eigne Arbeitskraft vermag der schlesische Bauer nicht richtig zu werten. Er ist landhungrig, wie es ja die Bauern der ganzen Welt sind. Hat er auf seinem Besitz ein tiefes Wasserloch, so setzt er nicht etwa Fische ein. Lieber legt er sich eine Feldbahn hin und fährt viele hundert Meter weit tausend und abertausend Wagen Sand hinein, bis das Loch Acker oder Wiese geworden ist. Würde er sich seine Arbeitskraft rechnen, so müßte er finden, daß der eine Morgen Neuland ihn vielleicht 3000 Mark gekostet hat. Aber in diesem Sinn zu rechnen, liegt ihm ganz fern.

Er rechnet nur, wenn es sich um bare Ausgaben handelt. Besonders bei den Steuern. Die so sehr wie möglich herabzudrücken, sieht er als seine wichtigste Staatsbürgerpflicht an. Niemals will ihm in den Kopf, daß für Das, was im Hause verbraucht wird, noch Einkommensteuer zu zahlen sei. Er betrachtet als Einkommen nur Das, was er am Schluß des Jahres als erspart zurücklegen kann.

*

Ich glaube, den deutschen Bauern zu kennen, seine guten wie seine minder guten Seiten. Er weist eine verblüffende Familienähnlichkeit mit dem französischen Bauern auf, wie ihn Zola in seinem klassischen Roman ‚La Terre' geschildert hat. Alle Menschen sind ja mehr oder weniger Egoisten. Beim Bauer aber ist diese allgemein menschliche Eigenschaft zur Vollkommenheit gediehen.

Reise in Rußland von Anker Kirkeby

Nach dem Weltkriege kann man jetzt wieder mit dem Expreßzuge sechs bis sieben Länder Europas durchreisen, ohne von den Grenzen behindert zu werden. Der Zug hält, eine hastige Paßbesichtigung, ein wenig Zollrevision — weiter. Nur die russische Grenze ist immer noch eine Front; sie teilt Europa in eine revolutionäre rote und eine bürgerliche weiße Hälfte, und die rote Eisenbahn kennt nicht die Fahrzeiten der weißen, während die weiße wieder die rote Zeittabelle ignoriert. Die Eisenbahndirektionen fahren fort, einen unblutigen Krieg zu führen mit dem Erfolg, daß die Reisenden an den meisten Grenzübergängen stunden- und tagelang neben ihren Koffern stehen und Wache halten müssen.

Als Estland im vorigen Sommer trotz russischem Protest Victor Kingisepp, den Führer der Kommunistischen Partei, erschoß, kamen die Russen auf den Einfall, die kleine Grenzstation an der Narva, die den Namen Jamburg trug, umzutaufen und nach Kingisepp zu benennen. Die Estländer sind jetzt gezwungen, Waren, Wagen und Briefe nach Kingisepp, Kingisepp, Kingisepp zu schicken, und wenn sie Jamburg auf ein Paket schreiben, kommt

es zurück mit der Aufschrift: Bestimmungsort unbekannt. Estland ist gezwungen, den verhaßten Namen ständig zu wiederholen, weil der Güterverkehr mit Rußland eine allzu große Rolle für die Oekonomie des Landes spielt.

An dem Vormittag, wo ich endlich (nachdem ich fünf Jahre auf diesen Augenblick gewartet hatte) an der russischen Grenze aus dem finnischen Expreßzug stieg und fast die goldenen Kuppeln Petrograds sehen konnte, das nur eine Stunde Bahnfahrt entfernt liegt, ging natürlich auch kein russischer Zug vor dem Nachmittag, und wir setzten uns auf unsre Koffer, um einen halben Tag auf dem verödeten Bahnsteig zu warten.

Ich befand mich in der besten Gesellschaft. Auf der Reise von Stockholm hatte ich eine außerordentlich angenehme Bekanntschaft in dem berühmten Nervenarzt Professor Henschen gemacht, der von den beiden russischen Aerzten Lenins mit fünf andern weltbekannten Spezialisten telegraphisch nach Moskau berufen war. Der siebzigjährige Mann hatte das Telegramm eines Abends erhalten, war sofort bereit, und am nächsten Tage reiste er. Und so sorgfältig war seine Reise von den Bolschewiken vorbereitet, daß an jeder Grenze, bei jedem Zugwechsel, bei jedem längern Aufenthalt ein roter Gesandter oder Konsul, telegraphisch von Moskau aus alarmiert, dastand, um die Honneurs zu machen und den Zug als Reisemarschall bis zum nächsten längern Aufenthalt zu begleiten. Ich mußte daran denken, daß in diesem Augenblick sechs von den berühmtesten Aerzten der Welt durch Europa auf dieselbe Weise wie früher nur Fürsten reisten — in Salonwagen, in Extraschiffen, unter Eskorte —, um ein Bulletin für einen Patienten auszugeben, der keine juwelengeschmückte Krone, sondern einen Sixpence trug.

Wir hatten uns denn auch keine drei Minuten auf der russischen Grenzstation aufgehalten, als auch schon ein Extrazug, nur aus einer Riesenlokomotive und einem Riesensalonwagen bestehend, einlief. Heraus sprang der Generaldirektor der Nordwestbahnen, von Beamten und Dienerschaft begleitet, und kurz darauf saß ich neben Professor Henschen auf einem Polisandersopha in einem üppig eingerichteten Salon mit Seidentapeten und Bronzebeschlägen vor einem gutgedeckten Frühstückstisch und sauste nach Petrograd. Die Strecke war im voraus von allen andern Zügen freigemacht, und auf jeder Station stand der Stationsvorsteher auf dem Bahnsteig und grüßte, während wir vorüberjagten. Auf diese Weise erreichten wir Petrograd in einer halben Stunde — wie zur Zeit des Zaren.

Der Wagen, in dem wir fuhren, hatte dem frühern Chef der Petrograd-Warschau-Bahn, einem Lieblingskammerherrn des Zaren, gehört, dem er ihn zu seinem persönlichen Gebrauch hatte bauen lassen; er hatte ebenso viel wie zwei Schnellzugslokomotiven zusammen gekostet. Im Schlafkabinett stand noch das breite Pariser Bett sowie die ganze Waschtischgarnitur aus künstlerisch modellierter Bronze im Louis-Seize-Stil, und mitten hinein hatte sich der Zahnbürstenbehälter des Zaren aus Gold mit Monogramm und Kaiserkrone verirrt.

Der jetzige Chef der Nordwestbahnen war ein chevaleresker Eisenbahningenieur in blanken Schaftstiefeln und mit strahlend

weißen Zähnen, die er beständig in einem gewinnenden Lächeln zeigte. Er hatte früher das Eisenbahnwesen in allen Ländern Europas studiert; während der Revolution hatte er nichts getan, als in seinem Distrikt herumzufahren und die Strecken zu reparieren, sobald sie im Kampf beschädigt waren.

„Die weißen Generale", sagte er und lachte übers ganze Gesicht, „haben 3200 Eisenbahnbrücken in die Luft gesprengt. Wir haben sie alle wiederhergestellt. Aber wir haben auch Tag und Nacht gearbeitet. Jetzt ist die Arbeit ja das reine Vergnügen. Am ärgerlichsten war es, wenn dieselbe Stelle immer wieder hin und her erobert und zerstört wurde. So wurde eine verfluchte Brücke zwanzigmal vom Feinde genommen. Wir haben sie einundzwanzigmal wieder aufgebaut."

Ich glaube, Professor Henschen und ich studierten den Chef der Nordwestbahnen mit etwas von derselben verlegenen Neugier, mit der Bauernkinder zum ersten Mal die Wachsfigur Napoleons im Panoptikum untersuchen. War dies doch der erste Schimmer der Revolution, die revolutionäre Wirklichkeit selbst, die wir hier zwischen die Finger nehmen und befühlen konnten: ein roter Mann in einem roten Land.

„Stimmt es", fragte der Professor teilnehmend, „daß Ihr Eisenbahnwesen sich in so schlechter Verfassung befindet?"

„Es geht an," antwortete der Chef der Nordwestbahnen in elegantem Französisch und lächelte mit all seinen weißen Zähnen, „ich habe allein 50 000 Güterwagen in meinem Distrikt. Neulich war ich in Litauen; man hatte mir geschrieben, daß man mir einige Wagen dort leihen könnte. Wie viele? Ja, sie hätten sich 1500 gedacht und meinten sicherlich, mich angenehm zu überraschen. Was bedeutet das hier? Ob ich die hatte oder nicht, war ganz gleichgültig."

„Wie ist eigentlich die politische Lage?" streckte ich kurz darauf einen Fühler aus. „Die letzten Telegramme, die wir in Viborg sahen, sprachen von einer Kontrerevolution in Moskau."

„Kümmern Sie sich nicht darum", antwortete der Herr Generaldirektor und lachte wie nach einem guten Witz. „Wir haben grade im Ministerium des Aeußern ausgerechnet, daß die amerikanische Presse den Sowjets im Laufe von 5 Jahren 172 Mal die Macht entrissen hat, und jetzt zählen wir nicht mehr."

Aber das erste handgreifliche Ergebnis der Revolution fanden wir in der Küche des Salonwagens. Es war eine Tüte vom Bäcker, und um weißes Papier zu sparen, war sie aus einer Aktie der Putilow-Werke zusammengeklebt, an der noch alle Dividendenscheine saßen. Diese Aktien der größten Fabrik Rußlands wurden immer noch an der Pariser Börse notiert. Hier wurden sie zum Einpacken von Brötchen gebraucht.

In Petrograd trennten sich unsre Wege. Professor Henschen reiste im Salonwagen und mit Gefolge weiter nach Moskau, und ich wurde wieder der anonyme Reisende. Auf dem Kreml trafen sich nun acht der größten Aerzte ihrer Zeit am Bette Lenins. Sie kamen acht Tage lang täglich zusammen und hielten stundenlange Beratungen ab, dann wurden die Fremden höflich wieder nach Hause geschickt, nachdem sie dem Rat der Volkskommissare das Resultat ihrer Untersuchungen mitgeteilt hatten. Es war ihnen

natürlich bis zu einem gewissen Grade Schweigepflicht auferlegt worden; aber ich habe später auf einer Reise in Europa einen von ihnen getroffen, der Folgendes erzählte:

„Wir fanden Lenin in einer ganz kleinen Wohnung des Kreml. Er lag in einem einfachen schmalen Holzbett mit schmuddeligen Bezügen. Seine Frau und seine Schwester wohnen bei ihm und führen ihm den Haushalt; eine Woche lang aßen wir täglich bei ihnen. Mitten auf dem Tisch stand das Essen, einfache Hausmannskost. Es befanden sich unter uns einige Feinschmecker, die an die beste Küche Europas gewöhnt waren; hier wurde nicht nach dem Appetit gefragt, das Essen wurde uns in acht gleichen Portionen aufgelegt; aber ich bemerkte, daß die Teller aus verschiedenen Servicen zusammengeholt waren. Lenin besaß kein vollständiges Geschirr für acht Personen.

Ueber den Charakter der Krankheit konnten wir nicht einig werden. Der Kranke lag still und fast gelähmt da. Er konnte nicht sprechen, nur den einen Arm bewegen, mit dem er die Antwort auf unsre Fragen auf eine Tafel schrieb. Die Mehrzahl von uns hielt die Krankheit für Paralyse im letzten Stadium, und äußerlich machte der Zustand diesen Eindruck. Da aber nicht festgestellt werden konnte, daß Lenin jemals an Syphilis gelitten hatte, und da sich auch keine Bakterien nachweisen ließen, meinte die Minderheit, daß es sich um Apoplexie handelte, die durch Ueberanstrengung hervorgerufen war.

Eine Woche darauf reisten wir ab, zum großen Verdruß der meisten von uns, die gern etwas mehr von Moskau gesehen hätten. Die Regierung bat uns, selbst das Honorar zu bestimmen, und ich glaube, wir rechneten sehr hoch; dennoch erhöhte die Regierung die Summe noch um 10 000 Goldrubel — mehr als 20 000 Rentenmark."

In äußerer Beziehung war meine eigne Reise eine dauernde Kette von Enttäuschungen. Der reisende Korrespondent pflegt eines der verwöhntesten Wesen der Zeit zu sein, die Regierungen öffnen ihm alle Türen, die Minister machen ihm Komplimente, seine Fahrten werden bezeichnet durch Extrazüge, Königsschiffe, Prinzenwohnungen und Kaiserlogen. Noch haben sehr wenige Korrespondenten Erlaubnis erhalten, nach Rußland zu kommen, und man hatte mir im voraus erzählt, daß man mich in einer angenehmen Gefangenschaft auf Potemkinreisen herumführen würde. Nun finde ich selbst, daß ich mich um die Sowjet-Regierung verdient gemacht habe, sowohl durch meine verständnisvollen Artikel über ihre Politik wie durch meine Teilnahme an der Arbeit für die Hungerhilfe. Ich hatte mir selbst versprochen, vor allzu großer Freundlichkeit auf der Hut zu sein. Und nun zeigte sich, daß ich noch nie bei meiner Arbeit so vielen Hindernissen begegnet war und so wenig Unterstützung gefunden hatte. Die Nationalversammlung in Weimar, die Friedenskonferenz in Versailles waren in journalistischer Beziehung das reine Kinderspiel im Vergleich zur russischen Revolution. Alle führenden Persönlichkeiten waren von Problemen, von denen das Wohl von 100 oder 200 Millionen Menschen abhing, so in Anspruch genommen, daß sie keine Zeit hatten, den paar Millionen neugieriger Skandinavier auch nur einen Gedanken zu schenken. Ueberall traf ich ver-

schlossene Türen. Wenn man hörte, daß ich nicht Kommunist sei, wurde ich als Jemand betrachtet, den die ganze Sache nichts anging. Sobald ich erzählte, daß ich aus Dänemark käme, wurde ich beschuldigt, aus einem Lande zu sein, das mehr boshafte Lügen über die russische Revolution verbreitet hätte als irgendein andres Land der Welt. Es dauerte vierzehn Tage, bis es mir glückte, so viel Empfehlungen zu sammeln, daß ich in den Kreml hineinschlüpfen konnte, und ehe eine halbe Stunde vergangen war, hatte mich der Kommandant auch schon persönlich wieder hinausgewiesen.

Derart reiste ich die ganze Zeit auf eigne Faust. Bald in ausgezeichneten Luxuszügen, die unverändert die Strecke Petrograd-Moskau befahren, bald in Abteilen, die voll Gestank und Ungeziefer waren, mit Türen, die sich nicht schließen ließen, und Fenstern, die zersplittert und deren Scheiben aus Latten mit einem kleinen Loch in der Mitte ersetzt waren, und wo meine Lagerstatt eine zerfetzte Matratze auf einem Bord unter der Decke war. Bald als Gast in leeren Häusern, wo man völlig angekleidet und im Pelz, um sich gegen die Kälte zu schützen, zu Bett gehen mußte, bald in Hotels ersten Ranges mit Heizung und Warmwasser. Bei meiner letzten Ankunft in Moskau am späten Abend waren alle Hotels besetzt, und ich bereitete mich schon darauf vor, die Nacht auf dem Bahnhof zuzubringen, als das Ministerium des Aeußern auf ein Telegramm Fridtjof Nansens hin mir plötzlich ein ganzes Palais zur Verfügung stellte, in dem man sonst politische Kommissionen oder Handelslegationen einlogiert.

Es war das frühere Heim eines reichen moskauer Kaufmanns, und Alles war unberührt, als hätte er es mit seiner Familie am Tage zuvor verlassen. Mit einem ganz merkwürdigen Gefühl ging ich jetzt durch dies schlafende Schloß. In der Halle standen zwischen Sèvres-Vasen und Meißner Porzellan die Bronzeuhren der gnädigen Frau, tickten und schlugen mit kleinen Silberglöckchen, wie sie immer getan. Im Speisezimmer saß ich jetzt allein am Ende eines langen Tisches, und vor mir schnurrte ein Samowar für 24 Personen. Das Damasttischtuch, die feinen gestickten Servietten trugen alle den Namen des frühern Besitzers, sein Silber lag in den Schubladen, das Geschirr stand im Schrank, die Gemälde hingen an den Wänden, dieses ganze Heim, das mit der Liebe von Jahrzehnten, vielleicht mit der Arbeit von Generationen erbaut war, stand vor mir, während die Familie selbst jetzt zerstreut war, vielleicht in Berlin hungerte oder in unbekannten Gräbern ruhte. Wenn die drei Bedienten abends im Souterrain zur Ruhe gegangen waren, versuchte ich im Herrenzimmer zu arbeiten, wo ein Feuer von Birkenscheiten im Kamin prasselte. Auf dem Schreibtisch stand der ewige Kalender des Herrn, der jeden Morgen weitergedreht wurde, auf dem Schreibzeug lag sein Federhalter. Da begann es in dem leeren Palais zu spuken. Ich mußte aufstehen und alle Kristallkronen in diesen Zimmern einschalten, deren Möbel lauschten, ob sie nicht bekannte Schritte, Kinderlachen, eine alte Melodie hörten, die im Flügel des Musikzimmers schlummerte.

Eines Nachts, als ich froh und aufgeräumt von einem reizenden Erlebnis spät nach Mitternacht heimkam, als ich endlich

den alten Tartaren im Pförtnerhause herausgeklopft hatte, und als wir zusammen durch die Pergola nach dem Hauptgebäude wanderten: da sprang vor mir im Mondschein eine aufgescheuchte männliche Gestalt wie eine Katze von Säule zu Säule, hockte dann nieder und suchte sich im tiefen Schatten der Pfeiler zu verstecken. Der alte Tartar hörte und sah nichts und verstand nicht, warum ich mich an der Haupttür umdrehte und langsam durch den mit Fliesen ausgelegten Gang zurückschritt. Mir war kalt ums Herz geworden. Und ich ging weiter, durch das vergitterte Tor hinaus, immer weiter durch das nächtliche Moskau, bis ich endlich eine Stunde später John Gorwin in der Nansen-Mission weckte, den ich ohne Erklärung um ein Bett bat, und der mir wirklich, wenn auch ein bißchen verdrießlich und halb im Schlaf, eins herrichtete. Ich erwähnte nie etwas von dem Schatten. Vielleicht war es ein braver Einbrecher gewesen, der nur ein bißchen Nahrung suchte. Vielleicht ein gegenrevolutionärer Flüchtling. Es konnte aber auch sein, daß dieser nächtliche Gast der geborene Stammherr dieser Herrlichkeiten war, der jetzt heimlich den Hausgeistern seiner Kindheit einen Besuch abstattete. Ich sehe ihn deutlich vor mir, wie er ihnter den Säulen gleich einem gejagten Wild auf dem Sprunge war und im schwachen Mondlicht zwischen den Büschen des Parkes verschwand.

Deutsch von Erwin Magnus

Place des Vosges von Theobald Tiger

Viereckig liegt der Platz. Die Bäume, Gitter
und Häuser rings sehn mich quadratisch an,
und in der Mitte trabt ein Marmorritter,
ein unbeschreiblich kaiserlicher Mann.
Ich sitz und knack an Papageiennüssen
und bin schon bis zur dreißigsten gediehn —
da hab ich plötzlich daran denken müssen:
Was macht wohl jetzt, im Augenblick, Berlin?

Vor Josty staut sich hier und da ein Wagen.
Ein Dicker kauft ein Acht-Uhr-Abendblatt
(um Viertel Sechs) — zwei dünne Kellner tragen
das Eis, das Jeder zu verzehren hat.
Und in der Untergrundbahn Kellerräumen
ruft Einer: „Wolln Sie nich den Korb wechziehn?"
„Sie Lümmel!" hallt es noch in meinen Träumen . . .
Was macht wohl jetzt, im Augenblick, Berlin?

Kaufleute schuften. Alle Uhren treiben.
Und alle Welt hat Dienst. Kein Mensch flaniert.
Ein Redakteur darf einen Aufsatz schreiben
auf Poincaré, der doch nicht inseriert.
Die Damen gehen shopping voller Eile
und wackeln emsig mit dem Hinterteile . . .
Auch dieser Platz war einmal ohne Tadel;
hier wohnte früher guter, alter Adel.
Jetzt kümmert sich kein feiner Mann um ihn.
Vielleicht aus Neugier jener oder dieser . . .
Ich aber denk als alter Spree-Pariser:
Wie lieb ich dich! Von weitem. Mein Berlin —

Das Kriegsbuch einer Fürstin von Arthur Eloesser

Als England uns den Krieg erklärt hatte, flüchtete Gebhard Fürst Blücher von Wahlstatt mit seiner Frau, die aus dem englischen Hochadel stammt, im Gefolge des Botschafterpaares Lichnowsky nach Deutschland. Die Fürstin, die sich in den Dienst des deutschen Roten Kreuzes stellte und ihrer Herkunft gemäß besonders am Schicksal der englischen Gefangenen Anteil nahm, schrieb ein Tagebuch für ihre leidende Mutter, das im Winter 1919, als Lloyd George in den stärkern Fängen des alten Raubvogels Clemenceau klein wurde, unter dem Titel ‚An English Wife in Berlin' in London erschien. Ihr Mann als Herausgeber versichert, daß diese Schrift zur Wiederverständigung zweier verschiedenster und doch verwandter Völker die erste Pionierarbeit geleistet, daß ihre Wirkung nach dem Zeugnis berufener Staatsmänner und Publizisten bald jede Erwartung übertroffen habe. Die Engländer und die Amerikaner haben sich aus diesem Bekenntnis einer Frau belehrt, weil es objektiv und menschlich, daher für Alle verständlich geschrieben war. Dieser Fürst Blücher ist nicht nur ein Ehemann und ein bequemer Aristokrat, der sich ein Erdbeben von seinem Herrensitz ansah; wie die Nachkommen des primitiv genialen Feldmarschalls, der falsch schrieb, aber richtig dachte, überhaupt keine Junker nach der preußischen Schablone gewesen sind. Was sie mit den Hohenzollern vor hatten, denen sie doch die Herrschaft Krieblowitz in Schlesien als Donation dankten, weiß ich im Augenblick nicht zu sagen; jedenfalls wurden sie katholisch, lebten sehr international und machten vorurteilslos Geschäfte, wenn ein Konflikt mit dem Familienoberhaupt sie ohne Apanage ließ. In meiner Jugend ging die Legende, daß in Amerika, ich glaube in Chicago, eine Firma Blücher, Bülow & Heymann begründet worden sei, von zwei Enkeln preußischer Feldmarschälle und — einem Herrn Heymann. Dieser Ehemann des English wife, der erst im letzten Stadium des Krieges den großen Familienbesitz erbte, hat vorher Geschäfte in England gemacht, das ja seinen Urgroßvater fast als eignen Nationalhelden feierte, und dann besonders in Transvaal, wo er den wunderbar spuckenden Präsidenten Ohm Krüger und auch andre interessante Leute, wie Jameson oder Sir Roger Casement, kennen lernte. Ein Mann von Welt, der auch seine Memoiren schreiben sollte.

Vermutlich in seiner, jedenfalls in einer ausgezeichneten Uebersetzung ist das Tagebuch von Evelyn Fürstin Blücher von Wahlstatt (in dem münchner Verlag für Kulturpolitik) erschienen. Es wird mir nicht leicht, Geschichten und Bekenntnisse aus der Kriegszeit überhaupt noch zu lesen, wobei die an sich unsinnige Kriegsschuldfrage, die bis auf den Vertrag von Verdun zu vertiefen wäre, nicht unberührt bleiben kann. Es ist der Bekennerin gelungen, mich in das Grauen, mit dem wir so viel Nächte gespeist haben, wieder zurück zu nötigen, hauptsächlich wohl, weil sie eine Frau ist, von sehr viel Herz, von Verstand und Rechtschaffenheit, von jenem Takt vor allem, der sie, Engländerin und Deutsche zugleich, in schweren Konflikten immer die Sache der Menschheit treffen ließ. Die Britin, mit ihrem Volke gewohnt, den Krieg als ein Geschäft mit andern Mitteln anzusehen, das sich bei sonst

gleich bleibenden Zuständen irgendwo an der Peripherie des Weltreichs vollzieht, erlebt den Aufbruch eines Volkes und grade Derer, die sterben sollen, in einer Art religiöser Begeisterung wie einen Kreuzzug, in einer lauten Fröhlichkeit mit Blumen und Liedern wie ein Volksfest. Die Millionen wissen genau oder vielmehr: sie wissen gar nichts, sondern sie fühlen, warum sie marschieren, für ihr Heim, für ihre Scholle, für das Vaterland, das die „Andern" nicht gedeihen lassen wollen, das sie jahrhundertelang bedrängt und verwüstet haben. Diejenigen, die die Millionen marschieren lassen, die die Begeisterung dann mit Surrogaten bis zur Verwesung auffüttern, wissen ebenso wenig, und da sie kein Kriegsziel haben, sich auch keins in Anpassung an die Ereignisse erfinden können, so wird ihnen der Krieg selbst zum Ziel, sogar zu einer Art Asyl. Es ist nicht die Engländerin, sondern eine deutsche Frau englischer Abstammung, die ihr Protokoll vom Kriege nach dem Zusammenbruch im Oktober 1918 mit folgendem Satze siegelt: „Für die wohlhabenden Klassen und die Militaristen haben die Kriege ein andres Aussehen. Man hätte materiell ungefähr noch ein Kriegsjahr sehr gut aushalten können, man war noch nicht halb verhungert und überarbeitet wie der überwiegende Teil des Volkes. Für diese Leute ist die Umwandlung, die Aufgabe rosiger Träume von Weltmacht, Ausbreitung und vermehrtem Reichtum und das rauhe Erwachen zur düstern Wirklichkeit eines verarmten, gedemütigten Deutschland mehr als überwältigend. Ludendorff, der unbeugsame Diktator, soll vor einigen Tagen eine Unterredung mit dem Kaiser gehabt und offen eingestanden haben, daß seine Armee machtlos sei. Er bat den Kaiser, Hertling zu entlassen und eine demokratische Regierung unter sozialistischer Führung zu berufen." Die Fürstin erzählt den Engländern Vieles, was wir am eigensten Leibe erfahren haben, vom allmählichen Verhungern, von Rationierungen, Butterpolonaisen, Bezugsscheinen, von der Organisation, die uns desorganisierte, sie erzählt uns auch Vieles, was sie früher als Andre erfahren hat, da sie, wenn auch nur auf ein einziges Zimmer beschränkt und allen Einschränkungen willig unterworfen, im Hotel Esplanade und inmitten einer sehr feudalen Gesellschaft residierte, deren Damen meistens aus England, Amerika, Rußland, Polen, Portugal und Frankreich mit ihren Mitgiften und Verbindungen erheiratet waren. Von da aus wurden, auch durch sie selbst und ihren Mann, manche Friedensfäden gewoben, die die Militaristen immer wieder durchschnitten. Ich will mich nicht dafür verbürgen, daß die diskreten englischen Winke jedesmal ernst gemeint waren; es bleibt die hier aus intimer Kenntnis veranschaulichte Tatsache, wie unsre Staatsmänner als die bekannten Greise jedesmal von ihrem Dach herunterfielen, wenn sie etwa das erste notwendige Wort von der Verpflichtung zur Räumung Belgiens aussprechen wollten. Wie sie mit Ja und Nein, mit Nein und Ja in ein ängstliches Stammeln kamen und von den Militaristen, die den Dolch in ihrem Rücken hatten, doch heruntergeworfen wurden. Die katholische Fürstin ist mit dem Herzog von Norfolk, dem Führer der englischen Katholiken, nahe verwandt. Die Anstrengungen der Kurie, die ganz gewiß redlich waren, stießen auf den besondern Widerstand der protestantischen Geistlichkeit, die sich in Deutschland zum Staatsdienertum im be-

schränktesten Sinn heruntergesetzt hat. „Wir erhoffen einen guten deutschen Frieden von Gottes Gnaden und wünschen keinen schlechten internationalen durch den Papst": das war der biblische Zorn, mit dem sie, als nichts mehr zu retten war, ihre Herden immer wieder an den Altar des Vaterlandes trieben. Daß der Papst aber mit den Juden und vielleicht gar mit seinen alten Freunden, den Freimaurern, gemeinsame Sache machte, davon ist selbst in diesen weitherzigen und weitsichtigen Memoiren noch nichts zu lesen.

Die Schreiberin hatte drei Beobachtungspunkte: erst das Hotel Esplanade mit den Beziehungen zum diplomatischen Corps und zur internationalen Welt; dann die schlesische Herrschaft Krieblowitz, die ihrem Manne während des Krieges zufiel; dann das bekannte Palais Blücher, von dem aus sie die Hauptakte der Revolution zwischen den Linden und dem Reichstag in ganz außerordentlichen Bildern aufgenommen hat. Als Gutsbesitzerin erzählt sie, wie mehrere Damen der Gesellschaft im Herbst 1916 Diners zu geben anfingen, um von ihren Hamstervorräten nicht an die misera moriens plebs abgeben zu müssen. Eine Dame desselben Kreises ließ einen Urlauber aus dem Zuge heraus verhaften, weil er auf die Frage nach dem Ende des Krieges geantwortet hatte: Dann, wenn der Kaiser von Brot und Marmelade leben muß wie wir. Die sympathische Frau gehört trotz allem zu den Kreisen, in die ihre Geburt wie ihre Ehe sie hinein gestellt haben; es gewährt ihr große Befriedigung, wenn sie als deutsche Standesherrin etwa der vertriebenen sächsischen Königsfamilie mit einem Braten, mit Butter und Eiern aushelfen kann. Für die Abdankung des Königs hat sie eine bisher unbekannte Darstellung, die die Geschichte noch prüfen muß. Wenn sie stimmt, würden wir um sein schönes sächsisches Abschiedswort beraubt sein. Nach ihrem Bericht wurde dem König und seiner Familie mit Erschießen gedroht, wenn er nicht einwilligte, sich sofort durch ein vor der Residenz wartendes Auto mit roter Flagge aus Dresden und in Sicherheit schaffen zu lassen. „Der König wollte das Schloß sogleich verlassen, weigerte sich jedoch, dies unter dem Schutz der roten Fahne zu tun, da kein Präzedenzfall vorlag, daß jemals ein König von Sachsen etwas Aehnliches getan hätte. Er sprach und handelte mit großer Würde, und innerhalb einer Viertelstunde hatten sie das Schloß zu Fuß verlassen." Es ist klar, daß ein Fürst, der mit so großer Würde vom Thron stieg, sich die leichtfertigen Verunglimpfungen des fahrenden und zuweilen sitzenden Cabaretiers Hans Reimann nicht gefallen zu lassen braucht.

Nachdem ich mich, zuerst etwas widerwillig, auf das Kriegstagebuch der Fürstin Blücher eingelassen habe, kann ich nur im Ernst von dieser Frau Abschied nehmen, die sich in das Gute und das Böse des deutschen Volkes mit dem Verstand ihres Herzens eingelebt hat. Die Frau, die uns nicht fremd bleibt, hat das Recht, uns einige Wahrheiten zu sagen, mit welcher bittern Speise sie auch ihre Landsleute, besonders als Kriegsgewinnler, nicht verschont hat. Sie macht überdies für uns geltend, daß wir mehr gelitten haben. Wogegen es wohl auf uns allein ankommt, daß wir, wie Goethe sagt, auch um unsre Leiden größer werden. Zu diesem Wachstum haben wir uns noch reichliche Zeit gelassen.

Franz Kafkas Nachlaß von Max Brod

Daß im Juni 1924 mit Franz Kafka einer der größten Dichter und reinsten Menschen aller Zeiten dahingegangen ist — dies ist eine Erkenntnis, an der, wie ich glaube, nicht die geringste freundschaftliche Uebertreibung von meiner Seite Anteil hat; eine Erkenntnis, die heute schon in dem kleinen Kreis, dem Kafka viel oder Alles war, als selbstverständlich gilt, und die dies in nicht allzu ferner Zeit im Kreise aller Kunstfreunde, ja aller menschlichen Menschen sein wird.

Auch mein Abschiedsschmerz ist am Klarwerden dieser meiner Erkenntnis nicht beteiligt. Denn mit derselben Klarheit habe ich noch zu Kafkas Lebzeiten gesprochen und — in meinem Essai: ‚Der Dichter Franz Kafka' (Neue Rundschau 1921) — geschrieben.

Franz Kafka allerdings war andrer Meinung. Wir stritten grade um diesen Punkt nicht selten, weil Franz meiner Ansicht nach seine Dichtungen tief unterschätzte. Alles, was er veröffentlicht hat, ist ihm von mir mit List, Ueberredungskunst, Gewalt abgenommen worden. Damit steht nicht im Widerspruch, daß er oftmals, in langen Lebensperioden, seines Schreibens wegen (er sprach freilich stets nur von einem „Kritzeln") viel Glück empfunden hat. Wer ihn nur je in kleinem Kreise seine eigne Prosa mit hinreißendem Feuer, mit einem Rhythmus, dessen Lebendigkeit kein Schauspieler je erreichen wird, vorlesen hören durfte, der fühlte auch unmittelbar die echte unbändige Schaffenslust und Leidenschaft, die hinter diesem Werke stand. Daß er es trotzdem verwarf, hat seinen Grund zunächst in gewissen traurigen Erlebnissen, die ihn zur Selbstsabotage, daher auch zum Nihilismus dem eignen Werk gegenüber führten; unabhängig davon aber auch in der Tatsache, daß er an dieses Werk (freilich ohne dies je auszusprechen) den höchsten religiösen Maßstab anlegte, dem es allerdings, aus Qualen und Wirrnissen entrungen, nicht entsprechen konnte. Daß sein Werk trotzdem Vielen, die zum Glauben, zur Natur, zur vollkommenen Seelengesundheit hinstreben, ein starker Helfer hätte werden können, durfte ihm nichts bedeuten, der mit dem unerbittlichsten Ernst für sich selbst auf der Suche nach dem rechten Wege war und zunächst sich selbst, nicht Andern Rat zu geben hatte.

So deute ich für meine Person die negative Stellungnahme Kafkas zu seinem eignen Werk. Er sprach oft von den „falschen Händen, die sich einem während des Schreibens entgegenstrecken" — auch davon, daß ihn das Geschriebene und gar das Veröffentlichte in der weitern Arbeit beirre. Es gab viele Widerstände zu überwinden, ehe ein Band von ihm erschien. Nichtsdestoweniger hat er an den fertigen schönen Büchern und gelegentlich auch an ihren Wirkungen eine rechte Freude gehabt, und es gab Zeiten, wo er wie sich selbst so auch sein Werk mit gleichsam wohlwollendern Blicken, nie ganz ohne Ironie, jedoch mit freundlicher Ironie musterte; mit einer Ironie, hinter der sich das ungeheure Pathos des kompromißlos nach dem Höchsten Strebenden verbarg.

In Franz Kafkas Nachlaß hat sich kein Testament vorgefunden. In seinem Schreibtisch lag unter vielem andern Papier ein

zusammengefalteter, mit Tinte geschriebener Zettel mit meiner Adresse. Der Zettel hat folgenden Wortlaut:

Liebster Max, meine letzte Bitte: Alles, was sich in meinem Nachlaß (also im Buchkasten, Wäscheschrank, Schreibtisch, zuhause und im Bureau, oder wohin sonst irgendetwas vertragen worden sein sollte und Dir auffällt) an Tagebüchern, Manuscripten, Briefen, fremden und eignen, Gezeichnetem und so weiter findet, restlos und ungelesen zu verbrennen, ebenso alles Geschriebene oder Gezeichnete, das Du oder Andre, die Du in meinem Namen darum bitten sollst, haben. Briefe, die man Dir nicht übergeben will, soll man wenigstens selbst zu verbrennen sich verpflichten.

Dein Franz Kafka.

Bei genauerm Suchen fand sich auch noch ein mit Bleistift geschriebenes, vergilbtes, offenbar älteres Blatt. Es besagt:

Lieber Max, vielleicht stehe ich diesmal doch nicht mehr auf, das Kommen der Lungenentzündung ist nach dem Monat Lungenfieber genug wahrscheinlich, und nicht einmal daß ich es niederschreibe, wird sie abwehren, trotzdem es eine gewisse Macht hat.

Für diesen Fall also mein letzter Wille hinsichtlich alles von mir Geschriebenen:

Von Allem, was ich geschrieben habe, gelten nur die Bücher: Urteil, Heizer, Verwandlung, Strafkolonie, Landarzt und die Erzählung: Hungerkünstler. (Die paar Exemplare der ‚Betrachtung' mögen bleiben, ich will niemandem die Mühe des Einstampfens machen, aber neu gedruckt darf nichts daraus werden.) Wenn ich sage, daß jene fünf Bücher und die Erzählung gelten, so meine ich damit nicht, daß ich den Wunsch habe, sie mögen neu gedruckt und künftigen Zeiten überliefert werden, im Gegenteil, sollten sie ganz verloren gehn, entspricht dieses meinem eigentlichen Wunsch. Nur hindere ich, da sie schon einmal da sind, niemanden daran, sie zu erhalten, wenn er dazu Lust hat.

Dagegen ist Alles, was sonst an Geschriebenem von mir vorliegt (in Zeitschriften Gedrucktes, im Manuscript oder in Briefen) ausnahmslos, soweit es erreichbar oder durch Bitten von den Adressaten zu erhalten ist (die meisten Adressaten kennst Du ja, in der Hauptsache handelt es sich um . . . ., vergiß besonders nicht paar Hefte, die . . . . . hat) — alles Dieses ist ausnahmslos, am liebsten ungelesen (doch wehre ich Dir nicht hineinzuschauen, am liebsten wäre es mir allerdings, wenn Du es nicht tust, jedenfalls aber darf niemand andrer hineinschauen) — alles Dieses ist ausnahmslos zu verbrennen, und dies möglichst bald zu tun bitte ich Dich

Franz

* * *

Wenn ich diesen so kategorisch ausgesprochenen Verfügungen gegenüber dennoch ablehne, die herostratische Tat auszuführen, die mein Freund von mir verlangt, so habe ich hierzu die allertriftigsten Gründe.

…nige davon entziehen sich öffentlicher Diskussion. Doch auch die, welche ich mitteilen kann, sind meiner Ansicht nach durchaus hinreichend zum Verständnis meines Entschlusses.

Der Hauptgrund: Als ich 1921 meinen Beruf wechselte, sagte ich meinem Freunde, daß ich mein Testament gemacht hätte, in dem ich ihn bäte, dieses und jenes zu vernichten, andres durchzusehn und so fort. Darauf sagte Kafka und zeigte mir den mit Tinte geschriebenen Zettel, den man dann in seinem Schreibtisch vorgefunden hat, von außen: „Mein Testament wird ganz einfach sein — die Bitte an Dich, Alles zu verbrennen." Ich entsinne mich auch noch ganz genau der Antwort, die ich damals gab: „Falls Du mir im Ernste so etwas zumuten solltest, so sage ich Dir schon jetzt, daß ich Deine Bitte nicht erfüllen werde." Das ganze Gespräch wurde in jenem scherzhaften Ton geführt, der unter uns üblich war, jedoch mit dem heimlichen Ernst, den wir dabei stets Einer bei dem Andern voraussetzten. Von dem Ernst meiner Ablehnung überzeugt, hätte Franz einen andern Testamentsexekutor bestimmen müssen, wenn ihm seine eigne Verfügung unbedingter und letzter Ernst gewesen wäre.

Ich bin ihm nicht dankbar, mich in diesen schweren Gewissenskonflikt gestürzt zu haben, den er voraussehen mußte, denn er kannte die fanatische Verehrung, die ich jedem seiner Worte entgegenbrachte, und die mich in den 22 Jahren unsrer niemals getrübten Freundschaft (unter anderm) veranlaßte, auch nicht das kleinste Zettelchen, keine Ansichtskarte, die von ihm kam, wegzuwerfen. Das „ich bin nicht dankbar" möge übrigens nicht mißverstanden werden! Was wiegt ein noch so schwerer Gewissenskonflikt gegenüber dem unendlichen Segen, den ich dem Freunde verdanke, der das eigentliche Rückgrat meiner ganzen geistigen Existenz war!

Weitere Gründe: die Ordre des Bleistiftblatts ist von Franz selbst nicht befolgt worden, denn er hat später ausdrücklich die Erlaubnis gegeben, daß Teile der ‚Betrachtung' in einer Zeitung nachgedruckt, und daß drei weitere Novellen veröffentlicht würden, die er selbst mit dem ‚Hungerkünstler' vereinigt und dem Verlag Die Schmiede übergeben hat. (Dieser Novellenband erscheint demnächst.) Beide Verfügungen stammen aus einer Zeit, wo die selbstkritischen Tendenzen meines Freundes den Höhepunkt erreicht hatten. In seinem letzten Lebensjahre aber hat sein ganzes Dasein eine unvorhergesehene, neue, glückliche, positive Wendung genommen, die diesen Selbsthaß und Nihilismus derogiert. Mein Entschluß, den Nachlaß zu veröffentlichen, wird übrigens durch die Erinnerung an all die erbitterten Kämpfe erleichtert, mit dem ich jede einzelne Veröffentlichung von Kafka erzwungen und oft genug erbettelt habe. Und dennoch war er nachträglich mit diesen Veröffentlichungen ausgesöhnt und relativ zufrieden. Schließlich entfällt bei einer posthumen Veröffentlichung eine Reihe von Motiven, zum Beispiel, daß Veröffentlichung weitere Arbeit beirren konnte, daß sie die Schatten persönlich peinlicher Lebensperioden aufrief.

Ich fühle sehr wohl, daß ein Rest bleibt, der besonders zartsinnigen Menschen die Publikation verbieten würde. Ich halte es aber für meine Pflicht, dieser sehr einschmeichelnden Verlockung

des Zartsinns zu widerstehn. Entscheidend ist dabei natürlich nichts von dem bisher Vorgebrachten, sondern einzig und allein die Tatsache, daß der Nachlaß Kafkas die wundervollsten Schätze, auch an seinem eignen Werk gemessen das Beste, was er geschrieben hat, enthält. Ehrlicherweise muß ich eingestehen, daß diese eine Tatsache des literarischen und ethischen Werts genügt hätte (selbst wenn ich gegen die Kraft der letztwilligen Verfügungen Kafkas gar keinen Einwand hätte) — genügt hätte, meine Entscheidung mit einer Präzision, der ich nichts entgegenzusetzen hätte, eindeutig zu bestimmen.

Leider ist Franz Kafka an einem Teil seines Vermächtnisses sein eigner Exekutor geworden. Ich fand in seiner Wohnung zehn große Quarthefte — nur ihre Deckel, den Inhalt vollständig vernichtet. Ferner hat er (zuverlässigem Bericht zufolge) mehrere Schreibblocks verbrannt. In der Wohnung fand sich nur ein Konvolut (etwa hundert Aphorismen über religiöse Fragen), ein autobiographischer Versuch, der vorläufig unveröffentlicht bleibt, und ein Haufen ungeordneter Papiere, die ich jetzt sichte. Ich hoffe, daß sich in diesen Papieren manche vollendete oder nahezu vollendete Erzählung finden wird. Ferner wurde mir eine (unvollendete) Tier-Novelle und ein Skizzenbuch übergeben.

Der kostbarste Teil des Vermächtnisses besteht mithin in den Werken, die dem Grimm des Autors rechtzeitig entzogen und in Sicherheit gebracht worden sind. Es sind dies drei Romane. ‚Der Heizer', die schon veröffentlichte Erzählung, bildet das erste Kapitel des einen Romans, der in Amerika spielt, und von dem auch das Schlußkapitel existiert, sodaß er keine wesentliche Lücke aufweisen dürfte. Dieser Roman befindet sich bei einer Freundin des Toten; die beiden andern — ‚Das Schloß' und den überaus farbigen, spannenden ‚Prozeß' (der Kafkas Kunst auf der Höhe zeigt) — habe ich vor vier Jahren (und vor einem Jahr) gerettet, was mir heute ein wahrer Trost ist. Erst diese Werke werden zeigen, daß die eigentliche Bedeutung Franz Kafkas, den man bisher mit einigem Recht für einen Spezialisten, einen Meister der Kleinkunst halten konnte, in der großen epischen Form, im Aufbau und in der Geschlossenheit seines Prosa-Kunstwerks liegt, dem unsre Zeit nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat.

Mit diesen Werken, die fünf oder sechs Bände einer Nachlaßausgabe füllen dürften, sind aber die Ausstrahlungen von Kafkas zauberhafter Persönlichkeit bei weitem nicht erschöpft. Kann auch vorläufig an eine Herausgabe der Briefe nicht gedacht werden, von denen jeder einzelne dieselbe Natürlichkeit und Intensität besitzt wie Kafkas literarisches Werk, so wird man doch in einem kleinen Kreise rechtzeitig daran gehen, Alles zu sammeln, was als Aeußerung dieses einzigartigen Menschen in Erinnerung geblieben ist. Um nur ein Beispiel anzuführen: wie viele der Werke, die jetzt zu meiner bittern Enttäuschung in Kafkas Wohnung nicht mehr vorgefunden wurden, hat mir mein Freund vorgelesen oder wenigstens teilweise vorgelesen, teilweise ihren Plan erzählt! Wie unvergeßliche, ganz originelle, ganz tiefe Gedanken hat er mir mitgeteilt! Soweit mein Gedächtnis, soweit meine Kräfte reichen, soll nichts verloren gehen.

Das Abenteuer in China von Alfred Polgar

Die Juni-Neuheit des Burgtheaters — besser noch hätte sie für den August getaugt — ist eine rechte Chinoiserie. In sechs Bildern. In diesem Schauspiel scheinen uralte Bräuche des fernen Ostens mit den dramatischen Bräuchen, wie sie jüngere Klassiker des nahen Ostens üben, innig vermischt. Spiritueller Ort der Handlung, sozusagen: Buddhapest. Die Ereignisse des Stückes haben ihr Aufregendes. Englische Männer erleben mit einer Dame, die mütterlicherseits Chinesin, schwere erotische Abenteuer; für einen der Herren endet die Sache sogar letal. Das Liebesleben der Asiaten ist nämlich sehr heftig. Geht es im Reich der Mitte schon in Europa (mit Ausnahme der Schweiz) wild und kompliziert genug zu, wie erst in China! Die Lehre, die jeder Gentleman aus W. S. Maughams Stück ziehen kann, lautet: Heirate keine Halbchinesin. Gut, daß das einmal Jemand klipp und klar sagt. Mancher von uns wäre vielleicht gedankenlos in eine Halbchinesin hineingestolpert, hätte nicht der Dichter gewarnt und das Burgtheater die Warnung, herrlich ausgestattet, weitergegeben. Ich fürchte nur, daß sie nicht viel nützen wird, denn jede Frau, auch die ganz Weiße, ist mindestens zu fünfzig Prozent chinesisch, das heißt: in ein unerforschliches, mysterienvolles Reich seelisch zuständig und immer geneigt, aus ihren Leidenschaften ihr Sittengesetz zu bauen, geräumig genug, daß darin von der zartesten kindlichen Regung bis zum Mord jeder Affekt und jede Tat untergebracht werden kann.

Vermutlich Frau Ida Roland zuliebe hat sich das Burgtheater in das chinesische Abenteuer eingelassen. Sie sagt auch einmal, auf ihr Kleid bezüglich, pars pro toto: „Ich fühle mich in diesen Sachen, als wären sie für mich gemacht." Frau Roland ist eine große Könnerin. Mit den Farben ihres Temperaments schminkt sie die Blässe solcher Figur weg. Das Dramatische sitzt ihr ganz lose. Ihre Affekte stehen immer unter Dampf, können jeden Augenblick mit voller Geschwindigkeit ausfahren. Ihr Spiel — dessen Wirkung größer wäre, wenn sie die Entschlossenheit, zu wirken, besser zu kaschieren wüßte — nimmt seinen Weg von außen nach innen, von der Expression zum Gefühl, dessen Kind zu sein jene vorgibt. Gewissermaßen: Frau Roland lügt sich, mit imponierender Willenskraft, in die Wahrheit hinein. Die breiten Fronten hysterischer Leidenschaft, die sie abbrennt, machen Effekt, ohne den Zuschauer zu gefährden oder zu erschüttern. Herr Marr bewahrt auch in Peking seine Spezialität: männliche Haltung. Die innere Teilnahmslosigkeit, mit der er an den läppischen Vorgängen vorbeilebt, ist erfrischend. Er sagt: „Ich gehe einen Whisky trinken", geht, und gleich darauf fällt draußen der Schuß, mit dem er sich nach Dichters Vorschrift zu erschießen hat. Mögen dieser und sein Stück den Selbstmord glauben, ich glaube den Whisky. Herr Philipp Zeska stellt in einer Wurzenrolle seinen Jüngling, Fräulein Wagener im Reitkostüm weckt Neid auf das Pferdchen, der Mandarin Danegger sagt der westlichen Zivilisation seine platte Meinung ins ebensolche Gesicht, der arme Kuli Straßni befindet sich, stimmlich, in einer traurigen Fistellage. Clou der Unternehmung aber ist Frau Witt als der Halbchinesin ganzchinesische Mama, schlitzäugig in Antlitz und Gesinnung. Sie lacht wie eine verkühlte Schlange und spricht ein sonderbares Kauderdeutsch, in dem die

Zeitwörter nicht konjugieren, sondern immer nur in der Infinitivform erscheinen, also etwa: ich kommen, du kommen, er kommen. Eine höchst oekonomische Sprache, à la Georg Kaiser von China. Das schlechte Weib bedient sich ihrer meistens, um Unflätiges über die weißen Männer von sich zu geben. Der Irrigator, den sie (angeblich ists eine Wasserpfeife) während des ganzen Abends im Mund trägt, nützt da gar nichts. Kostüme und Dekorationen sind sehr schön. Weißer Mann nicht verstehen, warum Burgtheater hinaustun so viele Geld für gelbes Schwachsinn.

Unter falscher Flagge?

vom Gustav Kiepenheuer Verlag

I. Herr Johann Jeremias Kruse hat in Nummer 24 der ‚Weltbühne' mehrere deutsche Verlage bezichtigt, Neuausgaben durch eine falsche Flagge interessanter zu machen. Gewiß, wir wollen den Namen des Verfassers eines Werkes ehren; aber es ist immer eine Pietätlosigkeit einem wertvollen Autor gegenüber, ihm nicht die Freude zu gönnen, daß er anonym schreiben kann, daß er Pseudonyme wählt oder eventuell wichtige apokryphe Werke verfaßt. Viele wertvolle Dokumente wären uns ohne diese Tätigkeit versagt geblieben.

II. Es geht uns wirklich nichts an, unter welcher Flagge verschiedene Verleger ihre Werke herausbringen, aber es berührt uns trotzdem komisch, daß Herr Johann Jeremias Kruse mit Von-da-und-dort-Wissen verschiedene Verleger bekämpft. Er tritt gegen einen Verleger auf, weil er ein mutmaßliches Werk Friedrichs des Großen herausgegeben hat, das, wie Kruse selbst einräumt, nur wahrscheinlich von Voltaire ist, muß aber auch klein zugestehen, daß der Herausgeber zur Echtheitsfrage gar keine Stellung genommen hat. (Weshalb regt sich dann Herr Kruse auf?) Was will es sagen, daß die Pompadour-Mystifikationen Friedrich dem Großen zugeschrieben werden, aber die Behauptung oder vielleicht die Tatsache niemals bewiesen worden ist (Darf Herr Kruse dazu ablehnend Stellung nehmen, wenn er die Frage nicht klären kann?) Es wirkt wirklich komisch, wenn Herr Kruse selbst zugibt, daß den Memoiren Fouchés die Aufzeichnungen des Polizeimeisters zugrundeliegen — sagt es da etwas gegen die Memoiren, daß Fouchés Familie gegen die ihr unangenehmen Aufzeichnungen protestierte? Es gibt hundert derartige Fälle. So edierte, zum Beispiel, der Hauptspion Napoleons, Karl Ludwig Schulmeister, selbst seine Aufzeichnungen, leugnete aber einige Jahre ab, daß die Memoiren von ihm seien. Wäre es nicht kurios, wenn jetzt ein philologisch so gut orientierter Herr wie Herr Kruse auf Schulmeisters Behauptung hereinfiele?

III. Wir staunen über die Moralbegriffe des Herrn Kruse. Sind die Memoiren von Sanson wirklich so gemeingefährlich? Ein Henker wird in diesem Buch geschildert, der die Grausamkeiten seines Berufes verabscheut, der den Fluch der Hingemordeten von Jahrhunderten mit einem Kalvarienschrei abschütteln will. Ist das so unmoralisch und gegemeingefährlich?

IV. So leid es uns auch tut: wir müssen Herrn Kruse hier eine Moralpredigt halten. Warum teilt er uns in seinem langen Artikel nicht mit, wer eigentlich der Verfasser der Memoiren Sansons ist? Man darf einfach nicht über Dinge schreiben, über die man sich nicht vorher genau mit etwas Bescheidenheit informiert hat. Unser Verlag wäre gerne bereit gewesen, Herrn Kruse zu seinem Aufsatz Material über die Memoiren zur Verfügung zu stellen. Um zu verhindern, daß er unter einer falschen Flagge, wie er es tat, segelt. Bevor wir die Sanson-Memoiren herausgaben, wandten wir uns an Herrn Emil Szittya (der schon vor 1911, also vor der bei Michel erschienenen, von Paul André

mit Vorwort versehenen Ausgabe darüber berichtet und vor zwei Jahren längere Essays darüber geschrieben hat). Auf unser Verlangen hat uns Herr Szittya vor Erscheinen der Memoiren seine Arbeiten darüber zur Verfügung gestellt, und mit seiner Erlaubnis teilen wir daraus mit:

Es gibt sehr viele Ausgaben der Sanson-Memoiren, viel mehr, als Herr Kruse weiß. Es gibt u. a. eine 2 bändige Ausgabe (die aber nur über die französische Revolution berichtet); 1840 erschien eine 15bändige Ausgabe; 1863 in Paris und Naumburg eine 8 bändige; eine 3 bändige kleine Ausgabe erschien in Berlin und Lyon; eine Ausgabe erschien in London; die letzte erschien 1 bändig in Paris 1911. Merkwürdig, daß keine der Ausgaben, wie Herr Kruse behauptet, bei einem Verleger Mamme erschienen ist. Alle diese Ausgaben gleichen einander, und es wird behauptet, daß sie von verschiedenen Autoren sind. Aber wer sind diese Autoren? Herr Kruse zitiert — ohne es zu erwähnen — Paul André; aber glaubt wirklich Jemand, daß der starke Balzac, der gerne durch die Grausamkeiten spazieren ging, von den Ammenmärchen des Henkers so erschüttert war, daß er seine Mitarbeiterschaft an den Memoiren ablehnte? Ist Herr Kruse naiv genug, dem Bibliophilen Jacob sein Märchen zu glauben, daß ein so gerissener Publizist wie L'Héritier von der Erzählung eines Henkers fast ohnmächtig geworden ist? Die Ausgaben von 1830 werden fast alle als ein Werk von Lombard de Langres bezeichnet. Aber es berührt seltsam, daß in dessen Gesammelten Werken alle seine pseudonym erschienenen Bücher aufgenommen sind, nur die Memoiren nicht. Es gibt spitzfindige Philologen, die die Memoiren sogar Paul Lacroix zuschreiben und sogar Balzac. Gewiß, allen diesen Autoren könnte man zutrauen, daß sie diese Memoiren geschrieben haben. L'Héritier, dit l'Ain, war Soldat, Kaufmann, Journalist, schrieb selbst und auch mit Andern zusammen Dutzende von Büchern, alle die Werke unter verschiedenen Pseudonymen und nur eins unter seinem Namen. Lombard de Langres war auch ein Vielschreiber, seine Vaudevillestücke, wie ‚Der Müller von Sanssouci', hatten großen Erfolg. Er schrieb ein Buch über Jérôme Bonaparte, über den 18. Brumaire. Sein amüsantestes Werk ist: ‚Barthe ou le pet memorable.' Der Bibliophile Jacob (Paul Lacroix), den Herr Kruse als eine wichtige Autorität zitiert, hat unlesbar viele Bücher geschrieben, die immer amüsant sind, aber irgendwo einen Charlatangeruch haben.

Die Memoiren von L'Héritier und Langres sollen in der gleichen Zeit, 1830, erschienen sein. Hätte nicht in diesem Fall der Henker vermutlich dagegen protestiert, daß zwei Verleger mit seinem Namen Geschäfte machten? Wie kommt es, daß der Bibliophile Jacob, der scheinbar so viele intime Dinge über diese Memoiren weiß, über einen solchen Protest nichts berichtet? Ist nicht merkwürdig, daß zwei Autoren, die sich in der Tendenz so ähneln wie L'Héritier und Langres, sich wegen der in demselben Jahr erschienenen Memoiren schon aus Konkurrenzwut nicht bekämpften? (Alle beiden Memoiren behaupten ja, von Sanson zu sein.) Ist nicht drollig, daß der Bibliophil, den man selbst als Autor bezeichnet, hier Andre als Autoren enthüllt? Aber das Lustigste, woran seltsamerweise Herr Kruse nicht dachte: daß die von unserm Verlag herausgegebenen Memoiren nach einer Ausgabe aus dem Jahre 1862 gemacht sind. Es ist die vollständigste Ausgabe der Memoiren und berichtet noch über das Jahr 1847. Wer hat diese Ausgabe geschrieben? In dieser Ausgabe behauptet der pseudonyme Autor Henri Sanson, daß alle vorherigen Ausgaben apokryph seien. Hat diese Ausgabe Lacroix geschrieben? Wenn ja, kann man dann seinen vorher genannten philologischen Forschungen glauben?

V. Und noch etwas zur Orientierung. Es ist bei einem Werk wirklich gleichgültig, wer der Verfasser ist. Das Wichtigste scheint uns zu sein, ob die benutzten Quellen richtig und nachweisbar sind. Und daran kann ja nicht einmal Herr Johann Jeremias Kruse zweifeln.

Reich und arm von Morus

Die Gefährdung des Dawes-Plans

Es geht mit dem Dawes-Plan nicht so glatt, wie man es sich gedacht hat. Die Nationalisten aller Länder hetzen. Herriot und MacDonald können nicht so, wie sie möchten. Man mißtraut Deutschland wieder.

Was ist dagegen zu tun? Mit Beschimpfen der Gegner — das sollte man doch allmählich gemerkt haben, kann man Vertrauen nicht erwerben, sondern nur durch Beweise seines guten Willens. Der nächstliegende und billigste Beweis wäre die Erledigung der Durchführungsgesetze im Parlament gewesen. Die Regierung hat es vorgezogen, „abzuwarten", und der Reichstag, der, bei allem Krakehlen, nie im richtigen Augenblick den Mund aufzumachen versteht, ist seelenruhig in die Ferien gegangen. Zur Begründung dieser Zaudertaktik wird von der Wilhelm-Straße angeführt, die Gesetze wären noch nicht so weit. Tatsächlich liegt der Entwurf zum neuen Notenbankgesetz fertig vor. Hier waren die Vorverhandlungen Schachts in Paris so gründlich gewesen, daß es jetzt nicht mehr viel zu besprechen gab. Auch die Berliner Verhandlungen über das Eisenbahngesetz mit dem alten jovialen Acworth und dem äußerst kenntnisreichen Leverve verliefen besser, als man erwarten konnte, und wären wahrscheinlich noch besser verlaufen, wenn Bayern nicht dem Reich in den Rücken gefallen wäre und sich weitgehende Reservatrechte ausbedungen hätte, die man natürlich dann auch der Regiebahn zugestehen mußte. Bleibt das weit weniger wichtige Gesetz über die Industrieobligationen, mit dem Herr Bücher in Paris noch nicht fertig geworden ist, das man aber im Reichstag auch sehr gut hätte nachservieren können.

Schlimmer aber noch, daß man in Paris und London weiß, daß Stresemann — im offenen Gegensatz zu Marx — aus Angst vor den Deutschnationalen in oder an London „Bedingungen" stellen möchte. Diese Bedingungen können Deutschland das Ruhrgebiet kosten.

Die Ueberschüsse des Reichs

Nächst den Landwirten verstehen die Kommunalbeamten am besten zu stöhnen. Dr. Luther verleugnet darin seine Herkunft nicht. Wie er jetzt durch Miesmachen die „Belange" des Fiskus schützt, das ist höchst bewundernswert.

Dem Reich geht es zur Zeit finanziell gut. Seit Anfang des Jahres gehen monatlich 5—600 Millionen Mark an Steuern ein. Schon nach der amtlichen Darstellung ergibt sich dabei ein Ueberschuß im Januar von 124 Millionen, März 133,8, April 56 und Mai 107,6 Millionen. Nur für Februar wird ein Defizit von 17,8 und für Juni ein Zuschußbedarf von 1,4 Millionen herausgerechnet. Diese Aufstellung ist aber offenkundig gefärbt. Denn sie berücksichtigt nicht, daß das Reich aus den laufenden Einnahmen über eine halbe Milliarde, genau 569,5 Millionen Mark zum Rückkauf von Goldanleihe verwandt hat. Auch im Juni sind wieder für 26,5 Millionen Goldanleihestücke eingezogen worden. Der gesamte Umlauf an Goldanleihe ist damit auf 118,4 Millionen Mark zurückgegangen, und die kleinen Stücke sind nahezu vollständig vom Reich aufgenommen worden. Das ist an sich eine recht vernünftige Verwendung der Ueberschüsse, denn diese Geldersatzstücke bildeten, grade weil sie offiziell als Effekt behandelt wurden, eine gewisse Gefahr für die Wäh-

rung, wenn man sie frei kursieren ließ. Mit den Ueberbleibseln der Inflationszeit muß allmählich aufgeräumt werden.

Die Einnahmenseite des Etats sieht also im Ganzen recht günstig aus, und auch die Drohung Luthers, daß sich bis zum 30. September ein Defizit von 176 Millionen ergeben würde, ändert daran nichts. Weniger erfreulich ist nur die Art, wie die Gelder einkommen. In den letzten Monaten haben sich die Einnahmen aus der Besteurung des Vermögens, des Kapitalverkehrs und der nicht festen Einkommen ständig vermindert, die Einnahmen aus den Lohnabzügen, der Umsatzsteuer und den Zöllen und Verbrauchssteuern ist andauernd geringer geworden. So ergab die Lohn- und Gehaltssteuer im März 71,2 Millionen, die Besteurung der andern Einkommen 88,5 Millionen. Im Mai war es grade umgekehrt. Da ergaben die Lohnabzüge 87,9 und die andre Einkommensteuer nur noch 74,2 Millionen Mark. Die Vermögenssteuer, einschließlich der Besitzsteuer, des Reichsnotopfers und der Vermögenszuwachssteuer, brachte im März 111,6 Millionen, im Mai 38,7 Millionen, die Kapitalverkehrssteuer, einschließlich der Börsensteuer, im März 25, im Mai 14 Millionen und so fort. Dagegen stiegen die Umsatzsteuer von 126 auf 143,7 Millionen, nachdem sie im April ein Maximum von 166 Millionen erreicht hatte und die Einnahmen aus Zöllen und Verbrauchssteuern von 76,2 auf 92,6 Millionen. Mit andern Worten: die Belastung der Arbeit nimmt wieder zu, die Belastung des Kapitals nimmt ab. Treten die neuen Vergünstigungen und Stundungen für die Landwirtschaft erst in Kraft, so wird das noch viel krasser hervortreten. Herr Luther sorgt also schon dafür, daß die bürgerliche Ordnung gestört wird.

Die Reichspost und die Reichsbahn sind, seitdem sie als autonome Gesellschaft aufgezogen sind, der öffentlichen Kontrolle fast vollkommen entzogen. Die Reichsbahn veröffentlicht zwar noch monatlich ihre Einnahmen, die Post hat seit März nichts mehr von sich hören lassen. Doch geht es, mit Hilfe hoher Tarife, auch diesen Instituten recht gut. Die Reichsbahn hat im April dieses Jahres 306 Millionen, im Mai 288 Millionen eingenommen. 1913 betrugen die Einnahmen, ohne die abgetretenen Gebiete, aber mit Oberschlesien, monatlich kaum 250 Millionen Mark, wobei ein Ueberschuß von 70—80 Millionen und unter Berücksichtigung des Zinsendienstes von 40 Millionen erzielt wurde. Heute sind die Einnahmen also um etwa 15 Prozent höher, der Zinsendienst ist zum größten Teil fortgefallen. Unter diesen Umständen ist der monatliche Ueberschuß von 50—60 Millionen, der gegenwärtig erzielt wird, keine besondere Meisterleistung. Doch sind die Reineinnahmen, wie man sieht, nicht mehr allzuweit von den letzten Ziffern entfernt, die Acworth und Leverve, die beiden Eisenbahnspezialisten des Dawes-Komitees, als Reparationsleistung der Eisenbahn projektiert haben. Nach dem Sachverständigenplan soll die Bahn — außer der Beförderungssteuer, die zur Zeit noch nicht so viel bringt, wie sie nach dem Dawes-Projekt bringen soll — im Jahr 1924/25 30 Millionen, 1925/26 465 Millionen, 1926/27 550 Millionen und von 1927/28 ab 660 Millionen abwerfen. Das schien anfangs einigermaßen ungeheuerlich, aber die ausländischen Sachverständigen haben in den Zahlendimensionen doch im Wesentlichen das Richtige gegriffen.

Vorerst verwendet die Eisenbahn ihre Ueberschüsse zu Krediten an die Wirtschaft, besonders an die Industrie. So hat sie dem

rheinisch-westfälischen Bergbau auf 6 Monate die Kohlen vorausbezahlt — eine Maßnahme, die natürlich nicht zur Regelleistung werden darf. Auch die Post, die vor dem Kriege 92 Millionen im Jahre abwarf, arbeitet wieder mit Ueberschuß. Die Ueberschüsse werden jetzt den landwirtschaftlichen Kassen zugeführt, nachdem sie eine Zeitlang zu sehr törichten Kreditgeschäften benutzt wurden.

Der verhältnismäßig günstige Stand der Reichsfinanzen legt die Frage nahe, ob nicht hier und da mit den Einnahmen ein wenig abgebaut werden kann. Die gewohnheitsmäßigen Steuerhinterzieher sind damit selbstverständlich am ersten auf dem Plan, aber auch von sonst vorsichtiger Seite hört man jetzt bereits von übermäßigem „Fiskalismus" reden. Das Wort ist gefährlich. Gewiß ist die Umsatzsteuer zu hoch, und auch diese Einnahmequellen sollte man nur verschließen, wenn man andre dafür eröffnet. Andre Steuern sind auch noch ausbaufähig. Man muß daran erinnern, daß die niedrigen Sätze der Vermögenssteuer sogar von demokratischer Seite damit begründet wurden, man sollte sich erst einmal mit Wenig begnügen, damit halbwegs richtig deklariert wird, später aber müßten dann auf Grund der Deklarationen höhere Steuersätze gefordert werden. Die jetzigen Steuern abzubauen, ohne neue dafür einzusetzen, ist jedenfalls ein riskantes Unternehmen, solange die Währung auf so schwachen Füßen steht. Den „Fiskalismus", den wir uns leisten, nämlich dem Staat gewisse Ueberschüsse zu lassen, leistet sich das eines Staatssozialismus gewiß unverdächtige England der Chamberlain und Baldwin nun schon Jahre lang. Einstweilen schadet es nichts, wenn auch der Staat einmal profitiert.

Aufsichtsratstantiemen

Dem armen Kapital geht es in diesem Jahr so schlecht wie noch nie zuvor. Auf hundert Gesellschaften kommen höchstens eine oder zwei, die in der Lage sind, ihren Aktionären wenigstens ein Prozent Dividende zu zahlen. Selbst die großen Familienunternehmungen werfen nichts ab, und ich frage mich manchmal, wovon die bedauernswerten Leute zur Zeit leben. Denn daß sie für ihre Nordlandreise oder für ihre Sommerfrische in der Schweiz den berühmten „Eingriff in die Substanz" machen, kann ich mir von so sparsamen, nur auf das allgemeine Wohl bedachten Leuten nicht denken.

In diesen Monaten des Jammers und der Not gibt es aber wenigstens einen Lichtblick: die Aufsichtsratstantiemen fangen wieder zu träufeln an. Nichts für ungut: die Männer haben es verdient. In der Inflationszeit sind sie immer mehr geschunden worden, und zum Schluß mußten sie sich sogar damit begnügen, ein paar Zentner wertbeständige Briketts, Ziegelsteine oder Haferflocken als Tantieme anzunehmen. Aber nun geht es wieder bergauf. Die Deutsche Bank hat ihren Aufsichtsräten je 4000 Goldmark Tantieme ausgesetzt. Die Dresdner Bank gibt ihren fast 50 Aufsichtsräten insgesamt 200 000 Mark, also ebensoviel, der Sprengstoffkonzern findet seine 16 Räte mit 60 000 Mark ab. Die Hapag hält ihre Leute kurz und gibt ihnen nur 2000 Mark, wo doch schon die kleinsten Gesellschaften 1000—2000 Mark auswerfen. Es ist nicht üppig, aber es summiert sich. Ein anständiger Industrieller oder ein bessrer Großbankdirektor ist nun einmal in zwanzig bis dreißig Aufsichtsräten, und da kommt man dann halbwegs auf die Kosten. Mit 100 000 Mark Nebeneinnahme muß man sich in dieser schweren Zeit eben bescheiden.

Bemerkungen

Die Wehrpflicht

Die deutsche Entwaffnungs-Note an Frankreich lobt die alte Wehrpflicht und spricht davon, daß die deutsche Jugend ihr die Erziehung zur Ordnung und zur Unterordnung unter die Gesetze verdanke; die Wehrpflicht fehle uns und müsse durch etwas Andres ersetzt werden.

Das ist nicht wahr.

Die alte Wehrpflicht hat diesen infamen Krieg mitverschuldet. Der Kadavergehorsam des deutschen Militarismus ist ein Pestherd gewesen: eine bunte, verlogene Sache nach außen — eine schmutzige, rohe und völlig wertlose nach innen. Die Produkte dieser militärischen Erziehung waren schlechte Karikaturen der Lehrer, und da die schon eine Karikatur waren, kann man sich vorstellen, wie das aussah, was da herauskam: Männer, die allen Ernstes glaubten, eine „Meldung“, eine „Dienstvorschrift“ stehe über dem Leben und könne eine Welt meistern. Die Niederlage, die Unbeteiligte haben mitbüßen müssen, hat ihnen gezeigt, was es damit auf sich hat. Die alte Wehrpflicht hat das gesamte kulturelle Leben in Deutschland verdorben, und wenn heute die republikanischen Parteien den Mut nicht aufbringen, Das zu zu sagen, so liegt das wohl daran, daß sie es in ihrer großen Masse bis heute noch nicht begriffen haben. Die Wehrpflicht ist von außen gestürzt worden. Sie ist mit Recht gefallen.

Ein Ersatz wird mit allen Mitteln angestrebt. Er wird nicht so sehr angestrebt, um Krieg zu führen, sondern um wiederum das Volk, und vor allem die Jugend, zu knebeln. Dieser Staat, diese herrschende Klasse hat in gar keiner Weise das Recht, irgend Jemand erziehen zu wollen. Dieser Staat soll bei sich anfangen. Die verschleierten Versuche, die Wehrpflicht wiedereinzuführen, müssen auch dann abgewiesen werden, wenn sie Gesetz werden. Die Arbeitsdienstpflicht, die viel zu wenig beachteten, sehr übeln Manöver des ‚Reichsausschusses für Leibesübungen‘, der einen Zwang, Sport zu treiben, mit der Ablegung von Examina verknüpft — all das hat zu verschwinden. Es bedroht den Frieden späterhin und vergiftet das Leben des Volkes von der Einführung an.

Wir bestreiten, daß die Wilhelm-Straße das Recht hat, den schweren Riß, der durch das deutsche Volk geht, einfach zu verschweigen. Es gibt heute schon viele Millionen, die die wilhelminische Erziehung zum Klimmzug und zum „Antreten“ absolut verwerfen. Das ist nicht der Weg, das Volk wieder hinaufzuführen. Es ist der Weg zu einem zweiten Versailles.

Von dem „Geist der Militärs“ — eine contradictio in adiecto — ist nichts zu erwarten als neues

Unheil. Dieser Teil der Note klingt wie aus den Gründerjahren. Aber es liegen vierzig Jahre dazwischen, und sie waren reichlich lang. Wir wollen nicht noch einmal von vorn anfangen.

Ignaz Wrobel

Hagen Ramsay

Dieser Tage wurde gemeldet, daß ein Enkel des Reichspräsidenten, ein Söhnlein seiner Tochter, die vor einem Jahr einen Beamten des Auswärtigen Amtes geheiratet hat, auf den Namen Hagen Ramsay getauft, bald nach der Geburt gestorben sei.

Das Kindlein ist an der Symbolik seiner Eltern und Großeltern unschuldig. Hagen Ramsay, diese Ehe zwischen völkischer Eigenart und internationalem Sozialismus, dieses dynastische Symbol einer deutschnationalen Labour-Party-Anhänglichkeit ist mehr als eine Privatangelegenheit der Familiengeschichte der Eberts. Offenbart sich hier nicht mit schreiender Deutlichkeit jenes viel verfluchte Einerseits und Andrerseits, jenes Sowohl-Als-auch, das aus allen Brunnen trinken möchte und auf allen Stühlen sitzen? Jenes verderbliche Kompromisseln, das die Vergangenheit gern ableugnen und sich zur Zukunft doch nicht bekennen möchte? Zwischen den Parteien schwebend, seine Farbe bald verdeckend, bald vielfältig wechselnd — glotzt uns hier nicht das Untier der Gesinnungsakrobatik an, die Alles versöhnen und mit Allem paktieren kann? Hagen Ramsay — nein, in diesem Zeichen wirst du nicht siegen! Der Nibelungenfilm kann nicht marxistisch verwertet werden. Resolutionskunststücke schaffen die Grenzen nicht aus der Welt, die Ja und Nein von einander trennen. Hier heißt es: bekennen, sich eindeutig entscheiden und nicht: das Paradoxon zum Prinzip erheben. Entweder Hagen oder Ramsay. Hagen Ramsay ist nicht lebensfähig.

Bruno Frei

Die einseitigen Patriarchen

Ein in Deutschland weit verbreiteter Arbeitgebertrick ist folgender:

Der Leiter eines Unternehmens schließt mit Ihnen einen Vertrag. Dabei sagt er: „Wissen Sie, das ist ja eigentlich ganz überflüssig, daß wir alle diese Punkte fixieren — so, wie wir mit einander stehen! Es ist nur der Ordnung halber. Sie verstehen: ich kann nur mit Leuten zusammenarbeiten, mit denen ich auch menschlich" — dies Wort darf nicht fehlen! — „übereinstimme. Seien Sie mir nicht ein Angestellter — seien Sie mir ein Freund!" Gut. Und das faßt er so auf:

Sie sind sein Freund. Sie liefern mehr, als Sie zu liefern haben. Sie arbeiten mehr als sein Portier, länger, ausdauernder, intensiver, vertrauensvoller. Sie wahren seine Geheimnisse, Sie geben sich Mühe, Sie fördern das Unternehmen, als ob es ihr eignes oder das ihres

Vaters wäre — kurz: Sie gerieren sich ihm gegenüber, als wären Sie ein Geselle aus einer Zunft des Mittelalters, Ihr seid innig vertraut, eng aneinandergekettet ... Das heißt: Sie sind es.

Er weniger. Er erfüllt genau seine Pflichten, wie jedem seiner Angestellten gegenüber. Sie bekommen nicht einen Pfennig mehr — nicht einen Tag Urlaub länger. Denn der Menschliche hat ganz vergessen, daß der Arbeitsherr im Mittelalter zwar den Lehrling und den Gesellen bis spät in die Nacht hinein ausnutzte, aber dafür auch für sie sorgte, wenn sie krank waren, sie ausstattete, wenn sie sich verheirateten, sie bevaterte, wenn sie keine Eltern hatten. Ah — nichts von alledem!

Der moderne Patriarch nimmt die Rechte eines Zunftherrn in Anspruch, ohne dessen Pflichten zu erfüllen. Sie sind krank? Aber Sie sind in einer Krankenkasse. Sie wollen heiraten? Heiraten Sie kein armes Mädchen. Sie wollen unvermutet, aus drängendem Anlaß, Urlaub? Sie sind leider im Augenblick unentbehrlich. (Ein Zeichen, wie man Sie schätzt.)

*

Thomas Mann hat einmal erzählt, wie er als Kind vor Aerger weinte, wenn er kleine Männerchen auf Papier gekritzelt hatte und die Leute fragten gleich: „Wer soll das sein?“ Es sollte Niemand sein.

Der einseitige Patriarch ist kein Porträt. Das ist ein Typus.

Peter Panter

Das Wunderkind

Die Kaiserin sprach viel von ihren Kindern und sagte, daß sie mir nicht dankbar genug sein könne für die Empfehlung Falkenhayns zum Gouverneur. Vom (achtjährigen) Kronprinzen sagte sie, es sei ganz auffallend und mache ihr etwas Sorge, welche Zuneigung zum weiblichen Geschlecht er zeige; er wisse ganz gut, hübsch von häßlich zu unterscheiden, achte auf Damentoiletten und sei stets höflich und aufmerksam gegenüber Damen, besonders hübschen. Im übrigen sei er aber ein sehr begabtes, vielversprechendes Kind.

Graf Waldersee (1890)
Denkwürdigkeiten

Sprüche

Sogenannte Menschenkenntnis warnt vielleicht einmal bei einer Gefahr, hilft aber nicht gegen die Kontinuität der Gefahren.

*

Eines Reichen Zurede wirkt oft mehr als eines Armen Tat.

*

Immer über der Flamme anzünden, besonders wenn sie schwach ist und weiter brennen soll!

Julius Levin

Antworten

Amnestie-Rufer. Ihr wollt aus den Gefängnissen die armen Kerle heraushaben, die, verhetzt oder bezahlt, für euch vor die französischen Kriegsgerichte gegangen sind? Vielleicht denkt Ihr auch einmal an Fechenbach, für den jetzt sogar ein so nationaler Mann wie der Abgeordnete und Rechtslehrer Wilhelm Kahl eingetreten ist.

Zeitungsleser. Ein Hühneraugenmittel-Fabrikant ist in der Inflationszeit reich geworden und kann sich jetzt leisten, was man eine „großzügige" Reklame nennt. Also macht er im Inseratenteil der verbreitetsten deutschen Blätter eine Serienpropaganda mit dem Obertitel: Frau Schnatterich. Kapitel 10 beginnt: „Die vollständige Beschreibung von Frau Schnatterichs Autoreise mag Maximilian Harden schreiben, ihn, die Zierde der Schriftsteller, wird sie, die Zierde der Frauen, sicher zu Tönen begeistern, die wohllautender sind als die, in denen er jetzt sein Vaterland verleumdet." Die Blätter, in denen ich das bisher gefunden habe, heißen: Die Gartenlaube, Der Tag, Berliner Tageblatt, Hamburger Fremdenblatt. Sie, der Sie darüber empört, aber der Presse grün sind, möchten als Entschuldigung anführen: erstens, daß sie, die Presse, leben muß und deshalb dem Dauerinserenten nicht einen Passus streichen durfte, der ihm offenbar ganz besonders wichtig war; zweitens, daß eine Redaktion mehr zu tun hat, als sich um den Wortlaut aller Inserate zu kümmern. Beides ist falsch. Denn es gibt Blätter, die den Passus gestrichen und sich ohne Zweifel vorher erkundigt haben, ob sie das Inserat trotzdem bezahlt bekommen würden. Soweit ich bisher festgestellt habe, sind das: Vorwärts, Vossische Zeitung, Berliner Illustrierte Zeitung, Hamburger Echo. Man hat diesen nicht zu danken, daß sie die primitivste Anstandspflicht gegen einen wehrlos besudelten Publizisten erfüllt haben. Aber jene haben doch wohl das moralische Recht verwirkt, sich je wieder als Hüter des öffentlichen Anstands zu gebärden.

Weimarer. Immer hübsch ehrlich! Ihr habt erst die Schutzpolizei nach Tiefurt verlegt und jetzt Goethes Gartenhaus durch eine Rindviehausstellung mit dem gesamten Comfort der Neuzeit bis zur Sektdiele hinauf entweihen lassen — und warum eigentlich nicht? Euch und den meisten andern Deutschen sind diese Stätten ja längst keine Heiligtümer mehr, sondern bestenfalls Attraktionen für den Fremdenverkehr. Wozu also heucheln!?

Philosoph. In Frankreich steht bei einer Feier für Anatole France dieser wunderbare achtzigjährige Mann auf und sagt, nach dem Bericht von Zuhörern, mit einer brüchigen Greisenstimme, die kaum noch verständlich ist: „Amnestie! Frieden!" In Deutschland sieht das so aus: „Und noch etwas Andres ereignete sich am Sonnabend. Die Universität beging Kants 200. Geburtstag durch einen feierlichen Festaktus. Diese Kant-Feier erhielt dadurch eine besondere Weihe, daß Ludendorff und der ehemalige Kriegsminister v. Stein sowie der Hallische Befreier, Generalmajor Maerker, an ihr teilnahmen. Die Studentenschaft ließ es sich nicht nehmen . . . ". Wo wird sie denn! „Sie bekannte sich zu den Toten des Weltkriegs", was wohl ein Druckfehler für „Taten" ist. Uns kann sie genommen werden. Schon damit sie nicht anno 1940 das arme Deutschland führe.

Münchner. In Ihrer jetzt glücklicherweise arg von Fremden entblößten Stadt, in die einzureisen man noch immer keinem Nichtbayern raten kann, ist ein „Mahnmal" enthüllt worden. Soweit ich aus diesem Wort klug werde, handelt es sich um irgendein Hetzdenkmal der Nationalisten. Im Einweihungsbericht nimmt die Aufmarschliste der „herbeigeeilten' Verbände und Bünde und Regimenter und Organisationen einen beträchtlichen Raum der Münchner Neuesten

Nachrichten ein. Mit der Arbeit, die hinter solch einer Feier steckt, kann man drei Bergwerke je acht Tage lang in Betrieb halten. Aber freilich: das da ist bequemer, einträglicher und gefahrloser. Und diese Arbeit wird von den Tausenden und Abertausenden, die sich mit ihr abgeben, sogar positiv und produktiv genannt; im Gegensatz zu der Arbeit meines Blattes etwa, die von den Brüdern gern negativ und destruktiv geschimpft wird. Die Wirtschaftsnot, die Deutschland bevorsteht, ist ungeheuer. Aber sie wird zum mindesten den Segen haben, daß diese Drohnen unerbittlich gezwungen werden, von ihrem Unfug abzulassen.

Kino-Besucher. Ob Stinnes auch . . . ? Na, gewiß doch. In Santiago, zum Beispiel, spielen die Kinos ‚Nathan den Weisen', und auf dem Programm steht: „Hugo Stinnes ließ diesen Film herausgehen, nachdem er die Schrecken des Hasses zwischen den Menschen kennen gelernt hatte. Nach der Lektüre des Werkes von Lessing wünschte er, daß dasselbe für das Kino adaptiert werde zugunsten der universalen Brüderlichkeit." Also ganz wie's trefft, je nach dem Geschäft: in Deutschland nationalistische Völkerverhetzung und in Südamerika internationale Humanität. Aber beide Qualitäten halten nicht, was die Reklame verspricht.

Armer Irrer. Aus einem Geburtstagsartikel für Richard Strauß in ihrem Leibblatt, der Deutschen Zeitung: „Ja, es geht eine wunderliche Legende, Strauß verdanke sein Wiederaufkommen (von einem Schwindsuchtsanfall) nur einer Transfusion vom Negerblut in seine schwindsüchtigen Adern." Das Textbuch zum ‚Rosenkavalier' ist bekanntlich eines der besten aller Opernliteratur. Es hat nur das Pech, von dem Halbjuden Hofmannsthal zu stammen. Also liest man hier: „Ein geistreicher Freund, der die Oper zu Pfingsten zum ersten Mal mit mir erlebte, sagte sehr treffend, als ich ihn fragte, wie ihm die Musik gefiele: sie käme ihm vor wie kostbare Seidengobelins, aber — — die Wände eines Abortes zierend . . . Man kann nichts Treffenderes sagen." Das war ein geistreicher Freund. Jetzt stelle man sich die andern vor.

Ratgeber. Ihr freundlicher Vorschlag wäre nicht gut mehr auszuführen, wenn ich hätte warten wollen, bis Sie ihn machten. Die längst vorbereitete Kriegsgedenknummer der ‚Weltbühne' wird Nummer 32 vom 7. August sein und den Gesamttitel tragen: Nach zehn Jahren.

Sammlung für Erich Mühsam

Uebertrag: 530 Mark und 100 Kc. Hinzugekommen sind: Mark 30 Dr. Curt L. Heymann, 5 Dollar Carl Goldenberg; von Lesern, die nicht genannt sein wollen: Mark 5, 6, 2, 1, 10. Insgesamt 584 Mark, 100 Kc., 5 Dollar. Die Sammlung wird hiermit geschlossen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G. m. b. H., Berlin, Blumeshof 1.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Prikopy 6.

Der Völkerbund von Ferdinand Lion

Der Gewaltsame: Der Völkerbund ist als ein Ausdruck der Gewaltpolitik zu betrachten, die Schicht der Scheinideen ist ganz dünn, man grabe nur ein paar Spatenstiche, und man trifft auch bei ihm auf den ewigen Felsblock des Gewaltsamen. Da ist England, welches sein ungeheures Imperium geschaffen hat, das gar nicht mehr vergrößert werden kann; es gilt also, das durch Gewalt erreichte Maximum mit einem Rechtssystem zu überwölben. Da ist Frankreich, welches nur für seine Eroberungen fürchtet. Beide übrigens — England wie Frankreich — benützen das Machtinstitut des Völkerbundes nur neben andern, schon bewährtern Mitteln, neben ihrer Flotte, ihrem Heer und den Bündnissen, die sie parallel zu dem großen Bund weiter ausbauen. Sodaß also ihre Machtposition auf drei oder vier verschiedene Weisen gedeckt ist, worunter der Völkerbund nur die eine ist. Solche hoch in die Luft gebauten Imperien brauchen eben, wie ein gotisches Gebäude, viele Seitenstützen.

Der Gerechte: Es läßt sich nicht erwarten, daß die Siegerstaaten plötzlich ihr ganzes Dasein einer neuen Institution anvertrauen, auch wenn sie sie selbst geschaffen haben; sie sind mißtrauisch ihr gegenüber, genau wie Deutschland es sein kann und darf.

Der Gewaltsame: Nur daß sie wenigstens auch die andern Möglichkeiten für ihre politischen Funktionen haben, während Deutschland nur diese einzige übrig gelassen und angeboten wird.

Der Gerechte: Indem sie sich aber weiter entwickeln wird, werden die sie noch begleitenden Gewaltmaßnahmen bald allgemein überflüssig werden.

Der Gewaltsame: Oder umgekehrt wird vielleicht der Völkerbund fallen gelassen werden, sobald man ihn zur Sicherung der Realitäten nicht mehr gebrauchen wird. Was hat länger bestanden: die Heilige Allianz als Idee oder die Gruppe von Mächten, die sich mit ihr deckt? Der Völkerbund aber ist eine ähnliche Allianz, nur ins Weltlich-Demokratische übertragen.

Der Gerechte: Die Ideen, die hinter der Heiligen Allianz standen, waren an sich schon schwach, vergangen, während diejenigen, auf die sich der Völkerbund gründet, die Zukunft für sich haben. Daher, selbst wenn sie nur heuchlerisch vorgeschoben sind, können sie, wie der Besen des Zauberlehrlings, einmal in Tätigkeit gesetzt, zu einem Geist werden, welchen die Rufenden selbst nicht mehr los werden. Der Völkerbund könnte sich gegen die eignen Urheber wenden.

Der Gewaltsame: Wie er sich auch entwickle: in ihm selbst werden immer die Großmächte herrschen; das Gewaltprinzip wird also intakt bleiben.

Der Gerechte: Jedenfalls wird ihn eine Großmacht allein nicht führen können. Er bedeutet also doch das Ende der Hegemonie des Einen. Dies richtet sich gegen Frankreich, welches die größte Militärmacht des Kontinents ist; England kann, sobald

es will, Frankreich durch den Völkerbund bekämpfen, es ist also ein anti-napoleonisches Mittel. Ebenso kann er sich aber gegen England wenden, und im Plenum eines Völkerbundes könnte vielleicht zum ersten Mal jene Koalition aller Kontinentalstaaten sich bilden, welche der gewöhnlichen Diplomatie niemals gelungen ist.

Der Gewaltsame: Wenn die Großen den Völkerbund führen, so wird Deutschland, selbst wenn es aufgenommen ist, immer nur zu den Geführten gehören, weil es nicht mehr über eine ausreichende Militärmacht verfügt.

Der Gerechte: Muß denn der Gewaltpolitiker über Wesen und Vielheit der Gewalt durch den Gerechten unterrichtet werden? Richtig: Deutschland als Militärstaat ist eine Kleinmacht geworden, vom Gewicht eines Polen oder Jugoslavien. Aber wieviel andre Arten von Macht hat es dagegen: Macht durch die Bevölkerungszahl, selbst wenn sie entwaffnet ist; Macht durch den trotz Allem politisch wunderbar gelegenen Raum in der Mitte Europas; Macht als wirtschaftlicher Produzent und Konsument, sodaß, wenn diese 60 Millionen leiden, England und Amerika trotz aller Flotte und politisch-diplomatischen Kraft mitgezogen werden in das Negative der Ohnmächtigen, welche also doch eine Macht bedeuten — das Weltniveau des Lebens sinkt, wenn dieses in der europäischen Mulde fällt. Alle diese Macht freilich ist gegenüber dem Aktivismus einer Militärpolitik träge, langsam, schwerer sichtbar; aber sie wird vielleicht dauernder in aller ihrer Passivität. Für die Darstellung der Fülle einer solchen unmilitärischen Macht ist der Völkerbund der richtige Ort; selbstverständlich wird auch in ihm die militärische Macht eine Rolle spielen, aber nur als eine Art der Gewalt unter andern. Das wirkliche Totalgewicht wird hier viel eher zur Geltung kommen, in einer Versammlung so vieler Staaten, in der jeder seine Spezialgewalt hat, sodaß schließlich keiner auf die seinige allein sich stützen kann.

Der Gewaltsame: Gesetzt selbst, daß Deutschland unter diesem Aspekt als wirkliche Großmacht auftreten könnte, so wird es sich wohl auf England und Frankreich stützen und mit ihnen arbeiten müssen.

Der Gerechte: Verlangt es eine Hegemonie? Mußte es nicht vor 1914 mit dem Dreibund und in der Politik der freien Hand, welche nicht so sehr frei war, wie sie schien, abwechselnd mit Rußland und England arbeiten? Die wirklich freie Hand wirds erst im Völkerbund geben. Welche Auswahl! Freilich: Alles in der neuen Institution ist noch im Keim und entfaltet sich nur langsam. Zuerst dominierte die Gruppe der Siegermächte, welche geschlossen auftrat, und welche die andern Staaten willenlos umgaben. Schon entstand aber mit der Entfremdung zwischen England und Frankreich eine Doppeltheit, der Völkerbund geriet in Fluß. Erst wenn alle Besiegten aufgenommen sein werden, wird sein Leben reicher. Noch sind alle Gegensätze zu stark konturiert, sodaß die richtige Beweglichkeit fehlt. Erst in einer wärmern Atmosphäre werden sich die Beziehungen vervielfachen, die Permutationen werden ins Unendliche gehen: Rußland plus asiatische Staaten werden gegen Europa auftreten können, oder Rußland plus Deutschland gegen die Westmächte, oder Deutschland plus England oder Deutschland plus

Kleine Entente plus Italien, oder Deutschland plus England, welche zusammen ein Uebergewicht hätten, oder auch Deutschland als Führer der Kleinstaaten, denn indem es militärisch eine Kleinmacht geworden ist, kann es als Gleicher unter diesen wirken, während es doch wieder Großmacht genug ist, um auch zu diesen zu gehören. Jedenfalls könnten die Kombinationen mit einer Raschheit wechseln, der gegenüber die frühere von Militärgewalt begleitete und durch diese beschwerte Diplomatie langsam und schwerfällig erscheinen würde.

Der Gewaltsame: Aber dabei würden die Beziehungen zwischen den Staaten, wie sie sich in der gewöhnlichen Diplomatie entwickelten, nur noch einmal auf eine höhere Ebene projiziert. Im Grunde wird wenig verändert sein. Der Bund wird nur ein neues diplomatisches Forum darstellen: ein grüner Tisch en permanence, ein Berliner Kongreß oder eine Konferenz von Algeciras oder London, nur von längerer Dauer. Als Ganzes bliebe es aber, wie diese Konferenzen, steril oder würde, wie sie, die drohenden Gefahren nur kurz abwenden oder sogar steigern. Uebrigens hat der Bund keine effektive Militärmacht, er schwebt in der Luft, ist schwach wie ein Kind, ist ein Tribunal ohne Polizei, eine Legislative ohne Exekutive, welche weiter bei der alten Diplomatie liegt, die doch schließlich über die Wirklichkeit der Heere verfügt.

Der Gerechte: Wenn der Völkerbund auch nur die allgemeine moralische Meinung der Welt darstellt und sie, welche immer nur verzettelt war, aufs höchste gleichsam in eine einzige Stimme zusammenfassen würde als ein Weltgewissen, wie es das Delphische Orakel für die Griechen war (welches übrigens auch kein Heer zur Verfügung hatte), so würde es schon eine Kraft bedeuten, ebenso stark wie die größte Militärmacht. Deutschland selbst hat diese unsichtbare Kraft während des Krieges gegen sich empfunden, in den zwei letzten Jahren hat sie sich gegen Frankreich gewendet, Niemand widersteht ihr.

Der Gewaltsame: Im Grunde ist aber eine solche moralische Meinung konservativ; sie steht auf der Seite der Sieger, sie empfindet nicht die Leiden eines einzigen Volkes in ihrer Tiefe nach, sondern wünscht nur für die Weltallgemeinheit die Ruhe, den Stillstand; der Unzufriedene wird für sie leicht zum Bösen, sie wird daher nie die für Deutschland so schwer erträglichen Grenzen, welche der Versailler Vertrag geschaffen hat, verändern wollen.

Der Gerechte: Es gibt zwei Mittel zur Revision dieses Vertrages. Das eine ist: diese Grenzen zu verändern; das andre, tiefere, einschneidendere, entschlossenere wäre: das Prinzip der Grenzen an sich nicht aufzuheben, aber doch in seiner Bedeutung zu schwächen. Gesetzt, daß Deutschland, Frankreich, England zusammen den Völkerbund führen würden, so könnten Polen und Tschechoslowakei keine antideutsche Politik mehr treiben. Sobald aber Deutschland nicht mehr in politischem Gegensatz zu den Oststaaten steht, wird auch die ungerechteste Grenze, selbst die des Korridors oder Oberschlesiens, weniger fühlbar sein. Jetzt ist sie noch militärisch-politischer Trennungsstrich, und da grade im Militärischen momentan Deutschland schwach ist, ist sie umso emp-

findlicher. Sobald sie dagegen nur noch wirtschaftlich, sozial, geistig sein wird, wird Deutschland durch die Uebermacht, welche es in diesen Beziehungen hat, sie leicht ertragen, überflügeln, neu gestalten, sie wird ihm Weg und Brücke sein. Und vielleicht wird dann einmal dieses Polen, grade weil es nicht scharf umrissen ist und in den deutschen Leib hineinragt, ins Grenzenlose verschwimmend, ein nützlicherer Nachbar für Deutschland sein als das frühere tief getrennte Rußland. Jedenfalls braucht sich Deutschland nicht aus Idealismus zum Völkerbund zu bekehren. Ein Jeder soll eintreten nur aus Interesse, aus Egoismus. Es sei ein freiwillig persönlicher Versuch. Deutschland ist noch Großmacht genug, um einen Sprung in dieses neue Element zu wagen.

Der Gewaltsame: Werden aber nicht die Unterliegenden die Gerechtigkeit des Völkerbundes bezweifeln? Wird es nicht eine Partei der Grollenden geben, ein Proletariat der Völker, welche nur auf eine Revolution gegen den Bund voll Hoffnung warten werden?

Der Gerechte: Auch in den heutigen Parlamenten siegt eine Partei über die andre, ohne daß die besiegte so leicht daran denkt, an Gewalt zu appellieren. Denn durch die Fülle der Parteien hat jede die Hoffnung, einmal wieder zur Macht zu gelangen. Bald herrscht Rechte, bald Linke. Immer wird also Gewalt geübt. Und trotzdem: ist nicht mehr Gerechtigkeit in einem parlamentarischen Sieg der Partei des Adels über die der Bürger als in einem Ueberfall von Kaufleuten durch Ritter im zwölften Jahrhundert? Es wird eben parliert, parlamentiert. Die große Masse selbst tritt nicht auf, sondern die Deputierten. Ebenso werden im Völkerparlament an Stelle der Völker ihre Abgeordneten auftreten.

Der Gewaltsame: Wie die Botschafter der alten Diplomatie.

Der Gerechte: Aber diese arbeiteten im Stillen, es waren aristokratische Deputationen; die des Völkerbundes werden demokratische sein.

Der Gewaltsame: Wir werden also ein Ueberparlament haben.

Der Gerechte: Der Parlamentarismus war im Verfall, er hat seine Form für die innere Politik vielleicht schon überholt, aber indem er als internationales Parlament auftritt, wird er gleichsam wieder neu. Dem Völkerbund gegenüber wird alle andre Politik als klein, als zu spitz, als provinziell erscheinen. Die Welt ist breiter, offener geworden . . .

Ich möchte nicht sagen, daß die deutschen Justiz- und Verwaltungsbehörden minder einsichtsvoll und gerecht wären als die englischen und französischen; aber sobald es sich um sogenannten Hochverrat handelt, verlieren sie die Besinnung, sie wissen nicht, was sie sehen, was sie hören, noch was sie tun — sie haben dann ihren Gott im Auge und sind unmenschlich. Sie beherrscht eine falsche oder eine überspannte Vorstellung von der Göttlichkeit und doch zugleich wieder von der Sterblichkeit, von der Unverletzlichkeit und zugleich wieder von der Verletzbarkeit einer Regierung. Ein politisches Vergehen ist ihnen auch eine Ketzerei, und die Glaubenswut trübt dann ihre Vernunft.

Börne.

Die Denkschrift des Reichsjustizministeriums

von Friedrich Schwag

Obwohl man niemals daran gezweifelt hat, daß diese Denkschrift — Denkschrift des Reichsjustizministeriums über ‚Vier Jahre Mord' von E. J. Gumbel, im Malik-Verlag zu Berlin — nichts als eine Bestätigung Gumbels sein würde: man ist nach der Lektüre dieser „Apologie" nicht weniger erschüttert als nach der Lektüre der Anklage selber, erschüttert über das tragische Schicksal der Opfer und ihrer Angehörigen, erschüttert über ein solches Maß von Bestialität, weit mehr noch erschüttert jedoch über diese Gesellschaft und ihre Justiz, über das eigentliche Milieu dieser Verbrechen. Man ist erschüttert, obwohl man seit langem wußte, daß keines der verschiedenen Justizministerien, auch Radbruchs nicht, jemals die ernstliche Absicht gehabt hatte, Gumbels Anklagen zu beantworten. Man sagte, so erzählt Gumbel, es fehle der Regierung an Geld zur Drucklegung einer Erwiderung. Also weit über vierhundert gemordete Menschen sind der deutschen Regierung nicht die Druckkosten einer Broschüre wert. Auf dem Niveau dieser Quartanerentschuldigung steht die ganze Denkschrift, die sehr zu Unrecht den Namen „Denk"-Schrift trägt. „Affekt"-Schrift wäre ein besserer Titel gewesen, obwohl sie im Ton ohne jede Polemik und ohne jeden Ausfall gegen Gumbel, leidenschaftslos, von jener scheinbaren Objektivität ist, mit der das wilhelminische Beamtentum das Volk stets so trefflich über seinen Klassencharakter zu täuschen verstanden hat. Von jenem leidenschaftslosen Formalismus, der das Individuum „im Dienst" vom Menschsein entbindet und es zum mechanischen Vollstrecker von Verordnungen und Befehlen macht. „Die Angeklagten stützten sich dabei auf die Verordnung des Hauptmanns (oder des Leutnants) X . . : Sie glaubten, ihre Pflicht erfüllen zu müssen." In diesen Weisheiten erschöpft sich die Rechtfertigung der Justizbehörden. Die Existenz irgendeines Dienstbefehls irgendeines sich als Dienststelle bezeichnenden Menschen genügte, um den Tätern ihre Mordlust zu legitimieren — und den Justizbehörden genügt es auch.

Gumbel weist mehrfach darauf hin, wie wenig den Justizfunktionären der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft heute, nach der Erstarkung des Kapitalismus, noch daran gelegen ist, ihre Tendenzen zu verbergen. Ungeniert behandeln sie die noch nicht 20 von links begangenen Morde — gegen 380 von rechts — mit größter Ausführlichkeit: aber für Noske-Marlohs Blutbad in der Französischen Straße hat diese Schrift ganze drei Zeilen folgenden überzeugenden Inhalts zur Verfügung: Marloh sei freigesprochen, Kessel auch, folglich seien sie schuldlos. So geht es durch das ganze Buch. Am ungeniertesten natürlich sind die Bayern. Daß sie dem Reichsjustizministerium überhaupt geantwortet haben, ist ein Wunder. Diese Antworten sind denn auch danach. Nur bei dem Gesellenmord machen sie einen Kotau vor dem Klerus — wo Gefahr droht, verliert auch der mutigste Reaktionär seine Courage. Gumbel, in seiner bewunderungswürdigen Objektivität, erkennt an, daß im Gegensatz zu den Bayern die Preußen und besonders die Mecklenburger wenigstens eingehende

juristische Begründungen dieser Tendenzfreisprechungen versuchen. Ich finde diesen Paragraphenformalismus noch erheblich unsympathischer. Die Bayern geben ihre rohe Gewaltjustiz ohne weiteres zu — die Andern aber erheben durch ihre scheinbare Objektivität den Anspruch auf Gerechtigkeit. Klassenjustiz mit Heiligenschein.

Ich halte es für eine Selbstverständlichkeit, daß jeder politisch Interessierte diese Denkschrift gründlich liest, so gründlich, daß er, sollte er vorher noch gezweifelt haben, nachher über Eins im Klaren ist: Auf der Anklagebank saßen und sitzen nicht die unerzogenen und ungehemmten völkischen Bengels — auf der Anklagebank sitzt die bürgerliche Gesellschaft und ihre Justiz. Die amtliche Bestätigung dieser Tatsache ist das wichtigste Ergebnis der Denkschrift. Man braucht psychologisch nicht besonders geschult zu sein, um zwischen den Zeilen die hohe Befriedigung, das Lob und die Freude zu spüren, daß die bürgerliche Gesellschaft so schneidige Verteidiger besitzt. Sie schlugen über die Stränge, mehr noch: sie mußten das Opfer der Uebertretung des formalen Rechts auf sich nehmen, um mit dem revolutionären „Pack“, das die gottgewollte kapitalistische Gesellschaftsordnung bedroht, fertig zu werden.

Existierten nicht diese soziologischen Bedingungen: auf keinen Fall hätten die durch das Ende des Krieges ziellos gewordenen Aggressionstriebe dieser fascistischen Kleinbürger ihre ausgesprochene Tendenz zum politischen Mord erhalten. Die Lümmels spielen Soldaten, inszenieren wie Kinder im Nachahmungstrieb Kriegsgerichte, und einer dieser Lausejungens leistet sich sogar den wahnsinnigen Streich, eine Stadt — Waren — mit Artillerie zu belagern.

Daß die Bourgeoisie wie eine Rasende um ihre Existenz kämpft und auch das Mittel des Mordes benutzt, kann immerhin als Notwehr gedeutet werden. Daß aber die Sozialdemokraten in diesem Kampf der Bourgeoisie die Führung übernehmen — ist ebenso selbstverständlich. Die Sozialdemokratie unter der Leitung der Ebert, Wels, Müller, Scheidemann steht auf dem Standpunkt: erst die bürgerliche Gesellschaft wieder stabilisieren, dann Reformen versuchen. Ihre arbeiterfeindliche Politik ist ganz konsequent. Nicht konsequent sind nur die „linken“ Sozialdemokraten und die Republikaner, die, dem Wirtschaftsleben ferner stehend, die Wechselwirkung zwischen Politik und Wirtschaft vergessen und an eine sozial gerichtete kapitalistische Wirtschaft unter ausgesprochen linksrepublikanischer Führung glauben, in der eine derartige Mordatmosphäre nicht entstehen könne — in diesem Stadium des Kapitalismus eine Utopie, eine Donquixoterie. Der Illusionen bildenden Taktik dieser aus Ebertinern und Windmühlenrittern traurig zusammengesetzten Partei ist zuzuschreiben, daß immer noch große Massen der Hand- und Kopfarbeiter gläubig auf den Kampf der Sozialdemokratie gegen den Fascismus warten und so von der wirklichen und endgültigen Bekämpfung der Mordbanden abgehalten werden — von dem wirtschaftlichen und politischen Kampf nicht gegen das Symptom, sondern gegen die Krankheit: die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XIV.

Richard Kunze

Die Politik verdirbt den Charakter? Oftmals. Aber immer verdirbt das Geschäft die Politik. Denn Politik ist das Interesse an der Gesamtheit, das Geschäft das Interesse des Einzelnen. Im menschlichen Leben aber ist Alles unzulänglich, und so gehen, mehr als erwünscht, Politik und Geschäft nicht selten unbewußt in einander über. Freilich vielfach auch bewußt. In allen Abstufungen. Nicht umsonst ist die Industrie im Reichstag so reichlich vertreten. Nicht umsonst schicken die Agrarier ihre am lautesten kläffenden Hunde ins Parlament. Die großen und die kleinen Wirtschafts- und Berufsverbände strecken ihre Fühler aus, antichambrieren vor den Fraktionszimmern, und in bewegten Zeiten wird fast jeder einzelne Abgeordnete von Interessentencliquen heimgesucht. Es gehört für den Politiker Charakter dazu, durch all diese Klippen des Egoismus hindurchzusteuern, die richtige Diagonale zwischen Privat- und Staatsinteressen zu finden und die großen politischen Ideen nicht aus dem Auge zu verlieren.

Neben diesem Kampf der Interessen, die der Politiker immer von neuem auszugleichen bestrebt ist, läuft bisweilen die kleine, kleinliche, kaum verhüllte, rein egoistische Geschäftspolitik einzelner Parlamentarier. Der frühere nationalliberale Abgeordnete Hermann Paasche war das Musterbeispiel dafür. Er saß in vielen Aufsichtsräten und beteiligte sich an einer Reihe von Unternehmungen, die alle von seiner hervorragenden parlamentarischen Stellung, so oder so, profitierten. Denn schließlich war er gar zum Amt des ersten Vizepräsidenten hinaufgeklettert. Immerhin hatte er, das mußte man ihm lassen, eine große Geste, eine bestrickende Liebenswürdigkeit und zwei fortwährend hin und her rutschende kleine Korinthenaugen, die sich bei Jedem einzuschmeicheln wußten. Ein schwarzer, langer Bratenrock verlieh ihm die Würde des großen Tiers.

Paasche bevölkert den Reichstag nicht mehr. Aber ein Andrer ist, nach den Maiwahlen 1924, hier eingezogen, der, wenn auch nicht auf dieselbe Art, aus der Politik ein nettes und glattes Geschäft gemacht hat. Paasche hielt, mit seinen großen gesellschaftlichen und parlamentarischen Verbindungen, als Professor der Nationaloekonomie Aufsichtsratsposten für eine erstrebenswerte Sache. Richard Kunze ging zeitlebens immer dahin, wo die Politik sich in klingende Münze umwandelte. Ein politischer Midas im Taschenformat. Mein Gott, eigentlich müßte man über eine Persönlichkeit wie ihn mit einem Achselzucken hinweggehen. Aber Richard Kunze ist mehr als ein Individuum. Er ist ein Fall. Ein Typ. Eine Gestalt von Molière. Seine geschäftspolitische Laufbahn ist so eigenartig, daß man sie nur zu erzählen braucht, und ganz von selbst bilden sich daraus fünf Akte eines politischen Tartüff.

Richard Kunze trat am 1. April 1897 in den Volkschullehrerdienst der Stadt Schöneberg ein. Im gleichen Jahr wurde er Mitglied des Liberalen Volksvereins für Schöneberg und Umgegend. Mehr als einmal betonte er, daß er von Kindesbeinen an in freisinniger Gesinnung erzogen sei. Bei der Landtagswahl war er freisinniger Wahlmann. Später machte er die Mittelschullehrer-Prüfung und wurde an der Schöneberger Mittelschule angestellt. Damals begründete dort Doktor Max Maurenbrecher, als nationalsozialer Gefolgsmann Friedrich Naumanns, einen Mieterverein mit bodenreformerischer Tendenz. Das war um die Jahrhundertwende. Kunze trat, mit feiner Witterung für die Möglichkeiten einer öffentlichen Betätigung, dem Verein rasch bei und wurde zweiter Vorsitzender. Bei den nächsten Stadtverordnetenwahlen offerierte er sich deshalb den Wählern als Mieter-Kunze, wetterte gegen die Hausbesitzer und Terrainspekulanten und — wurde gewählt. Inzwischen hatten sich in der Schöneberger Stadtverordneten-Versammlung die Hausbesitzer und die Vertreter der Berliner Bodengesellschaft zu einer ‚Unabhängigen Fraktion' zusammengeschlossen. Der Haus- und Terrain-Agrarier Kommerzienrat Haberland übte durch den Stadtverordneten Lohusen, den technischen Beirat der Berliner Bodengesellschaft, einen maßgebenden Einfluß auf diese Fraktion aus. Mieter-Kunze witterte sofort bessere Aufstiegsmöglichkeiten, warf den ganzen Mieterkrempel von sich, schloß sich gleich nach seiner Wahl dieser Hausbesitzer-Fraktion an, erwarb ein Haus und wurde nicht nur Mitglied, sondern gleich Vorstandsmitglied des Schöneberger Haus- und Grundbesitzervereins. Auch der Liberale Verein bekam von ihm einen Fußtritt, und fortan war er der wildeste Gegner der Freisinnigen und der Bodenreformer. Er, der eben noch die Beseitigung des Hausbesitzer-Privilegs verlangt hatte, stellte sich jetzt, in der Stadtverordneten-Versammlung vom 20. Januar 1908, hin und erklärte emphatisch: „Ein Hausbesitzer-Privileg muß gradezu geschaffen werden!" Er hatte, geölt, den Weg von der Linken zur Rechten gefunden. Noch mehr: er würde vom Philo- zum Antisemiten. In Parenthese: Stets war er in Geldverlegenheiten. Das erklärt Vieles. Schon als Lehrer. Als er in den neunziger Jahren in Friedeberg, nahe dem Bade Flinsberg, amtierte, schrieb er eines Tages seinen Schülern auf die Schiefertafel: „Ich möchte zum bessern Zwecke der Förderung Nachhilfestunden erteilen." Diese Selbstanpreisung mußten die Kinder ihren Eltern zeigen. Darauf nahm der jüdische Schüler Matzdorf Unterricht; und der Vater Matzdorf schenkte dem Lehrer Kunze zu seiner Verheiratung einen Teppich. Das Schnorren spielte auch später bei ihm eine große Rolle. Zuerst hielt er den Teller direkt für sich hin. Nachher machte er es auf dem Umweg über die von ihm begründeten Zeitungen und politischen Organisationen. Selbst an Stinnes trat er heran. Als der aber nicht ohne weiteres das Portemonnaie öffnete, erwiderte er in einer öffentlichen Versammlung auf einen Zuruf: „In der Tat: der größte Teil des Stinnesschen Geldes ist jüdisches Kapital."

Kunze agitierte, nachdem er Hausbesitzer geworden war, für die sogenannte Mittelstandsvereinigung, erwirkte sich bei den

Reichstagswahlen 1907 von der Schöneberger Verwaltung Urlaub und verwandte ihn zur Unterstützung des Mittelstandskandidaten Buchholz, der für die Konservative Partei im Wahlkreis Liegnitz gegen Kunzes alten Parteifreund: den freisinnigen Abgeordneten und spätern Handelsminister Fischbeck kandidierte. Kunze ist kein ungeschickter Versammlungsredner. Im Gegenteil. Er hat die Suada des kleinen Mannes. Allerlei angelesenes Zeug weiß er geschickt vorzubringen. Hemmungslos flutet seine Rede dahin. Demagogisch appelliert er an die Instinkte. Den Konservativen gefiel das so sehr, daß sie ihn baten, aus dem städtischen Schuldienst auszuscheiden und das Generalsekretariat der Partei im Königreich Sachsen zu übernehmen. Die Bezahlung war gut. Die Aussichten waren verlockend. Und so sprang Kunze aufs andre Ufer. In Sachsen wirkte er bald so schrankenlos und so gemeingefährlich, daß den Konservativen selbst der Angstschweiß auf die Stirn trat. Die rechts stehenden Leipziger Neuesten Nachrichten gestanden: „Er erfreut sich in Sachsen des Rufes, jeden Kampf mit Mitteln zu führen, die eine Berührung mit dem Begriff des Chevaleresken krampfhaft vermeiden.“ Seine Hauptstärke war die Bekämpfung des Judentums. Immer wieder sprach er von den „dicken Kommerzienrätinnen, die im Chambre séparée Sekt, die Flasche zu zwanzig Mark, trinken“, von dem „Auwaih-Geschrei der millionenreichen Juden“, von Ritualmorden und ähnlichen Dingen. Er hatte auch seine Spezialitäten. Besonders geschätzt war er als Spezialist für „dunkle Punkte“. Ueberall forderte er seine Parteigenossen auf, im Privatleben der politischen Gegner dunkle Punkte ausfindig zu machen und sie im Notfall zu erfinden, um die Gegner so ein für alle Mal unschädlich zu machen. Nach diesem Rezept suchte er sich auch die Agitatoren für die Kleinarbeit aus. Charakter, Lebenswandel und politische Begabung waren für ihn nebensächlich, wenn seine Leute nur für den Antisemitismus „begabt“ waren.

Nebenbei liefen die Geschäfte. Im Jahre 1912 lag die Staatsbürger-Zeitung in den letzten Zügen. Er versuchte, sie für die Konservative Partei aufzukaufen, und verstand auch, einen begüterten Agrarier zur Hergabe von fünfzigtausend Mark zu bestimmen. Doch das Projekt zerschlug sich. Hans Hertwig, der langjährige Mitbesitzer der Zeitung, äußerte sich darüber in einem Brief, der diesen charakteristischen Satz enthielt: „Anständig besoldete Redakteure waren nicht nach Kunzes Geschmack; er brauchte, wie er sich ausdrückte, Leute, denen das Wasser bis zum Halse stehe, weil sie, seiner Meinung nach, die Hungerpeitsche besser fühlten.“ Kunze schrieb ein Handbuch der Konservativen Partei, ein Vademecum für konservative Redner, und trotzdem war seines Bleibens als Generalsekretär nicht länger. Die Partei trennte sich von ihm.

Der Krieg kam, Kunze suchte ein neues Betätigungsfeld und ließ sich als Durchhalte-Prediger engagieren. Er feuerte die Truppen zum Siegen an. Er malte den Zuhörern das große Deutschland aus, das die Soldaten mit der Waffe erobern müßten. Er sprach den Menschen an der Front und daheim Mut zu und entwickelte ein umfangreiches Annexionsprogramm. Er selbst

aber blieb zuhause. Andre mochten sich als Freiwillige melden, selbst wenn sie diesen oder jenen körperlichen Fehler hatten, Andre, auch Juden wie jener sozialdemokratische Redakteur, der, dienstuntauglich geschrieben, den untersuchenden Arzt mit leiser Stimme, damit es sonst Niemand höre, ersuchte, ihn volldienstfähig zu schreiben. Auf die erstaunte Frage des Arztes setzte ihm jener auseinander, daß er Jude und Redakteur der ‚Volksstimme' sei und, wenn er das Volk zum Aushalten auffordere, ein entsprechendes Beispiel geben müsse. Kunze wußte es so geschickt einzurichten, daß der Krieg ihn, nach dem Wort eines alten Philosophen, ein Nährvater wurde. Die Durchhalte-Vorträge wurden ihm bezahlt samt Spesen, und als er eingezogen wurde, da war es als — Dolmetsch im Gefangenenlager zu Gardelegen. Hier gings ihm so gut, daß er seine Familie nachkommen lassen, daß er eine kleine Villa beziehen, daß er Tierzucht und Gartenbau treiben, Kartoffeln und Getreide säen und ernten konnte. Die Zwangswirtschaft, die andern Leuten durch die Rationierung aller Nahrungsmittel die schwersten körperlichen Opfer auferlegte, an der der Patriot Friedrich Naumann gestorben ist: Kunzen bekam sie großartig. Es gab wohl manchen Verdruß: man beschuldigte ihn der Hamsterei und des Schleichhandels — aber er wußte sich immer geschickt aus allen Unbequemlichkeiten herauszuwinden. Als die Revolution ausbrach, besorgte er sich zur Uebersiedlung nach Berlin einen Möbelwagen, ließ ihn von seinen Leuten vollpacken, und so groß war seine Habe an Kartoffeln, an geräucherten Schinken, an Schweinen und Ziegen, daß das Fuhrwerk unterwegs zusammenbrach. Millionen hungerten und standen in furchtbarer Verzweiflung gegen das Regime auf, das diesen Krieg nicht rechtzeitig hatte beenden wollen. Kunze, der in zahllosen öffentlichen Versammlungen für eine Verlängerung des Krieges bis zum Weißbluten der Andern eingetreten war, quittierte den Zusammenbruch seiner Kriegspolitik mit dem Zusammenbruch eines von Lebensmitteln berstenden Möbelwagens.

Die Nachkriegszeit stellte ihn vor neue Aufgaben. Er mußte sich nach neuen politischen Geldquellen umsehen. Hatten ihn die Konservativen seinerzeit zur Vordertür hinausgeworfen, so kam er jetzt durch die Hintertür zu den Deutschnationalen wieder herein. Die Deutschnationalen nahmen in den Tagen ihres Werdens auch jüdisches Geld. Trotzdem entfalteten sie bald eine antisemitische Propaganda ohnegleichen. Wer stand dahinter? Richard Kunze. Der ehemalige deutschnationale Parteisekretär Korschel erzählt darüber: „Kunze ist der Organisator all der antisemitischen Radaustückchen, die wir erlebt haben, und der Verfasser der übelsten Schmähschriften gegen das Judentum. Die Deutschnationale Volkspartei aber bezahlt sie. Die bekannten, anonym herausgegebenen illustrierten antisemitischen Flugblätter sind Kunzes Werk und sind von der Reichsgeschäftsstelle der Deutschnationalen Volkspartei bezahlt worden. Der Parteivorsitzende Staatsminister Hergt bestritt in der Preußischen Landesversammlung die niedrige antisemitische Hetze der Deutschnationalen Volkspartei. War diese Erklärung Unwahrheit oder Mangel an Geschäftsübersicht? Von allen Flugschriften, auch den illustrierten antisemitischen Schriften wurde dem

Parteivorsitzenden je ein Exemplar in sein Arbeitszimmer gelegt. Kunze benutzte die Postsendungen der Hauptleitung der Deutschnationalen Volkspartei, um seine Prospekte für sein antisemitisches Wochenblatt beizulegen. Selbst Briefumschläge verwendete er bei besondern Anpreisungen." Allein diese Aushilfstätigkeit brachte ihm nicht genug Geld ein. Wieder ging er, wie früher, mit dem Teller herum, schnorrte sich Gelder und fand Dumme genug, die ihm Hunderte und Tausende zum Kampf gegen das Judentum zur Verfügung stellten. Er rief das antisemitische Radauorgan ‚Deutsches Wochenblatt' ins Leben und begründete, um eine feste Basis für seine politische Betätigung zu bekommen, den Deutschen Volksbund, dessen Generalsekretär er wurde. Eine Zeitlang gerierte er sich, um eine zugkräftigere Visitenkarte zu haben, auch noch als Generalsekretär der Deutschnationalen Volkspartei, wurde dann aber endgültig abgewimmelt und entwickelte sich zum heftigsten Widersacher der Deutschnationalen, die er in seinen Versammlungen zügellos als judenverschwistert und -verschwägert angriff. Endlich, als die Geldquellen wieder reichlicher flossen, als auch ein Wurstgeschäft (zur Hebung der sozialen Lage der Arbeiter und des Mittelstandes) einige Erträgnisse abwarf, machte er eine neue Partei: die Deutschsoziale Partei auf. Er hatte eine größere Plattform gefunden. Fortan trat er ein für die „Entrechteten und Enterbten". „In allen Parteien, auch in der äußersten Rechten", erklärte er, „macht sich der Einfluß des internationalen jüdischen Kapitals bemerkbar. Die Deutschsoziale Partei will es einmal versuchen, ohne Geld und ohne Unterstützung durch die Presse ihre Anhänger zu sammeln." (Kurz vorher hatte er bei Stinnes vergebens angeklopft.) Den Juden ausschließlich galt sein Kampf. Alle seit dem 1. August 1914 eingewanderten Juden müßten ausgewiesen, die verbleibenden unter ein Fremdenrecht gestellt und im übrigen ein numerus clausus bei der Besetzung der öffentlichen Aemter und bei dem Besuch der Hochschulen eingeführt werden. Vor allem aber müsse die Zinsknechtschaft gebrochen werden. Eine wilde Agitation begann. Nicht nur geistig, sondern auch mit andern Mitteln. Im ‚Deutschen Wochenblatt' empfahl Kunze für den Kampf gegen das Judentum den Gummi-Knüppel Heda. Nach dem Wurstgeschäft begann das Geschäft mit Gummiknüppeln. Knüppel-Kunze zog in die Berliner Stadtverordneten-Versammlung ein und kam schließlich auch mit drei Gefolgsmannen in den Reichstag. Eine Vereinigung mit den Deutschvölkischen oder den Nationalsozialisten, die mit ihm die antisemitischen Tendenzen gemein haben, lehnte er ab. Denn seine Partei, seine Politik war zunächst einmal sein Geschäft, und das hätte ihm durch eine Fusion gestört werden können.

Dies die Tatsachen. Ein Wort der Kritik? Nein. Mieter-Kunze, Hausbesitzer-Kunze, Helden-Kunze, Wurst-Kunze, Knüppel-Kunze, Schnorrer-Kunze sprechen für sich selbst. Geschäft ist Geschäft. Gewiß. Aber ich bitte Herrn Paasche im Grabe Alles ab, was ich am Anfang über ihn gesagt habe. Kunze ist eine Spezialität. Ein Unikum. Mit Keinem vergleichbar. Von Niemand erreicht. Der dunkle Punkt an sich.

Der Kreml von Anker Kirkeby

Man geht abends nach der Abfahrt von Petrograd im Luxuszug zu Bett, reist eine Nacht und erwacht in Moskau, das wieder zur Hauptstadt geworden ist. Augenblicklich ist die Stadt die Zentrale eines Reiches von 150 Millionen, und von hier aus wird das unermeßliche Gebiet regiert, das sich von der Ostsee bis zum japanischen Meer erstreckt. Moskau hat daher zur Zeit die halbe Million Menschen zu viel, die Petrograd zu wenig hat.

Petrograd war Westeuropa. Moskau ist das echte Rußland. Petrograd war früher die Stadt der Aristokratie, Moskau die der reichen Kaufleute. Es waren derbe, gutmütige Leute, die sich große, prachtvolle Häuser einrichteten und sie mit geschmacklosen Dingen füllten. Sie selbst saßen meist in Restaurants und tranken. Jetzt sind diese Paläste zu Schulen, Museen oder Altersheimen für die Arbeiter geworden.

Wenn ich überlege, was jetzt das Leben in Moskau prägt, so ist es Arbeit, forcierte Arbeit in dieser Stadt, die früher halbasiatischen Müßiggang gewohnt war. Jetzt ist das Tempo amerikanisiert worden. Ich werde nie Tschitscherins erleuchtetes Fenster im Ministerium des Aeußern vergessen, das selten vor fünf Uhr morgens dunkel wurde. Die revolutionären Führer haben der Revolution ihr Leben geopfert. Ein Teil von ihnen tat es in blutigem Kampf. Der andre tut es täglich in unblutiger, aber aufreibender Arbeit. Lenin ist schon gefallen. Sie wissen selbst, daß sie sich zu Tode arbeiten, wenn nicht der Schreibtisch eines Tages mit ihnen in die Luft fliegt. Ich erinnere mich, wie ich einmal eine halbe Stunde in der Nationalbank saß und den Chef der Auslandsabteilung, Herrn Neumann, beobachtete, der inmitten klappernder Schreibmaschinen, rasselnder Rechenbretter und klirrender Teetassen an seinem Schreibtisch saß, alle Augenblicke aufsprang und unaufhörlich Fragen über verwickelte Probleme aus Deutschland, England, Amerika und Australien beantwortete. In dreißig Sekunden mußte er sich über eine Angelegenheit orientieren — dann die nächste. Ich fragte ihn, wie lange er es aushalten könne, so intensiv zu arbeiten, und er antwortete: Unser Arbeitstag hat sechzehn Stunden.

Und ich entsinne mich eines Besuches der Swerdlow-Universität, wo ich eine junge reizende Dame begrüßte, die die Bibliothek leitete. Der Rektor erzählte, daß sie, wenn die Universität um sechs Uhr schloß und die jungen Leute ins Theater oder Kino gingen, aus eignem Antrieb bis zehn Uhr an ihrer Arbeit sitzen blieb. Sie war jetzt fast durchsichtig vor Ueberanstrengung. Sie opferte freiwillig ihr Leben in der Arbeit für Andre.

Es ist eine gigantische Bombe in Rußland explodiert, das ist wahr, aber diese Bombe war mit Güte, Gerechtigkeit und Menschenliebe gefüllt.

Das charakteristischste Revolutionsbild waren wohl die Soldaten, die singend durch die Straßen zogen. Aus der Ferne hörte man einen hohen Tenor, der vorsang, und dann fielen alle wie eine tiefe Begleitung ein. So marschierten sie vorbei, zum Baden

oder zum Unterricht, alle in genau der gleichen Ausrüstung. Diese Ausrüstung ist vollkommen, in der Regel funkelnagelneu. Alles Andre in Rußland kann in Fetzen gehen, aber das Rote Heer ist das Verzugskind — Alles wird ihm geopfert, denn es hält die Wache für die Revolution. Langsam, ungeheuer langsam ziehen sie dann vorbei in ihren langen grauen Mänteln, in einem zähen, einförmigen Takt. Es ist wie eine tönende Woge, die sich langsam erhoben hat und maëstoso, mit einem Gefühl von Unwiderstehlichkeit durch die Straßen gestiegen ist.

Im Uebrigen liegt eine Revolution nicht so ohne weiteres frei vor allen Blicken. Meiner Auffassung nach ist die russische Revolution das größte Ereignis in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, seit wir von den Bäumen kletterten und den Schweif verloren. Das Große an ihr ist nicht die Umwälzung von Thronen, Altären und Kapital, sondern die Umwälzung des menschlichen Denkens an sich. Das Wichtige an ihr ist, daß sie den Menschen anders sehen, anders denken lehrt: nicht egoistisch, individualistisch, nur für sich arbeitend, sondern altruistisch, gesellschaftsmäßig, für Alle arbeitend.

Diese Umwälzung ist nicht vorbei in Rußland. Sie hat eben erst begonnen. Alles fließt wie in einem Gießlöffel, alle Formen sind noch unklar, verwischt wie embryonale Nebelbilder — aber aus diesen Nebeln steigt allmählich die neue Gesellschaft.

Es hat mich die Anstrengung von fünf Jahren gekostet, nach Rußland zu kommen, um die Revolution zu sehen. Schon vor fünf Jahren hatte ich meinen ersten Paß erlangt und war mit Milliarden von Bakterien gegen drei Epidemien geimpft worden. Damals verweigerten mir die Engländer die Einreise-Erlaubnis. Jedes Jahr hatte ich es von neuem versucht, in Stockholm, in Berlin, und jetzt war ich endlich da. Aber ich fand die neue Welt nicht als einen fertigen Palast mit Türmen und Zinnen, ich sah sie als einen Krater mit wogenden Lavaströmen, die, von mächtigen unterirdischen Naturkräften getrieben, bald nach rechts und bald nach links glitten.

Ich war ein paar Wochen in Moskau gewesen, ohne eine Stelle zu finden, auf die ich hätte hinweisen und sagen können: Seht, das ist die Revolution! Da sah ich mir eines Sonntagvormittags, als ich nach dem Gottesdienst aus der Erlöser-Kathedrale trat, das Monument Alexanders III. an, das grade davor steht, und von dem — im Gegensatz zu Trubetzkois Kunstwerk in Petrograd — jetzt nur noch der Sockel da ist. Ich erklomm ihn, um die Aussicht zu genießen, und von hier aus entdeckte ich zum ersten Mal richtig den Kreml.

Der Kreml ist das Herz Rußlands. „Nichts über Moskau außer dem Kreml“, sagt das Volkslied, „und nichts über den Kreml außer dem Himmel!“ Rings herum zieht sich die hohe rosa Mauer, die fünfviertel Meilen lang ist, und in deren Schatten die Helden der Revolution begraben liegen. Und über diese Mauer erhebt sich dies asiatische Märchen von Klöstern, Kirchen und Palästen in schreienden, festlichen Zigeunerfarben mit weißen Türmen und goldenen Kuppeln. Ueber diesem Gewirr von Zinnen und Kreuzen und goldenem Girlandenspinnweb flatterte

schmetternd die rote Revolutionsfahne wie ein blutiges Siegessymbol. Die rote Fahne der Vereinigten Sowjet-Republiken der Welt über dem heiligen Kreml — das ist die Revolution. Früher standen auf dem Tuch die fünf Buchstaben: R. S. F. S. R. Rußlands Sozialistische Föderation Sowjet-Republik. Nachdem sich aber zehn bis elf andre Sowjet-Republiken — darunter die Ukraine, Georgien, Asserbejdjan, Armenien, Weißrußland, Sibirien — der russischen angeschlossen haben, hat man den Buchstaben R für Rußland entfernt. Jetzt steht dort: S. S. S. R., was Vereinigung Sozialistischer Sowjet-Republiken bedeutet. Es ist die erste internationale Flagge der Weltgeschichte; wenn Deutschland Sowjet-Republik wird und in die Vereinigung eintritt, erhält es dieselbe Fahne. Diese rote Flagge weht jetzt über einem Weltteil von der Ostsee bis zum japanischen Meer. Sie weht über 150 Millionen Menschen. Diese Flagge ist das Ergebnis des Weltkriegs.

In diesem Augenblick mußte ich an einen Sommerabend vor zehn Jahren denken, wo ich im Wirtshaus zu Hornbeck tanzte. Um elf Uhr wurde ich ans Telephon gerufen, und eine Stimme sagte: „Der Krieg ist ausgebrochen. Wollen Sie gleich an die Front reisen!" Ich reiste um fünf Uhr morgens. Was haben wir nicht alle seit jenem Samstag Abend im Sommer 1914 erlebt! In einer langen Kette glitten jetzt die wechselnden Bilder vorbei: Franz Joseph in Schönbrunn. Die Panik in Berlin vor der englischen Botschaft. Die blutige Ueberschwemmung Belgiens. Schützengräben. Gefangenenlager. Lazarette. Die Nachtangriffe auf Paris. Unterseeboote. Minen. Rheims brennt. Die Lusitania sinkt. Gullasch und Börse und wieder Gullasch. Amerika kommt! Hindenburg und Ludendorff. Foch und Clemenceau. Wilson und Versailles. Die deutschen Soldaten stürmen heim durchs Brandenburger Tor. Die Franzosen ziehen durch den Triumphbogen ein. Die Nordschleswiger kehren zu Dänemark zurück. Alles Das hatte ich miterlebt — und schließlich hier die rote Flagge über dem Kreml. Erst in diesem Augenblick war ich mit dem Weltkrieg fertig.

Es ist das größte Ergebnis des Weltkriegs, daß diese Flagge, die im Jahre 1871 einundsiebzig Tage lang über Paris geweht hat, jetzt wieder gehißt ist. Als sie das letzte Mal gestrichen wurde, schrieb Henrik Ibsen (wie wir jetzt wissen) an einen Vertrauten: „Ist es nicht niederträchtig von der Kommune in Paris, daß sie meine vortreffliche Staatstheorie — oder richtiger: Nicht-Staatstheorie — verdorben hat? Jetzt ist die Idee auf lange Zeit vernichtet, und ich kann sie anständigerweise nicht einmal in Verse setzen. Aber sie hat einen gesunden Kern, das sehe ich jetzt klar, und einmal wird sie noch ohne jede Karikatur in die Praxis überführt werden." Es sollte ungefähr ein halbes Jahrhundert dauern, bis Henrik Ibsens Prophezeiung in Erfüllung ging. Sechs Jahre hat die rote Flagge jetzt über dem Kreml geweht, und im Augenblick umspannt sie ein Sechstel unsres Erdballs. Und was auch an Revolutionen und Gegenrevolutionen in der Welt geschieht: diesmal wird sie die ersten Jahrhunderte kaum wieder verschwinden. Der Kreml kann erobert werden. Er kann abbrennen. Er kann in Grund und Boden geschossen

werden. Immer wird es einen Fleck auf Erden geben, wo eine kleine Schar sich unter der roten Fahne sammeln kann. Sie ist gehißt in der Weltgeschichte und wird in der Weltgeschichte bleiben.

Wäre ich gläubiger Kommunist gewesen, so hätte die Freude mir im Angesicht des roten Kremls das Herz geschwellt wie Moses, als er vom Berge Nebo in das Gelobte Land schauen durfte. Aber ich bin nun einmal persönlich so eingerichtet, daß ich in höherm Maße Mitleid mit dem Unglück fühle, das die grenzenlose Dummheit der Menschen auf ihr eignes Haupt herabrufen wird, als daß ich imstande bin, mich längere Zeit auf ein Mal über ihren verbrecherischen Egoismus zu ärgern, der sicherlich mit der Zeit zum Untergang führen wird. Und so wurde ich in diesem Augenblick vor der Erlöserkirche nicht von Freude erfüllt bei dem Gedanken, daß sich das Tausendjährige Reich der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit einmal über die ganze Erde verbreiten wird, sondern ich beugte mein Haupt in Betrübnis, bei der instinktiven Vorahnung der entsetzlichen Kämpfe, des Unglücks, der Tränen, die wir alle erst durchmachen müssen, bis wir das Gelobte Land erreichen. Vielleicht wird es unserm Geschlecht in Westeuropa sogar wie Moses ergehen, daß wir nicht weiter als bis zum Berge Nebo kommen.

Ist es im übrigen die Morgenröte des Tausendjährigen Reiches, die über dem Kreml aufsteigt? Oft ist es schwer zu glauben. Als ich Rußland wieder verlassen hatte, konnte ich oft von Ratlosigkeit und Zweifel erfüllt sein, und in einem derartigen Augenblick fand ich mich einem Sowjet-Gesandten in Westeuropa gegenübersitzend. Er für sein Teil saß da und leuchtete von einem stillen innern Glück bei dem Gedanken an das kommunistische Weltreich, und ich gedachte, seine Selbstsicherheit ein wenig zu erschüttern.

„Ist richtig," sagte ich, „daß die Ernte im Jahre 1921 100 Millionen Doppelzentner weniger als vor dem Kriege ergeben hat?"

Er nickte nur.

„Daß im Jahre 1922 nur 63 Prozent des Areals bestellt wurden, das im Jahre 1914 bebaut war?"

Er nickte.

„Daß Sowjet-Rußland im Jahre 1923 nur den zwanzigsten Teil des Getreides von der Zeit vor dem Kriege exportiert hat?"

Er nickte.

„Daß die Industrie nur ein Viertel der frühern Produktion erzeugt?"

Er nickte unangefochten.

„Und daß die Schulen eigentlich auch zurückgegangen sind: daß es zur Zeit des Zaren 60 000 gab, während jetzt nicht mehr als 45 000 geöffnet sind?"

Er nickte unerschütterlich wie ein chinesischer Mandarin.

„Aber sagen Sie mir, bitte," fragte ich, „was denn eigentlich besser geworden ist?"

Er lächelte und sah mich an. Dann sagte er still:

„Das Licht in den Augen der Menschen."

Deutsch von Erwin Magnus

Michel und der Halbmond von Paul Zöllner

Konstantinopel, Mitte Juli 1924

Was war das für ein Gequatsche vor dem Balkankrieg im deutschen Blätterwald über den „Aufsteigenden Halbmond"! Die Schwerindustrie und die Deutsche Bank kommandierten, und die Skribifaxe schrieben, und der gute Michel stand mit offenem Maule da, die Hände an der Hosennaht und ersetzte fehlende politische Einsicht durch Strammheit. Es waren herrliche Zeiten, und es war gar nicht notwendig, daß der verrückte Willy den strammstehenden Michel noch herrlichern Zeiten entgegenzuführen huldreichst geruhte.

Bismarck hatte ein deutliches „hands off" in allen Orientfragen seinen Deutschen anbefohlen; aber Willy gefiel sich als Beschützer der 300 Millionen Muhammedaner, die gar keines Beschützers bedurften, und fühlte Seelenverwandtschaft zu dem ebenfalls — nur anders — verrückten Abdul Hamid.

Die Schwerindustrie roch Morgenluft, und die Alldeutschen waren selig.

Michel aber wurde — ohne daß er mit der Wimper zuckte oder die Hände von der Hosennaht abnahm, also mit Gott für die Schwerindustrie und den König — veranlaßt, in den orientalischen Porzellanladen zu tappen und dort Alles zu versöhnen, nur eben leider gegen Deutschland. Es gelang den vereinigten intellektuellen Impotenzen, den russisch-englischen Gegensatz, von dem Deutschland hätte leben können, in Vorderasien in eine russisch-englische Freundschaft zu verwandeln. Heil!

Der Balkankrieg hätte Blinde sehen und Taube hören lehren können; aber Wilhelms gehorsamste Regierung war blinder als blind und tauber als taub.

Der Halbmond wurde geschlagen, wo er sich sehen ließ.

Es kam der Weltkrieg. Die klügern Teile der Türken wollten neutral bleiben. Die Geste der Bereitschaft konnte auch der Entente, die ebenfalls die Kraft der Türkei überschätzte, noch imponieren. Deutsche Politik aber trieb die Türkei in den Krieg. Admiral Souchon attackierte mit der von der Türkei offiziell gekauften deutschen Mittelmeerflotte die Russen. Fait accompli!

Tosende Begeisterung über den neuen Bundesgenossen in Deutschland. Wildeste, gradezu alkoholische Ueberschätzung seiner Kraft, seiner Tugenden, seiner Herrlichkeit. Michel schaute ganz verzückt auf den im Zenith des Himmels mitten unter allen militärischen Baßgeigen neben dem göttlichen Verbündeten Wilhelms baumelnden Halbmond. Heil und Prost!

Das Ergebnis war dauernde Abgabe deutscher Offiziere und Truppen, deutschen Kriegsmaterials und Geldes an den neuen Bundesgenossen und eine höchst unerwünschte unermeßliche Verbreiterung der Fronten.

Von dem schönen Enver Pascha träumten die teutschesten Weiber.

Der „heilige Krieg" rief eine Flut blödsinnigsten Geschreibes deutscher Tinten-Durchhalter hervor. Sonst nichts. Die Türken hielten sich die Bäuche vor Vergnügen und steckten die ins

Groteske steigenden Subsidien des strammstehenden Michel mit einem Lächeln halben Mitleids ein.

In der Türkei begann das große Sterben, wie in Deutschland. Nur Die, die „durchhalten" schrieen, mußten ja schon deshalb leben bleiben. Es wurde mächtig Geld verdient. Hier wie dort!

Hier wie dort starb der Mensch, um die Bestien zu nähren.

Deutschen Generälen blieb vorbehalten, durch Schnoddrigkeit, Taktlosigkeit und andre diplomatische Eigenschaften jegliche Sympathie der Türken für den strammstehenden Michel zu zerschlagen.

Die Türkei atmete auf, als es zu Ende war.

Michel bekam für eine halbe Stunde Verstand und machte so etwas, als wenn er revolutionär wäre und den ganzen Schwindel satt hätte. Aber er besann sich sehr rasch wieder, und während andre Völker ihre geschlagenen Generäle mindestens zum Teufel jagten, besann sich Michel zurück, legte die Hände an die Hosennaht und stand stramm vor seinem Ludendorff. Ließ sich von ihm beschimpfen und verachten und ist bereit, aufs Neue für Schwerindustrie und Kohlenbarone, für den Ehrgeiz der Generäle und so weiter zu bluten.

Der Halbmond hat mehr als drei Viertel seines Reiches verloren. Hat durch die Jämmerlichkeiten eines noch immer nicht vorhandenen Europa das letzte Viertel vor Griechen und in Lausanne gerettet und ist vor Selbstgefühl ein Vollmond geworden.

Man ist aber nicht, man scheint nur groß, weil der Gegner in irgendeiner Art klein war! Man ist kein Tennismeister, weil man gegen alte Tanten das Spiel gewonnen hat.

Doch das versteht Michel nicht. Er steht wieder da und starrt — mit den Händen an der Hosennaht — den Vollmond an, starrt so, daß er den Pleitegeier gar nicht bemerkt, der den Vollmond sehr bald verschlucken wird.

Und der Halbmond, der nur in Michels Augen ein Vollmond geworden ist, lächelt. Alle andern Völker wissen, vieviel Uhr es ist; nur der gute Michel weiß es nicht. Er ist doch ein guter Kerl!

Der Türke mag den Michel, weil der Michel erstens schwächer ist und zweitens dümmer ist als die Andern, die Großen, die Schlauen.

Der Türke mag den Michel, bis ein Großer ihm vorschreiben wird, wen er zu mögen hat.

Und die Scharen der Impotenzen, der unsterblichen Impotenzen in unserm deutschen Großvaterland sind schon an der Arbeit. Man kann hier in der Türkei „Politik" machen! Man kann hier vielleicht den Erbfeind überm Rhein indirekt bekämpfen oder Gott endlich veranlassen, daß er England strafe.

Wie da die klugen Orientalen am Bosporus, die noch klüger sind als die in Angora, lächeln!!

Wie sie Ja sagen! Wie sie Nein denken!

Aber wie soll das Michel merken, wenn er immer stramm stehen muß!?

Er ballt ja nicht einmal die Faust, der gute Michel, weil er ja doch die Hand — die gestreckte Hand — an der Hosennaht halten muß.

Und wenn er das Maul aufmacht, darf er Zu Befehl! sagen. Darüber ist er so glücklich, der Gute.

Und so steht der volle Halbmond über Europa im Allgemeinen und der deutschen kaiserlichen Republik im Besondern und lächelt.

Da sprachen Herriot und MacDonald mit einander, und eine Wolke legte sich vor den Halbmond. Seither sieht man ihn nur im deutschen armen Reiche glänzen und glitzern, sodaß Alles wie Gold aussieht . . . Alles wie Gold.

O du guter, unverbesserlicher Michel!

Erinnerungen eines „Junkers“ von H. v. Gerlach

XV.

Wilhelm II. als Weidmann

Wilhelm II. ist mit verkrüppeltem linken Arm geboren. Er war also als Schütze gehandicapt, konnte nur par pistolet mit besonders für ihn gebauten Gewehren schießen. Wenn sein Schußbuch trotzdem Ziffern aufweist höher vielleicht als die irgendeines andern Zeitgenossen, so läßt das darauf schließen, daß er nicht nur viel Zeit, sondern auch beträchtliche sportliche Befähigung hatte.

Er schoß gut. Ein mir befreundeter schlesischer Großgrundbesitzer, der sehr skeptisch war, wollte sich selbst davon überzeugen, ob Wilhelms Rekordstrecken auch wirklich seine eignen und nicht wenigstens teilweise die seiner Leibjäger und Büchsenspanner seien. Unter Anwendung eines gehörigen Bakschisch gelang es ihm, sich in die Treiberkette bei einer Fasanenjagd einzuschleichen, zu der Fürst Hatzfeldt den Kaiser eingeladen hatte.

Er berichtete später ganz begeistert von dem, was er gesehen hatte. Wilhelm hatte fast ohne Fehlschuß die direkt auf ihn im schnellsten Fluge losstreichenden Fasanen zu Hunderten heruntergeholt. Die Büchsenspanner schossen nicht, sondern reichten ihrem Herrn nur immer die geladene Flinte zu. Fehlschüsse kamen nur vor, wenn Fasanen programmwidrig flogen, das heißt: nicht von vorn gestrichen kamen, sondern kurz vor der Schützenlinie aufstiegen. Also eigentlich leichter zu schießen waren. Aber auf solche Schüsse war Wilhelm nicht vorbereitet.

Es lag wohl an seinem körperlichen Fehler, daß er nur dann traf, wenn er es mit Wildarten zu tun hatte, auf deren Erlegung er sich eingeübt hatte. Sein Schußbuch weist riesige Ziffern, aber wenig Abwechslung auf. Er wollte vor sich nicht nur „mehr Volk“, sondern auch immer mehr Hasen, mehr Füchse und mehr Sauen sehen. Darum findet man in seinen Strecken kolossale Zahlen von Rotwild, Böcken, Schwarzwild, Hasen, Fasanen und Füchsen verzeichnet. Aber es fehlen ganz oder fast ganz die Kaninchen, die Enten, die Schnepfen, die Bekassinen, die Rebhühner, die Wachteln. Grade was den wahren Weidmann reizt: die Mannigfaltigkeit der Jagd, das war ihm ganz gleichgültig. Er wollte in möglichst kurzer Zeit möglichst große Massen schießen. Er war dem Zahlenrausch verfallen. Seine Natur war ja eigentlich eine Kreuzung zwischen dem Caesarismus eines Nero oder Caligula und dem Amerikanismus eines

modernen Filmregisseurs. (Nebenbei bemerkt: Was hätte der Mann der Welt schenken können, wenn er nicht Kaiser, sondern Kinomann gewesen wäre!)

Sehr peinliche Erfahrungen machte einmal einer seiner Gastgeber, der seine Ungewandtheit unbekanntem Wild gegenüber nicht kannte.

Es war der Graf Larisch in Böhmen. Bei dem hatte Wilhelm wiederholt phantastische Strecken an Fasanen erzielt. Wieder hatte er eine Einladung angenommen. Diesmal aber hatte sich der oesterreichische Magnat ein ganz besonderes Vergnügen für seinen hohen Gast ausgedacht.

Er hatte nämlich die Eier von vielen Hundert wilden Enten ausbrüten lassen. Diese Enten wurden jenseits eines Waldes in Käfigen gehalten, aber regelmäßig an der Ecke eines Sees in dem See gefüttert. Sie flogen natürlich, sowie die Käfige geöffnet wurden, über den Wald zu der Futterstelle hin.

Am Tage vor der Kaiserjagd gab man den Enten nichts zu fressen. Der Kaiser bekam einen üblichen Stand auf Fasanen an der Ecke des Sees. Kaum hatte er ihn eingenommen, so wurde der erste Entenkäfig geöffnet. Ein halbes Dutzend der verhungerten Tiere kam über den Wald auf Wilhelm losgesaust. Er schoß und — fehlte. Schon erschien die zweite Entenportion. Dasselbe Resultat. Und so ging es eine Viertelstunde lang. Mit Hunderten von Patronen wurden kaum ein paar Enten zur Strecke gebracht. Der Flug der Enten ist nämlich ein ganz andrer als der der Fasanen, auf den der Kaiser eingedrillt war.

Wilhelm war rasend. Sein Unfehlbarkeitsnimbus war zerstört. Nie wieder hat ihn der Graf Larisch zu Gesicht bekommen.

Als ebenso verfehlt, wenn auch aus einem andern Grunde, erwies sich der Versuch, den Kaiser auf Elche zu Schuß zu bringen. Die Riesentiere sind ja wirklich nicht schwer zu treffen. Aber sie sind schwer zu Gesicht zu bekommen, da sie nur in den unzugänglichsten Moorwäldern Ostpreußens hausen.

Den Kaiser lockte außerordentlich, das größte in Deutschland lebende Wild zu schießen. Von der Art der Jagd aber hatte er keine richtige Vorstellung. In der Oberförsterei Nemonien sollte der feierliche Akt der ersten kaiserlichen Elchjagd vor sich gehen. Stundenlang wurde S. M. im kleinen Kahn durch den Sumpfwald gestakt. Die Mücken kannten keine Rücksicht auf die Gottesgnadenhaut. Und es dauerte eine kleine Ewigkeit, bis der erste Elch sich zum Schusse stellte. Wilhelm hätte gern die Jagd abgebrochen, als er merkte, wie langwierig sie war. Aber mitten im Morast konnte man nirgends anlegen und sich im Auto retten! So mußte er durchhalten, bis zum bittern Ende, das kaum durch die Erlegung von zwei Elchen versüßt wurde. Wenigstens verschwor er sich dem ihn begleitenden Oberförster gegenüber: „Einmal und nicht wieder!" Dies Wort hat er auch gehalten.

Die erzwungene lange Ruhe bei der Kahnfahrt war ihm aus einem besondern Grunde besonders unheimlich gewesen. Er war sehr abergläubisch. Und einmal in seiner Jugend soll ihm prophezeit worden sein — von einer Zigeunerin, behauptete mein Gewährsmann vom alten Hofe —: er werde wie seine Eltern am

Krebs sterben, wenn er jemals länger als eine Stunde ruhig sitze. Nur ununterbrochene Bewegung könne ihn vor der furchtbaren Erbschaft retten. Darum seine ewige Unruhe; darum die Hofdiners so rasch serviert, daß ungewandte Gäste hungrig wieder aufstanden; darum die vorgeschriebene Kürze der Hofgottesdienste; darum der Unwille über gründliche Vorträge der Minister; darum der Verzicht auf eine Wiederholung der Elchjagd.

Am ausgiebigsten huldigte Wilhelm der Jagd in seinem ostpreußischen Revier Rominten. Es war ein rings eingegatterter Riesenwald, der vier Oberförstereien umfaßt. Nur Hirsche schoß er dort, zur Brunftzeit im Herbst. Der Bestand an Rotwild, der vorher 400 Stück betragen hatte, war auf 2400 gesteigert worden, um den kaiserlichen Quantitätsbedürfnissen Rechnung zu tragen.

Während des mehrwöchigen Aufenthalts in Rominten war die Jagd der vornehmste Daseinszweck. Das Regieren konnte ja nicht ganz eingestellt werden. Aber es kam erst in zweiter Linie. Sobald irgendein starker Hirsch schrie, mußte das nach dem Jagdschloß telephoniert werden, damit der Kaiser sofort hinfahren und ihn schießen konnte. Lief das Telephonat ein und Wilhelm schlief, so mußte er gleich geweckt werden. Traf es während eines noch so wichtigen Ministervortrags ein, wurde der sofort abgebrochen. Minister und Staatsangelegenheiten können ja warten. Schreiende Hirsche warten nicht.

Die Minister, die sich bei diesem Betrieb nicht zu retten wußten, hatten sich schließlich mit den Oberförstern in Verbindung gesetzt. Kamen sie in besonders dringlicher Angelegenheit nach Rominten, so meldeten die Oberförster vorläufig keine Hirsche. Glücklicherweise hatten diese wackern Beamten bei allem anerzogenen Byzantinismus doch noch mehr Sinn für die Staatsnotwendigkeiten als ihr Allerhöchster Herr.

Trotz der Jagdpassion und trotz Anwesenheit der Gattin langweilte sich Wilhelm oft in dem einsamen Rominten. Die Oberförster zerbrachen sich deshalb den Kopf, wie sie ihm den Aufenthalt etwas unterhaltsamer gestalten könnten.

Einmal brach kurz vor Wilhelms Ankunft ein kleiner und völlig ungefährlicher Moorbrand aus. Die Oberförster ließen das Moor ruhig brennen. Ein paar Tage nach seiner Ankunft wurde ihm als große Neuigkeit gemeldet: Waldbrand! Er eilte im Auto hin und war begeistert. Das war einmal eine Abwechslung! Die ganze kaiserliche Familie mußte sofort nachkommen. Alle gruben und „retteten", er selbst vornan. Die eigentliche Arbeit freilich wurde von der Pionierkompagnie gemacht, die immer während des kaiserlichen Aufenthalts nach Rominten kommandiert wurde und kaum wußte, womit sie alle die Wochen totschlagen sollte. Diesmal aber hatte sie ein paar Stunden wirklich zu arbeiten. Alle Pionieroffiziere bekamen deshalb einen Orden, während sonst nur der Hauptmann damit bedacht wurde. Wahres Verdienst konnte im kaiserlichen Deutschland ja immer auf Anerkennung durch einen Orden rechnen.

Viel unterhaltsamer als die Jagdwochen in Rominten fand Wilhelm die Jagdtage in Donaueschingen bei seinem Freunde, dem Fürsten Max Egon von Fürstenberg. Da fuhr er ohne Familienanhängsel hin. Am Tage wurden Füchse gejagt, die nur

in Fürstenbergs Wäldern in Massen vorkamen, da sie dort unter Hintansetzung jedes andern Jagdzwecks Wilhelm zuliebe systematisch gezüchtet wurden. Abends hatten die holden Priesterinnen der leichten Muse ohne engherzige völkische oder nationalistische Beschränkung das Wort. Fürst Fürstenberg war ein in Wilhelms Psyche vollendet bewanderter Gastgeber, der das ganze Jahr über die gepfeffertsten Geschichtchen sammelte, um damit die donaueschinger Gastfreundschaft zu krönen.

Wilhelm war als Weidmann ebensowenig bequem wie sonst. Wer seinem Größenwahn nicht Rechnung trug, der hatte bei ihm ausgespielt. Vor allem galt ein Dogma: Der Allerhöchste muß immer die höchste Strecke haben. Wenn das nicht klappte, dann gab es Krach.

Das Malheur passierte einmal auf der Hofjagd in Ohlau. Dort vollzog der Kaiser alljährlich einen Massenmord an Hasen in einigen riesigen Kesseltreiben. Der Jagdleiter, der dortige Forstmeister Gudowius, wußte natürlich genau, welchen Wechsel die Hasen mit Vorliebe innehielten. Diesen Gang bekam Wilhelm.

Aber in einem Jahr hatte der deutsche Gott nicht für das obligatorische Hohenzollernwetter gesorgt. In der Nacht vor der Hofjagd hatte es gegossen. Die zu bejagenden Felder waren teilweise überschwemmt. Auf dem Gang des Kaisers stand großenteils Wasser. Da der Oberförster sich sagte, daß die kaiserlichen Extremitäten auf keinen Fall mit dem Wasser in Berührung kommen dürften, ließ er in der Frühe Bohlen legen, auf denen Wilhelm trockenen Fußes avancieren konnte.

Also geschah es. Ungefährdet wie die Juden durch das Rote Meer ging er durch den Kessel. Aber leider war rechts und links von ihm Wasser. Und da die Hasen keine Schwimmhäute haben, mieden sie die kaiserliche Nähe und strebten nach trockenern Gestaden hin. Dort ging ein zum ersten Mal an einer Hofjagd teilnehmender und darum mit den Sitten und Bräuchen einer so hohen Veranstaltung nicht ganz vertrauter jüngerer Junker. Der freute sich über den unerwartet gewaltigen Anlauf und schoß, was seine beiden Flinten hergeben konnten. Als dann der Kessel zu Ende war und Gott den Schaden besah, da lagen auf seiner Strecke ein paar hundert Hasen, auf der Wilhelms aber kaum fünfundzwanzig.

Wilhelm brach sofort die Jagd ab. Die von ihm zu Jagd und Jagddiner eingeladenen schlesischen Granden und hohen Beamten überließ er ihrem Schicksal. Er selbst enteilte nach Breslau, wo er sich im Kreise des Offiziercorps seiner ersten Kürassiere seinen Aerger herunterspülte. Die Jagd in Ohlau hat er nie wieder besucht. Der Jagdleiter aber wurde kurz darauf nach einer entlegenen pommerschen Oberförsterei strafversetzt.

Ja, mit hohen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Wilhelm konnte sehr gnädig sein. Aber man mußte seine Gnade auch verdient haben.

Eine Republik zu bauen aus den Materialien einer niedergerissenen Monarchie, ist freilich ein schweres Problem. Es geht nicht, ohne daß erst jeder Stein anders gehauen ist, und dazu gehört Zeit.

Lichtenberg

Drache Wohnungsamt von Albin Gorter

Während des Krieges, eigentlich im letzten Kriegsjahr, war im besetzten Gebiet des Ostens folgende lustige, für uns wenig schmeichelhafte Geschichte im Schwange. Dasjenige Volk, so hieß es da, werde den Krieg gewinnen, das die stärksten Nerven habe. Um dies festzustellen, wurden ein Russe, ein Franzose und ein Deutscher mit einem Ziegenbock zusammen in einen Stall gesperrt. Der Erste, der aus dem Stall flüchtete, war der Russe; als Zweiter lief der Franzose davon; der Dritte, der das Freie suchte, war — der Bock! Der Deutsche harrte am längsten aus.

Der Ausgang des Krieges hat der Weissagung leider nicht recht gegeben. Das geduldigste, das langmütigste Volk hat den Krieg verloren; aber vielleicht hat es ihn grade deshalb verloren. Denn was hat sich der deutsche Michel nicht Alles gefallen lassen! Hunger und alle erdenklichen Entbehrungen nahm er als selbstverständlich hin; Kohlrüben und Dörrgemüse, Eichelkaffee und Klippfisch waren sein Speisezettel; als die wöchentliche Ration auf 1600 Gramm verfälschten Brotes herabsank, ließ er sich noch durch die Sommerzeit eine Stunde vom täglichen Schlafe rauben; wegen einer Rolle Garn mußte man stundenlang anstehen, und es gab Atteste, die einen davon befreiten, aber deren Erlangung erst recht Zeit und Nerven kostete — alles Dinge, die Gott in den sechs Schöpfungstagen wahrhaftig nicht vorausgesehen hat.

Eine der traurigsten Erscheinungen der Nachkriegszeit ist die Wohnungsnot. Sie ist in allen Ländern, auch in den siegreichen, zu spüren. Deutschland, gewohnt, auf dem Wege der Rationierung und „Erfassung" alle sozialen Schwierigkeiten zu lösen, rief eine neue Institution ins Leben: das Wohnungsamt. Mag der Gedanke, theoretisch genommen, seinen Sinn gehabt haben (indem freiwerdende Wohnungen vor der Verschiebung gerettet und wirklich Bedürftigen zugänglich gemacht werden sollten): die Praxis hat schnell die vollständige Verkehrtheit der Maßnahme erwiesen. Heute schleppt sie sich nur noch wie eine ewige Krankheit fort.

Man mache einen Versuch und erlasse eine Rundfrage an das Publikum, was es über diese Behörde denkt — die Antwort wird lauten: Eine Plage der Menschheit! Eine Geißel Gottes! Das mittelalterliche Halseisen! Vor ein paar Jahren wollte meine Nachbarin, die ein Dienstmädchen suchte, in unserm Bezirksblättchen eine Annonce aufgeben. Da ihre Wohnung ein besonders schönes Mädchenzimmer enthielt, wollte die Frau diesen Umstand in der Anzeige besonders hervorheben. Der Mann am Schalter machte sie jedoch darauf aufmerksam, daß zu solchem Inserat die Genehmigung des Wohnungsamtes gehöre, und als sie ihn darauf verdutzt ansah, bemerkte er lachend: „Aber ich bitte Sie, meine Dame, das Wohnungsamt ist doch nicht dazu da, um Wohnungen zu verschaffen!"

In der Tat: es ist nicht dazu da. Es ist dazu da, um Die, die Wohnungen haben, zu verfolgen und zu drangsalieren und so das Spitzeltum und Denunziantentum großzuziehen. Es ist dazu da, um strenge Ordnung zu halten und darüber zu wachen, daß nicht etwa von den vielen Tausenden, die auf der Liste stehen,

Nummer Fünf sich vor Nummer Eins in den Besitz einer Wohnung setze. Es ist dazu da, um ein Heer von Beamten zu unterhalten und den übelsten Kommißton, der sich sonst vielleicht verloren hätte, weiter zu pflegen. Das Nächstliegende, worauf die Leute am ehesten hätten kommen sollen, ist ihnen in der langen Zeit, die sie bestehen, nicht eingefallen: in jedem Amt wenigstens ein paar Räume zu vorübergehendem Aufenthalt für Obdachlose einzurichten. Ich kenne einen Fall, wo eine Frau, die nicht ohne Schuld des zuständigen Wohnungsamts von ihrem Wirt auf die Straße gesetzt worden war, sich an ihr Amt hilfeflehend mit der Bitte wandte, man solle ihr wenigstens ein Nachtlager verschaffen, und abgewiesen wurde mit den Worten: „Wir können Ihnen nicht helfen."

Wehe aber dem Opfer, das in ihre Fangarme geraten ist! Weder wird vor der Zerstörung von Kulturgütern Halt gemacht, noch werden die heiligsten Familiengefühle geschont. Die Verfolgung macht nicht Halt vor Dem, der geistiges Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, und dessen Wirken der Allgemeinheit zu gute kommt. Zwar steht Jedermann das Recht der Beschwerde zu, und es gibt nicht weniger als drei, wenn man will, sogar fünf Instanzen, an die man sich wenden kann, ein Beweis dafür, wie schon vom Staate selbst gleich die Notwendigkeit erkannt worden ist, die von ihm geschaffene Institution zu kontrollieren. Aber nicht nur wird diese Tatsache von den Aemtern streng geheim gehalten: auch Der, der sie zufällig erfährt und von ihr Gebrauch macht, bekommt zu hören, daß die eingelegte Beschwerde ihn vor inzwischen erfolgenden Zwangsmaßnahmen nicht schützt, daß ihm also, dem unschuldigen Staatsbürger, ein Recht verkümmert wird, das sogar der Schwerverbrecher genießt: nämlich selbst gegen die Todesstrafe noch die lebenverlängernde Berufung einzulegen.

Und nun zu den Methoden, die angewandt werden. Wohnungslose müssen Jahre warten, bis man sie befriedigt; gilt es aber, Einen aus einem ihm liebgewordenen Heim zu vertreiben, so sind in kürzester Frist leerstehende Wohnungen in Hülle und Fülle für ihn vorhanden. Handelt es sich darum, einem Opfer ein Versprechen zu entlocken, aus dem man ihm nachher einen Strick drehen kann, so wird vor Unterschlagung von Entscheidungen, vor Drohungen, zu denen man nicht berechtigt ist, vor gradezu sadistischen Peinigungen nicht zurückgeschreckt. Nichts bleibt unversucht, um den Märtyrer zu hetzen und zu ängstigen. Und das Alles im Namen des „sozialen Wohls". Wäre das Vorgehen aber gerecht, brauchte man da zu solchen Mitteln zu greifen?

Diese Einrichtung dient nur noch dazu, eine Korruption ohnegleichen groß und fett zu ziehen. Als ich das letzte Mal auf dem Wohnungsamt zu tun hatte, sah ich im Raum diesseits der Barriere an der Wand einen Mann sitzen, der mir dadurch auffiel, daß er mit halb abgewandtem Gesicht gespannt mein Gespräch mit dem Mann jenseits der Barriere verfolgte. Er mußte also hören, daß ich, wieder einmal, abschlägig beschieden wurde. Als ich ging, ging er auch. Auf der Straße sprach er mich an. Er sei ein früherer Beamter des Wohnungsamts. So wisse er, daß ich allein mein Ziel nie erreichen werde. Aber seinen alten Beziehun-

gen zum Wohnungsamt werde gelingen, mir Alles zu verschaffen, was ich begehrte. Es koste so und so viel. „Topp, schlag ein!" heißts bei Jackie Coogan. Ich schlug ein. Und was mir in vielen, vielen Monaten nicht geglückt war, das glückte jetzt in derselben Anzahl von Tagen meinem Beschützer — einem Menschen, wie ihn der Dichter sich wünscht: edel, hilfreich und gut.

Es soll allein in Berlin mehr als 250 000 Wohnungsuchende geben. Das ist der beste Beweis dafür, daß hier mit Rationierung und Erfassung nicht zu helfen ist. Würde man aber die Mittel, mit denen man die Aemter hält, und vor allen Dingen die Unsumme von Kraft, die verzettelt wird im Kampf der Wohnungsämter mit der Bevölkerung und der Bevölkerung mit den Aemtern, zum Bauen von Häusern verwenden: man würde bestimmt mehr Not lindern können. Hinzu kommt, daß die eigentliche Raumnot schon lange aufgehört hat, indem an möblierten Zimmern wie an leeren Wohnungen ein Ueberangebot besteht. Die Bewegungsfreiheit wird nur durch die Zwangswirtschaft gehemmt. Und dennoch läßt man die sinnlose, überlebte, allmählich faulig gewordene Institution am Leben und tötet damit einen der tröstlichsten Grundsätze der Verfassung: den Satz, daß die Wohnung jedes Bürgers „eine Freistätte ist und unverletzlich"

Zu diesen Deutschen von Jean Paul

Kurzsichtige Langhälse schreien über die Augenbrauen eines Monarchen, welche, so wie sie finster nieder- oder heiter aufwärts gehen, eine Welt senken oder heben; aber zeigt mir in der Geschichte nur einen republikanischen Boden fünf Kubikfuß breit, wo nicht dieselben Augenbrauen wüchsen! Jeder Minister, jeder Generalissimus in Rom oder Paris hat Haare über den Augenknochen, an deren einem Länder über dem Abgrund hängen. Glaubt Ihr Menschen denn etwa, daß Ihr nicht kleinlich und Opfertiere des Zufalls wäret, und daß Ihr nicht Gott tausendmal dankt, wenn ein andrer aus Höflichkeit sich in eurem Namen — entschließet? Warum achtet Ihr die Gewohnheit so sehr, diese Geschäfts- und Waffenträgerin der Willenlosigkeit, und den Gebrauch, diesen Kurator des abwesenden Geistes?

Kommt Ihr und die Frösche nicht um, aus euren stehenden Teichen in frisches, immer reges Flußwasser geworfen?

Duldet Ihr nicht höchstens nur ein Original, wie Lübeck nur einen Juden, und Millionen Kopisten anstatt umgekehrt so viele Originale und wenige Kopisten? Und brütet nicht jedes Original grade sein Gegenteil aus, den Nachahmer und Affen, und sitzt daher nicht in den deutschen und kritischen Wäldern der gemeine Affe, der Schweineschwanzaffe, der Hundskopf, der weiße Bartaffe, der schwarze, der mit dem flügelähnlichen Bart, der Hutaffe, der blau-, der weißmäulige, der Gibbon, unzählige Paviane und noch mehrere Meerkatzen?

Endlich, da die auslaufende Menschheit wie eine Sanduhr doch nur wieder geht durch Umkehren: wenden sich nicht die Menschen wie zusammengeschichtete, nach Amerika adressierte Soldaten in Schiffen wieder zu gleicher Zeit und in Masse um, sodaß dabei mehr eine Reformation herauskommt als Reformierte?

Ich bescheide mich daher gern, daß die sattelfesten, steif gestiefelten Deutschen mir auf alle jene weit von einander entlegenen Gleichnisse von ihrer Sattelfestigkeit nur mit wahrem Abscheu nachgesprungen sind.

Döblins neuer Roman von Frank Warschauer

Döblins neuer Roman: ‚Berge, Meere und Giganten' (erschienen bei S. Fischer) ist ein Geschichte der Menschheit in den nächsten Jahrhunderten. Wie ein Flugzeug zuerst über den Boden rollt und dann in den Himmel emporsteigt, so erhebt sich dieser Roman in seinem Verlauf in die Sphäre der Sage: er steigt auf zu einer ausgebreiteten, fremdartigen, neuen Mythologie; zu einem Mythos von Feuer, von den winzigen, mit ungeheuern Geisteskräften begabten Menschen, von riesigen, gestaltlos-gestalthaften Untieren, von sagenhaften Kämpfen der Wesen auf der Erde und im Himmel. Geschichte und Sage, einst verschwistert, werden wiederum einander zugeführt.

Es gibt genug Märchenbücher des zukünftigen Erdenlebens; da ist Wells mit seinen utopischen Romanen, leicht gefügten Gebilden, in denen die Verwirklichung irgendeines Wunschbildes gezeigt wird. Es gibt da angenehm vervollkommnete Welten, in denen die Menschen so vorzüglich und klug erzogen werden, daß in ihnen nichts Böses keimen kann; oder Einer erfindet ein Mittel, durch das die Geschöpfe zu riesiger Größe wachsen können; das wird mit freundlicher Miene erzählt und sinnvoll ausgesponnen, zur Unterhaltung und Belehrung des Lesers. Die Robotters waren auch nicht übel, die künstlichen Menschen Capeks; aber dies und vieles Derartige sind Randbemerkungen oder etwas ausführlich geratene Späße.

Döblins Werk dagegen ist ein Kosmos; ein weiträumiges, mächtiges, vieldeutiges Gebilde, lebendig in tausend Formen, Leben schaffend und vernichtend. Ein Werk, in dem alle Farben des Regenbogens spielen; das vom Grauenhaften, vom verwirrend Entsetzlichen zum Mild-Anmutigen reicht mit allen Schattierungen in der Mitte. Voll höllischen Feuers, es hinterläßt Brandwunden; dann wieder sanft wärmend. Zuweilen hold erklingend mit dem Ton der Flöte; und bald so zerreißend schrill, daß es einem das Entsetzen bis ins Mark jagt. Oft aber hört man ganz andre Stimmen, die fast pedantisch belehren im ruhigen Tonfall des dozierenden Naturwissenschaftlers, und wieder andre, die vibrieren im Nachhall einer Erschütterung. Ein Buch, das den Leser mit scharfen Spitzen aufpflügt und in die Furchen die Körner seiner Gedanken wirft. Davon kann man, und das ist das Erste, gar nicht anders reden als im Ton der Ehrfurcht.



Das Werk ist in neun Bücher klar gegliedert, die wie neun mächtige Gesänge sind. Es beginnt einige Zeit nach dem großen Krieg, „den man den Weltkrieg nannte". Die Entwicklung der Technik saugt alle geistigen Kräfte der Menschen in sich ein; „die Maschinen, Apparate wurden zu Saugapparaten, die von Jahrhundert zu Jahrhundert, zuletzt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt intensivere Kraft entfalteten": mit diesem Satz ist eines der großen Themen des Buches bezeichnet. An die Träger dieser Entwicklung, die großen technisch-industriellen Gruppen geht alle Macht über; die politischen Staatsgebilde verschwinden, die politischen Regierungen werden beseitigt . . . Den Platz, den früher die Staatsmänner innehatten, nehmen jetzt die Menschen der Apparate-

ein; sie sind die Alleinherrschenden. Die Industrien aller Länder in der westlichen Welt verbinden sich, aus ihnen erwächst die neue Aristokratie der Industrieherren und Techniker, die sich gegen die Masse abriegelt und sich nur durch wenige, besonders erwählte Menschen erneuert. Die alten Rassen sind verschwunden, Europäer sind in die leeren, dünn bevölkerten Gebiete der andern Kontinente eingedrungen, deren Einwohner wiederum in ihre Länder strömen, die Völker und Rassen haben sich vermischt.

Massen von Menschen werden durch die Vervollkommnung der Maschinen überflüssig; unter ihnen kommt es zu Aufständen gegen die Macht der Maschinen, gegen die Maschinen selbst. Die Natur in den Menschen rebelliert gegen die Zivilisation: wie diese Aufstände ausbrechen, ungeheuer aufflammen, dann durch die Entwicklung erstickt werden, das ist ein andres der großen Themen des Buches. Sie stürzen sich in die Maschinen, um sich, um die Apparate zu zerstören. Epidemien der Selbstmorde, Epidemien des Tötens und Sengens entstehen und verschwinden.

Rascher wird nun das Tempo des technischen Fortschritts, immer abhängiger das Leben und die Existenzformen vom ruckartigen Entstehen und Verschwinden ganzer Industrien. Die größte Veränderung wird im sechsundzwanzigsten Jahrhundert geschaffen durch die Erfindung der künstlichen Meki-Nahrung; wunderbar ist die Vision der nun verfallenden, verödenden Erde: es hat ja keinen Zweck mehr, die Aecker zu bebauen, die Erde um die Erzeugnisse anzuflehen, die man selbst rascher und besser herstellen kann. Alles Leben konzentriert sich nun in den Städten, die sich zu ungeheuern, weit ausgedehnten Stadtschaften erweitern. Nicht wie die untätigen Massen ernährt werden sollen, ist in diesen Jahrhnderten das Problem, sondern wie es möglich ist, sie zu beschäftigen, ihre Zeit auszufüllen. Da wird der uralische Krieg begonnen, der Krieg zwischen den westlichen Mächten unter Führung des Imperiums London—New York und den Mächten Asiens.

Er wird schließlich abgebrochen, weil Keiner dem Gegner so weit überlegen ist, daß er ihn ganz besiegen könnte. Aber dieser Krieg hat die Natur der Menschen von Grund aus aufgewühlt. Mächtiger wird jetzt der Aufstand gegen die Technik, die sich indessen immer bizarrer und seltsamer weiterentwickelt. Es treten hervor die Gestalten von Männern, die an der Spitze märkischer Stadtschaften diktatorisch herrschend systematisch die Fabriken zerstören und die Menschen zwingen, wieder die Aecker zu bebauen, zu einem einfachern Leben zurückzukehren. Gegenbewegungen entwickeln sich, mit ungeheuerlichen Kriegsmitteln bekämpfen sich die Gegner. Um diese Zeit zerbröckeln die großen Machtgebilde, die international geeinten Industrien. Die Geschichte führt wieder zu Ereignissen in kleinen Bezirken, zu provinziellen Geschehnissen zurück, zu Kämpfen eng benachbarter Stadtschaften, Magdeburg und Berlin sind Feinde. Und fürchterlich verrohen die Menschen. Und übersättigt vom Wissen taumeln sie mystisch-religiösen Strömungen und einem dunkeln, poetischen Aberglauben zu. In allerhand Bünden einen sich, die das natürliche Leben suchen, gegen die Andern, die an die Technik glauben.

Da taucht der Plan auf, dessen Ausführung nun die Geschichte der Erde bestimmt: die Enteisung Grönlands. Mit phan-

tastischen Maschinen werden die Krater Islands aufgebrochen, über der ganzen Insel wird ein Netz aus Kristallen ausgespannt, in denen man die Glut in elektrische Kräfte verwandelt und aufspeichert. Im Besitz der Urkraft der Erde gehen die Menschen nun daran, einen neuen Kontinent zu schaffen, Grönland vom Eise zu befreien.

Sie spannen das Netz von Kristallen über Grönland aus, die elektrische Kraft verwandeln sie wieder in Wärme: und ungeheuer erhebt sich über dem Lande ein Brand, der die Gletscher und Schneemassen zum Schmelzen bringt. Das mythische Feuer weckt die Reste prähistorischer Pflanzen und Tiere, die in der Erde liegen: und riesige Geschöpfe bilden sich, sagenhafte Ungeheuer. Sie fluten über die Erde, mit sich tragen sie die Kräfte furchtbaren und verderblichen Wachstums, die die Menschen entfesselt haben. Was sie berühren, was ihr Blut berührt, das muß wachsen: Häuser, Pflanze, Tier, Gestein und Mensch, das muß wachsend ineinanderschmelzen und zu Grunde gehen. Sie verbreiten Entsetzen; aber nach einiger Zeit lernen die Menschen, auch jener Kräfte Herr zu werden, die in ihnen wirksam sind.

Immer kleiner wird die Zahl Derjenigen, die das technische Wissen haben immer größer der Abstand zwischen ihnen und der Masse. Für sie gibt es nichts Unmögliches mehr, so können sie sich in alle Geschöpfe verwandeln und Tote erwecken. Das sind die Giganten, die Herren der Erde, mächtig über Leben und Tod und dennoch kleine Wesen, die in ihrer geistigen Natur nicht von den andern Menschen unterschieden sind. Sie wissen gar nicht, was sie mit den ungeheuern Kräften anfangen sollen, leiden, sehnen sich nach einem andern Leben zurück, töten, verstümmeln, verwandeln zum Spaß, zum Zeitvertreib. Schließlich lassen sie sich zu Gebirgen werden; und nun schwindet ihr Bewußtsein, sie wollen nicht mehr Mensch sein, können es nicht; die Wandlung ist endgültig, sie sind wieder zu Erde geworden. Die übrigen Menschen aber leben weiter, ohne das Wissen und ohne die Technik, einfach, unmittelbar der Erde verbunden, wie vor Tausenden von Jahren.

*

Wie man sucht, den Umriß eines Gebirgsmassivs einer Kette von Gebirgen nachzuzeichnen, die Linie, die sich vom Horizont abhebt, so ist dies ungefähr die Silhouette der Fabel des Buches. Oder die Nachzeichnung einer Linie, in der ein breiter, mächtiger Strom von Erzählungen, Berichten, Märchen und Sagen fließt, gespeist von vielen Nebenflüssen. Denn dieses Werk ist nicht eines, sondern viele, ein Kreis von Geschichten.

Da ist nichts unmittelbar flach vor dem Leser, sondern Alles wächst hervor aus einem Untergrund von Dunkelheit, aus einer Dimension unendlicher Tiefe, aus der die Vorgebirge bald mehr, bald weniger nah an den Beschauer herantreten. Aus einem Nebel lösen sich die Gestalten und Begebenheiten. Oft ist Alles winzig und fern, wie durch ein ungekehrtes Opernglas gesehen, dann wieder nähert es sich, es treten große Figuren hervor, scheinbar deutlich, aber nicht anders als Gebilde eines Traumes.

Aber in diesem Auf- und Abwogen der Bilder und Bewegungen ist ein großer, deutlich erkennbarer Rhythmus. Immer

wieder dieses Anstürmen, Zurücksinken, Gehemmtwerden, Wiederanstürmen. Die Menschen werden getrieben, gepeitscht, ihre Kräfte zu vervielfachen, viele wenden sich zurück, möchten umkehren, aber das sind Abtrünnige, sie werden verfolgt und gepeinigt, der Kampf geht weiter, der Kampf um die äußerste Macht, die vollkommene Herrschaft über die Natur. Bald scheint die Natur zu siegen, die Kräfte, die von den Menschen entfesselt werden, wenden sich gegen sie; aber sie raffen sich auf und machen sich dienstbar, was sie unterwerfen wollte. Und doch triumphieren sie nicht.

Das ist ein großes Heldenlied von den Menschen dieser Epoche, in der wir leben, von ihren Leiden, Entbehrungen, Fahrten und ihrem Glück. Ein Lied von den Menschen, die sich alles Wissens und alles Könnens bemächtigen wollen. Ein Mythos vom Schicksal Derer, die sich das Feuer holen, nicht vom Himmel, sondern aus den Tiefen der Erde; und auch ihnen zerhackt der Adler die Leber.

Es geschieht nicht gewaltsam, daß diese Mythologie Alles umfaßt, was es auf der Erde gibt: Menschen, Pflanzen, Länder und Tier und die von Wenigen erschaute Welt der Maschinen. Dieser Dichter hat einen Blickpunkt, von dem aus ihm Alles auf der Erde belebt und wesenhaft erscheint, ohne daß er sein Gefühl zu vergewaltigen braucht: Frauenbünde ebenso wie Häuser, Steine, Menschen oder phantastisch neuartige Gefährte, „die Heuschrecken" genannt; die Erscheinungen der sozialen Welt, die wechselnden Gebilde der Gesellschaft und ihre Veränderungen, ihr Aufblühen, Wachsen und Verwelken, wie das Leben der Pflanzen oder die Gestalten einzelner großer oder kleiner Menschen, das Entstehen und der Tod riesiger Städte, wie die Macht von Maschinen und Apparaten. Wie leicht könnte er ein solches Gefühl nur plakatieren, wie manche Lyriker zu tun liebten; aber jede Zeile von ihm sagt eindringlich, unbezweifelbar, daß er es wirklich hat.

Nie trübt ihm das Gefühl die Exaktheit seiner Beobachtungen; und ein genaues Wissen ist das Fundament seiner Anschauungen. In diesem Werk, das die Epoche repräsentiert, erwächst der Mythos aus dem Geiste der Biologie und der Naturwissenschaften.

Stets ist die Empfindung durch Wissen genährt, durch Skepsis gehärtet; darin erweist sich der Dichter als Jude. Nicht als ob alle Juden so sind, aber es liegt auf ihrem Wege, so sein zu können. Mehr noch erscheint er mir jüdisch in der eigentümlichen Schichtung seiner geistigen Kräfte; die sind anders gelagert als bei dem Nichtjuden. Schwer zu benennen, worin die Verschiedenheit besteht; vielleicht ist es dies: das Gefühlte des Gedachten. Oder auch umgekehrt: das Gedachte des Gefühlten.

Denn da ist sehr viel gedacht: über den Einzelnen und die Vielen, über den Krieg, über Macht und Mensch, über Natur und Kultur, über die Gesellschaft und die soziale Entwicklung — entscheidend, hartnäckig, unerbittlich gedacht. Und listig, wie dieser Dichter ist, hat er seinen Gedanken eine Form gegeben, daß man ihm nicht widersprechen kann, indem er sie in Geschehnisse auskristallisieren ließ. Sein poetisches Genie verbündete er mit dem

Scharfsinn, dem Wissen und einer ruhelosen, sehr kühnen Erfindungsgabe, keineswegs ganz unähnlich derjenigen, welche die Ingenieure haben.

Es gibt Werke, ich weiß es, die mit dem Flügelschlag der Schwalbe oder des Adlers an den Menschen vorbeistreichen: dieses hier hat eher den Ton der Flugzeuge, das maschinelle, stetige, mit hämmernden Energien erfüllte Surren. Was besagt das? In jeder Epoche sind Werke einer bestimmten Art möglich, andre aber unmöglich. Dies ist ein großes Epos dieser Zeit, und Gilgamesch ist ein andres Epos.

Zweites Trinklied von Hans Reimann

Es gibt Menschen, die am eignen Daumen saugen
Bravo
Es gibt Menschen mit famosen Hühneraugen
Pfui Spinne
Hornhaut wächst dem braven Bacchusknecht im Schlund
Bravo
Im Gehirn jedoch ist Hornhaut ungesund
Pfui Spinne
Kukirol entfernt im Nu die dickste Borke
Prost Knorke

Kenner schlürfen Bowle gern aus Säuglingsflaschen
Bravo
Es gibt Menschen, die sich aus Prinzip nicht waschen
Pfui Spinne
Dreck verdeckt die Sommersprossen und hält warm
Pfui Spinne
Sunlichtseifenbowle läutert Herz und Darm
Bravo
Statt der Seife nimmst du besser Ananas
Prost Naß

Tante Malchen, die an Spiritismus litt
Pfui Spinne
Soff mit wahrer Leidenschaft den blanken Sprit
Bravo
Eines Abends hatte sie zuviel gesoffen
Bravo
Und sie sah den Spiritistenhimmel offen
Pfui Spinne
Freiherr von Schrenck-Notzing gab ihr einen Kuß
Prost Stuß

Es gibt Menschen, die gern Schwefelsäure trinken
Pfui Spinne
Es gibt Menschen, die vor lauter Dummheit stinken
Gott Gambrinus hat mit Märzenbier regiert
Bravo
Bravo
Manche pietschen Kaisertinte, gut frappiert
Pfui Spinne
König Friedrich August, der verabscheut das
Prost Naß!

Der Kaufmann von Venedig von Alfred Polgar

Ein Schwarzalbe steht gegen eine übermächtige Mehrheit von sozusagen Lichtalben, ein ganzer Unmensch gegen Dutzendmenschen, ein abscheuliches Antlitz gegen eine Fülle leerer Masken. Der Zuschauer kann für keine Partei Partei nehmen, das Empfinden, mit dem er den Kampf verfolgt, ist gewissermaßen: eine zerrissene Antipathie. Mit unfroher Genugtuung erfüllt ihn, den Teufel um sein Opfer geprellt zu sehen, mit lächelndem Mißbehagen erlebt er, wie die Gradheit und Genauigkeit eines bösen Juden an dem talmudischen Dreh guter Christen zuschanden wird. Vielleicht steckt eben in diesem Dilemma des Zuschauers die Moral des Spiels, welche, auf eine einfachste Formel gebracht, lauten würde: Jedes Recht ist auch Unrecht (und, wie das Leben überhaupt, eine durchaus dialektische Angelegenheit).

Reinhardt sorgt für innige Verbindung des Leichten mit dem Schweren, von schwarzer Erde und blauem Himmel. Er läßt das Shylock-Trauerspiel von dem kreisenden Wirbel des Lustspiels erfassen und mitreißen. Das Trauerspiel behauptete sich, dank dem Stück Dämonie, das in dem Darsteller Kortner steckt. Das Lustspiel wirbelte wohl, jedoch ein wenig gezwungen. Lebemänner, Beaux, Spieler und Springer mühten sich um Mühelosigkeit, der Humor schwitzte genügend, um nicht in den Verdacht der Frostigkeit zu kommen, und die Grazien schwebten angestrengt. Die Schauspieler sind in Beschwingtheits- und Tempopflicht genommen. Wo es nicht natürlich in ihrem Glase schäumen will, gibt Reinhardt Schaum hinzu. Seine Instrumentation (der heitern wie der düstern Melodien des Spiels) ist sehr farbig, aber ein bißchen dick. Jede Sekunde scheint ausgebaut, mit groß- und kleinen Einfällen reich möbliert. Wie beredt zum Beispiel das stumme Spiel aller Beteiligten, wenn Bassanio sein Kästchen sucht, wie lebendig, aber auch wie zeitraubend! Die Gerichtsszene, nicht sehr glücklich in den Raum komponiert, hat ihre großen Steigerungen, und der Freudenausbruch nach längerer Generalpause ist eine Explosion, die dem Professor Feuerwerker alle Ehre macht. Es wird viel und laut geschrieen in dieser Gerichtsszene (im Schranken sowohl wie in der Kulisse und insbesondere im Krätzl der Antonio-Freunde), in der Luft, die sich die Spannung wiederholt macht, verweht ziemlich viel Text, und der arme Doge auf seinem Balkönchen gibt im Tumult eine klägliche Figur ab. Keinen Bezirksrichter würden Kutscher so despektieren wie hier Volk und Nobilität ihren höchsten Chef. Der fünfte Akt — da durch Dichters Magie das Spiel, befreit von Erdenschwere, in Sommernacht und Sternendunst sich löst — geriet ganz eng und luftarm. Das lag vielleicht am Raum und seinen Nöten. Aber nicht zu begreifen ist, daß Reinhardt die wundervolle Sprachmusik der Verse hier Schauspielern (sehr sympathischen Schauspielern) überließ, deren Organ so gar nicht „Musik hat in ihm selbst". Hinter der Szene Geigen und Harfen: das Instrument, auf das es ankam, Shakespeares Panflöte, schwieg.

Von diesem letzten Akt abgesehen, sind die Szenenbilder, die Professor Strnads Drehtürme im Nu heranführen, prachtvoll

schön, wenn es auch oft den Eindruck macht, als ob der dekorative Inhalt der Bühne, nicht Raum findend, sich ins Breite zu ordnen, in die Höhe gequetscht würde. Die Straße, wo Shylock wohnt, hat dessen düstern Charakter, und Porzias Brokatzimmer ist erfüllt von geziemend metallischem Glanz: die Aura, die das Haupt dieses pathologisch wohlhabenden Mädchens umleuchtet, scheint Tapete geworden. Die Kostüme, jedes einzelne herrlich, strotzen vom Prunk üppigster Renaissance. Ich vermute, Porzias Kästchen sind aus echtem Gold und Silber und nur das bleierne Imitation. Kurz: in diesem Theater wird nicht mit Wasser gekocht, und wenn, so doch mit goldhaltigem. Reinhardts Kunstreichtum dient der Reichtumskunst, was nicht köstlich ist, ist doch zumindest kostbar, und selbst das Unzulängliche opulent.

Kortner spielt den Shylock als Elementarwesen, das sich psychologisch zu begründen sucht. Um wilde Instinkte errichtet er einen Ueberbau gefühls- und verstandesmäßiger Rechtfertigung. Sein Shylock hat die Wahrheit der Natur plus der höhern künstlerischen Wahrheit des Symbolhaften. Was der Figur, voll Kraft und Irritabilität, voll Nerv und Muskel, fehlt, ist: Herz. Denn das muß Einer haben, um spielen zu können, daß er keines hat. Jedenfalls ist Kortners Shylock ein ganzer Kerl, ein Wolf, der nicht mit den Menschen heult. Und aus Fäden des eigensten dunkeln Seins ist die Verstrickung gesponnen, in die er gerät. Daß er, wenn Porzia gesprochen, augenblicks das Messer wegwirft, kann nicht richtig sein. Der Spruch trifft doch mit so vehementer Plötzlichkeit, daß er vorerst Erstarrung wirken muß, nicht Temperament auslösen. Und wenn schon Reflexbewegung, dann doch eine defensive, kein Wegwerfen, sondern eher ein Heranziehen des Messers, das der Spruch dem Shylock ja aus der Hand winden will.

Frau Wagners Porzia ist ein kluges, munteres, liebes Mädchen. Man muß ihr gut sein. Ebenso den lachenden Augen ihrer Nerissa, Fräulein Servaes, einer Schabernackerin ersten Ranges. Forsters königlicher Kaufmann ist würdig und sehr blaß. Er hat halt die Melancholie. Eine Freude, wie immer, Herr Hartmann als ritterlicher Bassanio. Er ist ein Sonne-Spieler, der Licht und Wärme in den Raum bringt. Wo er hintritt, sozusagen, wächst Gras. Jessica, die hinauf entartete Tochter eines schlimmen Vaters, war Frau Fischer. Nicht zu können scheint sie eine ganze Menge, was sie kann, verhüllte Befangenheit des ersten Auftretens. Vater und Sohn Thimig-Gobbo hatten viel Uebermut, noch mehr allerdings hatte der Uebermut sie. Mit der erquickenden, unbefangenen Jovalität, die meinen Freund Friedell vor Gott und Menschen angenehm macht, spielte er einen Schauspieler, der den Tubal spielt. Seiner Individualität kommt die Rolle — „ein wohlbegüterter Hebräer" — allerdings recht entgegen.

Der Abend von Ossip Kalenter

Flieder rauscht und Jasmin.
Schon sind die Sterne erwacht.
Fernher golden und kühl
Tönen die Glocken des Doms.

Liebende dunkeln schon
Sacht bei Gitarre und Wein.
Ueber die Gärten spielt
Süßer die Orgel der Traum.

Staatsbetriebe von Morus

Leon Sklarz in Wöllersdorf

Es ist nicht ganz leicht, sich in der Familie Sklarz zurecht zu finden. Wenn von den „Brüdern Sklarz" die Rede war, so waren damit meistens der große Georg, der Vertrauensmann prominenter Sozialdemokraten, und Heinrich gemeint, der in der Revolutionszeit beim Regiment „Reichstag" sich um die Verpflegung Verdienste erwarb. Bis in die jüngste Zeit brachte sich Heinrich durch Annoncen, in denen er „zuverlässige Beratung bei drohendem Vermögens- oder Kapitalsverlust, bei Differenzen mit Teilhabern bei Existenzgefährdung" („Glänzende Empfehlungen in ganz Deutschland") anpries, beim Publikum in freundliche Erinnerung. Daneben aber gibt es einen Bruder namens Jean, der in der Galerie der Sklarz-Affären nur eine periphere Rolle spielte, ferner Waldemar, den ehemaligen Pressereferenten für England im Auswärtigen Amt, und schließlich Leon Sklarz. In der ominösen Sklarz-Broschüre: ‚Der Rattenkönig', die einen ganzen Rattenkönig von Sklarz-Prozessen — man mußte an den berliner Gerichten schließlich besondre „Sklarz-Tage" ansetzen — und einen sozialdemokratischen Untersuchungsausschuß unter dem Vorsitz Wilhelm Sollmanns heraufbeschwor, wird Leon Sklarz „der anständigste der Brüder" genannt.

Herr Leon Sklarz fing als bescheidener Handlungsgehilfe bei der Maschinenfirma Schweitzer & Oppler in Berlin an, brachte es dort während des Krieges zum Prokuristen und, was bei so großen Werken nichts Alltägliches ist, sogar zum Mitinhaber. Nachdem die zahllosen Affären, die zum großen Teil allerdings von politischen Manövern gegen die Sozialdemokratie und von der mimosenhaften Empfindlichkeit der Brüder herrührten, den Namen Sklarz nicht grade in besonders rühmlicher Weise populär gemacht hatten, legten die andern Inhaber von Schweitzer & Oppler, Paul Oppler und Walter Tag, keinen Wert mehr darauf, mit Leon Sklarz zusammenzuarbeiten. Auch Sklarzens Buchführung hatte manche Eigenheiten. So sollte er unter der Bezeichnung „Englische Textil-Export-Gesellschaft" ein Separatkonto geführt haben, in dem auch der Name seines Bruders Georg oftmals vorkam. Auch andre vertragswidrige Geschäfte wurden ihm nachgesagt, und auf Grund deren forderten die Mitinhaber, Herrn Leon Sklarz die Vertretung der Firma zu entziehen. Dem Gericht genügten die Gründe nicht, und so bedurfte es neuer langwieriger Verhandlungen und gehöriger Abfindungen, um Sklarz loszuwerden.

Aus diesen Abfindungen entstand dann die Metallum A.G., die sich bald unter Sklarzens gewandter Leitung zu einem „Metallum-Konzern" auswuchs — ohne Konzern macht es man ja heute nicht mehr. Dieser Metallum-Konzern war nach kurzer Zeit kapitalkräftig genug, um sich an dem größten und kummervollsten Ueberbleibsel der k. und k. Heereswerkstätten, den Wöllersdorfer Werken auf dem Steinfelde bei Wiener Neustadt, maßgeblich zu beteiligen. Von den nominell 1 Milliarde Aktienkapital übernahm die Sklarz-Gruppe $45^2/_3$ Prozent, 21 Prozent ein oesterreichischer Ingenieur,

namens Adler, und $33^1/_3$ Prozent behielt der Staat. Und nun kam, sozusagen, neues Leben in die Ruinen. Nachdem die AEG sich vorher vergeblich bemüht hatte, Wöllersdorf neu aufzubauen, fand Sklarz, dessen Leute die Geschäftsführung hatten, den richtigen Weg zum schnellen Erfolg: er baute ab, und zwar im wörtlichen Sinne. Die Maschinen und Materialien, die man in Wöllersdorf nicht in Gang bringen konnte, wurden einfach verkauft und zwar zum großen Teil und zu offenbaren Schleuderpreisen an „Tochtergesellschaften" von Wöllersdorf, deren alleiniger Besitzer Sklarz war, vor allem an die ‚Iron Metall'.

Von Sklarz und seinen Kumpanen wird selbstverständlich jede Schuld bestritten, aber immerhin hat Sklarzens Generaldirektor Siegfried Neuhöfer bereits zugegeben, daß von den ursprünglichen Vorräten der Wöllersdorf-Werke im Werte von 85 Milliarden Kronen tatsächlich die Hälfte verkauft worden ist. Die Iron-Metall soll allerdings davon „nur" für 10 Milliarden, also 600 000 Goldmark geschluckt haben. Im übrigen beruft sich Neuhöfer — Herr Sklarz, gegen den ein Haftbefehl erlassen ist, ist vorsichtshalber nach Berlin verreist — auf die Vertrauensmänner des oesterreichischen Staates in der Verwaltung, die von allen geschäftlichen Transaktionen gewußt und sie gebilligt hätten. Wie es scheint, haben die fünf staatlichen Aufsichtsräte und der staatliche Vertreter im Exekutivkomitee wirklich allerlei gewußt — und geschwiegen. Ob die Untersuchung der Wiener Wirtschaftspolizei Licht in die Affäre bringen wird, oder ob Sklarz wieder, wie bei frühern Gelegenheiten als Ehrenmann, dem man nichts nachweisen kann, aus der Sache hervorgehen wird, bleibt abzuwarten. Vorläufig spielen die Sklarz-Leute nicht nur die gekränkte Unschuld, sondern machen sich auch noch anheischig, das Aktienpaket Adlers, der aus der Wöllersdorf A.G. ausgeschieden ist, dem Staat abzuknöpfen, um sich die absolute Majorität zu verschaffen. Es scheint, Leon Sklarz, der „anständgiste der Brüder", braucht nicht die zuverlässige Beratung seines Bruders Heinrich. Er hat allein genug Routine.

Berliner Porzellanmanufaktur

Auch unsre Staatsbetriebe haben zur Zeit ihren „Fall". Die Staatliche Porzellanmanufaktur (königlich Berlin) wird seit einigen Monaten von Rechtsparteien Sturm gelaufen. Dieses Ueberbleibsel Friedericianischer Merkantilpolitik war in den letzten Jahrzehnten unter der Leitung preußischer Bürokraten vollkommen heruntergewirtschaftet worden. Nach außen wahrte man eine gewisse künstlerische Fassade, aber innen war es schaurig. Schon in den Verkaufsräumen in der Leipziger-Straße konnte man sich davon überzeugen. Die Schaufenster sehr hübsch hergerichtet, ein paar vortreffliche Stücke geschmackvoll aufgestellt, aber innen im Laden standen dieselben Gegenstände, kompanieweise der Größe nach geordnet, wie auf dem Kasernenhof, und davor als lebendige Ladenhüter stramme Zwölfender, denen man an ihrem aufgewirbelten Schnurrbart (Jahrgang 1892/93) den ausgedienten Unteroffizier schon von weitem ansah. Eine schauerliche Leichenkammer. Und genau so war es in den oberen Regionen. Die letzten

drei Direktoren der Porzellanmanufaktur waren ein Verwaltungsjurist aus dem Ministerium, ein Bergrat aus dem schlesischen Kohlenrevier und ein Beamter der Oberrechnungskammer. Der Erfolg war dementsprechend: Beengung der künstlerischen Leitung, dabei stattliche Defizits selbst während der Inflationsblüte der deutschen Porzellanfabriken während der Inflation.

Im Frühjahr 1923 machte sich der Handelsminister Siering daran, zu lüften. Der Mode gemäß sollte die Porzellanmanufaktur in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und an die Spitze ein tüchtiger Kaufmann berufen werden, um den Betrieb nach priatwirtschaftlichen Methoden wieder in Schwung zu bringen. Also grade das, was von den Rechtsparteien, vor allem von der Deutschen Volkspartei bei allen öffentlichen Betrieben befürwortet wird. Aber diesmal war der Spiritus Rector der Sozialdemokrat Siering, und dieser Genosse besaß obendrein noch die Unverfrorenheit, sich als kaufmännischer Leiter einen aufs Beste empfohlenen Fachmann von der Porzellanfabrik Rosenthal zu holen, der in dem Verdacht stand, Sozialdemokrat und womöglich auch noch Jude zu sein. Nun hatte sich der neue Direktor Dr. Schneider politisch noch nie hervorgetan und war auch gar kein Jude, aber der Verdacht und die wohllöbliche Absicht, Siering eins auszuwischen, genügte, um ein Kesseltreiben gegen den neuen Mann zu veranstalten. Geschäftlich konnte man ihm zwar nichts am Zeuge flicken, aber dafür sollte er andre furchtbare Greueltaten begangen haben. So hatte er eine Offerte über zurückgesetzte Waren an eine Reihe von Ministern versandt und an die ersten Diener des Staates, darunter freilich auch die Herren Geßler, Jarres und Höfle, sollten von dem Gelegenheitskauf Gebrauch gemacht haben. Ein paar Monate lang sah Schneider sich die politischen Schikane an, dann packte er sein Ränzel und ging wieder zu Rosenthal nach Selb zurück.

Aber nun blieb noch der eigentliche Stein des Anstoßes, Herr Siering, übrig. Zum Glück hatte man auch gegen ihn „Material". So wird ihm zum Vorwurf gemacht, daß er den frühern Direktor der Porzellanmanufaktur Gohlke etwas plötzlich an die Luft befördert und dem neuen Direktor pekuniär günstige Bedingungen gemacht hat, die im Etat nicht vorgesehen waren. Die Deutschnationalen beantragten deshalb, von dem Volksparteiler von Eynern kräftig sekundiert, ein Mißtrauensvotum gegen Siering, das jedoch abgelehnt wurde. Immerhin erreichten sie die Einsetzung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses. Vor diesem Forum mußte nun auch der Gegenspieler Sierings, der volksparteiliche Finanzminister von Richter, aus dem Hintergrund hervortreten und er hielt es für angebracht, dem Handelsminister vor versammelter Mannschaft neben einigen schweren Amtsverfehlungen „absolut unkollegiales und unhöfliches Verhalten" vorzuwerfen. Damit ist der Krach im Preußenkabinett von den Beteiligten selbst in die Oeffentlichkeit getragen, und wenn der Untersuchungsausschuß sich auch bis zum 8. September vertagt hat, so ist es doch klar, daß einer von den beiden Kontrahenten wird gehen müssen. Wie die Dinge nun einmal liegen, kann dieser eine nur Siering sein, — wenn nicht darüber, in Verbindung mit dem Mietssteuerstreit und etlichen andern Differenzen die ganze Koalition in die Brüche geht.

Bemerkungen

„Deutsch"

Wenn heute Einer in Glauchau geboren und in Insterburg gestorben ist, dann rühmen ihm die Nekrologe nach, er sei ein „echt deutscher Mann" gewesen. Was soll er denn sonst gewesen sein? Ein Neger? Ein Kalulu-Indianer? Ein Eskimo? Natürlich war er echt deutsch. Aber man trägt das jetzt so.

Die ganze Borniertheit des Nationalismus spricht aus diesem Adjektiv. Es genügt, irgendeinem Krümel das Epitethon „deutsch" anzuhängen, und Kaffeemaschine, Universitätsprofessor und Abführmittel haben ihr Lob weg. Der Ursprungsort, der in den meisten Fällen selbstverständlich ist, wird in eine positive Bewertung umgelogen, und das ganze Land kriegt mit der Zeit den Größenwahn. Man kann keine Zeitschrift mehr aufschlagen, ohne daß einem auf jeder Seite dreimal versichert wird, Dieses sei deutsch, Jener habe deutsch gehandelt, und der Dritte habe nach deutscher Art Konkurs oder sonstwas gemacht.

Darin liegt nun nicht nur: Lob des Deutschtums — was noch erträglich und verständlich wäre, sondern der Ausschluß der gesamten übrigen Welt von obgesagten guten Eigenschaften. Das Kinderlied ‚Deutschland, Deutschland über Alles' mit seinem Sammelsurium von deutschen Weinen, deutschen Zigarrenkisten und deutschen Fehlfarben hat da viel Unheil angerichtet. „In echt deutscher Treue . . ." Gibt es südamerikanische Treue? Malaiische? Hinterborneosche? Vielleicht gibt es sie, aber sie ist nicht so schön, nicht so garantiert regenfest, nicht so „echt-deutsch". Ford kann für seine Wagen keine marktschreierischere Reklame machen als diese Echt-Deutschen.

Rührend ist an den Kirchturmnationalisten, daß sie alle wähnen, die gesamte Welt sei mit ihnen einig, bewundere, liebe und fürchte sie. Der Lieblingspoet meines Reichspräsidenten (ich weiß nie, ob er auch noch andre deutsche Dichter kennt), der echtdeutsche Hoffmann von Deutsch-Fallersleben hat es ja schriftlich: jene von ihm benannten Substantive „sollen in der Welt behalten ihren alten guten Klang". „Moi je prends une erangeade-mais une allemande!" sagen die pariser Chauffeure.

Aber es gibt ein altes Gesetz: je kleiner die Stationen sind, desto lauter werden die Namen ausgerufen. „Lippoldswerder!" brüllen die Schaffner, acht Mal. In Berlin ruft keiner. Es versteht sich von selbst.

Ignaz Wrobel

Diktatur der Vernunft

Als ich, müde der verlogenen Phraseologien deutscher Realpolitiker und angeekelt von der Feigheit der humanitären Verbände, den Entschluß faßte,

selbständig einen neuen Vorstoß für Fechenbach zu unternehmen, glaubte ich, auf einen Bundesgenossen bestimmt zählen zu dürfen: auf Heinrich Mann . . .

Denn ich wußte aus seiner Sammlung ‚Macht und Mensch‘, daß Zola ihm das Bild des großen Schriftstellers an sich bedeutet. Zolas unerbittliche Schärfe und Energie im Dienst von Wahrheit und Gerechtigkeit hatten Alfred Dreyfus befreit und die Nation gereinigt. Grade diese Eigenschaften des französischen Schriftstellers wirkten bestimmend auf Heinrich Mann und verwandelten den barocken Individualisten in einen denkenden Geistigen. Gaben ihm die Bereitschaft, Bindung zu den Mächten der Oeffentlichkeit, zu Staat und Politik, zu suchen.

Heinrich Mann strebte seinem Vorbild nach. Daß Zola ein „besseres“ Frankreich schließlich durchgesetzt hatte, war ihm Ansporn, aktiv der Neugestaltung des deutschen Chaos vorzuarbeiten. Er schrieb politische Aufsätze, einen Offenen Brief an den Reichskanzler und hielt die dresdner Rede zur Feier der Verfassung, auf die liberale Nerven entsprechend reagierten. Alle diese Aufrufe (als Buch unter dem Titel: ‚Diktatur der Vernunft‘ im Verlag Die Schmiede zu Berlin erschienen) wirken durch ihre Nüchternheit gespenstisch, sie sind kalt und temperamentarm, aber klar und bestimmt in These und Forderung.

Wen nimmt da Wunder, daß ich zuerst an Heinrich Mann schrieb, ihm meinen Plan darlegte und um seine Unterstützung bat! Las ich doch in seinem Aufsatz: ‚Europa, Reich über den Reichen‘:

> Für die meisten Gerichte sind nicht Jene die Hochverräter, die dem Land an der Schlagader sitzen: der ists, der sie nennt.

War das nicht eine deutliche Anspielung auf den Fall Fechenbach? Und die Worte:

> Sie (die Reaktionäre) tun recht, Personen, die ihr Geschäft stören möchten, als vaterlandslos . . . verfolgen zu lassen. Man sollte ihnen darin nicht unrecht geben. In unsrer Lage, die, solange wir es dulden, von der ihren nun einmal bestimmt wird, ist es gefährlich, Ausfälle ihrer Gegner mit Sympathie in den Zeitungen abzudrucken . . .

diese Worte sind doch für Fechenbach geschrieben, für die andern Justizmord-Aspiranten, für Zeigner oder Mühsam, vielleicht auch für die wenigen Publizisten und Redakteure, die ihr Leben als vollen Einsatz bieten, da sie den Augiasstall „amtlich“ geduldeter Mörder-Banden auszumisten versuchen?! Nein, sie sind ein Plaidoyer ante festum für Heinrich Mann selbst. Seine Antwort an mich lautet:

„Sehr geehrter Herr Pohl, zu viele andre Angelegenheiten erlauben mir nicht die Beschäftigung mit der von Ihnen vertretenen.

Hochachtungsvoll ergeben

Heinrich Mann.“

Ja, es ist gefährlich, „Ausfälle der Gegner mit Sympathie in den

Zeitungen abzudrucken". Weit gefährlicher, selbst Ausfälle zu machen, indem man seinen Namen und seine Stimme einem unschuldigen „Zuchthäusler" leiht. Solange man abstrakte Abhandlungen über die deutsche Situation schreibt, darf man aktiv und aggressiv sein. Wenn es gilt, zu einem Faktum Stellung zu nehmen, erlauben „zu viele andre Angelegenheiten nicht die Beschäftigung" mit diesem Fall.

Die Karte Heinrich Manns ist für mich ein Kulturdokument. Sie zeigt das wahre Gesicht des deutschen Intellektualismus, der, radikal in der Abstraktion, immer zurückschrickt, sobald eine Tatsache gebieterisch klare Entscheidung fordert. Diese Schriftsteller suchen Bindung zu ihrem Volke und können sie nicht erlangen, weil ihr Werk die Unverbindlichkeit abstrakter Schreibtischarbeit hat.

Anatole France konnte der Brennpunkt des heutigen Frankreich werden, da er als Kampfgenosse eines Jaurès seine Stimme dem Sozialismus lieh und so Bindung zu seinem Volke fand. Heinrich Mann schreibt „Belletristik", selbst wenn er dem Reichskanzler ein politisches Programm nahelegt. In diesem Appell stehen eindringliche Worte, die an Heinrich Mann selbst gerichtet sein könnten:

> **Die deutsche Tragik vollzieht sich immer auf Grund versäumter Gelegenheiten. Aber ich fürchte, daß selbst das säumigste Volksganze . . . Ihnen diesmal nicht verzeihen könnte.**

Ich kann es auch nicht . . .

Gerhart Pohl

Von Wedekind

Zu seinem 60. Geburtstag

An einem geistreichen Hof hätte Frank Wedekind vorzügliche Figur gemacht. Denn er war nicht nur klug, sondern auch außerordentlich höflich. Er war es bis zu dem Grade, daß ihn sicherlich neun Zehntel aller Menschen, die mit ihm in Berührung kamen, nur von der höflichen Seite kannten.

Er, der in seinem Bette gern eine Mönchskutte trug, wäre an einem Hofe nicht ungern ein funkelnder und lebensfreudiger Abbate gewesen. Es hätte ihm größern Spaß gemacht, im Gegensatz zu seinem Kleid den Unmoralischen zu spielen — als in der voraussetzungslosen Welt der Bohème den Moralischen. Er wäre klug und verschlagen genug für gewisse diplomatische Missionen gewesen. In seiner steinernen Maske und in seiner glatten Höflichkeit hätten seine schauspielerischen Bedürfnisse Genüge gefunden.

Dieser Mann aber war dazu verurteilt, eine Figur des Café Stephanie in München zu machen, wo es neben ihm nur noch einen geistvollen Kopf gab: den Grafen Eduard Keyserling. Nicht einmal ein Salon öffnete sich ihm. Er war für seine menschliche Wirksamkeit auf diesen blinden Seher Keyserling und einige Statisten angewiesen. Leute wie Halbe machten ihm nur so weit Spaß, als er mit ihnen spielen konnte, wie die Katze mit der Maus. Damit soll nicht gesagt sein, daß Halbe ein Statist war. Er war nur ein schlechter Schauspieler. Dann gab es noch einige Menschen, die halbwegs als Gleichberechtigte mit ihm verkehren durften: Karl Roessler und den Architekten Max Langheinrich, der ihm weniger Geist als Charakter, weniger Anregung als ein treues Herz zum Tausch mitbrachte.

Man darf nicht glauben, daß Wedekinds Sentimentalität so weit gegangen wäre, nun an Langheinrich gänzlich den Spott zu sparen. Aber Wedekinds virtuose Höflichkeit bestand ja darin, die Freunde seinen Spott nicht fühlen zu lassen. Er war überhaupt nicht ohne Gutmütigkeit. Wenn er Halbe gegenüber grausamer war, so vermutlich nur, weil er nicht fürchten mußte, edlere Teile zu verletzen.

Sonst war sein Spott ohne jede Koketterie. Er liebte es, eine ganze Gesellschaft an der Nase herumzuführen, absurdes Zeug

mit einem heiligen Ernst hinzustreuen, der Jubel weckte. Befand er sich in einem solchen Kreise und solcher Laune, so war es ihm höchstens peinlich, zu ahnen, daß irgendwer ihn durchschaute. Er hatte dann lieber den Spaß für sich. Ein Beispiel für seine Art:

Langheinrich, der Architekt, und sein Bruder, der Elektrotechniker, hatten ein neues Verfahren entdeckt, die sehr primitive Scharfrichter-Bühne mit Dekorationen zu versehen: die Anwendung des Projektionsapparats. Mit dem konnten freilich die schnellsten Szenenveränderungen durchgeführt werden. Man war so enthusiasmiert, daß man für Shakespeare ganz neue Möglichkeiten voraussah. Wedekind beteiligte sich scheinbar sehr lebhaft an der allgemeinen Ekstase. Er sagte, mit diesem Apparat könnten sogar die Scharfrichter den ‚Faust‘ aufführen. „Ohne Striche“, warf Jemand dazwischen. „Im Gegenteil,“ sagte Wedekind, „ohne Worte — oder fast ohne Worte. Nur Dekorationen, und für jede Dekoration nur immer ein bezeichnender Verspaar. Zum Beispiel Studierzimmer: Habe nun, ach, Philosophie, Juristerei und Medizin — fertig. Oder vor der Kirche: Mein schönes Fräulein, darf ichs wagen, Arm und Geleit Ihnen anzutragen?“ Auf diese Weise, phantasierte er weiter, müßte es gelingen, dem Volk den ‚Faust‘ nahezubringen. Und das wäre gradezu eine Kulturmission der Scharfrichter..

Wedekinds Worte wurden begeistert aufgenommen; nicht einmal die Tatsache, daß der Zuschauerraum der Scharfrichter ganze 100 Personen faßte, veranlaßte irgendwen, an Wedekinds Ernst von der Volkskunstmission der Scharfrichter einen Augenblick zu zweifeln. Daß Wedekind freilich damit auch ein Stück Entwicklung des Kinos mit bitter karikaturistischen Strichen vorgezeichnet hat, kann man erst heute bemerken.

Immerhin gab es stets Einige, die Wedekinds Höflichkeit an sich für einen diabolischen Scherz hielten und, da sie für ihr Teil nicht Geist genug hatten, zu erwidern, ihm lieber fernblieben. So kam es, daß man zwanzig Jahre lang mit Wedekind „ausgezeichnete Beziehungen“ unterhalten konnte, ohne ihm je nahezukommen. Heinrich Lautensack mußte sogar wahnsinnig werden, um sich einzubilden, er sei so etwas wie ein Lieblingsschüler Wedekinds. Allerdings war er einer der Wenigen, die es wagten, sich im Augenblick der Not an Wedekind zu wenden. In diesen Fällen gab Frank rasch und nobel.

Auch eine Heirat war bekanntlich ein Akt der Courtoisie. Freilich hatte er zu lange mit herabgezogenen Mundwinkeln von Anstand geredet, als daß er selbst hätte versagen dürfen. Er zog mit seiner Frau auch nicht in das wilde Schwabing, sondern in die höchst bürgerliche Prinzregenten-Straße. Die Wohnung soll mit erlesenem Ungeschmack eingerichtet gewesen sein. Mit Schaudern erzählten Eingeweihte von roten Plüschmöbeln. Aber das hatte

wohl — wie Alles in der Welt — seine Richtigkeit. Jedenfalls ersparte er den Mit- und Nachlebenden die Vorstellung, Wedekind hätte seine aus vielfacher Not hervorgebrachten Schöpfungen an einem höchst komfortabeln, nach dem Geschmack des neuesten oder gar eines überlieferten Kunstgewerbes erbauten Tisch geschrieben. Als Arbeitsraum bevorzugte er den großen Saal des Hofbräuhauses und die Torggel-Stube. Er hatte auch kein andres Papier als schwarzgedeckelte Notizbücher und Diarien der gewöhnlichsten Sorte. Seine Handschrift war schräg — impulsiv, nicht derb großsprecherisch-sinnlich, sondern fein und sonderlich geformt, mehr weich und zärtlich, fast altmodisch.

Das Publikum verachtete und fürchtete er wohl in gleichem Maße. In den Scharfrichter-Jahren gelüstete es ihn, dem Publikum die gewagtesten Bänkelsänge an den Kopf zu werfen. Aber ihm war dennoch vor jedem neuen Experiment dieser Art ehrlich bange. Er hatte richtiges Lampenfieber. Wenn das Publikum applaudierte, erschien er wohl, verbeugte sich aber kaum, zeigte höchstens seine Zunge. Und zitterte dabei wie Espenlaub.

Er ist von Verlegern vielfach betrogen worden. Aber selbst von den persönlichen Feinden, die er hatte, habe ich nie gehört, daß sie ihn einer hassenswerten Handlung geziehen hätten.

Paul Schlesinger

Haus mit Granaten

In Champigny an der Marne steht ein Haus, da stecken noch Granaten aus dem Kriege 1870/71 drin. Es ist ein kleines, braun angestrichenes Haus, und es liegt in der Rue du Four 18. „Souvenir historique" steht dran, und das ist es ja auch wirklich, wenn man bedenkt, daß damals ein Haus ruhig stehen blieb, nachdem man es einmal beschossen hatte. Es weist Einschlagspuren auf — aber weniger und leichtere als etwa das Mosse-Haus in Berlin vor seiner Renovierung —, und oben, zwischen den Fenstern der ersten und einzigen Etage, steckt noch ein Stückchen Eisen im Mörtel. Als historische Erinnerung hat mans stecken lassen.

Das Ganze wirkt, wie wenn Einer in einen Operationssaal, wo es auf Tod und Leben zugegangen ist, käme und sagte: „Oho! Ich auch. Ich habe mir da gestern den Nagel geklemmt, daß es nur so eine Art hatte!" Du lieber Gott, denken die Aerzte.

Uebrigens kümmert sich Niemand um dieses Monument staatlicher Anarchie. Nicht einmal die Kriegerdenkmäler sind hier sehr populär — obgleich der General Foch vor längerer Zeit einmal einem Jeanne-d'Arc-Denkmal seine Patronatsweihe gegeben hat, zu Ehren des lieben Gottes, qui s'est montré bon Français. Generale sind auf der ganzen Welt gleich. Manche nur etwas knotiger als der Rest.

Nein, also von diesen Dingen will hier Keiner mehr etwas wissen. Es gibt nichts, was so unpopulär wäre wie der Krieg. Hier ist ein so starker Friedenswille — oder sagen wir vielmehr: Wunsch nach Ruhe —, daß unsereins sich in Grund und Boden schämt. Sie haben den Krieg gewonnen, gewonnen, Herr Stresemann (was sich in Deutschland noch nicht herumgesprochen hat) — und in den Kriegsanthologien findet man kaum ein blutrünstiges Gedicht. Ich habe eine durchblättert, die im Verlag der ‚Renaissance du livre' erschienen ist — die jungen Soldaten, die da in den Gräben gedichtet haben, taten was? Sie beklagten ihre Toten. Die gefallenen Freunde, die Söhne, die Väter . . . und nur ganz selten sieht man darin so etwas wie eine Verwünschung des Deutschen.

Das Eisen sitzt im Kalk des alten Hauses. Die französischen Herzen sind ungepanzert und klopfen in menschlichem Takt.

Bei uns sind die Häuser polizeilich in untadligem Zustand. Das Herz sitzt, immer noch, rechts.

Peter Panter

Antworten

Demokrat. Was erwarten Sie eigentlich von der Partei, für die Sie gestimmt haben? Charakter? Rückgrat? Stärke? Es gibt Demokraten, die diese drei Eigenschaften haben, kein Zweifel. Aber immer, wenns ernst wird, werden sie überstimmt, lassen sich überstimmen — und, wie überall, siegt der Bonze.

Deutsche Hausfrau. Hier den fälligen Rudolf Herzog: „Ohne an die Abwehr der deutschen Schmach zu denken, wäre mir auch die deutsche Wissenschaft Fron und Seiltänzerei vor fremdem Zuschauerpöbel." Womit wahrscheinlich Anatole France, Gorki, Kipling, Selma Lagerlöf und Upton Sinclair gemeint sind. Ein Irrtum des werten Dichters. Es wird Seil getanzt, aber das Theater ist hundeleer.

Max Brück. In Nummer 22 hatte Johannes Fischart geschrieben: „Maretzky kam auf den Krücken des Landbundes grade noch in den Reichstag hinein. Lersner blieb draußen." Darauf stellten Sie in Nummer 25 fest, „daß der Held bei den Reichstagswahlen keineswegs draußen geblieben, sondern laut Reichsanzeiger vom 16. Mai auf Reichswahlliste (Landliste) gewählt worden ist." Und nun meldet sich wieder Johannes Fischart: „Mit der kleinen Notiz über Lersner, die ich erst jetzt, nach der Rückkehr von einer Nordlandsreise, zu Gesicht bekomme, haben Sie sich hineinlegen lassen. Solche Unmöglichkeiten gestattet denn doch unser Wahlsystem bei allen seinen Mängeln nicht. Lersner ist jedenfalls nicht im Reichstag." Aber dieser Reichstag ist so beschaffen, daß seine Wertlosigkeit nicht einmal dann größer sein könnte, wenn Lersner drin wäre.

Lehrer. Also das Preußische Kultusministerium führt wieder geheime Personalakten ein und nennt sie „Anstaltsakten"? Statt daß Sie sich darob an meinem Busen ausweinen: wehren Sie sich!

Lachkabinettbesitzer. Der sublime Kasimir war in Baden-Baden. Da kann Baden-Baden „gar nichts, gar nichts machen — da steht es machtlos vis à vis". Aber wir zum Glück nicht Herrn Edschmids Geschreibsel. „Amüsanterweise fuhr ich im Dezember nach Baden", spricht er und meint entweder: „Zum Amüsement" oder: „Es traf sich lustig" — oder Gott mag wissen, was da gemeint ist. Zugegeben, daß er es schwer hat: hier soll kein Buch entstehen, auf Luxuspergamentbütten, direkt von ihm abgezogen, sondern ein Zeitungsartikel für Alle. Verständlich und doch originell: das ist keine Kleinigkeit. Also sagt man: „Es sammelt sich hier die süddeutsche Eleganz mit der süddeutschen Herbe." Oder: „Pfingsten in dieser Stadt hat etwas von der Luft großer Reisen und jener Geste der großen Hotels und Dampfer." Ach, nein. In den großen Hotels und auf Dampfern hat, während Alle natürlich und gestenlos sind, nur eine Gattung eine Geste: die Friseure.

Deutsche republikanische Buchhändler. Darf man zu euch eigentlich im Plural sprechen? Ja? Warum laßt Ihr euch dann die dauernden Verunglimpfungen und heimlich hämischen Glossen, die Parteilichkeit und die Parteinahme eurer nationalistischen Kollegen im Buchhändlerbörsenblatt gefallen?

Reklamezeichner. Warum eigentlich flüchtet Ihr alle immer in die Romantik? Klassische Abzeichen, Directoire und Empire, mit Vorliebe das treudeutsche Mittelalter — und wofür? Um Zigaretten anzupreisen. Da werden Ritter und Mönche bemüht, Abessinier und Römer; und wenn Ihr euch wirklich einmal an die neue Zeit heranwagt, dann stilisiert Ihr sie biedermeierisch, und aus einem Finanzamtsschreiber der Gehaltsklasse VII wird ein zartes Gebild des Jahres 1830. Unsre Zeit gibt nicht so viel her? Das wird sich erst zeigen, wenn Ihr versucht, sie nicht umzulügen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.

Vom Fascismus von Hanns-Erich Kaminski

Turin, im Juli 1924.

Der Deutsche im Ausland, der notwendigerweise — es ist kein Verdienst dabei — einen weitern Horizont hat, erschrickt immer wieder über die Verständnislosigkeit der deutschen Presse in allen internationalen Problemen. Es ist gewiß begreiflich, daß die öffentliche Meinung unsres Landes (und die Presse ist nun einmal der Ausdruck der öffentlichen Meinung, wie das Wort der Ausdruck des Gedankens ist), von eignen Sorgen überlastet, jahrelang von der übrigen Welt abgesperrt, in erster Linie nach Frankreich und England blickt. Obgleich auch hier sich die Verständnislosigkeit darin zeigt, daß man allzu leicht und allzu gern glaubt, die politischen Kreise in England und Frankreich beschäftigten sich ausschließlich mit der Reparationsfrage.

Dieser Verständnislosigkeit entspricht jetzt die Gleichgültigkeit gegenüber der Meinung des Auslandes über Deutschland. Von Zeit zu Zeit macht man allerdings —, wie etwa während des passiven Widerstands —, einen Propagandafeldzug, bei dem die Verschwendung dann nur durch die Ungeschicklichkeit übertroffen wird. Aber daß die Andern nicht überredet, sondern durch die Wirklichkeit überzeugt werden wollen, begreift man offenbar nicht. Ich will hier nur auf drei Tatsachen hinweisen, die diese Gleichgültigkeit beleuchten.

1. Die deutschen Zeitungen kommen mit einer durch nichts gerechtfertigten Verspätung ins Ausland. Während man, beispielsweise, in Berlin die mailänder Blätter 36 Stunden nach dem Erscheinen lesen kann, braucht sogar die Frankfurter Zeitung 72 Stunden, bis sie in den norditalienischen Städten eintrifft. Die Folge ist, daß sie Niemand liest, und daß die Sprachenkundigen lieber nach den pariser Zeitungen greifen, die binnen 24 Stunden da sind und außerdem nur die Hälfte kosten.

2. Die italienischen Zeitungen lassen sich ihre Berichte über die deutsch-französischen Angelegenheiten fast ausnahmslos aus Paris telegraphieren, weil der französische Pressetarif unendlich viel billiger ist als der deutsche, und weil sie dort in Verbindung mit den Redaktionen der pariser Instanzen stehen, die ihnen ihren Dienst schon vor der Drucklegung zur Verfügung stellen.

3. Es gibt kaum einen Ausländer, der Deutschland nicht verstimmt über die hohen Sonderabgaben und hauptsächlich über die Unhöflichkeit, mit der man ihm überall entgegengetreten ist, verläßt.

Diese Propagandaprobleme sind freilich nicht mit Broschüren, die kein Mensch liest, zu lösen.

Nirgends aber ist die Verständnislosigkeit schädlicher, die Gleichgültigkeit unangebrachter als gegenüber Italien. Die deutschen Zeitungen haben Geld genug, um alle acht Tage einen andern Schriftsteller zur Besichtigung der Wolkenkratzer (nicht zur Uebermittelung aktueller Nachrichten) nach Amerika zu schicken — aber einen ordentlichen Nachrichtendienst aus Italien können sie sich nicht leisten. Immerhin sollte man bedenken, daß das Königreich, die dritte intakt gebliebene europäische Großmacht, heute eine größere Bedeutung hat als vor dem Kriege, und daß Deutschland hier auf wertvolle Sympathien rechnen darf. Vor allem aber müßte der Fascismus in keinem Lande genauer beobachtet werden als bei uns, wo doch die Gefahr einer Nachahmung dieses Experiments offen zu Tage liegt. Uebrigens hätte es genügt, wenn man auf unsern Redaktionen eine beliebige englische oder französische Zeitung gelesen hätte, um den Ernst der gegenwärtigen Krise in Italien zu ermessen. Tatsächlich sind die Vorgänge in Deutschland nur sehr lückenhaft bekannt geworden, und an gründlichen Kommentaren fehlt es beinahe vollständig.

Was ich davon gelesen habe, zeigte nicht nur eine völlige Verkennung der Grundlagen der italienischen Situation, sondern auch einen Blickpunkt, der gradezu . . fascistisch war. Aber im Grunde ist das vielleicht das Selbe. Wenn sogar die große demokratische Presse, dieser Paladin der Republik mit dem schwachen Rückenmark, das Märchen von dem großen Mussolini, der schon auf irgendeine Art Alles machen wird, zum Besten gibt, so beweist das eben einen Mangel an demokratischem Instinkt, der meilenweit hinter den Auslassungen von Blättern wie ‚Morning Post‘ oder ‚Temps‘ zurückbleibt.

Die Wahrheit ist, daß die Reaktion in Italien genau die gleiche ist wie überall: verlogen, phrasenhaft und durchsetzt mit einer Korruption, die nirgends besser gedeiht als im Schatten einer unkontrollierten Diktatur. Man muß schon Bürger eines Landes mit vierhundert ungesühnten Morden und mit drei täglichen Justizskandalen sein, um nicht vor einer Regierung zurückzuschaudern, von der hervorragende Mitglieder Mörder ausschicken, damit ihre Finanzschiebungen nicht ans Licht kommen. Die Legende von dem vierten Napoleon ist in jedem Falle zu Ende. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder hat Mussolini um die „Tscheka vom Viminal“ gewußt — dann gehört er ins Zuchthaus; oder seine nächsten Freunde und Mitarbeiter haben ihn ständig getäuscht — dann ist er . . . kein großer Mann. Immer aber ist er als Ministerpräsident und Minister des Innern der Ver-

antwortliche. Es mag schon sein, daß er in den Tagen der Krise schlecht geschlafen und sieben Pfund abgenommen hat: aber das war sicherlich nicht aus Mitleid mit dem armen Matteotti — es war nicht der erste Mord, den der Fascismus auf dem Gewissen hat —, sondern weil er um seine Regierung, um seine ganze politische Existenz kämpfen mußte und weiter kämpfen muß.

Denn wenn auch der Mord an Matteotti nicht das erste Verbrechen des Fascismus ist, so ist er doch sein sichtbarstes. Und Italien ist nicht Deutschland. Die öffentliche Meinung reagiert viel nachdrücklicher als nach dem Mord an Walther Rathenau, dessen Andenken man anscheinend schon wieder in offener Reichstagssitzung beschimpfen darf. Italien ist nämlich zwar nicht „das freieste Land der Welt", aber es ist ein Land mit demokratischer Tradition und demokratischen Instinkten. Die italienische Einheit ist nicht durch „Blut und Eisen", sondern durch Plebiszite geschaffen; die großen Politiker des Königreichs: Cavour, Crispi, Giolitti waren bei allem Personalismus immer Liberale und Demokraten. Und das Wort: Freiheit, das in Deutschland wie eine hohle Phrase klingt, hat in Italien einen Inhalt; Mussolini hat sich wiederholt dagegen verteidigen müssen, daß seine Regierung die „Freiheit" antaste. Unzweifelhaft würde er ebenso gern wie unsre „demokratischen" Regierungen mit dem ständigen Belagerungszustand, mit Zeitungs- und Versammlungsverboten regieren. Was ihn daran hindert, sind nicht moralische oder juristische Bedenken, sondern die Unmöglichkeit, dem Lande Dinge zuzumuten, die jedem Italiener als etwas Ungeheuerliches erscheinen. Soeben ist eine Verordnung erlassen worden, die den Präfekten das Recht gibt, Zeitungen auf dem Verwaltungswege zu unterdrücken. Aber diese Maßnahme stößt nicht nur bei der Opposition, sondern auch bei den fascistenfreundlichen Rechtsliberalen und sogar in den Reihen des Fascismus selbst auf deutliche Ablehnung, und man kann voraussehen, daß die Verordnung nur sehr vorsichtig zur Anwendung gelangen wird.

Das sind die psychologischen Bedingungen, die der Opposition einen Schwung und einen Nachdruck geben, wie man ihn in unsrer Republik vergeblich sucht. Auch die italienische Opposition ist an sich weder besser noch tapferer als anderswo. Aber indem sie nur erklärt, daß die Männer der zweijährigen Illegalität nicht die Männer der Legalisierung sein können, und nur verlangt, daß die fascistische Kammermehrheit das Problem der Gesetzmäßigkeit löse, ist sie über sich selbst hinausgewachsen. Turati durfte mit vollem Recht sagen, daß die Opposition, die sich auf den Aventin zurückgezogen hat, heute die höchste Autorität des Landes ist.

Der Fascismus kämpft als das, was er ist. Mit den Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen. Von Mussolinis Versprechungen der Legalisierung und Pazifizierung ist heute schon nicht mehr viel übrig geblieben. Die fascistischen Zeitungen fahren fort zu drohen; Karabinieri verjagen das römische Volk von der Stelle, wo Matteotti verschleppt wurde (und wo sich trotz alledem die Blumen täglich von neuem anhäufen); und die Miliz wird zwar auf den König vereidigt werden, aber sie bleibt eine rein fascistische Organisation und hat durch ihre Führer Mussolini noch einmal ihrer bedingungslosen Ergebenheit versichert.

Doch mit alledem fällt das Barometer des Fascismus von Tag zu Tag. Die Kriegsteilnehmer, bisher seine treuesten Anhänger, stellen ernsthafte Forderungen, die salandrinischen Liberalen ziehen sich sichtbar zurück, und die Zahl der fascistischen Abzeichen, die man auf der Straße sieht, hat überall bedenklich nachgelassen. Der Fascismus stürzt — und er stürzt unaufhaltsam — nicht so sehr über eine politische als über eine moralische Frage.

In der Gedächtnisfeier, die die Opposition für Matteotti veranstaltete, gab es vor der wundervollen Rede Turatis (am liebsten möchte ich sie übersetzen) einen Zwischenfall. Beim Namensaufruf der Anwesenden wurde aus Versehen auch der Name Matteottis aufgerufen. Einen Moment heroisches Schweigen. Dann riefen zwei, drei, vier, fünf Stimmen: „presente", und die ganze Versammlung erhob sich unter stürmischem Händeklatschen von ihren Plätzen. In der Tat: der tote Matteotti ist der furchtbarste Gegner Mussolinis. Unter dem Ruf: Es lebe Matteotti! kämpft das italienische Volk heute für seine Freiheit, wird es übermorgen aller Wahrscheinlichkeit nach den Fascismus begraben. Und es kämpft damit für die Freiheit der ganzen Welt. Nur in Deutschland vermag man dabei gleichgültig und verständnislos zu bleiben.

Zu dieser Dolchstoßlegende von Fontane

Jedem Besiegten wird es schwer, den Grund seiner Niederlagen an der einzig richtigen Stelle, nämlich in sich selbst, zu suchen.

Ich habe lange genug dieser Armee angehört, um zu wissen, daß Ehre das dritte Wort in ihr ist. Und dies beständige Sprechen von Ehre, von einer falschen Ehre, hat die Begriffe verwirrt und die richtige Ehre totgemacht.

Selbst das Marschierenkönnen, diese ganz gewöhnliche Fähigkeit des Menschen, die Beine zu setzen, ist uns in dem ewigen Parade-schritt verloren gegangen.

Unser Land ist nur Standquartier und Verpflegungsmagazin. In sich selber entbehrt es aller Ressourcen. Siegen wir, so geht es; aber Kriege führen dürfen nur solche Länder, die Niederlagen ertragen können.

Der Achtstundentag von Ignaz Wrobel

> Man sollte doch wohl die Hitlerbanden rüsten lassen. Denn Schießen ist die einzige Art, wie Deutschland Politik zu machen versteht.
>
> *Morus*

Der französische Arbeitsminister, Herr Justin Godart, hat mir eine Unterredung gewährt. Dies der Extrakt seiner Meinung über den Achtstundentag:

„Frankreich ist fest entschlossen, das Abkommen von Washington, das die internationale Festlegung des Achtstundentages zum Inhalt hat, in Gemeinschaft mit den großen europäischen Industriestaaten zu ratifizieren. Das französische Kabinett ist einstimmig der Ansicht, daß die von Deutschland vorgebrachten Einwände gegen den Achtstundentag nicht stichhaltig sind. Weder das Sachverständigengutachten noch die Reparationen berechtigen Deutschland zu seiner Weigerung: das Gutachten sieht ausdrücklich die gerechte und gleiche Verteilung der entstehenden Lasten auf alle Schichten vor und will die Verpflichtungen nicht allein auf die Arbeiterklasse abgewälzt haben. Was die Reparationen betrifft, so hat Frankreich seine eignen Wiederaufbauarbeiten auch mit dem Achtstundentag vollbracht. Die internationale Regelung der Arbeitszeit wäre eine Stärkung des Wirtschaftsfriedens und eine Ausschaltung der überflüssigen Konkurrenzanstrengung unter den europäischen Staaten. Deutschland ist in seinen Entschließungen frei; tanzt es aus der Reihe, so steht es auch in dieser Frage isoliert da und hat sich die wirtschaftlichen Folgen zuzuschreiben. Die Aufforderung, sich dem Washingtoner Abkommen anzuschließen, ist ein Appell an die deutsche Demokratie und an die deutschen Arbeiter."

Im Juni hat in Genf ein Internationaler Kongreß für Arbeitsfragen stattgefunden, und es war Alles da, was auf diesem Gebiet gut und teuer ist. Jeder Staat hatte seine Verantwortlichen, seine besten Leute gesandt. Deutschland Herrn Leymann. Wer kennt Herrn Leymann nicht? Auf der andern Seite hatten die Franzosen ihren Arbeitsminister, die Tschechen, die Engländer hatten Leute ersten Ranges — für Deutschland kam Herr Leymann. Kam, sprach und zerschlug in Gemeinschaft mit dem Großindustriellen Herrn Vogel, was nur an Porzellan zu zerschlagen war.

Am 23. November 1918 hat Deutschland den Achtstundentag gesetzlich eingeführt. Die Entwicklung ist bekannt: dank der gradezu trostlosen Führung der deutschen Sozialdemokraten, die in keiner Weise geistig vorbereitet in diesen Kampf gingen, und deren äußerste Anstrengung — wie bei allen dummen Menschen — nur von einer gewissen Bauernschlauheit und Gerissenheit zeugte, fiel eine Position nach der andern. Diese im Herbst 1923. Seitdem haben wir den „modifizierten" Achtstundentag; seitdem haben wir ihn nicht mehr.

Der Kongreß war über den Achtstundentag ziemlich einer Meinung. Besonders auf englischer Seite standen Arbeitnehmer, Arbeitgeber und Regierungsvertreter geschlossen dafür. Die Tschechen vorbehaltlos dafür. Sonst kaum Einwände. Godart verkündete, daß er der französischen Kammer so bald wie mög-

lich einen Gesetzentwurf über die Ratifizierung des Washingtoner Abkommens vorlegen wolle. Die Polen: dafür. Die Schweiz: Ablehnung der Abschaffung des Achtstundentages durch Volksentscheid. Der Engländer, Herr Poulton: „Die Vermehrung der Arbeitsleistung hat keine Produktionssteigerung zur Folge." Ausprobiert. Daß der Achtstundentag auch in dem Vertrag von Versailles („der die Arbeiter knechtet") im Artikel 427 gefordert wird, nebenbei. Alle Vertreter sind sich über die einheitliche Regelung dieser sicherlich nicht einfachen Materie einig. Godart weist noch einmal warmherzig und vernünftig auf die Wichtigkeit der acht Stunden für das Familienleben der Arbeiter hin. Dann steht Herr Leymann auf. (Daß Herr Brauns, oder wer ihn sonst geschickt, nur einen Vertreter auf Lager hat, der kein Französisch und kein Englisch kann, versteht sich bei uns von selbst.) Und Herr Leymann spricht:

„Im Herbst 1923 hat eine Summe von ungünstigen Umständen eine grundlegende Wandlung der deutschen Nationalwirtschaft hervorgerufen." (Ich zitiere nach dem französischen Protokoll.) „Die Besetzung der Ruhr und ihre bekannten Folgen, die außergewöhnliche Preissteigerung der Transportunkosten in Deutschland, der Zusammenbruch der Währung und ferner die sogenannten Micum-Verträge haben die Grundlagen des deutschen Wirtschaftslebens erschüttert." Hierauf: „Die Zahl der Arbeitslosen hat sich um fünf Millionen erhöht." Und das, um die Abschaffung des Achtstundentages zu verteidigen — ! Man habe „durch Kollektivverträge" die Zahl der Arbeitsstunden geregelt. (Der Kongreß konnte nicht wissen, daß diese „Verträge" sehr einseitiger Natur waren — auf der einen Seite die wahren Kriegsgewinner, auf der andern eine völlig machtlose, ausgehungerte Arbeiterschaft.) Und dann, emporgereckt, wie nur je ein deutscher Regierungsvertreter, wenn er eine Dummheit macht: „Die deutsche Regierung sieht sich zur Zeit außerstande, den Zeitpunkt, wo Abänderungen (der Abschaffungsverordnung von 1923) eingeführt werden können, genau anzugeben, noch auch das Maß dieser etwaigen Abänderungen. Sie sieht sich verpflichtet, sich alle Handlungsfreiheit auf diesem Gebiet vorzubehalten. Im Namen der deutschen Regierung habe ich außerdem zu erklären, daß Deutschland in keinerlei Erörterungen über den Gedanken einer Art internationaler Kontrolle über seine Arbeitszeit eintreten kann. Ein solcher Eingriff in seine Souveränität wäre unerträglich." Bumm. Dies hüben.

Drüben keine Spur von einer Kontrollanmaßung, nicht das leiseste Anzeichen eines Eingriffs in jene Souveränität, die natürlich in einem europäischen Wirtschaftskörper gar nicht mehr existiert, gar nicht existieren kann ohne die schwersten Schädigungen für alle in diesen Gesamtorganismus Verflochtenen. Wenn wir Unrecht tun, dann sind wir allemal souverän. Und dann geht Herr Leymann ins Theoretische über.

„Nun, wie kann man die Produktion heben? Nur durch zwei Mittel: durch Vermehrung der fabrizierten Waren oder durch Verminderung des Konsums." Und das darf — auf Staatsunkosten — zu einem internationalen Kongreß für Arbeitsfragen reisen! Dieses Hirn, das heute noch nicht begriffen hat, daß man

den Konsum nicht töten, sondern heben muß, daß sinnloses Schuften nicht einmal dem Unternehmer auf die Dauer nützt, aber die ganze übrige Welt außer Rand und Band bringt — dieses Hirn repräsentiert ein Volk wie das deutsche, und das muckt und rührt sich nicht. Er behauptet, daß die zuhause geübte Vermehrung der Arbeitszeit die Produktion hebe, und dann kommt diese echt deutsche Klausel: man wolle den Achtstundentag nicht aufheben, sondern nur modifizieren. Für so feine, faule Unterschiede hat allerdings der Kongreß kein Ohr.

Zunächst entsteht dem Regierungsvertreter ein sehr erheblicher und sehr schlagfertiger Gegner in Hermann Müller. (Das ist nicht etwa der Führer der Sozialdemokraten; als ich drei Zeilen der gut sozialistischen, anständigen und charakterfesten Rede gelesen hatte, war mir klar, daß es nur der Gewerkschaftler sein konnte.) Der deutsche Arbeitervertreter hatte es so einem Gegner gegenüber, wie Herr Leymann einer ist, leicht, machte es sich aber nicht leicht, sondern ging gescheit und gründlich auf alle Fragen ein. „Man muß sich einmal den Zeitpunkt ansehen, den die deutsche Regierung für ihre Haltung gewählt hat, als sie den Achtstundentag abschaffte", sagte er. „Sie hat dazu einen Augenblick gewählt, wo die deutschen Gewerkschaften durch die dauernde Inflation verarmt waren . . . Was wir den Unternehmern so vorwerfen, ist grade, daß sie die Zeit der Inflation und die großen Gewinne, die sie durch diese Inflation erzielt hatten, nicht dazu benutzt haben, die Herstellungsverfahren und ihre Fabrikeinrichtungen zu vervollkommnen . . . Sicherlich kann ausnahmsweise einmal unter gewissen Umständen die Vermehrung der Arbeitszeit eine Steigerung der Produktion herbeiführen, aber doch nur, wenn die Arbeiter eine solche Verlängerung der Arbeitszeit gutwillig annehmen." Dann allerdings fuhr er fort, mehr guten Willen als die Erkenntnis der eignen Macht bezeugend: „Ich stehe nicht an, hier laut auszusprechen: Wir werden in Deutschland den Achtstundentag wieder bekommen, und wir werden Alles tun, um ihn aufrechtzuerhalten." (Da tut er nun so, als hätten wir noch eine Sozialdemokratie mit Klassenkampf. Wie sagt die ‚Pleite'? „Klassenkampf? Wat ist denn det for'n Dings? Mensch, da lachste links!") Und zum Schluß, statt den Porzellanladen, wie sein Vorredner, einzuschlagen, erklärt er ruhig und bedächtig: Wenn man eine Rundfrage über die Arbeitszeit in Deutschland veranstalte, dann müßte man sie auch in den andern Staaten veranstalten.

Sagte ich vorhin etwas Unfreundliches über Herrn Leymann? Aber ich vergaß Herrn Vogel. Herr Vogel hat sich selbst abgeschossen.

„Die deutschen Arbeitgeber sind keine prinzipiellen Gegner des Achtstundentages." I, wo werden sie denn! Nur anwenden möchten sie ihn nicht gern. „Aber sie sind Gegner der allzu strikten Anwendung dieses Prinzips." Was ein Grundsatz mit Löchern ist, das begreift man wohl nur in Deutschland. Und, mit geschwellter Brust: „Nun, wenn wir deutschen Unternehmer bis jetzt unsre deutsche Industrie unangetastet oder so gut wie unangetastet erhalten haben, so geschah das hauptsächlich aus Patriotismus . ." Auf Wiedersehn. Er ist betrübt, daß man ihm auf Grund seiner

Sprüche auf dem Kongreß Hinterhältigkeit hat vorwerfen müssen, spricht von eingetretenen „Faktoren“ (vielleicht hat er auch „Einstellung“ gesagt, aber das gibt es zum Glück auf französisch nicht.) Und dann kriegt es der Landsmann Müller. Vor versammeltem Publikum.

Der Herr Vogel packt den internsten Familienknatsch aus, einen Brief von Legien, Gott weiß was. Spricht von der „sozialen Gesetzgebung des Reiches“ — weiß das bei uns nicht jedes Schulkind? (Es merkt zwar nichts davon, lernt es aber im Unterricht.) Und dann eine Perle: „Wenn Sie nicht dulden, daß Deutschland so viel arbeitet, wie es zu arbeiten wünscht, oder doch mindestens so viel, wie für den Wiederaufbau notwendig ist . . .“

So viel zu arbeiten, wie es wünscht . . . Man muß die Arbeitertrupps einmal morgens in den Frühzügen der berliner Vorortbahnen gesehen haben, um zu wissen, was sie wünschen. Ach, sie können sich gar nicht halten! Sie wünschen immerzu. Vor allem wohl, mit Herrn Vogel und seinesgleichen einmal ein halbes Stündchen allein zu sein. Und zu arbeiten . . .

Hermann Müller antwortete außerordentlich taktvoll und klug. Er fuhr mit Vogeln ab, indem er sagte: Wir wollen das Weitere zuhause abmachen. Und gab ein besseres Beispiel internationaler Lebensart als dieser Deutsche da, der — weil es ans Portemonnaie ging — sich nicht scheute, einen Landsmann vor einer großen Versammlung Fremder bloßzustellen.

Der Generalsekretär des Kongresses bewies dann noch einmal Deutschland klipp und klar, daß seine Einwände Vorwände seien. (Der französische Arbeitsminister gebrauchte mir gegenüber diesen Ausdruck wörtlich ebenso: „des prétextes“.) Er zeigte noch einmal, daß nicht das Sachverständigengutachten, nicht die Reparationspflichten und nichts auf der Welt schuld an der Abschaffung des deutschen Achtstundentages sei als eben der Wille der deutschen Unternehmer, der Wille der deutschen Regierung. Und betonte: Es fällt keinem Menschen ein, Deutschland deshalb anzuklagen, Deutschland deshalb Vorhaltungen zu machen, sich in innerdeutsche Verhältnisse einzumischen. Aber dieses System, aus den ausgepowerten Arbeitern nun auch noch das Letzte herauszuholen, sei eine schwere Beunruhigung für die Nachbarn, deren Unternehmer dann sofort einhaken, auf die — sicherlich nicht sehr faire — Konkurrenz hinweisen und sagen würden: „Wenn es da gemacht wird, müssen wir auch.“ Und die Arbeiter aller Länder hätten den Schaden. Und er setzte noch eine bittre Wahrheit oben drauf.

„Inwieweit hat Deutschland die Situation selbst auf die Spitze getrieben?“ Und dann kommt eine klare, unerbittliche Schilderung der deutschen Wirtschaft, die der Einsicht, der Kenntnis und dem Scharfblick des Kongresses alle Ehre macht. Nochmals wird betont: Die Fanfare des souveränen Herrn Leymann war gänzlich überflüssig — Niemand denkt daran, Deutschland anders als höflich darauf aufmerksam zu machen, daß es mit seiner Aufhebung des deutschen Achtstundentages der ganzen Welt einen schlechten Dienst erweise; Niemand denkt vorläufig daran, einen andern als einen moralischen Druck auf das widerspänstige, von seinen Unternehmern widerstandslos beherrschte Land auszuüben. Die Fragen

der Reparation und der Arbeitszeit seien völlig von einander zu trennen. Schon deshalb — und da saß der Vogel gefangen —, weil man ja gar nicht wüßte, ob die Ersparnisse:

ob die Ueberschüsse,

die durch die Verlängerung der Arbeitszeit erzielt würden, auch wirklich zur Abgeltung der Reparationen aufgewendet werden würden!

Nochmals, zum Schluß, auf das schärfste betont:

„Also: keine Kontrolle, keine internationale Beaufsichtigung der deutschen Arbeit. Was wir verlangen, ist die in internationaler Uebereinkunft abgegebene Garantie, daß die Beschlüsse der Sachverständigen berücksichtigt werden."

Niederlage auf der ganzen Linie.

Wir werden ja sicherlich bald bei unserm Gesinnungsfreund Kuscynski, dem frühern Direktor des Berliner Statistischen Amts, einem der wenigen Fachleute, die eine anständige Gesinnung haben, lesen und lernen, was das für uns bedeutet.

Was in Frankreich vorgeht, ist ganz klar.

Die Persönlichkeit Justin Godarts spricht für die absolute Ehrlichkeit seiner Absichten. Er kommt mit Herriot aus Lyon, war schon im Kriege einmal Unterstaatssekretär und ist ein ehrlicher, auf allen Seiten als durchaus überzeugungstreu geschätzter Radikal-Sozialist. Und heißt nicht Brauns. Ob er so schöne wissenschaftliche Artikel wie Herr Hilferding schreiben kann, weiß ich nicht. Aber er ist ein Sozialist, einer, der, zum Beispiel, bereits erfolgreich gegen die Nachtarbeit der Bäcker angegangen ist.

Nach dem Kongreß fand hier in Paris eine kleine Konferenz zwischen Tom Shaw, dem englischen Arbeitsminister, Godart und Albert Thomas, dem Direktor des Internationalen Arbeitsamts, statt, an der sich zum Schluß auch Herriot beteiligte. Da war kein Schatten eines Mißverständnisses: Es soll ratifiziert werden. Spielt Deutschland nicht mit, „so macht es sich in diesen Kreisen verdächtig . . . "

Und kaum war diese kleine Konferenz vorbei, so meldete sich Belgien: es sei damit völlig einverstanden und werde nächstens seinen Arbeitsminister, Herrn Eschoffen, gleichfalls schicken.

Die Einigkeit, die der Kongreß unter Brantings Präsidium erzielt hat, ist vollkommen. Thesen, Zeitungsaufsätze, Erklärungen, immer wieder; Godart in Genf am 4. Juni: „Wir werden nicht an den Errungenschaften (des Achtstundentages) rütteln lassen." Ueberschrift eines Leitartikels in ‚L'Ere Nouvelle': „Achtung dem Achtstundentag!" Jules Uhry, ein Abgeordneter aus dem Oise-Departement, schreibt da: „In Wahrheit ist der Achtstundentag, wie ich das auch in der Kammer in meiner Diskussion mit dem Marquis von Dion auseinandergesetzt habe, unbedingt nötig, wenn wir nicht kümmerliche und entartete Arbeiter haben wollen." Es gibt also eine Regierung, die solchen Willen besitzt.

Welch ein freches Spiel, jetzt Schwierigkeiten zu machen! Herriot hats, bei Gott, nicht leicht — es ist in Wahrheit „eine Herkulesarbeit", die er zu verrichten hat.

Frankreich weiß, was es zu tun hat, und es ist gut informiert. Ich spreche gar nicht von so ausgezeichnet unterrichteten Männern

wie Grumbach vom ‚Quotidien', von Viktor Basch — man kann hören, wen man will: in dieser Frage sind alle Politiker einig, die hinter der Linksregierung stehen. Und das sind immerhin nicht wenige.

Bei uns — ?

Bei uns treten sie in Erwägungen ein, sind realpolitisch „eingestellt" und haben die Hosen voll Taktik.

Unsre Politiker sind derart zurückgeblieben, daß sie für unmöglich halten, auch auf ehrliche Weise Politik zu machen. Sie wittern hinter jeder offenen Erklärung feingefädelte Intriguen, Diplomatenkniffe der alten Schule — wir schreiben das Jahr 1924, und sie spielen immer noch Scribe. „Frankreich richtet einen Appell an die deutsche Demokratie? Das ist ein besonders raffinierter Schachzug — damit will sich das Land nur ins moralische Recht setzen, aber wir fallen nicht darauf hinein." Bei Wilhelm waren sie weniger kritisch.

Und wissen nicht, was um sie herum vorgeht, kennen von der Welt nichts, sehen nichts und lassen die kümmerlichsten Exemplare reisen, die da glauben, wunder was zu tun, wenn sie „den Franzosen nicht Alles sagen". Hier ist zu sagen nichts mehr nötig. Nur vielleicht diese Sätze von Karl Marx:

„Die Zeit ist der Saum der menschlichen Entwicklung. Ein Mensch, der über keine freie Zeit zu verfügen hat, dessen ganze Lebenszeit, abgesehen von den bloß physischen Unterbrechungen durch Schlaf, Mahlzeiten und so weiter, durch seine Arbeit für den Kapitalisten in Anspruch genommen wird, ist weniger als ein Lasttier. Er ist eine bloße Maschine zur Erzeugung von fremdem Reichtum, körperlich gebrochen und geistig vertiert. Und doch zeigt die ganze Geschichte der modernen Industrie, daß das Kapital, wenn es nicht im Zaume gehalten, rücksichtslos und unbarmherzig daran arbeiten wird, die ganze Arbeiterklasse auf diesen äußersten Stand der Herabwürdigung zu bringen."

Die deutschen Arbeiter sollen wenigstens wissen, wem sie das verdanken.

Zu diesem Kriege von Seume

Der Franzose ohne Unterschied schlägt sich für ein Vaterland, das ihm nur lieb geworden ist, das ihm und seiner Familie eine gleiche Aussicht auf alle Vorteile vorhält und diese Vorteile wirklich gewährt. Nur der Mann wird gewürdigt nach dem, was er gilt. Bei uns wird die Schätzung genommen nach dem, was das Kirchenbuch spricht, der Geldsack des Vaters wiegt oder das Hofmarschallamt vorschreibt. Für wen soll der deutsche Grenadier sich auf die Batterie und in die Bajonette stürzen? Er bleibt sicher, was er ist, und trägt seinen Tornister so fort und erntet kaum ein freundliches Wort von seinem mürrischen Gewalthaber. Er soll dem Tode unverwandt ins Auge sehen, und zu Hause pflügt sein alter, schwacher Vater frönend die Felder des gnädigen Junkers, der nichts tut und nichts zahlt und mit Mißhandlungen vergilt. Der Alte fährt schwitzend die Ernte des Hofes ein und muß oft die seinige draußen verfaulen lassen; und dafür hat er die jämmerliche Ehre, der einzige Lastträger des Staates zu sein: eine Ehre, die klüglich nicht anerkannt wird! Soll der Soldat deshalb mutig fechten, um eben dieses Glück einst selbst zu genießen?

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XV.

Hans Arthur v. Kemnitz

Die deutschen Botschafter oder Gesandten hatten es früher nicht leicht. Sie mußten gewissermaßen eine Diplomatie mit doppeltem Boden treiben. Sie mußten mit der fremden Macht, bei der sie akkreditiert waren, gute Fühlung halten und Vieles umbiegen und in Watte einwickeln, was ihnen Wilhelm der Plötzliche, mitunter aus einer Gefühlswallung heraus, an Aufgaben, Vorstellungen oder Drohungen zumutete. Auf der andern Seite konnten sie ihrer Heimatsbehörde nicht offen ihre Meinung sagen, ihre Meinung über Land und Leute, über die Regierung, über die Persönlichkeiten, mit denen sie amtlich oder außeramtlich zu tun hatten, und namentlich über die Entwicklungslinien der Politik. Alle ihre Berichte waren, wie die Dinge nun einmal lagen, berechnet auf die „Mentalität" zweier Männer: des Kaisers und des Barons v. Holstein. Dem Monarchen redete man zum Munde; Keiner verstand es, durch hübsche Aperçus und phantasievolle Arabesken dem Monarchen die Berichte so schmackhaft zu machen wie Philipp Eulenburg, als er Botschafter in Wien war. Wieder andersgeartete Rücksichten mußte man auf die Kreuzspinne des Auswärtigen Amtes nehmen. Herr v. Holstein trieb, unbekümmert um die wechselnden Kanzler oder Staatssekretäre, seine eigne Politik. Sachliches lief mit Persönlichem durcheinander. Dem größten Teil seiner politischen Arbeit, der er unermüdlich vom frühen Morgen bis zum späten Abend oblag, diente eine Privatkorrespondenz, durch die er allmählich den ganzen deutschen diplomatischen Apparat, drinnen und draußen, in die Hand bekam. Er wußte Alles und wußte auch Das herauszuholen, was Andern immer verborgen bleiben mußte. Die politische Privatkorrespondenz, die er nach seinem Sturz, 1906, nach Hause nahm, füllte ganze Kisten. Vertrautes, Vertrautestes stand darin: vom Kaiser über die Kanzler und Minister bis zum letzten Legationssekretär. (Kurz vor seinem Tode sichtete er, zusammen mit dem Legationsrat vom Rath, das Material und verbrannte viel Intimes — auch über Wilhelm II.) Da war es verständlich, daß dieser Mann, dieser unheimliche Mensch mit den seltsamen Augen, Jahrzehnte lang ausschlaggebend als bloßer Geheimrat im Auswärtigen Amte herrschen konnte, ohne daß es Caprivi, Hohenlohe und Bülow möglich war, ihn seines Postens zu entsetzen. Dabei hat dieser Mann, unter anderm, die ganze Marokko-Krise auf dem Gewissen, dieses fortwährende Drauflos mit militärischen Drohungen und Ultimaten. Er betrachtete sich als den (Wurm-) Fortsatz Bismarcks. Darin war er ihm zweifellos gleich: in dem Temperament seines Hasses, der diplomatischen Detailkenntnis und der formalen Technik. Nur Eins fehlte ihm: das Genie. Und so war er schließlich nur eine Karikatur Bismarcks. Das geistige Antlitz des Eisernen, im Hohlspiegel geschaut.

*

Unter diesen Umständen bedurften die deutschen Diplomaten der Nachsicht, hätten ihrer auch bedürft, wenn nicht geistiges Mittelmaß und weiches Rückgrat die Charakterista des jungwilhelminischen Nachwuchses gewesen wären. Zu diesem gehört Hans Arthur v. Kemnitz, Gesandter zur Disposition.

Im Kriegsjahr 1870, auf dem Höhepunkt der Schlachten im August, wird er zu Charlottenburg geboren. Gymnasium. Studium der Rechts- und Staatswissenschaften in Freiburg, Berlin und Leipzig. Einjähriger im 2. Garde-Ulanen-Regiment zu Berlin. Avanciert allmählich zum Rittmeister und nimmt fast zwei Jahre lang am Weltkrieg teil. Schon zwanzig Jahre vorher, 1894, war er in den Gerichts- und Verwaltungsdienst getreten, hatte seine drei Jahre als Gerichts- und Regierungsreferendar abgewickelt, war als Assessor an das Landratsamt Pyritz berufen worden und hatte von da, ich wiederhole: Pyritz, den großen Sprung in den diplomatischen Dienst getan. Kyritz-Pyritz. Um die Jahrhundertwende wurde er als Konsulatsanwärter eingestellt, kam im Jahr darauf bereits als Attaché an die Preußische Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhl, wurde Legationssekretär und wurde nacheinander in Konstantinopel, in Lissabon, in Peking, in Madrid, und im Baltikum beschäftigt. Erst als Legationssekretär, dann als Botschaftsrat und, wenn der Chef grade weg war, mitunter auch als Geschäftsträger. Dann schob er, wie die Kyritz-Pyritzer, ehe sie nach Berlin fuhren: Alle Neune, alle Neune, alle Neune . . .

Sein erster Fall — sehr kompliziert, aber sehr interessant. 1905 mimte er den Geschäftsträger in Lissabon. Damals hatte sich an der Peripherie der hohen Politik, die zu einer Entscheidung der Marokko-Krise drängte, folgendes diplomatische Satyrspiel begeben. Der Generalbevollmächtigte des Fürsten Hohenlohe, Herr Hoffmann, hatte zusammen mit dem Bruder des Fürsten, wenn ich nicht irre: mit Seiner Durchlaucht Carl Friedrich, eine große Sache für die Insel Madeira ausgeheckt. Man wollte dort ein zweites Monte Carlo aufmachen, wollte eine Spielbank größten Stils begründen, Hotels bauen, Parks anlegen, Badeanstalten errichten undsoweiter. Es wurde sehr viel Geld in das Unternehmen hineingesteckt, und es ging auch zunächst Alles glatt, bis man bei den Besitzerwerbungen auf einen obstinaten Engländer stieß, der um keinen Preis sein Anwesen hergeben wollte. Die Gemeindeverwaltung hatte, bei Entwicklungsmöglichkeiten solchen Stils, zu allem ein Auge zugedrückt und war auch wohl bereit, den Besitz des Engländers einfach zu enteignen. Da griff, auf dessen Beschwerde hin, die portugiesische Regierung ein, untersagte die Errichtung einer Spielbank und die Expropriation des englischen Anwesens. Das ganze Unternehmen war aufs äußerste gefährdet. Die hineingesteckten Gelder schienen verloren. Da passierte gleichzeitig in Berlin etwas Merkwürdiges. Herr A. v. Wilcke besuchte den Pressechef des Auswärtigen Amtes, Geheimrat Hammann, und trug ihm die Idee einer Gesellschaftlichen Korrespondenz vor. Hammann fand den Gedanken gut, sagte die journalistische Unterstützung der Regierung zu und meinte, auf eine Andeutung Wilckes hin, daß sich die notwendigen 60 000 Mark dafür bald finden lassen würden. Und richtig: das Geld fand sich.

Der Fürst Hohenlohe sagte zu. Aber sein Generalbevollmächtigter knüpfte daran zwei Bedingungen: die Regierung sollte auf Portugal einen Druck dahin ausüben, daß es sein Veto a) gegen die Errichtung einer Spielbank auf Madeira, b) gegen die Enteignung des englischen Besitzes aufhebe. Herr v. Kemnitz erhielt eines Tages in Lissabon eine Anweisung aus dem Auswärtigen Amt, dieserhalb einen Schritt bei der portugiesischen Regierung zu unternehmen. Den Brief muß wohl ein wildgewordener Geheimrat (wahrscheinlich aus der traulichen Corps-Gemeinschaft der Bonner Borussen) geschrieben haben. Jedenfalls ging Herr v. Kemnitz sofort darauf zum Lissaboner Auswärtigen Amt und stellte — ein Ultimatum. Wegen einer Spielhölle schien es im Augenblick zu einem Krieg zwischen Deutschland und Portugal zu kommen. Herr v. Kemnitz, dieses animal naivissimum, glaubte wahrscheinlich, daß im Jahre der Algeciras-Konferenz, wo Deutschland sich mit seiner säbelrasselnden Marokko-Politik eine so schwere Niederlage geholt hatte, Eine große politische Dummheit noch nicht ausreichend sei. Portugal wandte sich sofort an Amerika und England, und einige Tage später sprach der englische Botschafter in Berlin, Sir Frank Lascelles, beim Reichskanzler Bülow vor und ersuchte ihn um Aufklärung. Der Kanzler stritt Alles ab und erfuhr wohl auch erst in diesem Augenblick etwas von dieser unmöglichen „Strategie" des Herrn v. Kemnitz. Sir Lascelles berichtete nach London, und wie später ein Mitglied der dortigen deutschen Botschaft erzählte, hat König Eduard VII. im Gespräch mit ihm darüber nur immer wieder die Achseln gezuckt und gelächelt, als hätte er sagen wollen: Mein Gott, wie groß ist der Horizont jenes Diplomaten gewesen!

Ein andrer Fall. Die außenpolitische Situation verschlimmerte sich im Kriege mehr und mehr. Die Zahl der Kriegsgegner wuchs von Monat zu Monat. Immer mehr neutrale Staaten wurden wankend und schwankend. Die Gefahr auch einer Kriegsbeteiligung Amerikas bestand. Im Auswärtigen Amt regierte Herr Zimmermann. Groß, starkknochig, blond, Schmisse im Gesicht. Herr v. Kemnitz als Referent für Mittelamerika kam auf die ausgefallene Idee, man sollte die Mexikaner zu einem Kriegsbündnis gegen die Amerikaner auffordern und ihnen großmütig einige Südstaaten der Union versprechen. Der Schriftwechsel darüber wurde in Amerika abgefangen, und nun war der Eclat da. Ich sehe noch Herrn Zimmermann im Reichstag Entschuldigungsworte stammeln und sehe noch, wie die Rechte applaudierte, und wie die übrigen Parteien sich nur stumm ansahen. Vor der Diplomatie des Herrn v. Kemnitz verstummt selbst die lebhafteste Gesprächigkeit. Vor so viel negativem Genie muß selbst der Witz kapitulieren.

Aber er war immer ein Stehaufmännchen. Gleich nach dem militärischen Zusammenbruch wurde der Außenpolitiker zum Innenpolitiker. In Frankfurt an der Oder war er bekannt, und so begann er, im Rahmen der neu entstehenden Deutschen Volkspartei, zur Deutschen Nationalversammlung zu agitieren. Die Honoratioren machten vor ihm, als dem Kaiserlichen Gesandten z. D., tiefe Verbeugungen und stellten ihn als Kandidaten auf. Aber der Schlag mißlang. Er blieb draußen. Erst 1920 kam er in den Reichstag. In der Fraktion fiel er bald durch seine abwesenden Fähigkeiten

auf. Herr v. Kardorff prägte auf ihn ein Wort aus dem Bereich des Zoologischen Gartens. Immerhin betätigte Herr v. Kemnitz sich. Zuerst als Mitglied des Auswärtigen Ausschusses. Wenn in der Fraktion alle Dinge abgeschlossen und bereits sämtliche Beschlüsse gefaßt waren, kam er von neuem mit einer Sache und entwickelte nun einen großen Stank um sich. Es gibt Leute, die Alles erst einen Tag später entdecken. Zu diesen Entdeckern ex post gehört auch Herr v. Kemnitz. In seinem eignen Wahlkreis regte sich allmählich die Opposition. Die Reden, die er über wirtschaftliche Fragen hielt, erregten — nicht nur beim Kandidaten Jobs — ein allgemeines Schütteln des Kopfs. Die Cottbuser traten an die Spitze dieser Fronde, die Textilfabrikanten, und präsentierten als Gegenkandidaten für die Maiwahlen 1924 den frühern Geschäftsführer des Reichsverbandes der Deutschen Industrie Dr. Hoff. Aber Herr v. Kemnitz machte noch einmal das Rennen. Seine Rhetorik war inzwischen wirkungsvoller geworden. Die große Rednerwirkung Stresemanns, äußerte er zu Fraktionskollegen, rühre davon her, daß der durch die Nase spreche, das habe er immer wieder beobachten können. Nachdem er jetzt auch durch die Nase zu sprechen begonnen habe, sei der Applaus seiner Wähler viel stärker geworden. Im Herzen war er aber nicht mehr bei der Partei. Es zog ihn nach Rechts. Die Deutschnationalen mit ihren größern gesellschaftlichen Verbindungen erschienen ihm erstrebenswerter. Alles legte er darauf an, endlich den Bürgerblock zustandezubringen und so eine Gemeinschaftsarbeit mit den Deutschnationalen zu ermöglichen. Als die Verhandlungen, die der Bildung des zweiten Kabinetts Marx vorangingen, erschöpft waren, als selbst der enragierteste Bürgerblock-Vertreter das Rennen aufgeben mußte: da brachte Herr v. Kemnitz — wiederum post festum — den Antrag ein, die Deutsche Volkspartei solle in keine Regierung eintreten, an der nicht auch die Deutschnationalen beteiligt seien. Er blieb allein auf weiter Flur. Als die Abstimmung über die neue Regierung Marx-Stresemann im Reichstage folgte, stimmte er als Einziger seiner Fraktion für das Mißtrauensvotum der Deutschnationalen und nachher, ausdrücklich, gegen das Vertrauensvotum für die Regierung. Nun war seines Bleibens nicht länger in der Partei. Er wurde vor die Tür gesetzt. Bis auf die Ortsgruppe Frankfurt a. d. Oder, deren Vorsitzender er war, ersuchten ihn alle Organisationen seines Wahlkreises, das Mandat niederzulegen. Er dachte nicht daran, klopfte bei den Deutschnationalen an, und obwohl diese von den vielen Ueberläufern allmählich genug bekommen hatten, von den Maretzky, Lersner, Quaatz und Geißler, schlüpfte Herr v. Kemnitz grade noch durch die Türspalte herein. Und so fristet er sein Dasein, duldend, als ein Geduldeter.

Ein liberales Rind hat mit seinem Kopf ein Loch in die Mauer gestoßen, so groß, daß es Stirn und Schnauze hindurch stecken kann. Jetzt brummt es den ganzen Tag in den Hof hinaus und genießt unbeschränkte Brummfreiheit. Der Wirt, als ein kluger Mann, hat es wohl berechnet, daß dem liberalen Ochsen der Verstand nicht hinreicht, sich auch mit Leib und Füßen aus dem Stalle zu befreien, läßt darum das Loch unbesorgt offen und bekümmert sich gar nicht um das Brummen.

Börne

Erinnerungen eines „Junkers“ von H. v. Gerlach

XVI.

(Schluß)

Sozialdemokratische Größen

Nur von Verstorbenen will ich erzählen. Nicht etwa um der Ueberschrift willen. Aber man hat so seine Gründe.

Der erste Sozialdemokrat, mit dem ich in Berührung kam, war auch gleich der berühmteste. Es war im Jahre 1894, als ich im Begriff stand, meine erste Studienreise nach England anzutreten. Ich saß in unserm Sozialkonservativen Klub mit Freiherrn v. Ungern-Sternberg von der Kreuzzeitung, Rudolf v. Mosch vom Deutschen Adelsblatt, Rudolf Stratz, J. E. Freiherrn v. Grotthusz und einigen andern Herren unsrer Abendrunde zusammen und berichtete von meinen Plänen. Da erklärte der Major Wachs aus dem Großen Generalstab, damals die strategisch-literarische Autorität für die ganze Rechtspresse: „Wenn Sie nach London kommen, müssen Sie unbedingt meinen Freund

Friedrich Engels

aufsuchen.“ Ich horchte überrascht auf: Wie, der einzige noch lebende Heroe der internationalen Sozialdemokrtatie wurde von dem konservativen Generalstabsmajor und Spezialisten für die strategische Bedeutung des Hafens von Biserta als sein Freund bezeichnet! Aber Wachs explizierte sich mit steigender Begeisterung. Die parteipolitische Gesinnung von Engels interessiere ihn gar nicht. Aber als militärpolitischer Schriftsteller müsse er sagen, daß er keinen Kollegen wegen seiner Kenntnis, seiner Sachlichkeit und seines klaren Urteils höher schätze als Engels. Er stehe deshalb in freundschaftlicher Korrespondenz mit ihm, und Engels werde mich gewiß herzlichst aufnehmen, wenn ich mit einem Empfehlungsbrief von ihm komme.

Also geschah es. Engels sprach nicht ganz so enthusiastisch über Wachs, wie dieser über ihn geurteilt hatte. Aber er empfing mich jungen Menschen sehr freundschaftlich und lud mich wiederholt in sein Haus, obwohl ich ihm selbstverständlich von Beginn an erklärt hatte, ich sei nicht Sozialdemokrat, sondern christlich-sozial. Ich war ganz bezaubert davon, wie vollendet sachlich mir Engels, unter dem ich mir einen engen Parteifanatiker vorgestellt hatte, seinen Standpunkt darlegte. Er erklärte:

„Wenn man lange im Ausland lebt, verlernt man den deutschen Aberglauben an die Heiligkeit der Firmenbezeichnung. Sehen Sie, was sich hier in England sozialdemokratisch nennt, das ist eine kleine Sekte, aus der nie etwas werden wird. Die Leute hassen und meiden mich, weil ich zwar an die englische Arbeiterbewegung, aber nicht an die Zukunft der sogenannten sozialdemokratischen Föderation glaube. England, das überhaupt noch keine sozialdemokratische Partei hat, wird wahrscheinlich das erste Land sein, das praktisch Sozialismus treiben wird. Die Leute hier sind eben nicht doktrinär, sondern realpolitisch. Sehen Sie, da hat, zum Beispiel, unser liberaler Schatzkanzler, Sir William Harcourt, erst gestern bei der Verteidigung einer radikalen Erbschaftssteuervorlage gesagt, die Besitzenden könnten froh sein, wenn sie überhaupt

etwas vererben dürften, da es keinen natürlichen Rechtsanspruch irgendeines Menschen auf das von einem Andern erworbene Gut gäbe. Können Sie sich irgendeinen bürgerlichen Staatsmann des Kontinents denken, der einen so rein sozialistischen Gedanken zu äußern wagen würde? In vielen Dingen ist man eben in England weiter als irgendwo anders."

Engels hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Dieser wahrhaft internationale Mensch sprach mit innigster Wärme von Deutschland, hatte allerdings eine gründliche Abneigung gegen das Preußentum, für das ihm das Dreiklassenwahlrecht typisch schien. Er, der tiefgründige Gelehrte, der am liebsten in seiner Bibliothek empfing, war in der Unterhaltung ganz der fröhliche Rheinländer. Das trat besonders zutage bei einem Bierabend, zu dem er mich eingeladen hatte. Es geschah nach irgendeinem Sieg der Sozialdemokratie bei einer deutschen Nachwahl. Jedesmal pflegte er bei einem so erfreulichen Anlaß seine engsten internationalen Freunde in London zu einer Tonne Bier zu entbieten. „Die Sache wird mir nachgrade etwas teuer. Die Sozialdemokratie siegt jetzt zu oft bei den Nachwahlen", sagte er lächelnd, als ich eintrat. Einer nach dem Andern kamen sie, Deutsche, Tschechen, Ungarn, Russen, im Ganzen etwa ein Dutzend Personen. Es wurde ein sehr vergnügter Abend, und ich, der Nichtsozialdemokrat, hatte keinen Augenblick den Eindruck, als Eindringling dazusitzen. Der sozialdemokratische Gastgeber war eben ein so natürlicher Mensch und ein so prachtvoller Kerl, daß jeder sich in seiner Gesellschaft wohlfühlen mußte.

*

Die deutsche Sozialdemokratie habe ich in ihrem Bestande so um die Wende des Jahrhunderts herum dadurch besonders genau kennen gelernt, daß ich zehn Jahre lang alle sozialdemokratischen Parteitage vom ersten bis zum letzten Tage am Pressetisch mitmachte. Es war die Parade aller sozialdemokratischen Größen, bei der man ihre Psyche kennen lernte. Zu vielen trat ich in persönliche und familiäre Beziehung.

Die Parteitage wurden beherrscht von der überragenden Figur

August Bebels.

Er war damals für seine Partei, was Bismarck für den deutschen Reichstag gewesen war. Es konnte noch so viel Opposition geben: zuletzt hatte er immer Alle in der Tasche. Genau wie Bismarck identifizierte er seine persönliche Politik mit der Sache selbst. Das war nicht kleinliche Eitelkeit: das war innerste Ueberzeugung. Wie ein schlanker Leopard lag er immer auf der Lauer, suchend, wen er verschlinge. Sowie er irgendeine Ketzerei zu entdecken vermeinte, holte er aus zu tödlichem Prankenhieb. Mal genügte ihm eine bissige persönliche Bemerkung, mal fuhr er, wie auf dem 99er Parteitag in Hannover, sechs Stunden lang das schwere Geschütz der Statistik auf, um den Revisionisten Bernstein zu vernichten. Immer triumphierte er, auch wenn gelegentlich sein Material noch so anfechtbar oder seine Gründe noch so widerlegbar waren. Aber seine Autorität

deckte Alles, sein Temperament riß Alles hin, der Glaube an seine Ehrlichkeit überwand jeden Zweifel.

Nie wird aus meiner Erinnerung das Bild der Titanenschlacht von Dresden verschwinden. Die Sozialdemokratie hatte 1903 bei der Reichstagswahl einen Riesenerfolg davongetragen. Bebel bekam Angst, die Größe der Fraktion werde sie zu Opportunismus verführen. Intriganten machten ihn scharf gegen die drohende „Verbürgerlichung" der Partei. Wie ein Gott der Rache traf er auf dem Parteitag in Dresden ein, um blutige Abrechnung mit all Denen zu halten, die ihm einer Sünde wider den Heiligen Geist des Marxismus verdächtig schienen.

Seine Gegner wußten, was ihnen bevorstand. Unter ihnen waren kluge Leute genug, die den Hieb als die beste Parade kannten. Sie glaubten, Bebels Offensive die Spitze abbrechen zu können, indem sie eine unerschütterlich dokumentierte Offensive gegen Franz Mehring, Bebels journalistischen Vertrauensmann, eröffneten. In der Tat — sie brachten Mehring moralisch zur Strecke. Aber Bebel?

Da kannten sie den Alten schlecht. Einen Feuerstrom kann man nicht mit einer Gießkanne löschen. Mit einer lässigen Handbewegung tat er Mehring als „psychologisches Rätsel" ab und ritt dann für sein Teil eine über das Blachfeld brausende und Alles niedertrampelnde Attacke gegen die ganze Garnitur seiner Widersacher. Mit Keulenschlägen und Florettstichen brachte er sie samt und sonders zur Strecke: die Georg Bernhard, Paul Göhre, Wolfgang Heine, Bruno Borchardt, Heinrich Braun. O, nicht widerstandslos. Sie wehrten sich, zum Teil sogar erstaunlich. Der Caesarenkopf Heinrich Brauns brachte mit der unbewegten Miene eines Großinquisitors erschütternde Anklagen vor. Göhre plädierte mit einer Herzenswärme, mit einer innern Ueberzeugtheit und Ehrlichkeit, die ganze Ströme von Sympathie ihm entgegenfluten ließ. Der scharfsinnige Verteidiger Wolfgang Heine war nie geschliffener in seinen dialektischen Argumenten. Und dann erhob sich die ehrwürdige Riesengestalt des alten bayrischen Kriegers v. Vollmar, um Bebel das Wort entgegenzuschleudern: „Sie haben nicht wie ein Genosse zu Genossen, Sie haben wie ein Diktator, Sie haben wie der Lordprotektor Cromwell zum Langen Parlament gesprochen."

Das waren Augenblicke dramatischer Höhe, wie sie das Leben selbst Begnadeten nur selten bietet. Ich stand mit Herz und Verstand ganz auf Seiten der Angeklagten. Dennoch! Bebel war herrlich, ein reißendes Ungetüm, aber Alles mit sich fortreißend, voll schreiender Ungerechtigkeit, aber eine aesthetische Wonne. So muß Nietzsches Uebermensch wirken. Man möchte ihn verdammen und muß ihn doch bewundern.

*

Bebel und

Wilhelm Liebknecht

wurden oft in einem Atem genannt, so etwa wie Goethe und Schiller. Aber auf dem Parteitage spielte der alte Liebknecht immer nur eine Nebenrolle. Das hing zum Teil mit seiner unglückseligen persönlichen Stellung zusam-

men. Bebel, in angenehmer pekuniärer Lage, bekam nichts von der Partei, sondern stellte ihr noch den Ertrag aller seiner Schriften zur Verfügung. Er war nur Geber. Liebknecht war gezwungenermaßen Nehmer. Dieser alte gießener Corpsstudent mit seiner großen Familie hatte sein ganzes Dasein der Partei geopfert. Als Journalist ersten Ranges war er zum Chefredakteur des ‚Vorwärts' gewählt worden, mit 7500 Mark Jahresgehalt. Gewiß keine gewaltige und in Anbetracht seiner Leistungen sogar eine sehr geringe Summe. Aber die Partei steckte damals noch in den Kinderschuhen und kam vielfach nicht über den naiven Nivellierungsstandpunkt hinweg, daß eigentlich alle Leistungen ungefähr mit demselben Lohn zu entgelten seien. So gab es denn wiederholt zu Beginn des Parteitages peinliche Kritik an der Höhe des Chefredakteurgehalts. Diese Kritik, auch wenn sie jedesmal autoritativ zurückgewiesen wurde, wirkte doch so niedrig, daß sie den alten Veteranen förmlich niederbeugte. Sie raubte ihm die Unbefangenheit des Auftretens, die Bebel in seinen diktatorischen Allüren so sehr bestärkte.

Der alte Liebknecht war menschlich sympathischer als Bebel. Von rührender Anspruchslosigkeit, verwandte er sein ganzes knappes Einkommen auf die möglichst gute Ausbildung seiner vielen Kinder und gönnte sich selbst einfach nichts. Er erklärte es, zum Beispiel, für Luxus, Kragen und Krawatte zugleich zu tragen. Eines oder das Andre — so meinte er und kleidete sich entsprechend.

Sein Gerechtigkeitssinn war fast fanatisch. Darum nahm der überbeschäftigte Mann auch eifrigst an den Beratungen des Ziethen-Komitees teil, in dem ich mit Moritz v. Egidy, Gustav Landauer und andern Intellektuellen für die Befreiung eines unschuldig zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilten angeblichen Mörders kämpfte. Grade in diesen Komiteesitzungen lernte ich die schöne Menschlichkeit Liebknechts schätzen. Er machte die Sache des schuldlos Leidenden einfach zu seiner eigenen.

*

Viel vom Vater hatte

Karl Liebknecht

geerbt. Intellektuell stand der Vater über dem Sohne, bei dem das Herz so oft mit dem Verstande durchging. Zu diskutieren war mit ihm kaum. Aber er besaß eine Intensität des Mitempfindens mit den Opfern irgendeiner Tyrannei, die ihn zu jedem, aber wirklich jedem Opfer bereit machte. Ich habe vor dem Kriege viel in Sachen der russischen politischen Flüchtlinge mit ihm gearbeitet. Dabei bekam ich den höchsten Respekt vor seiner Selbstlosigkeit und seiner Willensstärke. Gewiß, er wollte oft mit dem Kopf durch die Wand. Aber er wollte wenigstens. Dieser Intellektuelle hatte ein viel heißeres proletarisches Empfinden als viele Handarbeiter selbst.

Politisch gingen unsre Ansichten weit aus einander. Aber ich habe ihn gern gehabt. Und ich glaube, daß das auf Gegenseitigkeit beruhte. Als ich am Nachmittag des 9. November 1918 auf der Treppe des Reichstages stand, wurde ich plötzlich von hinten umarmt. Ich drehe mich um und blicke Karl Liebknecht in die

halb feuchten, halb strahlenden Augen. Mit warmer Stimme ruft er mir zu: „Gerlach — endlich, die Freiheit! Sie gehen nicht ganz mit mir, ich weiß. Aber heute wollen wir uns doch zusammen freuen!"

*

Von allen Menschenopfern des Krieges habe ich als das schwerste empfunden das von

Ludwig Frank.

Nicht nur, weil er mir menschlich besonders nahe stand. Er ist oft in meinem Hause gewesen, und immer war es ein Festtag. Dieser Badener war einer jener Süddeutschen, die fast allein imstande sind, moralische Eroberungen für das Deutschtum im Ausland zu machen. Das empfand ich schon, als ich 1907 mit ihm in England war, um die englische Wahlbewegung zu studieren. Er imponierte den Engländern, aber er gewann sie auch. Ihm lag eben jene Ueberheblichkeit und Besserwisserei vollständig fern, die den Durchschnittspreußen so ungenießbar für den Ausländer macht. Er war ein ausgezeichneter Politiker, aber nicht nur das, sondern auch ein Gesellschafter hohen Ranges. Ob er von dem klugen Hunde Rolf in Mannheim mit liebevoller Anteilnahme berichtete oder sich für die Schriften seines Landsmanns Hansjakob erwärmte: immer hatte man den Eindruck eines Kulturmenschen voll menschlicher Güte.

Man hat ihn manchmal mit Lassalle verglichen. Ich neige nicht zu Superlativen und lasse ganz dahingestellt, ob man dem Genie Lassalle durch solche Vergleiche nicht Unrecht tut. Sicher aber ist, daß Frank einer der wenigen Sozialdemokraten der jüngern Generation war, die wirklich großes Format hatten. Er war ehrgeizig, jawohl. Aber er war kein Streber. Und hätte er es zur Macht gebracht, so wäre er bestimmt nicht verspießert.

Ludwig Frank war noch keine Erfüllung, aber eine ganz große Hoffnung. Man sagt, Niemand sei unersetzlich. Wer aber hat Frank bisher in der Sozialdemokratie ersetzt?

Nationales von Peter Panter

In Ungarn lebte einmal ein Mann, der war dafür berühmt, daß er noch nie berühmt war.

*

Als ein Pole einst allein im Bett lag, log er sich etwas vor.

*

In Tokio wollte einmal ein Europäer den heimischen Wein trinken. „Haben Sie auch französischen?" fragte er den Wirt. „Oho!" sagte der stolz. „Bei uns können Sie Alles haben — so europäisch wie Sie sind wir schon lange!" Auf dem Etikett stand: Bordeaux Frères.

*

Als der liebe Gott die Welt geschaffen hatte, bekam er von einem Franzosen den Renan-Preis im Weltschöpfen. Er mußte aber eine Stempelmarke für ·25 centimes kaufen.

*

Es waren einmal ein Schwede und ein Däne, die hatten einander so lieb. Das kam aber daher, daß sie gemeinschaftlich auf einen Norweger schimpften.

*

Ein Rumäne lag im Sterben. Da bekam er die heiligen Sakramente. Als er den Weihkessel, die Hand des Priesters und das Andre ganz nahe hatte, flüsterte er: „Houbigant, Quelques fleures. Und etwas Olivenöl." Und verschied.

*

In einer amerikanischen Damengesellschaft wurde einmal das Elend einer gewissen Arbeiterklasse erwähnt. „Ich glaube nicht, daß sie Hunger haben", sagte eine Amerikanerin. „Wir haben nie davon gesprochen!"

*

Ein Löwe fraß einmal einen durch sein Gebiet reisenden Russen. Als der im Bauch angelangt war, bewies er dem Tier haarscharf, daß es ein Unrecht sei, Menschen zu fressen. Der Russe hatte recht. Der Löwe hatte verdaut.

*

Ein Reverend ging einmal in ein schlechtes londoner Haus. Nach einer halben Stunde kam er wieder heraus. „Nein," sagte er, „da langweile ich mich lieber in einer Kirche."

*

In Wien sollte eine Kindesmörderin hingerichtet werden. Die Exekution verzögerte sich eine halbe Stunde, weil die Beamten den Strick vergessen hatten. Dann war Alles aus. „Wie war es?" fragte man sie im Fegefeuer. „Nicht schön", antwortete die arme Seele. „Aber der Henker hat am End so lieb g'schaut!"

*

Ein Fremder stand auf dem Lido und blickte träumerisch in die glutenden Abendgluten der Lagunen. Gut. Da tippte ihm Jemand von hinten auf die Schulter. Und als er sich jäh umwandte, da stand vor ihm ein herrlich schöner Jüngling, der deutete mit der Rechten auf das Wasser und sagte erklärend: „Il mare!" Und hielt die Linke bittend hingestreckt.

*

Einmal wurde ein besonders unanständiger, besonders kniffliger Witz erzählt. Der Tscheche verstand ihn sofort, der Italiener gleich, der Holländer nach einer halben Stunde und die Dame aus Hamburg nie. Der Grieche kannte ihn.

*

(Nur für Kenner.) Ein baltischer Baron schrieb an seinen Freund einen acht Seiten langen Brief, der handelte nur von der Jagd: von Schnepfen, Hühnern, Hasen und einem Fuchs. Nach der Unterschrift stand als P.S.: „Habe janz vajessen, Dir mitzutäilen, daß meine liebe Minna mit äinem Ausländer echappiert ist." Die liebe Minna war die Frau.

*

Ein kleiner Großindustrieller aus Duisburg . . . Nein. Ich mich über meine Landsleute lustig machen? Lieber will ich mit einem zahmen Präsidenten auf den Messen herumziehen.

Theodor Herzl von Hans Kohn

Die Geschichte des Judentums im 19. Jahrhundert ist der Prozeß seiner Säkularisierung. Der Vollender dieses Prozesses war Theodor Herzl (der am 20. Juli vor zwanzig Jahren gestorben ist).

Bis zum 19. Jahrhundert stellte sich das Judentum nur unter Gottes Gesetz. Man hoffte auf die Erlösung, man verlangte sie inbrünstig, aber sie war kein Glied in der Kette menschlicher Politik, sondern sie stand in dem unerschöpflichen Ratschluß göttlicher Politik. Dies wurde auch durch die Aufklärung und die Assimilation seit Ende des 18. Jahrhunderts nur wenig geändert. Das Judentum wurde erst recht hier zu einer nur religiösen Einheit, sein Wesen eine blutleere Mission, die vollständig dem Bereich der menschlichen Politik entzogen, die mit hohen Worten, doch durch nichts mit dem täglichen Leben verbunden war. Man harrte auch hier der Erlösung, des Anbruchs einer vollendeten Humanität und wußte, daß diese nicht durch eigne Kraft oder Leistung kommen könne, sondern wieder nur auf einer übermenschlichen Ebene der Politik.

Theodor Herzl dagegen lehrte, daß die Befreiung mit den Mitteln menschlicher Politik und aus der eignen Kraft der lebenden Generation des Judentums kommen müsse. Er wollte nicht mehr auf Zukünftiges warten oder auf die Kraft Gottes oder die moralische Vervollkommnung der Andern. Die Ideen des säkularisierten Europa seit der Aufklärung, die die Juden wohl gekannt, aber nur bei den andern Gemeinschaften angewendet hatten, übertrug Herzl auf das Judentum selbst. Der moderne Nationalismus, der die territoriale Einigung als Grundlage kultureller und wirtschaftlicher Entfaltung ansieht, das Volk als Träger dieses Nationalismus, die Demokratie als Form für den Ausdruck des Volkswillens und die diplomatisch-parlamentarische Aktion als Mittel der Verwirklichung — die fanden seit Theodor Herzl ihren Weg in das Judentum, nicht nur in die zionistische Bewegung, sondern auch in das Leben der Gemeinden und in die Betätigungsformen der jüdischen Gruppen in den einzelnen Ländern. Die demokratische Gemeinde, die parlamentarischen jüdischen Vertretungen in den Ländern Ost-Europas, die jüdischen Nationalräte in diesen Ländern, die demokratisch gewählten Kongresse der Juden, selbst in Amerika: all dies ist erst durch Theodor Herzl möglich geworden. Sein Werk war nicht nur die Schaffung der Zionistischen Organisation, sondern eine durchgreifende Umgestaltung des ganzen jüdischen öffentlichen Lebens, seine Anpassung an die europäischen Verhältnisse um die Wende des 19. und des 20. Jahrhunderts.

Die Gestalt Theodor Herzls war aber auch noch von persönlicherer Bedeutung für die Säkularisierung des Judentums. In den langen Jahrhunderten, da den Juden die weltliche Autorität fehlte, wurde sie durch die geistliche Autorität ihrer Führer ersetzt. Diese Führer waren Gerechte und Heilige. Sie herrschten ohne äußere Stellung, dennoch mit einer unangetasteten Autorität, kraft des Vertrauens und der Liebe, die ihre hohe Weisheit und ihre tiefe Sittlichkeit einflößten. Theodor Herzl verdankte seine Autorität

auch nicht seiner Stellung, sondern der Kraft seiner Persönlichkeit und seiner vollen Hingabe an die von ihm erkannte Idee. Aber er war kein Gerechter und kein Heiliger. Er war ein Staatsmann. Es hatte führende jüdische Staatsmänner vor Herzl gegeben: Disraeli und Lassalle, um nur zwei Namen zu nennen. Aber mit Herzl trat der Staatsmann in den Bezirk des Judentums. Der jüdische Führer war kein Heiliger mehr, sondern ein weltlicher Politiker. Die Massen des jüdischen Volkes verhielten sich zu Herzl noch so, wie sie sich einst zu ihren Heiligen und Zadikim verhalten hatten. Sie hingen mit inbrünstiger Liebe an ihm, sie woben um die Legenden. Aber Herzls Tagebücher (die im Jüdischen Verlag zu Berlin erschienen sind) zeigen ihn uns als den Menschen, der er war. Mit einer naiven Ehrlichkeit enthüllt er hier seine Schwächen und seine Größe. Er war weder gerecht noch heilig. Er war verstrickt in alle landläufigen Vorurteile und Befangenheiten der mittlern Schichten seiner Generation. Aber er hatte den Blick des wahren Staatsmanns. Er gewahrte große Linien und Zusammenhänge, wo Andre nur Zufälligkeiten sahen. Er besaß eine Witterung für politische Möglichkeiten. Er hatte die Fähigkeit, Menschen zu gewinnen, zu führen und hinzureißen. An ihm konnten Menschen über sich selbst, ja sogar über Vieles in ihm emporwachsen. Wie in allen Juden weckte auch in ihm die Hingabe an eine Idee ungeahnte Kräfte. Er war, wie alle großen Juden, ein unermüdlicher Propagator, sich aufreibend im Dienst der Idee und Alles einsetzend, Vermögen, Gesundheit und seine Person. Dabei war er ein merkwürdig gespaltener Mensch. Mitten in der Hingabe an seine Führertätigkeit, deren weltgeschichtliche Bedeutung er ahnte, vermochte er sich um den Erfolg eines seiner bedeutungslosen Lustspiele zu kümmern oder über die Auszeichnung durch die Ansprache irgendeines Fürsten erfreut zu sein. Die Juden waren gewohnt, in ihren Führern Heilige zu sehen. Sie konnten daher manchem in Herzls Persönlichkeit nicht gerecht werden. Denn ein neuer Typus war mit ihm unter sie gekommen: der Typus des jüdischen Staatsmannes, und er kam unter sie in einer der vollendetsten und berückendsten Formen. Seit Theodor Herzl gab es wieder jüdische Staatsmänner, jüdische Politiker — aber er war nicht nur der Erste, sondern er blieb auch der Größte unter ihnen.

Theodor Herzl hat, wie alle großen Männer, Ideen, die in der Zeit lagen, durch sein persönliches Leben zur Wirklichkeit werden lassen. Er hat die Säkularisierung, den Nationalismus, die Demokratie vom Vorbild Europas übernommen und auf das Judentum anwandt. Das Judentum, ein asiatisches Volk mitten in Europa, hatte seine frühere Gestalt bewahrt. Sie bröckelte im 19. Jahrhundert ab. Theodor Herzl gab ihr eine neue Form: die europäische Form des 19. Jahrhunderts. Einige Jahre nachher vollzog sich ähnlicher Gestaltwandel auch bei den Völkern in Asien. Ihre Säkularisierung begann. Die Ideen des Nationalismus und der Demokratie fanden bei ihnen Einlaß. Aber in ihnen erwachten bald Kräfte, die sich auf die tiefere Wesensart des einzelnen Volkes besannen und einer durchgreifenden Umformung im Sinne des heutigen Europa widerstrebten. Eine ähnliche Bewegung entstand

auch nach Theodor Herzl im Judentum. Nicht als ob man jemals Das aufheben könnte, wessen er der vollendetste Ausdruck war. Die Säkularisierung des Judentums, seine Befruchtung mit den Ideen, die in Europa seit der Aufklärung sich durchgesetzt haben, läßt sich nie mehr rückgängig machen. Sie werden, mögen sie auch überwunden werden, als lebendige Vergangenheit in der Gegenwart und in der Zukunft fortwirken. Sie sind auch nicht der letzte Ausdruck dessen, wozu Europa gelangen wird. Theodor Herzl wollte die Juden zu einem Volke machen, ganz gleich den Völkern, die er um sich sah. Er erkannte in dieser Anpassung im höhern Sinne den künftigen Weg des jüdischen Volkes. Erst durch ihn haben die Juden als Gesamtheit die europäische Gegenwart voll in sich aufgenommen. Eine neue reiche Welt ist ihnen dadurch zuteil geworden. Aber in dem neuen Heimlande, das Theodor Herzl für sein Volk gewollt hat, werden die Juden im Sinne ihrer viertausendjährigen Geschichte ein besonderes Leben führen, in ihrer Wesensart wurzelnd und daher andern Völkern ungleich, auserwählt in dem Sinne, wie sie die Auserwählung verstanden: als eine Pflicht und nicht als ein Recht, als eine schwere Last, der man sich entziehen möchte und doch nicht entziehen kann, und als das Zielbild eines Lebens, von dem sie im Bewußtsein eigner Unzulänglichkeit wissen, daß sie immer und immer wieder abtrünnig werden.

Bremen von Joachim Ringelnatz

Hier gelt ich nix, und würde gern was gelten,
Denn diese Stadt blieb echt, und das ist selten.
Reich ist die Stadt, und schön ist ihre Haut.
Sag Einer mir:
Welch Geist hat hier
Die Sankt-Ansgari-Kirche aufgebaut?

Groß schien mir Alles, was ich hier entdeckte.
Ein Riesenhummer lag in einem Laden.
Wie er die Arme eisern von sich reckte!
Als wollte er durchs Glas in Frauenwaden,
In Bremer Brüste plötzlich fassen
Und — wie wirs von den Skorpionen lesen —
(Restweg!) im Coitus sein Leben lassen.
Wär er nicht längst schon rot und tot gewesen.

Als ich herauskam aus dem Keller, wo
Schon Heine saß, da sagte ich: „Oho!“
Denn auf mich sah Paul Wegener aus Stein,
Und er war groß und ich natürlich klein.
Brustwarzen hatte er an beiden Knien.
(Vielleicht wars auch der Roland von Berlin.)

Und als ich, wie um eine spanische Wand
Mich schlängelnd, eine seltsam leere,
Doch sehr gepflegte Villenstraße fand
Und darin viel verlorene Ehre,
Stand dort ein Dacharbeiter.
Den fragte ich ganz nebenbei,
Ob er wohl ein Senator sei.
Da ging er lächelnd weiter.

Der große Sänger von Arthur Eloesser

Was Overbeck für ein Mann war, meine Herren?“ sagte Herman Grimm im Kolleg. „Wenn er in Rom über die Straße ging, stießen sich die Leute an und flüsterten: ‚Das ist Overbeck.‘ Sehen Sie, meine Herren, so war Overbeck.“ Ich möchte dazu sagen: So ein Mann war Herman Grimm; denn ich bin überzeugt, daß die Römer den deutschen Pittore auf der Straße überhaupt nicht gekannt haben, oder wenigstens, daß er keineswegs den magnetischen Strom zu verschicken fähig war, mit dem uns im Allgemeinen nur die Komödianten als die uns sinnlich nächsten Künstler zu bezaubern pflegen. Der Schauspieler hat immer seine Legende, seine Magie bei sich, weil er seine Körperlichkeit, das wesentliche Material und Mittel seiner Kunst, nicht zuhause lassen kann. Seine Dämonen sind immer bei ihm, wenn er nämlich ein Dämonischer ist. Der Maler, der nicht grade den Pinsel schwingt, der Schriftsteller, der nicht grade an der Feder kaut, kann für uns in den Situationen des bürgerlichen Lebens leicht zur Privatperson werden. Bei dem Mimen verhält es sich wohl so, daß wir nicht nur einem Künstler begegnen, sondern in seiner Persönlichkeit auch einem Kunstwerk, soweit die Natur ein solches hervorzubringen imstande ist. Matkowsky zerschnitt sein Beefsteak mit der Faust, die das Schwert Coriolans führte, und die Duse trank ein Glas Limonade mit dem Munde, der das verzweifelte „Armando“ schluchzte. Solange es diese eigentümlichen Künstler gibt, die vergängliche Leistungen aus dem Leib ihres Geistes, aus dem Geist ihres Leibes schaffen, wird man gegen solche Assoziationen nichts ausrichten können, die auch uns junge Männer noch mit einem backfischmäßigen Herzklopfen überraschen. Ich habe einiges Unglück im Leben gesehen, aber wenn ich mir einen vom Schicksal besonders Geschlagenen vorstellen soll, denke ich an den kranken Oscar Sauer, wie er sich von seinem Lager ein wenig aufrichtet, um seinen Gast begrüßen zu können, wenigstens mit dem Auge, mit dem Hiobsauge Michael Kramers.

Da ist ein Gedenkbuch: ‚Richard Wagner und Albert Niemann‘ erschienen, das Wilhelm Altmann bei Georg Stilke herausgegeben hat. Wie der schlimmste Nibelung saß der große Sänger auf seinem Hort der Wagner-Briefe. „Da war schon mal so'n Lausejunge darum hier —“ soll er einem Journalisten nachgesagt haben, der ihm die Mühe der Veröffentlichung freundlichst abnehmen wollte. Um das Wichtigste für die Musikgeschichte gleich abzutun: unter den nun preisgegebenen Briefen von Wagner sind zwei ganz große Stücke, eine sehr eingehende Analyse des Rienzi und eine außerordentliche Anweisung, den Tannhäuser zu spielen, ohne die kein Darsteller mehr an die Rolle gehen sollte. Diese Vorschrift ist an Niemann kurz vor der pariser Katastrophe gegangen, die zwischen dem Meister und seinem Sänger eine Verstimmung hinterließ. Wir sind über Niemanns Verhalten in jenen Tagen, besonders über die Einflüsse, denen er ausgesetzt war, auch heute noch nicht ganz aufgeklärt. Jedenfalls, es klingt nicht gut, wenn er nach Wagners Niederlage an einen Gönner berichtet, daß er persönlich sich aus dem Schiffbruch gerettet habe. Wagner hat sich später mit ihm ausgesöhnt, hat seine treibende Genialität bei

der Eröffnung von Bayreuth trotz seiner „närrischen Nervosität" auf den Proben anerkannt. Also ist er auch für uns begnadigt. Wir sehen Niemann hier mehrfach photographiert als Rienzi, Tannhäuser, Lohengrin, Tristan, mit sehr viel Perücke und mit viel mehr Heldenbart, als wir heute vertragen können. Aber wir sehen da höchstens, daß er ein stattlicher Mann gewesen ist. Unsern Albert Niemann erkennen wir viel eher aus dem Tagebuch, das er leider nur in seinen Anfängen geführt hat, sein gewalttätiges Berserkertum und auch seine schöne Unabhängigkeit gegen Geschriebenes und Gestempeltes. Sein erster Seufzer, des Zwanzigjährigen, war Amalia. Der Freier, der aber das Wesentlichste wohl schon vorweggenommen hatte, wurde nicht erhört. „Am 14. Juli prügelte ich den Vater von Amalia, worauf ich den 16. durchging nach Berlin. Schreckliche Geldnot und viel Hunger." Das ist schön. „Ich hatte einen Kontrakt nach Regensburg unterzeichnet, aber auf Zureden von Direktor Bredow brach ich ihn." Das ist nicht schön; da mußte der Bühnenverein gegründet werden. „Dienstag, 8. August. Die Stumme von Portici. Masaniello. An diesem Abend war ich vorzüglich disponiert und sang mit großer Leidenschaft, was wohl daher kam, daß ein Fräulein Goßmann die Stumme spielte. Diese ist ein talentvolles, hübsches, munteres Mädchen; ich gewann sie sehr lieb. Als Masaniello hatte ich Gelegenheit, sie mehrere Male zu küssen." Solche unlautern Quellen der Inspiration hatte das expressionistische Dogma damals noch nicht verboten. In Insterburg singt er mit dreiundzwanzig Jahren den Tannhäuser und findet, daß diese Rolle für ihn geschrieben sei; ein Jahr später bringt ihm sein Erfolg als Lohengrin die Verlängerung seines Vertrages in Hannover ein. Richard Wagner ahnt in ihm den „mit Bangen gesuchten Sänger des Siegfried", den er ihn schließlich doch nicht singen ließ, weil er ihn nach dem Siegmund schon zu reif fand, wahrscheinlich auch, weil er sich von dem unbequemen Enthusiasten nicht gleich in zwei wichtigsten Rollen abhängig machen wollte. Wie stand Niemann zu Wagner? Ich meine, wie ein trotziger Vasall, der sich leicht auflehnte, der mit seiner Schamhaftigkeit und Sprödheit am meisten für den Herrn tat, wenn er von ihm fern war. Dieser Riese stand, wie Wagner sagt, unbehülflich am Klavier, wenn er nicht agieren konnte, und dieser höchst Männliche litt an einer Empfindsamkeit, die sich leicht in kindlichen Trotz verkehrt.

Sein Sohn Dr. Gottfried Niemann sagt ihm in einer sehr feinen Charakteristik nach, daß er in landläufigem Sinne weder Sänger noch Schauspieler gewesen, und daß er, abgesehen von gewissen Zufällen, durch eine allgemeine romantisch-ideale Veranlagung zum Theater getrieben worden sei. Die Bühne an sich hat ihm gar kein Vergnügen gemacht, und ähnlich wie Rudolf Rittner muß er immer mehr unter qualvollem Widerstand gegen ihren seelischen Exhibitionismus gespielt haben. Niemann hatte die höchste männliche Kraft, die in schmerzhafter Selbstempfindung zu zerspringen droht, die leidenschaftlichste Sinnlichkeit, die ins Uebersinnliche, Transzendentale hinüberschauert: er war der Wagner-Sänger, weil seine Gestalten von fern her kamen und wieder ins Mythische schwanden. Seine Leidenschaft drohte ihn auf-

zulösen, ihn zu entführen, dennoch fand er „diu maze“, wie unsre Altvordern so schön in der Sprache Walthers von der Vogelweide sagten. Albert Niemann war ganz deutsch und dennoch voll Form. Das hat ihn so groß gemacht. Die Kraft, die in ihm gefährlich glühte, hat sich immer als Milde ausgestrahlt. Süßes kam vom Starken. Das schmecken wir heute noch.

Ich kann mir nicht gesondert vorstellen, wie Albert Niemann gesungen hat, da er ganz gewiß nicht nur mit der Kehle sang. Niemann sang aufwärts von den Beinen, die, wie bei jedem großen Künstler, ihre eigne Genialität hatten. Seinen Lohengrin sehend empfinde ich den schönsten aller Akkorde, wenn er, was schon technisch nicht leicht ist, aus seiner Schwanengondel stieg. Wie auch sein erster Blick auf Elsa und die Edlen von Brabant mit dem Anheben des Knies rhythmisch übereinstimmte. So schreiten keine ird'schen Männer; den Griechen verrieten sich ihre Götter schon durch den Gang, auch wenn sie sich incognito herabließen. Oder wenn Siegmund die bräutliche Schwester an sich reißt, mit Heldenarmen, aber vorher schon mit dem Auge, das ihre Erscheinung wie mit einem außerweltlichen Glanz eingesogen hat. Albert Niemann war, wie Matkowsky, ein gefürchteter Liebhaber; seine Partnerinnen kamen ohne blaue Flecke und kleine Rippenquetschungen selten davon, aber diese elementare Leidenschaft, sich erfüllend und auflösend, erlöste sich zugleich in der Form, in einer immateriell gewordenen Kunst. Der Sänger mußte immer um seine Stimme besorgt sein, deren Volumen das Riesenmaß seines Leibes nicht wiedergab. Aber keinen Augenblick hörte Musik auf, durch ihn zu fließen und einen Körper, der völlig im Zustand der Inspiration schien, in rhythmischer Bewegung und Beruhigung zu halten. Niemann zählte zu den Künstlern, die sich nicht einfach wiederholen können, die sich vor jedem Auftreten wie vor einem Geburtsakt scheuen, immer zaghaft zweifelnd, ob das Wunder der Verwandlung im Augenblick der Begeisterung eintreten wird. Niemann zählte zu den Künstlern, die am Betrieb des Theaters gar kein Vergnügen haben; er war Jäger, Reiter, Fischer, Botaniker, er liebte am meisten den Wald, und er soll alle Vogelstimmen gekannt haben. Privatim war er ein Berserker und seiner Umgebung gewiß oft fürchterlich. Wir dürfen seinem Sohne schon glauben, daß er einmal als bejahrter Anfänger auf sein widerspänstiges Zweirad losging, weil es ihn beim Lernen abgeworfen hatte. Die Menschen waren ihm im Allgemeinen, die des Theaters waren ihm im Besondern unsympatisch. Nachdem er mit dem Florestan ohne alle Ankündigung und Feierlichkeit von der Bühne Abschied genommen hatte, sahen wir ihn oft im Weihenstephan, wahrscheinlich mit Leuten, denen er als guter Jäger und Trinker vertraut, denen er als Tristan völlig fremd war. Am Stammtisch glich er einem alten Oberst, aber wir konnten nicht aufhören, nach dem mächtigen Weißbart zu sehen, wenn das auch sehr diskret geschah. Denn um mit Shakespeare, seinem Liebling zwischen Goethe und Schopenhauer, zu reden: 's war was Gefährliches in ihm, das nicht geweckt werden durfte. Wir stießen uns leise an und sagten: Das ist er. Sehen Sie, meine Herren, so war Albert Niemann.

Anne Christie von Alfred Polgar

Der Amerikaner O'Neill hat eine Reihe sehr bemerkenswerter Theaterstücke geschrieben, die Figuren von bizarrem seelischen (und auch körperlichen!) Zuschnitt in absonderliche Schicksale verflechten. Die Figuren sind ausgezeichnet durch Ueberlebensgröße ihrer Eigenschaften, sozusagen durch Radikalität ihres Seins (wie sie die psychologisierenden Stückeschreiber Europas gar nicht mehr wagen würden), das Geschehen durch Hochspannung, die dem Theater reichlich gibt, was des Theaters ist. Lebendigkeit und Echtheit des Dialogs schlagen durch den literarischen Firnis, mit dem er überstrichen ist, wohl um ihn bühnenfest und exporttauglich zu machen. O'Neill gibt in seinen Schauspielen — die manchmal den Ton einer realistischen Ballade haben — eine romantische Uebersteigerung gemeinen, nüchternen Lebens, ohne daß dieses hierbei seiner Wirklichkeitsfarbe verlustig ginge. An Erfindungsgabe, an theatersportlicher Härte, an Entschlossenheit und Fähigkeit, Befehlsgewalt wider den Zuschauer zu brauchen, ist der Amerikaner seinen europäischen Kollegen von heute weit über.

‚Anne Christie', vermutlich ein frühes Werk, gibt kein rechtes Bild von O'Neills Eigenart und Können. Originialität und Mut des Verfassers leben sich hier in gut erfundenen Prämissen aus, versagen in den Folgerungen. Daß die Tochter des wackern Seemanns — die er fünfzehn Jahre nicht gesehen, „im Binnenland" vor den Teufeleien der See geschützt glaubte, und der zuliebe er sein braves Kebsweib ziehen heißt — als Prostituierte heimkommt, ist ausgezeichnet. Ein seelenlandschaftlich ungewöhnliches, dramatisch ergiebiges Terrain scheint gewonnen. Aber der Ertrag ist nicht der leidenschaftlichen Rede wert, die die Personen des Schauspiels führen. Folgendes geschieht: Der alte Christie, nicht wissend, daß sein Kind eine Solche, lebt, Vaterglücks genießend, mit Anne auf dem Kohlenkahn. Eines Tages ziehen sie einen schiffbrüchigen Seemann aus dem Wasser, der, obzwar halbtot und, buchstäblich, noch naß, sofort nach dem Mädel greift. So ist er. Ein Bursche aus Schmiedeeisen, mit Muskeln, die ihm auch bei bessern Damen als Anne Christie erotische Karriere verbürgten. Aber nein, so ist er eben nicht! Sondern ihm pocht ein Herz im sehenswerten Brustkasten, er verliebt sich, noch naß, sofort in Anne und wird sofort wiedergeliebt. Dem alten Christie mißfällt das. Er will die kaum gefundene Tochter nicht gleich wieder hergeben und überhaupt keinen Seemann zum Schwiegersohn. Streit zwischen den Männern. Da ruft Anne, erbittert darüber, daß die Zwei mit ihr nur so herumschupfen: „Wer bin ich denn?" Und dann sagt sie, wer sie ist, respektive war. Das wirkt erschütternd auf Vater und Liebsten, insbesondere auf diesen, der in sittlichen Jähzorn gerät und das Motiv „Ha, Elende!" auf rauhe Seemannsart abwandelt. Im letzten Akt scheint er wieder beruhigt. Er wird, da seine Liebe größer als seine Empörung, Anne (die beeiden kann, daß sie alle Männer, die ihrer bisher teilhaftig wurden, gehaßt hat) heiraten. Der alte Christie geht wieder aufs Meer, dem er abgeschworen. Es ist doch stärker als er.

Ein wunderliches Stück, vom Wasser der See und der Augen so gesalzen wie aufgeweicht. Manchmal spürt man unter seiner verlogenen Volksstückpathetik doch den Herzschlag der Dinge, hinter den Odeurs der theatralischen Küche den Geruch von Luft und Meer. Es ist so, als hätte sich der Atem des Lebens hier in ein Spielzeug verfangen und bewege es.

Paul Kalbecks Regie im Theater der Josefstadt gibt dem Stück breitflächige Bühnengestalt. Es wird mit großer Eindringlichkeit gespielt, die aus den Figuren das Elementare, aus den Situationen das Schicksalhafte herauszuholen strebt. Frau Fein ist Anne Christie. Sie hat ihre besten Augenblicke zu Beginn des Spiels, als eben gefundene verlorene Tochter. Vortrefflich hier ihr Unter- und Ueber-der-Situation-Stehen, diese Mischung von Verlegenheit und Sicherheit, Wissen und Nichtwissen ums Leben. Die stärkern Affekte dann hingen ihr ein wenig schlottrig um die Seele, und es war so, als ob die Anne sich aus einer innern Faulheit erst aufrütteln müsse, um zu leiden, was ihr beschieden — aber vielleicht war das Absicht, eine feine Transmutation der Faulheit und Schlamperei, die gefallene Mädchen sich gern angewöhnen, ins Psychische. Rede und Schweigen der Anne waren sehr reich an Modulation (nur hatte manchmal ihr Seelenschmerz die Mimik und die Gebärden von Leibschmerzen) und die großen Ausbrüche in den großen Szenen richtiges, starkes Theater. Was an Menschlichkeit, Wärme und rührender Ohnmacht des Primitiven in dem alten Christie steckt, holte Herr Homolka heraus. Sehr schön die kindhaft scheue Zartheit, mit der er der unwahrscheinlichen Tochter begegnet. Des braven Mannes Kameradin spielte Frau Hartmann mit realistischer Treue, die in keiner Sekunde wankend wurde. Herrn Dieterles Format und Stimme taugen dem Wasserkraftlackel. Er wird, ein Einzelner, Anne die Vielen ersetzen, auf die sie, in die Tugend geraten, verzichten muß.

Verweigerte Lektüre von Hans Reimann

Der Eine liest die ‚Woche', der Andre die ‚Weltbühne'; der Eine liest die D.A.Z., der Andre die Volkszeitung. Und wenn der ständige Leser der D.A.Z. wirklich einmal die Volkszeitung zur Hand nimmt, so tut er das cum ira ac studio. Wo es doch so notwendig wäre, mindestens zwei verschieden gerichtete Blätter zu halten. Sobald man (wie ich) statt einer einzigen Zeitung sämtliche verfügbaren Journale, seien sie all-rechts oder all-links, mit der nämlichen „Einstellung" vertilgt (allerdings nicht Tag für Tag, sondern wöchentlich einmal; es genügt vollauf) und vorurteilslos (ich meine: ohne Parteibrille und ohne tendenziöse Scheuklappen) zur gründlichen Kenntnis nimmt, erzieht man sich zum idealen Unpolitiker, zum vergnügten Nichtpolitiker, zum politischen Idioten. Darum bin ich stets betrübt, wenn ich etwas für die ‚Weltbühne' schreibe. Ich schriebe es am liebsten gar nicht nieder. Ich weiß von vorn herein, daß es von den Lesern der ‚Weltbühne' gelesen werden wird. Und das sind zu 95 Prozent meinesgleichen. Oder richtiger: wir Leser und Mitarbeiter der ‚Weltbühne' sind vom selben Holz. Ein alter Lieblingsplan (von mir) ist es, die Leser auszutauschen und beispielsweise die Abonnenten

der ‚Woche‘ (denen Tut-ench-amun mehr oder minder zum Hals heraushangt) zur regelmäßigen Lektüre von ‚Sichel und Hammer‘ zu zwingen. Die Leser von ‚Sichel und Hammer‘ würden durch die Lektüre der ‚Woche‘ nur leichten Schaden nehmen und insonderheit bei Genuß der Romanfortsetzungen (ich bitte das harte Wort „etzungen“ zu entschuldigen) zwerchfellistische Störungen erleiden. Die Leser der ‚Woche‘ hingegen würden ihren Horizont, sofern möglich, in dankenswerter Weise erweitern und Diverses hinzulernen, wovor sie gemeinhin die Auglein zusammenkneipen.

Es ist so schade, daß jegliches Blatt immer von Denen gelesen wird, die es schreiben könnten, wenn sie schreiben könnten. Darauf beruht die Wirkung gewisser Schmöker (deren Wirkung nur scheinbar ist): sie werden von denjenigen Menschen verschlungen, die — vorausgesetzt, daß sie Schreibende wären statt Lesende — akkurat so schreiben würden, wie das Buch geschrieben ist. In der Tram mache ich mir oft den Spaß, die Namen (zum mindesten die Vornamen) der mir gegenüber sitzenden Personen zu erraten. Neuerdings hab ich mir angewöhnt, ihre Leib- und Magenblätter zu erraten. Es ist nicht schwer. Manche riechen schon von weitem nach Lokalanzeiger oder Süddeutschen Monatsheften, manche tragen den ‚Kladderadatsch‘ auf der Stirn.

Ich habe mich, wie gesagt, keineswegs auf bestimmte Journale festgelegt, sondern lese Rechtes, Mittleres und Linkes mit gleicher Andacht. Kürzlich nun, als ich von Frankfurtmain gen Hamburg dampfte, nahm ich einen ganzen Packen Zeitungen und Zeitschriften mit ins Abteil: Lachen links, Jugend, Fliegende, Fridericus, Die ohne, Reigen, Junggeselle, Film-Woche, Kreuzzeitung, B.T., B.Z. am Mittag, Leipziger Neueste, Vorwärts und Weltbühne. Dann las ich das Alles, hübsch nach einander. Dann legte ich Alles über mich ins Gepäcknetz. Dann druselte ich ein bißchen ein.

Als ich etwa ein halbes Stündchen gedruselt hatte und schlaftrunken die Augen öffnete, erblickte ich mir gegenüber einen jungen Mann, der den ‚Fridericus‘ las und ‚Lachen links‘, ‚Weltbühne‘ und ‚Reigen‘ auf den Knieen liegen hatte. Ich wußte nicht sicher, ob ich mich jetzt freuen mußte. Denn offenbar handelte es sich um einen Menschen, der (gleich mir) tolerant und großzügig dachte und sich nicht genierte, gleichzeitig ‚Fridericus‘ und ‚Lachen links‘ sich einzuverleiben. Er sah leider wie verhindertes Offizierskasino aus. Wie ein treuer Abonnent des ‚Reigen‘ oder des niedlichen Druckerzeugnisses ‚Die ohne‘. Doch wer weiß? Vielleicht war er ein Weltbühnist und hatte den ‚Fridericus‘ nur der Kuriosität halber erworben.

Ich brannte mir eine Zigarette an. Dabei fiel mein Blick auf meinen linken Nebenmann. War ich toll? Die Leute lasen ja alle das Gleiche wie ich! Auch der linke Nebenmann meines linken Nebenmannes, also der Dicke am Fenster. Der hatte sich in die Leipziger Neuesten vertieft, und vor ihm auf dem Klapptischchen lagen, brüderlich vereint, das B. T. und der ‚Vorwärts‘; und mein Nebenmann studierte die Kreuzzeitung, während der ‚Junggeselle‘ aus seiner Rocktasche hervorlugte.

Ich rieb die Lider und dachte scheußlich nach. Ein längst gehegter Lieblingswunsch war in Erfüllung gegangen: Meine

Nächsten in Jesu Christo hatten ihre Vorurteile abgestreift und lasen Nichtzusammenpassendes in schöner Abgeklärtheit wild durcheinander! Kismet! Kismet hatte mich in dies Abteil gelotst! Hoch Tut-ench-amun und Peter Panter, hoch Borngräber und Michel von Lindenhecken, hoch Karlchen Ettlinger und Graf Westarp, hoch C. F. Holtz und Karl Holtz, hoch Vorwärts und meine heißgeliebten Leibzjr Neusdn!

Was Sie, intelligenter Leser des Vorliegenden, bereits gemerkt haben, merkte ich, der verschlafene und übernächtige Reisige, erst jetzt, als ich einen Arm nach dem Gepäcknetz streckte, um mich nochmals in den ‚Fridericus' zu versenken: meine Zeitungen und Zeitschriften waren verschwunden. Aus dem Gepäcknetz verschwunden. In die Hände meiner Coupégenossen verschwunden.

Ich war zornig und hätte am liebsten alle meine Blätter aus den unbefugten Händen gerupft. Zornig war ich weniger über die mir (wohl, weil ich schlief?) verheimlichte Aneignung meiner Journale durch Fremde, als darüber, daß mein Austausch-Traum, kaum effektuiert, schnöde zerronnen war. Zum Glück jedoch fiel mir ein Bild von Bruno Paul ein (aus einem alten Simpel): wo Einer auf einem Hamburg-Amerika-Dampfer erwacht, zu seinem Entsetzen wahrnimmt, daß der Kajütenteilhaber die Zähne mit der fremden Bürste reinigt und, zur Rede gestellt, die Antwort gibt: „Ich dachte, die Zahnbürste gehört zum Schiff!"

Meine Zeitschriften gehörten mitnichten zur Eisenbahn. Ich hätte sie reklamieren sollen. Dann freilich dachte ich mir: Geht der Austausch auch nicht von ihnen selbst aus, so lesen sie dennoch ausnahmsweise einmal Das, was sie sonst nicht tendenzlos zur Hand nehmen. Laß ihnen, was sie haben. Unter Umständen tragen sie einen winzigen Gewinn fürs Leben davon. Der junge Mann mit ‚Fridericus' und ‚Weltbühne', mit ‚Lachen links' und ‚Reigen' gibt womöglich dermaleinst seine Stupidität auf und endet, von weltbühnelesenden Enkeln umringt, als Verächter von ‚Fridericus' und ‚Reigen' . . .

Gestern aber, als ich von Hamburg nach Bremen mußte und wiederum einen Stoß verschiedenartiger Zeitungen und Zeitschriften mitnahm und nach beendeter Lektüre beiseite legte und dann ein Nickerchen machen wollte und dicht vor dem Einschlummern von einem finstern Mitteleuropäer gefragt wurde, ob ich gestatte: da gestattete ich nicht, sondern sagte mit wenigen Worten, daß ich triftige Gründe hätte, in Zukunft meine Eisenbahnlektüre Andern zu verweigern. Unlängst (so sprach ich) habe ein Mitreisender, dem ich das republikanische Witzblatt ‚Lachen links' überließ, seinem Aerger über das Blatt ausgerechnet zu mir Luft geschaffen und dafür das ‚Deutsche Wochenblatt' in himmlischen Tönen besungen, und derlei Vorkommnissen mich nochmals auszusetzen, verspüre ich keine Lust.

Trotzdem: Wenn Einer von euch, Ihr Weltbühnisten, im selben Coupé mit einem stets schlecht rasierten, zur Korpulenz neigenden, bebrillten, scheitellosen, einem katholischen Pfarrer nicht unähnlichen Herrn zusammensitzt, der alle möglichen und unmöglichen Zeitschriften in rauhen Mengen mit sich schleppt und sie nach rascher Lektüre hinwegtut — fragt getrost, ob er gestattet. Weltbühnisten wird er die Gestattung nicht verweigern.

Nationale Wirtschaft von Morus

Die londoner Reise

Die glänzendsten Häupter der deutschen Reichsregierung, der Kanzler, Dr. Stresemann und Dr. Luther gehen zu Schiff nach England, um noch einmal in Downing Street die Wünsche Deutschlands vorzutragen. Wie zu erwarten war, werden die Deutschen erst herangezogen, nachdem das Wichtigste zwischen den Reparationsgläubigern und den amerikanischen Bankiers vereinbart ist. Es wird also für die berliner Regierungsmänner nicht mehr viel zu gewinnen geben, aber dafür allerlei zu verderben. Der Prolog der Regierungsparteien im Reichstag, den Herr Fehrenbach mit pathetischem Bierbaß vortrug, war nicht grade vielversprechend, und wenn die Minister nach den Wünschen der Koalitionsparteien handeln, dann kann die londoner Reise für uns ebenso schädlich werden, wie vor drei Jahren die Fahrt des Herrn Simons und vor zwei Jahren, in Genua, der Vertrag von Rapallo.

Indessen fängt man in Deutschland an, sich um etwas zu bekümmern, was bisher ganz außerhalb der Betrachtungen zu liegen schien: nämlich um die Verteilung der Lasten, die aus dem Dawes-Plan erwachsen. Aus dem Plan selbst geht zwingend nur die große Konsumsteuer hervor, die sich aus der Belastung der Eisenbahnen ergibt. Und weiter: die Belastung der Industrie, über die man sich jetzt nach wochenlangen Verhandlungen geeinigt hat. Die Schwerindustrie, auf die es Frankreich und Belgien besonders abgesehen hatten, schneidet verhältnismäßig gut ab. Sie sollen von den Industrieobligationen nur 20 Prozent übernehmen. 17 Prozent werden der Maschinen- und der elektrischen Industrie aufgelegt, 8 Prozent der chemischen Industrie und 7 Prozent der Textilindustrie. Ueber die andern 48 Prozent liegt ein genauer Verteilungsschlüssel noch nicht vor. Die alten Syndikatskämpen, die sonst um eine möglichst hohe Quote zu kämpfen gewohnt sind, werden nun, umgekehrt, den Kampf um einen möglichst niedrigen Anteil austragen müssen. Aber das alles sind nur die Vorpostengefechte für den großen, heiligen Kampf, in dem die Industrie geschlossen gegen alle andern Gewerbe und Berufsschichten und vor allem gegen die Arbeiterschaft stehen muß. Aber die Ala ist noch immer groß, und die grüne Fahne des Propheten Hugenberg wird auch diesmal den Kämpfern voranschwingen.

Auf dem Wege zum Hochschutzzoll

Die Bielefelder Abendzeitung hat kürzlich im Bielefelder Adreßbuch — offenbar einem vorzüglichen Nachschlagewerk; in andern Städten steht so etwas höchstens im Handelsregister — entdeckt, daß die Gast- und Schenkwirtschaft Eisenhütte, Marktstraße 9, auf den Namen Severing & Co. geht und daß besagter Severing der preußische Innenminister ist. Die Deutsche Tageszeitung, der Moniteur des ehrbaren Landmanns, hat diese feucht-fröhliche Kunde in den Dienst der nationalen Sache gestellt und daran die Bemerkung geknüpft, es sei neu, daß ein Minister neben seinem Amt auch noch einen Gewerbebetrieb ausüben darf. Nun ist zwar die Bielefelder Eisenhütte nichts Andres als ein Teil des Metallarbeiterhauses, in dem Severing früher als Gewerkschaftssekretär tätig war und dessen Verwaltung er ehrenamtlich noch angehört. Aber, da die Deutsche Tageszeitung grade

dabei ist, sich mit den Privatberufen der Minister zu beschäftigen, so liegt es ihr gewiß besonders nahe, ihren Lesern auch etwas über den Interessenkreis des Reichslandwirtschaftsministers mitzuteilen. Der jetzige Minister, Graf Kanitz, ist nämlich der Sohn des alten Grafen Hans Kanitz, der seinen beiden Söhnen die Rittergüter Mednicken mit 922 Hektar, Tüngen mit 457 Hektar, Podangen mit 958 Hektar und das Vorwerk Maulfritzen mit 218 Hektar, insgesamt also über 10 000 Morgen hinterließ. Dazu hat Graf Gerhard Kanitz durch seine Heirat noch weiteren Landzuwachs erhalten. Denn seine Frau ist eines der vier Kinder des 1922 verstorbenen Grafen Tiele-Winckler, der es schon vor dem Kriege auf 175 000 Morgen gebracht hatte. Graf Gerhard Kanitz wird also wohl heute zu den zehn oder zwanzig größten Latifundienbesitzern in Deutschland gehören. Nun liegt selbstverständlich kein Grund vor, anzunehmen, daß seine Privatinteressen ihn mit dazu bestimmt haben, Agrarzölle einzuführen. Aber als Großproduzent von Brotgetreide weiß er besser als ein mittlerer Landwirt, wie etwa Herr Wendorff, welche Segnungen die Kornzölle bringen.

Daß die Latifundienbesitzer innerhalb und außerhalb des Kabinetts von den Vorzügen der Getreidezölle für die notleidende Landwirtschaft überzeugt sind, ist durchaus begreiflich. Aber unbegreiflich ist, daß auch diesmal wieder die Bauern auf die Parole der Großagrarier hereinfallen, obwohl sie zumeist nicht Getreide verkaufen, sondern kaufen müssen. Und genau wie in den Zollkämpfen von 1902 und 1906 marschieren die Bauernbünde getreulich an der Seite der Großgrundbesitzer, als ob sie noch immer Hörige der Standesherren wären. So brav trotten sie einher, daß der Reichslandwirtschaftsminister nicht einmal für nötig hält, ihnen wenigstens als Aequivalent höhere Fleischpreise zu sichern. Zwar sind seit der Ankündigung der Schutzzollvorlage die Viehpreise, vor Allem die Schweinepreise, erheblich gestiegen, aber damit eskomptiert der Großhandel etwas voreilig die Entwicklung, die kommen muß, ohne daß sie für die allernächste Zeit begründet wäre. Denn der neue Zolltarif will zwar auch wieder die alten Einfuhrzölle auf Vieh legen. Aber die Gefrierfleischeinfuhr soll, nach der Ankündigung des Grafen Kanitz, nicht unterbunden werden. Freilich ist auch vor dem Kriege die Fleischeinfuhr nicht durch wirtschaftliche Maßnahmen entschieden gehemmt worden, sondern durch veterinärpolizeiliche Schikane. Man ließ Fleisch nur herein, wenn auch die Eingeweide mit dabei waren, weil man sonst angeblich nicht feststellen konnte, ob das Tier gesund sei. Mit dieser fürsorglichen Methode erreichte man, da die tierischen Eingeweide einen längern Transport nicht aushalten, eine Monopolisierung des inländischen Schlachtviehs. Die Vorteile davon hatten, im Gegensatz zu den Getreidezöllen, auch die mittlern und kleinern Landwirte, verhältnismäßig sogar einen stärkern als die Großagrarier.

Nun besteht aber wohl kein Zweifel, daß man auch auf diesem Gebiete bald wieder dahin kommen wird, wo man in der seligen Bülow-Zeit war. Schon jetzt revoltieren die Vertretungen der bäuerlichen Gegenden, so die württembergischen Landwirtschaftskammern, gegen die Einfuhrerlaubnis von Gefrierfleisch. Und wenn die Bauern erst gezwungen sein werden, für ihr Vieh künstlich verteuertes Getreide zu kaufen, dann wird sehr bald eine große Campagne gegen die Fleischeinfuhr einsetzen — und den Wünschen des Kleinbauern können sich der wohlmeinende Großagrarier und erst recht der Staat doch

nicht widersetzen. So stehen wir nicht am Ende, sondern erst am Anfang einer fröhlichen Lebensmittelhausse.

Die Diskussion über die Agrarzölle hat aber in den Hintergrund treten lassen, was sich gleichzeitig in der Industrie anbahnt. Da sind wir nämlich auf dem besten Wege, von dem jetzigen Schutzzollsystem zum Hochschutzzoll überzugehen. Textilien, Chemikalien, gewisse Produkte der Schlüsselindustrie sollen besser „geschützt" werden. Dazu wird ein 37 prozentiger Schutzzoll auf Stahl vorgesehen, und den Interessenten genügt das selbstverständlich noch nicht. Vorerst wird zwar noch in den Verbänden zwischen den Rohstoffinteressenten und den Interessenten der verarbeitenden Industrie gekämpft. Aber wie immer wird die Regierung schließlich den Rohstoffindustrien als den wahrhaften Vertretern der nationalen Belange geben, was sie fordern.

Rumänische Petroleumpolitik

Ueberall in Europa tritt wieder das Streben nach „autonomer Wirtschaft" hervor. Aber nicht nur, wie in Deutschland, in Oesterreich, in der Tschechoslowakei, durch Errichtung von Schutzzollmauern, die immer eine Expropriierung des einen Volksteils zugunsten eines andern bezwecken, sondern auch in der Form wirklicher Nationalisierung. So hat Rumänien jetzt endgültig beschlossen, seinen wertvollsten Besitz: die Petroleumfelder vor der Ueberfremdung zu schützen. Die alten Konzessionäre behalten zwar ihre Nutzungsrechte bis zum Ablauf der Konzession. Auch soll die Weiterarbeit von Ausländern auf Feldern, die sie aus privater Hand erworben haben, gestattet bleiben. Neue Konzessionen werden aber nur noch erteilt, wenn 55 Prozent des Kapitals rumänisch sind.

Diese Lex Bratianu hat begreiflicherweise unter den ausländischen Oelinteressenten größte Erregung hervorgerufen, und alle Hebel der Wirtschaftspression und der Politik wurden in Bewegung gesetzt, um die größenwahnsinnigen Rumänen davon zu überzeugen, daß ohne fremde Hilfe ihre Industrie verloren sei, und englische Finanzleute sollen sogar mit der Einstellung der Lei-Notierung in London gedroht haben. Nun beträgt zwar der Anteil Rumäniens an der Weltölproduktion nur noch 1½ Prozent, und die beiden Welttrusts, die amerikanische Standard Oil Company und die englisch-holländische Royal Dutch haben nur untergeordnetes Interesse an den rumänischen Feldern. Aber für die europäische Petroleum-Versorgung ist Rumänien noch immer von Wichtigkeit, und Kleinvieh macht auch Mist. Zum Glück ist das Netz der neuen rumänischen Gesetzgebung noch weitmaschig genug, daß man auf graden oder auf krummen Wegen hindurchschlüpfen kann. Einige der größern Gesellschaften, vor allen die Phönix Oil und Transport Co., sind dadurch gesichert, daß sie ihre Felder von Privaten erworben haben. Andre Gesellschaften wieder werden sich zwar pro forma zurückziehen und dafür rumänische Strohmänner für sich arbeiten lassen. Die Finanzleute ziehen es schon seit längrer Zeit vor, sich rumänischer Banken zur Beherrschung der Petroleumindustrie zu bedienen. An hervorragender Stelle auf diesem Gebiet ist übrigens auch Castiglioni tätig, während sein Konkurrent Bosel sich, als Vormann für die Standard Oil, zusammen mit französischen Kapitalgruppen auf den galizischen Oelfeldern verdient macht.

Die Welt ist wirklich klein. Man trifft überall dieselben Leute.

Bemerkungen

Korrekt und korrupt

Weltläufige Menschen werden stets ein wenig lächeln, ganz leise um die Mundwinkel herum, wenn das Pathos seine Kanonaden gegen die Korruption abprotzt. Von den Spartanern, die gewiß eine strenge Moral hatten, wird erzählt, daß sie einen Dieb nicht nur laufen ließen, sondern ihn sogar achteten, wenn er die Selbstbeherrschung jenes Jünglings besaß, der einen gestohlenen Fuchs unter seinem Mantel tapfer verbarg, wiewohl das Tier sich in seine Hüften einbiß. Für den Skeptiker folgt daraus weniger die Forderung des Heroismus als vielmehr die Tatsache, daß der gestohlene Fuchs, will sagen: die Korruption, wenn sie unter dem Mantel verborgen bleibt, keine Korruption ist.

Nun gibt es allerdings überzeugte, ehrliche Stürmer, die an keinem verdächtigen Mantel vorübergehen können, ohne ihn in die Höhe zu blasen. Mitunter haben sie die Genugtuung, eine Korruptionsbagatelle aufzudecken. Und stets haben sie die Enttäuschung, daß der Staub, den sie dabei aufwirbeln, die Luft noch mehr verschlechtert. Sie sind im Grunde genommen Don Quixotes, diese ehrlichen Antikorruptionisten und Staubaufwirbler, die aus einem närrischen Reinlichkeitsgefühl überall Unrat wittern. Die irdische Luft, in der sich das Leben abspielt, ist nun einmal geschwängert von Miasmen, und der Mensch ist der Ansteckung ausgesetzt, sobald er den Mutterleib verläßt.

Man sollte sich auch bei Korruptionen nicht mit Kleinigkeiten abgeben. Wenn man den Leuten unter den Mantel guckt, kann man leicht etwas finden, wenn man nichts findet, etwas hineinpraktizieren, und wenn man etwas gefunden hat, ein pathetisches Geschrei erheben und mit Enthüllungen einen Kampf betreiben, der allem andern gilt als dem vorgeschobenen Zweck der Reinigung. Dieser Typus des politischen Antikorruptionisten ist schlimmer oder zumindest ebenso schlimm wie eine mittelmäßige Korruption selbst. Man trägt den strahlenden, der Menge leicht imponierenden Schild vor sich her und verrichtet unter dieser Deckung sein dunkles politisches Geschäft, das zugleich ein kommerzielles Geschäft ist.

*

So geartet war die Preßkampagne gegen Zeigner. Dieser Typ des Antikorruptionisten hat nichts gemein mit den kleinen, aber ehrlichen Don Quixotes, die gegen die Windmühlen der Weltverderbtheit Attacken reiten. Nichts hat er gemein mit den wahrhaften Rufern des J'accuse, die mutig und ohne politische Nebenabsichten die großen Panamas aufdecken. Ein Skandal muß schon Format haben, wenn sich lohnen soll, als Ankläger auf-

zutreten. An den Skandälchen geht eine vornehme Gesinnung lieber vorbei. Sie sieht sich die Affäre genau an, ehe sie zugreift. Will man aber den Skandal haben, weil man ihn, zu gewissen politischen Zwecken, braucht und aus der wirksamen Rolle des anklagenden Enthüllers Nutzen schlägt, dann ist man nicht wählerisch, dann greift man zu, greift ins Persönliche, ins Privatleben, greift Pech an; wobei die Umwelt leicht übersehen kann, daß die Hand sich besudelt, weil sie ohnehin schon schmutzig war.

Es ist ungemein schwer, den Antikorruptionisten als Tartüff zu entlarven; denn meist ist an der Sache, die er aufgreift, etwas dran, und wer möchte riskieren, sich der Personen anzunehmen, die nicht korrekt gehandelt haben! Das Recht scheint auf der Seite des Anklägers, der sich mit der Gloriole der öffentlichen Moral umgibt. Wenn man aber die Motive eines antikorruptionistischen Kampfes der öffentlichen Analyse unterzöge, dann ergäbe sich ein ganz andres Bild. Wer gegen den Schmutz vorgeht aus andern als makellos reinen Motiven, der ist übler als der Schmutz selbst, den zu bekämpfen er vorgibt. Unter allen Korruptionen ist jene die schlimmste, die, verschanzt hinter der Korrektheit, nicht zu fassen ist.

*

Zeigner war ein in gewissen äußern Dingen unkluger, hilfloser Mensch — das ist Idealistenart. Er beging Fehler, nichtige Unkorrektheiten, weil er teils zu ängstlich, teils zu vertrauensselig-großzügig war. (Wenn ich am ersten Prozeßtag leider anders geurteilt habe, so geschah es unter der Suggestion der Anklage und der ganzen Verhandlungsatmosphäre.) Ueberdies hatte Zeigner großes Pech und viele Feinde; denn er machte mit der Republikanisierung der Beamtenschaft Ernst. Sie stürzten sich auf das persönliche Pech eines Mannes, den als radikalen Republikaner zu fürchten sie allen Grund hatten. Sie besudelten nicht sich, sondern ihn, indem sie sein Pech angriffen. So wurde Mißgeschick zur Korruption, und Menschenjammer zum juristisch beglaubigten Triumph politischer Todfeindschaft. Ein ausgewählter Gerichtshof reaktionärer Justizbeamter, eine Staatsanwaltschaft, die den republikanischen Geist des Justizministers zitternd zu spüren bekommen hatte, saß unter der unantastbaren Maske strenger Sachlichkeit zu Gericht. Die Korrekten gegen den Korrupten. Aber der Menschenwert ist nicht bei Jenen, sondern bei Zeigner. Doch Jene haben die Macht und das Paragraphennetzwerk, um eine zufällige Schwäche als dauernden

Makel einzufangen. Der Revisionsprozeß Zeigner hätte Gelegenheit bieten können, wenn auch nicht die Korrekten zu entlarven (das wäre zu viel erwartet gewesen), so doch dem Bemakelten sein ehrliches Gesicht wiederzugeben. Ach, die Gelegenheit ist ungenützt vorübergegangen. Die Richter haben damit bewiesen, daß ihnen nicht darauf ankam, einen arg Verstrickten zu lösen, sondern ihn moralisch zu vernichten.

Hans Natonek

Personalabbau in Schulen

Im Haushaltsausschuß der Berliner Stadtverordnetenversammlung machte der Stadtverordnete Herzog, der frühere Vorsitzende des Berliner Philologenverbandes, die Mitteilung, daß an den höhern Knabenschulen der Stadt Berlin jetzt, nach Durchführung des Abbaus, mehr Lehrkräfte vollbeschäftigt seien, als vor dem 1. April 1924 fest angestellt waren. Die Studienassessoren, von denen im Winter viele unbeschäftigt gewesen seien, hätten jetzt nicht ausgereicht, um den Bedarf zu decken. Der Personalabbau, der doch vorgenommen worden sei, um Ersparnisse zu machen, würde so für die Stadt zu einer kostspieligen Sache, da die Vergütung eines neu eingestellten Studienassessors und das Wartegeld des abgebauten Studienrats größer seien als dessen früheres Gehalt. Der Magistratsoberschulrat Helmke konnte die Richtigkeit dieser Angaben nicht bestreiten. Zur Entschuldigung wußte er nur anzuführen, daß jetzt die Sexten in größerer Zahl geteilt seien.

Der Stadtverordnete Herzog beklagte ferner, daß die Stadt bei dem Abbau fast ganz ausgeschaltet gewesen sei. Die Zeit, die der städtischen Schulverwaltung für eigne Vorschläge und für eine Stellung zu den Beschlüssen des Provinzialschulkollegiums eingeräumt war, erwies sich in der Tat als so kurz, daß die nach der Personalabbauverordnung der Stadt zustehenden Rechte wertlos waren.

Auch der Preußische Philologenverband hat gegen die Art der Durchführung des Abbaus in den höhern Schulen Einspruch erhoben. „Die Auswahl allein nach Eignung mit dem Zweck, unter allen Umständen auf diesem Wege die infolge der organisatorischen Maßnahmen geforderten Mindestabbauzahlen zu erreichen, führt dazu, den Begriff ‚Wert der Dienstleistungen' weiter auszudehnen, als eine objektive und gleichmäßige Beurteilug zuläßt." Wenn wirklich unter den Philologen so viele sind, deren Leistungsfähigkeit herabgemindert ist, so trifft nicht sie die Schuld, sondern die Direktoren und Oberschulräte, denen damit vorgeworfen wird, sie pädagogisch nicht genügend gefördert zu haben.

Erich Witte

Beginnen

Hebbel, im Tagebuch von 1857: „Es ist besser, den Schlamm zu waschen und den Goldstaub zu sammeln, als sich zu bemühen, den Stein der Weisen zu finden, und dann mit diesem den Schlamm in Gold zu verwandeln." Dieser Wille zu schnellem, großem Handeln ist es, der die müden Hände, die schlaffen Hände der Zeitbürger treibt und den Entschlossenen, den Inbrünstigen: den Führer zeichnet. Ein Führer in diesem hohen Sinne, immer freudig entschlossen, wundervoll lebendig, angefüllt mit einem Freude

bringenden Kraftüberschuß, war Gustav Landauer. Es ist mit diesen Lobesworten nichts Neues gesagt, und wir wußten zuvor, daß dieser Sammelband ‚Beginnen' (von Martin Buber herausgegeben und von F. J. Marcan in Köln verlegt) wieder Kraftquell sein würde alle Denen, die nicht ausruhen, ausspannen wollen, die die Wirklichkeit des kommenden Unheils nicht nachlässig belächeln und die Dinge ihren jämmerlichen Gang gehen lassen. Diesem Glauben ist herrlichste Bestätigung geworden: den tiefen, schöpfenden Arbeiten, die in einer glühenden Sprache geschrieben sind, wohnt eine Kraft inne, die der Seele keine Ruhe mehr läßt und sie vom feigen Nichtstun fortreißt mit rücksichtsloser Gewalt. Wer wird zu allen Gedanken und Hoffnungen dieses wundervoll erfüllten Mannes Ja sagen wollen? Wer aber wird wagen, von seinem Fenster in die Welt hinaus- und hineinschauend, die glückliche Größe dieses Menschen anzugreifen? Die Nichtigkeiten des politischen Tagkampfes zerrinnen vor der erschütternden Vision Gustav Landauers, der, zum Auffordern verdammt, die ganze zwingende Kraft seines Wortes aufbietet: „Die Aufgabe ist da, du aber folgst deinem Ruf nicht, du läßt auf dich warten."

Alfons Steiniger

Der Pelz in der Theatergarderobe

Zu einer Frage, die für den Theaterbesitzer und den Theaterbesucher gleich bedeutsam ist, hat kürzlich in einer Entscheidung das Oberlandesgericht Hamburg Stellung genommen. Eine Theatergesellschaft, die, wie das in letzter Zeit fast allgemein üblich geworden ist, an ihrer Garderobe einen Anschlag angebracht hatte, daß sie für Garderobenstücke nur bis zu einer gewissen Höhe hafte, war von einem Theaterbesucher auf Ersatz des vollen Werts eines abhanden gekommenen Pelzes verklagt worden. Das Oberlandesgericht hat dieser Klage stattgegeben, indem es sich auf den Standpunkt stellt, daß der Theaterbesitzer grundsätzlich für jede Fahrlässigkeit bei der Aufbewahrung der Garderobe einstehen müsse. Die Tatsache, daß der Pelz „abhanden gekommen" sei, entlaste ihn nicht. Er müsse dartun, daß ihn an dem Verlust, sei es durch Diebstahl oder wodurch immer, kein Verschulden treffe. Es genüge nicht zur Entschuldigung, daß die Garderobe ständig von der Garderobenfrau bewacht werde, denn es fehle jede Aufklärung darüber, welche Maßnahmen getroffen waren, um drohende Diebstähle zu verhindern, ob insbesondere die vorhandene Aufsicht ausreichend gewesen sei. Ebenso wenig könne sich die Theatergesellschaft auf den Anschlag berufen, wonach sie für abhanden gekommene Garderobe nur bis zum Betrage von 1500 Mark haften zu wollen erklärt. Das Oberlandesgericht führt aus:

Das Publikum, das das Theater besucht, legt die Garderobe nicht aus Bequemlichkeit im Garderobenraum ab, sondern wird hierzu gezwungen, indem

Niemand mit Mantel undsoweiter in den Zuschauerraum eingelassen wird. Wenn aber ein solcher Zwang ausgeübt wird, so widerspricht es dem Anstandsgefühl aller billig und gerecht denkenden Leute, daß die Beklagte gleichzeitig sich ihrer regelmäßigen Haftpflicht zu entziehen sucht. Das Theater besitzt als Kunststätte eine gewisse Monopolstellung und darf diese dem kunstliebenden Publikum gegenüber nicht derart ausnutzen, daß es diese beim Besuch des Theaters der Gefahr aussetzt, für den Verlust seiner Ueberkleidung gar nicht oder nur ganz geringfügig entschädigt zu werden. Dem darf nicht entgegengehalten werden, daß Niemand ins Theater zu gehen braucht; dieser Standpunkt ist für ein Kunstinstitut wie das Theater unhaltbar, da es durch Pflege der darstellenden Kunst der Bildung und Kultur der Allgemeinheit zu dienen bestimmt und zweifellos auch gewillt ist. Dabei ist weiter zu beachten, daß die Beklagte ihre Haftung grade auf den Fall zu beschränken sucht, daß ihr ein Verschulden an dem Verlust zur Last fällt. Dazu kommt auch erschwerend, daß die Haftsumme ganz unverhältnismäßig niedrig ist. Umso mehr widerspricht diese Haftungsbeschränkung den Anforderungen von Redlichkeit und Anstand, als bei der Lösung der Eintrittskarten in keiner Weise auf diese Benachteiligung des Publikums hingewiesen wird. Erst im letzten Augenblick erfährt der Theaterbesucher durch den Anschlag davon, wenn ihm wohl nicht zugemutet werden kann, das Theater wieder zu verlassen, um der Haftbeschränkung zu entgehen, und wenn er möglicherweise sein Eintrittsgeld nicht mehr erstattet erhält.

Diese Entscheidung, die übrigens zu andern Urteilen einzelner Landgerichte im Gegensatz steht, entspricht zweifellos dem Rechtsempfinden. Ihre Gründe sind durchaus überzeugend. Nicht verkennen läßt sich freilich, daß dadurch einem Theater, wie übrigens auch Restaurants und ähnlichen Vergnügungsstätten, soweit in ihnen Garderobezwang herrscht, ein großes Risiko aufgebürdet wird. Das Oberlandesgericht Hamburg meint in seiner Entscheidung, dem könne dadurch abgeholfen werden, daß den Zuschauern gestattet würde, die Garderobe mit in den Zuschauerraum zu nehmen, dann wäre gegen eine Herabsetzung der Haftpflicht durch Anschlag nichts einzuwenden. Dieser Weg scheint mir nicht besonders glücklich. Wenn in unsern Theatern über jedem Sessel ein Stück Garderobe hinge, so würde das gewiß nicht zur Hebung und Verschönerung des Zuschauerraums beitragen, ganz abgesehen von den hübschen Nebengeräuschen, die durch hinfallende Schirme und Stöcke im Verein mit dem lieblich knisternden Stullenpapier hervorgerufen würden. Das Risiko muß eben der Theaterbesitzer durch entsprechende Rückversicherung zu verringern suchen. Es wäre aber vielleicht auch dagegen nichts einzuwenden, daß derjenige Theaterbesucher, der sich mit der ausgesprochenen Haftungsbeschränkung nicht einverstanden erklären will, eine entsprechend höhere Garderobengebühr zahlt. Jedenfalls ist der Zustand, daß Jemand verpflichtet wird, kostbare Garderobenstücke abzugeben, ohne daß er die Gewähr hat, im Fall des Verlustes auch vollen Ersatz zu verlangen, unhaltbar.

Ferdinand Nübell

Liebe Weltbühne!

In den Wandelgängen der französischen Kammer stehen der Abbé Wetterlé und Herr Grumbach zusammen. „Dreißig Jahre parlamentarischen Fegefeuers", sagt Herr Wetterlé, „ich habe nun genug." „Fegefeuer?" sagt Grumbach. „Was würden Sie vorziehen, Herr Abbé, den Himmel oder die Hölle?" Und Wetterlé: „Das Klima des Himmels und die Gesellschaft der Hölle!"

Antworten

Max Brod. Sie teilen mir mit: „Der Verlag Die Schmiede hat Franz Kafkas gesamten Nachlaß erworben, den ich nun allmählich edieren werde." Viel Glück!

Felix Stössinger. Sie antworten auf einen Satz Arthur Eloessers in Nummer 29 der ‚Weltbühne': „Er nennt die Kriegsschuldfrage ‚an sich unsinnig', und er würde sie gewiß nicht sinnvoller finden, wenn Deutschland im gleichen Prozentsatz am Kriege unschuldig wäre, mit dem es schuldig ist. Aber warum will er bis zum Vertrage von Verdun zurückgehn? Um das Ultimatum an Serbien historisch zu vertiefen? Wohl mehr, um den Prozeß, wem das Elsaß gehört, wieder aufzunehmen und zwar auf Grund der ältesten und wertlosesten Akten. Ach, daß es selbst darüber noch keine Klarheit in Deutschland gibt! Daß selbst ein so weit links stehender Mann wie Eloesser noch immer glaubt, es handle sich um einen Besitzstreit des französischen mit dem deutschen Fiskus, während es sich doch einzig und allein darum handelt, zu wem die heute lebende Bevölkerung von Elsaß-Lothringen gehören will. Und daß sie zu Deutschland nicht gehören will, sondern zu Frankreich, das ist leider eine von den ganz wenigen Klarheiten, die der Krieg gebracht, und die der Friede oder vielmehr eine feige und verantwortungslose Presse dem deutschen Volk seit dem Frieden verschwiegen hat. Und zwar gleich von Anfang an! Sonst könnte ja nicht heute über diese Kernfrage eine solche Ignoranz bestehen, sonst wäre es ja nicht ein aufsehenerregender Akt von Mut, daß die Vossische Zeitung durch Otto Grautoff ihren Lesern die Wahrheit über das Elsaß sagen läßt, die sie ihnen allerdings sofort durch zwei oder drei unwiderlegte Gegenartikel wieder genommen hat. Aber wie jede der deutschen Unwahrheiten schadet auch diese niemand anders als dem deutschen Volk. Dem man bei jedem Anlaß und daher auch bei dem von Eloesser gegebenen nicht schonungslos genug sagen kann, daß der Streit um das Elsaß durch keine Kriege und Verträge der Vergangenheit, sondern nur durch die Willenserklärungen des lebenden elsässischen und lothringischen Volkes entschieden worden ist. Indem dieses Volk sich nicht nur im November 1918 mit überwältigender Spontaneität auf Seite Frankreichs gestellt, sondern auch im Mai 1924 vierundzwanzig französische Deputierte gewählt hat, darunter nicht weniger als einundzwanzig von der Richtung Poincaré."

Heinrich J. Sie betrübt, daß in Nummer 30 unfreundliche Sätze über Heinrich Mann zu lesen waren? Mich betrübt, daß sie notwendig waren, und daß sie gerecht sind. Der Verherrlicher des Dreyfus-Befreiers Zola und der bewundernde Nachschöpfer jener Madame Legros, die nicht ruhte, als bis die Bastille ihren unschuldigen Häftling herausgegeben hatte — dieser Heinrich Mann hätte die geistige und moralische Pflicht gehabt und hätte sie noch, sich für Fechenbach einzusetzen, ja sogar sich lokalen Unannehmlichkeiten für ihn auszusetzen. Wie heißt der Kernspruch des Buddha in Dhamapada? „Gleich der Blume, die in Farben prangt, doch des Duftes entbehrt, sind die unfruchtbaren Worte Dessen, der anders tut, als er spricht." Wir werden an diesen Worten künftig höchstens noch den Stil schätzen, nicht mehr die Gesinnung, die zu billig ist, und hinter der kein Mann, sondern nur Heinrich Mann steht.

Polybios. George Westermann hat die ‚Entdeckung des Paradieses' von Franz v. Wendrin verlegt (die Arthur Eloesser in Nummer 27 gekennzeichnet hat) und dadurch nach Jahrzehnten sauberer Arbeit den Anspruch verwirkt, für die nächsten Jahre ernstgenommen zu werden. Er scheint nun darauf zu halten, daß das eine möglichst lange Reihe von Jahren wird. In seinem Hause erscheint auch die Zeitschrift ‚Neue Geographie', herausgegeben von dem bekannten Tripolis-Forscher Ewald Banse. Dieses einstmals strengwissenschaftliche, einstmals sei-

nem Namen entsprechend internationale Organ gibt jetzt zu lesen: „Gelingt es, in der Mehrzahl unsrer Volksgenossen das Bewußtsein großzuziehen: Du bist Deutscher und Hauptvertreter des Germanentums, sei dir dessen in allen Lebenslagen bewußt, besonders auch bei der Brautwahl, meide die Fremdrassigen, auch die im eignen Volke, so wird dein Volk Alles erreichen, dann haben wir gewonnen." Aber das ist noch gar nichts. In derselben Nummer schreibt der objektive Gelehrte Ewald Banse: „Wie demnächst auch uns, so steigt wohl auch der russischen Welt in absehbarer Zeit die Morgenröte des neuen Tages herauf. Mit dem Tode des syphilitischen Paralytikers Lenin ist dem Bolschewismus die Spitze abgebrochen worden. Die schiefe Ebene des Niederganges hatte diese Ausgeburt eines minderrassigen, tollwütig gewordenen Geistes ja noch bei Lebzeiten des Diktators vertreten, indem sie, an Stelle des schnell abgewirtschafteten Kommunismus, die ‚neue Wirtschaftsordnung' eingeführt hat, die in wesentlichen Punkten schon kapitalistisch gestaltet ist. Ueberblickt man den Bolschewismus durch das umgekehrte Fernrohr, so erweist er sich deutlich als Rachsucht einer früher unterdrückten, plötzlich zur Herrschaft gelangten Horde von Stubenhockern, die in dem grenzenlosen Haß halb- und ganzasiatischen Pöbels von Tataren und Ostjuden alles Bestehende kaputtschlägt, eine wahrhaft satanische Erscheinung, wie sie in hemmungsloserer Gemeinheit und so riesigem Ausmaß wohl nirgends sonst vorgekommen ist. Man betrachte nur das Gesicht des Tataren Lenin (eigentlich Uljanow — diese Brandstifter hielten es alle für richtig, unter falschem Namen aufzutreten): eiskalte, unbewegte Züge mit halbgeschlossenen Schlitzaugen und vorstehendem Kieferteil, lauernd, gemein, jeglicher guten Regung bar; eine fürchterliche, gelbe Fratze, die aus den Steppen Asiens heraufgestiegen ist, das ruhige russische Volk zu vernichten und seiner mühsam erworbenen Beziehung zu Europa zu entkleiden. Es kann gar keine Rede davon sein (wie Viele bei uns durch Kommunisten sich einreden lassen), daß in jenen weiten Ebenen etwas ‚Neues' sich vorbereite, daß unabwendbares Schicksal dort abrollt — nein, das russische Elend ist, wie zugleich auch unsres, nichts Andres als die Ausnutzung einer schwachen Stunde durch Verbrecherhorden, und auch die Russen werden sie ausstoßen, wenn auch viel schwerer als wir, da ihre Führerschicht größtenteils vernichtet ist." Während wir unsern Ludendorff, unsern Wulle und unsern Banse haben, die das Kind „demnächst" schon schaukeln werden.

Deutscher Hochschulring-Student. Wann studieren Sie eigentlich?

Hermann Wendel. Sie lesen in Nummer 28, daß Baluscheks „Biographie von Wendel weder textlich noch illustrativ so eindrucksvoll ist, wie sie hätte sein können", und wünschen, festgestellt zu sehen, daß nicht Sie dieser Biograph Wendel sind.

Martin Melzer. Haben Sie in den illustrierten Blättern das Bild von Chequers gesehen, wo Herriot und MacDonald nach ihrer Besprechung auf einem Hügel sitzen? Sie sitzen nicht in Sesseln, sondern im Grase, und sie stecken nicht im Gesellschaftsanzug, sondern in Lodenzeug. Wir sind das so wenig gewöhnt, daß wir lächeln; aber selbstverständlich nicht spöttisch, sondern zustimmend lächeln. Wie wohltuend der Gegensatz zwischen diesem Bild und den Bildern von andern Ministerbegegnungen! Wie beruhigend zu wissen, daß die Männer, von denen zum großen Teil die Zukunft Europas abhängt, sich auch einmal auf eine grüne Wiese setzen. Können Sie sich denken, daß Ludendorff und Stresemann mit seinem bösen Geist Maltzan dergleichen je tun würden? Ich kanns mir nicht denken. Und danach ist auch die deutsche Politik.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Helki-Verlag G. m. b. H., Berlin, Blumeshof 1.

Zwiegespräche über die Große Zeit

I.

M a c h e r : Wollen Sie etwa bestreiten, daß wir seit zehn Jahren in einer Großen Zeit leben?

Z u s c h a u e r : Groß oder klein: mir scheint sie so unerheblich zu sein wie für Carmens Tragödie der dritte Akt.

M a c h e r : Eben diesen Akt der schwülen Ballungen, der schrillen Warnungen, der drohenden Entscheide und der bebenden Hilflosigkeiten, diesen Wirbel des Geschehens, dieses Feuerspiel des Schicksals, diesen entfesselten Zufall, dieses Walten des Wunder-und-Zeichen-Gottes, nun ja, meinetwegen: dieses Ebenbild unsrer Großen Zeit schätze ich höher als die ganze Oper.

Z u s c h a u e r : Was beweist, daß Sie vor der Schau- wie vor der Weltbühne in Delirien der Tatenfreude schwimmen. Schmugglerschluchten, Kartenlegerinnen, Wachtpostenschüsse, Escamillo und Micaëla als dii ex machina und gar der Zweikampf — nein: mir ist da zuviel Astrologie auf die Astrophysik geschmiert. Erst über Sevilla leuchtet wieder der Sternenhimmel echter Notwendigkeiten. Vielleicht werden wir ihn nach Ablauf Ihrer Großen Zeit auch über Europa noch einmal begrüßen. Einstweilen bewölkt ihn Ihr Blitz-und-Donner-Rummel bis zur Unkenntlichkeit

M a c h e r : Seit wann versteifen sich die Skeptiker auf den Köhlerglauben an willkürliche Gesetzesunterbrechungen und unerforschliche Ratschlüsse?

Z u s c h a u e r : Seit die Fanatiker dem Schöpfer und Weltenlenker ins Handwerk pfuschen, sieht es beinahe so aus, wie wenn das Notwendige durch Irrtümer und Launen verfälschbar wäre. Aber getrost: es sieht nur so aus. Es ereignet sich gewiss nichts Grund- oder Folgeloses. Wenn Saufbolde ins Prügeln geraten, so gehorcht sicherlich jeder vorherige Zank, jeder Faustschlag, jeder Messerstich und jedes nachherige blaue Auge den heiligen Kausalitäten. Indessen, bitte: wenn einige Imperien, in ihrer Rivalität um die Kolonisierung der Erde einen vergeblichen Krieg führen und einen vergeblichen Frieden schließen, also keinen Schritt, weder in der Klärung noch in der Lösung ihrer Probleme, vorwärts kommen, so mögen dabei Millionen verbluten, Throne stürzen, Generale sich spreizen, Volksseelen von Sentimenten triefen oder, Gott behüte Sie, Regierungen wechseln und Parlamente aufgelöst werden: erheblich kann ich es nicht finden.

M a c h e r : Und all der Aufruhr von Geist und Gemüt? Teufel auch, ich lasse mir meine Zuversicht nicht erschüttern.

2.

Ares: Kaum daß ich mich an die unwahrscheinlichsten Kriegsgesichte und -geräusche gewöhnt habe, beschert dieser widerwärtige Zeus, den ich jetzt endgiltig Zebaoth nennen werde, auch noch den Händlern den Sieg und den Helden die Niederlage. Ich verstehe die Regeln seiner Gerechtigkeit nicht mehr.

Hermes: Entsinnen Sie sich des Falles von Karthago?

Ares: Ja doch. Damals traf nach Vernunft und Billigkeit die Krämerseelen der tödliche Hieb. Und übrigens war für sie eigentlich immer Poseidon zuständig.

Hermes: Ich habe Ihr einstiges Urteil ein bißchen anders im Gedächtnis. Ueber das Kommerzielle waren wir zwar wie heute uneins. Umso höher rechne ich Ihnen in alle Ewigkeit an, daß Sie bei der ziemlich alkoholischen Nektarbowle, die wir nach Hannibals Alpenzug tranken, diesem meinem semitisch-völkischen Liebling den Lorbeer zuwarfen. Ehe Zeus-Wotan es in seinem Rausche merkte, stand Hannibal ante portas. Am nächsten Morgen . . .

Ares: Stimmt, stimmt . . . verdarb man uns das Konzept in endlosen Konferenzen, packte mich am Portepee der römischen Ehre und Sie am Geizkragen der karthagischen Eifersucht, bis wir umfielen und der politische Kram uns erdrückte. Es sei zu spät. Meine Lanze könne Ihren Heroldstab nicht mehr einholen. Die beiden Prinzipien der Offenen Tür und des Platzes an der Sonne dürften nicht mit einander vermengt werden. Offen gesagt: ich habe das komplizierte Zeug nie recht begriffen und hatte immer das dumpfe Gefühl, hereingelegt zu werden, wenn Politik erörtert wurde.

Hermes: Im Vertrauen will ich Ihnen verraten, daß Politik von je her ein Schwindel war. Sie und ich sind die beiden Pole, zwischen denen sich die politische Axe dreht. Die Politiker, unter denen übrigens unser olympischer Präsident durch Weisheit auffällt, neigen zu allerlei verworrenen Vorstellungen vom Bewegungsmechanismus der Völker. In Wahrheit kann ein Volk sich nur auf Sie oder auf mich stützen. Es kann entweder — wie Rom, London, Potsdam — mit Mitteln der Gewalt die Reichweite seiner Geschäfte sichern und begrenzen, oder es kann sich — wie Jerusalem — aus geschleiften Mauern heraus unbegrenzt und ungesichert in die Wirtschaft ergießen. Das Dritte — wie es Karthago und Berlin versucht haben —: das Liebäugeln mit zwei Göttern, mit zwei Landkarten, mit zwei Expansionsmethoden, das Pochen auf die gebrechliche Herrschaft über Märkte, das Belasten eines Spinnengewebes mit Pulver und Blei — dergleichen dulden die Nachbarn nicht.

Ares: Dem Firmenschild fehlt halt der Charakter einer Standarte.

Hermes: Die Majore sind zur Verteidigung von Imponderabilien zu schwach.

Ares: Die Kommerzienräte vertragen keine Blockade.

Hermes: Kurz: der Konfektionsritter blamiert sich im Ernstfall wie ein Operettenlieutenant.

3.

Kapitalist: Der Scnornstein muß rauchen.

Marxist: Das Wort stammt von Bebel.

Kapitalist: Wir sind überhaupt näher mit einander verwandt, als Sie Ihrem Gefolge vortäuschen.

Marxist: Sie sind einfach ein Experimentalbeweis unsrer materialistischen Geschichtsauffassung.

Kapitalist: Wozu haben Sie dann die Revolution gemacht?

Marxist: Ich bin überzeugt, daß Marx für mich antworten würde, verdienstlich hätten wir Sie, um die Entwicklung nicht zu stören, sowohl aus den Fesseln staatlicher Atavismen befreit wie vor dem Chaos einer anarchistischen Zerstörung gerettet.

Kapitalist: Waren Sie sich dieser Rolle bewußt? Schulden wir Ihnen Dank dafür?

Marxist: Beileibe nicht. Wir legen keinen Wert auf Ihren Beifall. Wir haben im Sinne des Meisters gehandelt, als wir Sie, die Objekte des Klassenhasses, konservierten. Im Hochgefühl unsrer Disziplin haben wir das Abenteuer gemieden und Ruhe und Ordnung gehalten, und siehe da: es war wohlgetan. Denn nun ist unsre Lage endlich wieder dieselbe wie vor zehn Jahren.

Kapitalist: Mit dem kleinen Unterschied, daß wir das Gruseln verlernt haben. Aber kehren wir zur Sache zurück. Ich biete Ihnen unsre Freundschaft an. Die beiden Teile der industriellen Produktion gehören zusammen. Sie heißen nicht: Kapital und Arbeit, sondern: Disposition und Exekution. Wir Direktoren haben uns von den Rücksichten auf Aktionäre und Obligationäre emanzipiert, und Sie, was ich gern anerkenne, pfeifen auf das Feldgeschrei der Armut gegen den Reichtum. Die Front unsrer latenten Gemeinschaft ist gegen das Drohnentum gerichtet. In der Aufstellung angemessener Gehalts- und Lohntarife haben wir uns sattsam geübt. Das Feld ist unser, wenn Fleiß zu Fleiß sich gesellt und die Konsumentenkaufkraft mit billigen Waren überschwemmt.

Marxist: Halt, hier trennen sich die Prognosen. Sie reiten noch das Steckenpferd des Syndikalismus. Wir aber lenken unsern Gaul allmählich auf eine neue Weide. Ueber die Schornsteine scheint eine Götzendämmerung hereinzubrechen. Der Krieg um die Schornsteine hat leider die Zahl der Schornsteine nicht vermindert, sondern vermehrt. Der circulus vitiosus Ihres aus Bedarfssuggestion gespeisten Produktionsapparates ist morbid geworden. Die Maschine klappert in beängstigendem Leerlauf. Flüchte sich, wer kann, aus den Städten. Wir proklamieren die Massenbesiedlung des Landes.

Kapitalist: Nun denn, proklamieren Sie — wir lassen uns durch keine Theorie die Praxis verekeln. Man wird Sie mit Dreschflegeln und Mistgabeln empfangen, und reuig werden Sie bei uns Städtern wieder unterkriechen, und sei es unter den härtesten Bedingungen.

Marxist: Sie sind frivol. Fühlen Sie denn nicht selbst, daß der Industrie-Nationalismus den Kapitalismus aushöhlt? Sie fristen doch nur noch das Dasein von Illusionen. Die Anpassung regiert den Fortschritt.

Kapitalist: Nein, die Auslese. Wir haben Humor und glauben an Darwin. Der Rest wird sich finden.

Der Geist von 1914 von Kurt Tucholsky

Die Woge von Betrunkenheit, die heute vor zehn Jahren durchs Land ging, hat eine Schar Verkaterter hinterlassen, die kein andres Mittel gegen ihren Katzenjammer kennen, als sich noch einmal zu betrinken. Sie haben nichts gelernt.

Der geistige Grundgehalt, auf dem Deutschland heute noch steht, entspricht etwa dem der Gründerjahre. Seitdem ist kein geistiges Massenerlebnis über das Land hinweggegangen, denn der Krieg war keines. Er hat Körper zu Kadavern gemacht — die Geister hat er völlig unberührt gelassen. 1879 — 1914 — 1924: die Jahre unterscheiden sich nur durch ihre Terminologie. 1914 ist die logische Folge der Gründerjahre, und seitdem hat sich nichts geändert.

*

Als nach dem gewonnenen Kriege von 1870 die Industrialisierung Alt-Preußens einsetzte, glaubte sich der Feudalismus durch die Kaufleute bedroht. Er war aber der Stärkere, und es begab sich das eigentümliche Schauspiel, daß sich die Industrie feudalisierte. Es entstanden keine Ackerbaugenossenschaften m. b. H., sondern Kohlenbarone. Man verständigte sich sehr rasch. Bürgertum und aufstrebende, niemals ganz proletarisierte Arbeiterschaft drängten zur Expansion. Den Krieg ausdrücklich und planmäßig gewollt hat Keiner — seine Möglichkeit stumm geduldet Jeder. Eine ethische Gegenströmung hat nicht bestanden; die Sozialdemokraten, die das Sozialistengesetz nicht mehr erlebt hatten, waren niemals konsequente Pazifisten und viel zu treue Staatsbürger, um die Verweigerung der Wehrpflicht aus Gewissensgründen auch nur in Gedanken zu wagen. Sie nannten bürgerliche Ideologie und fehlerhafte Einzelhandlung, was ihnen in ihrer maßlosen Feigheit Magenbeschwerden verursachte. In diesem Punkt war die Nation einig — brillant erzogen, gedrillt und geschliffen schlidderte sie in den Krieg.

Ein Deutscher, der vor dem Kriege in Frankreich ansässig war und im August 1914 die Grenze überquerte, hat mir geschildert, wie die Kriegsstimmung jenseits und diesseits des Rheins aussah. „Sie besinnen sich", sagte er, „auf diese merkwürdig heißen, drückend schwülen Julitage. Die Luft lastete, Staub wirbelte allerorten auf, ohne daß das erlösende Gewitter kam. Es war, als ob einer den Atem anhielte. Dann grollte es. Durch Frankreich ging ein stummer Schrei. Keiner wollte es glauben." Die Leute hätten sich wie erstarrt angesehen, fuhr er fort — es kann ja nicht sein, es kann nicht sein, stand in den Gesichtern. Totenstill ging eine Nation ans Sterben. Dies war der Eindruck der allerersten Tage. Es ist selbstverständlich, daß, als der Apparat einsetzte, Spionenhetze, Tobsuchtsanfälle und Staatskoller genau so ausbrachen wie bei uns. Aber die Franzosen sagen das heute! Solange das Volk sprach, der kleine Mann, der Einzelne, solange die große Kollektivität noch nicht richtig funktionierte — so lange sprach die Stimme der Menschlichkeit. Und dann kam der Erzähler über den Rhein. „Mir blieb der Verstand stehen. Ich glaubte, ich sei auf ein Schützenfest geraten, Glockenläuten, Guirlanden, Freibier, Juhu und Hurra — ein großer Rummelplatz war meine Heimat, und von dem Krieg, in den sie da ging, hatte sie nicht die leiseste Vorstellung." Krieg ist, wenn die Andern sterben. Helden — es waren nicht einmal Helden in dem Augenblick. Es waren die armen und rohen Genepptten einer Bauernkirchweih. Und dann ging es los.

Und seit diesem Tage ist es so geblieben. Was damals gut genannt wurde, heißt heute noch gut; wer damals ein von der Entente bezahlter Verräter hieß, ist es heute noch, weil er — in keine Sprache der Welt übersetzbar — „zum Frieden gehetzt hat". Die Kohlrüben und Versailles, die Brotkarte und die Ruhr haben praktische Möglichkeiten zerstört — in den Köpfen ist es nicht lichter geworden.

Es kann ja auch nicht anders sein: denn es gibt keine fünfundzwanzigjährige Regierung, die einem Volk nicht adäquat wäre; auf so lange Zeit ist jede Regierung schließlich der wahre Ausdruck ihres Landes. Der Psychopath von Doorn war kein Tyrann. (Seine Lautheit war Schwäche — er war unsicher.) Er war durchaus ihr Kaiser, ein wahrer Volksfürst, nicht übermäßig beliebt, aber genau der Extrakt seiner herrschenden Klassen. Daß es nicht etwa die Dynastien waren, die das arme Volk bedrückten, geht aus der immer noch bestehenden kindlichen Kleinstaaterei hervor; nicht die kleinen Fürsten von Greiz-Schleiz-Reiz haben da geherrscht, sondern die lokalen Eitelkeiten. Eine Versammlung sämtlicher Ministerpräsidenten der deutschen Länder — man überlege sich einmal, was dieses Dorfschulzentum für Geld kostet, und daß

ein Ort wie Hamburg wahr und wahrhaftig einen Gesandten in Berlin hat . . . Ich glaube, man nennt das Stammeseigenart, ohne die man nicht regieren kann.

Es gibt keinen deutschen Staatsmann, der von der Denkart der alten Monarchie je ganz abgerückt wäre. Es gibt kaum einen deutschen Hochschullehrer von Format, der seinen Schülern jemals zu wagen gesagt hätte: Jeder Krieg ist ein Verbrechen, dieser war ein doppeltes — am Land und am Geist. Es gibt keinen deutschen Kirchenmann, der seine Mithilfe an diesem Morden versagt hätte. Und es gibt außer Leonhard Nelson keinen deutschen Philosophen, der die geistigen Grundlagen, grade Das, was seit 1870 fast unbestritten gepredigt wird, mit den Mitteln des Geistes angegriffen hätte. Sie bejahen es fast Alle.

Die Arbeiterschaft hatte ihren Marx. Oder vielmehr: sie hatte Leute angestellt, die ihn gelesen haben mußten. Im übrigen paukte sie ihre Lohnkämpfe aus. Das bis zur Erschlaffung wiederholte Geplapper von der Präponderanz der Wirtschaft ließ vergessen, daß die Dinge auf der Welt eben nicht allein vom Oekonomischen ausgehen; und so wichtig und nötig es auch ist, den faulen Sprüchen einer Kaste, die nur verdienen will, immer wieder entgegenzuhalten, daß Lebensgefühl und Lebensbild sich zum allergrößten Teil nach dem Lebensstanddard richten, so kümmerten sich doch die neuern Sozialisten einen Schmarrn um den kleinen Rest, um die winzige, so oft den Ausschlag gebende Summe von Imponderabilien. Manche hatten eine Seele, Alle hatten ein Mitgliedsbuch, und Charakter hatte am 4. August 1914 Keiner.

Viel wichtiger war das Bürgertum. Hier ist die Sterilität der letzten fünfzig Jahre ganz augenscheinlich. In dem, was praktisch geschieht, ist Alles gleich geblieben — nur die wirtschaftlichen Formen haben sich verändert. Ich sehe ab von den Gedankenspielen der Pseudophilosophen, Schriftsteller, Lyriker und der andern Clowns, die man sich zum Zeitvertreib für den Nachtisch hielt. Da war Alles möglich: von der Abschaffung des lieben Gottes bis — sogar — zur Steuerreform. Aber im grellen Licht des Zehnstundentages sah das anders aus — mit dem wirklichen Leben hatten diese Kunststücke gar nichts zu tun. Versuchte einmal ein Schwärmer, über die weiße Schnur ins Reale zu schlagen, dann sperrte man ihn ein. Darin bestand eine schöne Einhelligkeit.

Im Krieg kroch mancherlei ans Licht. Es gab brave Liberale, die so etwas wie eine, entschuldigen Sie, Opposition machten, sehr leise, sehr taktvoll, sehr abstrakt. Es gab Aengstliche und Leute, die nicht sterben wollten, es gab alles Mögliche. Es gab auch Pazifisten. Und es gab die einzige Rosa Luxemburg.

Nach dem Waffenstillstand, den die Mittelparteien in ihrer unendlichen Torheit selber unterzeichneten — drüben Foch, bei uns Erzberger —, kam die grauenhafte Angst um das Portemonnaie. Und da war Alles aus.

Die gradezu kindische Furcht vor einem Bolschewismus, der in Deutschland niemals von Dauer gewesen wäre, ja, der bei uns gar keine geistige Vorbereitung hatte, also in einem zivilisatorisch so vorgebildeten Lande gar nicht Platz greifen konnte — diese Angst war zuletzt der tiefste Ausdruck von der Unwandelbarkeit der alten Gesinnung. Es war der alte Geist von 1914. Und der hatte seine festen Grundsätze, die 1875 gegolten hatten, die im Kriege galten, und die heute noch genau so gelten. Diese Grundsätze sind unter andern:

Man braucht nichts zu sein — man muß etwas werden. Der Vorgesetzte hat immer recht. Wenn du Geld verdienst, such dir gleichzeitig eine Philosophie dazu, die dir „recht" gibt. Du brauchst dir nie vorzustellen, wie dem Andern zu Mute ist; tu so, als ob du allein auf der Welt wärest. Es ist Alles nicht so schlimm. Herrschaft verleiht Rechte, nicht Pflichten.

Man kann diesen Katechismus beliebig erweitern; es war der grauenhafte Typus des „Untertans", dieses sadistisch-masochistischen Commis im Stahlhelm, ein trauriges Produkt der letzten Zivilisationsjahre, versehen mit einem ganzen Vokabularium mittelalterlicher Begriffe. Karl Kraus ist wohl der Erste gewesen, der auf diesen kompakten Widersinn aufmerksam gemacht hat: „Seitdem man dem Kaufmann eine Hellebarde in die Hand gedrückt hat, wissen wir endlich, wie ein Held aussieht." Die Lieferanten machten Geschäfte; für die Poesie waren Wagner und Wilhelm der Zweite da.

An diesem Geist hat sich nichts geändert.

Der Ausflug ins Romantisch-Völkische scheint beendet; jeder Tag, der verstreicht, tut den Leuten Abbruch, weil ja nichts geschieht, und weil das tödliche Netz der Börsen den Zauberwald grau umspinnt. Was nun heraufkommt, ist viel gefährlicher. Es ist die gänzlich unromantische Form des kaufmännischen Deutschen.

Der Raffke-Typus ist dahin. Es hat ihn so nie gegeben: die harmlose Bilderbuchfigur, die den Zorn der Straße auf Etwas ablenkte, was nicht existiert hat, ist eine ausgezeichnete Erfindung. Der wirkliche sah ganz anders aus. Das war ein Kerl aus Fleisch und Blut: stramm, schwer, nicht einmal ganz unelegant in seiner Art, morgens mit der Frisierhaube auf dem Kopf; einer guten Autofahrt, einem guten Tropfen und — in den ersten Anfängen schon — einem unterhaltsamen Buch gar nicht einmal abgeneigt. Fremdwörter verwechseln — ? Die Begriffe saßen fest, und das genügte. Sie hießen: Ja sagen, Erfolg haben, skrupelloser, brutaler, fixer und gewitzter sein

als der Andre — und möglichst all Das auf dessen Kosten. Er machte sich.

Diese Burschen sind sämtlich gut national. Bis tief hinein in die jüdischen Kreise (von denen ein Teil heute noch deutschnational wählte, wäre diese Partei nicht so dumm, in Antisemitismus zu machen) — bis tief hinein in die Kaufmannskreise herrscht diese Gesinnung vor. Geschäfte machen, ein bißchen Steuern zahlen, den Staat pro forma anerkennen, man kann ihn brauchen. Im übrigen heißt national eine Gruppenroheit, die alles Dagewesene übertrifft. Erzberger ermordet hätten nicht Viele: die Mörder verborgen Jeder. Daß diese Mörder nicht vor ein deutsches Gericht gekommen sind, ist gut: so ist uns eine neue Schändung des Namens Fechenbach erspart geblieben.

Und so sieht also dieses Deutschland aus seinen kurzsichtigen Augen durch Brillengläser in die Welt:

„Wir haben den Krieg nicht verloren — Ihr habt ihn bloß gewonnen. Besiegt ist Niemand, am allerwenigsten wir. Wir haben die Gnade, mit euch wieder Geschäfte machen zu wollen — wenns sein muß, kriechen wir euch auch ein bißchen nach, aber nicht sehr. Ihr müßt natürlich verstehen, daß es aus ‚taktischen Erwägungen' nötig und nützlich ist, daß wir bei jeder Denkmalseinweihung das gesamte Ausland maßlos beschimpfen — zum Teil glauben wir auch selbst daran. Auf den Konten sind wir international. Unsre Worte nach innen sind wahr oder unwahr, ganz, wie wir das gebrauchen können. Wir sind übrigens der Mittelpunkt der Erde!"

Und dann wundern sie sich, wenn drüben reagiert wird. Was auch in Frankreich geschieht — es ist vor allem aus dem einen Motiv zu erklären: Frankreich hat Angst. Und diese Angst ist berechtigt.

Draußen geht die Welt weiter. Sie ist bei Gott nicht so sehr viel besser, aber anders als Das da. Auch hier läuft die Zeit: auch hier ist das wirtschaftliche Tun des Einzelnen weltenweit von seinem Wirken entfernt. (Das scheint mir der hervorstechendste Zug dieser Zeit zu sein, daß Keiner mehr, wie der Weber der alten Zeit, sieht, was er eigentlich bewirkt. Spengler gibt als wichtigstes Kriterium die Abstraktion des Besitzes durch die Wertpapiere an — aber jenes Moment dünkt mich noch schlimmer und schwerer.) Auch draußen versteckt sich die Industrie hinter den Vater Staat, wenn sie was will, und entfaltet Fahnen, wo Petroleum gemeint ist. Aber Alle kommen ohne den Störenfried Deutschland aus.

Der macht inzwischen auf seine Weise Politik. Man muß nur einmal — nur ein Mal! — die deutsche Presse durchblättern, um zu sehen, wer überhaupt gehört wird, wer sprechen darf. Propheten, deren Bart ganz abgeschworen ist von lauter Fehlschlägen in der Kunst der Weissagung; die ältesten Trüm-

mer des seligen Liberalismus; vorsichtige Taktiker, die keinen Abonnenten mehr hinterm Ofen hervorlocken, aber den Inserenten nicht verletzen; Jugenderzieher, die dem jungen Menschen den grauenhaftesten Jargon von Starrheit und Abstraktion beigebracht haben — das sind die Führer einer Herde, die kaum den Kopf nach Dem hinwendet, der sie führt. Es ist ja so gleichgültig . . . Alle Nase lang erfinden sie irgendetwas Altes. Augenblicklich sind sie dabei, die „Kriegsschuldfrage“ aufzurollen. Aber es hat kein Mensch gefragt, sondern alle Welt hat längst geantwortet. Sie wälzen dicke Weißbücher, es gibt wohl sogar eine Zeitschrift zu diesem Behuf. Heute, nach zehn Jahren, nachdem so viel Akten verschwunden, gestohlen, beiseitegeschafft sind — heute kommen sie mit diesem Schachzug, der ihnen ungeheuer diplomatisch erscheint. Und Niemand hört zu außer den Lesern der Süddeutschen Monatshefte, und denen ist es ganz recht.

Am 3. August hat in Berlin einer jener kitschigen „Erinnerungs-Opfertage“, oder wie das in dem amtlichen Rotwelsch heißt, stattgefunden. Herr Jarres, der deutsche Innenminister, hat ihn arrangiert, und so wird er ja denn auch gewesen sein. Die Reichswehr wird aufmarschiert sein, die Verbände, die Beamten, unter ihnen — leider nicht im Talar — das, was sich hierzulande Richter nennt . . . Und Alle haben einen Geist, einen echt vaterländischen Geist.

Aber daß heute, nach diesen zehn Jahren, erwachsene deutsche Menschen zusammentreten und von den armen, nutzlos getöteten Opfern der Schlächterei anders sprechen als mit dem heißen Wunsch: „Wie kommen wir um das nächste Mal herum? Wie? Wie?“; daß keiner, ausnahmslos keiner der deutschen maßgebenden Männer den moralischen Mut aufbringt, von dieser Kriegsreklame abzurücken; daß nicht ein einziger anders über den Krieg reden kann, als mehr oder weniger geschickt verhüllt seinen Racheschrei für ein neues Gemetzel kundzutun — daß das möglich ist, das darf mir doch wohl unverwehrt sein eine Schande zu nennen.

Nicht der Schimmer eines Verständnisses für Das, was vorgegangen ist; kein Pulsschlag im Rhythmus dieser Zeit; Anachronismen im Zylinder oder in einer nicht mehr existierenden Uniform; ein faules und flaues Bürgertum, das „Verdienst“ nur in einer Bedeutung versteht und nicht in zwei; eine niedergekämpfte, nicht ohne ihre Schuld niedergeknüppelte Arbeiterschaft; die Kegelklubvorsitzenden der Parteien und — nicht zu vergessen! — die deutsche Frau, der das bunte Tuch so wohlig in die Augen und nicht nur in die Augen stach: das bist du, Deutschland — ?

Fluch dir. Und Segen auf dich, daß du dich wandelst.

Wilhelm II. vom Grafen Waldersee

Die deutschen Demokraten, sagt einer ihrer Reichstagsabgeordneten, „haben immer und immer wieder darauf hingewiesen, daß die großen Ursachen, die zum Kriege führten, vor allem in der russischen und französischen Politik zu finden sind". Anderswo finden wird sie, wer die Geschichte der letzten Jahrzehnte einigermaßen beherrscht. Erst recht, wer sie mitgemacht hat; und ehrlich ist. Zum Beispiel: der Generalfeldmarschall Waldersee. Aus den 1155 Seiten seiner ‚Denkwürdigkeiten' (die in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart erschienen sind und ganze Bibliotheken selbst guter Romane an Anschaulichkeit, Interessantheit und Spannungsreiz aufwiegen), hab' ich die folgenden 8 Seiten zusammengestellt. Wäre diese Republik eine: sie würde sechzig Millionen Exemplare davon anfertigen lassen und zur Bekämpfung der nationalistischen Kriegsschuld- wie der Dolchstoß-Legende verwenden.

1885

17. XI. Den Eindruck, daß die Entwicklung des Prinzen Wilhelm zum Guten im letzten halben Jahre keine Fortschritte gemacht hat, habe ich zu meinem Bedauern unbedingt.

1886

22. II. Prinz Wilhelm war lange bei mir; es ist schade, daß er sich gar zu leicht aufhetzen läßt, ich habe oft rechte Mühe, ihn zu einer ruhigen Beurteilung der Personen zu bringen.

12. II. Prinz Wilhelm ist zur Radziwillschen Bärenjagd gereist. Dem Kaiser sind die vielen Jagdreisen des Prinzen nicht angenehm, er findet, es wäre besser, er kümmerte sich mehr um sein Regiment.

1887

21. X. Prinz Wilhelm wird bald 29 Jahre, es ist daher wahrlich Zeit, daß er weiter kommt, vor allem in eine ernste und verantwortliche Tätigkeit.

1888

3. III. Erstaunlich ist es, wie die Auffassung über Prinz Wilhelm sich in neuester Zeit verändert hat. Er soll ernster, reifer und ich weiß nicht was Alles noch geworden sein; das Auffallende ist die Schnelligkeit. Es ist das Alles Schwindel; dieselben Leute, die gegen den Prinzen intrigierten, sehen, daß er jetzt bald Kaiser sein kann, und wollen sich nun gern gut placieren.

9. X. Die Marinepassion des Kaisers äußert sich stark; stärker, als für uns gut ist. Die Marine weiß es und beutet es in einer, wie ich meine, ungehörigen Weise aus.

1889

10. X. Ich nahm die Gelegenheit wahr, den Kaiser darauf hinzuweisen, daß der Krieg, auf den wir uns vorbereiten, der gewaltigste sein werde, der je geführt worden ist, daß Alles dabei auf dem Spiele stehe. Ich halte es für meine Pflicht, den Kaiser über den Ernst der Sache nicht in Zweifel zu lassen. Er ist ja schließlich auch der Hauptinteressent.

13. XI. Auf Grund sorgfältiger Beobachtungen bin ich der Ansicht, daß die Popularität des Kaisers, die hauptsächlich darauf beruht, daß

— von der extremen Linken abgesehen — jede Partei ihn für sich haben möchte, ihren Höhepunkt erreicht hat. Ganz allmählich entwickelt sich eine gewisse Enttäuschung: die vielen Reisen, die rastlose Tätigkeit, die zahlreichen und verschiedenartigen Interessen haben zur natürlichen Folge einen Mangel an Gründlichkeit. Die Kabinettschefs klagen, daß sie nur schwer Vorträge halten können, und daß dann Alles zu kurz und zu hastig abgemacht werden muß. Die Minister haben das Gefühl, daß der Kaiser mit ihnen ab und zu über ihre Ressorts gründlich sprechen müsse, er tut es aber fast gar nicht.

1890

6. V. Sehr schmerzlich ist es mir zu hören, daß in der Armee der Kaiser sichtlich an Boden verliert. Ganz allmählich hat sich eine Abkühlung vollzogen, die noch ständig zunimmt.

11. VIII. Der Kaiser hat noch auf keinem Gebiete eine eigentliche Ansicht und weiß nicht, worauf er hinaus will; er ist von leidlich geschickten Leuten leicht zu beeinflussen und macht die überraschendsten Sprünge nach allen Seiten. Ein Gedanke bestimmt alle seine Handlungen: das Interesse für seine persönliche Stellung, der Wunsch, populär zu sein! Dazu tritt die Sorge für persönliche Sicherheit und schnell zunehmende Eitelkeit. Er hascht gradezu nach Ovationen und hat nichts lieber als hurrabrüllende Volksmassen. Da er von den eignen Fähigkeiten sehr eingenommen ist (was leider auf arger Täuschung beruht), so empfindet er Schmeicheleien sehr angenehm.

4. X. Die schwersten Bedenken bei Allen, die mit dem Kaiser zu tun haben, erregt es, daß er selbst nicht die geringste Lust zur Arbeit mehr hat. Zerstreuungen, seien es Spielereien mit der Armee und namentlich mit der Marine, Reisen oder Jagden, gehen ihm über Alles; so hat er in der Tat kaum mehr Zeit zur Arbeit. Er liest sehr wenig, die Zeitungsausschnitte vielleicht noch am regelmäßigsten, schreibt selbst kaum noch, abgesehen von Randbemerkungen auf Berichten, und hält den Vortrag für den besten, der schnell erledigt ist. Wahrhaft skandalös ist es, wie die Hofberichte das große Publikum über die Tätigkeit des Kaisers täuschen; nach ihnen ist er von früh bis spät im Geschäft!

24. XI. Leider hat der Kaiser Zuträgereien sehr gern, begünstigt sie in aller Weise, gestattet seinen Umgebungen Urteile über Andre, ermuntert sie womöglich dazu. Er denkt, indem er Leute hört, die außerhalb der offiziellen Organisation stehen, daß er so über Alles orientiert werde und mehr wisse als seine Minister. Er übersieht, daß neun Zehntel seiner Leute ihm nach dem Munde reden. Er bemerkt nicht, wie viele er verletzt, wie viele er mißtrauisch und daher unsicher macht, wie sehr er auf diese Art die Leute gegen einander aufhetzt, also in summa Unheil anrichtet.

1891

9. I. Schottmüller und Hinzpeter sprachen darüber, daß der Kaiser viel anfinge, aber nichts zu Ende führte. Hinzpeter soll gesagt haben: „Das ist auch gar nicht nötig, die Hauptsache ist, daß ich ihn immer in Atem halte; wenn nicht immer Neues kommt, so fällt er in Apathie." Mit völligem Zynismus hat er dann über das Ohrenleiden des Kaisers gesprochen und gesagt, es könne leicht zum Tode oder zu geistiger Störung führen.

31. I. Ich sagte etwa: „Ich habe die Ueberzeugung, daß selten Jemand wagt, Eurer Majestät offen seine Ansicht zu sagen, deswegen halte ich es jetzt für meine Pflicht, dies zu tun." Ich sei auch überzeugt, daß er von mir es nicht anders erwarte, als daß ich, unbekümmert, ob es ihm wehe tue oder nicht, meine Ansicht furchtlos ausspreche. Beim Kaisermanöver habe er vor zahlreichen Zuhörern und

in Gegenwart des Kaisers von Oesterreich gesagt, er hoffe, die Armee sei, seit er sie übernommen, nicht schlechter geworden. Ich müsse zu meinem Bedauern sagen, sie sei schlechter geworden. Das ideale Verhältnis zwischen Kriegsherrn und Offiziercorps, welches er, der Kaiser, ererbt habe, sei nicht mehr vorhanden, es herrsche Unsicherheit, Mißmut, Mangel an Dienstfreudigkeit oben, und diese Stimmung reiche ziemlich weit nach unten. Unten aber wachse eine Jugend heran in nichts weniger als guter Gesinnung. Sie sähen, wie oben ein Führer schnell dem andern folge. Wenn ein neuer komme, so spotte man nur darüber, wie kurze Zeit er sich wohl halten werde. Da müsse das Gefühl entstehen, alle hohen Offiziere seien unfähige Leute, die Achtung vor der Autorität gehe sichtlich verloren. Auf dem Prinzip der Autorität sei aber die Armee basiert, er selber, der Monarch, stütze sich doch nur auf die Armee. Er hörte schweigend zu und sagte dann: „So etwas hat mir noch Niemand gesagt."

21. IV. Der Kaiser, der ja so leicht zu beeinflussen ist, glaubt bald, es sähe völlig friedlich aus, bald — bei irgendeiner bedrohlichen Nachricht —, wir ständen dicht vor einem Kriege. Es gibt für uns nur zwei Wege. Entweder wir sagen uns, daß es mit Sicherheit zum Kriege treibt; dann müssen wir mit Aufbietung aller Kräfte weiter rüsten, am besten einen festen Termin ins Auge fassen, zu dem wir selbst die Entscheidung herbeiführen. Oder wir glauben, es sei ein Ausweg möglich, der den Krieg vermeidet; dann müssen wir ihn betreten, also versuchen, der Politik eine andre Wendung zu geben: Los vom Dreibund und heran an Rußland mit oder ohne Oesterreich. Was aber tun wir? Militärisch nichts. Politisch reiten wir auf dem kreuzlahmen Dreibund herum und kokettieren in höchst ungeschickter Weise mit den Polen. Dabei rennen wir mit Sicherheit ins Verderben.

17. V. Leider bestätigt sich die Zeitungsnachricht, daß der Kaiser dem Antrittskommers der Bonner Borussen in Couleur beigewohnt und tags darauf den Großherzog von Luxemburg im Studentenkostüm zur Bahn gebracht hat. Heute im Hermelinmantel, morgen in der Bierjacke — das geht wirklich nicht, das halten wir auf die Dauer nicht aus.

23. V. Wir haben dreizehn Armeecorps im Westen. Ihnen stellt Frankreich siebzehn gegenüber. Wir suchten einen Ausgleich darin, daß Italien uns sechs Corps über die Alpen zusenden sollte, trotzdem diese etwas spät zu erwarten waren. Wie wird es nun aber, wenn sie gar nicht kommen? Wir stehen dann doch einer erheblichen Uebermacht gegenüber. Ist das nicht eine furchtbar ernste Situation? Frankreich oder Rußland können vielleicht ein Stück Land einbüßen, wenn sie geschlagen werden, auch wohl noch Geldopfer haben, vernichtet werden sie nicht. Wir aber werden völlig zertrümmert und finanziell auf hundert Jahre ruiniert! Das Land ahnt gar nicht, wie es wirklich aussieht. Man lebt noch von unsern Erfolgen 1870, hat die Zuversicht, daß unsre Armee jeder andern überlegen ist, und weiß natürlich die Verhältnisse dieser andern Armeen nicht richtig zu beurteilen.

17. XI. Der Kaiser hat in das sogenannte Goldene Buch der Stadt München über seinen Namen die Worte „suprema lex regis voluntas" gesetzt. Die Sache ist jetzt erst bekannt geworden, macht natürlich gewaltiges Aufsehen und tut nur Schaden. Man muß es noch als günstigen, wenn auch andrerseits tieftraurigen Umstand ansehen, daß schon seit längerer Zeit die Aeußerungen des Kaisers nicht mehr ernst genommen werden.

22. XII. Wenn die engere Umgebung mit dem Kommandanten des Hauptquartiers an der Spitze sich nicht scheut, in höchst unehrbietiger Weise über den Kaiser zu sprechen, ist das eigentlich kein Wunder. Ganz offen soll vielfach, besonders bei Aerzten, die Frage besprochen

werden, ob, vielleicht im Zusammenhang mit dem Ohrenleiden, sich langsam eine geistige Störung entwickelt.

1892

4. I. Die Kölnische Zeitung schreibt zum Neuen Jahre: Leute, die durch unsre Erfolge, durch Kaiser Wilhelm I. und Bismarck von republikanischen Neigungen bekehrt seien, würden jetzt durch Kaiser Wilhelm II. wieder zu ihrer alten Liebe zurückgeführt.

16. IV. In Rußland wird tatsächlich weiter gerüstet, weil man sich dort einbildet, wir hätten Angriffspläne. Leider haben sorgfältig angestellte Ermittlungen ergeben, daß an dieser Auffassung, die namentlich auch der Zar teilen soll, wahrscheinlich unser Kaiser die Schuld trägt. Der Schaden, der uns aus den unüberlegten kaiserlichen Außerungen erwächst, ist sehr zu bedauern. Nach meiner Ueberzeugung liegt die Sache noch obendrein so, daß alle diese Worte und Reden einem Furchtgefühl entstammen, wie ein Kind im Walde schreit, um sich Mut zu machen.

1893

3. I. Beim Empfang der Kommandierenden Generale betonte der Kaiser, daß in Dingen wie die Militärvorlage seine Offiziere sich jeder Kritik enthalten müßten. Lebhafter werdend, erklärte er ungefähr: „Ich bringe die Vorlage durch, es koste, was es wolle, was weiß dieser Haufe von Zivilisten von militärischen Dingen. Ich lasse auch nicht einen Mann und nicht eine Mark und jage den halbverrückten Reichstag zum Teufel, wenn er mir Opposition macht!“ Wenn diese Worte bekannt werden!?

1894

17. XII. Schon öfter habe ich von ältern Leuten die Ansicht aussprechen hören, daß die ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV. eine große Aehnlichkeit mit denen des jetzigen Kaisers hätten. Ich lese jetzt den fünften Band von Treitschkes Deutscher Geschichte und finde da allerdings wichtige Parallelen. Sollten wir auch noch in solche Bedrängnis geraten wie 1848? Gott möge es verhüten; daß wir aber darauf hintreiben, ist sehr wahrscheinlich.

1895

7. IV. Der alte Fürst hat in seiner Geburtstagszeit doch merkwürdige Proben von geistiger Frische und Kraft abgelegt. Vielen drängte sich die Frage auf die Lippen: War es nötig, sich solcher Kraft, solcher Autorität zu entäußern? Wäre es nicht für Alle besser gewesen, ihn uns zu erhalten? Und ferner: Warum wird sein Rat auch heute noch verschmäht? Die Zeiten sind doch ernst genug. Die so denken, haben recht. Mit ihm als Ratgeber stünde es um unser Ansehen in der Welt wahrlich besser, und auch im Innern wäre viel Verkehrtes unterblieben.

4. V. Die Japaner sind außer sich über unser Vorgehen und klagen über unsre Unzuverlässigkeit. Man kann ihnen da nicht unrecht geben, denn in Berlin war während des Krieges Alles, vom Kaiser angefangen, mit Ostentation auf Seiten Japans und feierte dessen Siege beinahe wie deutsche. Dagegen jetzt der plötzliche Wechsel. Er beweist wieder, daß man bei uns stets auf überraschende Sprünge gefaßt sein muß.

23. VI. Hinzpeter hat im Hinblick auf den Monarchen gesagt: „Zur Repräsentation eignet er sich gut, im übrigen kann er nichts.“ Viele glauben, daß die Feste das Ansehen Deutschlands heben werden; ich bezweifle es. Von bloßem Pomp und Prachtentfaltung gehen heute solche Wirkungen nicht mehr aus.

28. VI. General von Schenk ist genötigt worden, den Abschied zu nehmen, jedenfalls um Platz zu machen, und geht gebrochenen Herzens. Wie lange noch wird das jetzt beliebte System dauern, mit dem man die Armee unendlich schädigt, weil Charaktere gebrochen, dagegen Schuster und Heuchler gezüchtigt werden? Ich fürchte, bis es zu spät ist.

1896

8. VI. Leider wird des Kaisers Stimmung allmählich recht verbittert; er hält die meisten Menschen für schlecht; er klagt über Untreue und Mangel an Dankbarkeit und will nicht sehen, daß es sich in Wahrheit umgekehrt verhält. Von seiner Unfehlbarkeit und Ueberlegenheit ist er überzeugt, wenn etwas nicht gut geht, so haben immer Andre die Schuld. Leider wird er keineswegs gewissenhafter und arbeitsamer, im Gegenteil, die Arbeitslust und Gründlichkeit schwindet immer mehr.

28. VI. Der Kaiser hat für die konstitutionellen Einrichtungen nur Verachtung und regiert eigentlich auf allen Gebieten, die er betreten will, ganz unumschränkt. Onkel Chlodwig leistet nur ab und zu schüchtern Widerstand. Im übrigen arbeiten die Kabinettschefs. Friedrich der Große konnte so regieren, weil die Kabinettssekretäre bei ihm nur die gehorsamen Vermittler seines Willens waren, und weil er selbst immer an der Arbeit saß. Jetzt ist aber leider das Vergnügen die Hauptsache geworden, die Arbeitszeit minimal und infolgedessen der Einfluß der Kabinettschefs viel zu groß. Was dabei herauskommt, haben die Zeiten Friedrich Wilhelms II. und III. gelehrt.

30. XII. Man muß sich in Berlin klarer werden, daß wir nahe an einem Abgrunde stehen, und große Entschlüsse fassen, wenn wir nicht eines Tages zusammenbrechen sollen. Man tröstet sich gern mit der Armee, die schließlich die Aufrührer zusammenschießen soll. Heute mag sie es gewiß noch tun, wird es aber in zehn Jahren noch ebenso aussehen? Manchmal fühle ich es, daß wir, das heißt: ganz Europa, nahe vor großen sozialen Umwälzungen stehen, so groß, wie sie die Welt kaum erlebt hat, und bedaure unsre Jugend, die solche furchtbaren Zeiten erleben und durchleben soll.

1897

28. II. Wie schwer es der Monarch seinem Kanzler macht, und wie leicht er diesen in Verlegenheit bringt, ersah ich aus der Aeußerung des Prinzen Heinrich, sein Bruder habe dem türkischen Botschafter in einer Gesellschaft vor verschiedenen Zeugen gesagt: „Weshalb überschreiten denn Ihre Truppen noch nicht die griechische Grenze? Sagen Sie dem Sultan, wenn er auf meine Freundschaft Wert lege, solle er mit größter Energie losgehen.“ Das ist wahrlich dazu angetan, Jemand, der die auswärtige Politik leiten soll, zur Verzweiflung zu bringen.

4. VII. Schutz unsrer langen Ostgrenze, und sei es auch nur des auf dem rechten Weichselufer gelegenen Teiles, durch Befestigungen zu bewirken, ist einer der unglücklichsten Gedanken, die jemals gefaßt worden sind. Was würde der verewigte Feldmarschall sagen, wenn er das hörte! Leider spielen auch ganz bedenkliche Motive mit. Die an Panzertürmen, Laffetten, Platten gewaltige Summen verdienende Großindustrie benutzt die Neigungen des Kaisers, um Geschäfte zu machen!

1898

3. I. Leider kann es der Kaiser nicht lassen, dem Zaren Nikolaus nachzulaufen, dem so etwas höchst zuwider ist. Er hat jetzt wieder ein Bild machen lassen, die Verbrüderung mit Rußland darstellend,

welches zum Entsetzen von Bülow, dem so etwas noch neu ist, und der davon keine Ahnung hatte, bereits nach Petersburg unterwegs sein soll. Die Wirkung kann nur die entgegengesetzte sein.

1899

23. X. Ich habe zu meiner Betrübnis erfahren, daß der Kaiser sich vorgestern abend sehr befriedigt über den Erfolg der Engländer und sehr unfreundlich über die Buren ausgesprochen hat. Er ist dann auch gegen unsre Presse losgegangen, hat geklagt, daß sie durch ihre Parteinahme gegen England ihm die Politik erschwere, und schließlich gesagt: „Was sollen wir denn tun, die Engländer sind uns ja so über, daß wir nicht mucken dürfen." Das ist also das Ergebnis einer zehnjährigen Politik! Die Früchte eines planlosen Umhertappens, bei dem wir bald dem Einen, bald dem Andern nachgelaufen sind, aber Niemand Vertrauen einzuflößen verstanden, können wohl nicht anders aussehen.

29. X. Wenn sich der Kaiser vor einigen Tagen sehr abfällig über die Buren ausgesprochen hat, so ist das unter dem Eindruck der angeblichen englischen Siege geschehen. Nachdem er gesehen, daß es den Engländern eigentlich schlecht geht, hat sich seine Stimmung verändert, jetzt ging es in den Unterhaltungen nicht ohne Spott über die Engländer ab.

1900

9. I. Wenig nach meinem Geschmack war der Beginn des neuen Jahres. Man begab sich von der Kapelle in den Weißen Saal und hatte Defiliercour vor den Majestäten. Man sagt, vor hundert Jahren wäre es ebenso gehalten worden; wird es wohl nach hundert Jahren wieder eben oder ähnlich so getrieben werden? Soweit ich die Zeichen der Zeit zu deuten vermag, antworte ich mit einem Nein.

20. I. Der Kaiser regiert autokratisch und rechnet überhaupt nicht mit einem Staatsministerium, geschweige denn mit einer Ansicht desselben. Sämtliche Minister sind mißmutig und haben die richtige Empfindung, daß sie sich eigentlich in unwürdigen Positionen befinden. Sie müssen immer mit der Möglichkeit rechnen, daß der Kaiser eingreift und dann rücksichtslos seine Auffassung durchsetzt. Wenn einer von ihnen auf die Schwierigkeiten in den Parlamenten hinweist, so hat er nach Ansicht des Monarchen keinen Schneid. Widerspruch wird nicht geduldet, und leider finden sich die Herren damit ab. Wenn nun der Kaiser einen bestimmten Weg ginge und die Richtung bezeichnete, in der er zu gehen beabsichtigt, so könnte sich ja ein Minister jenachdem darauf einrichten oder seinen Abschied nehmen. Was für Wandlungen haben wir aber erlebt! Bei solcher Leitung ist es wahrlich auch kein Wunder, wenn in den politischen Parteien, namentlich in denen, die gern mit der Regierung gingen, völlige Verwirrung herrscht.

2. II. Das traurige Kriegsspiel im Schloß, bei dem der Kaiser mit den Flügeladjutanten immer siegt und die Generalstäbler immer geschlagen werden, kommt auch dies Jahr wieder in Gang. Ich halte diese Sache für eine der unglücklichsten auf militärischem Gebiet.

5. II. Die Flottenvorlage ist vor einigen Tagen dem Reichstage zugegangen und wird mit Hochdruck im Lande populär zu machen gesucht. Wer es gut mit sich meint, gründet jetzt einen Flottenverein und meldet es dem Kaiser telegraphisch.

24. IV. Nun ist es wirklich so weit, daß wir politisch völlig isoliert sind. Interessant dabei ist, daß es der Kaiser nunmehr selbst zugibt. Er hat vor wenigen Tagen zu seinen Umgebungen darüber gesprochen und sich beklagt, daß es für ihn sehr schwer sei, Politik zu treiben, da man überall Mißtrauen gegen ihn habe. Natürlich hat Niemand gewagt, ihn zu fragen, warum man denn so mißtrauisch sei,

und wer die Schuld trage. Er hat geglaubt, auch in der Politik ein Meister zu sein, ist aber nur ein Dilettant geblieben, sowohl auf dem äußern wie auf dem innern Gebiete. Im Innern ist das Reich keineswegs gefestigter, als es 1888 war, und sind die Parteiverhältnisse total verfahren, draußen in der Welt haben wir auch nicht Einen sichern Freund! Die Erkenntnis, daß er ganz allein die Schuld trägt, ist leider noch nicht vorhanden, es wird daher auch in der bisherigen Weise fortgewirtschaftet werden.

13. VII. Als wir vor zwei Jahren Kiautschou besetzten, bin ich nicht imstande gewesen, mich für diesen Schritt zu erwärmen, und bin bis heute nicht andern Sinnes geworden. Ich hatte das Gefühl, daß wir uns in Abenteuer stürzten, und habe es jetzt in stärkerm Grade. Wir sollen Weltpolitik treiben. Wenn ich nur wüßte, was das sein soll; zunächst doch nur ein Schlagwort.

1901

Zum Jahresschluß. Bülow ist dem Monarchen angenehm, weil er ihm niemals offen widerspricht. So bringt er notwendigerweise den hohen Herrn zum Ueberschätzen der eignen Fähigkeiten und lädt eine schwere Verantwortung auf sich. Im November besuchte mich Ballin. Er sagte mir: „Das kann unmöglich lange dauern; der Kaiser ist ein zu kluger Herr, um nicht zu durchschauen, daß Bülow ihm beharrlich Schmeicheleien sagt." Ich bin andrer Ansicht; es ist dem Kaiser bisher noch nicht zu viel geworden.

1902

Januar. Was ich schon vor meiner Chinafahrt empfand, daß unsre Politik uns so weit gebracht hat, völlig isoliert zu sein, gilt nunmehr im verstärkten Maße; es traut uns Niemand, und überall wünscht man, daß es uns recht schlecht gehen möge. Nirgends versteht man unsre Politik, was auch ganz natürlich ist, da eine Schwankung der andern folgt.

Ende September. Ich behaupte, daß unter allen Ratgebern des Kaisers (Reichskanzler, Minister, Staatssekretäre, Kabinettschefs, Chef des Generalstabes der Armee, Generalinspekteur der Marine) auch nicht einer ist, der nicht mit schwerer Sorge in die Zukunft sähe. Die Bezeichnung Ratgeber für die genannten Stellen ist übrigens keine ganz richtige, denn wirklichen Rat will der Herr überhaupt nicht, nur gelegentlich macht er von solchem Gebrauch, am liebsten fragt er Unberufene und gänzlich Unverantwortliche, dabei auch manchmal sehr Urteilslose. Er hat nicht die Spur von Sinn dafür, daß die genannten Herren doch eine Verantwortlichkeit haben; er verlangt unbedingten Gehorsam und findet ihn, abgesehen von Einzelfällen, in denen die Betreffenden mit besonderm Geschick operieren, auch immer. Ebenso besorgt wie die „Ratgeber" sind auch die meisten Bundesfürsten.

5. XII. Ich möchte wohl wissen, wo der Monarch seine Stützen suchen und finden wird, wenn ernste Zeiten kommen. Im Jahre 1894 habe ich den Kaiser auf die Gefahren aufmerksam gemacht; er nahm es mir durchaus nicht übel, schien mir auch recht zu geben, hat aber nichts getan. Wenn man doch statt der Zeitungen mehr Geschichte und grade jetzt die der Revolutionen lesen wollte. Mit der Entwicklung der französischen großen Revolution haben unsre Zustände eine verzweifelte Aehnlichkeit.

1903

11. I. Ruhige, zielbewußte Politik tut uns not! Wir finden nirgends mehr Vertrauen und müssen, da wir allein die Rolle des starken Mannes, der sich vor Niemand fürchtet, doch nicht spielen können, vor allen Dingen wieder Vertrauen zu erwerben suchen.

29. I. Das Königtum hat durch die so gut wie ohne Antwort gebliebene Rede Bebels einen schweren Schlag erlitten! Gradezu für ein Unglück halte ich es, daß der Kaiser den Kronprinzen genötigt hat, öffentlich in seinen verletzenden Ton gegenüber den Arbeitern einzustimmen, statt den Sohn sorgsam von aller politischer Parteinahme, die bei dessen Jugend doch nur eine ungereifte sein kann, fernzuhalten. Wenn Bülow den Ministern gegenüber die bedrohliche Lage anerkennt, so ist das sehr erfreulich, nutzt aber nichts. Er mußte mit den Ministern gemeinsam dem Kaiser den vollen Ernst der Sache klarmachen. Davon sind wir aber weit entfernt.

2. II. Trotz seiner vierundvierzig Jahre ist der Kaiser noch nicht so weit, zu wissen, daß das Hurraschreien der Massen nur von geringem Wert ist. Im Gegenteil, es erfreut ihn und imponiert ihm sehr, obwohl schon seit Jahren immer die Schuljugend benutzt wird. Am richtigsten würde es sein, wenn der Kaiser seine Minister wechselte und wirklich liberale nehmen wollte. Daran denkt er aber natürlich nicht; er kann nur Leute gebrauchen, die unbedingt seinen Willen tun. Diese Art von Ministern ist es, die uns gründlich hineinlegen wird.

16. XI. Admiral Hollmann will dem Kaiser frei heraus gesagt haben, er sei von Schmeichlern umkreist. Er will auch darauf hingewiesen haben, daß die ganze Umgebung — zu der er einige Minister rechne —, wie es bei Schmeichlern nicht anders zu erwarten sei, sich eine Behandlung seitens des Kaisers gefallen lasse, die unwürdig sei. Der Kaiser soll anfänglich ganz ruhig zugehört, dann aber die Unterhaltung mit den Worten abgebrochen haben: „Nun ist es genug."

6. XII. Wir treiben ziellos hin und her. Daß der Kaiser sich viel mit großen und meist phantastischen Plänen trägt, schließt dies nicht aus.

8. XII. Ich weiß recht gut, daß der Kaiser mit Ausdauer an der Vermehrung der Flotte arbeitet, aber ebenso auch, daß England auf jeden Bau eines Schiffes mit dem Bau von zweien bis dreien antwortet. Das Ziel, eine ebenbürtige Flotte zu erlangen, werden wir nie erreichen und, wenn die Politik weiter so geführt wird wie bisher, auch schwerlich jemals auf eine starke Flotte rechnen können, die sich mit der unsrigen gegen die englische verbündet.

1904

5. I. Das wichtigste Ereignis des Neujahrs war die Kommandierung des Generalleutnants v. Moltke zu Schlieffen, in der bestimmten Absicht, ihn zu dessen Nachfolger zu machen. Bei allen Urteilsfähigen muß das zunächst Staunen und dann Betrübnis erregen. Moltke selbst ist klug genug, den Entschluß des Kaisers zu bedauern. Ich habe die Hoffnung völlig aufgegeben, daß der Kaiser noch andre Wege einschlägt; dazu könnte es nur durch große Rückschläge kommen. Ob wir solchen gewachsen sind, ist sehr die Frage. Gott gebe, daß ich sie nicht mehr erlebe.

6. I. Schon 1891 habe ich an sehr hoher Stelle erklärt: „Die Armee ist nicht mehr, was sie war, sie geht zurück; äußerlich ist sie so glänzend wie je, an dem innern Wert hat sie verloren." Seitdem ist weiter zwölf Jahre in derselben Weise gearbeitet worden, und nun kommen von allen Seiten die Eindrücke, daß es schlecht aussieht. Ich habe damals auch gesagt, sehr schlimm sei es, daß die traurigen Wirkungen sich erst nach einer Reihe von Jahren deutlich erkennen lassen, zu einem Zeitpunkt also, wo es sehr schwer sein wird, sie wieder gutzumachen.

10. I. Der Kaiser verfolgt unentwegt sein Ziel der Vergrößerung der Marine, ohne dies aber zu erkennen zu geben, was wohl auch klug ist, da der Umfang seiner Pläne Schrecken erregen würde.

5. III. (Die letzte Aufzeichnung): Ich bitte Gott, daß ich das nicht zu erleben brauche, was ich kommen sehe.

Vor Verdun von Ignaz Wrobel

Längs der Bahn tauchen die ersten Haustrümmer auf — ungefähr bei Vitry fängt das an. Ruinen, dachlose Gebäude, herunterhängender Mörtel, Balken, die in die Luft ragen. Nur eine kleine Partie — dann präsentiert sich die Gegend wieder ordentlich und honett, sauber und schön aufgebaut. Viele Häuser scheinen neu. Der Zug hält. Auf dem Nebengleis steht ein Waggon. „Fumeurs" steht an der Tür. Ein Pfosten verdeckt das „Fu", man kann nur den Rest des Wortes lesen.

Verdun, eine kleine Stadt der Provinz. Hat in der neuen Zeit schon einmal daran glauben müssen: im Jahre 1870. Die Besatzung, die damals mit allen militärischen Ehren kapitulierte, zog ab, und die Stadt kam unter deutsche Verwaltung. Der deutsche Beamte, der ihr und dem Departement der Meuse vorgesetzt war, trug den Namen: v. Bethmann Hollweg.

Man kann ein kleines Heft kaufen: ‚Verdun vorher und nachher.' Es muß eine hübsche, nette und freundliche Stadt gewesen sein, mit kleinen Häuserchen am Fluß, einer Kathedrale, dem Auf und Ab der Wege auf dem welligen Terrain. Und nach jedem Bild von damals ist ein andres eingefügt. So schlimm sieht es jetzt nicht mehr aus: Vieles ist aufgebaut, manche Teile haben gar nicht gelitten, das Rathaus ist fast unversehrt geblieben. Aber es handelt sich ja nicht um Verdun, nicht um die kleine Stadt. Um Verdun herum lagen vierunddreißig Forts.

Gleich am Ausgang der Stadt die Zitadelle. Sie ist in den Fels gehauen, eine riesige Anlage mit Gängen, die in ihrer Gesamtlänge sechzehn Kilometer ausmachen. Dies und jenes darf man sich ansehen. Schlafräume der Soldaten und Offiziere, heizbar und mit elektrischem Licht. Hier, in diesem Verschlag, hat der General Pétain geschlafen. Ein kleiner Raum, mit Holzwänden, oben offen — Waschgeschirr, Eimer und das Bett stehen noch da. Daneben lagen in kleinen Kabinen zu Vieren die Offiziere. In einem Saal steht ein langer Tisch. Auf dem standen in Särgen die Ueberreste von acht unbekannten Kadavern, und ein Militär legte einen Blumenstrauß auf den einen: das ist der soldat inconnu, der heute unter dem Arc de Triomphe zu Paris begraben liegt. Die sieben andern ruhen in einem gemeinschaftlichen Grab auf dem Kirchhof Faubourg Pavé bei Verdun. Das Bombardement hat der Felszitadelle nichts anhaben können — außen haben sich wohl Mauersteine gelockert, innen ist Alles intakt geblieben. Und dann fahren wir hinaus, ins Freie.

Es ist eine weite, hügelige Gegend, mit viel Buschwerk und gar keinem Wald. Immer, wenn man auf eine Anhöhe kommt, kann man weit ins Land hineinsehen. Hier sind eine Million Menschen gestorben.

Hier haben sie sich bewiesen, wer recht hat in einem Streit, dessen Ziel und Zweck schon nach Monaten Keiner mehr erkannte. Hier haben die Konsumenten von Krupp und Schneider-Creuzot die heimischen Industrien gehoben. (Und wer wen dabei beliefert hatte, ist noch gar nicht einmal sicher.)

Auf französischer Seite sind vierhunderttausend Menschen gefallen; davon sind annähernd dreihunderttausend nicht mehr auffindbar, vermißt, verschüttet, verschwunden . . . Die Gegend sieht aus wie eine mit Gras bewachsene Mondlandschaft, die Felder sind fast gar nicht bebaut, überall liegen Gruben und Vertiefungen, das sind die Einschläge. An den Wegen verbogene Eisenteile, zertrümmerte Unterstände, Löcher, in denen einst Menschen gehaust haben. Menschen? Es waren wohl kaum noch welche.

Da drüben, bei Fleury, ist ein Friedhof, in Wahrheit ein Massengrab. Zehntausend sind dort untergebracht worden, zehntausendmal ein Lebensglück zerstört, eine Hoffnung vernichtet, eine kleine Gruppe Menschen unglücklich gemacht. Hier war das Niemandsland: drüben auf der Höhe lagen die Deutschen, hüben die Franzosen — dies war unbesetzt. Lerchen haben sich in die Luft hinaufgeschraubt und singen einen unendlichen Tonwirbel. Ein dünner Fadenregen fällt.

Der Wagen hält. Diese kleine Hügelgruppe: das ist das Fort Vaux. Ein französischer Soldat führt, er hat eine Karbidlampe in der Hand. Einer raucht einen beißenden Tabak, und man wittert die Soldatenatmosphäre, die überall auf der ganzen Welt gleich war: den Brodem von Leder, Schweiß, Heu, Essensgeruch, Tabak und Menschenausdünstung. Es geht ein paar Stufen hinunter.

Hier. Da, um diesen Kohlenkeller, haben sich zwei Nationen vier Jahre lang geschlagen. Da war der tote Punkt, wo es nicht weiter ging, auf der einen Seite nicht und auf der andern auch nicht. Hier hat es Halt gemacht. Ausgemauerte Galerien, mit Beton ausgelegt, die Wände sind feucht und nässen. In diesem Holzgang lagen einst die Deutschen; gegenüber, einen Meter von ihnen, die Franzosen. Hier mordeten sie sich Mann gegen Mann, Handgranate gegen Handgranate. Im Dunkeln, bei Tag und bei Nacht. Da ist die Telephonkabine. Da ist ein kleiner Raum, in dem wurde wegen der Uebergabe parlamentiert. Am 8. Juni 1916 fiel das Fort. Fiel? Die Leute mußten einzeln herausgehackt werden, mit den Bajonetten, mit Flammenwerfern, mit Handgranaten und mit dem Gas. Sie waren die letzten zwei Tage ohne Wasser. An einer Mauer ist noch eine deutsche Inschrift, mit schwarzer Farbe aufgemalt, schwach zu entziffern. Und dann gehen wir ins Verbandszimmer.

Es ist ein enges Loch, drei Tische mögen darin Platz gehabt haben. Einer steht noch. An den Wänden hängen kleine Schränke. Oben ist, durch eine Treppe erreichbar, der Alkoven des Arztes. Ich habe einmal die alte Synagoge in Prag gesehen, halb unter der Erde, wohin sich die Juden verkrochen, wenn draußen die Steine hagelten. Die Wände haben die Gebete eingesogen, der Raum ist voll Herzensnot. Dieses hier ist viel furchtbarer. An den Wänden kleben die Schreie — hier wurde zusammengeflickt und umwickelt, hier verröchelte, erstickte, verbrüllte und krepierte, was oben zu Grunde gerichtet war. Und die Helfer? Welcher doppelte Todesmut, in dieser Hölle zu arbeiten! Was konnten sie tun? Aus blutdurchnäßten Lumpen auswickeln, was noch am Leben in ihnen stak, das verbrannte und zerstampfte Fleisch der Kameraden mit irgendwelchen Salben und Tinkturen bepinseln und schneiden und trennen, losmeißeln und amputieren . . .

Linderung? Sie wußten ja nicht einmal, ob sie diese Stümpfe noch lebendig herausbekämen! Manchmal war Alles abgeschnitten. Die Wasserholer, die Meldegänger — wohl eine der entsetzlichsten Aufgaben des Krieges, hier waren die wahren Helden, nicht im Stabsquartier! —, die Wasserholer, die sich, mit einem Blechnapf in der Hand, aufopferten, kamen in den seltensten Fällen zurück. Und der nächste trat an . . . Wir sehen uns in dem leeren, blankgescheuerten Raum um. Niemand spricht ein Wort. Oben an dem Blechschirm der elektrischen Lampe sind ein paar braune Flecke. Wahrscheinlich Rost.

Vor dem Tor hat man für einige der Gefallenen Gräber errichtet, das sind seltene Ausnahmen, sie liegen allein, und man weiß, wer sie sind. An einem hängt ein kleiner Blechkranz, mit silbernen Buchstaben: Mon mari.

Und an einem Abhang stehen alte Knarren, die flachen, schiefgeschnittenen Feldflaschen der Franzosen, verrostet, zerbeult, löcherig. Das wurde einmal an die durstigen Lippen gehalten, Wasser floß in einen Organismus, damit er weiter morden konnte. Weiter, weiter — !

Drüben liegt das Fort Douaumont, das überraschend fiel; da die Höhe 304; da das Fort de Tavannes. Teure Namen, wie? Einem alten Soldaten, der hier gestanden hat und lebendig herausgekommen ist, muß merkwürdig zu Mute sein, wenn er jetzt diese Gegend wiedersieht, still, stumpf, kein Schuß. Weit da hinten am Horizont raucht das, was dem deutschen Idealismus 1914 so sehr gefehlt hat: Briey. Und wir fahren weiter.

Die Sturmreihen sind in die Erde versunken, die armen Jungen, die man hier vorgetrieben hat, wenn sie hinten als Munitionsdreher ausgedient hatten. Hier vorn arbeiteten sie für die Fabrikherren viel besser und wirkungsvoller. Die Rüstungsindustrie war ihnen Vater und Mutter gewesen: Schule, Bücher, die Zeitung, die dreimal verfluchte Zeitung, die Kirche mit dem in den Landesfarben angestrichenen Herrgott — all das war im Besitz der Industriekapitäne, verteilt und kontrolliert wie die Aktienpakete. Der Staat, das arme Luder, durfte die Nationalhymne singen und Krieg erklären. Gemacht, vorbereitet, geführt und beendet wurde er anderswo.

Und die Eltern? Dafür Söhne aufgezogen, Bettchen gedeckt, den Zeigefinger zum Lesen geführt, Erben eingesetzt? Man müßte glauben, sie sprächen: Weil Ihr uns das Einzige genommen habt, was wir hatten, den Sohn — dafür Vergeltung! Den Sohn, die Söhne haben sie ziemlich leicht hergegeben. Steuern zahlt man weniger gern. Denn das Entartetste auf der Welt ist eine Mutter, die darauf noch stolz ist, das, was ihr Schoß einmal geboren, im Schlamm und Kot umsinken zu sehen. Bild und Orden unter Glas und Rahmen — „mein Arthur!" Und wenns morgen wieder angeht — ?

Der Führer nennt Namen und Zahlen. Er zeigt weit über das Land: da hinten, da ganz hinten lag das Quartier des Kronprinzen. Ein bißchen fern vom Schuß — aber ich weiß: Das bringt das Geschäft so mit sich. Und das war früher auch so: die Söhne hatten schon damals die Zentrale für Heimatdienst. Bäume stecken

ihre hölzernen Stümpfe in die Luft, die Verse von Karl Kraus fallen mir ein: „Ich war ein Wald! Ich war ein Wald.“ Das Buschwerk sprießt, überall zieht sich Stacheldraht zwischendurch. An einer Stelle steht ein Denkmal, ein verendeter Löwe. Das war der Punkt, bis zu dem die Deutschen vorgedrungen sind. (Uebrigens findet sich nirgends auch nur die leisteste Beschimpfung des Gegners — immer und überall, in den Schilderungen, den Beschreibungen, den Aufschriften wird der Feind als ein kämpfender Soldat geachtet und niemals anders bezeichnet.) Bis hierher ging es also. Das Reich erstreckte sich damals von Berlin bis zu dieser Stelle. Abschiedsküsse auf dem Bahnhof, die Fahrt — 8 Pferde oder 40 Mann — und dann der Tod in diesen Feldern. Dies war der letzte Zipfel.

Und dahinter das Land. Da lag dieses ungeheure Heerlager, dieser Jahrmarkt der Eitelkeiten, diese Konzentration von Roheit, Stumpfsinn, Amtsverbrechen, falsch verstandener Heldenhaftigkeit; da fuhren, marschierten, rollten, telephonierten, schufteten und schossen die als Soldaten verkleideten Uhrmacher, Telegraphensekretäre, Gewerkschaftler, Oberlehrer, Bankbeamten, geführt und führend, betrügend und betrogen, mordend, ohne den Feind zu sehen, in der Kollektivität tötend, die Verantwortung immer auf den Nächsten abschiebend. Es war eine Fabrik der Schlacht, eine Mechanisierung der Schlacht, überpersönlich, unpersönlich. „Die Division“ wurde eingesetzt, hineingeworfen — die Werfer blieben draußen —, wieder herausgezogen. Hektor und Ajax kämpften noch mit einander; dieser Krieg wurde von der Stange gekauft. Und archaistisch war nur noch die Terminologie, mit der man ihn umlog: das blitzende Schwert, die flatternden Fahnen, die gekreuzten Klingen. Landsknechte? Fabrikarbeiter des Todes.

Der Horizont ist grau, es ist, als sei kein Leben mehr in diesem Landstrich.

Da kämpften sie, Brust an Brust: Proletarier gegen Proletarier, Klassengenossen gegen Klassengenossen, Handwerker gegen Handwerker. Da zerfleischten sich einheitlich aufgebaute oekonomische Schichten, da wütete das Volk gegen sich selbst, ein Volk, ein einziges: das der Arbeit. Hinten rieb sich Einer voll Angst die Hände.

Ein Mauerwerk taucht auf, das ist das Denkmal über der Tranchée des Baïonettes. Am 11. Juni 1916 wurde hier die Besatzung dieses Grabens — es war die zweite Linie — verschüttet. Keiner entrann. Man fand sie so, nur die Bajonette ragten aus der Erde. Der Graben ist seit diesem Tag so erhalten, ein Amerikaner, Herr Georges F. Rand, hat einen großen grauen Steinbau darüber errichten lassen. Unten, auf dem zugeschütteten Graben, stehen ein paar Kreuze, liegen Kränze und ragen die Bajonette. Drei Mann müssen außerhalb des Grabens postiert gewesen sein; die Läufe ihrer Gewehre ragen ein paar Zentimeter hoch aus dem Boden, man stolpert über sie. Eine Mutter kann ihr Kind hierher führen und sagen: „Siehst du? Da unten steht Papa.“

In der Nähe ist ein ossuaire, eine kleine Holzhalle, wo man die Gebeine der Soldaten, die nicht mehr zu identifizieren waren, gesammelt hat. Sie ruhen da, bis eine große Grabkapelle für sie

fertiggestellt ist. Die Ueberbleibsel sind nach Sektoren geordnet. (Was die Offiziere aller Länder anbetrifft, so scheinen sie ja sämtlich an ansteckenden Krankheiten zu Grunde gegangen zu sein — denn man hat sie so oft von den Mannschaften abgesondert.) Stereoskope sind aufgestellt, mit Bildern aus den Mordtagen. Auf einem liegt unter Steintrümmern ein Bein. Ein abgerissenes Bein, der Benagelung nach ein deutsches.

Auf einem andern Bild sieht man einen deutschen Gefangenen, einen bärtigen, schlecht genährt aussehenden Mann. Er steht bis zu den Hüften im Graben, er hat keine Koppel mehr, er wartet, was nun noch mit ihm geschehen kann. Im Vordergrund ragen ein paar Stiefel aus dem Schlamm und ein halber Körper. Den kann man nicht mehr gefangen nehmen. Die Franzosen und der Deutsche stehen da zusammen, der Betrachter muß glauben, einen Haufen Wahnsinniger vor sich zu haben. Und das waren sie ja wohl auch.

Jetzt regnet es in dichten Strömen. Der Wagen rollt. Der Schlamm spritzt. Und immer wieder Stacheldraht, Steinbrocken, verrostetes Eisen, Wellblech.

Ist es vorbei — ? Sühne, Buße, Absolution? Gibt es eine Zeitung, auch nur eine, die nachher zugegeben hätte: „Wir haben geirrt! Wir haben uns belügen lassen!"? (Das wäre noch der mildeste Fall.) Gibt es auch nur eine, die nun den Lesern jahrelang das wahre Gesicht des Krieges eingetrommelt hätte, so, wie sie ihnen jahrelang diese widerwärtige Mordbegeisterung eingebläut hat? „Wir konnten uns doch nicht verbieten lassen!" Und nachher? Als es keinen Zensor mehr gab? Was konntet Ihr da nicht? Habt Ihr einmal, ein einziges Mal nur, wenigstens nachher die volle, nackte, verlaust-blutige Wahrheit gezeigt? Nachrichten, Nachrichten wollen sie alle. Die Wahrheit will keine.

Und aus dem Grau des Himmels taucht mir eine riesige Gestalt auf, ein schlanker und ranker Offizier, mit ungeheuer langen Beinen, Wickelgamaschen, einer schnittigen Figur, den Scherben im Auge. Er feixt. Und kräht mit einer Stimme, die leicht überschnappt, mit einer Stimme, die auf den Kasernenhöfen halb Deutschland angepfiffen hat, und vor der sich eine Welt schüttelt in Entsetzen:

„Nochmal! Nochmal! Nochmal — !"

Zu diesem Kriege von Selma Lagerlöf

An einem schönen Herbstabend wanderte Back-Kajsa, die nicht mehr Kindermädchen auf Marbacka war, sondern sich ihren Unterhalt mit Weben verdiente, durch den Wald.

Sie wollte in die kleine Kate hoch oben im Walde, wo sie geboren war, um einen Auftrag des Leutnants Lagerlöf auszurichten, und da sie immer noch sehr gut Freund mit der kleinen Selma Lagerlöf war, hatte sie diese auf den Spaziergang mitgenommen.

Die Beiden hatten keine Eile. Sie schmausten Preißelbeeren, die am Wegrand standen, bewunderten die großen Fliegenschwämme und sammelten in ihren Schürzen schönes Moos, das sie mit nach Hause nehmen wollten, um es als prächtige Einlage zwischen den Fenstern

und Vorfenstern des Kinderzimmers zu verwenden. Back-Kajsa freute sich, wieder einmal im Walde zu sein, wo sie jeden Rasenhügel und jeden Stein kannte.

Als sie endlich an der Dornhecke angekommen waren, die sich rund um die Lichtung zog, auf der die Kate stand, und sich eben anschickten, über das Gatter zu klettern, sagte Back-Kajsa:

„Selma, vergiß ja nicht, daß du nicht von Krieg sprechen darfst, wenn mein Vater in der Nähe ist!"

Das kleine Mädchen war höchst verwundert. Back-Kajsas Vater war Soldat gewesen, das wußte sie wohl, und auch daß er in der Schlacht von Leipzig gegen Napoleon mitgekämpft hatte; daß man aber darüber nicht mit ihm sprechen dürfe, das konnte sie doch nicht verstehen.

„Warum soll ich denn nicht vom Krieg mit ihm sprechen?" fragte sie.

„Das darf man niemals mit Denen tun, die einen richtigen Krieg mitgemacht haben", klärte Back-Kajsa sie auf.

Das kleine Mädchen wurde immer erstaunter. Sie dachte an Fritjof und Hjalmar und an Hektor und an alle möglichen alten Götter und Helden, von denen sie in ihren Geschichtenbüchern gelesen hatte, und die ihr im Kopfe herumschwirrten.

Mittlerweile waren sie in dem Stübchen der Kate angelangt, und da saß Back-Kajsas Vater im Herdwinkel und wärmte sich den Rücken. Er war ein Mann aus der alten Zeit, das merkte man schon an seinen Hosen, die nur bis zum Knie reichten, und er trug auch keine Stiefel, sondern Schuhe. Er war ein großer magerer Mann mit einem grobgeschnittenen, einfältigen Gesicht und hatte einen ungewöhnlich schmutzigen Schafpelz an; eigentlich sah er aber nicht anders aus als alle andern alten Bauern.

Solange das kleine Mädchen in der Stube war, verwandte es keinen Blick von diesem Alten, der nicht duldete, daß man in seiner Gegenwart vom Kriege sprach. Für die Kleine selbst waren Kriegsgeschichten das Schönste, was sie hören und lesen konnte. Und nun war ihr verboten, Back-Kajsas Vater danach zu fragen, was er Alles erlebt hatte; das war doch zu schade.

Nein, das kleine Mädchen wagte weder zu fragen noch zu antworten, während sie da in der Kate saß. Denn das wußte sie, wenn sie ihren Mund auftat, würde sie sich doch versprechen und etwas vom Kriege sagen, und dann würde sie der alte Soldat vielleicht totschlagen.

Nachdem sie so den Alten eine Zeitlang angestarrt hatte, kam er ihr ganz gruselig vor. Es war doch so ganz unbegreiflich, daß man nicht vom Krieg mit ihm sprechen durfte. Dahinter mußte etwas ganz Unheimliches stecken. Jawohl, der Alte war ein gefährlicher Mensch, das fühlte sie ganz deutlich. Ach, wenn sie doch nur erst wieder draußen wäre! Sie war auf dem Sprung, zur Türe hinauszulaufen.

Es wurde immer schlimmer, und als Back-Kajsa endlich fertig war und die Beiden sich verabschiedeten, da war das kleine Mädchen fast außer sich vor Furcht vor dem alten Manne.

Wenn er wie andre alte Soldaten gewesen wäre und den Krieg als das Herrlichste auf der Welt erklärt und so recht damit geprahlt hätte, wie viele Hunderte von Menschen er erschlagen und wie viele Dörfer und Städte er niedergebrannt hatte, ja, dann hätte das kleine Mädchen nicht die allergeringste Angst vor ihm gehabt.

Das Ende von Kurt Kersten

Aus meinem Kriegstagebuch

Mai 1918

Somme-Wüste. Weite Anmärsche (vier Stunden). Gerüchte vom neuen Gas, das gleich Hunderte erfaßt. Völliger Mangel an allen Materialien. Munitionsmangel und vor Allem Verschlechterung. Großer Mißmut der Aelteren über Zurücksetzung durch jüngere Leute in der Heimat mit ihren hohen Löhnen. Miserable Verpflegung. Allmählich verschwinden fast alle Offiziere. Die meisten Batterien haben nur einen oder zwei Offiziere! Ersatz für Mannschaften kommt nicht; zuweilen Nachschub älterer Familienväter, die völlig frontdienstuntauglich sind; dann reine Knaben — schwächlich — ohne jede gediegene Ausbildung. Die Last ruht also auf dem immer kleiner werdenden Stamm der alten, erfahrenen Leute — und die sind so mißmutig, so erschöpft, so überdrüssig! Dabei stellt der Krieg so hohe Anforderungen an Kriegsgeübtheit und Gewandtheit wie nie zuvor. Aus allen Formationen hört man Klagen über „niedrige Geschäfte" der Offiziere, es gibt da eine Branntwein-Affäre — es ist ekelhaft.

Bei der Infanterie sind die Zersetzungserscheinungen noch viel schlimmer. Die Formationen kommen überhaupt nicht mehr in Ruhe. Kompagnien gehen mit zehn, fünfzehn Gewehren in den Graben! Hinzu kommen Widersätzlichkeiten — auch der Offiziere — bei Patrouillengängen. Ich war bei einem bayrischen Bataillonsstab als Verbindung. Alle diese Offiziere sind völlig verzweifelt, mutlos, körperlich, geistig erschöpft, ein Rittmeister hielt sich nur durch fortgesetzes Trinken aufrecht. Alles schimpft auf einander. Manche Kompagnien haben gar keine Offiziere mehr. Hinzu die schlechte Verpflegung, der Materialmangel, der miserable Materialersatz. Die französischen Gräben sind dicht besetzt, ihre Artillerie ist unheimlich gut, die unsrige versucht vergebens, ihre Methoden der plötzlichen Feuerüberfälle nachzuahmen, wir haben doch kein Material zur Verfügung. Unsre Munition ist obendrein schlecht gearbeitet. Unter den bayrischen Offizieren herrscht eine große Kriegsmüdigkeit, wie ich sie sonst noch nirgends beobachtet habe. Es werden auch schon ganze Regimenter zusammengelegt.

Unsre Flieger sind immer unterlegen, die andern kommen in Geschwadern, während unsre vereinzelt auftauchen.

Die Grippe wütet furchtbar, wir werden allein durch sie schon dezimiert. Bei manchen Batterien unverhältnismäßig hoher Prozentsatz sehr schwer Gaskranker; die Krankheitserscheinungen sind sehr gefährlich und tückisch. Die Unruhe über die Folgen dieses Gases ist sehr bedrückend, vor Allem weil man behauptet hatte, es gäbe überhaupt kein Gas, das uns — dank unsern Masken — gefährlich werden könnte. Natürlich hat Niemand mehr Vertrauen. Das beste Mittel gegen das neue Gas ist weglaufen . . . das darf man natürlich nicht wagen.

Sehr „patriotische" Offiziere sind jetzt nicht einmal mehr in Offizierskreisen beliebt. Es herrscht eine allgemeine Stumpfheit — man will nicht mehr . . . weil man nicht mehr kann.

In dieser weit nach hinten gestaffelten Kampfzone, die in scharfen Bogen vorbuchtet, ist es unmöglich, bei der schwachen Frontbesetzung einem ernsten Angriff standzuhalten. Man verbreitert die Kompagnieabschnitte immer mehr . . . wie ist das nur möglich? Wahrscheinlich kann man nicht anders. Batterien werden immer mehr herausgezogen, wir sind eine ganz schwache Front mit abgekämpften, völlig erschöpften Formationen. Obendrein scheint man sehr nervös zu sein, täglich kommen neue Befehle für einen Abwehrkampf, die am andern Tage widerrufen werden!

Und Krankheiten, Verwundungen schwächen uns mehr und mehr. Hinzu kommt die Beunruhigung durch Bombenflugzeuggeschwader, man ist nirgends mehr sicher, und wir haben das Gefühl absoluter Wehrlosigkeit.

Seit einiger Zeit wird viel gestohlen. Uebrigens las ich einen Erlaß der O.H.L., wonach bei Offensiven jetzt Beutemachen einzelner Leute verboten ist, jede Formation stellt ein besonderes Kommando zusammen, das für Alle Beute macht! Es ist also klar, daß man bei den Offensiven vor Allem aufs Beutemachen versessen war, und daß es den Angriff und seinen Erfolg beeinträchtigt hat.

Bei den Bayern hatte ich eigentlich zum ersten Mal das Gefühl einer unvermeidlichen, furchtbaren Katastrophe — und grade bei den bayrischen Offizieren. (Einer wollte um jeden Preis einen Streifschuß haben — als ich abends mit ihm zu den Vorposten lief, überraschte uns ein Schrapnellhagel, er streckte die Hände aus, dachte — wie er offen zugab — eine Kugel würde ihn streifen . . . er hatte kein Glück.) Die Stimmung in diesen vordern Stellungen war völlig niedergeschlagen.

August 1918

Ich war beim Durchbruch von Amiens dabei. Die Schlacht war in einer Stunde entschieden. Alles lief. Das Feuer war grauenhaft. Ich bekam etwas ab. Unser Rückzug verlief in vollkommener Ordnung mit allem Gepäck, allen Waffen, es war bei uns kein Auseinanderlaufen — Cambrai steckte uns doch in den Knochen. Wir haben Alles vernichtet, was wir nicht mitnehmen konnten. Die Verwirrung war besonders bei den Stäben groß, sie waren völlig ratlos, ich sehe immer einen Oberst auf und ab gehen — er senkte den Blick, war gänzlich fassungslos. Unsre eignen Stäbe rannten — an Widerstand dachte Niemand. Ein Generalstabsoffizier wollte sich orientieren — Niemand gab ihm Auskunft. Nirgends stießen Truppen zur Abwehr vor — es waren keine da. Wir verloren die Geschütze, und fast zwei Drittel aller Leute — teils tot, teils verwundet. Wir haben geschossen, bis es nicht mehr ging. Niemand hat sich geweigert. Aber wir wußten, daß Alles verloren war. Hernach lag ich verwundet auf einer Feldküche — da kamen wir auf eine Höhe und übersahen das weite Feld: Alles strömte aus einander — es war ein Durcheinander wie am Sonntag im Grunewald. Und es zuckte mir durch den Schädel: Das ist das Ende. Flieger kreisten niedrig über uns weg — schossen aber nicht, vielleicht sahen sie, daß es die Auflösung war und Niemand sich wehren wollte. Die Straßen waren von Kolonnen — endlos — besetzt, das zog den ganzen Tag rückwärts. Die eigentliche Schlacht hat wirklich nur eine Stunde gedauert, dann war Alles entschieden — ich muß sagen, daß die

Andern lange nicht so heftig nachgedrungen sind, wie sie gekonnt hätten. Es war bei Cambrai. Was hätte erst hitzige Verfolgung mit Kavallerie angerichtet — Niemand hätte sich ernstlich gewehrt!

Am Nachmittag habe ich mich noch nach Marchélepot geschleppt. Dort war Lazarett und Bahnhof. Es war die Auflösung — noch ein Mal —, Niemand kümmerte sich um einen, man konnte machen, was man wollte. Es gab keine Disziplin, keine Autorität mehr. Neben dem großen Verbandplatz feuerte ein Eisenbahngeschütz; auf den Zug stürmte los, wer irgend konnte, und dann fuhren wir in die Nacht, unter Stöhnen, Geschrei, Geschwatz, Klagen und Seufzen, man durfte kein Licht machen, Flieger schwirrten umher, zuweilen fielen Bomben — diese Aufregung unter den „Erledigten"!

Früh waren wir dann in Valenciennes und krochen aus den Wagen, standen da wie eine verfluchte Schar: beschmutzt, besudelt, mit zerrissenen Röcken, grauen, fahlen, übernächtigen Gesichtern — die aufgelöste Front hatte uns ausgespieen. Viele schrieen, Alle waren totmüde . . . Niemand kümmerte sich um uns — ein Feldgendarm brummte: „Wer will denn heute noch etwas tun?!" Ich werde das nicht vergessen. Die Agonie war also offenbar überall eingetreten. Wir mußten uns selbst das Lazarett suchen . . .

Man hat sich dann nicht mehr viel um mich gekümmert — weder in Valenciennes noch in Neuenahr —, und wenn ich schwer verwundet worden wäre, möchte ich diesen Leuten nicht in die Hände gefallen sein . . . Es gab auch keine Ueberraschung, man konnte tun und lassen, was man wollte. Fünf Wochen war ich im Lazarett, und ich habe nur in den ersten drei Tagen einen Arzt gesehen. Dies Alles war schon die Auflösung. Und ich habe von Schwerverwundeten gehört, um die sich Niemand kümmerte, die elend, verlassen umgekommen wären, wenn sich nicht Privatpersonen um sie gesorgt hätten. Ich hatte den Eindruck, daß man zufrieden war, wenn Leichtverwundete die Plätze besetzten, die einem jede Arbeit ersparten. Schwerverwundet bedeutete Arbeit. Von der Front kamen zuweilen Transporte — die Verwundeten waren in einem schaudererregenden Zustande, ihre Wunden eiterten und faulten, die Maden krochen herum, und die Behandlung dieser Schwerverletzten war alles andre als rücksichtsvoll. Man schob sie, wenn irgend möglich, rasch weiter ins Innere ab.

Oktober 1918

Beim Ersatzbataillon in Posen. Scharfer Kasernendrill nach neuem Reglement. Ueberhaupt sehr viel Gamaschendienst. Starke Inanspruchnahme der Offiziere. Langer, ermüdender Dienst. Dazu schlechtes Rekrutenmaterial: widerwillig, körperlich leistungsunfähig, meist apathisch, schlechte Verpflegung. Beim ersten Blick machte Alles einen sehr friedensmäßigen, exakten Eindruck — sah man näher, gewahrte man die schändlichste Korruption, vor Allem in Offizierskreisen. Hinter das Ganze kam man als Außenstehender kaum; meist ahnte man nur, sah sich die verdorbenen Gesichter an, fühlte es an der ganzen mulmigen Atmosphäre: der Apparat lief noch — aber erzwungen. Obendrein fürchtete Alles, ins Feld zu kommen, natürlich herrschte eine üble Liebedienerei, Speichelleckerei. Das Bild war verschwommen, der Untergrund schwankend — hinzu kamen nationa-

listische polnische Umtriebe, die Gefahr eines Putsches (schon in den ersten Oktober-Tagen).

November 1918

Mitte Oktober schickte man mich wieder weg, mein Truppenteil war eben aus Rußland herübergekommen, sehr schlecht bewaffnet; meistens ältere Leute. Es herrschte eine gradezu widerliche Korruption in allen chargierten Stellen, die Umgebung des Feldwebels war völlig korrumpiert, der Führer ein kleinlicher, brutaler Egoist. Kenntnisse völlig ungenügend, Ausrüstung mangelhaft. Das ganze Bataillon machte einen senilen Eindruck, in der Batterie spielte eine Kuh, die den Offizieren „gehörte", eine große Rolle. Die Batterie erweckte den Eindruck eines Meiereihofes aus der Zeit Friedrichs II. Die Mannschaften selbst — fast lauter Familienväter — hatten den Krieg satt, die Offiziere hatten absolut keinen Einfluß mehr, verstanden auch die Soldaten nicht mehr, suchten sie gar nicht zu verstehen, wußten vielleicht nicht einmal, wie sehr sich die Psyche gewandelt hatte.

Man ging in Stellung, buddelte, die Offiziere wurden von Tag zu Tag kleinlauter — dann stand die Maschine einfach still: das war keine Revolution — das war die Agonie.

Die Offiziere saßen herum wie in einem Sterbezimmer. Man hätte glauben können, sie würden sich mit Gewalt der Einsetzung der Soldatenräte widersetzen — sie dachten gar nicht daran. Eine Offiziersversammlung, deren Entschlüsse mit großer Spannung erwartet wurden, entschied sich für Ablegung der Achselstücke und Anlegung der roten Abzeichen. Das sollte Diplomatie sein — man wollte die Bewegung mitmachen und im geeigneten Augenblick ihrer Herr werden

Die Soldaten selber waren völlig unschlüssig. Bei uns spielte die Kuh die Hauptrolle — sie wurde geschlachtet. Die Offiziere konnten nicht mehr selbst kochen lassen, sie mußten sich ihr Essen von der Feldküche holen lassen. Um Befehle kümmerte man sich nicht mehr; aber es gab ja nur noch einen Befehl: Rückmarsch — und diesen Befehl befolgten Alle.

Unterwegs ließ man die Offiziere gewähren, und die Offiziere waren froh, wenn man sie unbehelligt ließ.

So vollzog sich der Stillstand der Maschinerie an der Front in Lothringen. Das Heer war hier keineswegs revolutioniert, aber es war auch keineswegs irgendeines Widerstands fähig, und der Durchbruchsversuch, den Amerikaner und Franzosen am 12. November unternehmen wollten, hätte diese schwach besetzte, schlecht armierte Front im Nu aufgerissen, die alliierten Heere hätten nach einigen Tagen an der Saar gestanden, Metz umgangen, die Rückzugsstraßen aus Belgien gefährdet, das Elsaß abgeschnitten, den Weg zum Rhein freigemacht — ein Cannae hätte sich erfüllt, wie es die Weltgeschichte noch nie erlebt hat. Die Niederlage der deutschen Armee wäre dann auch dem Dümmsten offenbar geworden, eine Niederlage, die bereits in den ersten November-Tagen entschieden war. Das deutsche Heer hat am Ende des Krieges keinen Kampfwert mehr besessen, es war völlig erschöpft, schlecht ausgerüstet, dezimiert, demoralisiert und keine Waffe mehr in der Hand seiner hoffnungslosen, verzweifelten, hasardierenden Führer.

Festspiel 1813 von Alfred Polgar

Diese kleine parodistische Szene wurde im Jahre 1913 geschrieben, damals, als Deutschland die Jahrhundertfeier der Völkerschlacht bei Leipzig beging. Gerhart Hauptmann hatte sich an der Feier mit einem wahrlich patriotischen ‚Festspiel' beteiligt, das aber seinen Landsleuten noch immer nicht patriotisch genug war. Meiner Szene konnte man das nicht nachsagen: trotzdem wurde sie, im tiefsten Frieden, von der oesterreichischen Preß-Behörde konfisziert und fand auch bei keinem reichsdeutschen Blatt Unterkunft.

Schlußbild

(Napoleon in seinem Zelt, nach der Schlacht bei Leipzig. Ein Wachslicht brennt gespenstisch. Von Gewissensbissen gemartert eilt der korsikanische Emporkömmling ruhelos auf und ab.)

Napoleon: So hat mich doch die gerechte Strafe für meine Sünden ereilt! Wie ein Räuber bin ich in den Frieden des deutschen Landes eingebrochen und habe das idyllische Glück, in dem die Völker unter der Obhut ihrer erhabenen Herrscher lebten, mit frevelnder Hand gestört. Das Gift des Freiheitsgedankens habe ich in die gottesfürchtigen, königstreuen Herzen der deutschen Untertanen geträufelt und ihre Obertanen mit verbrecherischer Respektlosigkeit behandelt, als wären sie meinesgleichen.

(Verzweifelt ausbrechend):

In ihre Branche hab' ich mich gedrängt,
Kronen wie Semmeln weggeschenkt.
Mit legitimen Monarchen verkehrt,
Als müßten sie sich fühlen geehrt.
Ruchlos die Legitimität
Verhöhnt, verachtet und geschmäht,
Dito das Gottesgnadentum . . .
Wie gerne gäb' ich meinen Ruhm
Und mein europäisches Renommee
Zum Preis, könnt' ich Verzeihung finden
So unverzeihlich arger Sünden.

(Ein Windstoß verlöscht das Wachslicht. Blauer Schein füllt das Zelt. Die Musik spielt: Das Leben für den Zaren. Ein Geist in Uniform erscheint.)

Napoleon: Wer bist Du, schreckliches Gesicht?
Der Geist: General Kutusow, kennst Du mich nicht?
Napoleon: Ja freilich, Du bist ein tapferer Mann,
Ein tüchtiger Feldherr, ein guter Soldat.
Der Geist: Was immer ich tat,
Hat durch seinen Knecht der Zar getan.
Seine kaiserliche Erhabenheit, wißt,
Kann gar nichts tun, was nicht unsterblich ist.
Drum lieben die Russen ihren Herrn
Und sterben für ihn von Herzen gern.
Und in Deutschland — deß sind alle Guten froh —
Da stehen die Dinge ebenso.

Und daß sie ewig so stehen bleiben,
Solange die Menschen Geschichte schreiben,
Dafür ward die Leipziger Schlacht geschlagen,
Das wollt' ich Dir nur zum Abschied sagen.
Es lebe der Zar!

(Er verschwindet.)

Napoleon: Wie wahr! Wie wahr!

(Er verhüllt sein Antlitz. Ein gelbes Licht erfüllt das Zelt. Die Musik spielt den Dessauer Marsch. Ein Geist in Uniform erscheint.)

Napoleon: Wer bist Du, schreckliches Gesicht?
Der Geist: Ich bin Marschall Vorwärts, kennst Du mich nicht?
Napoleon: Ja freilich, Du bist ein tapferer Held,
Der selbst meinem Feindesherzen gefällt.
Der Geist: Das ist mir Wurst! Wenn ich nur gewinn'
Meines Herrn und Königs gnädigen Sinn.
Yorck und Bülow und ich, wie bekannt,
Sind nur Marionetten in seiner Hand.
Sein Geist begabt uns zu großen Dingen,
Seine Weisheit ließ uns Gutes vollbringen.
Körners und Schenkendorfs Gedichte
Hat er geschrieben. Arndt und Fichte
Und Schleiermacher hat er begeistert,
Gneisenaus Widerstand gemeistert,
Stein und Hardenberg inspiriert
Und das Volk den richtigen Weg geführt,
Die Studenten auch mit Kanonen und Kollern . . .
Zitt're, Bandit, vor den Hohenzollern!

(Er verschwindet.)

Napoleon: Wie Feuer dringt mir das Wort ins Gebein...
Oh Himmel, wer tritt da zu mir herein?!

(Er verkriecht sich in die entfernteste Ecke. Im rosenroten Licht erscheint eine erhabene überlebensgroße Figur. Die Musik spielt: Heil dir im Siegerkranz. Orgel und Chor.)

Napoleon: Vor Deiner Majestät
Mein armes Ich in Nichts vergeht . . .
Erhabener Geist, wie muß ich Dich heißen?
Eine Donnerstimme: König Friedrich Wilhelm der Dritte von Preußen!

(Napoleon sinkt ohnmächtig zu Boden. Verwandlung. Auf einem Piedestal stehen Zar Alexander, König Friedrich Wilhelm III. und Fürst Metternich. Engel halten Lorbeerkränze über die Gruppe. Die Völker Europas huldigen. Historischer Festzug. Erntereigen. Der Dank der Musen. Schlußchor mit dem Refrain):

Umsonst sind nicht so viel verdorben,
Umsonst sind nicht so viel gestorben,
Hoch hebt die Brust sich Jedermanns.
Hurra, die Heilige Allianz!

(Alle Teilnehmer des Festspiels unter Anführung Napoleons defilieren vor der Hofloge und streuen Rosen.)

Was wäre, wenn . . . von Morus

Die ‚Hohenzollern' lag schon unter Dampf auf der Reede von Drontheim und wartete, daß der hohe Herr das Signal zur Abfahrt gäbe. Alles war, wie es sich gehörte: Meer marineblau, Himmel stahlblau, Wogen glitzernd. Hohenzollernwetter, wo man auch hinkam. Der Admiral des Atlantischen Ozeans hatte sich mit den Herrn des Gefolges in den Teeraum begeben, um nach des Tages Last und Unterschriften des leichten Sommertons zu pflegen. Der General von Kessel hatte grade ein dolles Ding erzählt und zur Anerkennung von Seiner Majestät einen gehörigen Backenstreich bezogen. Da kam der Funkspruch von dem oesterreichischen Ultimatum an Serbien. Die Herren der Umgebung verstummten, als sie die steigende Röte auf den kaiserlichen Wangen sahen. Jeder von ihnen erwartete einen Anschnauzer. Das Antlitz des Monarchen war in der Tat feuerrot geworden. Plötzlich machte er eine energische Kehrtwendung, schlug mit der Hand auf die Tischplatte, und seine wettergebräunte Stimme bekam eine unwiderstehliche Schärfe: „Dieses elende Spaniergesindel! Ohne mich zu fragen! Lyncker, depeschieren Sie: Wien hat binnen 24 Stunden abzublasen, sonst Kündigung des Dreibunds. Nächstens wird das Pack einem noch die Speisekarte festsetzen." Lyncker tat, wie ihm befohlen. Die andern Adjutanten, die noch immer befürchteten, daß sich der Zorn des Monarchen über sie ergießen würde, gaben sich verzweifelte Mühe, den Unmut Seiner Majestät zu verscheuchen. Dem Grafen L. gelang endlich, die Gnadensonne wieder zum Lächeln zu bringen. Mit der ihm eignen zoologischen Kenntnis malte er aus, wie ein Krieg zwischen den oesterreichischen und den serbischen Schweinen vor sich gegangen wäre, wie die Wanzenbataillone gegen einander aufmarschierten, und wie schließlich die Montenegriner Bosnien eroberten, nachdem ein Apotheker aus Cetinje ein fernwirkendes Insektenpulver erfunden hätte. Noch am selben Abend überquerte die ‚Hohenzollern' den 66. Längengrad.

Am Ballhausplatz war man über die Antwort des deutschen Kaisers aufs Aeußerste entsetzt. Wie soll man sich da aus der Affäre ziehen? — das war die große Frage. Es wirkte gradezu wie eine Erlösung, als der alte Popsischl, der Inspekteur der k. und k. Genietruppen, herausplatzte: „Der Kerl ist ja total blöd, den müssens einsperren!" Der aber kehrte am siebenten August nach Berlin zurück, gestärkt zu neuen Taten. Was er mit seinem Funkspruch nach Wien bewirkt und verhütet hatte, war ihm selbst nicht recht zum Bewußtsein gekommen. Doch der Welt blieb sein Friedenswerk nicht verborgen. Bis in die entferntesten Blätter Swakopmunds feierte man ihn aufs Neue als Friedensfürsten. Mitte August kam aus Schweden eine diskrete Anfrage, ob der Kaiser bereit wäre, den Friedenspreis der Nobelstiftung anzunehmen. Er ließ sich die Liste der bisherigen Preisträger kommen. Schon bei dem Namen Bertha v. Suttner bemächtigte sich des Monarchen eine begreifliche Erregung, und er drohte, wenn die Schweden sich noch einmal eine derartige Frechheit herausnähmen, würde er mit Stockholm abrechnen, wie es die Engländer mit Kopenhagen gemacht hätten. Erst nachdem Bethmann Hollweg den Kronprinzen, der aus einem fröhlichen Bonner Borussen längst ein ernster Mann geworden war, bewogen hatte, bei seinem Vater zu

intervenieren, ließ sich der Kaiser herbei, den Mumpitz mitzumachen. Nicht, ohne daß vorher von ihm ein besonderes Ornat für die künftigen Nobelpreisträger entworfen und von der stockholmer Akademie angenommen war.

Die Verleihung des Friedenspreises an den Kaiser weckte in Deutschland allgemeinen Jubel: in den Schulen wurden Gedenkfeiern angeordnet, die berliner Universität hielt, in Gegenwart des Monarchen, einen Festakt ab, bei dem Professor Eduard Meyer über „die Bedeutung eines dauerhaften Friedens für die zukünftigen Kriege im Alten Phönizien" sprach und geistvolle Vergleiche zwischen der germanischen und der semitischen Sinnesart fand. Auch der Kyffhäuserverband Deutscher Kriegervereine entzog sich der allgemeinen Feier nicht. In allen Ortsgruppen des Reiches wurden Paraden veranstaltet, und manch neuer Fahnennagel ward eingeschlagen. Mit besonderm Eifer nahm die deutsche Presse an der Ehrung des Kaisers, welche zugleich eine Ehrung Deutschlands war, teil. Aus der Fülle der zustimmenden Festartikel — selbstverständlich fehlte es auch nicht an Nörglern — sei eines Aufsatzes der Rheinisch-Westfälischen Zeitung vom 10. Oktober 1914 gedacht, worin es hieß: „Deutschlands Oberster Kriegsherr hat in den letzten Monaten abermals bewiesen, daß er kein Opfer scheut, um seinem Volke und den Völkern Europas den Frieden zu erhalten. Aber nur mit dem Schwert in der Hand kann der deutsche Kaiser der Welt den Frieden sichern. Wer den Frieden will — und wer ersehnt ihn heißer als Seine Majestät? — muß drum wieder und immer wieder das Schwert schleifen. Wer jetzt, in dem Hochgefühl allgemeiner Friedensbegeisterung, etwas anders rät, ist ein heilloser Narr oder ein gemeingefährlicher Verbrecher."

Diese Worte des essener Blattes, schlicht und doch eindringlich, verfehlte ihre Wirkung auf den Monarchen nicht. Tags darauf ordnet er einen Kronrat an, in dem der Kriegsminister und der preußische Finanzminister über die militärische und finanzielle Lage des Reiches Bericht erstatteten. Das Ergebnis des Kronrats war die sofortige Ausarbeitung einer neuen Heeresvorlage, die eine Erweiterung des stehenden Heeres auf 1 200 000 Mann vorsah und, entsprechend dem Vorbilde Frankreichs, die dreijährige Dienstpflicht wieder einführte. Die Kosten der neuen Maßnahmen sollte nicht das ganze deutsche Volk tragen, sondern nur die tragfähigen Schultern der Besitzenden. So wurde, grade wie ein Jahr vorher, ein allgemeiner Wehrbeitrag in Form einer einmaligen Vermögensabgabe beschlossen. Härter noch als im Jubeljahre 1913 sollten die vermögenden Kreise des deutschen Volkes zum Dienste für das Vaterland herangezogen werden. Bis zu 0,05 pro Mille stieg die Staffel der neuen Steuern.

Fürwahr — eine schwere Last. Aber sie brachte auch ihr Gutes. Zum ersten Mal gelang es, die Sozialdemokraten unter der Führung Scheidemanns — Bebel, den Stänker, hatte ja inzwischen der Teufel geholt — zur Bewilligung des Heeresetats zu bewegen. Nun, da die vaterlandslosen Gesellen erkannt hatten, was Vaterland ist, sollten sie aber auch die Huld ihres Herrschers erkennen. Am Weihnachtsabend desselben Jahres wurde in Potsdam — nicht ohne Absicht wählte man grade diesen Ort — ein sozialdemokratischer Parteisekretär zum Nachtwächter befördert. Von nun an nahmen die Rüstungen im deutschen Reiche einen guten Fortgang. Alle zwei Jahre wurde das Heereskontingent um 300 000 Mann erhöht, denn immer mehr und

immer kräftigerer Nachwuchs drängte zu den Waffen. In den Zwischenjahren aber arbeitete der Kaiser, im Verein mit Tirpitz, der alten Wasserratte, am Ausbau unsrer Flotte. Und Monat für Monat eilte der Monarch in eine unsrer Hafenstädte, um ein neues Schiff von Stapel zu lassen.

Aber über dieser Förderung der deutschen Wehrmacht wurde die deutsche Wirtschaft nicht vergessen. Kein Wunder — denn gab es eine bessere Befruchtung deutschen Wohlstandes als den Bau von Kanonen, von Panzerplatten und Kriegsschiffen? Was an Geld und Gut für Rüstungen ausgegeben wurde, das kam wieder deutschen Unternehmern, deutscher Technik und deutscher Arbeit zugute. Das Geld blieb im Lande und vermehrte sich dank der großen Heeres- und Flottenaufträge unaufhörlich. Dieser Fundamentalsatz der Nationaloekonomie wurde an allen deutschen Hochschulen mit mathematischer Exaktheit bewiesen. Und bestätigte nicht auch der praktische Erfolg die Richtigkeit dieser Lehre? Im Jahre 1893 hatte Deutschland England in der Stahlproduktion übertroffen, im Jahre 1903 in der Roheisenproduktion, im Jahre 1913 im Maschinenexport. 1923 endlich war es Deutschland gelungen, dank zehnstündiger Arbeitsschicht — nur die degenerierten Völker waren vor Ermattung seit Jahren zum Sieben- und zum Achtstundentag übergegangen — England in der Steinkohlenproduktion zu übertreffen. Nun fehlte nur noch Eines: die Ueberholung Englands im Flottenbau. Aber auch hier war man auf gutem Wege. Alle Glieder des Volkes — soweit sie beim Heere abkömmlich waren — waren in den Dienst der Produktion gestellt, und dank der genialen Leistung deutscher Technik war es gelungen, den höchsten Sieg rationeller Arbeitsmethoden zu erringen: obwohl nach genauen Berechnungen des Hofstatistikers Helfferich das deutsche Volk im Jahre 25 Milliarden Goldmark mehr produzierte, als es verbrauchte, war es gelungen, den Konsum der Massen noch weiter herunterzudrücken und 27,3 Milliarden jährlich zur Beschaffung neuer Produktionsmittel, zum Bau von Fabriken, Lokomotiven, Güterwagen, Gewehren und Torpedobooten aufzubringen. Eine gigantische Leistung!

So konnte denn der Friedenskaiser mit Stolz auf den Handel und Wandel seines Reiches herabblicken. Auch er war unermüdlich am Werke. Jahr für Jahr nahm er an den Kieler Regatten teil, machte Fürstenbesuche, weihte Denkmäler ein und hielt Paraden ab. Schon war die Reclamsche Ausgabe seiner Reden auf 18 Bände angeschwollen — gewiß, eine große Ausgabe für den kleinen Mann. Aber trotzdem beflügelte der Monarch ununterbrochen sein Volk mit dem Schwung seiner Worte. Auch die Nordlandsreisen setzte der nun bald Siebzigjährige regelmäßig fort. So stand er denn in den Julitagen des Jahres 1924 hart an Bord seiner Yacht, und neben ihm Karl Rosner, der nach dem irdischen Ableben Josefs von Lauff zum Hofdichter berufen worden war. „Wissen Sie noch, Rosner," sprach der Monarch, „vor zehn Jahren, da habe ich von hier aus die ganze Saubande von Wien bis Philippopel zur Raison gebracht! Darüber könnten Sie eigentlich mal was für mein Opernhaus schreiben."

„Was Allegorisches, Majestät?" fragte der Dichter.

„Gut. Die Hauptsache, daß meine Berliner merken, was gemeint ist."

„Das Volk erkennt überall seinen Kaiser", entgegnete der Poet. Und ein tüchtiger Klaps auf den Hintern bewies ihm aufs Neue, daß er die Huld seines Herrn noch nicht verloren hatte.

Gebet nach dem Schlachten von Theobald Tiger

Kopf ab zum Gebet!

Herrgott! Wir alten vermoderten Knochen
sind aus den Kalkgräbern noch einmal hervorgekrochen.
Wir treten zum Beten vor dich und bleiben nicht stumm.
Und fragen dich, Gott:
Warum —?

Warum haben wir unser rotes Herzblut dahingegeben?
Bei unserm Kaiser blieben alle sechs am Leben.
Wir haben einmal geglaubt . . . Wir waren schön dumm . . .!
Uns haben sie besoffen gemacht . . .
Warum —?

Einer hat noch sechs Monate im Lazarett geschrien.
Erst das Dörrgemüse und zwei Stabsärzte erledigten ihn.
Einer wurde blind und nahm heimlich Opium.
Drei von uns haben zusammen nur einen Arm . . .
Warum —?

Wir haben Glauben, Krieg, Leben und Alles verloren.
Uns trieben sie hinein wie im Kino die Gladiatoren.
Wir hatten das allerbeste Publikum.
Das starb aber nicht mit . . .
Warum —? Warum —?

Herrgott Herrgott!
Wenn du wirklich Der bist, als den wir dich lernten:
Steig herunter von deinem Himmel, dem besternten!
Fahr hernieder oder schick deinen Sohn!
Reiß ab die Fahnen, die Helme, die Ordensdekoration!
Verkünde den Staaten der Erde, wie wir gelitten,
wie uns Hunger, Läuse, Schrapnells und Lügen den Leib zerschnitten!
Feldprediger haben uns in deinem Namen zu Grabe getragen.
Erkläre, daß sie gelogen haben! Läßt du dir das sagen?
Jag uns zurück in unsre Gräber, aber antworte zuvor!
Soweit wir das noch können, knien wir vor dir — aber leih uns dein Ohr!
Wenn unser Sterben nicht völlig sinnlos war,
verhüte wie 1914 ein Jahr!
Sag es den Menschen! Treib sie zur Desertion!

Wir stehen vor dir: ein Totenbataillon.
Dies blieb uns: zu dir kommen und beten.
Weggetreten!

Bemerkungen

Fazit

Zehn Jahre sind jetzt vergangen, seit die europäischen Kulturvölker den unter der Bezeichnung „Die große Zeit“ volkstümlich gewordenen Zustand herbeigeführt haben.

Zehn Jahre sind eine lange Zeit zum Nachdenken — auch für Völker. Aber es scheint, daß solche Zeit notwendig war für die Nationen, um zu sich selbst zurückzufinden: zu dem, was sie sein müssen aus organischer Entwicklung, wenn das Gift des Krieges seine Wirkung verliert. Es geschieht allerhand: die Völker beginnen zu sein, was sie sind.

Und was sieht man? Unsre drei größten Feinde: Rußland, England, Frankreich haben sozialistische Regierungen. Deutschland aber ist die unter dürftigen Freiheitsphrasen versteckte Reaktion.

Frankreich, das das Unglück hatte, den Krieg zu gewinnen — denn dies ist ein Unglück für die humane Entwicklung eines Landes —, Frankreich erinnert sich, daß es einst die ewigen Worte geprägt hat: liberté, égalité, fraternité. Und wer die Geschichte dieses Landes kannte, wird keinen Augenblick gezweifelt haben, daß die Stunde kommen müßte, wo Frankreich sich besinnen würde, daß es das Land eines Voltaire und Zola ist.

Deutschland, das das Glück hatte, den Krieg zu verlieren — das Glück: denn man sollte meinen, die Ernüchterung des verlorenen Spiels treibe den Nebel aus den Gehirnen —, Deutschland findet nach einigen lächerlichen und von Lügen und Phrasen besudelten Versuchen, sein Leben aus sozialen Ideen heraus zu gestalten, zurück zu sich selbst: es besinnt sich, daß es immer das Land der Unfreiheit, der Subordination, der Lüge und Phrase war. Auf leisen Sohlen entfernt sich der Geist von Weimar, und mit dröhnendem Parademarsch zieht der Ungeist von Potsdam wieder ein. Und wer die Geschichte des Landes kannte: lasciate ogni speranza.

Zehn Minuten Pause im ganzen Reich, jede Arbeit ruhe, jeder Mann soll nachdenken über die Schmach seines Landes: Das siegreiche Frankreich will die soziale Idee, das besiegte Deutschland die Reaktion!

Liberté, égalité, fraternité!

Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen!

Wolfgang Geise

Der vergaste Krieg

Es ist eine beschlossene Sache: Der nächste Krieg wird als Gaskrieg geführt werden. Die holländische Kammer beschäftigt sich schon jetzt mit dieser unfehlbaren Gewißheit und scheint geneigt, die Konsequenz daraus zu ziehen: Abschaffung des Landheeres, das bei der Form des kommenden Krieges überflüssig und sinnlos geworden ist.

In den Laboratorien Englands, Frankreichs und Amerikas sind die Giftgasrüstungen in vollem Gange. Die Errungenschaften im heute noch theoretischen Gasabwehr- und Gasangriffkriege überbieten sich an verheerenden Möglichkeiten. Man kennt die Gegner noch nicht, die, so gerüstet, eines Tages antreten werden: man weiß nur, daß sie bestimmt mit der Gaswaffe antreten werden, die möglich macht, die Bevölkerung eines kleinen Landes, wie etwa Hollands, in wenigen Stunden durch Gaswolken und Gasbomben zu vernichten. Deshalb sind ja auch die Niederlande als der erste Staat vom großen Grauen gepackt worden.

Die Frage nach der Gruppierung der Gegner wäre heute noch verfrüht. Es genügt, daß man weiß: Die Giftgas-Chemiker und Gaskriegstheoretiker sind an der Arbeit. In den Jahren vor dem Weltkrieg wußte man nur: Der große Krieg wird kommen. Man wußte aber nicht, wie er aussehen würde. Es ist fraglich, ob die Völker bereit gewesen wären, ihn zu führen, wenn sie es gewußt hätten. Jetzt, nach dem Weltkrieg, sind wir in der

Technik des Krieges, wie nicht anders zu erwarten, ein gutes Stück weiter. Wir wissen nicht nur, daß ein neuer Krieg kommen wird: wir wissen sogar genau, wie er aussehen wird.

Es ist höchst charakteristisch: die Notwendigkeit eines kommenden Krieges ist stets schon lange festgelegt, bevor sich die Partner finden, die ihn führen. Gaskrieg: das steht fest. Für das Uebrige wird schon das Instrument selbst, werden seine schuldbeladenen Erzeuger, werden die darin investierten Kapitalien sorgen, die nach Betätigung des von ihnen Geschaffenen drängen. Auch der Weltkrieg wäre nicht ausgebrochen, wenn nicht die Arsenale zum Platzen voll gewesen wären. Diesmal wird er aus dem Laboratorium ausbrechen.

Wie so die Dinge liegen, kann man offenbar nichts tun als den kommenden großen Gaskrieg erwarten. Was hilfts, gegen die Tatsache, daß zwei mal zwei vier ist, zu protestieren! Nicht vor der Naturgesetzlichkeit des Krieges kapituliert man, sondern vor dem Aberwitz und der Schlechtigkeit, die den Widersinn des Krieges auch noch zur beinah gottähnlichen Naturgesetzlichkeit umschwindeln. Nur der Mensch ist dieser Schändlichkeit fähig: wissen, in drei oder vier Jahren werden viele Millionen unschuldiger Menschen von Giftgasen dahingemäht werden — und dennoch dieses Kommende nicht hindern.

Immerhin: das Gas macht die Heere überflüssig. Zeigt das nicht einen Weg? Führt der Krieg sich nicht selbst ad absurdum? Der Gaskrieg in seiner vollendeten Form wird vielleicht erreichen, was die Pazifisten mit jahrzehntelangen Resolutionen durchzusetzen nicht fähig waren: die Abschaffung der überflüssig gewordenen Heere. Vielleicht müssen die Schrecken des Gaskrieges kommen als die letzte Lektion der dezimierten Menschheit, als das Nonplusultra der Vernichtung. Die Apokalypse des vergasten Krieges wird gleichzeitig auch die Apotheose des Krieges sein. An sich selbst erstickt, wird er die Luft gereinigt zurücklassen.

Man kann die Vernichtungsgreuel des kommenden Gaskrieges nicht kraß genug an die Wand malen. Und auch ohne die äußerste Lektion muß möglich sein, eine Gefahr abzuwenden, die so deutlich und angeblich unabwendbar bevorsteht. Es wird an pazifistischen Protesten natürlich nicht fehlen. Aber das genügt nicht. Hier bietet sich den Pazifisten eine große Gelegenheit, zum Angriff gegen die Kriegsfreunde vorzugehen. Denn wer heute ein Freund des Krieges ist, überzeugt von seiner Naturnotwendigkeit und Größe, der muß konsequenterweise auch ein Anhänger des Gaskrieges sein. Aber ein Krieg, der mit den Methoden der Ungeziefervernichtung geführt wird, verliert den letzten Schimmer von Heroismus und Größe: er sinkt herab zu einer chemisch-mechanischen Massen-Ausrottung, er ist Zeugnis einer nicht zu überbietenden zynischen Schändlichkeit. Kanonenfutter konnte noch heldenhaft herausgeputzt werden. Der Ungeziefertod aber ist das Ende von Menschenwert und -würde. Hier ist keine Verklärung durch Denkmal und Bildwerk mehr möglich. Daß aber den nationalistischen Kriegsfreunden, die an das letzte Mittel der Könige unverbrüchlich glauben, gelingen wird, den Ungeziefertod des künftigen Gaskrieges volkstümlich und schmackhaft zu machen und von seiner Naturnotwendigkeit oder gar Gottesgewolltheit zu überzeugen —: das ist selbst den niedrigsten der eisernen Stirnen kaum zuzutrauen.

Hans Natonek

Der Schützengraben

Bekannter ist ja George Grosz, dessen Erbitterung den Bürger mitten in den Wanst trifft. Aber ein Phaenomen, ihm an Gestaltungskraft mindestens ebenbürtig, ist der Maler Otto Dix, der eben aus Italien heimgekehrt ist, wo er eigentlich nichts zu su-

chen hatte und auch wirklich nichts (zum Malen) fand.

Wenn man ein Stück so recht aus unsrer großen Zeit ansehen will: man findets im ersten Saal der Akademie-Ausstellung am Pariser Platz. Das einzige Bild, das den Besuch lohnt, ist von Otto Dix, und Max Liebermann selber hat es sich vom Kölner Museum für diesen Sommer ausgebeten.

Dies Bild heißt und stellt dar: den „Schützengraben". Wir wissen ja, wie es in so einem komfortablen Gräbchen ausgesehen hat. Aber die tapfern Heimkämpfer, die süßen Kriegsverlängerer und Durchhalter mit und ohne blaue Brillen, wie? — da schreien sie: Unerhört! unser Stahlbad, niemals hat es so ausgesehen! Nun, dieses Stahlbad, wie es nach einem hundertstündigen Trommelfeuer über dem trauten Heim unsrer Frontkämpfer sich präsentierte: das hat Dix mit eisernen Nerven für alle Zukunft dokumentiert; jeden Quadratzentimeter dieser Riesenleinewand (2½ mal 2½ Meter) angefüllt mit Grauen, Gestank und Beköstigung wimmelnder Maden.

In diesem Bilde ist nichts übertrieben — es ist nur komprimiert. Was an zehn Stellen eines zertrümmerten Grabens an Nichtlebendigem übrig blieb, hat Dix auf einen Fleck zusammengehäuft. Denkt man sich das Gemalte in die Wirklichkeit von 1917 zurückübertragen, so erstarrt das Herz vor hoffnungslosem Grausen.

Ein Mann, ein Muschkote unter vielen, lag vier Jahre im Schützengraben und erlebte das unnennbar Scheußliche, das der Name Krieg bedeckt. Fünf Jahre nach seinem Abschluß setzte er sich hin und malte, was ihn bedrängt hatte. Und es entstand als großes Kunstwerk: ein Bekenntnis zum Leben in der grausamsten Darstellung des Todes, die wohl jemals gemalt worden ist (mit einziger Ausnahme von Grünewalds Gekreuzigtem).

Mit diesem Bilde, dieser Vision des vollendet Satirischen, hat er sich erlöst, und erlöst er uns. Wir erkennen das Entsetzliche der Wirklichkeit und sehen mit befreitem Blick hoch darüber das Bild einer Menschenzukunft, wo es keine Ungerechtigkeit und Unterdrückung mehr gibt. Die vollkommene Aussage dessen, was ist, reinigt das Gemüt und gebiert die Hoffnung, von der allein wir noch leben.

Dies ist überhaupt der Sinn der Kunst Otto Dixens, die so kühl und feststellend scheint. Er sieht, was da existiert von Greueln des Daseins (nicht Krieg nur: alles Elend hält er unerbittlich fest), und er malt es mit fanatischer Kälte. Und indem er es malt, ist es erledigt. Mit ihm erkennen wir die Endlichkeit und Ueberwindbarkeit des heutigen Zustandes und erheben uns zu der Wahrheit: daß dieses Alles nur Schein ist, und daß der Geist der allein Lebensfähige und Kraftspendende ist.

Paul F. Schmidt

Trommelfeuer

An einem dieser sehr heißen Juli-Abende beschließe ich, ein wenig hinaus ins Freie zu fahren und dabei das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, das heißt: im Grünen zu sein und dabei die Berliner in der Natur zu betrachten. Wo soll man hinfahren? Etwa in den Lunapark? Ach, da tobt eine ziemlich unberlinische Menge in den Schnaps-Pavillons herum. Lieber mal wohin, wo man nicht so oft hinkommt. Wie wär' es mit Treptow? Ist doch eigentlich ganz idyllisch dort, die großen Garten-Restaurants und das Wasser. Auch ein andres Publikum als im Westen. Mal in der Zeitung nachsehen, was in Treptow los ist.

Ich schlage die Zeitung auf und finde dort „Fünf Minuten Trommelfeuer vor Verdun" verheißen — von dem Pyrotechniker Lindner nämlich, der den Einfall hatte, den Berlinern durch seine Riesenfeuerwerke „etwas noch nie Dagewesenes zu bieten".

Ich fuhr nicht nach Treptow, sondern verbrachte den Rest des Abends vor dieser Reklamenotiz. Was soll ich noch die Berliner

draußen in Treptow studieren? Ich kenne ja den ganzen Rummel auch so: Da werden ein paar Raketen abgeschossen werden, die in nichts daran erinnern, daß vor Verdun eine Million Tote liegen, das Publikum wird rasend klatschen, und Herr Kulicke wird, einen gewichtigen Schluck aus seinem Weißbierglase trinkend, der Tischrunde Kriegserlebnisse erzählen. „Das war ein Leben, Kinder!" wird er sagen. „Man brauchte sich um nischt zu kümmern, man hatte keine Sorgen und strammen Dienst. Es war ja manchmal schlimm — aber jetzt, wo ich so zurückdenke, muß ich doch sagen, daß ich die Zeit wieder zurückwünsche. Ihr werdet ja auch einmal groß werden, Kurt und Hans. Werdet nur recht stramm und laßt euch von euerm Vater sagen, daß die Militärzeit die schönste Zeit des Lebens ist. Na, es wird ja bald wieder werden. In ein paar Jahren, paßt auf, haben wir wieder in Treptow richtige Militärkapellen. Und dann sollen die Herren Franzosen mal sehen!"

Und der Herr von Meier, der mit seiner, äh, Braut selbstverständlich auf der Weinterrasse sitzt, wird nach dem Feuerwerk erklären: „Weißt Du, wenn dann so eine Granate zischend einschlug und man genau wußte, daß jetzt wieder so ein paar Dutzend von den Brüdern im Dreck lagen, das war doch ein Hochgefühl. Hübsch, daß sie wieder einmal so'n Feuerwerk machen, das weckt patriotische Jedanken. Die Kerls sind jar nicht so schlimm, wie man denkt. Wie sie jeklatscht haben! Man muß sie nur richtig erziehen."

So saß ich den ganzen Abend und überlegte. Wie ist diesem Volke zu helfen? dachte ich. Wenn man ihm verbietet, ein Heer zu haben, gründet es Geheimtruppen; wenn die Geheimtruppen verboten werden, veranstaltet es Deutsche Tage; wenn die Deutschen Tage verboten werden, dann findet sich überall ein Pyrotechniker Lindner; wenn der grade krank sein sollte, so kann man sich immer noch im Zirkus Busch das große Manegenschauspiel ‚Bismarck der eiserne Kanzler' ansehen; und wenn auch das nichts hilft, so berät man sich im Restaurant Wilhelma.

Es ist eine Seuche. Eine Seuche, die grade erst beginnt, aber die mit Bestimmtheit irgendwann einmal das ganze Land ergreifen wird. Die wenigen Ausnahmen werden selbstverständlich erschossen. Ein amerikanisches Sprichwort sagt: „Man kann einige Leute immer betrügen, und man kann auch alle Leute für einige Zeit betrügen — aber man kann nie alle Leute für immer betrügen." Dieses Sprichwort ist leider kein Trost für uns. Denn die Leute, die sich stolz nationalistisch nennen, sind gar keine Betrüger. Sie wecken nur recht geschickt die sanft schlummernden Instinkte. Da sitzen ein paar Tausend in Treptow, haben ganz vergessen, wie es damals vor Verdun war, haben die Totenberge vergessen und die Blutbäche und den Dreck und den Schlamm und die Vertierung, und denken statt dessen nur an die schöne Militärzeit, und daß es bald wieder so kommen möge. Denken in aller Harmlosigkeit daran. Man kann schließlich nicht aus seinem Milieu heraus.

Ich übertreibe? Bitte, überlegt: wenn unter den Zuschauern nur einer ein Gedächtnis gehabt hätte — wäre er dann nicht aufgesprungen und hätte ob dieser Ungeheuerlichkeit, eine Schlacht als Sommeramüsement aufzutakeln und Granaten, die ein paar hundert junge Leute zersprengten, mit roten und blauen Kügelchen zu kopieren, den Pyrotechniker mitsamt seinen Raketen in die Spree werfen müssen? Das ist nicht passiert.

Und nun muß Alles so kommen, wie es kommen muß.

Heinz Pol

Damals

Vor zehn Jahren sind wir, das aktive Infanterie-Regiment Nummer 107, als einer der ersten Transporte gen Westen gerollt, und Niemand hat uns zugewinkt,

Niemand hat uns Liebesgaben dediziert, und Niemand hat sich um uns gekümmert.

Vor zehn Jahren begann die große Zeit mit nervösen Schießereien in der Abenddämmerung, und wir haben wie die Hunde geheult, als wir die von unsern Vorposten hingeknallten Kameraden begruben.

Vor zehn Jahren gab es keine Parteien mehr, aber Max Bewer und Otto Ernst erwachten zu blutigem Leben.

Vor zehn Jahren wurden die welschen Fremdwörter von dannen gejagt, und Keiner ahnte, daß Kartoffelschalen enormen Nährwert hätten und Kohlrüben lauter Kalorien enthalten.

Vor zehn Jahren begab sich das Christentum unter militärische Geschäftsaufsicht.

Vor zehn Jahren waren die Juden noch nicht erfunden.

Mit einem Wort: Es war damals die gute, alte Zeit.

Sie ist nicht zehn Jahre her, sondern tausend.

Hans Reimann

Vision

Heute haben wir den 28. Juli dieses Jahres, der Autobusführer sitzt vorn am Steuerrad und wendet den schweren, langen Wagen, als ob es ein kleiner Zweisitzer wäre. „AX" steht vorn dran. Ich weiß doch nicht genau . . . und frage den Schaffner. Der Schaffner sagt nett und höflich Bescheid: Nein, nach der rue Grenelle muß ich von da hinten, mit dem andern Wagen abfahren. Danke.

Das wäre also 1924. Und was hätte der Omnibusschaffner, der da auf diesem pariser Omnibus, mit mir gemacht, wenn wir uns heute vor acht Jahren begegnet wären?

Der Omnibusschaffner hätte — vor Angst, aus Pflichtbewußtsein, nach Kommando — auf mich geschossen. Sein Fahrer wäre, um mich zu fangen, vorsichtig den Graben entlanggekrochen, wäre alle paar Minuten regungslos auf dem Bauch liegen geblieben, hätte gewartet — und dann, an der nächsten Biegung, wäre er vorgesprungen und hätte mir sein Bajonett in den Magen gestoßen, da, wo ich jetzt meinen Spiegel trage. Der Mann auf der Metro, der mir vorhin das Billett geknipst hat, hätte befriedigt das Gewehr abgesetzt, wenn ich drüben die Arme hochgeworfen hätte und dann hinter dem deutschen Graben verschwunden wäre . . . Vor acht Jahren.

Und ich, ich war verpflichtet, meinem Milchhändler, der mir morgens immer so nett auseinandersetzt, was es Neues gibt, den Kolben auf den Kopf zu schlagen, wenn ich ihn erwischt hätte; ich mußte meinem Kollegen vom ‚Quotidien' das Seitengewehr durchs Gesicht ziehen, und ich hatte dafür zu sorgen, daß die schöne Frau Landrieu ihren Mann nicht mehr zu sehen bekam. Vor acht Jahren.

Das war meine Pflicht, das war ihre Pflicht.

Aber jetzt sind wir alle wieder friedlich, sagen uns freundlich Guten Tag, sie zeigen mir den Weg, ich drücke ihnen die Hand, grüße und unterhalte mich, werde ins Theater begleitet und führe nette Konversation über alles Mögliche. Nur über diese eine Sache nicht. Nur über diese eine einzige Kardinalfrage sprechen die Menschen fast gar nicht, ungern, zögernd:

Ob sie sich morgen wieder Messer in die Köpfe jagen, morgen wieder Granaten (mit Aufschlagzünder) in die Wohnstuben schießen, Herrn Haber konsultieren, damit er ein neues Gas erfinde, daß die Leute, wenn irgend möglich, Professor, total erblinden läßt . . . Und darüber, daß sich morgen Alle: Omnibusschaffner, Metrokontrolleur, Universitätslehrer und Milchhändler, in eine tobende, heulende Masse verwandeln, die nur den einen Wunsch hat, aus den Berufsgenossen der andern Seite einen stinkenden Brei zu machen, der in den Sandtrichtern verfault . . .

Morgen wieder? Morgen wieder.

Peter Panter

Antworten

Friedenshetzer. Die ‚Neue Zeit' in Chicago, eine deutsch geschriebene Wochenschrift stellt diese Betrachtung an: „Der Weltkrieg hat einen teils Bar- teils Materialaufwand im Werte von 186 333 637 097 Dollar gekostet. Das Resultat desselben war: 12 000 000 Leichen, die Krüppel und Siechen ungezählt; somit kostete es 15 566,25 Dollar, einen Menschen umzubringen. Die Armeen würden, wenn sie produktiv tätig gewesen wären, einen Güterwert im Betrage von 151 646 942 560 Dollar in der Zeit hergestellt haben, die sie an der Front oder dahinter zugebracht. Auf Befehl von einem Dutzend Diplomaten — kein Volk irgendwo wurde gefragt — wurden 337 000 000 000 Dollar ausgegeben, um irgend Jemandes nationale Ehre zu retten oder, wie uns gelehrt wurde, „to make the World save for democrazy', also um eines Phantoms willen. Eine recht kostspielige Geschichte diese nationale Ehre und Welt-Demokratie! Man nehme ein ‚Weltblatt' zur Hand, und man wird finden, daß die Redakteure wie die Berserker gegen die Friedensfreunde wettern, weil sie gegen den Krieg sind. Es kann ja sein, daß die Bestie in manchen Menschen nicht gezähmt werden kann, und daß aus diesem Grunde auch der Krieg nicht so bald abgeschafft wird; dies sei dahingestellt. Uns scheint aber der Beweis erbracht zu sein, daß jene Redakteure, die vor Wut blau im Gesicht werden, wenn sie auf die ‚Pazifisten' zu schreiben kommen, ihrer Erziehung nach noch Kannibalen sind und von Glück sagen können, daß unsre Zivilisation noch in den Kinderschuhen steckt, andernfalls würden sie an der Sonne bleichen. Wie Menschen, die sich höchst wahrscheinlich für das ‚Ebenbild Gottes' halten, das Ermorden von 12 Millionen andrer Ebenbilder verteidigen können und Jeden einen ‚verkommenen Feigling' nennen, der sich nicht erschießen, ersäufen oder mit Gas töten lassen will, das ist eine Sache, die den Irrenarzt angeht. Hoffentlich werden wir dahin kommen, daß solche Blätter im Irrenhaus hergestellt werden!" Bravo!

Sadist. Peitschen? Anfänger! Lesen Sie die Phantasieromane über den neuen Krieg, sehen Sie, mit welchem Behagen die ‚Woche' die Wirkung neuer Kriegsmittel abbildet und Sie genießen alle Emotionen Ihrer Veranlagung: Grausamkeit ohne Risiko. Wie im Krieg.

Alter Soldat. In Sachen der Arbeitsdienstpflicht bin ich Kurt Hillers, nicht Alfons Steinigers Meinung. Aber wenn das Gesetz nicht durchgeht, so versuchen Sies ruhig weiterhin mit dem „Zwang für die Abhaltung von Leibesübungen zur Ertüchtigung der Jugend", oder wie das in Ihrem Rotwälsch sonst heißt. Auch damit erreichen Sie, was Sie sich wünschen, besonders wenn Sie den „Zwang" mit den Examina verknüpfen. Und von da bis zur Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht ist dann nur noch ein halber Schritt. Dieser Reichsausschuß für Leibesübungen, ein Laden des allzu bekannten Herrn Lewald, wird mit Recht von den Herrrn Geßler und Jarres gehätschelt. Seine wirtschaftlichen Existenzquellen hab' ich noch nicht ergründet. Aber seine Zwecke sind klar: für eine neue Massenschlächterei das Volk an Seele und Körper vorzubereiten. Also muß man ihn scharf „im Auge behalten".

206er. Ich habe in Nummer 24 des Landgerichtsdirektors Ferdinand Sehmer gedacht, den ich schon vor zehn Jahren, nach seinem Kriegstode, hier nach Gebühr gerühmt habe. Dazu schreiben Sie mir: „Es war im September 1914 auf dem Truppenübungsplatz Z. Landgerichtsdirektor Sehmer, als 52jähriger Freiwilliger, war Hauptmann und Führer einer Infanterie-Kompagnie. Ein Reservist hatte auf Grund eines falschen Telegramms sich einen mehrtägigen Urlaub zu verschaffen gewußt, und nun hatte der Kompagnie-Führer die Pflicht, den Mann zu bestrafen. ‚Wissentliches Belügen eines Vorgesetzten', für damalige Zeit gewiß ein unerhörter Vorfall; 3, 5 oder 7 Tage strenger Arrest. Der Fall wird beim Kompagnie-Feldwebel eingehend

besprochen, und man erwartet das ganz selbstverständliche Urteil. Hauptmann Sehmer setzte auseinander, er werde sich den Mann vor versammelter Kompagnie vornehmen und ihm eine energische Standrede halten. Weiter nichts. Denn, meinte er: ‚warum soll ich den Mann bestrafen? Ich verspreche mir nicht viel davon. Es ist doch immerhin etwas, was man verstehen und verzeihen kann.‘ Und so geschahs. Die Disziplin, Manneszucht, Autorität, und was dergleichen es sonst noch gab, litten nicht darunter. Die Kompagnie ging mit ihrem allgemein geschätzten und verehrten Führer ins Feld und blieb auch zu einem guten Teil mit ihm auf dem Schlachtfeld von Dixmuiden. Die Trümmer der Kompagnie bereiteten ihm nachträglich an der Kirche zu Keyem ein würdiges Grab. Wir waren um ein wertvolles Menschenleben ärmer, das noch zu besitzen für unsre Zeit ein Geschenk des Himmels wäre.“ So, genau so, wie hier der Soldat Sehmer geschildert wird, wirkte der Richter. Wir werden selten seinesgleichen sehen.

Ernst Schein. In der ‚Weltbühne‘ sind mehrfach Zweifel an der Unterstützungswürdigkeit der neuen Republikanischen Partei laut geworden. Kurt Hiller hat in Nummer 18 vermerkt, daß diese seltsame Schöpfung, wenns um die Wehrpflicht geht, rechts von den Demokraten, das heißt: sogar von Herrn Geßler steht. Da hätte Sie eigentlich nicht überraschen dürfen, wie auf einem Republikanischen Frontkämpfertag, der gegen die verschiedenen Deutschen Tage protestieren sollte, ein Häuflein republikanischer Militaristen sich gebärdet hat. Einer gründet die Bewegung ‚Nie wieder Krieg!‘, „verleiht“ aber hier „in schwungvollen, glänzend auf den besondern Charakter des Tages gestimmten und oft vom donnernden Beifall der Anwesenden durchbrochenen Worten dem festen Willen der republikanischen Frontsoldaten Ausdruck, in Zukunft dem Terror der völkischen Burschen und ihrer Hintermänner, der Hergt und Westarp, mit den gleichen Mitteln entgegenzutreten“, also immer wieder Krieg zu führen. Dann überreicht der „Stabsleiter“ der Republikanischen Frontsoldatengruppe „mit markigen Worten“ der Ortsgruppe so und so „das ihr vom Parteivorstand verliehene Banner“. Zuguterletzt erfolgt „ein strammer Vorbeimarsch der Frontsoldatengruppe, die Fahnensektionen mit über 50 Fahnen voran, den die Vertreter des Parteivorstands abnahmen“. Als wären sie Wilhelms Generale und stünden am Sedan-Tage auf dem Tempelhofer Feld. Und Zweck und Ziel der Frontspielerei? „Nach Döberitz und Küstrin, nach Fürstenwalde und nach Potsdam wird uns unser Weg führen. Vielleicht werden es blutige Spuren sein, die diesen Weg zeichnen — aber er muß begangen werden, und wir werden ihn schreiten.“ Zuzutrauen ist euch das schon. Nur müßt Ihr euch wirklich nicht mehr wundern, daß wir hier nichts mit euch zu tun haben wollen. Wir haben kein Interesse daran, daß an die Stelle des reaktionären ein republikanischer Militarismus tritt. Wir halten diesen für ebenso gefährlich wie jenen. Und wir glauben nicht, daß der neue Staat mit eben den Mitteln zu retten ist, mit denen seine erbittertsten Feinde ihn stürzen zu können hoffen.

Augenzeuge. Anfang August 1914 stand Wilhelm II. in Potsdam auf dem Balkon seines Stadtschlosses und hielt, immer mal wieder, eine Rede. Ihr Gipfel: „Und so ziehe ich denn mein gutes Schwert“ — er zog es — „und will ehrlos sein, wenn ich es früher in die Scheide stecke, als bis die Feinde besiegt zu meinen Füßen liegen“ — und dabei stieß der impulsive Mann, selbst betäubt von dem Gedröhn seiner Phrase, mit Wucht das gute Schwert in die Scheide zurück. Ein Symbol für seine ganze Aera. Und man könnte der Meinung sein, daß alle die ungeheuern Opfer nicht umsonst gebracht wären, wenn sie wenigstens dieser Aera ein Ende auf immer bereitet hätten. Aber wer wagt das zu glauben?

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich für die Anzeigen: Heikl-Verlag G. m. b. H., Berlin, W 35, Uld. 792 Blumeshof 1. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Prikopy 6.

Weltmächte von Joseph Friedfeld

London, Anfang August 1924

Der Weltkrieg hat fünf große Mächtegruppen hinterlassen, deren Rivalitätskämpfe unter einander die Geschichte der nächsten Jahrzehnte ausfüllen werden. Es sind dies: das Britische Weltreich; die Vereinigten Staaten von Nordamerika; Frankreich; Rußland; Ostasien.

Vor dem Kriege war die Ueberlegenheit des Britischen Weltreichs unter diesen Mächtegruppen — damals stand Deutschland an Frankreichs Stelle — unbestritten. Noch heute ist sie groß; aber die andern Mächte beginnen, in immer stärker fühlbaren Wettbewerb mit ihm zu treten. Zugleich werden die Schwierigkeiten der Zusammenhaltung dieses fünf Erdteile umfassenden Reiches immer größer.

Am meisten hat durch den Weltkrieg Amerika gewonnen. Sein ungeheures Territorium ist reich an allen Rohstoffen, und im Kriege strömte der Goldvorrat der ganzen Erde dorthin zusammen. Seine Flotte ist der britischen fast gleich und deren einziger ernstlicher Konkurrent in der Beherrschung der See. Amerikas Industrie hat sich im Kriege außerordentlich vervollkommnet und hat, während die europäischen Mächte sich ausschließlich um die Kriegführung kümmerten, die Gelegenheit benutzt, um neue Absatzmärkte zu schaffen. Canada und Argentinien, wo bis zum Kriege britisches Kapital allein herrschte, zeigen schon jetzt eine deutliche Ueberlegenheit amerikanischen Kapitals; die kleinern mittel-amerikanischen Republiken sind Vasallen der Vereinigten Staaten geworden. Vor allem ist in keinem Lande der Kapitalismus noch so unerschüttert wie in Amerika. Eine sozialistische Partei gibt es kaum, und ihre Gruppen finden sich fast nur unter den nicht englisch sprechenden Einwanderern. Durch die Sperrung gegen fremde Einwanderung suchen die Vereinigten Staaten nicht nur ihren Arbeitsmarkt ungeschmälert zu erhalten, sondern namentlich auch die bisher Eingewanderten an den anglosächsischen Konservativismus zu assimilieren. In keinem Lande gibt es geistig und politisch so wenig Freiheit wie in Amerika. Nirgends herrscht so der Durchschnitt, die Mittelmäßigkeit. Der Amerikaner hat alle paar Jahre zwischen zwei Vertretern des Groß-Kapitalismus zu wählen, von denen sich der eine Demokrat, der andre Republikaner nennt. Ein prinzipieller Unterschied besteht zwischen beiden nicht. Dieses Jahr ist zum ersten Mal in Amerika die Bildung einer dritten Partei unter Senator La Follette versucht worden. Ihre Hauptstützen waren die Bauern im mittlern Westen, die vor allem durch das

ständige Sinken der Getreidepreise zur Verzweiflung gebracht worden waren. Kaum aber begann die Wahlagitation, als schon ein großzügiges Manöver der newyorker und chicagoer Finanzmagnaten einsetzte und die Getreidepreise sprunghaft in die Höhe zu gehen begannen. Nirgends herrscht das Kapital so durch alle edlern Traditionen uneingeschränkt wie in Amerika. Dazu gesellt sich ein auf Reichtum und technische Vollendung pochendes Selbstgefühl, das sich gleichzeitig gegen zwei Fronten wendet: gegen Japan und gegen Rußland.

Es ist schwer vorauszusagen, was die größere Gefahr darstellt: die Rassenfrage und damit die Gegnerschaft gegen Japan oder der erbitterte Kampf des Kapitalismus gegen die Arbeiterregierung in Rußland, ein Kampf, dem der Wunsch zugrundeliegt, dieses ungeheure und an Rohstoffen reiche Land zu kolonisieren und dort einen Markt für die eignen Industrieerzeugnisse zu finden. Japan, das schon das Koreanische Reich annektiert hat, hat im Kriege immer stärkere Macht über China gewonnen. Freilich haben auch die Chinesen in ihrer Organisation und in ihrem nationalen Bewußtsein große Fortschritte gemacht. Es ist die Frage, was den Japanern gelingen wird: China zu unterjochen oder mit China eine ost-asiatische Allianz herzustellen, die an Menschenzahl, an Rohstoffen und an technischer Geschicklichkeit durchaus achtunggebietend dastehen würde. Japan fühlt sich von Amerika bedroht wie Rußland, und daher ist nicht ausgeschlossen, daß in naher Zukunft einmal eine vorübergehende Verständigung zwischen Japan, China und Rußland stattfinden wird.

Rußland ist heute das größte Kolonisations- und Exportgebiet, das sich den andern Mächten darbietet. Es ist hauptsächlich Amerikas Widerstand, der Rußland heute nicht die ihm notwendigen Kredite finden läßt. Aber auch ohne diese beginnt Rußland langsam wieder, in der Weltpolitik die herrschende Rolle zu spielen, die es zur Zeit des Zaren inne hatte. Ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß das Rußland der Arbeiterräte besser organisiert und verwaltet ist als das Zarenreich, und daß es dank der agitatorischen Kraft seiner sozialistischen Ideen außenpolitisch stärker dasteht als das alte russische Kaiserreich.

Im Westen fühlt sich Rußland durch Frankreich bedroht, das durch den Krieg wieder die Vormachtstellung des siebzehnten Jahrhundert errungen hat. Es bildet heute einen zusammenhängenden Block vom Rhein bis zum Congo. Es weist die größte metallurgische Produktion der Erde auf. Es hat eine aus afrikanischen Reserven genährte starke Armee und in Mittel- und Osteuropa eine Reihe Vasallenstaaten, die es gegen Rußland und Deutschland schützen, deren Rüstungen es kommandiert, und deren Armeen seine Offiziere ausbilden.

Diesen vier großen Mächtegruppen gegenüber hat das Britische Reich den Nachteil, daß sein Gebiet nicht zusammenhängend ist wie das aller andern. Doch ist diese Zerstreuung auch ein Vorteil, denn grade sie ermöglicht ihm die Herrschaft über die Meere. Hinwiederum ist ein nicht zusammenhängendes Reich von seiner Größe leichter zersetzenden Einflüssen ausgeliefert. Daß es noch immer von großer Festigkeit ist, beweist ein nicht genügend gewürdigter Umstand. Vor dem Kriege war die Londoner City der Mittelpunkt des Finanzlebens aller Erdteile. Beim Ende des Krieges hatte man geglaubt, der finanzielle Schwerpunkt der Erde werde nun in die Newyorker Wall Street verlegt werden. Und doch ist dies nicht geschehen. Die City hat sich vorläufig als stärker erwiesen. Sie ist noch immer der Ort, wo die meisten Anleihen gezeichnet werden.

Vor dem Kriege hatten die britischen Dominions und Kolonien Rohstoffe geliefert und von England ihre Industrieprodukte bezogen: zuerst Baumwollwaren aus Manchester, später Stahl und Maschinen aus Birmingham. Dies hat sich im Kriege geändert. Die Dominions haben selbst Industrien gegründet und sind heute auf dem Wege, sich wirtschaftlich möglichst unabhängig vom Mutterland zu machen. Aus dem Bestreben, die Reichseinheit doch wirtschaftlich festzuhalten, entspringt der konservative Plan, das ganze Reichsgebiet zu einer selbstgenügsamen wirtschaftlichen Zollunion zu gestalten. Tatsächlich sind England und die Kolonien an allen Rohstoffen reich und industriell hoch organisiert. Aber die Dominions suchen immer mehr ihre Unabhängigkeit zu betonen und zwar nicht nur auf dem Gebiet der Wirtschaft — auf dem Gebiet der innern Verwaltung sind sie schon lange völlig autonom —, sondern auch auf dem Gebiet der äußern Politik. Das Mutterland gibt ihnen hier immer mehr Freiheiten. Schon wird vermieden, von dem Britischen Reich zu sprechen. Man spricht von dem Bund der Britischen Nationen. Was noch auf Jahrzehnte das gemeinsame Band bilden wird, ist das Vorbild englischer Kultur, ist der Umstand, daß das englische Leben den Nachkommen britischer Einwanderer in den Kolonien noch immer als Vorbild dient. Dazu kommt bei Australien und Neuseeland das Bedürfnis, gegen drohende japanische Angriffe der Hilfe des Mutterlandes gewiß zu sein. Groß-Britannien hat einst gegen Rußland in Japan einen Bundesgenossen gesucht und Japans Anwachsen zur Großmacht ermöglicht. Es hat Japan später fallen lassen, da es die Freundschaft Amerikas suchte und führende Kreise in England auf einen Bund der anglo-sächsischen englisch sprechenden Völker hoffen. Australien selbst ist das Japan mit seinem ständigen Menschenüberschuß nächstliegende Kolonisationsgebiet, dessen fast unbe-

wohnte nördliche Hälfte sich infolge ihres Klimas zur Besiedlung durch die gelbe Rasse vorzüglich eignet. England hat vorläufig auf Errichtung einer Flottenbasis in Singapore verzichtet, und die Vereinigten Staaten denken daran, den Philippinen ihre Unabhängigkeit zu geben. Dem amerikanischen Kongreß werden im Herbst zwei derartige Gesetzanträge vorliegen, die beide die sofortige volle Autonomie festsetzen und die souveräne Unabhängigkeit nach zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren. Diese beiden Ereignisse gleichzeitig mit dem durch das Erdbeben in Japan verursachten Schaden weisen darauf hin, daß keine der drei Mächte mit irgendwelchen unmittelbar bevorstehenden Konflikten im Stillen Ozean rechnet. Aber die Lage unter den fünf großen Mächtegruppen ist völlig ungewiß. Jede betrachtet die andre mit Mißtrauen. Vor allem sucht jede — mit Ausnahme von Frankreich, das wirtschaftlich befriedigt ist — nach neuen Kolonisationsländern. Aber die Erde ist mit verschwindenden Ausnahmen bereits aufgeteilt. Auch die wenigen unabhängigen kleinern Staaten sind wirtschaftlich von einer oder der andern der Großmächte abhängig, so die mitteleuropäischen Staaten von Frankreich, oder Holland, Norwegen und Portugal von England. Neues Kolonisationsgebiet — wobei die Kolonisation nicht so sehr im militärisch-politischen wie im wirtschaftlichen Sinne zu verstehen ist — können die Großmächte nur von einander erlangen. Hier liegen die Gefahren künftiger Kriege.

Patriotische Idiotie von Hellmut v. Gerlach

Karl Kraus hat einmal eine tieftraurige Wahrheit in die erquickenden Worte zusammengefaßt: „Nach dem Sprichwort soll man durch Schaden klug werden. Der Weltkrieg hat gezeigt, daß die Menschen durch Schaden noch dümmer werden."

Ein deutscher Universitätsprofessor, Pazifist, aber eine Nikodemus-Natur und darum nicht in weitern Kreisen als schwarzes Schaf bekannt, berichtete mir kürzlich mit dem Ausdruck des Entsetzens, was er von zwei Akademikern in mittlern Jahren gehört habe. Beide hätten, unabhängig von einander, ihm mit triumphierender Miene erzählt, jetzt habe man endlich den richtigen Weg zur Lahmlegung der Franzosen gefunden. Es solle ein Exodus aller arbeitsfähigen deutschen Männer nach Rußland stattfinden und den Franzosen dann die Sorge für die deutschen Frauen, Kinder, Krüppel und Kranken überlassen bleiben. Diese übermenschliche Aufgabe werde sie endlich mürbe und zur Annahme der deutschen Forderungen geneigt machen.

Vollendeter Wahnsinn, nicht wahr? Wenn man sowas gesagt bekommt, gäbe es, sollte man meinen, eigentlich nur die Antwort: Gummizelle! Aber die erwachsenen Leute, die das vorbrachten, glaubten an die Durchführbarkeit und Wirksamkeit ihres Plans. Das heißt: sie hatten sich überhaupt keinen Gedanken gemacht. Gänzlich kritiklos hatten sie das Gespinst, das irgendein

krankes oder hohles Gehirn ausgeheckt hat, sich zu eigen gemacht. Weil es ihrem innersten Sehnen entsprach. Und das waren Akademiker!

In zahllosen Versammlungen habe ich mit völkischen oder deutschnationalen Revanchefreunden zu diskutieren gehabt. Ich stellte sie immer klipp und klar vor die Alternative: Es gibt nur zwei Wege, die Franzosen aus der Ruhr herauszubringen, Verhandlung oder Krieg. Wir Pazifisten wollen den Verhandlungsweg. Welchen wollt Ihr Nationalisten?

Ich habe nie eine deutliche Antwort bekommen. Auch die Nationalisten scheuen sich, in Versammlungen, wo sie es mit ernsthaften Gegnern zu tun haben, den Krieg zu propagieren. Sie wissen, so wenig sie auch sonst wissen mögen, doch das Eine: daß sie im Kriegsfall technisch sofort auf den Sand gesetzt werden. Für die pazifistische Verhandlungsmethode wollen und können sie sich nicht erklären. Folglich müssen sie mit allgemeinen Redensarten über die Erziehung des Volkes zur Wehrhaftigkeit sowie vor allem mit Schimpfereien auf den Pazifismus antworten.

Ich habe aus den Versammlungen mit den Gegnern von rechts den Eindruck gewonnen, daß sie nur deshalb so oft zu dem geistigen Argument des Gummiknüppels greifen, weil sie sich sämtlich außerstande fühlen, den Zuhörern klar zu machen, wie man den Kriegswillen in die Tat umsetzen könne.

Umso eifriger verbreiten sie da, wo sie unter sich sind oder es sonst mit politisch Armen zu tun haben glauben, Märchen, die jede orientalische Phantasie in den Schatten stellen. Angebliche technische Erfindungen deutscher Gelehrter spielen dabei eine Hauptrolle. Mal ist von den Todesstrahlen die Rede, die jedes feindliche Flugzeug aus jeder beliebigen Höhe herabholen können; mal von neuen Giftgasen, die ganze feindliche Armeen mit einem Schlage erledigen; mal von Bazillenkulturen, die mit den feindlichen Armeen auch das Volk selbst gleich zur Strecke bringen. Mit förmlich sadistischer Wollust schwelgt man in der Ausmalung der Wirkung dieser Ergebnisse des „deutschen wissenschaftlichen Genius“.

Daneben spielt die Spekulation auf irgendwelche Bundesgenossen eine gewaltige Rolle. Unmittelbar vor dem Ruhrkrieg, als der Geschäftsfreund des Amerikaners Harriman deutscher Reichskanzler wurde, galten die Vereinigten Staaten als Bargeld für Deutschland. Während des Ruhrkrieges brauchte man nur die Nähe der Waterkant zu kommen, um von jedem braven Spießbürger unter Augenzwinkern zu hören: „In Emden landen die Engländer die Waffen und die Munition für unsern Krieg gegen die Franzosen.“ Im ganzen Osten diskontiert man, zumal seit dem Rapallo-Vertrage, die bolschewistische Waffenhilfe. Wenn man einen solchen ostelbischen Reaktionär darauf aufmerksam macht, daß die Bolschewisten sich ihre Waffenhilfe doch mit der Einführung des Kommunismus in Deutschland bezahlen lassen würden, so erwidert er mit überlegener Miene: „Die rote Armee wird von alten zaristischen Offizieren kommandiert. Wenn die uns von Polen und Franzosen befreit haben werden, dann machen sie gemeinsame Sache mit uns, und wir richten zusammen in Rußland und in Deutschland die Monarchie wieder auf.“

Da ist nichts gegen zu machen. Der Unsinn, an den alle diese Leute glauben, ist so phaenomenal, daß er einem einfach das Wort verschlägt. Oder soll man einen politischen Diskussionsabend in Dalldorf ansetzen?

Es ist für Den, der sein deutsches Volk nicht nur mit dem „patriotischen" Munde liebt, einfach furchtbar, feststellen zu müssen, daß zehn Jahre grauenhafter Erfahrungen an vielen Millionen spurlos vorübergegangen sind. Sie fallen heute grade so auf jeden Schwindel herein, wie sie das im August 1914 taten.

Erinnert Ihr euch noch, wie damals das amtliche W.T.B. von den Goldautomobilen, die von Frankreich nach Rußland sausen sollten, so lange sprach, bis eine Anzahl überpatriotischer deutscher Automobilfahrer erschossen waren? Denkt Ihr noch an die französischen Flugzeuge, die Nürnberg bombardiert haben sollten und damit den Vorwand für die deutsche Kriegserklärung an Frankreich lieferten? Wißt Ihr noch, wie viele Leute damals kein Wasser mehr zu trinken, ja selbst nicht mehr zu baden wagten, weil die Feinde Brunnen, Seen und Wasserleitungen vergiftet haben sollten? Seid Ihr selbst vielleicht damals der Spionitis unterlegen, die in jedem zehnten Menschen ein bezahltes Werkzeug der Entente witterte und ihn der Polizei oder der Lynchjustiz überlieferte?

Das deutsche Volk fast in seiner Gesamtheit war geistig erkrankt. (In welchem Umfang auch andre Völker der Kriegspsychose unterlegen sind, soll in diesem Zuammenhang nicht untersucht werden.) Aber daß diese geistige Erkrankung bei Millionen zehn Jahre anhalten würde, das haben selbst die Wenigen, die damals einen klaren Kopf behalten hatten, nicht geahnt.

Nur etwa vom Sommer 1918 bis in den Winter 1919 hinein ist eine gewisse Besinnung eingetreten. Ihre Wirkung wurde freilich dadurch abgeschwächt, daß bei zahllosen Leuten an die Stelle der Kriegspsychose einfach eine Revolutionspsychose trat.

Heute grassiert der Glaube an das Unglaubliche fast wieder so schlimm wie 1914. Das Volk der „Denker und Dichter" ist zu einem erheblichen Teil vor allem ein Volk der Kritiklosen. Was von irgendeiner Autorität oder Scheinautorität verkündet wird, wird als Evangelium angenommen. Ob Ludendorff auf Grund der sogenannten Protokolle der Weisen von Zion von der Weltverschwörung des Judentums fabelt, oder ob Herr von Wendrin den Schauplatz des Trojanischen Krieges nach der Stadt Triebsees in Mecklenburg verlegt: Jeder findet seine Gläubigen, der nur seinen Behauptungen das nötige völkische Mäntelchen umhängt.

Ich habe einem Teil des Prozesses gegen die Rathenau-Mörder beigewohnt. Es war erschütternd, zu hören, wie diese „gebildeten" jungen Männer sich zu dem Mordkomplott entschlossen hatten. Sie alle hatten nichts von Rathenau gelesen, wußten in Wirklichkeit nichts von ihm. Nur über ihn hatten sie gehört oder gelesen — in ihren völkischen Geheimkonventikeln und in ihrer völkischen Hetzpresse. Als der Vorsitzende forschte, warum man Rathenau ans Leben gewollt habe, konnte ich selbst aus dem Munde des einen Angeklagten die Antwort hören: „Weil er seine Schwester an Radek verheiratet hat."

Ob der Erbfeind Nürnberg bombardiert oder Rathenau seine Schwester einem Bolschewistenführer gegeben haben soll — kein Schwindel ist phantastisch genug: er findet Glauben. Und er hat seine Konsequenzen.

Man müßte verzweifeln, wenn nicht wenigstens eine kleine Wandlung zum Bessern zu verzeichnen wäre. Im August 1914 waren alle Schichten des deutschen Volkes von der Psychose fast gleichmäßig ergriffen. Jetzt ist wenigstens ein guter Teil der Arbeiter immun dagegen. Er hat aus dem Krieg gelernt. Die alten proletarischen Frontkämpfer, die den Grundstock des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold mit seiner Million Mitglieder bilden, zeugen dafür, daß nicht alle Deutschen bereit sind, sich ein zweites Mal betrügen zu lassen.

An der Mehrzahl der „Gebildeten" scheint Hopfen und Malz verloren. Sie halten noch heute das Schlammbad des Krieges für ein Stahlbad, genau wie sie es 1914 getan haben. Aber der Jungbrunnen der Volksmassen bleibt uns. Sie haben sich 1914 geirrt. Aber sie haben ihren Irrtum erkannt und die nötigen Schlüsse daraus gezogen. Sie sind wenigstens lernfähig.

Zu einem Völkerbund von Nietzsche

Es versuchen jetzt alle politischen Mächte, die Angst vor dem Sozialismus auszubeuten, um sich zu stärken. Aber auf die Dauer hat doch allein die Demokratie den Vorteil davon: denn alle Parteien sind jetzt genötigt, dem „Volke" zu schmeicheln und ihm Erleichterungen und Freiheiten aller Art zu geben, wodurch es endlich omnipotent wird. Das Volk ist vom Sozialismus, als einer Lehre von der Veränderung des Eigentumerwerbes, am entferntesten: und wenn es erst einmal die Steuerschraube in den Händen hat, durch die großen Majoritäten seiner Parlamente, dann wird es mit der Progressivsteuer dem Kapitalisten-, Kaufmanns- und Börsenfürstentum an den Leib gehen und in der Tat langsam einen Mittelstand schaffen, der den Sozialismus wie eine überstandene Krankheit vergessen darf. Das praktische Ergebnis dieser um sich greifenden Demokratisierung wird zunächst ein europäischer Völkerbund sein, in welchem jedes einzelne Volk, nach geographischen Zweckmäßigkeiten abgegrenzt, die Stellung eines Kantons und dessen Sonderrechte innehat: mit den historischen Erinnerungen der bisherigen Völker wird dabei wenig noch gerechnet werden, weil der pietätvolle Sinn für dieselben unter der neuerungssüchtigen und versuchslüsternen Herrschaft des demokratischen Prinzips allmählich von Grund aus entwurzelt wird. Die Korrekturen der Grenzen, welche dabei sich nötig zeigen, werden so ausgeführt, daß sie dem Nutzen der großen Kantone und zugleich dem des Gesamtverbandes dienen, nicht aber dem Gedächtnisse irgendwelcher ergrauten Vergangenheit. Die Gesichtspunkte für diese Korrekturen zu finden, wird die Aufgabe der zukünftigen Diplomaten sein, die zugleich Kulturforscher, Landwirte, Verkehrskenner sein müssen und keine Heere, sondern Gründe und Nützlichkeiten hinter sich haben. Dann erst ist die äußere Politik mit der innern unzertrennbar verknüpft: während jetzt immer noch diese ihrer stolzen Gebieterin nachläuft und im erbärmlichen Körbchen die Stoppelähren sammelt, die bei der Ernte jener übrig bleiben.

Bayrischer Verfassungsbruch von Kurt Hiller

Es gibt Fälle, wo der ganz Kühle, ganz Unbefangene schwankt: Recht oder Unrecht?, und sogar der Fanatiker quer durch seine Entrüstung eine Art Stachel fühlt . . . Und dann gibt es Fälle, wo klipp und klar und unbezweifelbar dickes, rundes Unrecht zum Greifen dasteht und selbst der prinzipiell Loyale die Achseln zuckt.

Ich bin nun kein prinzipiell Loyaler; übrigens auch kein prinzipieller Opponent. Aber das Achselzucken und Schweigen zu glatten Rechtsbrüchen wäre Versündigung an der Idee der Gerechtigkeit. Wo der Staat lasch ist oder Böcke schießt oder aus roher Trägheit unmenschlich handelt, mag man es, falls man kann, hingehn lassen; wo er vorsätzlich das Recht mit Füßen tritt, wo er zum kalten berechnenden Verbrecher wird, da wäre man verächtlich, schlüge man nicht drein.

Ich klage die Regierung des Landes Bayern an, neuerdings im Falle Ernst Toller mit Vorbedacht das im Deutschen Reich geltende öffentliche Recht gebrochen zu haben. Ich fordere, als Bürger des Rechtsstaates Deutsches Reich, den sofortigen Rücktritt dieser widerrechtlich handelnden Landesregierung.

Als Tollers fünf Jahre Festung kürzlich abgelaufen waren und man sich wohl oder übel entschließen mußte, diesen verhaßten Kopf in die Freiheit zu entlassen, vielmehr in Das, was heute als Ersatz für Freiheit verabreicht wird, da teilte man ihm mit, daß er „aus Bayern ausgewiesen" sei, und zwar, weil er „seine Gesinnung nicht geändert" habe. Wäre er zu Kreuze gekrochen, gar zu Hakenkreuze, hätte er den Gott in seinem Innern abgeschworen, so hätte Bayern den Renegaten für des bayrischen Bodens würdig befunden. Hingegen Charaktere haben in Bayern nichts zu suchen, meint Bayern.

Ein moralisches Problem, das mich nicht interessiert. Mich interessiert das juristische.

Bayern ist ein Bestandteil der Republik Deutsches Reich. In Bayern gilt die Verfassung des Deutschen Reiches. Die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 erklärt in Artikel 6: „Das Reich hat die ausschließliche Gesetzgebung . . . über die Freizügigkeit." (Der Ausdruck „ausschließliche" bedeutet, daß hier die Länder unter keinen Umständen hineinreden dürfen.) Die Reichsverfassung sagt in Artikel 110: „Jeder Deutsche hat in jedem Lande des Reichs die gleichen Rechte und Pflichten wie die Angehörigen des Landes selbst." Also in Bayern die Rechte eines Bayern. Und in Artikel 111: „Alle Deutschen genießen Freizügigkeit im ganzen Reiche. Jeder hat das Recht, sich an beliebigem Orte des Reichs aufzuhalten . . ." Mithin der aus der Festung entlassene Toller: im Freistaate Bayern. Ob es ratsam, ob es ihm ein Vergnügen gewesen wäre, in Bayern zu bleiben, das steht auf einem andern Blatt; worauf es hier ankommt, ist: daß er das Recht besaß. Den Ausländer darf ein deutsches Land ausweisen, den Reichsangehörigen nicht. Toller ist Reichsangehöriger; von Geburt. Die Hypothese, daß ein nichtbayrischer Deutscher in Bayern „landfremd" sei, schlägt der Text der Verfassung des Deutschen Reichs zu Schutt. Toller

ist Preuße. Sowenig ein Preuße aus Preußen, so wenig kann er aus Bayern gewiesen werden. Die Regierung, die ihn ausweist, bricht die Verfassung. Eine nichtswürdigere Tat als den Verfassungsbruch kann eine Regierung kaum begehen. Von Nichtswürdigkeit dürfte nur dann nicht gesprochen werden, wenn die Regierung die Verfassung aus Unkenntnis bricht. Ich erachte mich nicht für berechtigt, anzunehmen, daß die Lenker Bayerns Trottel sind. Die allgemeine Unbegabtheit monarchischer Staatsleute im heutigen Deutschland zugegeben, wäre es doch beleidigend, ihre Ignoranz für so weitgehend zu halten, daß die fundamentalsten Bestimmungen der Verfassung, unter der sie leben, und durch die sie leben, ihnen (Staatsmännern!) fremd geblieben. Sind es Trottel, so gehören sie ins Privatleben. Ich bin aber überzeugt, daß es nicht Trottel, sondern kalte, überlegende, skrupellose, abgefeimte Rechtsbrecher sind. Und dann gehören sie gewiß ins Privatleben — vielmehr ins Gefängnis.

Ich will hier nicht ethische Wünsche, sondern juristische Notwendigkeiten äußern. Wohin, was dieses Bayern betrifft, mein ethischer Wunsch geht — na. Um aber juristisch zu bleiben: Ins Gefängnis gehört, wegen des Ausweisungsbefehls, exaktermaßen zwar nicht die gesamte bayrische Regierung, aber der Staatsbeamte, der ihn erteilt hat. Man muß ausforschen, ob es der Minister des Innern war oder wer sonst. Die Person ist schon deshalb höchst gleichgültig, weil es, nach Lage der Dinge in diesem Bayern, ebensogut auch jede andre Person hätte sein können als die, die es war; aber daß sie hinter Schloß und Riegel gelange, fordert das Recht.

Das deutsche Strafgesetzbuch ist nicht meine Liebe; denn es ist so alt wie Raabes ‚Schüdderump' und Lindners ‚Bluthochzeit' und macht Manchen elend, der vor der Vernunft schuldlos ist (und Manche); da verlange ich denn wenigstens, daß es dort unbedingt Anwendung finde, wo Die, die es zu treffen trachtet, wirklich Schuldige, Strafwürdige sind. Der bayrische Staatsbeamte, der die Ausweisung Tollers verfügt, der ihm, durch die vollziehenden Organe, während der Abschiebung sogar den Einkauf einer Tasse Kaffee oder eines Butterbrots im Wartesaal eines bayrischen Bahnhofs zu verbieten die Stirn hatte, hat sich damit . . ich untersuche nicht, ob gegen ungeschriebene Normen menschlichen Elementaranstands, aber ohne Zweifel gegen die Paragraphen 239, 240 und 339 des Strafgesetzbuchs vergangen. § 239 bestraft mit Gefängnis Den, der „vorsätzlich und widerrechtlich einen Menschen . . . des Gebrauches der persönlichen Freiheit beraubt" (daß „widerrechtlich" zutrifft, beweist die Reichsverfassung); § 240 ist der bekannte Nötigungsparagraph: „Wer einen Andern widerrechtlich durch Gewalt . . . zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung nötigt, wird mit Gefängnis bis zu Einem Jahre oder mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark bestraft" (widerrechtliche gewaltsame Nötigung zum Verlassen Bayerns; zur Unterlassung des Kaufs einer Erfrischung im Wartesaal); und § 339: „Ein Beamter, welcher durch Mißbrauch seiner Amtsgewalt oder durch Androhung eines bestimmten Mißbrauchs derselben Jemand zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung widerrechtlich nötigt, wird mit Ge-

fängnis bestraft." (Jemand ausweisen, für dessen Ausweisung der Rechtsgrund fehlt, weil Jener laut Verfassung gar nicht ausgewiesen werden darf — wenn Das nicht Mißbrauch der Amtsgewalt ist, dann weiß ich nicht, wann Mißbrauch der Amtsgewalt je vorliegen könnte!)

Ich melde den Fall hierdurch dem bayrischen Justizminister (Dr. Gürtner, deutschnational) und fordere ihn auf, die ihm unterstellte Staatsanwaltschaft unverzüglich anzuweisen, den Schuldigen ausfindig zu machen und dafür zu sorgen, daß er ins Kittchen kommt. Recht muß Recht bleiben. Wer als Staatsbeamter in Deutschland der Verfassung der deutschen Republik spottet, ist uns Schindluder und Spucknapf.

Kiderlen-Wächter von Veit Valentin

Dem Professor Ernst Jäckh verdanken wir schon viel: politische Schriften, Broschürensammlungen, umfassende Organisationen — nun hat er uns auch mit einem zeitgeschichtlichen Werk beschenkt, das nicht nur dank einem bedeutenden Gegenstand abseits von den meisten steht und stehen wird. Es ist auch auf eine eigne und bedeutende Art gemacht: behutsam, wohlabgewogen, wirkungsstark. Keine Darstellung mit dem ‚Anspruch einer Biographie, keine Quellensammlung, hinter der sich irgendeine Absicht versteckt, kein „life and letters" in der groben und gestaltlosen englischen Art — aber ein Stück von alledem und deshalb mehr und etwas ungemein Kluges und Kräftiges. Man kann das Werk wohl nicht höher loben, als wenn man sagt: Es ist wert des eigenwüchsigen Menschen, den es behandelt. (Kiderlen-Wächter. Der Staatsmann und Mensch. Briefwechsel und Nachlaß. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1924.)

Das Menschliche

Ein ganzer Kerl aus einem saftigen Boden war dieser Alfred von Kiderlen-Wächter — Abkömmling von Kaufleuten und Beamten gut-bürgerlicher oberschwäbischer Art, geadelt erst durch königlich württembergische Gnade, die bekanntlich bei ihren treuen Staatsdienern mit dem Adelstitel nicht sparsam war, um die alteingesessenen standesherrlichen und andern Geschlechter zu ärgern. Daß in dem jungen Kiderlen — so unterschreibt er sich stolz zeitlebens, außer wenn es dienstlich ganz komplett verlangt wird —, daß in diesem heitern, tatfrohen, in ruhiger Hilfsbereitschaft unerschütterlichen Gesellen etwas Besonderes steckt, merkt man schnell im Schwabenland. Mit landsmannschaftlichem Eifer wird er vorwärts gebracht — wobei Treue und Berechnung Hand in Hand gehen. Ein Schwabe bleibt er immer — was ein echter Schwab' ist, kann überhaupt sein Lebtag nichts andres sein: Tübinger Stiftler, Bundesbruder einer frommen, nicht schlagenden Verbindung (was ihn nicht hindert, den ‚Kladderadasch'-Redakteur Polstorff in spätern Jahren schwer anzuschießen), zeitlebens

gewohnt, der Kirche zu geben, was der Kirche ist, nicht nur Predigten, sondern auch das Abendmahl zu besuchen — so sieht der „Zyniker“ aus.

Nur Dümmlinge in der Seelenkunde halten die behaglichen Weltkinder mit gerissenem Mundwerk für „gottlos“: wer ein Allerheiligstes hat, hält die Masse davon fern. Hütet euch vor den Prahlhänsen der Feinfühligkeit! Männliche Salbung verdeckt oft hohlen Egoismus, weibliche Prüderie herzlosen Hochmut. Mit beiden ist Kiderlen auf seiner Lebensbahn gefährlich zusammengestoßen — er, der Grobe, Ungeschminkte, Sarkastische war der Größere, noch mehr: der Menschlichere dabei.

Ueber Orden darf lachen, wer viele besitzt und zu den höchsten gelangt — Kiderlen lachte über Orden, aber er wußte, daß die guten zu seinem Beruf gehörten. Ueber den Hof und seinen Geselligkeitsstil darf spotten, wer ihn sozial und geistig beherrschen kann — Kiderlen hatte dieses Recht zu spotten, weil er ein Mann war, der nicht nötig hatte, für seine Karriere zu sorgen. Was ihm lag, war: ein Ausflug nach Maulbronn, mit seiner Schwester und der Herzogin Wera, gute Männerfreundschaft mit derben Späßen und edlen Tropfen, die Rosenstöcke, die er mit seiner Lebensgefährtin im Gesandtschaftsgarten von Bukarest pflegte . . .

Der Inhalt war ihm also mehr als die Form — und ein schlichter, echter Inhalt das Liebste von der Welt. Er war unfähig, zu posieren; er schien gern weniger, als er war, er tat auch als hoher Staatsbeamter gern, was ihm gefiel — so machte er keine große Partie, sondern verband sich mit der Beamtentochter Hedwig Kypke zu einer Gewissensehe, die Beiden etwas menschlich Vollkommenes gab, also schon dadurch ihr Daseinsrecht bewies, wenn sie einer Rechtfertigung bedürfte.

Der Mut, eine solche Gewissensehe zu führen, einer Dame aus einem sehr achtbaren, aber bescheidenen bürgerlichen Kreise, die seine Haushaltungsvorsteherin wurde, Alles zu sein, was er ihr nach den Umständen sein konnte, und damit dieses ihr Leben grenzenlos zu bereichern: dieser Mut des Mannes Kiderlen ist der Ausfluß seines innersten Wesens. Dieser lachende, unbekümmerte Mut setzte sich über gesellschaftliches Getue, dienstliche Bedenken, kollegialen Neid und Parteiintrigen mit einer ehrlichen Wonne hinweg — aber zuletzt litt auch der starke Mensch darunter, daß nicht Alles so lief, wie es hätte laufen sollen, um seinetwillen, noch mehr aber um Deutschlands willen.

Zwischen höfischem Kunstgeschwätz, neben dem kaiserlichen Dilettantismus und der schwelgenden Troubadourweise Philipp Eulenburgs wirkte Kiderlen als der Banause. Musik war ihm völlig fremd, gewiß; aber einen feinen Sinn für Architektur, Landschaft und türkische Teppiche hat er doch gehabt. Er war freilich ein diesseitiger Mensch, ein Geschäftsmann durch und

durch, Meister des gesprochenen Wortes, vielleicht noch mehr als des geschriebenen, Meister des Dialogs der politischen Konversation, nicht des Monologs der politischen Rede. Zum Redner gehört ein Stück Schauspielerei — das hatte er ganz und gar nicht und schätzte es auch an Andern wenig. Aber Einen gegenüber haben und ihn gewinnen — durch Geschichten, Erinnerungen, Analogien, die Logik der Erfahrung und des Gegenstandes —, sich intuitiv ganz in diesen Andern hineinversetzen und aus dessen Gedankenwelt argumentieren, mit dessen eignen Worten und Gründen ihn erfüllen und überzeugen: das hat Kiderlen in einem ganz ungewöhnlichen Grade gekonnt, und darauf beruhten die großen politischen Erfolge dieses Unterhändlers. Kein Wunder, daß solche Verhandlungsgegner glaubten, er sei ganz ihrer Ansicht, während er ihnen ihr Interesse so klar gemacht hatte, daß es in sein Interesse, das Interesse Deutschlands einmündete. „Ein Teufelskerl, der Alles erreicht, was er will", hieß es schon von ihm in Bukarest. Er kriegte sie alle herum: Balkandiplomaten und den Sultan selbst, den französischen Botschafter und alldeutsche Parteipropheten — schlimmer als diese, am schlimmsten war vielleicht Schwester Ida vom Krankenhaus in Bukarest . . . Nur den Großadmiral v. Tirpitz konnte Kiderlen nicht überzeugen und auch nicht überwinden — dafür ist er zu früh gestorben.

Einfach und tief kompliziert ist dieser Mensch. Wie liebt er die Tiere und sinnierenden Naturgenuß, wie schwelgt er in politischen Geschäften — wenn er über sie seufzt, so kann er doch nicht ohne sie leben! Er plaudert verführerisch in berliner Gesellschaftszimmern und will in Kissingen keinen Menschen sehen, außer einem französischen Zeitungsmann, aus dessen Bericht er sich die Details über seine Person wegwünscht. In Cospoli — Konstantinopel — ärgert er durch seine Zähigkeit fünf Botschafter. Die Bettler unter den Linden kennen den Schritt des Gebefreudigen. Viele Jüngere werden vor ihm, der stärksten Kraft, Botschafter — mit achtundfünfzig Jahren will er Direktor der Dette ottomane werden, um es doch noch zu etwas zu bringen: da wird er Staatssekretär.

„Es kommt Alles darauf an, ob Einer ein Kerl ist; das heißt: ob er Kaliber hat."

Kiderlen hatte Kaliber.

Gegnerschaft

Wer so viel Kaliber hat, erfreut sich der Ehre reichlicher Feindschaft. Die prüde Kaiserin war vielleicht schlimm; schlimmer waren die Intriganten der kaiserlichen Umgebung. Eine abscheuliche Affäre: Eifersucht, gekränkte Eitelkeit, die gemeine Gesinnung des glatten Durchschnitts arbeiten gegen die heitere Sorglosigkeit des Kraftmenschen, der natürlich auch die Unvorsichtigkeit der edlen Natur hat. Der Kaiser fühlt sich verraten —

durch harmlos-deftige Späße in Privatbriefen, die man abgefangen hat. Selbst Bülow hat noch später Privatbriefe Kiderlens an Marschall gegen Kiderlen verwandt! Zehn Jahre hat die kaiserliche Ungnade gedauert. Ganz wie früher wurde es nie. Als sich Bethmann Kiderlen zum Staatssekretär erbat, sagt der Kaiser, das wäre eine Laus im Pelz. Der Kaiser und Kiderlen waren schon menschlich zu verschieden, um wirklich zu harmonieren. Im Burschikosen trafen sie sich — nur war das Burschikose beim Kaiser eine Pose wie viele andre, und bei Kiderlen war es die Urnatur. Die geschäftliche Klugheit, die beim Kaiser ja immer wieder herauskam, trotz Allem, hat Kiderlen voll anerkannt. Eine so wenig eitle Persönlichkeit wie Kiderlen empfand in der Eitelkeit handelnder Staatsmänner eine besonders schwere Belastung. Bülow, Aehrenthal, Iswolski — alle drei ausgesprochen eitel, selbstsüchtige Naturen mit niedrig gerichtetem Ehrgeiz: die große Politik der Jahre sah danach aus. Sie taumelte von einem Scheinmanöver ins andre. Selbst Bethmann war für Kiderlens Begriffe nicht frei von dem typischen Laster politischer Führer: vielleicht läßt sich das Eitle bei Bethmann aber doch ableiten aus seinem hervorstechendsten Zuge, der peinlichen und schwerfälligen Gewissenhaftigkeit — so wollte er denn auch dienstlich Alles getan haben, wozu er sich wirklich entschloß. Das Verhältnis Bethmanns zu Kiderlen war durchaus nicht einfach: Kiderlen war als Staatssekretär recht eigenmächtig, während Bethmann bestimmte allgemeine Ideen verfolgte, für die er ein ausführendes Organ von besonderer Geschicklichkeit brauchte.

Kleinere Gegner und Hindernisse Kiderlens sind: der „Schulmeister" Tschirschky, sicherlich eine der unglücklichsten Figuren unsrer Diplomatie; Flotow, der sich selbst für einen großen Staatsmann und Politiker hielt, mit dieser Ansicht aber fast ganz allein stand; Marschall, ursprünglich ein Gönner Kiderlens, dann aber von ihm durchschaut in seinen Schwächen, der übertriebenen Orientpolitik und der überwiegend juristischen „Einstellung", die ihn die großen Zusammenhänge nicht erkennen ließ; der Kolonialstaatssekretär v. Lindequist, der ein paar Quadratmeilen Land in Afrika höher schätzte als die große Idee einer deutsch-französisch-englischen Flurbereinigung umfassenden Art; der Kronprinz endlich, der in der scharfen Beleuchtung dieses Erinnerungsbuches wirklich schlecht wegkommt: tolpatschig, jeder militärischen oder höfischen Einbläserei preisgegeben, doch sehr geneigt, einen Einfluß auszuüben und ein Urteil zu fällen — wobei ihm kleinere Abgeschmacktheiten noch gern verziehen werden sollen, wie der Gebrauch eines mit einer Kokotte gezierten Briefbogens an den Staatssekretär und die beinahe schlimmere Entschuldigung, er hätte grade keinen andern . . .

Der wirklich ebenbürtige und gefährliche Gegner Kiderlens war Tirpitz. Der Marinepolitik war Kiderlens praktischer Ver-

stand von Anfang an wenig zugeneigt: er schreibt von einer in Stuttgart „tobenden" Marineausstellung — das böse Wort von „Willy 's toy" eignet er sich an: „Seine Majestät ist echt: Schiffe, Schiffe, Schiffe will er haben und sie dann nicht benützen, sondern wie Spielzeug alle in Kiel haben."

„Ich bin ein Gegner von Tirpitz, weil ich fürchte, daß seine Politik uns den Krieg mit England bringen wird", schreibt Kiderlen ein andres Mal; daß ihm Tirpitz unberufen in seine Politik hineinpfuscht, durch Gespräche mit dem amerikanischen Botschafter zum Beispiel, nimmt er schwer übel und versucht es zu verhindern. Er rät Bethmann, Tirpitz gehen zu lassen: „ich möchte, daß er von sich Tirpitz trennt". Verständnis für Kiderlens Politik war dem Großadmiral auch in mündlicher vertraulicher Aussprache nicht beizubringen. Ein merkwürdiger Anblick: die beiden stärksten politischen Potenzen des nachbismarckischen Deutschland im privaten Rededuell — die positive und die negative. Schade, daß uns Jäckh das Epitheton versagt, in das Kiderlen sein Urteil über Tirpitz zusammengefaßt hat: „Ich halte Tirpitz für den größten . . . ., den Berlins Pflaster trägt." Offenbar bezog sich das Epitheton auf die sprichwörtliche Unaufrichtigkeit des Großadmirals.

Die neuen Ideen

Kiderlen begann mit Holsteins Freundschaft und war der Einzige, der bis zum Tode dem mißtrauischen Alten treu blieb. In seinen Ideen wuchs er aber schnell über den Eigensinn der grauen Hyäne hinaus. Er sah zu viel von der Welt, verstand zu viel von den Menschen und wollte etwas daraus machen. Früh wird er im Amt zum Pressekenner und Beherrscher der Nachrichtenpsychologie. Manchen Aufsatz hat er ja selber in die Presse gelassen, besonders von den Nordlandsreisen des Kaisers, deren Teilnehmer er jahrelang ist. In Bukarest — der langen zehnjährigen Wartezeit — wächst er heran zum Meister der Orientpolitik, das heißt damals und vielleicht immer: der Politik überhaupt. Er weiß, wie weit man mit der kranken Türkei gehen darf, er beobachtet die wachsenden Ansprüche in Wien und verlangt, daß das Zentrum des Dreibundes in Berlin bleibe. Die besten, erfolgreichsten Abschlüsse mit den Türken hat er — und nicht Marschall, den er in entscheidenden Krisen vertrat — unter Dach gebracht. Liquidation der Marokko-Frage und Verständigung mit England: die beiden großen Ziele einer friedlichen deutschen Außenpolitik, wie sie 1908/1909 noch möglich erschien, hat Kiderlen zuerst erkannt und praktisch eingeleitet. Er wird als stellvertretender Staatssekretär ins Auswärtige Amt geholt und schließt das „Interim" mit den Franzosen 1909; er entwickelt im gleichen Jahr in einer großen Bukarester Denkschrift die Grundlinien einer deutsch-englischen Verständigung, wie sie von Beth-

mann dann in den nächsten Jahren betrieben worden ist: solange Kiderlen lebte, während dessen Staatssekretärszeit in direkter Abhängigkeit von den Ideen dieser Denkschrift und der spätern Ratschläge. Der Kampf im Jahre 1911, Agadir, der Abschluß des Marokko-Kongo-Abkommens — das hat Kiderlens Namen ja welthistorisch gemacht: es war, wie Schiemann damals schrieb, wirklich „eine große Wendung der internationalen Politik", ein Anfang, der Gutes, Bedeutendes versprach, von dem überwiegenden Teil unsrer öffentlichen Meinung freilich sinnlos verkannt. Zwei Abschiedsgesuche Kiderlens, eines von Bethmann teilt Jäckh mit: sie illustrieren scharf die Wucht der damaligen Kämpfe, in denen sich der Weltkrieg schon ankündigte, nicht außenpolitisch allein, auch innenpolitisch, denn die Verständigungspolitiker während des Krieges waren Kiderlens geistige Erben — die Tirpitz-Clique und die Alldeutschen haben vor dem Kriege und während des Krieges die besten deutschen Möglichkeiten verdorben.

Wir lesen die Instruktion nach London, durch die Einspruch erhoben wird gegen Lloyd Georges Drohrede, wir lesen den prachtvollen Brief an König Karl von Rumänien, in dem aus ganz besonderer Quelle die Tatsache des ersten Balkanbundes mitgeteilt wird: Dokumente von Größe und Gewicht, Kennzeichen stärkster Geistigkeit, entschlossenster politischer Kombinationsgabe. In einer ständigen internationalen Botschafterkonferenz in London sah Kiderlen das Mittel zur Lösung der Weltkriegsgefahr 1912. Sie bewährte sich durchaus nach seinem plötzlichen Tode 1913. Würde sie sich auch 1914 bewährt haben? Würde dieser Geist nicht des Pazifismus, aber der Pazifikation Europas nicht durch Kiderlens Erfahrung und diplomatische Geschäftsgewandtheit entwickelt worden sein zur Grundlage eines neuen europäischen Friedenszeitalters — mittels sachlicher Verständigung von Volk zu Volk über die schwebenden, im allgemeinen doch reichlich überbewerteten Probleme?

Eine Antwort auf diese Frage gibt es nicht.

Das Wort vom neuen, zweiten Bismarck ist nicht von Trabanten und Troßknechten des schwäbischen Staatsmannes geprägt worden, sondern im Auswärtigen Amt und auf den ausländischen Missionen Deutschlands, wo man den Geist des alten Fürsten noch erlebt hatte und jetzt zum ersten Mal wieder das Wehen eines ähnlichen Geistes verspürte. Deshalb hat dieses Wort sein geschichtliches Recht, bei aller übrigen Unvergleichbarkeit der Beiden, die sich ja von selbst versteht.

Kiderlen-Wächter: die größte diplomatische Kraft des wilhelminischen Deutschland eine Episode im Auswärtigen Amt, eine Episode in der großen Europäischen Politik — das ist ein tief ergreifendes persönliches, deutsches, geschichtliches Schicksal.

Ueber Italien von Hanns-Erich Kaminski

Turin, Ende Juli 1924

Ich halte im Allgemeinen nichts von Polemiken über Eindrücke und Werturteile. Aber der Artikel Wolfgang Geises: ‚Die Zukunft des Fascismus' in Nummer 29 der ‚Weltbühne' enthält einige Behauptungen, die der Verfasser kaum dürfte beweisen können, und ich würde es ganz besonders bedauern, wenn die Leser der ‚Weltbühne' sich danach ihr Urteil bildeten.

1. Mussolini ist seit Lenins Tode der einzige energische Mann in Europa.

Sei es. Aber was will das weiter besagen? Ein energischer Mann ist schließlich auch Ludendorff. Geise meint jedoch offenbar, daß Mussolini nicht nur ein energischer, sondern ein großer Mann ist — wenn ihm auch das Adjektiv groß zu geschwollen zu sein scheint. Nun denn: worin soll diese Größe bestehen? Wo ist bei Mussolini eine panoramische Vision, eine schöpferische Kraft, eine aufbauende Leistung? Die Eisenbahnen sind wieder pünktlich? Aber der Generalkommissar Torre, der bis vor kurzem das Eisenbahnwesen leitete, kann sich kaum gegen die schweren Beschuldigungen, die ihm von den eignen Parteigenossen gemacht werden, verteidigen. Die zahllosen reglementwidrigen Beförderungen, die er seinen Freunden angedeihen ließ, mußten wegen ihrer Ungeheuerlichkeit sämtlich rückgängig gemacht werden. Die Streiks haben aufgehört? Aber Hunderttausende von Arbeitern sind vor dem fascistischen Terror ins Ausland, besonders nach Frankreich, geflüchtet. Eine Verordnung gestattet den Präfekten, das Eigentum von Arbeiterorganisationen ohne weiteres unter Staatsaufsicht zu stellen. Von den Gewerkschaftshäusern und Arbeitskammern, die teils zerstört, teils okkupiert sind, ist keine den rechtmäßigen Eigentümern zurückgegeben. Das Gleichgewicht im Staatshaushalt ist wiederhergestellt? Aber die Balanzierung begann bereits unter Giolitti, und die Nachwirkungen des Krieges konnten nicht ewig dauern. Die fascistische Außenpolitik? Auf eine Aera von Versuchen, um jeden Preis eine Rolle zu spielen, ist längst die Rückkehr zur Politik Sforzas gefolgt. Die Verwaltung? Ist faktisch den fascistischen „Ras" ausgeliefert, von denen die Präfekten nur noch Vollzugsorgane sind. Das einzig Positive, was der Fascismus zustande gebracht hat, ist die nationale Miliz und — die „Tscheka vom Viminal".

2. Er wird die Schuldigen hart strafen.

Das ist Sache der Gerichte, nicht Mussolinis. Soweit sein persönlicher Einfluß in Betracht kommt: der General De Bono, der mindestens der Begünstigung der Mörder Matteottis dringend verdächtig ist, steht noch immer an der Spitze der Miliz, und man hat daher nicht gewagt, ihn zu verhaften. Der Unterstaatssekretär Finzi, der verabschiedet wurde, „um sich gegen die Angriffe der Opposition verteidigen zu können", hat so lange mit Enthüllungen gedroht, bis es wieder still um ihn geworden ist. Keiner der Verbrecher ist bisher aus der Partei ausgeschlossen worden. Die Gewalttaten gehen weiter. Die Vereidigung der Miliz auf den König ist hinausgeschoben. Die Frei-

heit der Presse ist durch zwei verfassungswidrige Verordnungen eingeschränkt.

3. Diese Mörder scheinen nicht Verbrecher im üblichen Sinne zu sein . . . intelligente, zarte Typen . . .

Sie haben Matteotti ermordet, weil sie wußten, daß er im Besitz von Dokumenten war, die ihre Schiebungen beweisen. Sie flohen nicht gleich, weil sie glaubten, daß Alles genau so ruhig ablaufen würde wie in Dutzenden von ähnlichen Fällen. Sobald sie jedoch erkannt hatten, daß diesmal die Reaktion der öffentlichen Meinung bedrohlich stark war, flohen sie genau so wie „die kümmerlichen Gestalten unsrer politischen Mörder". Ganz wie bei uns verteidigen sie sich damit, daß sie Matteotti „nur einen Denkzettel" hätten geben wollen.

4. Die moralische Entrüstung tritt an zweite Stelle: an erster steht „der Fall" als solcher — ein Film, der vor den gespannten Augen der Nation abrollt. Es fehlt der italienischen Rasse der moralische Sinn . . .

Das heißt denn aber doch: den Impressionismus ein bißchen zu weit treiben. Dem italienischen Volk den moralischen Sinn abzustreiten, ist eine Verleumdung, die Geise nicht so ohne jeden Beweis in die Welt schleudern sollte. Daß die Zeitungen das Verbrechen in allen Einzelheiten aufzuklären suchen, ist doch wohl selbstverständlich. Und wie erklärt er die Tatsache, daß die halboppositionellen Populari aus Anlaß des Mordes an Matteotti zur entschlossenen Opposition übergegangen sind, daß die Kriegsteilnehmer und die Liberalen, die treuen Freunde der Fascismus, jetzt sehr energisch die „Normalisierung" fordern? Aus Freude am Film vielleicht?

5. Das Menschenleben gilt in diesem Lande wenig, gilt nichts. Wer hier in Palermo unter Italienern ein italienisches Leben lebt und die furchtbare Maffia kennt, weiß es.

Sizilien ist so wenig Italien wie etwa Oberbayern Deutschland. Alle Aktivität und Initiative des nationalen Lebens spielt sich vielmehr im Norden ab. Der rückständige Mezzogiomo kann die Entwicklung immer nur beschleunigen oder verlangsamen — Entscheidungen herbeizuführen vermag er nicht. Und die Maffia? Dieses Gebilde von Klienteln und Gevatterschaften, Ueberbleibsel aus der Rechtlosigkeit der Bourbonenzeit und Ausdruck des Mißtrauens gegen die ganz auf Oberitalien zugeschnittene Verwaltung und Gesetzgebung, ist gewiß „furchtbar". Aber die Maffiosen pflegen beinahe ausnahmslos aus Rache oder Eifersucht zu morden. Sie üben eine primitive Selbstjustiz aus. „Die Familie erledigt ihre Angelegenheiten selbst": das ist ihr „moralischer Sinn". Das ist ihre Provinzialeigentümlichkeit, die so wenig auf ganz Italien zutrifft wie die Häufigkeit der Meineide in der ostpreußischen Niederung oder das bayrische Fensterln auf ganz Deutschland.

6. Für den Augenblick allerdings wird Mussolinis Kraft und Intelligenz sein Werk gefestigter aus der Krise herausführen als je.

Man vergleiche, was ich unter 4 über die Haltung der Parteien gesagt habe. Die Opposition nimmt ständig zu. Sie wird Mussolini vielleicht nicht k.o. schlagen, aber nach Punkten besiegen. Ich bin überzeugt, daß sein „Werk" nicht den Winter überdauern wird. Das ist freilich auch von mir nur eine Auffassung, und ich will Wolfgang Geise das Recht auf die andre Meinung darüber nicht streitig machen. Wer leben wird, wird sehen.

Großes Preisausschreiben

Preisfrage:

Eine Republik besteht seit sechs Jahren, der Kapitän ist ein älterer Herr von 165 Pfund: wieviel Republikaner sind von den Richtern dieser Republik zu wieviel Jahren Gefängnis verurteilt worden?

An Preisen haben wir ausgesetzt:

1. Eine schwarz-rot-goldene Fahne, Marke: Wasserdicht.
2. Eine vierzehntägige Erholungsreise nach Niederschönenfeld („Einigkeit und Recht und Freiheit").
3. Einen Salzstreuer für 12 Personen.
4. Eine vollständige republikanische Soldatenausrüstung (Uniform für Alltag und Kaisers Geburtstag; Handgranaten für den sächsischen Nahkampf; ein republikanischer Treueid, so gut wie neu; eine Flasche Seeckt.)

Für die Lösungen sind folgende Bedingungen zu beachten:
Die Lösung soll in einem kleinen Reklame-Merkverschen eingesandt werden. Etwa so:

93 Jahre Z — wegen: Nie wieder Krieg!
Es lebe hoch die Republik!

oder:

Ich stand treu zu meines Präsidenten Haus.
Daher komme ich aus dem Kittchen nicht mehr raus!

oder so ähnlich.

Jeder Einsendung ist 1 Rentenmark beizufügen — es wäre das die erste positive Einnahme des Staates in diesem Jahr. Lassen Sie eine arme Republik auch mal was verdienen! Jeder Einsender erhält zunächst nach Wahl zwei ff. Damenunterbeinkleider oder eine Verfassung, mit oder ohne Artikel 48, ganz nach Wunsch. Unsre reich illustrierte Jahrespreisliste fügen wir gratis bei, sowie ein Bildnis unsres Seniorchefs mit changierendem Hintergrund. Die Namen der Preisträger werden im Reichsanzeiger veröffentlicht. Bei mehreren richtigen Einsendungen entscheidet, wie immer, das Reichswehrministerium. Die Auslosung der Preise erfolgt in Gegenwart der Rechtsanwälte Cohn I—XXX des Landgerichts III. Die Feststellung der Preisträger erfolgt durch das Prüfungsgericht: Herrn Sozialdemokraten Noske, Herrn Landgerichtsdirektor Haß (Fechenbach), Herrn von Kähne, Herrn Patrioten Hitler, Herrn Schwedischen Reichstagsabgeordneten Ludendorff, Herrn Portier im Auswärtigen Amt Schultz. Das Preisausschreiben erfolgt wegen Mangels an Recht unter Ausschluß der Rechtsweges.

Frisch auf ans Werk! Wir haben es nicht gewollt!
Hochachtungsvoll: Schwarz-Weiß-Rot-Gold!

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XVI.

Rudolf Breitscheid

Zwei Männer gibt es im Reichstag, die fortwährend auf und ab wandern. Ruhelos tauchen sie bald hier, bald dort auf. Immer sind sie in Bewegung. Die physischen Moleküle müssen in einem fort umgelagert werden, wenn sich daraus politische Dialektik, politischer Wille ergeben sollen. Kardorff und Breitscheid. Aber nicht nur darin sind sie sich, so fern sie politisch einander stehen, ähnlich. Auch in ihrer Länge, in ihrer Stattlichkeit. In ihrer Konzilianz. In ihrer Position innerhalb der eignen Partei. Beide bilden sie gewissermaßen das Mittelstück der Wage, auf dem sich linke und rechte Seite ausbalancieren. Beide stehen sie im Zentrum ihrer Partei: im Zentrum der Deutschen Volkspartei und im Zentrum der Sozialdemokratischen Partei.

Im Gegensatz zu Herrn v. Kardorff gehört Breitscheid dem Reichstag erst wenige Jahre an. 1920 kam er, nach langen vergeblichen Bemühungen, ins Parlament. Sechsundvierzigjährig. Siebzehn Jahre vorher, als er noch im bürgerlichen Lager stand, hatte er das Rennen zum ersten Male versucht. Er erschien aber seinen Wählern so jung und so grün, daß sie ihn baten, sich doch im allgemeinen Interesse erst einen Spitzbart wachsen zu lassen. Trotzdem übte er schon damals, an der Peripherie des Parlamentarismus, einen starken Einfluß aus.

Von Köln, seiner Geburtsstadt, war er als Student der Staatswissenschaften auf die Universitäten München und Marburg gekommen und dann sofort Redakteur an verschiedenen bürgerlichen Zeitungen geworden. Sein Weg führte ihn in kurzen Abständen durch das nationalliberale, das nationalsoziale, das freisinnige und das demokratische Lager. Später stieß er entschlossen von den Ufern des Bürgertums ab, wurde Sozialdemokrat, ging im Kriege zu den Unabhängigen über und fand sich dann schließlich bei der V.S.P.D. wieder. Wenn Jemand fragen wollte: Was macht Doktor Breitscheid?, so müßte die Antwort lauten: Er läuft, läuft, läuft. Läuft keineswegs nur im Reichstag ununterbrochen herum. Läuft durch fast alle Parteien. Läuft alle Abstufungen auch der Partei durch, in der er schließlich seine politische Lebensaufgabe gefunden hat. Läuft als Schriftsteller durch soundsoviele Zeitungen. Läuft als Redner von Stadt zu Stadt. Und läuft gelegentlich als politischer Entrepeneur, als Wegbereiter, nicht ohne ein zustimmendes Augenzwinkern des Auswärtigen Amtes, durchs Ausland, um, wie Noahs Taube, nach der zerrinnenden Sintflut, zu sehen, wo bereits trockenes Land sei.

1905 wurde er zum Geschäftsführer des manchesterlichen Handelsvertragsvereins berufen und hielt es hier, unter der Aegide der Gothein und Genossen, fünf lange Jahre aus. In diese Zeit fiel die Entstehung des Bülow-Blocks, die widernatürliche Paarung der Konservativen, der Nationalliberalen und der Freisinnigen. Breitscheid wurde unruhig. Eine solche Bettgemeinschaft war nicht nach seinem Geschmack. Bewegung und wieder Bewegung. Körperlich und seelisch. Eines Tages schnitt er zwischen sich und

der Freisinnigen Vereinigung das Tischtuch entzwei. Mit Theodor Barth und Hellmut v. Gerlach begründete er die Demokratische Vereinigung. Krach im Handelsvertragsverein. Er wurde ausgeschifft. Aber die Demokratische Vereinigung vermochte sich politisch nicht durchzusetzen. Sie war zunächst nur ein Protest gegen eine politische Perversität der bürgerlichen Linken. Denn als der Bülow-Block, nach kaum drei Jahren, aufflog, gingen die Freisinnigen selbst wieder in die Opposition. Die Wässer der Demokratischen Vereinigung flossen in einige individuelle Kanäle ab. Sie blieb eine Partei ohne Führer und ohne parlamentarische Vertretung. Intelligenzen waren da. Starke, große, richtunggebende, wie Theodor Barth. Nur: die Massen fehlten. Die Stunde war noch nicht gekommen. Breitscheid ist aber Einer, der ohne ein starkes Echo, ohne Massenresonanz nicht tätig zu sein vermag. So ging er 1912 zu den Sozialdemokraten über. Nicht als Marxist, der an die Möglichkeit einer innerlich gebundenen und statistisch geregelten Gesellschaftswirtschaft glaubte. Sondern als radikaler Demokrat. Als Pazifist. Als Protestler gegen den innern und äußern Imperialismus des wilhelminischen Regimes. Insofern war er einer der Ersten, die, nach den sozialistischen Klassikern, den Marx, Engels, Lassalle und Bebel, innerhalb der Sozialdemokratie die Bahn freimachten für den Aufstieg der Arbeiterschaft in der nationalen und internationalen Wirtschaft und für den Aufstieg in der unmittelbar gewerkschaftlichen und parlamentarisch-politischen Praxis. Die Zeit kam seinen Ideen entgegen. Die Gegenwart schritt, mit dem Ausbruch des Krieges, über die sozialistischen Utopien hinweg und stellte die Partei täglich vor so große Probleme, daß man sie mit dem Schema des Marxismus nicht mehr zu meistern vermochte. Die vorsichtige Haltung der lavierenden Sozialdemokratie in den Kriegs- und Friedensfragen war bald nicht mehr nach Breitscheids Geschmack, und als die Kautsky, Mehring und Haase die Partei in Aufruhr brachten, war auch er sofort bei den Rebellen. In der neuen U.S.P.D. setzte er sich, mit seinem lebhaften Temperament, bald durch und bekam eine führende Rolle zu spielen. Als Stadthagen, dieser unermüdliche Dauerredner der Partei, der selten früher als nach zwei, drei, vier Stunden die Rednertribüne verließ, gestorben war, kandidierte Breitscheid im Kreise Lichtenberg gegen den Mehrheitssozialisten Wissell, den spätern Reichswirtschaftsminister und Vater der „Planwirtschaft". Von der fürsorglichen Militärbehörde war er inzwischen als Armierungssoldat eingezogen worden, hatte aber, ganz gegen die Gepflogenheiten, keinen Urlaub für die Wahlcampagne bekommen. Mutig sprang seine Frau für ihn ein, hielt Wahlversammlungen ab und sprach für ihn. Trotzdem siegte Wissell. Breitscheid hatte sich durch seine sozialistische Auslandskorrespondenz den militärischen und zivilen Instanzen mehr als verdächtig gemacht. Als Unabhängiger stand er ohnehin auf der schwarzen Liste. So war man damals im Kriegsministerium und in den Reichsämtern froh, daß er draußen an der Front blieb und nicht auch noch Unruhe und Bewegung in den ohnehin immer unbequemer werdenden Reichstag brachte.

Die Revolution brach aus. Breitscheid war einer von den Unabhängigen, die von vorn herein für ein Zusammengehen mit

der Sozialdemokratie eintraten. Als wenige Wochen danach die Koalition auseinanderfiel, blieb die Sehnsucht nach der alten Mutterpartei in seinem Herzen stark. Mehr als ein Mal setzte sich der Herausgeber des ‚Sozialisten' und der Mitarbeiter der ‚Freiheit' für die Verständigung ein. Die reine Theorie lag ihm nicht. Die parteipolitische Flohknackerei. Die Politik der Haarspalterei. Die Politik der Taktik. Die Politik einer Ohnmacht, die selbstverschuldet war, solange die beiden sozialistischen Parteien, angekläfft von den Kommunisten, getrennt marschierten, ohne vereint zu schlagen. Als das Kabinett Wirth im Frühjahr 1922 über die Liquidierung des Eisenbahnerstreiks zu stolpern drohte, als der Unabhängige Dittmann den Verkehrsminister Groener das Wort an den Kopf warf: „Ein Hundsfott, wer die Streikenden entläßt!" — da verließ Breitscheid mit siebzehn andern Unabhängigen vor der entscheidenden Abstimmung den Saal und rettete so das Ministerium vor dem Ansturm der Rechtsparteien, der Unabhängigen und der Kommunisten. Seitdem galt er den entschiedenen Unabhängigen als suspekt. Das tat nichts. Die Entwicklung gab ihm recht. Der Mord an Rathenau wirkte aufrüttelnd, machte all die Stänkereien, Zänkereien und Meinungsverschiedenheiten der vergangenen Jahre vergessen, und Mehrheitssozialdemokraten und Unabhängige fanden sich, nicht zuletzt dank Breitscheids Verständigungsarbeit, wieder auf gemeinsamem Boden und schlossen sich zu einer Einheitspartei zusammen. Er kam in den Vorstand der Reichstagsfraktion und wurde fortan oft, meist in der zweiten Garnitur, als Redner vorgeschickt. Schlagfertig, gewandt, polemisch, beschlagen, witzig und doch sachlich, weiß er seine Rede dramatisch aufzubauen und den Zuhörer von Anfang bis zu Ende zu fesseln. Ein pastoraler Unterton, ein leichtes Pathos und mitunter eine sarkastische Ueberlegenheit machen seine Reden suggestiv.

Ein kluger Kopf. Ein politischer Odysseus. Aber schließlich doch kein großer Tatmensch, der rücksichtslos über alle Hemmungen hinwegstürmt. Er will sich nicht nach der einen oder der andern Seite kompromittieren. Er strebt auf Ausgleiche in der Partei hin. Und so liegt seine politische Stärke in der Witterung, in der Verständigung, im Reden und im Plaudern. Den in- und den ausländischen Journalisten ist er eine nie versiegende Quelle.

Zu diesen Deutschen Tagen von Oswald Spengler

Nationale Politik ist in Deutschland seit dem Kriege als eine Art Rausch verstanden worden. Die Jugend begeisterte sich in Masse an Farben und Abzeichen, an Musik und Umzügen, an theatralischen Gelübden und dilettantischen Aufrufen und Theorien. Ohne Zweifel werden die Gefühle dabei befriedigt, aber Politik ist etwas andres. Mit dem Herzen allein ist noch niemals erfolgreiche Politik gemacht worden. Und auf den Erfolg kommt es an — sonst hat diese Tätigkeit überhaupt keinen Sinn. Alle großen Erfolge staatsmännischer Kunst und kluger Volksinstinkte waren das Ergebnis kühlen Erwägens, langen Schweigens und Wartens, harter Selbstbeherrschung und vor allem eines grundsätzlichen Verzichtes auf Rausch und Szenen.

Deutsche in Paris von Peter Panter

„Was ist da? Was ist das da?" fragte er den Postknecht.
„Na. die Berge", antwortete der Nogaier gleichgültig.
„Ich besehe sie mir auch schon lange", sagte Wanjuscha.
„Das ist mal schön! Zu Hause werden sie es uns gar nicht glauben."

Tolstoi: Die Kosaken

Deutsche in Paris . . . das ist so ein Kapitel. Ich will nur über zwei Sorten sprechen: über die Politiker und über die Literaten.

Die Politiker, die in der letzten Zeit hierhergekommen sind, gehören meistens unsrer Linken an. Alle mir bekannten Leute dieser Art erfüllen ihre Aufgabe ehrlich und mit der denkbar größten Sauberkeit. Es liegt mir fern, ihnen ihre außerordentlich schwere und undankbare Aufgabe durch Ironisierung noch schwerer zu machen.

Dem Geschrei der nationalen Presse gegenüber muß gesagt werden, daß in keinem einzigen Fall hier so etwas wie „Landesverrat" herausgekommen ist — mir persönlich schien sogar der Takt und die Zurückhaltung der Männer zu weit zu gehen, und es ist mir ein Fall bekannt, wo einer der am meisten Angefeindeten in einer öffentlichen Vereinigung die Antwort auf bestimmte Fragen mit dem Hinweis verweigert hat, daß er darüber gern in seinem Lande, aber nicht im Ausland sprechen wolle. Das war recht gehandelt — aber ich glaube doch, daß die Taktik der letzten Monate, die Franzosen immer nur zu beruhigen, auf die Dauer nicht haltbar ist. Man soll die Wahrheit sagen. Es ist nicht nur ethisch richtig, die Wahrheit zu sagen — sondern es ist in den allermeisten Fällen auch praktischer, besonders in der Politik, wo die großen Erfolge immer nur bei der Wahrheit sind, nicht bei dem kindisch überalterten Spiel der Ränke, Schliche und pfiffig-schlauen Drehungen, in denen bei uns die meisten Politiker — besonders die ältern Führer der Sozialdemokratie — die Hauptkünste ihres Metiers sehen. Man erwirbt sich mit diesen Dingen kein Vertrauen, es zeigt sich ja doch immer, daß der Berichterstatter gefärbt hat, und nur der reelle Kaufmann hat Dauerkundschaft.

Tatsächlich sind die Dinge hier seit zwei Jahren nicht vom Fleck gekommen. Wenn wir — was zu erwarten steht — zu einer vernünftigen Einigung mit den Franzosen kommen, so ist das keinesfalls auf die Bemühungen der deutschen Linken zurückzuführen, die erst in der allerletzten Zeit aus ihrer Politik der Ohnmacht, der Charakterlosigkeit und der Schwäche aufgewacht ist, sondern es wäre dies die Folge einer Weltkonstellation, auf die jene reisenden Politiker auch nicht den leisesten Einfluß gehabt haben. Ihre Informationen waren in den meisten Fällen unzureichend, ihr politischer Wille haltlos, ihre wahrhaft internationale Gesinnung kaum vorhanden. Theoretisch wohl — aber im konkreten Fall fielen sie fast alle um. Jedenfalls bis vor kurzem.

Nun ist nicht Jeder, der zu Hause keinen Erfolg hat, deshalb schon in Frankreich ein großer Politiker — und ich glaube immer, daß, mit ganz geringen Ausnahmen, diese Sendlinge

einen großen Fehler machen: sie überschätzen die Bedeutung ihrer Reisen auf das erheblichste. Paris nimmt ihre Berichte gern entgegen — aber man darf französische Liebenswürdigkeit (die keinesfalls „falsch" ist) nicht mit tieferer Beachtung der Persönlichkeit verwechseln. Dazu kommt, daß die meisten der Herren in dem engen Kreis der Politiker bleiben — und auch da wieder nur in einen bestimmten Teil —, und daß sie dann nach Hause fahren, mit dem berühmten Bericht: „Man glaubt in Frankreich . . . " Das darf man sagen, wenn man sehr lange oder mit sehr fein entwickelter Intuition Straßen, Familien, Läden, Singspielhallen und Provinzstädte vor Augen gehabt hat: der politische Salon ist nicht der Extrakt aller dieser Dinge.

Daß die kleine menschliche Komik dabei nicht fehlt, ist selbstverständlich. Da gibt es welche, die haben Frankreich gepachtet — und wenn sie einem begegnen, dann sagt ihr erstauntes Gesicht: „Was machst du denn hier? Das ist mein Paris!" Da sind Andre, die sind furchtbar stolz, interviewt zu werden — was in jeder großen Stadt des Auslandes gleichmäßig dem Schah von Persien, dem Schoßhund der großen Diva und dem Marathonläufer widerfährt — und es ist überhaupt amüsant, zu beobachten, wie Wenige dem unbarmherzigen Licht eines fremden Landes standhalten können. Meist steht ihre menschliche Einsicht im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Sprachkenntnis.

Aber das ist nichts gegen die Literaten. Wenn diese Brüder in Apoll nach Hause schreiben — da lachen ja die Hühner.

Neulich war Arthur Holitscher in Paris. Ich bekam es mächtig mit der Angst — denn gegen den Vater der deutschen Reiseschriftstellerei kann ja unsereiner doch nicht auf. Wir unterhielten uns. Erst spielten wir ein bißchen: „Haust du meinen Fischer, hau ich deinen Jacobsohn!", und dann kamen wir auf die nach Paris wallfahrenden Literaten zu sprechen. Der ewig Junge lachte wie ein Siebzehnjähriger. Denn wir beide sind noch so altmodisch, zu glauben, daß man nicht ins Ausland geschickt wird, um den Leser zu beschimpfen, weil er es nicht kennt. Aber während die guten alten Lodenseelen bei allem schlechten Benehmen wenigstens in der allerletzten Falte ihres Herzens naiv waren, hat sich da eine neue Snob-Literatur aufgetan, die das alte böse Wort bewahrheitet: „Der Deutsche ist entweder ein Kellner oder ein Assessor." Der Assessorentyp schreibt selten — bleibt der Kellner.

Vor allem werden diese Berichte so aufgeblasen, daß sich der Leser sagen soll: Donnerwetter — ist das ein Kerl! Thomas Mann läßt einmal seinen Herrn Grünlich in den ‚Buddenbrooks' so betont nebenbei sagen: „Ich bewohne drei Zimmer im Hotel —". „Drei Zimmer", dachte die Konsulin — und das war es auch, was sie nach Herrn Grünlichs Absicht denken sollte." Es sind lauter Grünlichs.

Der Vater dieser Dinge ist Hermann Bahr. Wenn der zum heiligen Sankt Wichtig betet, macht er das ungefähr so: „Ich sitze da neulich mit dem Papst, mit Frau Breitenstraeter und dem jungen Batschari zusammen und spiele Skat — da kommt Frau Wembley, die Frau von dem Ausstellungsbesitzer Wembley, herein, und ruft: Sagen Sie mal, Bahr — was haben Sie eigentlich

gegen Reinhardt?" Donnerwetter! denkt der Leser. Und das ist es auch, was er sich nach Bahrs Absicht denken soll.

Man muß einmal bei dem sublimen Kasimir Eduard Schmidt lesen — oder vielmehr: man muß es nicht —, wie nachlässig die berühmten Namen in die Debatte geworfen werden, so, mit dieser Geste: Ach, sind wir weltmännisch! — die großen Kokotten liegen bei uns nur so auf dem Frühstückstisch herum! Und dann hat sich diese Gesellschaft eine ganze Technik zurechtgemacht, dem Leser zu imponieren. (Dem aus Posen — denn zuletzt basiert ja alles Das auf Posen. Nicht Breslau: Breslau ist eine große Stadt.)

Es ist ja doch selbstverständlich, daß man nach kurzem Aufenthalt im Ausland die landläufigen Ortsbezeichnungen, Personennamen, Zeitungstitel und Lokalbezeichnungen weg hat. Ein Kunststück scheint mir das nicht zu sein. Nun muß man nur lesen, mit welcher Pfauengrandezza, mit welch scheinbarer Nachlässigkeit die Brüder damit herumwerfen — immer mit dieser Attitude: Aetsch — du weißt es nicht! Aber ich weiß es! Natürlich weiß er es. Dafür haben wir ihn ja hinausgeschickt, und er soll es uns nun erzählen, wie's draußen zugeht. Und statt dessen bläst er sich auf.

Man achte einmal auf diese Redensarten, die immer wiederkehren, und zu denen in Klammern immer die Eitelkeitsfanfare hineinzudenken ist. „Hat man noch nicht bemerkt, daß . . .?" (Zusatz: Aber ich habe es bemerkt, ich, der große Mann. Diese Phrase stammt übrigens von Spengler.) „Der Zutritt ist für Fremde außerordentlich schwer . . . " (Aber ich habe ihn bekommen — was bin ich für ein Kerl!) „Diese Besuche sind mitunter gar nicht ungefährlich — man muß gewärtig sein . . . " (Welch ein Mut, der meinige!) Für Paris gibt es ein ganzes Cliché dieser Art. So, wie der für mein Gefühl überschätzte Ossendowski mit der Mongolei protzt, so protzen diese hier mit Paris. Nun ist das kontrollierbarer als der Fall des Polen, und wenn ich schon lese: „Neben mir sprechen zwei Kerls ein wüstes Argot . . . Die Midinettes mit ihren meterbreiten Hutkartons . . . Ganz Paris lacht . . . ", dann muß ich immer denken: Das Argot hast du nicht verstanden (was keine Schande ist — denn ein neuer Gast soll der Hausfrau nicht gleich auf den Hintern klopfen); die Midinettes mit den meterbreiten Hutkartons kommen nur noch auf den Operettenbühnen vor; und „ganz Paris" ist ein Schwindel. „Ganz Berlin" — den Fall gibt es wohl nur selten: bei einem Fliegerangriff hat ganz Berlin Sorge, bei einem Straßenbahnerstreik, bei einem Putsch — in allen andern Fällen dient die Bezeichnung dazu, die Interessen eines wirtschaftlich oder gedanklich begrenzten Kreises künstlich aufzuplustern.

Die Franzosen selbst kümmern sich entweder um diese Wichtigmacher gar nicht oder lachen darüber. (Ich bin der Ansicht, daß es für unsereinen einmal sehr gesund ist, zu sehen, wie wenig unser geistiges Wirken im Ausland gilt — man ist liebenswürdig zu uns, aber unser Name bedeutet hier anfangs gar nichts, und das ist auch durchaus verständlich.) Wenn ich jetzt so ein kosmischer Knirps wäre, würde ich schreiben: „Da sagte mir neulich der ausgezeichnete Withman-Uebersetzer Bazalgette . . . " Nun gut, ich kenne ihn: aber das ist doch kein persönliches Ver-

dienst! Mir war es eine Freude, mit ihm zu sprechen — weiter war nichts. Eine Freude deshalb, weil er klar und verständig durch diesen Kram hindurchsah und ihn kurz ablehnte. Und die durchreisenden deutschen Dichter sollen sich hier ja nicht durch Banketts täuschen lassen. Bankettgast zu sein, ist leicht — im Ausland geistig zu wurzeln, sehr schwer.

Nein, die kennerische Miene, mit der diese faulen Jungens den Vouvray eines französischen Restaurants auf den Lippen zergehen lassen, die dumme Anwendung irgendwelcher aufgeschnappter oder rasch gelernter Stadtausdrücke (bekanntlich ist man auf nichts so stolz wie auf Das, was man seit zwei Minuten weiß): all das erinnert sehr an den Pickelhäring des Mittelalters, der da fragt: „Kannst du Latein?" „Nein", sagt der Andre. „Alsdann: Rinus — marus — latarus." Kann der Andre aber Latein, dann sieht die Sache schon schwieriger aus.

Wenn ich Kasimirn oder den naivern Ewers am Werk sehe (deren mondänes Gehaben immer an einen fertig gekauften Smoking erinnert), dann muß ich schon sagen, daß mir die guten alten Baedeker-Reisenden lieber sind. Die waren wenigstens ehrlich.

Wer das heute noch ist, der wird im Ausland sich erst einmal an die sichtbaren Tatsachen halten, etwas lernen, bevor er hinausgeht, und nicht seine Unkenntnis hinter der Lyrik verstecken. Wenn er dann auch noch Fingerspitzen hat, dann mag er hinter den Sehenswürdigkeiten, hinter den Festveranstaltungen und hinter den „Sitten und Gebräuchen" des fremden Landes die Seele entdecken.

Unsre Politiker ahnen nichts von ihr, die Journalisten haben keine Zeit, und die Snobs in der Literatur haben alle je ein Verhältnis mit einer russischen Großfürstin.

Paris kanns aushalten.

An Ernst Toller von Theobald Tiger

Du bist fein raus.
Nicht einen Tag geschenkt.
Wobei man an Herrn von Arco denkt.

Sei gegrüßt! Du kamst ans Licht!
Herr Ebert kümmert sich um dich nicht.

Er mag sich nicht mit Bayern schlagen.
Und da hat er auch nichts zu sagen.

Vor den Rechtsausschuß gingst du? Gar nicht schlecht.
Da findest Du Alles — nur kein Recht.

Wer Gefangene schindet, ist der nicht ehrlos?
Herr Held ist ein Held; die sind ja wehrlos.

Sag es laut! Gott gab dir den Schrei.
Sag es — du warst ja mit dabei!

Und denk auch an ihn, der im Ungemach,
an ihn:
an Felix Fechenbach.

Michael Kramer von Alfred Polgar

Dieses Drama von der graden Seele im schiefen Leibe, dieses Passionsspiel von dem ans Fleisch geschlagnen Geist setzt die Erhabenheit des Todes neben die Gemeinheit des Lebens und weist mit langem Priesterfinger auf das Sternbild der Kunst, das, beide versöhnend, über beiden leuchtet. Ein Drama der begnadeten Ohnmacht. Der es schrieb, war der berufene Dichter, es zu schreiben. Es ist ein realistisches Mysterium vom Menschen als Märtyrer seiner Kraft und seiner Schwäche, von der Liebe, die den Tod besiegt (freilich erst, nachdem der Tod die Liebe besiegt hat), von dem Inseldasein der Sterblichen und der Brücke aus Regenbogenstoff, die sie zu einander führt (freilich erst, wenn sie les pieds devant über die Brücke gehen). In dieser Dichtung werden Ur-Fragen gestellt und sehr feierlich nicht beantwortet. Wie Opferrauch, wohlduftend dargebracht dem Unerkennbaren, steigen poetische Formulierungen hoch und reizen das umnebelte Aug zu Tränen. Es sind Worte, die mehr Musik haben als Philosophie, mehr den Ton der Tiefe als Tiefe. Und nicht sie, die weitgespannten, halten dieses Werk Gerhart Hauptmanns schwebend überm Abgrund der Vergessenheit. Seine Lebensrettung dankt es nicht seinem Gedanken- und Empfindungskomplex, sondern der Figur, der er zum Großteil aufgeladen ist. Dieser Michael Kramer, in seiner Intransigenz und Männlichkeit, in der Schamhaftigkeit seiner Güte, in der Not seiner Adligkeit und dem Adel seiner Not, rührt, Sternenschimmer im grauen Haar, mit dem glockenstarken und -reinen Klang seines Menschentums an die Seele des Zuhörers. Sie ergibt sich dem alten Malmeister, einem Unwiderstehlichen gehorchend, das man die kategorische Liebe nennen könnte.

Klöpfers Michael Kramer ist ein Stück großer Schauspielerei. Ein Elementarwesen, das auch Kunstlaute von sich gibt. Seine Gebärden sind raumgreifend, seine Sprache zeitgreifend. Er geht wie ein ruinierter Löwe; nicht nur im Fuß, auch im Herzen steckt ihm ein Dorn. Er hat die Neigung, oft in eine geräumige Pause (wie in seine Höhle) zu verschwinden und längere Zeit nicht hervorzukommen. Auch stellt er sich gern bedächtig nieder und streckt die Glieder. Aber das ist schon einmal so Löwen-Art. Wenn er die Pranke hebt, als wolle er das Junge zerschmettern, und es dann doch, wimmernd vor Schmerz, streichelt, rieselt überall die Träne. Klöpfers Pathos ist umständlich, aber er legitimiert diese Umständlichkeit, indem er glauben macht, daß die Empfindung aus ganz tiefen Schachten gefördert sei. Es ist sehr schön, wie er den Ton, wenn der ins Unwahre gleiten will, doch immer wieder, oft im letzten Augenblick vor dem Sturz in pathetische Leere, ins menschlich-Gültige zurückzwingt. Ein prachtvoller Komödiant, dessen Kunst aus dem Thermalquell seiner Natur ihre beste Kraft und Wärme bezieht.

Gesundung von Morus

Staatssubventionen

Zum vierten Mal ist jetzt der Micum-Vertrag für den Ruhrbergbau verlängert worden, und zwar hat man die vielversprechende Formel gewählt: „Das neue Abkommen gilt bis zu dem Zeitpunkt, der für den Beginn des im Sachverständigengutachten vorgesehenen Reparationszahlungsagendum bestimmt werden wird". Während der Reichsverband der Deutschen Industrie an die londoner Delegierten einen bewegten Kassandraruf richtete, antizipiert also die Sechserkommission des Bergbaulichen Vereins, in der Albert Voegler das Kommando führt, die endgültige Unterzeichnung und Durchführung des Dawes-Plans.

Allerdings hat die Sechserkommission bei den Verhandlungen selbst einen großen materiellen Erfolg errungen. Die Aus- und Einfuhrabgabe, die bereits einmal ermäßigt war, ist auf die Hälfte der Julisätze herabgesetzt. Die Kohlensteuer, die ursprünglich 10 Francen auf die Tonne betrug, wird nachträglich vom ersten Juli an auf 50 und vom ersten August auf 25 Pfennig reduziert. Bei einer monatlichen Förderung von etwa 7 Millionen Tonnen im besetzten Gebiet wird man demnach für die nächste Zeit mit einer Naturalabgabe von 1 000 000 Tonnen und einer Barabgabe von 2—3 Millionen Mark rechnen können. Alles in allem dürfte die Belastung nicht höher als 20 Millionen sein, also nur noch den dritten Teil dessen, was anfangs auf Grund des Micum-Abkommens gezahlt werden mußte. Diese beträchtliche Entlastung kommt nicht so sehr dem Kohlenbergbau zugute wie der Regierung, die ja schon seit Monaten die volle Finanzierung der Micum-Abkommen übernommen hat, und dies mit Recht. Denn die Micum-Abgaben, die die jetzige Form der Reparationslasten darstellen, sind keine Angelegenheit eines einzelnen Landesteils, sondern müssen vom ganzen Volk getragen werden. Es wäre sogar besser, wenn die Regierung gleich mit dem Ruhrbergbau abrechnete, indem sie die Subventionen einfach streicht.

Die Dotationen an die Schwerindustrie sind heute wahrscheinlich geringer als die Unterstützungen, die das Reich der Landwirtschaft zukommen läßt. Die Wege, auf denen das geschieht, sind recht mannigfaltig. Vor allem ist es die Stundung fast sämtlicher direkter Steuern, und, wie man bei der Landabgabe gesehen hat, wird gelegentlich sogar mehr zurückgezahlt, als man überhaupt je von den Landwirten hereinbekommen hat. Der Ausfall der ländlichen Besitzsteuern ist auch die Hauptursache dafür, daß die Einnahmen aus der Vermögenssteuer im Juni auf 12,7 Millionen Mark zurückgegangen sind, also nur noch wenig mehr als den dritten Teil des Voranschlags bringen. Zu diesen sichtbaren Subventionen kommen aber noch die unsichtbaren, die in dem Etat des Reiches einen immer größern Raum einnehmen, wie sich denn überhaupt allmählich eine ägyptische Finsternis über der Finanzgebarung des Reichs ausbreitet. Was veröffentlicht wird, gibt kaum noch ein Schattenbild von den Einnahmen. Wohin die Gelder fließen, liegt völlig im Dunkeln. Tatsache aber ist, daß das Reich über die ordentlichen Ausgaben hinaus seit Anfang des Etatjahres hunderte von Millionen an Ueberschüssen erzielt hat. Aus diesen Ueberschüssen werden dann wohl auch die 200 Millionen Mark entnommen werden, die man der Landwirtschaft für die Erntezeit zur Verfügung stellen will, über deren Verteilung zwar schon ein sehr ge-

nauer Plan aufgestellt worden ist, über deren Herkunft aber noch nichts verlautet. Da diese Kredite den Landwirten mit 13 Prozent berechnet werden sollen, so sieht das ja aus, als ob die Aktion für das Reich als Geldgeber ein vorzügliches Geschäft wäre. Aber die Zinsvorteile werden wohl zum größten Teil bei den landwirtschaftlichen Kassen, insbesondere bei der Preußenkasse hängen bleiben, deren Kreditkraft so auf Kosten des Reichs gestärkt wird. Wäre es aber nicht für die Landwirtschaft und für die gesamte Wirtschaft besser gewesen, wenn der große Erntekredit zu einem niedrigen Zinssatz, fünf oder sechs Prozent, zur Verfügung gestellt worden wäre? 200 Millionen Mark, so billig ausgegeben, hätten einen gewaltigen Druck auf unsern Geldmarkt ausüben können. Aber es scheint: man befürchtete, daß unsre biedern Landwirte fünfprozentiges Geld nicht für die Ernte, sondern zum Weiterverleihen benutzen würden, und zog deshalb vor, die guten Leute nicht in Versuchung zu führen. Es ist jedenfalls an der Zeit, daß die Regierung, noch ehe sie dem Reichstag die Zollvorlage auftischt, eine ungeschminkte Aufstellung darüber gibt, was sie bisher direkt und indirekt zur Behebung der landwirtschaftlichen Kreditknappheit getan hat, damit auch dem Reichslandbund endlich einmal das Maul gestopft wird.

Aber ich sprach wohl von „ungeschminkt" und habe ganz vergessen, daß unser Reichsfinanzminister Hans Luther heißt.

Das Gründungsfieber

Zum ersten Mal, seitdem die Stabilisierungskrise zwar nicht den Konsum, aber die Produktionskraft unsrer Unternehmer beeinträchtigt, hat die Zahl der Konkurse jetzt den Stand von 1913 übertroffen. Vor dem Kriege gab es im Monat durchschnittlich 750 Pleiten in Deutschland, im Juli 1924 waren es 945. Rechnet man von den täglichen 30 Geschäftsaufsichten auch noch die Hälfte den Konkursen zu — denn nur einem Teil der „Geschäftsaufsichten" wäre früher möglich gewesen, rechtzeitig zu akkordieren —, so kommt man auf eine Ziffer, die den Heilsjahren Wilhelms des Zweiten um rund 75 Prozent über ist. Daß das Deutsche Reich inzwischen auch um ein Zehntel kleiner geworden ist, braucht den gewissenhaften Statistiker nicht zu stören, denn um so viel hat sich in der Inflationszeit mindestens die Zahl der Firmen erhöht. Wahrscheinlich sogar um wesentlich mehr. Denn die Zahl der Aktiengesellschaften hatte sich während des Krieges und der Inflation verdreifacht, die der Gesellschaften m. b. H. vervierfacht, an Offenen Handelsgesellschaften und Einzelfirmen (Vollkaufleuten) wurden, nach einer Statistik in Alfred Lansburghs ‚Bank' vor dem Kriege monatlich noch nicht 1000, während der letzten beiden Inflationsjahre im Monat 2500 gegründet. Und dieses Gründungsfieber hat, wie alle andern Inflationserscheinungen, nach der Stabilisierung durchaus nicht plötzlich aufgehört, sondern ist erst allmählich abgeklungen. In den ersten fünf Monaten dieses Jahres wurde noch annähernd so viel gegründet wie im Jahre der Cunomark, wenn es auch zum Teil noch Inflationsgründungen mit Papiermarkkapital waren, die jetzt erst zur Registereintragung kamen. Ja, der Zuwachs an Aktiengesellschaften wies sogar im Januar 1924 mit 711 Neugründungen und nur 7 Löschungen ein Maximum auf, während vor dem Kriege im Monat durchschnittlich nur 6 A.-G. hinzukamen. Auch hier bahnt sich jetzt ein Wandel an. Im Juni hielten

sich zum ersten Mal Neugründungen und Löschungen die Wage. An A.-G., G. m. b. H. und Offenen Handelsgesellschaften gab es sogar einen leichten Rückgang, nur die Zahl der Einzelfirmen, Kommanditgesellschaften und Genossenschaften wuchs noch weiter an. Doch übersteigt die absolute Zahl der Gründungen die der Vorkriegszeit noch immer um ein Vielfaches, und Monat für Monat verspüren, abgesehen von den vielen Betrieben, die nicht zur Eintragung in das Handelsregister gelangen, rund 3000 Firmen das Vergnügen, anzufangen. Nur die Gründung von Genossenschaften ist, im Vergleich zum Jahre 1913, stark zurückgegangen.

Im ganzen zeigt aber die Gründungstätigkeit des ersten Halbjahres 1924, daß es mit der Krise und der Geldknappheit nicht ganz so gefährlich sein kann, wie es nach dem öffentlichen Jammergeschrei den Anschein hat. Uebrigens wird auch schon wieder hier und da ganz offen etwas überspart. Auf der Berliner Sparkasse, wo die Spar- und Giroeinlagen im November 1923 auf 1¼ Million Goldmark gesunken waren, sind sie in den ersten sechs Monaten dieses Jahres auf 35 Millionen angewachsen, ähnlich auf der Kreissparkasse Teltow, und da man nicht annehmen kann, daß nur in Groß-Berlin die Tugend gedeiht, so wird man für das ganze Reich wohl schon wieder 2 Milliarden an Sparkassendepositen ansetzen dürfen. Vor dem Kriege waren es beinahe 20 Milliarden, gewiß. Aber wovon rührt schließlich die Not unsrer Multimillionäre her?

Lex Stinnes

Die Sozialdemokraten haben, zwischen allerlei leeren Demonstrationen, nun endlich einen kleinen Anlauf zur Tat genommen. Ihre Reichstagsfraktion hat den Antrag eingebracht, daß die Befreiung des Ehegatten von der Erbschaftssteuer mit rückwirkender Kraft vom ersten April dieses Jahres fortfallen soll. Und der ‚Vorwärts' hat ungeniert ausgesprochen, daß es sich dabei um eine Lex Stinnes handelt. Hugo Stinnes ist am zehnten April gestorben. Ein schweres Krankenlager ging seinem Tode voraus. Aber der liebe Gott, der immer mit den stärkern Bataillonen ist, hat ihm zum Glück noch Geistesgegenwart gelassen, seine sieben Kinder einstweilen zu enterben und seine Ehegattin, mit der er 29 Jahre in treuer Gütertrennung gelebt hatte, zur Alleinerbin einzusetzen. Erfolg: der Staat bekam von seinem Vermögen nicht einen roten Heller. Dieser groteske Fall soll nun ein wenig korrigiert und zugleich dafür gesorgt werden, daß sich solche Dinge nicht wiederholen können.

Nun hat Hugo Stinnes durchaus nicht das Verdienst, die Methode entdeckt zu haben. Schon Otto Markiewicz, der größte deutsche Kriegsgewinnler unter den Finanzleuten hat 1921 seine Gattin zur Alleinerbin eingesetzt, und ebenso hinterließ Hugo J. Herzfeld, der größte Börsengewinner der Inflation, sein ganzes Vermögen der Frau, was nicht hinderte, daß Vera, die Tochter, sofort nach des Alten Tode, im März 1922, Gesellschafter des Bankhauses wurde. Das geschah alles noch vor der unglücklichen Novelle vom Juli 1922, durch die die Gattensteuer bei Erbschaften beseitigt wurde. Es würden somit auch nach der Wiedereinführung der Steuerpflicht für Ehegatten nicht allzuviel Testamente geändert werden. Denn geringer als andre Erben wird man die Ehegatten wohl schon besteuern müssen. Aber man soll es unsern armen Reichen nicht zu leicht machen. Schon im Interesse ihrer Steuersyndici.

Bemerkungen

Die Einstellung

Deutschland ist augenblicklich auf das Wort „Einstellung" eingestellt. Gott weiß, wer das erfunden hat — es riecht nach A.O.K. und nach diesem gemacht objektiven Stil der Militärbehörden, die sich, wie Flaubert, hinter ihrem Werk verkriechen, wozu sie, im Gegensatz zu ihm, allen Grund haben. Dieses dumme Wort besagt — wie alle Modewörter — im Grunde gar nichts.

Wenn ein bezahlter Lump ein Attentat auf einen Republikaner macht, so ist er „national eingestellt"; wenn Einer von Politik nichts versteht, so ist seine Einstellung eine rein wissenschaftliche; die Richter sind auf Kommunistenverfolgungen eingestellt und das Baby auf seinen Stuhlgang. Wie ist deine Einstellung zu Paris? Ich bin auf Marie eingestellt (aber sie nicht auf mich). Und auch unter den Schriftwimmelt es von Ein-Stellern. Die Große Berliner Welteinstellung ist eröffnet!

Technische, politische, literarische Werke, die Zeitungen, die Redner — alle sind sie eingestellt. Es ist so wie mit dem Wort „Faktor", das man heute allerdings nicht mehr trägt: es heißt überhaupt nichts. Aber es ist Mode. Und über Modewörter sagt der gute, alte Wustmann:

„Verbreitet werden neue Wörter namentlich durch die Jugend und durch die Ungebildeten, die keine Spracherfahrung haben, die nicht wissen, ob ein Wort alt oder neu, gebräuchlich oder ungebräuchlich ist; dann werden sie oft in kurzer Zeit zu Modewörtern . . . Man hört oder liest ein Wort — entweder ein neugebildetes oder, was noch öfter geschieht, ein bereits vorhandenes in neuer Bedeutung! — irgendwo zum ersten Mal, bald zum zweiten, dann kommt es öfter und öfter, und endlich führt es alle Welt im Munde, es wird so gemein, daß es selbst Denen, die es eine Zeitlang mit Vergnügen mitgebraucht haben, widerwärtig wird, sie anfangen, sich darüber lustig zu machen, es gleichsam nur noch mit Gänsefüßchen gebrauchen, bis sie es endlich wieder fallen lassen. Aber es gibt immer auch eine kleine Anzahl von Leuten, die, sowie ein solches Wort auftaucht, von einem unbesiegbaren Widerwillen dagegen ergriffen werden, es nicht über die Lippen, nicht aus der Feder bringen. Und da ist auch gar kein Zweifel möglich: wer überhaupt die Fähigkeit hat, solche Wörter zu erkennen, erkennt sie sofort und erkennt sie alle."

Soweit Wustmanns Einstellung.

Und nur ein Mal ist das üble Wort in der letzten Zeit richtig gebraucht worden. Da stand zu lesen:

„Das Verfahren gegen Kahr, Lossow und Seißer ist eingestellt."

Denn so sind die Bayern eingestellt, und so sehen sie aus.

Ignaz Wrobel

Preisfrage

Die Berliner Illustrierte bombardiert mich mit Preisausschreiben. Euch wahrscheinlich auch. Man braucht sich nicht getroffen zu fühlen. Aber es ist eine erquickliche Hundstags-Beschäftigung, Rätsel auszuknobeln.

In Nummer 28 werde ich von einer Aktien-Gesellschaft gefragt, wieviel Personen aus dem Plöner Motorboot gestiegen sind. Eine Zeichnung des Zeichners Cibulka bildet die zu knackende Nuß. Diese Zeichnung ist Bruch, Dilettantenversuch, armselige Schusterei. Ich, der ich nie zeichnen gelernt habe, zeichne nur um ein Unansehnliches schlechter. Zu einer Illustration im ‚Gemütlichen Sachsen' würden meine Kenntnisse langen. Ein Preisausschreiben zu bebildern, halte ich mich für unbegabt. Da muß jeder Strich sitzen, aber auch jeder. Denn man schaut sich die Zeichnung, aus der allerhand herausstudiert werden muß, genauer an als ein ixbeliebiges Illustratiönchen. Stundenlang brüten die enragierten Preisrätsellöser über einer derartigen Zeichnung. Bis ins nebensächlichste Detail hat sie zu stimmen. Und außerdem muß sie Niveau haben, sonst blamiert sich die ausschreibende Firma. Darum richte ich an die Firma Plöner Werft, Aktien-Gesellschaft, Plön in Holstein, die ergebene Gegen-Preisfrage: Warum laßt Ihr Das, was Ihr zeichnen zu lassen habt, nicht von einem renommierten, zeichnen könnenden Zeichner zeichnen? Es braucht ja nicht immer Simmel zu sein. Ohne nachzudenken, kann ich drei Dutzend geeigneter Zeichner herzählen. Plöner Werft, warum hast du dich mit einem Stümper eingelassen? Der Antwort ist eine Rentenmark in Kriegsanleihe beizufügen.

Hans Reimann

Unterschiede

Gestern früh fand ich unter meiner Post folgende zwei amtliche Schreiben:

British General-Consulat
Zürich

Dear Sir,

zu unserm großen Bedauern ist uns nicht möglich gewesen, die Adresse des Herrn X. ausfindig zu machen. Wir raten Ihnen, sich an unsre Vertretung in Lugano zu wenden.

Your obediant servant

. . . .

Ich hatte wegen der Adresse eines Engländers angefragt und erhielt, obwohl ich der Fremde und Bittende war, diesen höflichen Brief als Antwort.

Daneben lag eine Mitteilung vom Entschädigungsamt für Kriegsschäden, das mir Ersatz für meine bei Kriegsausbruch in London beschlagnahmten Koffer schuldet. Diese Karte des Schuldners drohte wörtlich, wie folgt:

Zehlendorf

Sie haben nach Abschluß Ihres Vorentschädigungsverfahrens keine Endanmeldung eingereicht. Wenn Sie nicht innerhalb zwei Wochen die amtlichen Vordrucke zur Endanmeldung bei der unterzeichneten Stelle anfordern, wird die endgültige Weglegung der Akten verfügt werden.

Ich reiche hierdurch öffentlich meine Endanmeldung zur endgültigen Weglegung solcher Aktenschnauzer ein.

Emil Ludwig

Antworten

Kriegsbeschädigter. Warum Sie nicht mehr Rente erhalten? Da lesen Sie vielleicht einmal den letzten Reichswehr-Etat.

Max Brück. Lersner und kein Ende! In Nummer 22 hatte Johannes Fischart vermerkt, daß Lersner nicht in den Reichstag gekommen sei. In Nummer 25 haben Sie das bestritten. In Nummer 30 hat Fischart seine Behauptung, mit Recht, wiederholt. Und da Sie dadurch Ihren „Ruf als zuverlässig informierter Politiker" gefährdet glauben, so wünschen Sie zu erklären: „In der Tat war Lersner auf Reichswahlvorschlag 17 (Landliste) an 2. Stelle gewählt, was Sie aus einliegendem Reichsanzeiger Seite V zu ersehen belieben. Die Landbündler, die ich offenbar für dümmer gehalten habe, als sie sind, haben ihn wohl doch zum Verzicht gezwungen, vielleicht hat der Edle auch von selbst aufgegeben. Nach seinem Rücktritt und dem der beiden folgenden berufenen — dies ist der amtliche Ausdruck — Vertreter zog dann Herr Konrad Karl Glaser, Landwirt zu Nordheim-Hessen, in unser herrliches Parlament ein, sozusagen ein Unberufener. Solche Unmöglichkeiten gestattet unser Wahlsystem." Damit Ihr Ruf als zuverlässig informierter Politiker ganz und gar wiederhergestellt werde, bekräftige ich, daß Sie auf Grund des Reichsanzeigers zu Ihrer irrigen Annahme gradezu gelangen mußten. Und nun wollen wir auch hier mit Lersner ein Ende machen.

Kunsthistoriker. Da Sie grade den letzten Picasso analysiert haben: wissen Sie eigentlich, wieviel Lohn Ihr Portier bekommt?

Anhänger der Presse. Graf Nicolaus Coudenhove-Calergi ist ein Geist wie wenige. Seine Gattin ist eine Schauspielerin, die von einer ganzen Anzahl Kolleginnen überboten wird. Jetzt hat den Paneuropäer ein furchtbarer Schlag getroffen. Wo teilt deine Presse das mit? In der Theaterchronik. Und wie? So: „Ida Rolands Stiefsohn, der fünfzehnjährige Graf Franz Coudenhove, ist bei einem Autounfall in der Nähe von Görlitz tödlich verunglückt." Ueberschrift: Die Rangordnung.

Naturforscher. Sie sind im Zoologischen Garten gewesen und haben dort ein Kamel gesehen, dem man ein handgroßes Hakenkreuz auf den Hals gemalt hatte. Und das lohnt Ihnen einen Brief an mich? Ein Kamel mit Hakenkreuz? Deswegen brauchten Sie doch nicht in den Zoologischen Garten zu gehen.

Verantwortlich für ‚Bayrischen Verfassungsbruch': Dr. Kurt Hiller, Berlin-Friedenau, Hähnelstr. 9, für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943 Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G. m. b. H., Berlin W 35, Uld. 792, Blumeshof 1. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Prikopy 6.

Imperialismus von Georg Brandes

Im Februar 1914 hielt ich in Christiania einen Vortrag, betitelt: ‚Die Spannung zwischen England und Deutschland'. Ich sagte darin unter anderm:

„Wir sehen, daß England im Lauf der Jahrhunderte jede fremde Seemacht vernichtet hat, die es bedrohen oder zu seiner Bedrohung gebraucht werden konnte. So hat es die spanische, die holländische, die französische, die dänische Flotte unschädlich gemacht. In Deutschland ist das ungeheure Heer wesentlich defensiv; es ist notwendig, um die ausgedehnten Grenzen des Reiches gegen Frankreich und Rußland zu sichern. Die große Flotte dagegen ist nicht notwendig für die Küstenverteidigung: sie ist eine Angriffswaffe.

Sicherlich ist eine deutsche Landung in England nur ein von englischen Nationalisten gemaltes Schreckbild. Kein Verständiger in Deutschland denkt daran. Doch es gibt für England eine weit größere Gefahr als eine deutsche Invasion, von der wahrscheinlich kein Teilnehmer lebend zurückkehren würde: ein Einfall des deutschen Heeres durch Belgien in Frankreich und, im Fall des Gelingens, die Einverleibung Flämisch-Belgiens würde England als Weltmacht den Todesstoß versetzen.

England schlägt eine Einschränkung der Rüstungen vor, das heißt: Deutschland soll Englands Oberherrschaft auf dem Meer anerkennen. Deutschland antwortet: Ist dieses Stärkeverhältnis vielleicht ein von der Vorsehung gegebenes Gesetz? England wiederum sagt: Eine solche Ueberlegenheit ist notwendig für die Ernährung unsres Volkes und die Größe unsres Reiches. Deutschland antwortet: Was geht uns die Ernährung Englands und die Größe seines Reiches an?

Vorläufig erklärt man — der Presse und des Publikums wegen —, daß man sich auf das Verhältnis von 8 zu 5 geeinigt habe. Aber selbst wenn Deutschland aus Friedensliebe auf eine solche Einschränkung der Rüstungen einginge: wie sollte sie praktisch durchgeführt werden? Es kommt ja nicht nur auf die Anzahl der Schiffe, sondern auch auf ihren Kampfwert an. Man kann Deutschland doch nicht verbieten, noch furchtbarere Kriegsschiffe zu bauen."

Die Zukunft sah ich kohlrabenschwarz. „Die alten Ideale", sagte ich zuletzt, „müssen durch neue ersetzt werden."

In den zehn Jahren, die seit jenem Februartage vergangen sind, ist, wie ich voraussah, die deutsche Flotte vernichtet und von dem deutschen Heer durch Belgien ein Einfall in Frankreich gemacht worden.

Aber keineswegs sind die alten Ideale durch neue ersetzt worden. Das alte Ideal war der Imperialismus als Ausdruck für den Nationalismus, und dieses Ideal ist im Augenblick das vorherrschende in allen den Ländern, deren Haltung etwas für die Bevölkerung der Erde, die arme Menschheit, bedeutet.

Um einen Begriff davon zu geben, wie der Imperialismus überall dominiert, will ich damit beginnen, das einzige Land zu nennen, in dem man einst ein mächtiges Gegengewicht alles Imperialismus gesehen hat:

Die Vereinigten Staaten.

Die Vereinigten Staaten waren seit mehr als 100 Jahren Republik und galten für eine Demokratie. Sie haben am Weltkrieg teilgenommen mit der Losung, die Welt der Demokratie, der Welt die Demokratie zu sichern.

Als ich im Mai 1914 vor New York einlief, kamen nach amerikanischem Brauch eine Menge Reporter an Bord und fragten mich aus. Unter anderm fragten sie, was ich von Bartholdis riesiger Freiheitsstatue meinte, und ob sie mir nicht durch ihren Umfang imponierte. Ich sagte: Ihr habt wohl alle Freiheit, die Ihr überhaupt habt, in sie hineingelegt.

Das klang wie Scherz, war aber Ernst. Ich meinte und meine noch, daß die soziale Freiheit nirgends geringer ist als in den Vereinigten Staaten. Bei einem intimen Professorenessen in der Columbia-Universität wurde, wie in Schottland, von einem Geistlichen ein Tischgebet gesprochen. Aber man wird sich erinnern, wie Gorki und Frau Andrejewa nach dreizehnjährigem Zusammenleben nach Amerika kamen, ohne formell verheiratet zu sein, weil die deutsche Gesetzgebung jener Zeit die Heirat nicht erlaubte, und wie kein Hotel in New York sie aufnehmen wollte.

Man werfe nur einen Blick auf Nordamerikas Stellung zu den mittel- und südamerikanischen Republiken: Haiti, San Domingo, Nicaragua, Panama, Peru, Bolivia.

Die gesamte Bevölkerung dieser Staaten beträgt kaum mehr als 11 Millionen; aber ihr Areal ist halb so groß wie das Festland der Vereinigten Staaten.

Ihr Reichtum an Wäldern, Mineralien, Oelen ist ungeheuer.

Die kleine Republik Panama wurde zum Besten des Panamakanals durch einen von den Vereinigten Staaten arrangierten Aufruhr von Columbia losgerissen. Nach der Unabhängigkeitserklärung wurde die Unterwerfung, wie immer in solchen Fällen, durch eine Anleihe bei den Banken der Vereinigten Staaten gefördert. Vor dem Weltkrieg hatten die 400 000 Einwohner Panamas eine Schuld von 5000 Dollars, jetzt haben sie eine von 7 Millionen, und man will sie mit einer neuen Anleihe von 10 Millionen bedenken.

Es pflegt damit zu beginnen, daß die Vereinigten Staaten sich des Zollwesens der kleinen Republiken bemächtigen; daraus entwickelt sich dann eine Militärdiktatur.

Im Jahre 1909 organisierten und finanzierten die Vereinigten Staaten eine Revolution in Nicaragua und vertrieben den Präsidenten. Es wurde indessen ein neuer gewählt, der keineswegs der amerikanischen Kapitalistenherrschaft genehm war. So nahm der Kriegsminister der Vereinigten Staaten es zum Vorwand, daß zwei nordamerikanische Abenteurer im Aufruhr gefallen waren, und schickte 2390 Marinesoldaten, um die Wahl eines Präsidenten durchzusetzen, der den Interessen der Vereinigten Staaten diente. Der Kongreß von Nicaragua weigerte sich jedoch, diesen Strohmann anzuerkennen. Da wurde der Kongreß mit Hilfe der braven amerikanischen Seeratten aufgelöst, und Nicaraguas Unabhängigkeit ging als eine Erinnerung in die Geschichte über.

Bevor die Vereinigten Staaten ihre Einmischung begannen, betrug die Staatsschuld Nicaraguas 2½ Millionen. Als die Vereinigten Staaten Gesetz und Ordnung wiederhergestellt hatten, war das Land den nordamerikanischen Bankiers für 15 Millionen Dollar verpfändet, und Nicaraguas Zollwesen, Eisenbahnen, Finanzen wurden von den Vertrauensmännern dieser Bankiers verwaltet. Aber seltsam: die undankbaren Einwohner fühlen keinerlei Liebe zu ihren nördlichen Wohltätern.

Roosevelt und Taft leiteten die imperialistische Stellungnahme Nordamerikas zu den Bewohnern Mittel- und Südamerikas ein. Aber dem frommen Wilson, dem Pazifisten, dem Idealisten, war vorbehalten, der Unabhängigkeit Haitis und San Domingos ein Ende zu machen. Seit 1905 besaß Nordamerika die Kontrolle über die Finanzen San Domingos. 1916 wurde die Verfassung außer Kraft gesetzt und ein Admiral der Vereinigten Staaten Militärgouverneur mit Seeoffizieren als Beamten. Auch die arme Negerrepublik Haiti steht seit 1916 unter dem „Protektorat" der Vereinigten Staaten.

Dies geschah, während Wilson kräftig gegen den Imperialismus des Deutschen Reiches deklamierte. Wie Jeder weiß, ist längst verkündet, daß die Vereinigten Staaten sich von der Insel zurückziehen werden, sobald die Eingeborenen nur gewisse Bedingungen erfüllt haben. Das heißt: Alle Zölle sind beschlagnahmt; eine Anleihe von 6½ Millionen Dollars ist San Domingo, eine solche von 40 Millionen Haiti aufgezwungen. Die Vereinigten Staaten besitzen im Lande selbst reichliche Sicherheit für dieses Geld.

So haben die nordamerikanischen Bankiers mit ihren Politikern als willigen Helfern Pfänder in einem großen Teil Südamerikas gesammelt. Sie wenden dasselbe Verfahren an wie seinerzeit die britischen Imperialisten in Aegypten und

die russischen in Persien: sie lassen unter militärischer Zwangsverwaltung eine Anleihe der andern folgen, bis der okkupierte Staat gänzlich abhängig und hilflos geworden ist.

Vielleicht wird man sagen: Gibt es denn keine Presse in den Vereinigten Staaten, die sich eine Ehre daraus machte, Erhalterin der Freiheitstraditionen aus der Zeit des Unabhängigkeitskrieges, der von den Vätern in einer berühmten Verfassung geformten Ueberlieferungen zu sein?

Die Antwort? Ohne Zweifel ist die Presse in Nordamerika eine Macht. Vor dem Kriege brachten die Vereinigten Staaten tagaus, tagein 40 Millionen Exemplare von Tagesblättern in Umlauf, und Wochen- und Monatsschriften erreichten außerdem eine Zahl von 200 Millionen. Aber diese ganze Masse steht mit Ausnahme von drei Wochenblättern: The Nation, The New Republic, The Freeman, die vortrefflich redigiert, aber ohne politischen Einfluß sind — sie haben nur zwischen 15 000 und 40 000 Abnehmer —, im Dienste der Kapitalistenherrschaft.

Upton Sinclair hat sich in ‚The Brass Check' mit Heftigkeit auf die Journalisten Amerikas geworfen.

Der Journalist selbst ist in der Regel ein außerordentlich netter Kerl, was jedoch nicht von den Zeitungskönigen, am allerwenigsten von dem verstorbenen Lord Northcliffe gilt. Der Journalist ist zumeist anonym. Die Macht, die hinter ihm steht und ihn verwendet, ist verantwortlich. William James, der Philosoph, schrieb in einem Brief: „Was unsre gelbe Presse betrifft, so hat jedes Land seine Verbrecher, und bei uns wie in Frankreich sind sie einfach infolge ihrer beruflichen Entwicklung zur Journalistik übergegangen." Das Wort ist bitter. James scheint sagen zu wollen: Unwissenheit und Gewissenlosigkeit haben jetzt Stimme in der Literatur erhalten.

Vom amerikanischen Journalisten fordert sein Chef Tüchtigkeit in der Aufspürung von Tatsachen, Klarheit in der Ausdrucksweise, die Fähigkeit, dadurch zu interessieren, daß er aus Allem „eine Geschichte macht". Selbstverständlich läßt der Chef den Journalisten nicht erwähnen und loben, wen die hinter dem Blatte stehenden Geldleute nicht erwähnt und gelobt zu sehen wünschen. Sonst kann er schreiben, was er will. Aber das Blatt lebt ja nicht vom Abonnement, das nur eine verschwindende Summe im Vergleich zu den Ausgaben darstellt, sondern von den Annoncen, und wenn der Text aufsehenerregend und unterhaltend sein muß, so deshalb, weil er die Aufmerksamkeit auf die Anzeigen lenken soll, die bekanntgeben, wo man die besten Rasiermesser und die besten Automobile erhält. **(Fortsetzung folgt)**

Deutsch von Erwin Magnus.

Plutarch hat gelogen von Felix Stössinger

Am Vorabend einer Reise nach Paris über Frankreich zu schreiben, wäre vermessen, wenn nicht ein Mann des Wortes an das Wort glaubte, besonders an das gute und glanzvolle. Weil dem so ist, glaube ich, daß die schaffenden Kräfte Frankreichs auch weiter bestimmt sind, an dem Aufbau der neuen Welt mitzuwirken, und daß heute mehr von ihnen zu erwarten ist als von andern in Europa. Deutschland rächt sich zwar jetzt für seine Entwaffnung durch Frankreich, indem es den Sieger des Militarismus beschuldigt. Aber was ist das andres als eine Retourkutsche, wo in Deutschland eine geschwächte Staatsgewalt sich durch einen militärischen Ausnahmezustand decken muß, während die Zivilgewalt in Frankreich souveräner ist als je; wo noch heute pazifistische Versammlungen unter dem Ausnahmezustand in Deutschland verboten werden, während aus ihnen in Frankreich Minister hervorgehn. Und wo, vor allem, die stärksten Bücher gegen den Krieg Frankreich hervorbringt. Den Krieg als eine ruhmlose Metzelei hat Barbusse der Menschheit zum Ekel gemacht, und nun kommt ein andrer Franzose: Jean de Pierrefeu, ein Leutnant der Reserve, dem während des Krieges die Abfassung der französischen Generalstabsberichte oblag, und schreibt das erste und zugleich letzte Buch gegen die Generäle aller Völker. Das letzte, weil nach dieser Schrift: ‚Plutarch hat gelogen‘, die das „militärische“ Frankreich bis jetzt in etwa hundertsiebzigtausend Exemplaren verschlungen hat — der Verlag Rowohlt wird diese Erfahrung in Deutschland nicht machen —, weil es sich, sage ich, danach nicht mehr lohnen wird, über die Militärs zu schreiben. Auch nicht gegen sie. Sie sind erledigt.

Pierrefeu, der im Kriege viel gesehen hat, verglich nach dem Siege die Eindrücke, die er von seinen Kollegen aus nächster Nähe empfangen, mit den Bildern, die eine gefällige Geschichtsschreibung von ihnen geschaffen. Als er diese Kriegsliteratur las, erschrak er. Die großen Siege wurden von den zeitgenössischen Historikern einigen wenigen repräsentativen Persönlichkeiten zugeschoben. Die Ereignisse wurden vereinfacht und erschienen nur noch als das Ergebnis überlegener Willensakte von inspirierten Genies. Da erwachte in Pierrefeu der Wahrheitssinn, der alle großen Franzosen auszeichnet. Er wußte wohl, daß seine Kollegen keine Napoleoniden waren. Sollte vielleicht alle Geschichte im Interesse bestimmter Personen und Klassen geschrieben sein? Sollten alle großen Historiker aus Aengstlichkeit oder Unwissenheit gelogen haben? Und Pierrefeu warf Mütze und Säbel weg (ohne sich deshalb gesellschaftlich von der Militärkaste zu trennen) und schrieb eine Broschüre gegen die Historiker des Weltkriegs, die, auf den Umfang und die Form einer amüsanten Broschüre von rund zweihundert Seiten gebracht, eine etwas einseitige, aber geniale und bewundernswerte Analyse des Krieges ist, wie er wirklich war. Des Krieges, der nicht vom Militär, sondern gegen das Militär geführt worden ist. Und der nur in dem Maße gewonnen wurde, als es gelungen war, die militärische Autorität und die Generalität der alten Schule durch die zivilen und demokratischen Kräfte der neuen Zeit zu verdrängen.

Die Entente hat nach Pierrefeu den Krieg durch die Macht ihrer demokratischen Elemente gewonnen. Deutschland ist nicht als Industriestaat, sondern als das Land einer Kriegskaste geschlagen worden, die mit ihrem Geist Alles beherrscht und zugrunde gerichtet hat. Deutschland, sagt ein Franzose unsern Militärs, die ihre Niederlage mit dem Hereinreden bürgerlicher Elemente entschuldigen, Deutschland, sagt er, ist durch Völker besiegt worden, bei denen das Zivilgesetz vorherrschte.

Auch Frankreich war in der Gefahr, den Krieg rein militärisch zu verlieren. Aber es kam nicht dazu. Immer wieder wurde es in dem Augenblick gerettet, wo die Militärs versagten und die zivilen Kräfte sich an ihrer Stelle erhoben. Wie kam es zum ersten Marne-Sieg? Unselige Instruktionen schlugen zum Glücke aus, weil sie in einer veränderten Situation unverändert angewandt wurden. Offiziere auf gänzlich falschen Posten wurden zu Rettern des Landes, weil das Schicksal ihren Posten die entgegengesetzte Bedeutung gab, als das Hauptquartier angenommen hatte. Mißverstandene Befehle, zu frühes Kommen, zu spätes Kommen, Ungehorsam der Untergebenen, Unlogik, Abweichung von der Kriegsregel, wodurch der deutsche Gegner verwirrt wurde, da er nur gelernt hatte, „logisch“ zu spielen, Eingriffe ängstlicher Minister — mit einem Wort: das Zusammenwirken moralischer und materieller Kräfte hat den Sieg der demokratisch biegsamern Heeresleitung über die deutsche Autokratie zur Folge gehabt.

Die Lage als solche hatte Niemand erkannt. Alle bis zuletzt fortgesetzten Versuche, den zu einem Morast von Blut und Bestialität verkommenen Krieg neu zu formen, ihn wieder zu einem Kunstkrieg zu machen, ihn, der sich selbst lenkte, wieder zu lenken, scheiterten, weil beide Parteien nur daran dachten, die alten Kunstregeln wieder auf die Beine zu stellen, die durch den Volkscharakter des Krieges illusorisch geworden waren. Wenn schließlich Frankreich siegte, so verdankte es dies nicht nur einer gewissen Toleranz innerhalb der Militärgewalt, was ein Aufkommen freier, rettender Aktionen ermöglichte, sondern auch der Tatsache, daß diese Freiheit auf der deutschen Seite vollkommen fehlte. Daß das französische Militär weniger militärisch ist als das deutsche, daß es vielleicht ebenso autoritätsdurstig war wie das deutsche, aber dank bürgerlichen Ziviltugenden nicht die Macht hatte, dem ganzen Land seinen Willen autokratisch aufzudrücken (Ludendorffs höchstes Ideal): das scheint dem Franzosen Pierrefeu der wahre Ruhm seines Vaterlandes zu sein.

> Die Menschheit hat mit dem Personalismus der repräsentativen Männer Schluß gemacht; sie tritt ein in die kollektive Periode. Das Genie kommandiert von nun an nicht mehr allein, sondern macht sich alle Talente zu Nutze. Das Oberhaupt einer modernen Nation kann nicht mehr ein Despot sein, sondern nur noch ein Organisator, ein Zusammenfasser der Energien und Intelligenzen auf allen Gebieten. Für die selbständig gewordene Menschheit des zwanzigsten Jahrhunderts ist keine Hand stark genug, um sie zu führen. Diese enorme Aufgabe bewältigen in allen Ländern nur noch disziplinierte Gesamtheiten, die von einem wahrhaft nationalen Geist beseelt und des Kastengeistes entkleidet sind.

Das Zitat war lang, aber es hat gelohnt. Kann man sich danach vorstellen, mit welchem vernichtenden Sarkasmus Ludendorff

von Pierrefeu behandelt wird, wie Pierrefeu Ludendorffs unaufhörlichen Aerger über die Einmischung bürgerlicher Behörden verspottet, Ludendorffs Wahn, Durchbrüche zu machen und Flügel zu umgehen, wo es im Volkskriege diese alten Requisiten längst nicht mehr gab?! Ludendorff ist für Pierrefeu

> der letzte Ballettmeister, der sich der Selbsttäuschung hingab, man könne einen Zyklon dirigieren, der letzte wahre Militär mit allen Vollmachten. Selbst seine Fähigkeiten als wahrer Militär trugen dazu bei, ihm seine Aufgabe unmöglich zu machen. Der Volkskrieg läßt sich nicht in die militärische Form gießen, er offenbart sich seinem Wesen nach als bürgerlich. Wie Napoleon mürrisch und grimmig in seinem großen Mantel im Schneegestöber durch die Unendlichkeit der vereisten Steppe flieht: das ist das Bild des Militärs im Angesicht des Volkskrieges.

Die Greuel des Krieges sind nach Pierrefeu nicht ein Ergebnis seiner demokratischen Breite, sondern der Unfähigkeit der Militärs, ihn zu führen und zu beenden. Die Raffsucht des Militärs spielte blutstoll mit den Millionen, die die Demokratie freigebig lieferte. Hatte die Demokratie die Pflicht aller Bürger verkündigt, Waffen zu tragen, so verband sie damit nicht die Vorschrift, daß sie die Waffen alle gleichzeitig tragen sollten. Nur eine so phantasielose und mittelmäßige Kaste wie die Militärs konnte, ohne auf eine neue Idee zu kommen, den Krieg in der althergebrachten Weise weiterführen, bis schließlich die Kriegsmänner in den Massen versanken, die sie führen sollten. Immer und immer wiederholt es Pierrefeu: Mittelmäßige Köpfe, die ihrem Geschäft nach wenig Sinn für Loyalität und Ehre haben, Handwerker, die man für Genies hält, während sie heutzutage am meisten Berufsverwandtschaft mit Kaufleuten, Schustern, Lebensmittelhändlern, Transportagenten haben — das sind die Männer, denen die Geschichtsschreibung von Plutarch bis zu ihren Selbstbiographien einen mystischen Charakter von Ruhm verliehen hat. Das beunruhigt den Patrioten Pierrefeu, der die Hohlheit des Autoritätsprinzips durchschaut hat. Schon der Krieg ist den Kriegern über ihren Horizont gegangen. Hat es da einen Sinn, sich im Frieden von dem siegreichen Soldaten etwas zu versprechen?

Pierrefeu warnt sein Land, und sein Rat ist befolgt worden. Aber wir? Werden wir weiter Hilfe von diesem Ruf erwarten, der uns doch nur die Herrschaft des besiegten Soldaten bringen kann?

An meinen Sohn von Wilhelm Lehmann

Die Winterlinde, die Sommerlinde
Blühen getrennt —
In der Zwischenzeit, mein lieber Sohn,
Geht der Gesang zu End.

Die Schwalbenwurz zieht den Kalk aus dem Hügel
Mit weißen Zehn,
Ich kann sie unter der Erde
Im Dunkel sehn.

Ein Regen fleckt die grauen Steine —
Der letzte Ton
Fehlt dem Goldammermännchen am Liede:
Sing du ihn, Sohn.

Der Fall Haarmann von Otto Kaus

Das Problem der Kriminalität bildet für den modernen Kulturmenschen einen Teil jener Durchschnittsbelastung seines Gewissens, die er widerwillig mit sich schleppt, ohne sie abschütteln zu können. Dies gelingt ihm umso weniger, als die traurige Wirklichkeit immer wieder dafür sorgt, ihn aus seiner Bequemlichkeit aufzurütteln und sogar mit einer besondern Tücke es darauf angelegt zu haben scheint, die Scheidewand, die er grade mühsam zwischen sich und den Gespenstern der Unterwelt errichtet hat, durch Stöße von gesteigerter Vehemenz umzulegen. So hat sich ereignet, daß ein makabres Gesetz der Serie den Fall Haarmann lieferte, damit wir zu Ende denken, was der Fall Großmann mahnte. Wenn wir jetzt, nachdem die erste Welle der Empörung und des Schreckens über die Welt hingerauscht ist, eine moralische Bilanz über die Stellungnahme der Oeffentlichkeit ziehen, so ergibt sich uns wieder das Bild einer sich heftig gebärdenden Ohnmacht und Verlegenheit, die auch bei der Aufdeckung der Taten des berliner Frauenmörders so seltsame Aeußerungsformen fand. Als Großmann sich mit Hilfe zusammengeknoteter Leinwandstreifen an der Heizung seiner Zelle erhängt hatte (eine ziemlich komplizierte Prozedur), ging ein Aufatmen durch die Welt; denn die entsetzlichen Enthüllungen, die ein Prozeß aufs Peinlichste verdeutlicht hätte, lasteten wie ein Alb auf allen Gemütern, und man fühlte sich, nachdem der Unhold „sich selbst gerichtet", der Pflicht enthoben, den gräßlichen Dingen nachzuforschen und sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was mit dem Mörder zu geschehen habe, und ob Das, was geschieht, praktisch und moralisch richtig sei. Diejenigen, die es dachten, oder zu wissen meinten, daß die Behörden den Selbstmord nicht ohne Absicht geduldet hätten, konnten ihnen für diese unformalistische Entschlossenheit sogar ihre stillschweigende Zustimmung nicht versagen. Aber ist die Sinnlosigkeit der Behandlung, der die Gesellschaft den Verbrecher — vom Verhör zum Schaffott — unterzieht, schärfer zu verurteilen als durch diesen Wunsch, der Schuldige möge sich aus unserm Machtbereich hinausstehlen und uns aus der Verlegenheit helfen? Das dumpfe Gefühl des Mißtrauens gegen alle Maßnahmen, die uns wider den Kriminellen zur Verfügung stehen, die unbewußte Ueberzeugung, daß alle Mittel nur halbe Mittel sind, bilden die Grundlage dieses schlechten Gewissens.

Der große Kriminelle ist kein Spezialfall. Wir treiben es ähnlich auch mit jener durchschnittlichen Kriminalität, von der wir wissen, daß sie tagaus tagein in Gerichtssälen, Gefängnissen und Zuchthäusern irgendeiner Art der Behandlung zugeführt wird. Wir schauen nicht hin und wissen nicht genau, was da geschieht, und auch die unmittelbar Beteiligten lassen sicherlich

ihre Blicke nicht zu weit über die Grenze ihrer Funktion hinausschweifen. Wäre jedoch dieses Verwischen, dieses Wegschauen und Nicht-Hinhören denkbar, wenn das Verfahren, dem wir den Verbrecher anvertrauen, irgendwo uns und ihm einen Lichtblick eröffnete in eine Welt, wo es keine Verbrecher gibt und auch ihn nicht — als Verbrecher? Das Gemüt, das durch die Sünde beleidigt ist, der Verstand, der die Gefahren der Kriminalität berechnet, würden auf diese Entspannung nicht verzichten, während wir jetzt fühlen, daß eine Gerechtigkeit, die diesen Ausgleich nicht trifft, ihr Ziel verfehlt und eine Plage schafft, die zur Plage kommt. Unser entsetztes Erstaunen über jeden neuen Fall von Kriminalität, der das Durchschnittsformat übersteigt, ist verlogen. Denn in uns schlummert der unabweisliche Verdacht, nicht nur, daß wir nichts gegen die Kriminalität unternehmen, sondern daß wir sie sogar züchten durch Das, was wir gegen sie tun, und daß wir die Voraussetzungen zu endlos fortwirkendem Verbrechertum ewig erneuern, und wir zürnen dem großen Kriminellen dafür, daß er uns unvorbereitet findet, während er uns das Wegschauen nicht mehr gestattet und uns in unsre letzte Verlegenheit oder in unsre letzte Wahrheit hineintreibt. Und Eines ist genau so unbequem wie das Andre.

Grauenhaft erscheint uns von vorn herein Alles, was auch das Verfahren gegen Haarmann ermitteln und verfügen mag — nicht deswegen grauenhaft, weil wir Entsetzliches erfahren werden, sondern weil diese Unbeholfenheit, die nur Tatbestände herausstellt, ohne ihnen irgend ein Gegengewicht zu schaffen, die Erscheinung des Massenmörders zu einer Möglichkeit verdichtet, die wir aus unsrer Welt nicht mehr wegzudenken vermögen. Der Massenmörder Haarmann wird zum ständigen Gast an der Tafel unsrer Kultur, weil er uns Rätsel aufgibt, die wir nicht zu lösen wagen. Nichts als ein Augenverschließen ist der Ruf nach dem Henker oder nach dem Arzt, der den Galgenvogel als einen Fall seiner Kompetenz erkläre. Beiden Methoden liegt der Wunsch zugrunde nach der Tat oder nach dem Beweise, die den Wolfsmenschen aus unsrer Gemeinschaft ausstoßen und seine Fremdheit zu unsrer Art bestätige. Der Wunderglaube soll uns helfen, daß es Wesen geben kann menschlichen Geblüts, die auch Andres als Menschenmögliches in sich tragen: die wir erlegen dürfen wie schädliche Tiere oder absondern wie monströse Fehlgeburten, die wir gnadenweise vegetieren lassen. Es ist uns hier weniger darum zu tun, an dem Fall Haarmann das Problem der Todesstrafe zu behandeln. Der Gedanke, daß nur in einem Volke, dessen öffentliches Gewissen die Todesstrafe erträgt, sich solche Phaenomene furchtbarer Unmenschlichkeit entfalten können, ist beinahe ein Gemeinplatz. Der Henker ist nicht die moralische Rechtfertigung des Mörders — der ein außermoralisches Wesen ist —, aber so etwas wie sein Vater, und die flache Weisheit: Messieurs les

assassins, commencez les premiers! ist nur der Ausdruck derselben sozialen Denkfaulheit, die in ihrer letzten Konsequenz den Kandidaten des Schaffotts züchtet. In einer Gesellschaft, die vermeint, des Scharfrichters nicht entraten zu können, ist Niemand nicht Mit-Henker, und im Mörder wird dieser Mit-Henker zum selbständigen Akteur. (Auch in Staaten freilich, welche die Todesstrafe abgeschafft haben, geschehen Mordtaten genug, wenn auch nicht mehr als in Staaten mit Todesstrafe — ein Beweis dafür, daß die Krankheit noch tiefer sitzt und eine Mahnung an die Menschen, den Henker zu suchen und zu erkennen, der trotz vollzogener Pensionierung des offiziellen Titelträgers in mancherlei Vermummung unter ihnen und in ihnen wandelt.) Wir wollen diese Frage beiseitelassen, weil der Kampf gegen die Todesstrafe das Wesentliche am Problem der Kriminalität vielleicht nur verwischt, ebenso wie die Argumente der reinen Pazifisten das Problem des Krieges verschleiern. Den Widersinn der Todesstrafe erfassen wir vollständig erst dann, wenn uns bewußt wird, daß auch die humanere Forderung, der Arzt möge den Scharfrichter ablösen, nur eine Denkkulisse ist, hinter der wir allzu leicht unsre aufgescheuchte Unsicherheit verstecken. Wo der Arzt sich nicht mit der Konstatierung des Gegebenen begnügt — wobei es in einem viel ausgedehntern Maße, als der Laie glaubt, und als autoritätslüsterne Auguren es wahr haben wollen, seiner Willkür, das heißt: seiner subjektiven formal-juristischen Auffassung, die zur klinischen keine systematische Beziehungen hat, überlassen ist, § 51 gelten oder nicht gelten zu lassen —, also wo der Arzt nicht nur konstatiert, sondern die Erklärung des Gewordenen sucht: dort hört er auf, uns zu entlasten, und beginnt, uns anzuklagen. Denn in den Erkenntnissen der Psychologie über die Entwicklungsgeschichte des kriminellen Typus ist das Prinzip eingeschlossen, das berufen ist, alle bunt gemischten Vergeltungs-, und Abschreckungstheorien zur Stützung unsres Strafrechts zu entwurzeln: das Prinzip der

Kollektivhaftung der Gemeinschaft
für die Verirrungen des Einzelnen.

Der Satz, daß wir Alle „die Schuld tragen an der Sünde unsres Bruders", entspringt nicht der zugespitzten ethischen Skrupelhaftigkeit eines kompromißlosen Dichters, dem der nachgiebigere Alltag der Seele nicht zu folgen braucht, sondern ist eine greifbare psychologische Realität von größerer Evidenz als irgendein Utilitarismus. Der Lebensplan der Kriminellen steht unter dem Bann einer Formel, die ihm nicht gestattet, die Spielregeln anzuerkennen und zu betätigen, welche die Gesellschaft als ihrem Bestande zuträglich erklärt, und die alle seine seelischen und organischen Bereitschaften, vom Hunger bis zur Liebe, mit strenger Logik beherrscht. Das Mißtrauen gegen die Gemeinschaft, die versteckte und offene Polemik gegen ihre Ansprüche

ist jedoch in allen jenen Vorurteilen und Praktiken vorbereitet, die im Strom des gesellschaftlichen Lebens selbst Absonderung schaffen und Vereinzelung, Macht des Einen über den Andern, Unterdrückung und Willkür, heuchlerische Autorität und leeres Prestige. Alles, was Fremdheit schafft zwischen Menschen, ist Keim des Verbrechens, weil es dem in seinem Selbstvertrauen Verletzten eine Anleitung gibt, neben der Welt der Gemeinschaft eine Welt der Auflehnung zu errichten. Kriminelle wachsen in jenen Winkeln, wo lieblose, entmutigte, tyrannische Eltern, autoritätswütige Lehrer — also Erzieher, welche den empfangenen Druck nicht aufzufangen vermögen und der Versuchung nicht widerstehen, ihn weiterzugeben — dem natürlichen Geltungsdrang des Kindes unüberwindliche Schranken entgegensetzen. Das Kind, das ausweichen lernt vor den kleinen Aufgaben seines Alltags (durch Lüge, Faulheit, Verdrossenheit, seelische Absperrung), weil es sich nur dadurch vor Niederlagen retten kann, ist auf dem Wege zur psychischen Abnormität oder zur Kriminalität. Die Skizze des Lebens, welche Kindheit und erste Erfahrungen in die Seele des Menschen zeichnen, hat für ihn eine schicksalhafte Vorbedeutung. Wie eine hermetische Mauer umgibt den Menschen die Weltauffassung, zu der sich erste Erlebnisse zusammengeschlossen; die Geste, die ihm erstes Sich-Wehren und Greifen angelernt, wird zum Instinkt, der Wahn zum Dogma. Ist er von einem schiefen Sprungbrett aus in die Welt hinausgeschnellt worden, so verstärkt jede neue Entwicklung seine Entfernung; denn alles Neue wirkt auf die alte Netzhaut und wird nur nach der Weise, die diese erlaubt, verarbeitet: wo eine Schädigung vorliegt, ist die Möglichkeit der „Nichterziehung" ein Glücksfall.

Die Gesamthaftung der Gesellschaft ist dadurch gegeben, daß in jedem Milieu, das solchen Mißwuchs erlaubt, nicht nur die zufällige Logik dieses Milieus steckt, sondern die gehäufte Unlogik des gesellschaftlichen Ganzen. Auch das Wahngebilde, das der Deserteur und Saboteur errichtet, ist nicht aus dem Leeren geholt, sondern stückweise aus Wirklichkeitsfetzen zusammengesetzt, ebenso wie jede Phantasie Fragmente von Geschautem verbindet. Wenn man die seelische Kette aufdeckt, die von Mensch zu Mensch, von Institution zu Institution läuft, so sieht man die Kriminalität dem harmlosen Partner im gewöhnlichsten Gespräch von den Lippen tropfen; man fühlt sie sich emporbäumen unter dem Druck der ahnungslosen Hand; man sieht sie aus den Spuren des freiesten Schrittes hervorsprießen. Sie wächst aus den Fugen und Ritzen des Alltags empor wie das Gras auf der feuchten Wiese. Alles was Ruhmsucht und Ehrgeizekstase, Geldhunger, seelische und körperliche Mißhandlung des Nächsten, Alles in uns, was Mißtrauen ausdrückt gegen die natürliche Fruchtbarkeit der gemeinschaftsbildenden Kräfte — all Das ist potentielle Kriminalität; Alles, was glaubt, durch Vergewaltigung, Ueber-

listung, Erniedrigung des Nächsten sich zu befriedigen oder zu steigern, ist geeignet, aktuelle Kriminalität zu schaffen. Das naive soziologische Argument, das in der materiellen Ungleichheit den Antrieb zur Kriminalität sucht, ist durch billigen Hinweis auf den Ehrlich-Armen zu widerlegen: Not und Entbehrung erleichtern nur dem bereits psychisch Geschädigten den Entschluß. Den Antrieb zur seelischen Verwirrung, der in der sozialen Ungleichheit liegt, verstehen wir jedoch sofort, wenn wir sehen, wie sie der Gesellschaft eine hierarchische, nach Machtansprüchen abgestufte Weltanschauung aufzwingt, und wie sie, stets neue Unsicherheit zeugend, den Fetischgeist der Autorität über jede Zweckmäßigkeit hinaus steigert; wir verstehen auch, wie sich Kriminalität über alle Klassen verteilt, weil aus dieser sittlichen Korruption des pädagogischen Gesamtmilieus die Versuchung zum Ausweichen und zum Attentat auf alle Seelen überspringen kann, die an ihrer Selbstbehauptung im Ensemble der Gemeinschaft verzweifeln.

In diesem ganz konkreten Sinne: daß wir durch jedes Nachgeben vor dem zersetzenden Wahn antisozialer Vorstellungen seine Wirkung steigern, ist unsre Mithaftung zu verstehen. Wir können uns ihr nicht entziehen, indem wir die letzte Folge verleugnen und herausheben aus der Kette, weil sie nicht in unsrer Voraussicht lag: unsre Phantasielosigkeit entschuldigt nicht unsre Schuld. Wir können der Verpflichtung nicht entrinnen — dem Großmann folgt der Haarmann, dem Haarmann mit jener fatalen Notwendigkeit, die in jeder Möglichkeit tausendfach schlummert, der nächste Vampyr, und ihnen allen ist der ruhmreiche Schlachtenlenker verwandt, der uns mit brutaler Faust aus unsrer Trägheit holt und sagt: Du hast genug von Macht und Siegen und Selbstherrlichkeit geträumt und gefaselt — jetzt töte! In diese ununterbrochene Kette von Ursachen, die, aus der fehlerhaft organisierten Kollektivseele entspringend, sich an tausend Orten zu trauriger Realität verknoten, gliedern sich jedoch eine Rechtsauffassung und eine Rechtspraxis, die Unterdrückungswillen und Machtdruck als einzige erzieherische Weisheit des Staates atmen, als eine neue das Verbrechen fördernde Ursache ein. Der angebliche Abschreckungseffekt ist ein Spinngewebe im Vergleich zum hypnotischen Strom, der auf alle schwankenden Seelen aus jedem Symbol und aus jedem Akt individueller oder sozialer Gewaltbetätigung ausgeht. Es ist eine Frage besonderer Art, welche Methoden zur Behandlung und Verhütung der Kriminalität aus dem Prinzip der Kollektivhaftung abgeleitet werden können. Wenn wir die Kluft, die den Verbrecher von der Gemeinschaft trennt, ausfüllen wollen, müssen wir sie vor allem geistig überbrücken: die Schwierigkeit des Begreifens liegt bei jedem Einzelnen dort, wo sein eigner Widerstand gegen die Gemeinschaft beginnt. Wer den Kriminellen am wenigsten versteht, ist ihm vielleicht am nächsten.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XVII.

Friedrich Stampfer

Wie ein etwas vergilbter vornehmer Kupferstich sieht er aus. Wie ein durchgeistigtes Porträt aus den fünfziger, sechziger Jahren, das in der guten Stube der Biedermeierzeit hing. Gelblicher Teint. Graues Haar. Zwei freundlich blinzelnde Augen. Um die Lippen ein ganz leichtes Lächeln, die Waffe der ironischen Resignation, mit der er den Dingen dieser Welt gegenübersteht. Keine brutale Kampfnatur. Kein nach außen gekehrter Wille. Keine Raketenkiste. Kein Daimler-Motor, der dauernd explodiert, wie etwa Ledebour. Sondern ein Literat. Ein in sich gekehrter Wille. Eine verhaltene Energie. Ein Stiller im Lande. Und trotzdem ein Mensch, der weit reichenden Einfluß ausübte.

Anfang der siebziger Jahre in Brünn geboren. Auf den Universitäten Wien und Leipzig Student der Staatswissenschaften. Trat dann 1900 in die Redaktion der Leipziger Volkszeitung, die Schönlank leitete, und die Mehring, von Berlin aus, geistig befruchtete. Nach zwei Jahren wandte er sich nach Berlin. „Was wollen Sie dort?“ fragte ihn der Geschäftsführer. „Als freier Schriftsteller wirken“, war die Antwort. Ein mitleidiges Lächeln des Andern. Stampfer ließ sich nicht beirren. Die Politische Korrespondenz für die sozialdemokratische Parteipresse entstand. Jeden Tag schrieb Stampfer einen Leitartikel: den Leitartikel, der von etwa vier Fünfteln aller sozialdemokratischen Organe im Reich veröffentlicht wurde. Wehe, wenn Stampfer einmal erkrankte oder sonstwie verhindert war! Dann schwitzten die Redakteure in der Provinz Blut und wußten nicht ein noch aus. Jahre im Gleichlauf. Stampfers Lebens- und Berufsgewohnheiten nahmen mit der Zeit etwas Abgemessenes, Korrektes, Völlig-in-sich-Ausgeglichenes an. Mit dem selben Zuge gingen jeden Tag seine Artikel vom Anhalter und vom Lehrter Bahnhof ab, und er selbst war es, der die Briefe auf die Bahn brachte, um Ungenauigkeiten und Zufälle bei der Bestellung möglichst auszuschalten. Ein Postbeamter erzählte ihm später, daß die Beamten der Bahnpost mit derselben Pünktlichkeit und Peinlichkeit jeden Tag, wenn der Zug den Bahnhof verlassen hatte, seine offenen Manuscriptbriefe durchgesehen und sich an seinen Artikeln erfreut hätten. So wirkte er als Schriftsteller und als Politiker, noch ehe das geschriebene Wort zu Druckerschwärze geworden war.

Aber Stampfers Position war nicht unbestritten. Da er den Revisionisten nahe stand und daraus auch publizistisch kein Hehl machte, geriet er bald mit einigen Parteiinstanzen in Konflikt. Zuerst auf dem Dresdner, dann auf dem Mannheimer Parteitag. Bebel zuckte die Augenbrauen. Als bei der Palastrevolution im ‚Vorwärts‘ die „Edlen Sechs“ überrannt und hinausgeschmissen wurden, hielt er zu den Eisner, Gradnauer und Kaliski. Fortan schwang Stadthagen das Zepter über dem „Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands“. Stadthagen und Genossen. Die Radikalen gewannen die Oberhand.

Auch Stampfer wurde angegriffen. Ein förmlicher Ausschlußantrag wurde gegen ihn eingebracht. Ledebour trat auf und schleuderte den großen Bann wider ihn. Stampfer sollte in einem Artikel über die russische Revolution des Jahres 1905 falsche Zitate verwendet haben. Stampfer konnte sich, Punkt für Punkt, rechtfertigen, und der Antrag wurde abgelehnt. Nichtsdestoweniger ging der Stank gegen „die Stampfersche Meinungsfabrik", gegen „die Stampfersche Lügenschmiede" weiter. Tat nichts. Als der Krieg ausbrach, meldete Stampfer sich, vierzigjährig, als Freiwilliger bei der oesterreichischen Armee. Er war dienstuntauglich, wurde trotzdem in Uniform gesteckt, kam auch bald ins Feld und wurde am Isonzo in die Feuerlinie gesteckt. Bei einer Ruhrepidemie wurde er ins Lazarett geschafft und aus dem Militärdienst entlassen. 1916. Das war grade um die Zeit, als im ‚Vorwärts' wieder einmal Alles drunter und drüber ging. Die Radikalen waren mit dem Oberkommandierenden der Marken aneinandergeraten. Die Zensur griff ein. Verbote erfolgten. Die Existenz des Blattes stand auf dem Spiel. Die Partei mischte sich ein. Diesmal flogen die Radikalen, und Stampfer wurde Chefredakteur. Eigentlich hatte Paul Lensch gehofft. Aber die Wahl fiel auf den Andern. Seitdem verfolgte Lensch die Parteileitung und später auch die ganze Partei, als Renegat, mit seinem Haß. Aus Paulus wurde, umgekehrt, ein Saulus Lensch, nachdem er sich unter die Fittiche des Herrn Stinnes geflüchtet hatte.

Unter Stampfers Leitung bekam der ‚Vorwärts' Ruhe und Gelassenheit. Mit demselben Gleichmut überstand er den Krieg, die Revolution, die kommunistische und die völkische Reaktion. Mit derselben Ruhe blickt er auf das tägliche Geschehen herab, abwartend, abwägend und ausgleichend. Die sozialistische Bestie der wilhelminischen Zeit hat sich selbst in den Käfig begeben und rennt nur noch hinter dem Gitter auf und ab, ab und auf, fletscht bisweilen die Zähne, aber tun tut sie Keinem nichts mehr. Selbst die wildesten Männer der Partei — alle sind sie abgeklärt geworden. Die Partei ist über ihre Jugend hinaus. Die Jungmannschaft fehlt, und die Weisen, Stampfer vornan, sind zu weise geworden, zu weitblickend, zu berechnend, zu klug, um überhaupt noch temperamentvolle Dummheiten begehen zu können.

Spät erst ist Stampfer, dieser feine Kopf, in den Reichstag gekommen. 1920. Seine Spezialität ist hier die Außenpolitik, und so wurde er denn bald von der Fraktion in den Auswärtigen Ausschuß entsandt. Als Redner ist er nur selten hervorgetreten. Wenn er aber spricht, hat er dank der Logik seiner Darstellung das Ohr des Zuhörers. Er weiß zu jeder Stunde, was er will. Will er aber zu jeder Stunde, was er weiß?

Deutsche Revolutionen von Alexander Herzen

Die Revolution von 1848 hatte überall etwas Ueberstürztes und Schwankendes, aber weder in Italien noch in Frankreich hatte sie etwas an sich, was zum Lachen herausforderte. In Deutschland, etwa mit Ausnahme von Wien, war sie von einer Komik erfüllt, die weit schlechter ist als die Komik des schlechten Schwanks von Goethe, des ‚Bürgergenerals'.

Errungenschaften von Erich Weinert

Wozu sich radikal bekleckern
im temperierten Ordnungsstaat?
Wir brauchen uns nischt vorzumeckern.
Wir sind uff Draht! Kanzleiformat!
Was Wilhelm damals dilettantisch
als große Zukunft projektiert,
das wird uns heute wildromantisch
als Wiederaufbau vorgeführt.
Jetzt fehlt bloß noch, mit Mann und Roß,
mit blechgarniertem Dachgeschoß,
ein zielbewußter Fürschtensproß,
um richtig anzufangen.
Mehr kann man nicht verlangen!

Europa, halt dir fest! Da staunste,
wie deutscher Geist sich friedlich übt!
Wie heute wieder der verhaunste
Etappenbauch Reklame schiebt!
Wie stramm vor jedem Hohenzoller
der schwarze Reichswehrwolf marschiert!
Der janze Philantropenkoller
ist wieder glücklich abserviert.
Durch alle Adern zuckt es schnell
bis in das Redaktionsbordell.
Man ist im Geist der O. H. L.
begeistert aufgegangen.
Mehr kann man nicht verlangen!

Und Einigkeit und Recht und Freiheit,
wie die Verfassung uns verhieß,
sie stehn in schwarzweißroter Dreiheit
mit Gott! (der Eisen wachsen ließ).
Die Einigkeit den Arbeitgebern!
Das Recht zu Händen der Justiz!
Die Freiheit ihren Totengräbern
im Schutz und Trutz der Staatsmiliz!
Geht auch die ganze Welt knock out,
bei uns wird unberufen laut
und deutlich wieder aufgebaut,
mit Spießen und mit Stangen.
Mehr kann man nicht verlangen!

Französischer Verständigungswille?
Versöhnungsgeist? Wir bleiben kalt!
Es schielt durch Ludendorffens Brille
Germania auf dem Niederwald.
Die deutsche Guß- und Diebstahlbranche
braucht wieder mal viel Feind, viel Ehr.
Sie brüllt um jeden Preis Revanche,
als wenn die Welt voll Teufel wär.
Drum singt mit eurer Wacht am Rhein
den ganzen Feindbund kurz und klein!
Wir hätten dann vielleicht das Schwein,
noch mal von vorne anzufangen!
Mehr kann man wirklich nicht verlangen!

Dschingis-Khan von Arthur Eloesser

Tiere, Menschen und Götter' — unter diesem weniger schönen als lauten Titel erschien in der Frankfurter Sozietätsdruckerei ein Buch, das sich sowohl in Amerika wie in Europa sehr schnell durchgearbeitet hat. Der Verfasser Dr. Ferdinand Ossendowski, der im Dienst der frühern russischen Regierung stand, wird von den Bolschewisten verfolgt; er abenteuert durch Sibirien, Tibet, die äußere Mongolei zu einem ostchinesischen Hafen, von wo ihn das rettende Schiff nach Amerika bringt. Erfolgbücher entstehen wenigstens nach der Legende oft unfreiwillig oder unabsichtlich — ein Yankee-Freund veranlaßt den Flüchtling, seine Aufzeichnungen herauszugeben, und ein einflußreicher amerikanischer Journalist begrüßt ihn als den Robinson Crusoe des zwanzigsten Jahrhunderts, eine Bezeichnung, die durchaus nicht zutrifft. Viel eher glaube ich mich berechtigt, den Abenteurer wider Willen einen Verwandten von Karl May zu nennen, was durchaus keine Beleidigung sein soll; denn der Freund unsrer Jugend war gewiß ein recht phantasievoller, aber durchaus nicht unbegabter Erzähler. Mit seinem natürlichen Talent gesegnet, hätte sich Kasimir Edschmid wahrscheinlich auch in einem Indianer-Wigwam und nicht in der höchsten, reinlichsten Zelle der deutschen Literatur zu ihrer Beaufsichtigung niedergelassen. Ich werde wohl nie nach Sibirien kommen und leider auch nicht in die Mongolei, welche ist „das Land nackter Gebirge und kahler Ebenen, die die Sonne verbrannt und die Kälte gemordet hat, das Land kranker Rinder und kranker Menschen, das Nest der Pest, scheußlicher Hautkrankheiten und Pocken". Der Verfasser läßt uns durchaus einen Schauer fühlen der Dämonie eines von bösen Geistern bewohnten Landes, von der Gewaltsamkeit seiner Natur, die die europäische Seele kaum verträgt, von einer wilden alten Drohung, mit der dieses Land auf das kleine Europa herüber- oder vielmehr herunterstarrt. Der Europäer, der das liest, bekommt zuweilen einen Schreck und wird ganz klein. Ich brauche also, fast hätte ich Gottseidank gesagt, diese Länder nicht zu besuchen, die nicht interessanter sein können, als Ossendowski sie gemacht hat.

Was mich an Karl May erinnert? Ossendowski ist von Beruf Wissenschaftler, Chemiker oder Biologe oder etwas Aehnliches, aber er hat auch eine unfehlbare Büchse, die ihn im letzten Augenblick, in mehreren letzten Augenblicken vor den verfolgenden Bolschewisten rettet. „Mein Mauser war indessen schneller als sein Gewehr, sodaß ich jetzt in der Erzählung fortfahren kann." So entschlossen pflegt Old Shatterhand zu berichten. Ich glaube Ossendowski sogar, der als Wissenschaftler zur Wahrheitsliebe und Selbstkontrolle besonders verpflichtet ist, aber ich ärgere mich doch. Wenn auch die unfehlbare Büchse nur das Ideal meiner Kindheit war, ich ärgere mich wahrscheinlich, weil Alles, was dem Kollegen von der andern Fakultät der Urwald, der Winter, die Einsamkeit, die Gefahr, aufgibt, ihm so furchtbar leicht fällt. Da kommt unsereins einfach nicht mit. Mit dem unfehlbaren Feuerrohr erlegt unser Robinson im ersten sibirischen Winter einen Hirsch, so groß wie eine ausgewachsene Kuh. Aber wie der glückliche Jäger das Riesentier, das mit mindestens sechzehn

Enden nicht sehr bequem sein kann, ganz allein durch den verschneiten Zedernwald in seine Hütte schleppt, das hätte ich mir gern näher angesehen. Das kann für einen Gelehrten und Beamten, der eben aus seinem Büro entwichen ist, bei aller Energie keine Kleinigkeit sein.

Ossendowski hält mit seiner Persönlichkeit merkwürdig zurück. Eine kleine Bemerkung verrät den Polen, nämlich über seinen Liebling Dschingis-Khan, der durch die Speere polnischer Ritter verhindert wurde, unser Europa mit seinen Horden zu überschwemmen. In der Schule habe ich gelernt, daß es hauptsächlich deutsche Ritter unter Herzog Heinrich von Liegnitz waren, die sich da für die Christenheit bemühten, und von denen nach einem zweifellos übertreibenden Bericht dreißigtausend gefallen sein sollen. Aber in polnischen Schulen wird die Schlacht bei Wahlstatt wahrscheinlich anders gelehrt. Unser Ritter, als ob er sich immer noch verstecken müßte, erzählt nur mit einigen Zeilen, wie er seine Familie zurücklassend eines Morgens aus einer sibirischen Gouvernementsstadt entweicht, weil rote Soldaten nach ihm forschten. Die Roten sind das, was für uns Jungen früher die Irokesen waren, tückisch und grausam, aber mit wenig Verstand begabt. Sie lassen sich leicht abschießen. Das polnische Herz schlägt für die Weißen, die schon damals trotz der Unterstützung der Entente in Rußland selbst erledigt waren, die sich dann in Asien, besonders in der Mongolei, um neue Bundesgenossen gegen Sowjet-Rußland bewarben. Der sagenhafte Baron Ungern-Sternberg, den unsre Jugendschriftsteller sehr bald als letzten Mohikaner verarbeiten werden, wollte Europa lieber mongolisch als republikanisch haben. Ossendowski, der auf der Flucht von dem „tollen Baron" protegiert, von dem interessanten Kerl auch bezaubert wird, erzählt von seiner immerhin sinnvollen Grausamkeit wie von der sinnlosen Bestialität der ihn umgebenden Henker, die gradezu sadistisch oder wie rechte Bluthunde wüten. Aber die Weißen bleiben ihm doch immer die bessern Menschen; es ist gut, wenn man eine „Einstellung" oder wie man jetzt öfter sagt, eine „Mentalität" hat. Oder der Schriftsteller Ossendowski, der nicht ein Buch, wohl aber die einzelne Szene zu komponieren versteht, hat sich so sehr zu einem Instrument des Beobachtens und Wiedergebens gemacht, daß er innerliche Vorgänge, Zweifel, Bedenken, Bekehrung grundsätzlich unterdrückt, als ob die bloße Empfindung ihm die Kristallklarheit des Glases trüben könnte. Der Mann würde vielleicht nicht so außerordentlich sehen, wenn er sich nicht trocken, klar, hart, spröde und immer im Gleichgewicht hielte, wie eine genau zentrierte Linse.

Seine wissenschaftliche Erziehung wird allerdings während der Flucht durch das geheimnisvolle Asien auf recht harte Proben gestellt. Da, im Reiche des Buddhismus oder vielmehr in seiner nördlichen Form des Lamaismus, gibt es keine Medien, die sich entlarven lassen. Da wird noch feste gezaubert; das ist höchste überlieferte Priesterweisheit und zugleich alte geläufige Volkskunst. Der Reisende, dem wir glauben müssen, verzeichnet fabelhafte hypnotische Kunststücke, die ihm die Eingeweihten, die Hutuktus im Lande Buddhas vormachen. Der Feind der Bolschewisten wird von Ungern-Sternberg dem obersten Hutuktu der

äußern Mongolei, dem Lebenden Buddha zu Urga vorgestellt, der sich blind gesoffen hat, der sich mit jungen Weibern oder alten Kanonen, mit Grammophonen und anderm europäischem Krimskrams amüsiert. Der aber doch, wenn er sich einmal versenkt, gewaltig beten und außerordentliche Visionen erzwingen kann. Unser Paul Wegener hat ja schon dem Lebenden Buddha, der mit sechs Armen Blitze wirft, der seinen Astralleib mühelos versendet, und allen seinen magisch-okkulten Fähigkeiten einen Film gewidmet. In der Literatur der Abenteuer, die mit dem Film noch konkurrieren kann — und dieses Buch kann es — wird Asien und die Gelbe Gefahr bald Trumpf sein. Nach den Indianern und den Negern werden die Mongolen in die Jugendbücher einziehen, noch dazu in der interessanten Beschattung des buddhistischen Mysteriums, das ja schon sehr weit ins untergehende Abendland vorgerückt ist. In Berlin, wenn Ihr einen Kursus in Buddhismus, Yoga-Kultur und so weiter nehmen wollt — billiger als ein Abend im Lunapark —, laufen schon lange Prediger herum, die übrigens nicht ohne rührendes Mißverständnis die Geburt eines neuen und uns armen Deutschen besonders gewogenen Buddha anzeigen. Ossendowski denkt ganz anders als etwa der Mann, der unsre heiligsten Güter verwahrte; ihm ist das Gelbe nicht die Gefahr, sondern die Rettung. Die Mongolen und Alles, was mit ihnen verwandt ist, haben ihren Dschingis-Khan nicht vergessen, der sie einmal herrlichen Zeiten entgegenführte; sie träumen weiter vom Versprechen der Weltherrschaft, und der Lebende Buddha trägt des Eroberers Goldring mit dem großen Rubin und dem Zeichen der Svastika, die nichts andres als das Hakenkreuz ist. Erschreckt also nicht vor einer mongolischen Visage, wenn es nur auf dem rechten Herzen sitzt!

Ossendowskis Lebender Buddha, der vor kurzem gestorben oder vielmehr in die höchste Form des Daseins aufgenommen worden ist, wurde von den Chinesen, die die äußere Mongolei in Abhängigkeit halten, gefangen gesetzt und bald darauf durch einen kühnen Handstreich des Barons Ungern-Sternberg befreit. Die Beiden standen sich gut als geistige und als weltliche Macht. Der mongolische Papst hat den europäischen Abenteurer mit seinen paar tausend Mann offenbar überschätzt, wenn er ihn als Kriegsgott feiert und als den wiedererstandenen Dschingis-Khan. Wahrscheinlich hat dieser kluge Herr oder der Nachfolger, in den er sich inkarnierte, längst eingesehen, daß der panasiatische Gedanke sich grade mit dem Bolschewismus sehr viel besser vertragen kann. Graf Coudenhove-Kalergi, der Paneuropäer, ist immer noch ein Enkel jenes schlesischen Herzogs, der bei Wahlstatt fiel. Ich begreife, daß Ossendowski nicht nur aus Dankbarkeit für den Baron Ungern-Sternberg schwärmt, für den Enkel von Raubrittern und Seeräubern (die Literaten hat er vergessen), der den schon vom Großvater ererbten Buddhismus militarisieren wollte, und der selbst der erste Rittermönch mit den Gelübden der Keuschheit und sogar der alkoholischen Enthaltsamkeit wurde. Die großen asiatischen Bewegungen kommen nicht aus dem Bierkeller. Ungern-Sternberg wollte die Revolution in Europa bekämpfen, zunächst die russische in der damals vielleicht noch möglichen, heute nicht mehr statthaften Ueberzeugung, daß es den Russen an intellek-

tueller wie an produktiver Kraft zum Aufbau gebricht. Die Revolution ist untermenschlich, die Evolution ist göttlich. Ex oriente lux! Man wird sich aber bald entscheiden müssen, welches Licht des Ostens über Europa aufzugehen bestimmt ist. Bisher war die sanfte Leuchte Buddhas versprochen, die uns reinigt und weise macht. Plötzlich soll es die Fackel Dschingis-Khans sein, die uns schon vor sechshundert Jahren einigermaßen erschreckt hat. Ein neuer Khan muß uns erst niederwerfen, damit ein neuer Buddha uns wieder aufrichten kann, damit Tiere zu Menschen, Menschen zu Göttern werden. Ist das nicht billiger zu haben und muß die göttliche Evolution so von Grund aus anfangen?. Wir haben wohl der Dschingis-Khane genug, die das Hakenkreuz, das beliebt machende, geerbt zu haben meinen, und die schon im Streit über seine Echtheit sich in den Haaren liegen. Aber diesen asiatischen Weisen — Mutter Asien hat Zeit — kommt es auf ein Jahrhundert leider nicht an, und sie lehren, daß das göttliche Reich, noch unter der Erde versteckt, erst wieder erscheinen kann, wenn die schlechtesten Menschen geboren worden sind. Die asiatischen Weisen müssen sehr anspruchsvoll sein. Wenn es nur darauf ankommt, sollte sich die Zeit schon erfüllet haben.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Pariser Gastspiel

Louis Verneuil ist dreißig Jahre jung und hält als Lustspieldichter bei opus 31 (bis hundert, cher maître!) Es ist klar, daß solche Fülle der Leistung nur aus dem Handgelenk kommen kann; die Stücke Verneuils tragen auch alle Zeichen der Herkunft aus dieser schöpferischen Zentralstelle. Sie sind sehr beweglich, drehbar um verschiedene Achsen und handlichen Formats. Ihr Mechanismus ist ihre Seele, weshalb sie leblos werden im Augenblick, da jener stille steht. Sie haben den Reiz witziger Rechenaufgaben, ihre Personen sind menschlich figurierte Ziffern, und nie verläßt den Zuschauer das gute Gefühl, es könne diesen Personen unmöglich was geschehen, da sie ja nicht sind, keine Sekunde lang, sondern nur, auf Lustspieldauer und zum Rechenzweck, angenommen wird, daß sie sind. Wenn Verneuil darstellt: die Frau des Bankiers hat ein Verhältnis und so weiter . . . ist das etwa so, wie wenn Mocnik (Lehrbuch der Mathematik) sagt: Ein Vater hinterläßt seinen drei Söhnen tausend Hektar Feld . . . und so weiter. Es handelt sich da so wenig um die Erbschafts-, wie dort um eine Liebesgeschichte.

‚Ma cousine de Varsovie' ist eine erotische Gleichung mit einer irritierenden Unbekannten, eben der warschauer Cousine, die von der Freundin, damit die ihres Freundes ungestört genießen könne, auf den Gatten, von dem Gatten aber auf jenen Freund gehetzt wird. Die Warschauerin verliebt sich in den jüngern, zulänglichern Mann, und schon glauben wir, sie hat ihn, da gewinnt ihn aber doch noch die Freundin, auf dem Weg des sinnlichen Ueberfalls, zurück. Die legitime Illegitimität siegt. Eine Lösung, die nur deshalb recht behält, weil nach ihr der Vorhang fällt. Jede der andern Lösungen, die schon vorher trug-

schlußartig den gestreckten dritten Akt zu beenden schienen, wäre ebenso praktikabel, nicht minder die, die dem Autor, hätt' er nicht schon aufhören wollen, noch und in beliebiger Anzahl eingefallen wären. Das Witzigste an der witzigen Komödie sind die skurrilen Winkel, in denen sie den Strahl der Eifersucht sich brechen läßt.

Es wird in herrlichem Tempo gespielt. Keiner der Darsteller nimmt das Gefühls-Material seiner Rolle ernst, jeder clownisiert ein bißchen in der Liebes-Manege, wobei Verneuil den klugen, Herr Sky den dummen August macht. Dessen sanguinische Verlegenheiten sind angenehmer als die phlegmatischen Ueberlegenheiten des Herrn Verneuil, der so spielt, wie schnoddrig auf französisch hieße. Die Cousine aus Warschau ist Fräulein Elvire Popesco, eine reizende Frau, Theater-Vollblut, mit Talenten zum Lustspielen und vielleicht auch zu mehr — ein paar halbernst gemeinte, heftige Augenblicke zum Schluß verrieten das — reichlich begabt. Ihr Humor und Uebermut sind bezaubernd. Auf dem Bühnchen des Modernen Theaters konnte sich ihre radikale, raumgreifende Lebhaftigkeit gar nicht recht ausgeben. Die ganze Frau blitzt wie ihre Augen von Laune und Tempo, und wenn sie einschlägt, gibt es aus. Manchmal ist sie ein wenig derb, aber das wirkt dann wie Rassezeichen. Durch das rollegemäße Charakter-Durcheinander von Leidenschaft, Wurschtigkeit, Güte, Leichtsinn, Lebensklugheit, Fünf-Centimes-Romantik wirbelt sie mit Bedacht und Ueberlegung so sicher, daß ihr Spiel nebst dem Reiz der künstlerischen auch den einer sportlichen Leistung gewinnt.

Der Zerrissene

Hier sprudelt der natürliche Säuerling des Nestroy-Witzes besonders kräftig. Ein Medizinwasser, dienend zur leichtern Verdauung des unverdaulichen Lebens, dessen Pathetik es zersetzt. Nestroy witterte mit genialer Schärfe das tierhaft Possierliche im Menschen. Er sah die Zweibeinigen, wie der Menageriebesucher die Vierbeinigen sieht, die auch grade dann rechte Komiker scheinen, wenn sie ernsthaft und gravitätisch tun. Seine Stücke sind die lustigsten und weisesten Menschenfabeln, durchsetzt von kostbaren Raisonnements über Welt und Leben. Er durchschaute auch dessen Ernste als Spiele, mit denen sich der Mensch die Zeit der Daseins-Gefangenschaft verkürzt, und war überlegen schöpferisch darin, diesen Spielen Vorgang, Verwicklung und Text zu erfinden.

Thaller, im Akademie-Theater, kehrt als Herr von Lips („ein Kapitalist") nicht lange den Charakterdarsteller heraus, ergibt sich bald der fröhlichsten Possenanarchie. Seine Zunge hat den liebevollen Sarkasmus, wie er für Nestroy-Worte taugt, und seine Augen haben den auch. Seine Komik schmeckt naturhaft, dem Augenblick eben abgepflückt. Sein Coupletvortrag ist meisterlich, ganz intim, gewissermaßen mit jedem Zuhörer unter vier Augen. Herr Maierhofer macht den Schlosser Gluthammer, eine Figur, gesegnet von allen guten Geistern der Primitivität, ein Mensch, der es noch nicht lange ist (was ja dem Urwiener seinen unnachahmlichen biologischen Reiz gibt). Maierhofer spielt dieses Schlosser-Animal sehr breit, bärenhaft-täppisch, auf allen Vieren sozusagen. Ich könnte ihn mir in einem Bassin denken und Kinder davor, die ihn füttern.

Dorf Berlin von Peter Panter

Für Wilhelm Bendow

Eine Großstadt?" sagte meine greise Freundin Lisa, als sie aus Paris zurückkam, „eine Großstadt? Kinder, auf dem Potsdamer Platz picken ja die Hühner —!" Das könnte wohl sein.

*

Frühmorgens, beim ersten Hahnenschrei, erhebt sich der Großbauer Wresczynski von seinem kargen Strohlager. Die Mistforke in der nervigten Faust, ruft er Weib und Kind zu: „Auf! Auf! Die Sonne vergoldet schon den Synagogenknopf!" und geräuschvoll poltert er durchs einfache Bauernhäusel, das sich, mit Stroh gedeckt, an der Leibniz-Straße erhebt. Draußen gluckert der freundliche Bach, umwogen die Bananenfelder und jungen Gemüsebeete den stolzen Besitz, die mächtigen Bologneser Wachthunde bellen, nationale Ochsen brüllen, und demokratische Schafe wandeln gesenkten Hauptes auf die magere Geschäftsweide. Die Bäuerin tritt auf die Schwelle und sieht frohgemut in die weite Landschaft: vom Lunapark bis zum Nelsonberg eine einzige üppige und fruchtbare Gegend. Der Hafer blüht 354 fob, die milde Kuh blickt verächtlich in ein Faß mit Margarine, und die Schweine wühlen behaglich in der weichen Streu, die man ihnen aus Blättern der Deutschen Tageszeitung bereitet hat. Wo sind die Hühner? War der Fuchs im Hühnerstall? Aber Fuchs ist doch in Marienbad — wie kann da . . .? Nein, die Hühner sind schon frühmorgens auf den Geflügelmarkt gegangen, die guten Tiere, und haben sich da im Preis etwas heraufsetzen lassen. Erleichtert atmet die Großbäuerin auf.

Die Dorfkinder eilen in die Schule, und bald hört man die kleinen Stimmchen aus dem Schulfenster singen:

Siegreich wolln wir Frankreich schlagen
als ein tapfrer Heheheld . . .!

„Herr Lehrer", sagt der kleine Gothein, „ich muß mal rausgehn — mir ist mein Kompromiß geplatzt!" Und dann singen sie wieder.

Das Leben im Dorf hat sich unterdessen mächtig entwickelt. Die wackern Knechte verladen die Saisonarbeiter auf große ratternde Wagen, die tragen vorn eine Nummer, oben eine Stange und hinten einen Mann, der schimpft. Manchmal fahren sie. Die Frömmern werden in den Aboackerwagen geladen, anders tun sies nicht. Das ganze rüstige Volk ist bei der Arbeit. Emil Jannings geht hinter dem Pfluge einher und singt ein gar fröhlich Liedlein. In den Zeitungsredaktionen dreschen sie leeres Stroh. Die Großkopfeten lassen ein goldenes Haus am Brandenburger Tor schwarz-weiß-rot anstreichen, von oben bis unten, und daß die Farbe auch regenfest ist, dafür sorgt schon der Obermeister aus Ludendorf; er trägt eine blaue Brille gegen die Sonne und hinkt etwas: er hat sich einmal vor Jahren das Ehrenwort gebrochen, aber es ist beinahe schon wieder zugeheilt. In einer Ecke hat Schlächtermeister Wulle eine kleine Judenschlächterei aufgetan und steht, mit aufgekrempelten Hemdsärmeln, vor der Tür. Dampfend raucht er aus einer ungeheuern Pfeife und

liest die Memoiren des Herrn v. Tirpitz. Das ist ein starker Toback.

Zwei Büttel mit dem feierlichen Dreispitz und langen Obrigkeitsstock mit goldenem Knopf führen einen Mann einher, der lacht und wirft mit vollen Händen Geld unter die bettelnden Bankiers, die am Wege kauern. Neidisch zischelts hinter ihm: „Ja, der Müller! Der kann sich das leisten! Der steht unter Geschäftsaufsicht —!“ Zwei dralle Mägde kommen mit weiten Netzen aus der Au — man sieht ihnen die fünfundvierzig gar nicht an, wie sie so elastisch einherschreiten in dem putzigen Bubenkopf und dem guten Büstenformer! Sie kommen vom Tauentzien-Fluß, da haben sie nachts dem Fischfang obgelegen, und sie müssen gute Beute gemacht haben, denn die eine sagt zur andern in ihrem bäuerischen Dialekt: „Det kann ich da sahrn, Else, ick hab den ollen Seeje die janze Marie aus die Brusttasche jeklaut —! Wat heißt hier!“ Muntere Dirnen.

Schwerbeladene Wagen mit Dung schwanken unter den Torbogen, sie karren den Mist fort, kommen sie doch von einem sozialdemokratischen Parteitag. Halt! geht da nicht der schöne Rudi? Ja, er ists, das grüne Hütl keck auf einem Ohr, ein breites Scheit an der Seite, die Flinte auf der Schulter, so kommt Deutschlands beliebtester Sozialist durch die schmalen Dorfgassen und strahlt, der Jägersmann: er hat wieder einmal einen fetten Bock geschossen. Im Dorfwirtshaus nehmen sie das Mittagsmahl; nach dem guten Essen sitzen an einem großen runden Tisch: Theodor Wolff, Paul Lensch und Max Maurenbrecher und spielen Skat. Man hört ein mächtiges Geschrei, sie scheinen also ganz gut mit einander auszukommen. Maurenbrecher, wie immer, mogelt.

Gewichtige Amtspersonen gehen durch die Wilhelm-Straße: der Dorfschulze und die Mitglieder der Gemeindeversammlung. Viele haben ein blaues Auge, mit dem sind sie grade davongekommen, und sie haben eben beschlossen, mit dem Nachbardorf nur bei schönem Wetter Krieg anzufangen. Und eine neue Fahne wollen sie auch. Sonst haben sie keine Sorgen. Der Dorfschneider Haferl hütet seinen Laden, der alte Ladenhüter, er setzt den Mädchen alte Obstkörbe auf den Kopf und redet ihnen ein, das seien die neuen Modelle aus Paris. Mitten in der Gesellschaft sitzt ein armes Bäuerlein, das hat schon manches Anwesen ruiniert; während Andre ackern, rechnet er und malt große Tabellen, da steht es Alles drin. Aber obgleich er noch nie auf einen grünen Zweig gekommen ist, so wartet er doch und ist fein geduldig. Gut Hilferding will Weile haben.

Jetzt leuchtet die goldene Abendsonne über das Panketal, die Bäuerinnen treiben müd die Gänse heim, ihr Brusttuch steht, Gott behüte, offen, man hört das tiefe Muh der Rinder und: „Achtuhrabendblattachtuhrabendblatt!“ schnattern die Enten. Die Stalltüren öffnen sich langsam und weit.

Alt und Jung hat sich auf dem Dorfplatz unter der grünen Linde versammelt. Da steht herumfahrendes Gauklervolk und zeigt seine Künste. Einer kann eine ganze deutsche Grammatik verschlucken und gibt sie nur stückweise wieder von sich, der heißt Sternheim. Ein Alter ist da in würdevollem weißen Bahr,

der ist katholisch und dreht sich herum und — husch! — ist er ein Freigeist, und wieder herum und — husch! — ist er ein Hitlermann. Keine Verpackung, nur Ausstattung! Und Einer dreht auf der Laterna magica schöne Bilder; da kann man einen berliner Schauspieler sehen, tiefe Schmink- und Sorgenfalten durchfurchen sein Gesicht, und alles Volk schreit: Hurra! Denn die dummen Bauern glauben, das sei Fridericus Rex mit der Königin Luise, und nur der Gaukler an der Laterne weiß es besser. Aber er sagt nichts und schmunzelt und streicht das Eintrittsgeld ein. Und in einer Ecke halten sie ein Theater aufgeschlagen, aber das ist ganz leer, nur ein Mann sitzt darin, der hat sein Billett bezahlt. Es ist der Dorftrottel.

Nun ruhen alle Wälder, und der gute Mond scheint seins durch die silberblassen Wolken. Alt und Jung . . . ach, das hatten wir schon. Normal und Andersrum ist zur Ruh' gegangen, allein, zu zweit und assortiert. Vor dem Haus eines Weingroßhändlers rauscht zauberhaft ein Brunnen. Die Schenken haben geschlossen. Der letzte Fiedelton erstarb.

Klappt da ein Fenster —? Auf schwanker Leiter steht ein junger Bauer mit nackten Knien in der krachledernen Hos' auf der obersten Sprosse und busselt sein Mädel ab, die da vollbusig zum Fenster heraushängt. Es ist der Graf Keyserling, der, voll Weisheit, wie er es in der Schule gelernt hat, einer drallen Bauerndirn den Hof macht. „O Katharina —!" flüstert er heiß. Der Mond versinkt hinter dem Pallenberg, der Graf rutscht von der Leiter, ein leiser Abendlandwind gespenstert durchs Gras . . . Das Dorf schläft.

Deutsche Zeitschriften von Theobald Tiger

In der Schule aufzusagen

Mädchenhafte Treue
und ein lieber Blick
fesseln stets aufs neue,
Leser, dein Geschick.

Auf der Titelseite
sitzt ein junges Kind,
zeigt in voller Breite
dir ihr Angebind'.

Lieblich ist und labend
Flammri-Kochrezept,
Deutsches Dorf am Abend,
und wie man Höschen steppt.

Finder und Entdöcker,
Deutschlands Saft und Kraft,
ein Roman von Höcker
und Kunst und Wissenschaft.

Abonnier und wandre!
Solche Blätter gehn.
Doch es gibt auch andre,
die sind ganz mondän.

Bremen, Köln und Husum
lesen sich halb dumm.
Die sind mehr in usum
masturbantium.

Gents und ihr Kokettchen,
eine Welt: eisfein.
Mädchen im Korsettchen
und ein Kitzelbein.

Letzter Schrei der Moden.
Nutten im Trikot.
Leser liests in Loden,
und er sehnt sich so.

Kerls in Bügelfalten,
Autohandgepäck.
Welt bleibt stets beim Alten:
wünscht den Alltag weg.

Seidenweiche Kissen,
Butzenscheibenzeit —:
Beide Mal Kulissen
vor der Wirklichkeit.

Arbeitgeber von Morus

In den Spitzenorganisationen der deutschen Unternehmerschaft hat sich seit einiger Zeit ein bemerkenswerter Wandel vollzogen. Bis in die letzte Inflationszeit hinein war der wichtigste Unternehmerverband: der Reichsverband der deutschen Industrie das Große Hauptquartier der wirtschafts- und sozialpolitischen Reaktion, und die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, die Innung der Prinzipale, galt als gemäßigt. Im Reichsverband, in der Königin-Augusta-Straße, herrschte Stinnes. Dessen sozialreformerische Anwandlungen nach der Revolution waren schnell verflogen, und längst hatte er sich wieder zu dem rigorosen „Herr im Hause"-Standpunkt zurückentwickelt, durch den er sich schon im Jahre 1905, bei dem ersten großen Bergarbeiterstreik, eine traurige Berühmtheit erworben hatte.

Bei der Arbeitgeber-Vereinigung in der Burggrafen-Straße wehte ein milderer Wind. Offiziell regierte hier wie im Reichsverband Kurt Sorge. Aber dieser gute Onkel der deutschen Industrie hatte im Reichsverband nichts zu sagen, und in der Vereinigung — nun ja, da störte der immer zu Kompromissen geneigte Kruppier auch nicht. Das Zepter führte eine liberalisierende Verbandsbürokratie: Dr. Tänzler als Dekoration, Dr. Meißinger als der eigentliche Arbeiter, ein paar wohlklingende Attachés (von Zengen, von Mackensen). In der Vereinigung hielt man treu zur Arbeitsgemeinschaft mit den Gewerkschaften, die den Unentwegten im Reichsverband längst schon unbequem geworden war, und hatte immer für Alles Verständnis.

Diese Situation hat sich gründlich geändert, seitdem Sorge das Amt in der Arbeitgeber-Vereinigung niedergelegt hat und Ernst von Borsig — offiziell der stellvertretende Vorsitzende, da die Frage der Personalunion mit dem Reichsverband noch immer nicht geklärt ist — an die Regierung kam. Die Rede auf dem berliner Industrietag war nur ein Auftakt. Dann kamen die Hetzartikel im ‚Arbeitgeber' und, damit auch keine Zweifel darüber entstehen, von wo jetzt der Wind bläst, erscheinen soeben zwei Denkschriften der Vereinigung: ‚Die Lohnpolitik der deutschen Arbeitgeber' und ‚Die Arbeitszeitfrage in Deutschland'.

Charakteristikum aller dieser Kundgebungen ist: in der Arbeitgeber-Vereinigung wird jetzt hohe Politik gemacht, und zwar eine ausgesprochene Scharfmacherpolitik. Während der Reichsverband, trotz aller „Vorbehalte", die Durchführung des Sachverständigenplans doch schon als eine gegebene Tatsache betrachtet, wird von der Arbeitgeber-Vereinigung regelrecht gegen das „auf Ueberschätzung der deutschen Leistungsfähigkeit aufgebaute Gutachten" gehetzt. Nicht etwa, weil Herr von Borsig den Dawes-Plan ablehnen möchte. Nein, dazu ist er zu klug. Aber dem deutschen Arbeiter und der deutschen Oeffentlichkeit soll suggeriert werden, daß jetzt Jedermann vor den Arbeitgebern zu kuschen hat. Der „Feindbund" zwingt uns dazu. Wollt Ihr es anders? Dann seht zu, wie Ihr sonst wieder zur „nationalen Freiheit" gelangt. Nehmt Ihr aber an und erfüllt die Reparationen, dann kann nur Unterordnung unter die Unternehmerschaft uns retten. Zugleich aber will man den von den Gewerkschaften vorgebrachten „unsachlichen Vorwürfen der Lohndrückerei und der Ausbeutung" entgegentreten, durch die der ausländischen Konkurrenz und den ausländischen Regierungen „aus deutscher Hand Material geliefert"

wird zur jahrzehntelangen Unterjochung der deutschen Wirtschaft. Nicht übel! Eine kleine Denunziation der deutschen Gewerkschaftsführer an den Staatsanwalt wegen offenkundigen Landesverrats. Die Quintessenz: die Löhne müssen in Deutschland niedriger, die Arbeitszeit höher sein als in der ganzen Welt. Ueberhaupt: die ganze Welt! Wen geht das etwas an? Vergleiche mit dem Ausland sind nur eine Erfindung des internationalen Marxismus. „Was können uns Betrachtungen über internationale Regelungen der Arbeitszeit helfen, wo es um unsre nationale Existenz, ja selbst um das Wohl und Wehe jedes einzelnen Deutschen geht . . . Wir können uns keine Vergleiche mit dem Ausland gestatten, mit demselben Ausland, das unser politischer Zwingherr und unser wirtschaftlicher Gläubiger ist . . . Wer eine Rettung des deutschen Volkes aus eigner Kraft erhofft, lehnt jeden internationalen Vergleich bei der Gestaltung unsrer Arbeitsbedingungen ab." (Arbeitszeitfrage, Seite 63.)

Aber da die Arbeitgeber-Vereinigung selbst so inkonsequent ist, in ihrer andern Broschüre (Lohnpolitik, Seite 48) den Satz zu schreiben: „Der geltende deutsche Lohn zeigt in der großen Linie fast dasselbe Verhältnis zum Auslandslohn wie in der Vorkriegszeit, wenn man die Realkaufkraft der ausländischen Nominallöhne auf Grund der ausländischen Lebenshaltungskosten umrechnet", so sind auch wir unpatriotisch genug, einige Vergleiche anzustellen. Als Unterlage mögen die Aufstellungen dienen, die — es ist wirklich unverantwortlich, daß Amtsstellen noch immer so etwas tun — das Statistische Reichsamt im ersten Juliheft von ‚Wirtschaft und Statistik' gibt. Danach betrugen die Reallöhne im englischen Steinkohlenbergbau im Mai dieses Jahres 98 Prozent des Vorkriegslohnes, in der englischen Baumwollindustrie 105 Prozent, in der Wollindustrie 136 Prozent, in der Kammgarnindustrie 142 Prozent. In Frankreich betrugen im Bergbau die Reallöhne der Untertagearbeiter 104 Prozent, der Uebertagearbeiter 115 Prozent der Vorkriegszeit. In Spanien erhielten, mit Ausnahme der Feinmechaniker und der Maschinisten, die etwas zurückgeblieben waren, sämtliche Arbeiter der Metallindustrie, des Bau- und des Druckereigewerbes durchschnittlich 25 Prozent mehr als vor dem Kriege. Die Zimmerleute erhielten sogar 48 Prozent und die Buchdruckergehilfen 69 Prozent mehr als im Jahre 1914, und dieses bei achtstündiger Arbeitszeit, während vor dem Kriege die neunstündige Arbeitszeit bestand. In der Tschechoslowakei stellte sich im Braunkohlenbergbau der Reallohn der Grubenarbeiter auf 155 Prozent, der Reallohn der Tagarbeiter auf 161 Prozent der Vorkriegszeit, im Steinkohlenbergbau erhielten die Grubenarbeiter sogar 66 Prozent und die Tagarbeiter 92 Prozent mehr als vor dem Kriege. In Holland betrug der Reallohn der Maurer und Zimmerer 152 Prozent und der ungelernten Bauarbeiter 164 Prozent der Vorkriegszeit. In Schweden stellt sich der durchschnittliche Reallohn auf 123 Prozent der Vorkriegslöhne. Im Staate New York beträgt der Reallohn 29 Prozent mehr als vor dem Kriege. Eine leichte Senkung der Reallöhne findet sich nur in Sowjet-Rußland; aber selbst bei den bösen Kommunisten, die doch die russische Wirtschaft längst zugrunde gerichtet haben, beträgt die Differenz gegenüber den Vorkriegslöhnen nur 8 Prozent.

Und in Deutschland? Zu Anfang dieses Jahres betrug der Durchschnittsreallohn des gelernten Arbeiters 74 Prozent, der Reallohn des ungelernten Arbeiters 88 Prozent des Vorkriegslohnes. Bis zum Mai

dieses Jahres stiegen dann die Reallöhne auf 83 Prozent für den gelernten und 95 Prozent für den ungelernten Arbeiter. Und selbst wenn man, wie die Arbeitgeber wünschen, nicht den Wochenlohn, sondern den Tarifstundenlohn als Grundlage nimmt, ergeben sich im Mai für den gelernten Arbeiter erst 86 und für den ungelernten Arbeiter 102 Prozent des Vorkriegsstandes. Also: die Behauptung der Arbeitgeber-Vereinigung, daß die deutschen Reallöhne fast in demselben Verhältnis zu den Vorkriegslöhnen stehen wie die ausländischen Löhne, stellt sich als eine glatte Unwahrheit heraus.

Was die Arbeitszeit anbetrifft, so behaupten zwar auch hier die Arbeitgeber gelegentlich, daß die jetzige Arbeitszeitregelung in Deutschland für die Arbeiter nicht ungünstiger sei als im Auslande. Aber, wie gesagt: sie wollen sich auf diese offenkundige Unwahrheit selbst nicht versteifen, sondern ziehen es vor, Vergleiche mit dem Ausland als vaterlandsfeindlich abzulehnen. Wir wollen auch hier nicht weitergehen, als die Arbeitgeber-Vereinigung und uns das Argument zu eigen machen, daß in Deutschland mehr gearbeitet werden muß als acht Stunden, solange die Verpflichtung zu Reparationen besteht. Als Grundlage wollen wir, genau wie die Arbeitgeber, die berühmte Arbeitszeitberechnung von Walther Rathenau wählen — nur daß wir uns nicht damit begnügen möchten, die ollen Kamellen der Konferenz von Cannes zu wiederholen, sondern einmal exakt nachrechnen, wieviel denn nun wirklich mehr gearbeitet werden müßte, wenn die ganzen Reparationsleistungen durch Verlängerung der Arbeitszeit aufgebracht werden sollen. Nach den neusten Berechnungen Professor Julius Hirschs gibt es im Deutschen Reich zur Zeit 33 Millionen Erwerbstätige — das sind sogar absolut einige Millionen mehr als vor dem Kriege. Setzt man nach der Rathenau-Formel für jeden Arbeiter 300 Arbeitstage zu je 8 Arbeitsstunden und die Arbeitsstunde zu je 50 Goldpfennigen an, so würden sich bei streng durchgeführtem Achtstundentag — auch die Arbeitsschichten in der Landwirtschaft und im Kohlenbergbau zu 8 Stunden gerechnet — für ganz Deutschland jährlich rund 80 Millionen Arbeitsstunden mit einem Gesamtwert von 40 Milliarden Goldmark ergeben. Im ersten Jahr nach Inkrafttreten des Dawes-Planes braucht Deutschland nur etwa 200 Millionen Mark an Reparationen zu leisten, das heißt: die durchschnittliche Arbeitszeit brauchte, um diesen Betrag aufzubringen, nur um den 200sten Teil oder um täglich 2 Minuten und 24 Sekunden verlängert zu werden. In den folgenden Jahren stellt sich die jährliche Reparationslast nach dem Sachverständigenplan auf etwa 1¼ Milliarden Goldmark, das heißt: auf den Wert von 2½ Milliarden Arbeitsstunden. Die tägliche Arbeitszeit müßte also um 14,5 Minuten, eine knappe Viertelstunde, verlängert werden. Vom ersten Normalreparationsjahr, voraussichtlich von 1928/29 an, soll dann Deutschland jährlich 2½ Milliarden Goldmark zahlen oder den Wert von 5 Milliarden Arbeitsstunden. Und siehe da: auch das würde täglich erst eine Mehrheit von einer halben Stunde bedeuten.

Wenn es den Arbeitgebern also ernst damit ist, daß die Arbeiter nicht zur Mehrung des Unternehmerprofits, sondern nur zur Aufbringung der Reparationen mehr arbeiten sollen, so können die Gewerkschaften getrost zuschlagen. Es würde sich dann nämlich sehr schnell herausstellen, daß die Verquickung der Arbeitszeitfrage mit den Reparationsleistungen in der Tat nichts andres als ein Schwindel ist.

Bemerkungen

Haarmann

In Hannover haben sie einen gekriegt, der hat vielen jungen Leuten die Kehle durchgebissen. Der gemütvolle Berliner prägte bei dem Frauenmörder Großmann das Wort: „die Braut auf der Stulle“. Hier waren es andre Irrungen des Triebs, und das mögen die Aerzte unter sich ausmachen. Aber da ist noch etwas: dieser Haarmann war offenbar Polizeispitzel.

„Die Pressestelle beim Oberpräsidium Hannover teilt mit: Die von berliner Zeitungen gebrachte, neuerdings auch von hannoverschen Zeitungen übernommene Nachricht, der Polizeipräsident von Hannover, v. Beckerath, habe im Zusammenhang mit der Sache Haarmann sein Rücktrittsgesuch eingereicht, ist falsch. Der Polizeipräsident hat sein Rücktrittsgesuch nicht eingereicht.“ Aha!

Der Fall wird nicht aufzuklären sein. Gegen die Sache spricht höchstens, daß Gustav Noske den Polizeipräsidenten deckt. Aber ganz abgesehen von diesem Lokalskandal, bei dem behauptet wird, die Polizei habe ihre Pflicht nicht getan, muß doch auf Eins wieder aufmerksam gemacht werden.

Es gibt keine Polizei der Welt, die nicht mit Spitzeln arbeitet. Die Unmöglichkeit, in illegalen Schichten mit legalen Mitteln zu arbeiten, hat nur die Oberste Heeresleitung im Kriege nicht eingesehen. (In Rumänien forderte einmal der Generalstabsoffizier einer Division die von einem Spion unterzeichnete Quittung für erhaltene 500 Lei.). Die letzten, feinsten Fühler der Polizei sind unsauber — das wird immer so sein. Der echte Wunsch, aufzuklären, Rücksichten auf die Karriere, Vorsicht und Furcht, durch zu frühen amtlichen Eingriff Alles zu verderben, schafft die Achtgroschenjungens. Bis dahin ist die Sache nicht sehr schön, aber schließlich entschuldbar.

Faul wirds erst, wenn die Aussagen solcher Individuen, die pekuniär und manchmal auch anders an der Untersuchung interessiert sind, für voll genommen werden. Es ist vielleicht noch allenfalls zu verstehen, daß höhere Polizeibeamte die Methodik ihrer eignen Maschinerie nicht preisgeben.

Daß aber Richter in schwarzem Talar und weißer Unschuld nicht zu wissen vorgeben, wie Polizeiprotokolle zustande kommen, ist ein Skandal, den man in allen größern — vornehmlich politischen — Strafprozessen beobachten kann. Die Aussagen des Angeklagten: „Ich bin geschlagen worden“, „man hat mich nicht schlafen lassen“, „ich war schon so erschöpft, daß ich Alles zugegeben habe“ — werden gar nicht geprüft. (Irgendwelche Rechtsgarantien vor der Polizei bestehen bekanntlich nicht.)

Niemals aber — mit Grund: niemals — wird von einem Gericht geprüft, wer der Anzeiger, wer der „Zeuge" war, auf den sich die polizeilichen Beobachtungen stützen, wer das Gespräch abgelauscht hat, wer die Zusammenkunft gesehen haben will. Die Polizeibeamten werden immer gedeckt und sagen nichts aus. Der Richter, das Lämmchen, sitzt auf seinem Sessel und ahnt nichts. „Durch die Aussage des Herrn Kriminalkommissars ist festgestellt . . ." Der Hintermann bekam drei Mark achtzig die Stunde, oder wie der Tarif sonst lautet. Man stelle sich in einem Strafprozeß einen Zeugen vor, der dem Angeklagten schwer verschuldet ist und nun gegen ihn aussagt . . .

Wie weit von der Polizei Lockspitzel verwendet werden, ist schwer nachzuprüfen. Daß Spitzel verwendet werden, ist verständlich. Daß deutsche Richter niemals die Grundlagen eines Polizeiprotokolls prüfen, sondern daß diese dunkle Brühe ohne Sieb durch die Kanäle der Staatsanwaltschaften läuft, vor den Richter, dem sie klar wie dicke Tinte erscheint, das zwingt neben andern Gründen immer und immer wieder dazu, die Urteile, die von deutschen Gerichten in politischen Strafprozessen — und ganz besonders in Landesverratsprozessen — gefällt werden, mit dem äußersten Mißtrauen zu betrachten und aus den Ansichten des Gerichts keinerlei Rückschlüsse auf die tatsächlichen Vorgänge zu ziehen.

Ignaz Wrobel

Jos. I. Loukota

Es gibt so Leute, deren Namen man immer mal wieder begegnet, ohne daß man sich dabei etwas denkt. Man sieht sie stets an der nämlichen Stelle und erkennt sie sofort an gewissen Kleinigkeiten. Man sieht sie gern, aber man weiß nicht, wie sie heißen, und man macht sich seine Vorstellung von ihrem Charakter oder von ihrem trauten Heim und dergleichen.

In den ‚Meggendorfern' begegnet mir seit Jahren solch ein Mann. Unter seinen Zeichnungen steht: Jos. I. Loukota. Ich habe keine Ahnung, ob ich die Unterschrift richtig lese. Die ‚Meggendorfer' sind ja so herzig unmodern, daß sie verschmähen, die Namen der Illustratoren zu nennen.

Den Jos. I. Loukota kenne ich aus dem Friseur-Salon. Nur beim Barbier sehe ich mir seine Sachen an. Und manchem Leser der ‚Weltbühne' mag es ähnlich ergehen. Sicherlich habt Ihr alle die Assoziation: Meggendorfer — Rasieren — Pommerhanz. Oder: Meggendorfer — Haarschneiden — Ade. Und sicherlich habt Ihr alle die mystische Erinnerung an Herrn Josef Futterer, der so wunderbar exakt zeichnet, oder an Horina inv. Und vielleicht denkt Der oder Jener daran, daß einst Oswin Zwintscher ständiger Mitarbeiter der ‚Meggendorfer' war und Fritz Haß und Seewald und der ehemalige Bildermann des münchner Schauspielhauses, der Goetz (der Pallenbergs Villa so lieb umgebaut hat), und der I.B. Maier und der Gulbransson-Nachbeter E. H. Nunes, welcher mit Vornamen Emerico zu heißen schien.

Heute bestehen die ‚Meggendorfer' fast ausschließlich aus Josef Mauder, der von Walter Trier allerhand profitriert hat.

Hin und wieder taucht auch obgenannter Loukota auf, und obwohl ich jetzt nicht beim Barbier sitze, beschäftige ich mich mit Loukota. Was ich hier über ihn aussage, ist ohne Praeparation und ohne Notizen geschrieben. Ich habe keinerlei Nebenabsicht — namentlich nicht die, gescheit zu tun. Ich möchte nur ein bißchen auf den Mann aufmerksam machen, und da ich weiß, daß die Leser der ‚Weltbühne' Sinn haben für Hinweise auf Verstecktes, so schieße ich los.

Dieser Loukota, den ich für einen Illustrator erster Klasse

halte, ist vielleicht schon ein alter Herr mit schlohweißem Bart und betreibt unter Umständen im Hinterberuf eine entzückende Obstweinschänke. Das ist mir einerlei.

Dieser Loukota zeichnet jahraus, jahrein Bilder für die ‚Meggendorfer'. Fürwahr, ein bitterer Beruf. Zu dämlichen Texten Illustrationen liefern: das grenzt an Heroismus. Der Verwalter hat befohlen, die Schnecken im Garten totzutreten; da aber die Schnecken an der Gartenmauer hochkriechen, so hat der Gärtner die Aufgabe, die Schnecken an der Mauer totzutreten. Das ist nicht nur Quatsch, sondern auch ein „Motiv" aus den ‚Meggendorfern'. Loukota illustriert dergleichen zum Entzücken. Dabei befindet er sich in ähnlicher Situation wie der Gärtner.

Wie Koch-Gotha in bessern Zeiten — teurer Freund, wohin bist du versunken? —, so bevorzugt Loukota perspektivische Besonderheiten, ausgefallene Lichteffekte und ungewöhnliche Stellagen. Bei Thoeny, wenn er einen Dialog plant, werden zwei Personen neben einander rangiert, die krampfhaft vermeiden, sich ins Auge zu schauen. Bei Loukota wird man mitunter gar nicht klug, was sich da tut. Erst bei näherm Studium kommt man dahinter und schreit vor Lachen. Darin ähnelt er dem Rudolf Wilke, der ebenfalls Banalitäten aus dem Wege wich und Charakteristisches festhielt. Loukota kann sehen. Er ist ein Beobachter mit ausgeprägtem Sinn für komische Belanglosigkeiten. Und er hat Schmiß.

Zwei Loukotas finde ich in den ‚Meggendorfern'. (Den farbigen nehme ich aus; der ist nicht echt.) Erstens: den mit der herben, starken Feder, der sich bis zur Radierung verfeinert. Der zweite, der mit weichem Blei (oder Kreide) arbeitet und Schattenwirkungen aufspürt. Da wischt er zuweilen eine deformierte Gestalt hin, deren Aermelfurchen wie aus Lehm geknetet sind. Oder einen Kuhjungen, der von einem Schüler des alten Menzel herrühren könnte. Dann wiederum versteift er sich auf ein Detail und setzt einen photographierten Kopf hinein oder überbetont eine Seltsamkeit.

Schwarz-Weiß ist seine Stärke. Er besitzt Blick und Temperament. Er kann wirklich viel.

Leider in den ‚Meggendorfern'.

Hans Reimann

Sanson und Kiepenheuer.

In Nummer 21 der ‚Weltbühne' ist ein Artikel von mir erschienen, der den Titel trug: ‚Unter falscher Flagge', und in dem ich

unter anderm darauf hinwies, daß das vom Verlag Gustav Kiepenheuer in Potsdam veröffentlichte Buch: ‚Die Henker von Paris' nicht von dem Henker Henri Sanson, der als Verfasser angegeben ist, herrührt. Darauf hat der Verlag Kiepenheuer in Nummer 29 mit Ausführungen geantwortet, die zwar starke Angriffe auf mich enthalten, in denen er aber sonst von der Taktik des „Einnebelns" Gebrauch macht. Er geht nämlich um die Sache herum und versucht durch die Fülle der Worte den Eindruck zu erwecken, als habe er Das widerlegt, was ich behauptet habe. Tatsächlich findet sich die Behauptung, daß Henri Sanson der Autor der ‚Henker von Paris' sei, in dem ganzen Artikel nicht.

Um mich zu vergewissern, habe ich mich telephonisch und schriftlich an den Verlag Kiepenheuer gewandt und ihn ersucht, mir diese Erklärung, auf die es allein ankommt, zu geben. In einer telephonischen Unterhaltung hat mir Herr Kiepenheuer dann erklärt, daß die Erinnerungen der Henker von Paris nicht von Henri Sanson geschrieben seien, also genau Das, was ich behauptet habe. Indem ich das feststelle, ist das Wesentliche der Sache erledigt. Herr Kiepenheuer enthebt mich damit der Verpflichtung, die Leser mit der Feststellung aller Irrtümer in seinem Angriff gegen mich zu langweilen.

Zum Grundsätzlichen nur so viel. Der Verlag Kiepenheuer hat die Erinnerungen in einer Form veröffentlicht, aus der man schließen muß, daß Henri Sanson tatsächlich der Autor ist. Daß dieser Anschein erweckt worden ist, geht auch aus einer Reihe von Besprechungen hervor, noch ganz kürzlich aus der, die der kenntnisreiche Dr. Franz Leppmann in der Vossischen Zeitung veröffentlicht hat. Wenn ernste Forscher in dem Buche, das meinetwegen nach den besten Quellen gearbeitet sein mag, selbst ein kulturhistorisches Quellenwerk erblicken, und zwar veranlaßt durch die Form der Veröffentlichung, die der Verlag dem Buche gegeben hat, so ist das eine Gefahr, auf die man aufmerksam machen muß. Herr Kiepenheuer selbst sagte mir, daß durch meinen Artikel der Absatz des Buches nicht geschädigt worden sei. Umso besser für ihn. Dann kann er ja ohne Gefahr für seinen Geldbeutel in künftigen Auflagen durch eine kurze Vorbemerkung oder sonstwie auf den Tatbestand hinweisen. Ich würde mich freuen, wenn er erklärte, daß er bereit ist, das zu tun.

Johann Jeremias Kruse

Der Jargon

Generaldirektor Davidson, der Lautenburg des Films, erzählt:

„Als Tonbilder der Industrie in Blüte waren, ließ mich der bekannte dicke Levin von der deutschen Bioscop nach Berlin kommen, pries mir seine Apparate an, verkaufte sie mir an einem Freitag zu einem hohen Preis, um sie am Sonnabend um 50 Prozent billiger im Fachblatt zu annoncieren. Auf meine Einwendungen sagte er zu mir kaltlächelnd: ‚Nun, lieber Freund, nachdem Sie mir so einen Posten Apparate abgekauft haben, kann ich sie heute natürlich billiger geben.'

*

Als ich Pola Negri entdeckte, wurde sie mir von einem sogenannten Filmhersteller vor der Nase weggeschnappt. Als ich sie aber dann nach einem Jahr aus seinen Händen loslöste, sagte mir dieser bekannte Fachmann: ‚Ich überlasse sie Ihnen — werden Sie glücklich mit ihr — viel Freude werden Sie nicht erleben, und spielen kann sie auch nicht.' Er hat sich getäuscht."

Sprüche

Wenn ich zu Jemand höflich bin, so ist das ein Mißachtungsvotum.

*

Jedes Ding hat seine innere Phantastik. Sie ist in allen Fällen gleich groß.

Julius Levin

Antworten

Schulrat Dr. Wilhelm Appens, Dortmund, Kaiser-Straße 68. Sie erhoffen viel von einem Briefwechsel zwischen der deutschen und der französischen Jugend und schreiben mir: „Bis jetzt haben sich 110 deutsche Schüler und Schülerinnen gemeldet, die einen französisch-deutschen Briefwechsel wünschen. Das genügt aber nicht. Hunderte von französischen Adressen liegen vor, für die noch keine deutschen Korrespondenten da sind. Deutsche Adessen sind also erwünscht. Alter der Briefschreiber: zwischen 14 und 19 Jahren. In Frankreich vermittelt den Adressenaustausch: Professor Duméril, Nantes, Ville aux Roses, 3tes. Da aber in Frankreich bis zum 30. September Ferien sind, werden die Antworten erst Anfang Oktober einlaufen." Wieder eins von den förderungswürdigen Mitteln, den Völkerhaß abzubauen. Lassen Sie sich von dem Geschrei der Nationalisten hüben und drüben nicht beirren.

Filmist. Vor einiger Zeit waren Douglas Fairbanks und Mary Pickford in Berlin. Darüber quittiert deine Fachpresse dergestalt: „Wir sehen in dem Besuch der Beiden keinen Fortschritt in der Anbahnung guter Beziehungen zu Film-Amerika und verabschieden uns deshalb von ihnen mit einem leichten, weltmännischen Gruß, der, wie alle Höflichkeit, zu nichts verpflichtet." Sollten die Beiden deutsch verstehen und nichts Besseres zu tun haben, als deine Fachpresse zu lesen: sie werden schön lachen.

Teutscher. Inserat oder Anzeige in einem deiner Organe oder Blätter: „Gedächtnis-Schlager! Für Private, Vereine und Gesellschaften: Schlageter-Feuerzeuge in garantiert Alpacca-Silber per Stück G.M. 1.50 gegen Vorkasse oder Nachnahme. Vereine und Gesellschaften bei Einholung von Offerte Sonderangebot." Geschäft ist Geschäft oder: Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun heißt eine Sache.

Unglücklicher Theaterbesucher. Zeitungsnotiz: „Der Direktor der Komischen Oper ist aus Paris zurückgekehrt, wo er mit den Revue-Theatern Casino de Paris und Folies Bergères ein Abkommen getroffen hat, wonach die szenischen Tricks und die Originalausstattung für die neue Revue der Komischen Oper von diesen beiden Theatern geliefert wird. Der Titel der Revue lautet: ‚Das hat die Welt noch nicht gesehen'." Das hat sie sicherlich noch nicht gesehen. Aber Goethe hat gewußt, daß das kommen würde: Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden — doch seine Szenentricks die klaut er gern.

Turner. Lassen Sie sich nicht von den „deutschen Turnbehörden" und am wenigsten vom Reichsausschuß für Leibesübungen zu politischen Zwecken mißbrauchen. Solch ein politischer Zweck ist die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht. Herr Lewald steht dem nicht fern. Herr Diem auch nicht. Und Herr Roethe ist nicht legitimiert, der deutschen Jugend etwas mehr Disziplin zu wünschen. Soweit sie sich ihren Verstand bewahrt hat, wünscht sie ihm etwas mehr wissenschaftliche Arbeit. Sie aber sollten turnen und nicht wieder auf Menschen schießen lernen.

Bayer. Ihr Ministerpräsident Held hat die Pressevertreter empfangen, die sich das gefallen ließen, und hat sie folgendermaßen belehrt: „Die Presse sollte ihre ganze Betrachtungsweise auf die Erhaltung und Kräftigung der Staatsautorität einstellen, mag sie auch der Staatsform parteipolitisch gegenüberstehen, wie sie wolle. Meine vornehmste Aufgabe erblicke ich darin, nicht Parteipolitik, sondern wirkliche Staatspolitik zu treiben. Zwang halte ich nicht für das geeignete Mittel, die Staatsgesinnung der Bevölkerung zu wecken und zu konsolidieren. Es kommt Alles darauf an, mit zielsicherer Hand

zu führen. Ich bin gesonnen und willens, da, wo sich Kräfte geltendmachen, die nicht auf die Schaffung und den innern Aufbau des Staates, sondern auf die größtmögliche Freiheit des Individualismus im Staate ausgehen, unter Umständen mit rücksichtslosem Einsatz der Mittel, die der Staat zur Verfügung hat, dem Staate Geltung zu verschaffen." Es werden sich hoffentlich genügend Männer finden, die diesem Helden klar machen, daß sie gesonnen und willens sind, auf die größtmögliche Freiheit des Individuums im Staat auszugehen und mit rücksichtslosem Einsatz die Mittel, die sie zur Verfügung haben, gegen einen Staat anzuwenden, der den unschuldigen Fechenbach im Zuchthaus und seine Ministerpräsidenten für die Lehrer Germaniens hält.

Pazifist. Ein ‚Münchener Bücher-Bericht', den Alois Schremmer herausgibt, enthält von Karl Borromäus Heinrich diese schönen und wahren Worte: „Es ist denkbar, daß, bis die Erkenntnis von der internationalen Fehlerhaftigkeit der internationalen Gesellschaftsordnung als der eigentlichen Ursache des internationalen Krieges völlig durchgedrungen ist, bis Religion und Nation mit einander in Harmonie gebracht sind, inzwischen noch ein zweiter Weltkrieg ausbricht. Er wird diese Erkenntnis der religiösen wie der nationalen Menschen nicht oder nur vorübergehend aufhalten, in seinem Verlauf jedoch ungeheuer verstärken. Diejenigen Völker, die durch den Ausgang des ersten Weltkrieges national benachteiligt worden sind, können ihre Lage verbessern, wenn sie sich unter gar keinen Umständen in diesen zweiten Weltkrieg hineinreißen lassen. Nur der Nichtkriegsteilnehmer hat, in einem kapitalistischen Zeitalter, vom Weltkrieg Vorteil: eine für die in den Weltkrieg Verwickelten tragische, aber von ihnen während des Kampfes nicht begriffene Wahrheit." Wenn wenigstens zu hoffen wäre, daß sies vor dem Kampfe begreifen und danach handeln!

D. O. Die Jugendbeilage des ‚Daheim' bringt auf der Titelseite eine englische Bulldogge mit einer englischen Soldatenmütze auf dem Kopf — 1924! — und darunter folgendes Gedicht: „Der Bulldogg hier als Polizist Hält Wache, wie es üblich ist. Seht ihn euch nur recht deutlich an, Weil er euch mal begegnen kann. Und wird er frech dann, seid nicht faul, Haut ihm gehörig eins aufs Maul. Denkt an die Helden, die zum Wrack Ihn schlugen einst bei Skagerrak." Abgesehen von der historischen Unwahrheit: man stelle sich a) das Geheul vor, wenn eine französische Zeitschrift dergleichen mit einem deutschen Polizeihund gemacht hätte, b) die Wirkung auf die Kinder, denen solch eine Schundliteratur in die Hand gegeben wird. Offenbar hat das ‚Daheim' die edle Aufgabe, die Kinder zu braven Lesern des Blattes für die Idioten der Reichshauptstadt zu erziehen. Das wird gelingen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943
Verantwortlich für die Anzeigen: Heikl-Verlag G m b H., Berlin W 35, Nolldf. 792, Blumeshof 1.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Prikopy 6.

Imperialismus von Georg Brandes

II.

Frankreich

Mit der französischen Presse verhält es sich anders als mit der amerikanischen. Sie hat ja fast keine Anzeigen. Sie ist mächtig, weil sie subventioniert wird. Seinerzeit wurde sie von den Buren subventioniert und war burenbegeistert, dann, als den Buren das Geld ausgegangen war, von den Engländern. Eine naheliegende Illustration ist Iswolskis Briefwechsel mit Sassonow. In fast jedem Brief erinnert Iswolski als Gesandter in Paris daran, daß er immer mehr Geld zur Verfügung haben müsse, damit die französische Presse sich in Uebereinstimmung mit den Wünschen des Zarenreiches ausspreche, und um keinen Abstrich zu erhalten erwähnt er, welche „Resultate" der oesterreichische Gesandte in Paris durch seine Freigebigkeit erreicht habe, als Bosnien und die Herzegowina einverleibt werden sollten.

Calmette war ein unbemittelter Mann, als er Direktor des ‚Figaro' wurde, und steinreich, als er nicht viele Jahre später von Frau Caillaux getötet wurde. In einem leider unbeachteten Buche: ‚Armand Carrel' habe ich darzustellen versucht, daß die Tötung dieses Mannes durch den Pistolenschuß Emile de Girardins den Uebergang von der Tribüne zur Trödlerbude, vom Kampf für Ideen zum talentvollen Geschäft bedeutet.

Daß nun Frankreich, früher die Macht, die am eifrigsten deutschen Imperialismus bekämpfte, augenblicklich als der ausgeprägteste Repräsentant des Imperialismus dasteht, wird von den französischen Gesandten in allen Ländern leidenschaftlich geleugnet. Ob auch von Andern, will ich dahingestellt sein lassen. Ich will nicht anführen, was jede Zeitung mitteilt; ich will nicht mit den Blättern des Tages konkurrieren.

Ich will von den Verhältnissen an der Nordküste Afrikas sprechen, und ich will keine Tatsache anführen, die nicht von den Franzosen selbst zur Sprache gebracht ist, keinen Uebelstand, dem nicht das ‚Comité d'action française musulmane' abzuhelfen versucht hat. Das ist im Mai 1916 von Deputierten und Universitätsprofessoren unter dem Vorsitz meines verehrten Freundes Edouard Herriot gestiftet worden, der Senator und seit mehr als zwanzig Jahren Bürgermeister der Stadt Lyon ist. In Lyon ist er beinahe allmächtig. Er prahlt nicht. Als ich aber vor etwa zwanzig Jahren einmal zu ihm sagte: „Sie wollen es. Aber geschieht es auch?" antwortete er: „In Lyon geschieht, was ich will."

Außerhalb Lyons leider nicht.

Wenn ich mich hier gegen den grassierenden Nationalismus, das imperialistische System in Nordamerika oder in Frankreich ausspreche, so beruht dies nicht auf Unwillen gegen die Vereinigten Staaten oder das französische Volk, noch weniger auf Begeisterung für die sittliche Reinheit oder die politische Liebenswürdigkeit der Deutschen. Es beruht auf einem Rechtssinn, der sich nicht beliebt machen will. Es ist notwendig, daß ab und zu Einer die grobe Arbeit verrichtet, die Wahrheit zu sagen. Wir können ja nicht ewig von dem politischen Schleim leben, mit dem wir angefüllt werden. Tocqueville machte schon 1830 darauf aufmerksam, daß kein absoluter König so umschmeichelt werden wolle wie eine sogenannte demokratische Majorität. Man scheint nach dem Kriege die jeweilige Mehrheit einer Nation zu preisen. Alle Völker leben heutzutage in einer beständigen Selbstanbetung.

Man kann sehr gut den Franzosen Voltaire dem Deutschen Klopstock und Washington Wilhelm dem Zweiten vorziehen und sich doch niedergeschlagen fühlen von dem Mangel an Freisinn in der Regierung der Vereinigten Staaten und die reaktionären Tendenzen der Poincaristen. Wenn ich über Frankreich spreche, so sind meine Quellen ausnahmslos französisch. Das ganze Regierungssystem in Nordafrika ist auf Unrecht und Einschüchterung aufgebaut. Bei jedem Versuch zur Abhilfe dieser Uebel setzen die dort ansässigen französischen Kolonisten, eine Handvoll reicher, einflußreicher Menschen, Himmel und Erde in Bewegung, und Alles bleibt beim Alten.

Die Eingeborenen haben keine Bürgerrechte, sind der Gewalt und Willkür der Verwaltung unterworfen, sind schlimmer daran, als es die Bevölkerung im Rußland der Zarenherrschaft war. Die Eingeborenen haben keine Vertreter im französischen Parlament. In Tunis ist der Zustand so, daß ein Rechtsstreit zwischen einem Araber und einem Franzosen trotz dem Gesetz nicht vor einem französischen Gerichtshof ausgetragen, sondern administrativ zum Nachteil des Arabers entschieden wird. Es ist den Tunesen verboten, Korn auszuführen; die Regierung hat verordnet, daß alle Feldfrüchte zu Preisen, die administrativ festgesetzt werden, an die Militär-Intendantur verkauft werden.

Auf einem 1917 von ‚La Ligue pour les Droits de l'Homme' in Paris abgehaltenen Kongreß sagte Houtet über die Verhältnisse in Algier: „Wir halten das Land in einem Zustand von Sklaverei und Unterdrückung. Es gibt keine Gleichheit vor dem Gesetz." Und Aulard, der berühmte Geschichtsschreiber der französischen Revolution, konnte, ohne daß

Einer ihm widersprach, ausrufen: „Wir sind weniger liberal als der Großtürke. Seien Sie dessen versichert: er gibt uns durch seine Haltung ein Beispiel an Freisinn!“

Als der politische Wetterhahn Gustave Hervé diesen Zuständen zu Leibe gehen wollte und schrieb, daß Frankreich, das so bitter über die Unterdrückung von Elsaß und Lothringen klagte, sich schämen müßte, Nordafrika weit schlimmer zu unterdrücken, da fügte er zur Entschuldigung hinzu, daß das Elsaß 1871 ein kräftiges Unabhängigkeitsgefühl gehabt hätte, während die Araber in Nordafrika eine unentwickelte Masse ohne Nationalbewußtsein seien.

Hierauf antwortete die arabisch-französische Presse mit gutem Grunde: „Algier und Tunis waren stets Ein Land, sie haben sieben Millionen Einwohner von gleicher Rasse, gleicher Sprache, gleicher Religion. Beide Länder hatten unter ottomanischer Herrschaft volle Autonomie . . . Im Jahre 1830 begann Frankreich die Eroberung von Algier. Vierzig Jahre kämpften wir unter Abd el Kader, bis wir der Uebermacht des Feindes erlagen. Dann führte der Feind eine Herrschaft von Unrecht, Gewalt, Demütigung und ständigem Terrorismus ein.“

Nach fast einem Jahrhundert wird Algier noch als überwunden behandelt, muß heute noch dem Sieger Kriegsschatzung zahlen, hat keine gesetzliche Sicherheit, kein Recht, keine Freiheit, aber Pflichten genug, darunter die Wehrpflicht.

1881 marschierten unter einem kaum ernst gemeinten Vorwand französische Truppen in Tunis ein, hielten auf Order des jämmerlichen, aber damals gemacht harten Ministers Barthelémy eine halbe Meile vor Bardo an und ließen dem Bey durch ihre Sendlinge ein Ultimatum überreichen, einen Unterwerfungstraktat, mit dem verglichen der Oesterreichs an Serbien human war. Unterschrieb er nicht binnen zwei Stunden, so wurde Tunis bombardiert. Er unterschrieb. Das Volk griff zu den Waffen. Das Land wurde erobert.

Auf dem Boulevard in der Stadt Tunis sieht man eine Gruppe, die an das Gefühl appelliert: ein französischer Knabe lehrt liebevoll einen Araberknaben lesen. Das muß als ein liebenswürdiger Scherz bezeichnet werden. In Wirklichkeit ist das nie vorgekommen. Die arabische Sprache ist überall verdrängt: in der Zentralverwaltung, der Polizei, dem Medizinalwesen. Mit Ausnahme von ein paar Dolmetschern sind alle Beamten in Tunis Franzosen.

Hier hat jedes europäische Kind umsonst Schulunterricht, dagegen kein arabisches. Von 150 000 Schülern werden daher nur 3500 frei unterrichtet.

Von der ganzen Bevölkerung des Landes erhalten nur zwei Prozent freien Elementarunterricht auf Französisch. In

der Zeit der Unabhängigkeit war der Elementarunterricht arabisch und für alle Eingeborenen gratis. Ebenso wurde der höhere Unterricht am Sadiki-Kollegium umsonst erteilt. Nach Einführung des Protektorats sind fremde Sprachen mit Ausnahme der französischen vom Programm ausgeschlossen.

Ueberall ist die eingeborene Bevölkerung ihres Bodens beraubt und dieser Boden Kolonisten überlassen, unter die das Geplünderte durch Konzessionen verteilt wurde, jenachdem sie einflußreiche Verbindungen hatten. Es ist erschreckend, die Verhandlungen der französischen Deputiertenkammer vom 24. November 1911 darüber zu lesen. Hier sprach der Deputierte Lagrossilière unangefochten aus: „Alle diese Ungerechtigkeiten werden von der empörendsten unter allen gekrönt: der Vertreibung der Eingeborenen an die Grenze der Wüste als Folge der Enteignungen."

Vergebens haben die hervorragendsten Gelehrten in Tunis immer wieder daran erinnert, daß die französische Regierung in ihrer Antwort an Rußland als Ziel des Krieges nannte: ständige Garantien für die Unabhängigkeit der Völker, der kleinen wie der großen, zu erreichen, der Welt von jetzt an Respekt vor der Unabhängigkeit der Völker zu sichern. Wie erinnerlich, hat Clemenceau als Conseilpräsident öffentlich erklärt: „Frankreich hat unter seine Forderungen die Unabhängigkeit der unterdrückten Nationen aufgenommen" und hinzugefügt: „Ihr Geschick wird nach den Gesetzen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit geordnet werden, die von einer höhern Gattung als die bestehenden sind."

Während des Krieges mußte die Bevölkerung Algiers ungefähr 300 000 Kombattanten stellen. Die französische Regierung hat die genaue Zahl der Gefallenen lange nicht angeben wollen. Obs schließlich geschehen ist, weiß ich nicht.

Doch in Tunis hat man selbst die Rechnung gemacht. Tunis stellte 100 000 Soldaten, darunter 70 000 Kombattanten. Von diesen 70 000 sind 30 000, also fast die Hälfte, gefallen, was sonst unerhört ist. Man kann daraus auf die algerischen Verluste schließen.

Wie bekannt, mußten die nichtfranzösischen Truppen immer den ersten, den mörderischsten Stoß auffangen. Das war ja nur natürlich. Sie waren der französischen Heeresleitung selbstverständlich weniger teuer als die eignen Landeskinder. Die deutsche Heeresleitung handelte nicht anders. So fielen von Nordschleswigern während des Krieges mindestens ebenso viele wie 1864 im ganzen dänischen Heer. Und die Franzosen schonten sich ja sonst keineswegs. Sie haben selbst ihre Verluste bis zum November 1918 mit 1 385 000 Toten und Vermißten, 694 009 Verstümmelten und 446 000 damals noch in Gefangenschaft Befindlichen angegeben.

Dennoch besteht kein Verhältnis zwischen dem, was Franzosen, und dem, was Araber verloren haben.

Bei der Einschiffung der afrikanischen Truppen wurde auf der Mairie in Algier durch den Munizipalrat, den Vorsitzenden des Advokatenstandes, Herrn L'Admiral, eine Rede gehalten, die tragikomisch genannt werden kann:

„Ihr zieht jetzt fort! An der Seite eurer französischen Waffenbrüder, an der Seite unsrer treuen Alliierten, in einem Heer, wo kein Unterschied nach Rasse oder Abstammung gemacht wird, werdet Ihr Frankreich eure Dankesschuld abtragen. Soldaten! Wenn Ihr eure Schuldigkeit getan habt, so seid versichert, daß alle Ausnahmegesetze, alle durch Mißtrauen verschuldeten Maßregeln, Alles, was als Demütigung oder Verringerung eurer Menschenwürde erscheinen könnte, aufgehoben und entfernt wird."

Das Versprechen wurde ebenso gehalten wie das Versprechen der Durchführung von Wilsons 14 Punkten.

Aber man wird verstehen, daß die arabische Zeitschrift El Maghreb, die von Mohammed Bach-Hamba in Genf herausgegeben wurde und dort der Zensur entzogen war, sich bitter lustig machte über die kühne Wendung von der Dankbarkeit, die die Araber in Algier und Tunis schuldeten.

Ueber die Dankespflicht der Marokkaner haben wir noch nichts gehört. Aber das kommt wohl auch noch. (Schluß folgt.)

Deutsch von Erwin Magnus

Neue Wege im Südosten von Alexander Szanto

Als gefeierter Triumphator kehrt Stephan Raditsch, der Führer der kroatischen Bauern, in sein Land zurück, das er vor Jahresfrist als flüchtiger, von der Regierungspresse verfemter, von den Behörden verfolgter Revolutionär verlassen hat. Nicht als der Alte kehrt er heim, nicht als der nationale Freiheitskämpfer, dessen einziges Ziel jahrelang die autonome kroatische Bauernrepublik gewesen. Mannigfaltige Eindrücke hat er während seiner Emigration gesammelt, frische Ideen aufgenommen, neue Ziele sich gesteckt. In Wien wollte er einen Minderheitenkongreß aller unterdrückten Nationen der ganzen Welt einberufen und sich an die Spitze eines Menschheitskampfes gegen die Mißachtung der Minoritätsrechte setzen. Die oesterreichische Regierung gab ihm sanft, aber unzweideutig zu verstehen, daß sie derartige Manifestationen nicht dulden könne. In London verhandelte er mit der Labour Party — ergebnislos. In Moskau aber ward er mit offenen Armen aufgenommen. Und schloß einen Pakt mit den Sowjets, der vorläufig noch reichlich unklar ist: der von den Einen als „agrarkommunistische Orientierung", von den Andern als „bolschewistischer Panslawismus" bezeichnet wird — dessen Auswirkungen aber auf jeden Fall von weitreichender Bedeutung nicht nur für Südslawien, sondern für ganz Südosteuropa sein müssen.

Stephan Raditsch ist mehr als ein Parteiführer. Er ist „der" Führer des kroatischen Volkes. Dieses fleißige und kulturell hochstehende Bauernvolk hat dem jugoslawischen Staatsgedanken nicht von vorn herein ablehnend gegenübergestanden. Es hat vielmehr an der staatlichen Einigung der südslawischen Stämme tätigen Anteil genommen. Begeisterung und Jubel weckte in allen Teilen Kroatiens der Beschluß des Agramer Nationalrats vom 19. Oktober 1918, der unter Ablehnung des bekannten Völkermanifestes Kaiser Karls die Forderung erhob nach einem

> „einheitlichen, selbständigen südslawischen Nationalstaat in allen Territorien, wo Slowenen, Kroaten und Serben wohnen, ohne Rücksicht auf staatliche und provinziale Grenzen und einzig unter Berücksichtigung der ethnischen Zugehörigkeit."

Aber man dachte dabei eben an einen Nationalstaat, in dem man als Gleicher unter Gleichen neben den serbischen und slowenischen Stammesgenossen wohnen könnte; in dem man seine eigne Kultur weiterentwickelte, deren westlicher Charakter doch so grundverschieden war von dem östlichen Gepräge des serbischen Geisteslebens; in dem man seinen römisch-katholischen Kult fortsetzte im Gegensatz zu der griechisch-orthodoxen Religion des andern Bruderstammes. Und man war peinlichst erstaunt, als die Verfassung vom 28. Juni 1921 einen Nationalstaat schuf, der nur dem Namen nach Jugoslawien, in Wirklichkeit Groß-Serbien war. Belgrad herrschte, König Alexander regierte, und Kroatien glich eher einer annektierten Provinz denn einem gleichberechtigten Staatenglied. Man fand bald, daß man selbst unter der ungarischen Herrschaft mehr Selbständigkeit gehabt hatte als unter dem serbischen Joch. Der Kampf gegen Belgrad entbrannte. Raditsch führte ihn, und er sah an seiner Seite bald nicht nur die geschlossenen Reihen des kroatischen Volkes, sondern auch die Slowenen, die Bosnier — alle Nationalitäten, die mit dem zentralistischen System unzufrieden waren. Es war ein unblutiger Kampf. Die Kroaten übten passiven Widerstand, der so weit ging, daß ihre 70 Abgeordneten auch die Mitarbeit am parlamentarischen Leben verweigerten. Erst als der Zentralismus Belgrads durch diese Sabotage genügend zermürbt war, gingen sie ins Parlament und brachten Paschitsch zum Sturz. Aber damals war Raditsch, der diesen Schritt zur Aktivität nur zögernd und widerwillig gebilligt hatte, schon als steckbrieflich verfolgter Emigrant jenseits der Grenzen.

Was von den nationalen Zielen der kroatischen Bauernpartei erreichbar war, ohne die Zerstörung des jugoslawischen Staates zur Folge zu haben, das ist jetzt erreicht worden. Die neue Regierung Dawidowitsch hat sich zum förderalistischen Programm bekannt. Sie will den Kroaten, Slowenen und Bosniern die Gleichberechtigung geben und die Unterdrückungspolitik gegen Deutsche und Magyaren beenden. Der Eintritt des Slowenenführers Korosec und des bosnischen Mohammedaners Spaho in das Kabinett bietet die Gewähr dafür, daß man auch tatsächlich an die Durchführung dieses Programms der Versöhnung gehen wird. Raditschs Rückkehr ist das sichtbare Zeichen für den Sturz der großserbischen Herrschaft und den Sieg des föderalistischen Gedankens. Aber sie ist gleichzeitig der Auftakt zu neuen Geschehnissen. Denn nun, wo der nationale Streit beendet, der Hader der Stämme begraben zu sein

scheint, proklamiert Raditsch den sozialen Kampf. Auf seine Aufforderung hin hat die Kroatische Bauernpartei einmütig ihren Eintritt in die Rote Bauern-Internationale erklärt. Das Agrarprogramm des Bolschewismus ist jetzt das offizielle Programm der zweitstärksten Partei Jugoslawiens, einer Partei, in deren Macht es steht, die jeweilige Regierung des Landes zu stützen oder zu stürzen. Vorläufig hat sie sich für die Stützung entschieden und will dem Kabinett Dawidowitsch bei seinem Reformwerk keine Knüppel zwischen die Beine werfen. Um die Autonomie zu erlangen, hat man jetzt sogar die republikanische Tendenzen hintangestellt. „Für uns ist auch die Republik in der Form der Monarchie denkbar", heißt es in dem offiziellen Parteibeschluß. Aber wie lange wird diese wohlwollende Neutralität währen? Es dürfte schwerlich der Ehrgeiz des zurückkehrenden, von Siegesfreude und Kampfesmut erfüllten Raditsch sein, die Rolle einer Ordnungssäule im neuen Staat zu spielen. Die alten Gegensätze werden sofort wieder auftauchen, wenn Dawidowitsch nicht alle von den Kroaten geäußerten Wünsche erfüllen will oder kann, oder wenn etwa die immer noch mächtige großserbische Reaktion erneut ans Ruder kommt. Dann wird der Kampf von neuem entbrennen, und dann wird die Hand Moskaus im Spiele sein.

Schon einmal gab es so etwas wie eine kommunistische Gefahr in Jugoslawien. Das war eine Bewegung, die sich auf die wenigen Großstädte des Landes stützte und infolge der geringen zahlenmäßigen Stärke, der schlechten Organisation und der mangelhaften politischen Schulung der Industriearbeiterschaft von vorn herein zum Scheitern verurteilt war. Die Kommunistische Partei wurde nach einigen kindischen Attentaten, die wahrscheinlich das Werk von agents provocateurs waren, aufgelöst. Ihre Abgeordneten gingen der Mandate verlustig, ihre Anhänger wurden eingekerkert, die ganze Bewegung in Blut erstickt. Wenn jetzt der Kommunismus sich in der Bauernpartei ein neues Instrument schafft, so liegt die Bedeutung dieses Vorgangs für ein so stark agrarisches Land wie Jugoslawien klar auf der Hand. Der Vergleich drängt sich auf mit den Zuständen im benachbarten Bulgarien, wo seit dem gewaltsamen Tode Stambulinskis die Bauernpartei und die Kommunisten gemeinsam sich in revolutionärer Auflehnung gegen das bürgerliche Kabinett Zankow befinden. Auch in Rumänien sind in letzter Zeit Fäden sichtbar geworden, die von Moskau aus zu der Bauernpartei laufen. Ihr Führer Averescu konnte sich kürzlich rühmen, er werde, sobald er erst zur Macht gelangt sei, mit Sowjet-Rußland ohne weiteres über die beßarabische Frage auf friedlichem Wege zu einer Verständigung gelangen. Der Belagerungszustand, zu dem sowohl die bulgarische wie die rumänische Regierung ihre letzte Zuflucht genommen haben, richtet sich in gleicher Weise gegen die agrarische Opposition wie gegen den Kommunismus. Das sollte auch Denen zu denken geben, die sonst gewohnt sind, balkanische Lebensgewohnheiten nicht mit europäischen Maßen zu messen und die Spannungen und Konflikte da unten nicht ernst zu nehmen.

Was Stephan Raditsch sonst plant, weiß man nicht. Es wird sich sehr bald zeigen müssen, ob er in Moskau nur vom Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale oder auch vom Volks-

kommissariat für Auswärtiges beeinflußt worden ist. Wir glauben, daß Tschitscherin zumindest ebenso sehr an diesem Spiel beteiligt ist wie Sinowjew. Der Leiter der sowjetrussischen Außenpolitik hat vor einiger Zeit mit bemerkenswerter Offenheit gesagt: „Notre régime n'est pas celui des tsars, et nos méthodes y sont diamétralement opposées, mais l'effet reste le même." In der Tat: die Methoden wechseln, aber das Ergebnis bleibt dasselbe. Die Schaffung kommunistischer oder zumindest kommunistenfreundlicher Bauernparteien in den Balkanstaaten bedeutet nicht nur ein entscheidendes Eindringen des Bolschewismus in diesen Teil Europas, sondern auch ein Wiederaufleben des Panslawismus in neuartigen Formen. Und der bedeutungsvollste Satz in dem jüngsten Beschluß der Kroatischen Bauernpartei ist deshalb der, welcher „den Eintritt in die Moskauer Bauern-Internationale als erste reale Beziehung zwischen dem kroatischen und dem russischen Volke" begrüßt.

Dem Gehege der Zähne von Theobald Tiger

Vor dem Richter stehen zwei Partein,
die reden zu gleicher Zeit.
Man hört Frau Schnufke: „Na sowas!" schrein,
„Das nehm ich glatt auf mein' Eid —!"
Da sagt der Richter: „Erzählen Sie mal:
Wie war das am Sonntag mit Ihrem Skandal?"
Und Frau Schnufke erzählt unter Tränengewimmer;
und aus Allem, was sie berichtend klagt,
hört der ganze Gerichtssaal nur immer:
„Und da hab ich gesagt . . . und da hat sie gesagt . . . und da hab ich gesagt . . ."

Vor Deutschland stehen achtzehn Partein,
die reden zu gleicher Zeit.
Man hört Herrn Jarres „Revanche!" schrein
und Hergt nach der Kaiserzeit.
Da sagt sich der Deutsche: „Erzählt mir mal:
Wie komm ich aus diesem Jammertal?
Es wird doch täglich schlimmer und schlimmer.
Wir sind isoliert. Bewuchert. Geplagt!"
Doch von den Politikern klingt es nur immer:
„ . . . Und da hab ich gesagt . . . Und da hat er gesagt . . . Und da hat der gesagt . . .!"

In den Landwehrkanal fällt ein Mann hinein,
der furchtbar um Hilfe schreit.
Auf der Potsdamer Brücke stehn zwei Partein,
die reden zu gleicher Zeit.
Sie zerfleischen sich fast in wildem Zwist:
Ob dieser Mann ein Jude ist?
Die Einen sagen: „Nich in die Hand!
Ich hab seine braven Eltern gekannt!"
Die Andern sagen: „Sein Sie doch still!
Das hört man doch schon an seinem Gebrüll —!"
Und da hab ich gesagt . . . und da hast du gesagt . . . und da hat er gesagt . . .
Dann wurde die Debatte vertagt.

Und dann sind Alle ans Gitter geloffen.
Der Mann war unterdessen versoffen.

Tirpitz in Amerika von L. Persius

Der Prophet gilt nichts beim eignen Volk, dachte Tirpitz, der Marine-Gewaltige Wilhelms II., und wandte sich an die Amerikaner. In der Tat: die Gefolgschaft des Herrn v. Tirpitz ist in den letzten Jahren immer spärlicher geworden. Die breite Masse, die vor dem Kriege blindes Vertrauen zu dem Großadmiral gehabt, die ihn im Kriege als U-Boot-Heros gefeiert, die sich zum Schluß des Krieges um ihn als den Vorsitzenden der Deutschen Vaterlandspartei geschart hat: allmählich ist dank den Veröffentlichungen der Admirale Scheer, Pohl, Müller und last but not least dank Tirpitzens eignen ‚Erinnerungen' zu ihr gedrungen, daß der Mann in keiner Hinsicht Vertrauen verdient, daß er in jeder Hinsicht versagt hat. Das Wort, das Eugen Richter im Reichstag am 7. Februar 1908 gesprochen hat: „Ich habe hier wohl hundert Minister kommen und gehen sehen, aber noch keinen, dessen Erklärungen und Mitteilungen man so wenig Vertrauen schenken konnte wie Herrn Tirpitz", charakterisiert ebenso treffend den Tirpitz von einst wie den von heute.

In seiner neusten Schrift: ‚Gedanken über die deutsche Flotte', die er für die amerikanische Ausgabe des großen Nachschlagewerkes ‚Encyclopaedia Britannica' geliefert hat, stellt er sich dem amerikanischen Volk als den im Vaterlande Verkannten und Mißachteten hin, der, wäre man seinen Ratschlägen gefolgt, Deutschland zum Siege geführt hätte. Er erzählt den Amerikanern, welchen Zweck er mit dem Bau unsrer Flotte verfolgt, und welche Rolle die Flotte im Kriege gespielt habe, und äußert sich besonders ausführlich über das Wirken der Unterseeboote. Der Fachmann ist verblüfft von den — sagen wir: „schriftstellerischen Freiheiten", die sich Tirpitz herausnimmt. Man ist von jeher an mancherlei gewöhnt, wenn es sich um des Großadmirals Behauptungen handelt, aber in seinen Aufsätzen für die Amerikaner übertrifft Tirpitz sich selbst. Baut er darauf, daß man drüben weniger kritisch veranlagt, weniger gut unterrichtet ist? Dann täuscht er sich. Seine Arbeit wird von den Yankees sorgfältig unter die Lupe genommen werden. Tirpitz schreibt doch in erster Linie für Marinesachverständige, und deren Wissen ist in den Vereinigten Staaten keineswegs gering; man denke nur an Mahan und Sims. Sie werden ihn auslachen.

So brauchte man von diesen ‚Gedanken über die deutsche Flotte' keine Notiz zu nehmen, wenn sie nicht deutsch in den Süddeutschen Monatsheften erschienen wären. Hier werden sie unter Umständen Unheil anrichten. Es scheint daher angebracht, an einigen Beispielen zu zeigen, wie Tirpitz mit der Wahrheit umspringt, welche Bären er seinen Lesern auftischt.

Tirpitz zählt zu den Männern, die die Hauptschuld am Kriege tragen. Nie wäre es zum Kriege gekommen, wenn Frankreich und Rußland nicht der Unterstützung Englands sicher gewesen wären. Großbritannien wurde zu unsern Feinden gedrängt durch die Sorge vor der gar zu rasch anwachsenden deutschen Seerüstung. Selbst die traditionelle Gegnerschaft zu Rußland — wegen der indischen Bedrohung — galt nichts mehr neben der Furcht vor der deutschen Großkampfschiffsflotte. Zu Wilhelms I. Zeiten erfüllte

unsre bescheidene Seemacht, obgleich sie nur aus wenigen Kreuzern bestand, ganz und gar ihren Zweck und erregte nirgends Mißtrauen. Wilhelm II. in seinem Großmachtdünkel wollte sich neben dem stärksten Heer auch eine möglichst starke Flotte schaffen und fand in Tirpitz den Handlanger, dem es in Wilhelms Sinne hauptsächlich darauf ankam, unter der Devise „Mehr scheinen als sein" mit Quantität zu operieren. „Viele Schiffe, große Schiffe" war der Wahlspruch beider Männer. So entstanden Tirpitzens „wunderbare" Schöpfungen: Großkampfschiffe mit 28 cm.-Geschützen, als die englischen Schiffe bereits das 34,3 cm.-Kaliber trugen, mit Geschwindigkeiten von 17 Knoten, als die englischen Altersgenossen längst über 20 Knoten liefen. Die Waffe, die am Anfang des Jahrhunderts schon wegen ihres reinen Defensivcharakters die wertvollste für uns war: das U-Boot, vernachlässigte Tirpitz vollständig. Wilhelm II. und er hatten nichts für das „kleine" U-Boot übrig, das, wäre sein Bau von Beginn an mit Energie von uns betrieben worden, den Krieg nach menschlicher Voraussicht zu unsern Gunsten entschieden hätte.

In den Aufsätzen für Amerika äußert nun Tirpitz, daß Deutschland seine Flotte keineswegs in einem irgendein andres Land bedrohenden Maße ausgebaut habe, daß die Sorge Englands vor unsrer Seemacht unberechtigt gewesen sei. Aber wie denn? Ist nicht die britische Admiralität verschiedentlich an uns herangetreten mit der Anregung, den Flottenbau einzuschränken, wenigstens in ein gewisses Verhältnis zu bringen? Weil Englands Sicherheit allein auf der Flotte begründet sei, müsse es diese doppelt so stark halten wie die deutsche. Wenn Deutschland jährlich zwei Großkampfschiffe baue, müsse man auf englischen Werften die Kiele zu vieren strecken. Es wurde vorgeschlagen, man solle sich einigen, dann würden beide Völker Geld sparen. Vergeblich waren die Bemühungen britischer Staatsmänner. Bülow sagte im Reichstag: „Wir bauen, was wir für nötig halten, unbekümmert darum, was andre Völker tun. Wir tragen unsre Rüstungslast leicht." So ging das Verhängnis seinen Weg. Die deutsche Flotte stand zehn Jahre vor Ausbruch des Krieges an fünfter Stelle unter den Seemächten — 1914 war sie die stärkste nach der englischen. Das amtliche ‚Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen', Nauticus, das unter Aufsicht von Tirpitz herausgegeben wurde, bringt im statistischen Teil folgende Daten:

1903			1913		
				fertig	im Bau
England	61	Linienschiffe	England	2.798.460	346.396
Frankreich	36	„	Deutschland	1.345.405	143.204
Rußland	32	„	Nordamerika	1.138.640	169.136
Nordamerika	26	„	Frankreich	1.077.380	123.341
Deutschland	25	„	Japan	740.710	105.069

Kann Jemand leugnen, daß es als eine Bedrohung empfunden werden mußte, wenn ein Land, das bereits das stärkste Heer besaß, innerhalb eines Dezenniums seine Flotte vom fünften auf den zweiten Platz brachte? Es gaben für die Rüstung zur See aus an Millionen Goldmark:

	Deutschland	England
1900	157	612
1905	231	676
1910	426	824
1914	476	1051

Fragte der Engländer nicht mit Recht: Wozu brauchen die Deutschen eine Flotte? Für sie ist sie ein Luxus, für uns eine Lebensnotwendigkeit, die einzige Gewähr für unsre Sicherheit. Ich glaube, daß Tirpitzens Behauptung, kein Land brauchte sich durch den Bau der deuschen Flotte bedroht zu fühlen, durch alle Zahlen und Daten widerlegt wird.

Tirpitz erläutert den Amerikanern seinen Risikogedanken, von dem der Admiral Scheer, der Leiter der Schlacht vor dem Skagerrak, in seinen ‚Erinnerungen' schreibt, er hätte böses Fiasko erlitten. Der Risikogedanke besagte: Deutschland muß eine so starke Flotte besitzen, daß Niemand wagt, es anzugreifen. Der Risikogedanke war von vorn herein absurd. Baute ich mir eine Flotte, die so stark war, daß mein nächster Gegner zaudern mußte, mich anzugreifen — wie wars, wenn sich dieser Gegner mit einem andern verbündete? Wollte man dem Risikogedanken einige Berechtigung schaffen, so wärs viel richtiger gewesen, eine starke Unterseebootsflotte zu bauen. Das U-Boot war vor zehn Jahren noch eine geheimnisvolle Sache. Es war im Kriege unerprobt. Niemand vermochte voraauszusehen, was es leisten würde. Nur Instinkt ahnte, welche unbeschränkten Möglichkeiten dem kleinen Boot innewohnten. Tirpitz behauptet in dem Kapitel: ‚Der U-Boot-Krieg', daß seine Voraussicht sich bewährt habe: wir hätten am Anfang des Krieges über mehr hochseefähige U-Boote verfügt als alle andern Marinen zusammengenommen. Aber nach Tirpitzens Nauticus von 1914 hatte damals Unterseeboote:

Nordamerika	38
Frankreich	55
England	77
Deutschland	28

Wer spricht die Wahrheit? Tirpitz wird sich hinter das Attribut „hochseefähig" verschanzen. Der Fachmann antwortet ihm: Die Daten des Nauticus sind richtig. Das Verhältnis der wirklich hochseefähigen Boote war in allen Marinen ungefähr das gleiche. Die Zahl der deutschen hochseefähigen Boote war jedoch gegenüber den britischen äußerst gering. Jahre vor dem Kriege waren englische U-Boote in Malta und Hongkong stationiert, wohin sie auf eignem Kiel gefahren waren. Keins unsrer U-Boote hätte damals solche Reisen ausgeführt.

Schließlich berührt Tirpitz unklugerweise auch noch die Torpedierung der ‚Lusitania'. Er rühmt die „im höchsten Sinne korrekte und ritterliche Art", wie die deutsche Marine den U-Boot-Krieg geführt habe. Ich empfehle Tirpitz, einige U-Boot-Tagebücher durchzusehen. Ich besitze zufällig noch verschiedene Originale! Es diente den deutschen Interessen besser, wenn man Ausländern gegenüber nicht von diesen Dingen spräche.

Ehescheidung und Meineid von Victor Klages

Tatbestand:

Ein Architekt lebt seit Jahren in Unfrieden mit seiner Frau. Er lernt eine Andre kennen, die verheiratet ist. Der Ehemann der Andern wittert Unrat, klagt. Die Ehe wird geschieden, die Frau schuldig gesprochen. Auch die Ehe des Architekten wird gelöst, aber „wegen beiderseitigen Verschuldens". In einem der Zivilprozesse, die solchen Affären zu folgen pflegen, beschwört der Architekt, daß er mit jener Andern vor der Scheidung intime Beziehungen nicht unterhalten habe, auch nie Arm in Arm mit ihr gegangen sei. Darauf zeigt ihn seine frühere Frau, die, weil sie selbst auch schuldig gesprochen ist, auf Alimente keinen Anspruch hat, wegen Meineids an. Sie hat ihn durch die eigne 18 jährige Tochter, ihre Schwester, deren Tochter und den Portierssohn in allen möglichen Verkleidungen bespitzeln lassen, und diese sehr ehrenwerten Herrschaften wollen gesehen haben, daß der Architekt mit der Andern doch Arm in Arm gegangen sei. Der Staatsanwalt muß bekennen: ein intimes Verhältnis zwischen den Beiden sei nicht erwiesen worden, habe jedoch — so behauptet er überaus kühn — „zweifellos" bestanden. Antrag: Ein Jahr Zuchthaus für den Architekten. Umsonst weist der Verteidiger darauf hin, daß höchstens fahrlässiger Falscheid in Frage komme. Das Ferienschwurgericht des Landgerichts II zu Berlin schließt sich dem menschenfreundlichen Wunsch des Staatsanwalts an und schickt den Architekten, wegen wissentlichen Meineids, auf Ein Jahr ins Zuchthaus.

Diese Dinge sind so himmelschreiend, daß man nicht darüber hinweggehen kann. Widerlicher Muff der antiken Labyrinthe unsrer Gesetzbücher steigt in jede Nase, die zu riechen vermag. Denn auch die Tragödie des Architekten, obwohl nach Abschluß des Scheidungsprozesses inszeniert, ist schließlich auf die Geltungskraft der verwesten Ehescheidungsparagraphen zurückzuführen. Vor mehreren Jahren schon sind im Reichstag Abänderungsanträge von drei Parteien eingegangen. Sie verschimmeln. Selbst die Antragsteller scheinen das Gefühl dafür verloren zu haben, daß energisch betriebenes Verlangen nach gründlicher Reform wichtiger, kulturnotwendiger ist als die Beschäftigung mit „kleinen Vorlagen" oder der liebliche Austausch von Verbalinjurien. (Ein neuer, soeben eingereichter demokratischer Antrag ist matt wie Luises Limonade, denn das leidige Schuldprinzip wird aufrecht erhalten.) Die ganze Atmosphäre solcher Prozesse zu reinigen: darum handelt es sich. Welch Unfug, daß das Vorhandensein intimer Beziehungen als „zweifellos" bezeichnet werden darf, wenn sie, wie zugestanden, nicht zu beweisen waren! Man glaube ja nicht, dies sei ein Einzelfall. Die Uebung, die sich in der schönen und einfachen Formel ausprägt: „Das Gericht nimmt an . . . .", ist durchaus alltäglich. Ebenso jener forensische Witz, daß Arm-in-Arm-gehen eine Handlung sei, die als Tagesausdruck andersgearteter nächtlicher Berührungen aufgefaßt werden müsse. (Wenn man alle die Frauen, mit denen man schon einmal Arm in Arm gegangen ist — du lieber Gott!) Und ist, ferner, nicht sehr gut denkbar, daß solch eine Nichtig-

keit wie das Arm-in-Arm-gehen nach Wochen schon vergessen wird? Hier aber hat man dem bedauernswerten Architekten aus der Negierung einen Strick gedreht, denn die Spitzel . . .

Ach ja, die Spitzel! Für die haben, gewöhnlich, Staatsanwalt und Richter ein weit offenes Ohr. Selbst kniehoch gelagerter Schmutz geniert nicht. Der Spitzel leistet auch seinen Eid, und der Eid gilt. Angenommen: er ist echt — sollte nicht allein die Taktik einer Frau, die, wie in diesem Falle die Aussage verweigert und ihre junge dressierte Tochter vorschiebt, für eine milde Behandlung des Gehetzten sprechen? Ist es überhaupt deutscher Rechtsprechung würdig, die Verfolgung eines geschiedenen Mannes wegen Meineids vom Antrag seiner frühern Frau abhängig zu machen? Was wirkt hier? Rache. Nichts als Rache. Mit Hilfe des Gesetzes (und des Staatsanwalts) hat jenes Weib den Architekten ins Zuchthaus gebracht, reibt sich die Hände und spricht zur gefügigen Tochter: „Alimente braucht er nicht zu zahlen. Nun sitzt er!"

Die letzte Schwere des Problems liegt, über den Einzelfall hinaus gesehen, in der Aufrechterhaltung des Schuldprinzips. Jedem nüchtern Denkenden wird klar sein, daß die Gewohnheit, von „Schuld" bei Ehezwistigkeiten zu reden, einer gradezu hinterwäldlerischen Lebensanschauung entspringt. Nicht das Subjekt an sich ist schuldig, sondern die Differenziertheit der Subjekte schafft Handlungen, die von den gesetzgebenden Schwarz-weiß-Sehern als „Schuld" in das Schicksalsdrama hineinprojiziert werden. Und dann: Ist nicht unsittlich im höchsten Grade, einem Manne, der seit Jahren in Streit mit seiner Frau lebt, die sogenannte eheliche Gemeinschaft mit dieser zuzumuten? Folgt er nicht einem innern Sauberkeitsgefühl, wenn er Befriedigung der Triebe, die zu verbieten lächerlich ist, bei einer Andern sucht? Der Staatsanwalt wird sagen: Er soll sich scheiden lassen. Aber Scheidung ist oft nicht möglich wegen rein oekonomischer Hemmung, oft spricht Rücksicht auf die Kinder mit, und drittens werden Scheidungsprozesse von den Gerichten usuell in die Länge gezogen, dauern Jahre, während welcher jedem Manne (laut Gesetz) untersagt bleibt, mit einer Andern auch nur für Minuten Beziehungen zu unterhalten. Muff sondergleichen gilt es zu beseitigen. Lona Hessel in irgendeiner Gestalt sollte lieber heute als morgen erscheinen und auslüften. Aber wo, fragt der Staatsanwalt entrüstet, bleiben dann die Stützen der Gesellschaft? Nur Eine Antwort gibts: Für diese Stützen danken wir. Ihre Moral, Herr Staatsanwalt ist nicht die unsre. Und dennoch — wie kurios! — fordern wir nichts als dies: Mehr Sittlichkeit!

Zu diesen Corpsstudenten von Frank Wedekind

Die schneid'gen Laffen, die sich vollgesaugt
Auf bierbesoffnen Universitäten
Mit dummem Hochmut, welcher einzig taugt,
Um Freigebornen auf den Kopf zu treten,
Philisterseelen, niedre Torenbrut,
Das Biergesicht zerschunden auf Mensuren —
Lohn' ihnen Gott nicht ihr verspritztes Blut!
Er überlass' das füglich ihren . . . Weibern!

Gumbel, Heidelberg, Republik von Arnold Zweig

Es ist heutzutage völlig in der Ordnung, daß die Universität Heidelberg dem Doktor E. J. Gumbel ans Leder will. Wir schreiben 1924; hier ist ein Mensch, dem die Wahrheit, die sittlich machende, heilende und sokratische Wahrheit heiliger als sein persönliches Wohl ist; und ein Mensch, der in die Kloake des deutschen Niedergangs mit dem deutsch geschriebenen Worte einzudringen wagt: was hat er, um aller blutigen Leichname willen, auf einer deutschen Hochschule zu schaffen? Weg mit ihm, unentwegt! Aber, meine Lieben, nicht mit so löcherigem Schamkleid. Lieber nackt, meine Braven, als mit so zerfetztem Feigenblatt — so will es der Anstand vor sich selbst. Der Anstand vor sich selbst verlangt von euch dieses Eingeständnis:

nicht einiger weniger Worte wegen, gesprochen in der tiefen Erregung einer großen Kundgebung gegen den Krieg, wollt Ihr den Doktor Gumbel vom Lehramt entfernen,

sondern weil er drei Bücher der deutschen Oeffentlichkeit zugeführt hat, die in den Blutkeller der deutschen Reaktion — eurer geheiligten, gehätschelten Mörderreaktion — hineinleuchten. Weil er (für den Malik-Verlag) ‚Vier Jahre Mord‘, ‚Die Denkschrift des Reichjustizministeriums‘ und (vor allem) ‚Verschwörer‘ geschrieben hat, unwiderlegliche Dokumente mit klugem, sachlichem, warmherzigem Kommentar; weil er ein Wächter der Republik, ein Mahner zur Einkehr ist,

darum hat er an einer deutschen Hochschule nichts mehr zu lehren.

Es gibt drei Arten von Lügen, sagt Kipling irgendwo: gemeine Lügen, Notlügen und Statistik. Gumbel, Privatdozent für Statistik, war ein Lehrer der Statistik als moralischer Wahrheit. Es mag sein, daß das keine deutsche Angelegenheit mehr ist, an einer Universität überdies; aber das war er. „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung“, darf er mit irgendeinem großen Papste zitieren; er wird es mit einem leisen, selbstironisch-bescheidenen Lächeln tun und prachtvoll dabei aussehn, nämlich menschlich. Shakehands, Doktor Gumbel.

*

Und nun zu den Worten, die er sagte, zu jenem Satz, der den Vorwand lieferte, daß, auf Denunziation von einem halben Schock junger Patent-Patrioten, man an ihn konnte. Ich habe ihn gehört, ich saß dabei, und ich merkte ihn mir, denn es gab mir einen Ruck. Wir seien hier versammelt, sagte Gumbel als Einberufer der Versammlung, „um Derer zu gedenken, die ich will nicht sagen auf auf dem Feld der Unehre gefallen sind“. Jemand in mir sagte: Nein! Das ist nicht wahr! — sagte es mit der ganzen Leidenschaft eines Menschen, der dreieinhalb Jahre dabei gewesen und wirklich dabei gewesen ist, und der all das grausige Elend und die Leiden ohne Zahl und all die im Tod geschrieenen Anklagen gegen den Tod, der all die Standhaftigkeit und die stolze Selbstverleugnung und die unermüdliche Kameradschaft noch ganz unerlöst im Blute mit sich herumträgt; und der mit zitternder Leidenschaft einer Nie-wieder-Krieg-Versammlung präsidieren half, weil er was

Krieg ist erlitt und einsieht, was Krieg und nichts Andres aus diesem jungen werdenden Europa, diesem jungen ringenden Deutschland gemacht hat.

Nein, sagte ich mir auffahrend und sah den Mann an, der neben mir stand, und eben diese Worte gesprochen hatte. Ich sah sein Profil, sein enthusiastisches, menschlich-offenes und redliches Gesicht und begriff. Es ist ja nicht möglich, Worte von einem Mann abzuscheiden, wenn der Mann ein Mann ist. Dieselben Worte von irgendeinem stechenden Doktrinär gesprochen hätten irreführen können. Hier aber dieses Auge sah im Sprechen die europäische Menschheit; dieser Mensch trug im Geiste, was an kultureller Verpflichtung hunderte von Jahren der besten Geister der Menschen uns Heutigen übermacht hatten — und von dieser Verantwortung aus gesehen war das Feld des Großen Krieges allerdings ein Feld der Unehre: Unehre nicht der Gefallenen, sondern der ganzen Epoche. Er hatte vollständig recht, dieser Friedensfreund und Kriegsgegner, der an den Verstand der Menschen appellierte: Unehre war da, Schande, um eine Welt zu ertränken; Unehre nicht der Toten, sondern der Lebenden, nicht der Geführten, sondern der Leiter, der Mitwelt, der Verantwortlichen: aller Welt.

Er hätte den Satz nicht so sagen sollen, weil er mißverstanden werden konnte. Aber wer glühenden Herzens, und seine ganze Gedankenwelt immer bei sich, für eine große Sache aufsteht, hat Anspruch darauf, recht verstanden zu werden. Er hat Anrecht an den guten Willen selbst seiner Gegner.

Allerdings: vertrocknete Greise, stumpf geworden im Betrieb einer Wissensschänke, sind in der ganzen Welt bösen Willens immer gewesen. Und es wäre nur gut, wenn das Volk, von dessen Arbeit sie ihr Amt, ihr Ansehen und ihr Gehalt bekommen, ihnen einen deftigen Wink gäbe, man könne doch nicht Alles, was man wolle. Es wäre eine nationale Haltung und Ehrenrettung deutscher Geistigkeit, wenn sich irgendeine Hand fände, die dieser Universität bedeutete, daß ein mißverständlicher, bösartig interpretierter Satz nirgendwem in der Welt das Recht gibt, einen tapfern und reinigenden Mann von seinem Amte zu entfernen. Man kann, eigentlich, nicht die Hilfe ausländischer Verständigungsfreunde emsig anrufen, ihre Gesinnungsgenossen im eignen Lande aber senilen Kathederschwätzern und infantilen would-be-Soldatchen zum Opfer bringen. Nein, nicht wahr, eigentlich kann man das nicht. Aber du lieber Gott, worin hat diese Republik denn schon Konsequenz bewiesen, Einsicht, Reife und Mut zur eignen Einsicht? National ist, wer dem Volksleib Wunden schlägt; wer sie aufdeckt und zur Heilung aufruft, ist Pazifist — und das ist in dieser Sprache ein Schimpfwort.

Aber, bei Lichte: zehn Jahre nach Kriegsausbruch dürfte die Regierung des souveränen Volkes doch einmal, ganz zaghaft, gegen Kriegspsychose und Friedenshaß aufzutreten beginnen. Aufzutreten? im Falle Gumbel brauchte sie nur aufzuschleichen; sie brauchte die Filzpantoffeln gar nicht abzulegen, die sie trägt, wenn sie sich gegen die zur Rechten in Bewegung setzt . . . Es ist ja nicht von Fechenbach die Rede oder von Bayern; ein Wink genügte — wagt man zu winken, 1924?

Auslandskorrespondenten von Ignaz Wrobel

„Ist es ein Herr oder ein Mitarbeiter?" fragte ich.
Stephen Leacock

Das große Kapital, das die deutsche Industrie im Nachrichtenwesen investiert hat, ist gut angelegt, soweit die Wahrheit verhindert werden soll, als Licht zu kommen, und soweit dadurch Geschehnisse, die sich beim besten Willen nicht unterdrücken lassen, umfrisiert werden. Es ist schlecht angelegt, wenn man so naiv ist, den Mann am letzten Ende der Kette, den Auslandskorrespondenten, wirklich als einen Saugnapf für die Ereignisse anzusehen. Er ist in den meisten Fällen ein Papierkorb.

Mit ganz, ganz wenigen Ausnahmen, die sich an den Fingern einer Hand aufzählen lassen, rangieren alle unsre Auslandsvertreter in der gesellschaftlichen Skala viel zu tief, um irgendetwas erreichen zu können. Das trifft auf die Botschaften zu, auf die Gesandtschaften, auf die Zeitungsberichterstatter, auf kaufmännische Vertreter — auf Alle, die Deutschland draußen so oder so darstellen und vertreten sollen. Ein geistig bedeutender Mensch kann sich in seiner Heimat wohl erlauben, sehr einfach und bescheiden aufzutreten, weil ja Jeder seinen wirklichen Wert kennt. Im Ausland bemißt Jeder den Ausländer zunächst nach dem einzigen Kriterium, das er für den Anfang hat: nach seinem gesellschaftlichen Auftreten. (Tun wir das in Deutschland nicht?)

Nun darf das Wort „Repräsentation" nicht falsch verstanden werden. Es geht so schwer in einen deutschen Schädel hinein, was der Begriff „Zweite Klasse" bedeutet — er kann sich immer nur die erste und die vierte vorstellen. Deutsche Gesandtschaften im Ausland sollen also nicht jeden Tag ein Gartenfest mit Feuerwerk geben, und deutsche Zeitungsleute sollen nicht vierzigpferdig über die Boulevards rollen. Aber sie sollen anständig auftreten, damit ihre Reichweite groß genug ist. Die meisten deutschen Zeitungsleute draußen sind Zaungäste.

Um in die kulturelle und soziale Struktur eines Landes ohne allzuviel Zeitverlust tief einzudringen, dazu bedarf es — neben den persönlichen Eigenschaften des Beobachters, wie Sprachkenntnis, Menschenkenntnis, natürliches Benehmen — guter gesellschaftlicher Beziehungen. Dieser Kontakt zur Gesellschaft der obern und auch noch der mittlern Klassen kostet Geld. Und für diese Art Spesen hat man in Deutschland niemals Verständnis gehabt.

Es ist ja nicht wahr, wenn heute alle Verlage erklären, die Situation sei schuld. Es hat niemals in Deutschland eine Situation gegeben, die einem Verlag erlaubt hätte, seine Auslandsberichterstatter so zu bezahlen, daß sie wirklich etwas ausrichten konnten, daß sie ein Spiegel, ja mehr: daß sie, wie die Engländer, eine Macht gewesen wären. Vor dem Krieg nicht, wo der deutsche Journalist, mit drei, vier Ausnahmen, immer hinter den Kollegen zurück bleiben mußte; während des Krieges gab es ihn nicht; und nach dem Kriege haben alle Unternehmer viel

zu viel für Gott weiß welche Reklame bezahlt, als daß sie den Stützen des ausländischen Dienstes leichten Herzens hätten ermöglichen können, Jemand „zu sein".

Ueber die Komik von Spesenaufstellungen wollen wir uns gar nicht unterhalten. Aber zu glauben, daß man überhaupt mit

1 Droschke	. . . .	6 Schilling
1 Blumenbouquet	. . . . .	10 Schilling.

irgendetwas ausrichten kann, ist kindlich oder böswillig. Wenn der Auslandskorrespondent nicht „einen Salon machen" kann (ein Begriff, den es im Ausland in der unsnobistischen Form gibt, wie man sie bei uns nicht mehr kennt) — wenn er nicht in der Lage ist, mehr als anständig aufzutreten, dann wird er immer bleiben, was er heute ist: eine Registriermaschine der Landespresse, angewiesen auf die kleinen Klatschinformationen der Couloirs, der Kollegen, der zweiten Hand. Das ist nichts.

So, wie in Deutschland die bessern Sachen abends beim Dreimännerskat entschieden werden, am Stammtisch, bei stillen Besprechungen in einer Weinstube: so blühen die Beziehungen in England im Club, in Frankreich auf den Teenachmittagen, in den Premieren, auf Banketts — und man kann sich eben nicht nur immer einladen lassen, sondern man muß selbst ein Gastgeber, ein Hausherr, ein Herr sein. Geld allein tuts nicht — aber ohne die nötige Unterlage ist das Alles unmöglich. Diese Unterlage fehlt dem deutschen Auslandsjournalisten.

Daher ihre Schilderungen, die gewiß oft richtig sind, soweit man von außen richtig sehen kann — und die fast niemals tief in die gesellschaftliche Schichtung des fremden Landes eindringen. Denn man versteht Politik eben nicht, wenn man sich damit begnügt, den Meinungskompost von zwanzig Zeitungen auszuschreiben. Dieser Kram interessiert die Fachleute, ist eng begrenzt und in keiner Hinsicht für das ganze Land so maßgebend, wie es der Fettdruck vorgibt. Ein guter Reisebrief eines guten Engländers in den ‚Times' wiegt hundert und aberhundert dieser aberwitzigen und lächerlich überschätzten Telegramme auf. Die letzte Schlußabstimmung im Senat besagt wenig — die wirklichen Ansichten einer herrschenden Klasse sehr viel. Aber die zu ergründen, genügt kein Telephon.

Der deutsche Kaufmann, der Verleger, der Finanzminister — möchten sie nicht nachdenken, wie sie selbst es machen? Geben sie denn Jedem, der sich grade telephonisch anmeldet, und der da hereingeschneit kommt, sogleich bereitwillig und ausführlich über Alles Auskunft? Stellt sich bei ihnen in ihren Geschäften vor jedem Besucher sofort die nötige Wärme ein, ohne die nun einmal eine vernünftige Unterhaltung nicht zu führen ist? Kein Gedanke. Der Berichterstatter eines ausländischen Blattes, den sie einmal gesehen haben, wird empfangen — gewiß. Aber sie reservieren die erschöpfenden Auskünfte für den engern Kreis. Und diesem engern Kreis gehört der deutsche Auslandsjournalist in den wenigsten Fällen an, weil er dessen gesellschaftliche Lasten nicht tragen kann.

Die sind nicht einmalig. Um eine Rolle zu spielen, braucht man sich kein Monokel einzuklemmen oder sonst den Snob zu markieren — man darf überhaupt nichts markieren. Sondern man

muß ein wirtschaftlich völlig gesicherter Mann sein, einer, der auch noch über einen gewissen, nicht zu kleinen Repräsentationsfonds verfügt — denn wenn der Auftraggeber nicht so viel Vertrauen hat, wie soll das Publikum zu solchen Berichten Vertrauen haben?

Aber darauf kommts wohl nicht an. Die grauenhafte Gleichgültigkeit, mit der dieser unendlich wichtige Betrieb gehandhabt wird, die Wurstigkeit, mit der Telegramme gedruckt werden, wenn sie nur neu sind, und das völlige Unverständnis, womit Zeitungen, Aemter und Organisationen den wirklichen Lebensfragen des Auslands gegenüberstehen — das findet seinen Ausdruck in der völlig unzureichenden Besoldung Derer, deren Hauptaufgabe sein sollte, die Wahrheit zu sagen. Sie sagen — oft ganz ehrlich —, was sie grade auf der Straße finden. Aber das ist nicht immer die Wahrheit.

Es handelt sich nicht um eine Aufbesserungsfrage, es handelt sich hier nicht um bessere oder schlechtere Bezahlung. Was ich für meine Kollegen, die draußen tätig sind, fordere, ist dies:

Trefft eine sorgfältige Auslese — es gibt charakterfeste und anständige Menschen genug, Ihr müßt sie nur zu finden verstehen. Und schickt diese Männer nicht als kleine Schreiber und Telephonstenographen hinaus, rechnet ihnen nicht die Flaschen Wein vor, die sie ein Mal, zu einem bestimmten Zweck, zwei Tage vor der Wahl oder vor dem Kongreß, bezahlen und trinken mußten — sondern schafft Machtpositionen, Kraftstationen und einflußreiche Vertreter eurer Interessen. Das gesamte Ausland rangiert sozial viel unbarmherziger ein, als wir es tun: wohnst du in London im Westen, dann bist du unweigerlich eingeordnet; verkehrst du in Paris in einer bestimmten Gesellschaftsklasse, dann weiß die Welt, auf die es für dich ankommt, Bescheid. „So tun" gibts draußen nicht. Vor allem nicht auf die Dauer. Und die wahren Informationen, die, die über den Tag hinaus Wert haben, holt man nicht für eine Sechserzigarre beim Portier des Außenministeriums.

Macht deutsche Auslandsjournalisten. Ihr habt noch fast keine.

Aber bei uns haben ja die Unternehmer immer nur kalkuliert und nie gerechnet.

Ein Liebesgedicht von Willi Gautermann

Was kümmerts mich, daß die grünen Wiesen grün
Und die schönen Wälder schön sind!
Nach Feierabend an der Fabrik sehe ich Marien
Allabendlich wieder.

Sie freut sich, wenn ich da bin und lacht!
(Sie ist schön's Mädchen und von ganz armen Leuten!)
Wenn es dunkler wird, stehen wir an der schwarzen Werksmauer
Und küssen bis tief in die Nacht.

Dann weint sie laut und hat ganz rote Augen
Und will noch nicht nach Hause gehn.
Ich faß sie beim Arm!
Dann hängt sie sich in meinen,
Und schnurstracks zotteln wir nach den grauen Mietskasernen hin.

Busoni von Paul Schlesinger

Kinder hört ich greinen nach der Mutter . . .
Doch nicht würdige Klage erscholl des Helden . . .

Auch meine Klage wird seiner nicht würdig sein, und ich weiß für mich keine andre Entschuldigung als die Liebe. Es fehlt an mehr als einem Mittel, es fehlt mir an Möglichkeit, diesen Menschen darzustellen, aus seinem eignen Wesen zu erklären, auf Grund seiner Werke zu deuten, was er wollte, wohin es ihn trieb, was er glücklich erreichte, was ihm tragisch versagt blieb. Das Hauptwerk ist noch nicht gespielt. Es ist — fast — beendet, nur die letzte Seite des Textbuchs, Fausts Tod, blieb unkomponiert.

Dennoch drängt es zur Aeußerung, und der Drang überwindet die Hemmung, die durch das Bewußtsein bedingt ist, nichts geben zu können als den Wiederschein des Mannes, den ich in mir erleben durfte. Ich erkenne meine Vermessenheit, die auch durch Demut nicht getilgt wird.

*

Die Liebe aber wurde entzündet durch den plötzlichen Aufklang des wilden süßen Namens: Ferruccio Busoni. Dann sah ich — wohl fast noch ein Knabe — den Mann. Noch nicht im Konzertsaal. Aber die Blätter hatten die Bilder des berühmten Virtuosen gebracht; ich erkannte ihn sofort, als er, herrlich, mit flatternder Mähne, mit dunkelm Vollbart, den schwarzen Radmantel romantisch um die Schulter geschlungen, aus einem Wagen sprang — wie zu einem Abenteuer im abendlichen Eingang eines Hauses verschwand.

Später erst sah ich ihn am Flügel. Nichts von der äußern dämonischen Wildheit, die ich mir geträumt. Alles, was in ihm glühend empfangen, glühend geboren war, hatte seine eherne Form gefunden. Kaum eine Bewegung mehr, als die Körperlichkeit des Spiels erforderte. Kein verzücktes Lächeln, kein Wiegen hin und her, kein teuflisches Umsichschlagen. Keiner hatte sich so in der Gewalt, Keiner gab so mit scheinbarer Kälte die prangende, blühende, verwehende, aufschäumende, klagende, scherzende, jubelnde, dröhnende Welt der Töne wieder, die in ihm offenbar geworden war. Sein Bild am Flügel bleibt ehern, ungemildert von der unendlichen Differenziertheit seiner Klangvorstellungen. Fast ist es, als ließe er Hände und Arme eines Andern für sich spielen. So gehorcht der Körper diesem Willen. Dieser herrliche Körper, groß und ebenmäßig; und auch die Muskeln des Gesichts fügen sich der Disziplin. Hier sucht nicht mehr die Schönheit nach Gefallen. Sie wendet sich ab, sie kehrt in sich ein. Erst dann, unter dem tosenden, kosenden Schwall des Beifalls lockert sich Alles. Auch der Sohn des italienischen Vaters offenbart sich in der freiern, entspannten Geste; man berauscht sich an dem letzten in der Reihe der großen romantischen Virtuosen.

*

Einige Jahre später bitte ich ihn als Reporter des Berliner Lokal-Anzeigers um ein Interview. Meinem Auftrag entsprechend frage ich ihn um seine Meinung über Mozart. Kühl, groß, weltmännisch steht er vor mir. Er will nicht sagen, er will schreiben. Einige Tage später trage ich das Manuscript in die Redaktion. Es sind die Mozart-Aphorismen auf Seite 78 in seinem Buche ‚Von der Einheit der Musik'. Immerhin war es also der Berliner Lokal-Anzeiger, in dem von Mozart zu lesen war:

Er steht so hoch, daß er weiter sieht als Alle und darum Alle etwas verkleinert.

Sein Palast ist unermeßlich groß, aber er tritt niemals aus seinen Mauern.

Durch dessen Fenster sieht er die Natur; der Fensterrahmen ist auch ihr Rahmen.

Er kann sehr Vieles sagen, aber er sagt nie zuviel.

Er ist leidenschaftlich, wahrt aber die ritterlichsten Formen.

Er ist jung wie ein Jüngling und weise wie ein Greis — nie veraltet und nie modern, zu Grabe getragen und immer lebendig. Sein so menschliches Lächeln strahlt uns, verklärt, noch an.

*

Der Virtuose verschwindet. Man hört, er komponiere. Man führt ihn auf, mit wechselndem Glück. In großen, kostspieligen Orchesterkonzerten läßt er die produzierende Jugend zu Worte kommen, produziert er sich selbst. Er hat sich in gelegentlichen schriftlichen Auslassungen für die kühnsten harmonischen Möglichkeiten eingesetzt. 1911 bereits ist er, theoretisch über Schönberg hinausschreitend, auf dem Wege zu einer neuen Synthese. Aber die Kompositionen (ich höre Stücke aus der Oper die ‚Brautwahl' und aus ‚Turandot') sind gar nicht im modernen Sinne bedeutend, mehr reizvoll als groß. Der Dirigent Busoni war eben ausreichend, kaum geschickt, aber so echt und treu — ohne auch nur den geringsten Versuch zur Schauspielerei.

Es war die Zeit, wo man den Klavierspieler am schmerzlichsten vermißte. Er hatte ein paar Schüler um sich — nie nahm er einen Pfennig Honorar von ihnen. Er spielte öffentlich nur noch, um seine Orchesterkonzerte oder dringende Lebensbedürfnisse zu finanzieren. Diese Notwendigkeit trieb ihn im ersten Kriegswinter nach Amerika. Unvergleichlich seine Abschiedskonzerte, in denen er aufhörte, ein reproduzierender Künstler zu sein. Es haben damals, wie früher, Leute geschrieben, er habe sie durch seine Eigenwilligkeit verletzt. Sie haben nie begriffen, daß es in künstlerischen Meinungsverschiedenheiten mit Busoni nur Einen geben konnte, der Recht hatte. Das war das Mindeste, was sie aus dieser geistigen, musikalischen, handwerklichen Ueberlegenheit über alles Andre, was sonst musizierte, hätten lernen sollen Und das Zweite: Busoni spielte nicht, wie Beethoven oder Mozart

gespielt hätte, was Niemand weiß und Keinem nützen würde, wenn ers wüßte. Busoni spielte nur wie Busoni, was auch dem Unbescheidenen hätte genügen können. Und die Klage hätte vor der einen Erwägung verstummen müssen, daß man eines Tages nie wieder so Bach hören werde. Man muß freilich (auf neuhochdeutsch) ein Pferdeknecht sein, um im Nekrolog die Erwähnung zu vergessen, daß Busoni Klavier spielen konnte.

*

Busoni kehrt aus Amerika — angewidert — nach Europa zurück. Deutschland ist dem Italiener verschlossen. Aber er hört nicht auf die Lockungen der Entente, nicht auf die des eignen Vaterlandes. Seine Mutter war eine Deutsche. Er geht nach Zürich, und er ist der vorbildliche Einzige unter den zahllosen Künstlern, die in Deutschland ihren Ruhm gemacht hatten. Er nimmt nicht Partei, er arbeitet für sich. Und wartet (buchstäblich) auf dem züricher Bahnhof den Zug heran, der ihn nach Berlin zurückführt. Dieser Italiener hatte die merkwürdigste Sehnsucht nach dem Viktoria-Luise-Platz. An jedem Nachmittag trank er seinen Schoppen im Bahnhofsrestaurant. Er hörte auf den ausrufenden Schaffner: Einsteigen nach Winterthur, Sankt Gallen, Romanshorn. Und niemals nach Berlin.

Vor dem zürcher Bahnhof steht ein Brunnendenkmal. Einmal, im abendlichen feuchten Winternebel, sehe ich von weitem, daß der Brunnen eine neue Figur bekommen hat, die auf dem Rand hockt. Ich trete näher: da hockt Busoni, trübe, geneigt, sehnsüchtig harrend.

*

In einer geschäftlichen Angelegenheit habe ich mich ihm — nach mehr als zehn Jahren — wieder zu nähern. Er ist sehr gelassen, gütig, gar nicht mehr abweisend hoheitsvoll. Dennoch: ich bringe es grade noch fertig, das Geschäftliche mit Anstand zu erledigen. Das abendliche Zusammensein nach einem Konzert mißlingt nicht nur mir. Wir sind Alle nur Liebe und Huldigung. Und das verschlägt uns Allen den Verstand. Ich habe niemals eine große Anzahl von erwachsenen Personen so viel Unsinn reden hören. Er war ganz einsam, immer dankbar für jede Freundlichkeit, dennoch vielleicht sehr unglücklich über diesen Mangel an Ebenbürtigen. Dann packte es ihn plötzlich wedekindsch, nein, er konnte grausamer sein als Wedekind, und er hatte ein sausendes, pfeifendes, heulendes Lachen, zu dem es Wedekind immer am persönlichen Mut gebrach.

*

Es kam der ‚Arlecchino‘.

Noch immer ist Busoni nicht das pausbäckige Genie, das die Theatererfolge nur so hinwirft. Am allerwenigsten ein wohlfeiler Schmierant. Hätte er zur Not tragische Reißer hinwerfen kön-

nen wie sein Kollege d'Albert? Zeugt nicht die ‚Turandot' für das Vorhandensein amüsanter, prickelnd exotischer Einfälle? Nein, Gottseidank, er konnte nicht wie d'Albert. Möglich, daß dessen Musiksinn mehr Instinkt, mehr dionysisch ist. Prachtvoll, wenn er sich am Flügel entlädt. Unmittelbarster Kontakt zwischen Werk und erregter Masse. Eigentlich verschwindet d'Albert, so jäh entsteht Beethoven unter seinen Händen, als wäre das Werk eben geschrieben. Wenn er aber komponiert, schreibt er ebenso unbedenklich drauf los. Für ihn gibt es nicht Richtung und nicht Haltung; er hat nicht mal eigentliches Talent, aber sein Instinkt für die Masse bewährt sich; dieser in Deutschland musikalisch erzogene Schotte, oder was er sonst sein mag — jedenfalls Nordländer —, läßt sich von Puccini die Rezepte schreiben, ohne diesen je an Schlagkraft noch an Eigentümlichkeit der Faktur zu erreichen.

Die apollinische Natur Busonis macht sichs schwerer. Er spielt ja auch nicht wie d'Albert jahraus jahrein dieselben zwei Programme. In dem ungeheuern und nie versagenden Archiv seines Gedächtnisses ist die gesamte Klavierliteratur aufgestapelt. Er braucht nicht mehr zu üben; er entwirft sein Programm — nach den gegebenen künstlerischen Umständen, nach irgendwelchen für ihn bestehenden künstlerischen Notwendigkeiten.

Sein Schüler Lochbrunner, der vor ihm starb, erzählte mir das folgende Erlebnis:

Auf dem Programm eines zürcher Konzerts standen Schumanns symphonische Etüden. Busoni, der in Zürich ganz ohne Noten lebte (er hatte ja seine erlesene Bibliothek — ein Lebenswerk für sich — in Berlin), sagt zu Lochbrunner: „Bring mir doch das Heft, ich muß das morgen spielen, habe es so lange nicht angesehen." Lochbrunner bringt am Nachmittag das Schumann-Heft, in das aber noch andre Werke eingebunden sind — erst am Ende stehen die Etüden. Busoni nimmt das Heft, geht ins Nebenzimmer, fängt an zu spielen auf Seite Eins. Spielt das Heft durch — doch vor den Etüden macht er Halt und bringt Lochbrunner das Heft zurück. „Du wolltest doch die Etüden spielen?" „Die kenne ich ja", sagt Busoni — und spielt sie dann abends ohne jegliche Vorbereitung. Er hatte die Fähigkeit, auf dem Spaziergang zu üben. Was in seinem Gedächtnis saß, das war auch in seinen Fingern. (Sein Werk als Lehrer sind die vorbildlichen Bearbeitungen der Klavier-Kompositionen von Bach und Liszt, seine Kadenzen für die Konzerte Mozarts und Beethovens.)

Zurück zu ‚Arlecchino'. Wenn dieser Mann komponierte, war es nicht, um eine Oper mehr zu schreiben. Er fühlte die Verantwortung — er ekelte sich vor der Unkunst des Operbetriebes. Er wollte der schwerfälligen Maschinerie wieder Flügel geben. Und so wurde der ‚Arlecchino' sehr adlig, sehr geformt, sehr gedacht.

Er ist das echte Erzeugnis eines sehr großen, nicht nur seine eigne Kunst weit überschauenden Meisters. Der ‚Arlecchino‘ gehört zu Busoni, ist ihm eigentümlich wie die (scheinbar) gleichgültigste Notiz, die er je in deutscher Sprache für eine Zeitung geschrieben. Ob ‚Arlecchino‘ für sich leben kann, herausgerissen aus dem Garten der Liebe und Verehrung, der dem großen Manne in Jahrzehnten erwachsen ist, das werden die Zeiten lehren.

*

Aber das betrifft alle seine Kompositionen. Ich kenne die wenigsten; die Opus-Zahlen gehen in die fünfzig. Ueberliest man das von ihm hergestellte Verzeichnis seiner Kompositionen, so hat man nicht das Gefühl, dem Oeuvre eines spezifischen Komponisten gegenüberzustehen. Er hat sich in jedem Genre versucht: da sind Orchestersuiten, Elegien für kleines Orchester; da ist sein Klavier-Konzert (mit Schlußchor) — ein gewiß glänzendes, stilistisch kaum über Liszt hinaus gewachsenes Stück. Klavierstücke natürlich in größerer Zahl, ein paar Kompositionen für Violine und Cello, schließlich einige Gesänge. Titel und Widmungen lassen erkennen, daß es vielfach Gelegenheitswerke sind — was bei Busoni die Verantwortlichkeit nicht ausschloß. Ob der ‚Faust‘ den Komponisten Busoni Unsterblichkeit gewinnen lassen wird, vermag man nicht zu sagen. Seine Jünger wünschen es brennend, und man muß ein (auf neuhochdeutsch gesagt) Pferdeknecht sein, es ihnen zu mißgönnen. Indessen mögen sie selbst das Andenken des großen Mannes nicht verkleinern, indem sie dem Erfolg eine zu große Wichtigkeit beimessen. Seine Person hat auf die Gegenwart beglückend und befruchtend gewirkt, die Spuren seines Wirkens werden auf lange Zeiten hinaus nachweisbar bleiben. Man muß zum dritten Male Pferdeknecht sein, um diesen Mann am offenen Grabe nur nach seiner noch umstrittenen musikalischen Schöpferkraft zu beurteilen. Er war ein wundervoll geformter Mensch, es war ein Glück, ihn ansehen und erleben zu dürfen. Wie Viele haben jahrelang Anblick und Erleben entbehren müssen, ohne ihn vergessen zu können! Der Tod nimmt die Hoffnung, aber nicht die lebendige Erinnerung.

*

Er selbst aber war zu schön und zu reich, als daß man fürchten müßte, er könne ein unglücklicher Mensch gewesen sein.

Shaw-Abend von Alfred Polgar

Der Boxkampf‘ ist eine Burleske in vier Bildern, nach dem lustigen Roman ‚Cashel Byrons Beruf‘. Siegfried Trebitsch hat die langwierige Uebermütigkeit in nette deutsche Verse gebracht, die manchmal, wie das bei solchem Raufspiel ganz sinngemäß, Knüttelverse sind. Shaw macht sich über die Boxleidenschaft der Engländer zärtlich lustig. Für die Romantik des Boxens, für die fügelose Situation eines nach Regeln ausgetragenen Faustkampfs,

für den Einsatz an Kraft und Mut, den er bedingt (weniger für den an Geld), hat er viel Sympathie. Neben der Boxerei erscheint hier auch die Pathetik, das Selbstbewußsein, der Shakespeare-Kult und noch mancher andre Charakter- und Moralsport der Engländer liebevollem Spott preisgegeben. Höhepunkt des Spiels ist ein Boxkampf auf der Bühne, in den sich Zuluhäuptlinge — nachdem sie gesprochen: Seht, wir Wilden sind doch bessre Menschen! — mischen. Im vierten Bild findet der Satiriker aus den geschaffenen Verwicklungen nicht recht heraus und läßt Albernheiten geschehen, aber die lustige Miene, die er zum törichten Spiel macht, nötigt die Hörerschaft, ein Gleiches zu tun. Sind auch die Worte nicht immer witzig, die sein Mund spricht, die Falten um diesen sind es immer.

Die Spieler des Deutschen Volksheaters sprangen unter Friedrich Rosenthals Führung kopfüber in die Fidelität der Angelegenheit. Sowohl als Boxer wie als Sprecher zeigte Herr Feldhammer sich als graziöses, behendes Leichtgewicht von Klasse. Man könnte die Figur aber liebenswürdiger denken, hellern Humors. Der des Herrn Feldhammer trägt durchaus scharfe Parodiefarbe. Reizend Frau Steinsieck als sanfte Schwärmerin für das Muskulöse. Ihre Lustigkeit ist leicht und duftig, hat weniger die Allüren als die Musik des Uebermuts. Im Walde (erstes Bild) wirkt sie wie ein Elfchen in Großformat. Herr Soltau deklamiert mit wirklicher Leidenschaft den verliebten Diener — eine mit Worten groß gestopfte kleine Rolle —, Herrn Kutscheras stolzer Negerfürst trägt einen gemütlichen Ottakring durch die Nase.

Vorher: ‚Der Mann des Schicksals', Komödie in einem Akt. Napoleon, General in Italien, erlebt etwas mit einer netten Spionin. Das Abenteuer beginnt politisch, endet erotisch und zeigt die Größe des großen Mannes in eine Summe kleinerer Menschlichkeiten auseinandergelegt. In der Legierung der Masse, aus der solche Monumentalperson geformt ist, gibt es nämlich allerlei sonderbare Bestandteile — wie die Durchschauer wissen —, und es ist nicht Alles Erz, was klingt. Shaw hat den pathetischen Napoleon nicht vom Sockel genommen und auf gemeine Erde gestellt, sondern er hat die Figur oben belassen und sie nur lustspielmäßig verschalt (das Wort hier auch von schal abzuleiten). Selbst von einem ironisch gesehenen Helden erwarten wir Reflexbewegungen der Abwehr gegen Läppisches, die hier ausbleiben, selbst vom Napoleon eines gesprochenen Singspiels fassen wir es nicht, daß er die Geduld aufbringt, stundenlang mit einer gezierten, Mündchen und Geistchen spitzenden Gretl neckische Konversation zu machen. Vor Jahren schien das sehr amüsant und war es wohl auch; in der Luft von damals erlitt der Humor solches Spiels wahrscheinlich geringere Brechung und Zerstreuung als in der, die heute weht. Es gibt eine Art Relativitätstheorie des Theaters, nach der die Dauer der Bühnenminute bedingt ist von dem geistigen Tempo und der nervösen Spannung der Zeit, in der sie abläuft. Heute dauert eine Bühnenminute sehr lange, viel länger als vor zehn Jahren, und bedarf andrer Füllung, als der Witz dieses betulich weitläufigen Scherzos ihr zu geben vermag.

London von Morus

Deutschland hat in London überraschend gut abgeschnitten. So gut — nun, fast so gut, als ob die Deutschen gar nicht dabei gewesen wären. Die deutschen Delegierten haben sich, entgegen aller Tradition, vollkommen „undeutsch" benommen. Sie haben nicht den starken Mann gespielt und steinharte Entschließungen verlesen und sich vom ersten Tage an in eine Isolierung hineingeredet, und sie haben keine Formfehler gemacht und keine Sonderbündnisse geschlossen, wie das in den letzten fünfundzwanzig Jahren bei allen internationalen Konferenzen, vom Haag bis Genua, üblich war. Sie haben zwar nicht, wie sich Herr Stresemann von seinen Schreibern in der ‚Zeit' bescheinigen läßt, „schier Unmenschliches geleistet" und standen auch nicht „Schwierigkeiten gegenüber, wie sie kaum je zuvor die Vertreter eines großen Landes in Verhandlungen mit denen andrer Länder auf einer solchen Konferenz zu bewältigen hatten". Die Atmosphäre, in die die Deutschen hineinkamen, war so günstig, wie wohl seit der berliner Konferenz von 1878 nicht mehr. Ihr Verdienst: keine Genietat, nicht, daß sie ein paar Nächte durchgearbeitet, sondern daß sie sich aufgeführt haben wie Durchschnittseuropäer, wie Durchschnittsdiplomaten, wie Durchschnittsstaatsmänner.

Nur gegen Schluß hielten sie sich für verpflichtet, wenigstens einmal zu zeigen, daß sie Deutsche sind. Und deshalb wurde das Theater der Räumungsfrage veranstaltet. Nicht etwa, daß man in London sich nicht ein wenig zieren sollte, um herauszuholen, was herauszuholen war. Aber was für einen Sinn hatte es, in Deutschland mit Hilfe der amtlichen Pressestellen einen sogenannten Entrüstungssturm zu inszenieren, wo doch Alle genau wußten, daß Deutschland annehmen würde! Glaubte man wirklich, auf MacDonald, auf Herriot oder gar auf Peretti della Rocca einen erschütternden Eindruck zu machen, wenn im Berliner Lokal-Anzeiger stand, eine Regierung, die ohne Räumung nach Hause käme, würde von der bekannten kochenden Volksseele fortgefegt werden? Oder wenn das Gleiche, par ordre de mufti, im Berliner Tageblatt zu lesen war? Glaubte man wirklich, die Leute vom Quai d'Orsay und von Downingstreet wüßten nicht, wie so etwas gemacht wird, und würden sich dadurch einschüchtern lassen? Nein, man wollte wieder einmal „nationale Belange" schützen, Ehrenpunkte retten, Westarp entgegenkommen, nachdem man eine Woche europäisch gewesen war, nun schnell wieder schwarz-weiß-rot sein, damit einem die Deutschnationalen keinen Vorwurf machen könnten. Und übersah dabei nur, daß man damit erst recht der Opposition Vorschub leistete, wenn man amtlich hundertprozentige Forderungen als „national" proklamierte, obwohl man doch wußte, daß höchstens fünfzig Prozent zu erreichen sein würden.

Der spiritus rector dieser Propaganda war Gustav Stresemann, der auch in London, ebenso wie auf den Parteitagungen in Hannover und in Frankfurt, am liebsten mit einem schwarz-weiß-roten Bändchen im Knopfloch herumgelaufen wäre, um nur ja vor Herrn Scholz und Herrn Gildemeister zu bestehen. Und es erwies sich wieder, wie gefährlich es gewesen wäre, Stresemann allein auf die Reise zu schicken. Der Vergleich mit einem schwankenden Rohr paßt nicht ganz, und der Vergleich mit einem mal nach links und mal nach

rechts rollenden Bierfaß fällt wohl unter das Republik-Schutzgesetz, durch das erfreulicherweise auch Anhänger der Monarchie geschützt werden. So muß ich den Lesern überlassen, sich die stramme Haltung des Reichsaußenministers im Einzelnen auszumalen. Den innern Halt, der, so merkwürdig es klingt, in der hohen Politik nicht ganz zu entbehren ist, bekam die deutsche Delegation durch den Reichskanzler Marx. Dieser Zentrumsmann hat bewiesen, was man durch Loyalität, Friedfertigkeit und ehrlichen Verständigungswillen erreichen kann, auch wenn Einer des kleinsten Geniefünkchens ermangelt und nicht mit den Künsten der Diplomatie vertraut ist.

Die eigentlichen diplomatischen Aufgaben erledigte bei der deutschen Delegation, trotz der reichlichen Kolonne vom Auswärtigen Amt, kein Fachdiplomat, sondern Hjalmar Schacht, der nun schon ein allbekannter Wunder- und Wanderstar ist. Daneben fehlten selbstverständlich nicht die kleinen Reisenden der deutschen Regierung: Herr Bergmann, den sich die Firma Deutschland jedesmal von der Firma Speyer Ellissen in Frankfurt, und Herr Meyer, den sie sich von der Firma Warburg in Hamburg ausleihen muß, wenn Not am Fachmann ist. Denn diese Not besteht unter Umständen selbst bei achtzehn fachmännischen Staatssekretären und Ministerialdirektoren. Womit keineswegs dazu animiert werden soll, wie bei frühern Gelegenheiten nachzurechnen, ob nicht etwa 2785 Mark zuviel von der deutschen Delegation ausgegeben worden sind. Wenn nur im Ganzen leidliche Arbeit geleistet wird, ist es wirklich gleichgültig, ob ein unbeschäftigter Geheimrat zu eifrig die Singspielhallen besucht hat und ob ein paar Cuts zuviel auf Staatskosten angeschafft worden sind.

Worin besteht der Erfolg von London? Die Antwort läßt sich einfach dahin präzisieren: Mit London hat die endgültige Liquidierung des unsinnigen Kohlenkrieges begonnen. Der ebenso lächerliche wie gefährliche Zustand, daß die deutsche Regierung zwar erklärt, nichts zahlen zu können, aber tatsächlich seit Monaten schon wieder die Industrietribute finanziert, das ganze scheußliche, verlogene Micum-System hört auf. An Stelle des Gerichtsvollziehers tritt wieder ein Vertragsverhältnis, wie es zwischen manchmal gesitteten Völkern doch schließlich die Regel ist. Der Einwand, daß der Gerichtsvollzieher, nämlich die Besatzung doch noch im Lande bleibt und daher von einem friedlichen Zustand keine Rede sein kann, trifft nur zum Teil zu. Um den Erfolg von London richtig einzuschätzen, muß man sich vergegenwärtigen, daß mit einer militärischen Räumung auch in Deutschland anfangs Niemand gerechnet hat. Der Dawes-Plan wurde von der deutschen Industrie und bis ins deutschnationale Lager hinein für annehmbar erklärt, als Poincaré noch am Ruder und die Aussicht auf baldige militärische Räumung des Ruhrgebiets verschwindend gering war. Damals war die Fragestellung, auf Grund deren der Sachverständigenplan gutgeheißen wurde, ganz eindeutig: Dawes-Plan oder Micum-System? Erst nach dem Umschwung vom vierten Mai und nachdem zu allgemeiner Ueberraschung in Frankreich Herriot ans Ruder gekommen war, tauchte außerhalb der gewerbsmäßigen Scharfmacher die Formel auf: Ohne Ruhrräumung keine Unterschrift unter das Sachverständigen-Gutachten. Selbst Herr Stresemann setzte wieder die große Fanfare an, als der Kriegstrompeter den Quai d'Orsay verlassen hatte. Wenn

also jetzt wenigstens ein bestimmter Termin für die Ruhrräumung und eine sofortige Teilräumung erreicht worden ist, so bedeutet das einen Fortschritt, den sich vor wenigen Monaten noch kein Mensch in Deutschland — und die heulenden Wölffe und die lärmenden Ackermänner am wenigsten — hat träumen lassen.

Ueber den einzigen dunkeln Punkt der Räumungsverhandlungen wahrt man seltsamerweise in allen Lagern tiefstes Schweigen. Die offizielle deutsche Propaganda stellt als einen besonderen Erfolg der deutschen Delegation hin, daß es gelungen ist, die volle Freiheit in handelspolitischen Fragen zu behalten. Weder die Verlängerung der zollfreien Einfuhr aus Elsaß-Lothringen über den 10. Januar 1925 hinaus, noch die Einleitung von Handelsvertrags-Verhandlungen mit Frankreich habe man zugestanden. Beides ist tatsächlich anfangs von französischer Seite gefordert worden, aber Herriot, der alles vermeiden wollte, was nach einem politisch-wirtschaftlichen Kuhhandel aussah, erklärte sich sofort damit einverstanden, als die Deutschen handelspolitische Konzessionen ablehnten. Warum aber lehnten die Deutschen ab? Der ganze Sinn des Sachverständigenplans und des Pakts von London bestand ja nach deutschoffiziöser Deutung darin, durch wirtschaftliche Zugeständnisse sich von der Ruhrbesetzung und von künftiger Besetzungsgefahr frei zu kaufen. Warum sollte das nicht auch durch handelspolitisches Entgegenkommen geschehen? Ich gestehe, daß mir die Regelung, wie sie tatsächlich getroffen wurde, als zweckmäßiger und daß ein paar Monate „unsichtbarer" militärischer Besetzung, wie sie etwa von den Engländern in der Kölner Zone gehandhabt wird, als weniger bedenklich erscheinen, als langwierige zollpolitische Konzessionen.

Die deutschen Delegierten sind von vornherein auch gar nicht so abgeneigt gewesen, sich gleich mit Frankreich über einen Handelsvertrag ins Einvernehmen zu setzen; ja ein paar Tage schien es sogar, als würden nach Unterzeichnung des Londoner Protokolls Luther vom Finanz- und Trendelenburg vom Wirtschaftsministerium noch in London bleiben, um mit Frankreich einen Handelsvertrag perfekt zu machen. Aber da stellten sich als nie fehlende Gäste der hohen Politik ein paar deutsche Industrielle in London ein, und aus dem Saargebiet war eigens Herr Röchling erschienen, offenbar, um den Generalkommissar der deutschen Delegation, den Ministerialdirektor von Schubert, einen der Erben des Königs Stumm, nicht ganz allein zu lassen. Und siehe da, plötzlich lagen handelspolitische Konzessionen für Deutschland ganz außer dem Bereich der Möglichkeit. Es wurde gar nicht erst der Versuch gemacht, durch Zugeständnisse in der elsaß-lothringischen Zollfrage eine frühere Räumung des Ruhrgebiets zu erwirken. Die Interessen der deutschen Industrie verlangten volle Zollautonomie vom Januar 1925 ab, und damit war die Räumungsfrage entschieden.

Das geschah, während die gesamte Industriepresse vor Wut schnaubte und erklärte: ohne sofortige Räumung des Ruhrgebiets keine Unterschrift. Wie man sieht, haben der Reichsverband der deutschen Industrie und besonders die Schwerindustrie inzwischen umgelernt und, selbstverständlich nicht ohne die üblichen Vorbehalte, ihr Ja gesprochen. Die deutschnationale Reichstagsfraktion ist grade dabei, es den Brüdern von der Schwerindustrie gleich zu tun. Denn die alte Garde siegt oder sie fällt um, aber sie ergibt sich nicht.

Bemerkungen

Londoner Eindrücke

Die Hauptarbeit haben in London die Beamten geleistet. Was sie herausgeholt haben, ist dreimal so viel, als die Regierung für möglich gehalten hätte. Ein Mann wie der Justitiar des Auswärtigen Amtes: Geheimrat Gaus hat ein Mammutpensum bewältigt, und die Juristen der Gegenseite haben ein kleines Grauen empfunden und auch gar nicht verhehlt, wenn es hieß: Gaus kommt.

*

Ein wirklich seltsamer Vertreter Deutschlands ist der deutsche Botschafter in London. Die ständigen Korrespondenten kümmern sich gar nicht um ihn — in Paris hängt sich Herr von Hoesch selbst ans Telephon, wenn ein Journalist anruft —; aber die Sonderkorrespondenten hielten doch für notwendig, ihm einen Besuch abzustatten. Sie haben seltsame Erfahrungen dabei gemacht. Und: als in der Botschaft die Verfassungsfeier begangen werden sollte, wurde von den Journalisten sofort gefragt, wer einlüde. Zum Glück wars der Reichskanzler. Sonst würde mancher Journalist kaum gekommen sein.

*

Der Vertreter Bayerns war übrigens auch da. Man hat nicht bemerkt, daß es ihm geschadet hat. Hoffentlich kriegt er nicht von seiner Regierung dafür eins aufs Dach. Man hat bekrittelt, daß Bayern einen Sondervertreter mitgeschickt hat. Nichts finde ich weniger berechtigt. Er wird seiner Regierung für sie sehr wesentliche Dinge erzählen können, denn wenn das Ruhrgebiet nicht sofort geräumt wird, so ist die Bayrische Regierung zu keinem kleinen Teil daran schuld.

*

Deutschland hat in Allem, was den Dawes-Bericht selbst betraf, völlig gleichberechtigt mitgewirkt. Von jetzt an sind die Dinge so geregelt, daß der Vertrag von Versailles nicht mehr so gefährlich ist. Freilich werden wir mehr denn je Erfüllungspolitik treiben müssen — aber daß das die richtige Politik ist, wissen jetzt sogar einzelne Leute bei den Deutschnationalen. Nun kommt es darauf an, daß wir vernünftige Politik im Innern machen. Es wäre nötig, daß auch Herr Geßler sein demokratisches Herz entdeckte. Kein Wort weiter über diese Sache. Wer Bescheid weiß, versteht mich.

*

Die beherrschenden Männer auf der Gegenseite waren MacDonald und Herriot. In MacDonalds Herz hineinzusehen, ist schwer. Seine eigne Partei ist wütend auf ihn, weil er die Ruhrräumung nicht erzwungen hat. Nun, MacDonald wird die Zügel anziehen, und selbst Snowden, der ein Querkopf, aber unbestechlich ist, wird parieren.

*

Auch Snowden hat eine bedeutende Rolle auf der Konferenz gespielt und ist oft in den schwierigsten Fällen der Anwalt der Deutschen gewesen. Was nicht hinderte, daß er ein paar Mal genau so dickköpfig gegen uns war. Er hatte einen Narren an Marx gefressen, und sein Sekretär behauptete, er habe ihn in den Sitzungen gradezu verliebt angeschaut. Herriot ist deswegen reichlich nervös geworden.

*

Der französische Ministerpräsident, der übrigens von der Seite gesehen, etwas an Ebert erinnert, ist überhaupt reichlich nervös. Er hat freilich auch allen Grund dazu. Und zum Verhandeln ist er nicht der geeignete Partner. Als es in der Frage der Ruhrräumung hart auf hart ging, antwortete er auf alle sachlichen Einwände der Deutschen mit schmetternden Tiraden. Von der Sache selbst hatte er verflucht

wenig Ahnung. Die deutschen Delegierten erklärten nachher, der Vernünftigste auf der Gegenseite wäre noch General Nollet gewesen! Man hat deshalb schleunigst das rein Sachliche auf eine Nebenkommission übertragen und mit Herriot eine deklamatorische Sitzung veranstaltet.

*

Es war fast komisch, wie man sich dazu waffnete. Nach der ersten Vollsitzung war der Dolmetscher kaltgestellt worden, weil er die ruhigen Ausführungen des Reichskanzlers mit einem Pathos übertragen hatte, das eine heftige Dissonanz ergab. Nun, zu den letzten Besprechungen mit Herriot holte man den Mann mit dem Pathos wieder hervor. Da war er am Platze.

*

Herriot hat von uns Vertrauen verlangt. Man zeige mir den Kaufmann, der seinen Namen auf einen Blankoscheck setzt. Aber für den Politiker ist eine solche Operation anscheinend doch einmal notwendig. Man hat ja die Sache formal so gewendet, daß über die Ruhrbesetzung überhaupt nicht verhandelt worden sei. Man hat nicht nur mit einander verhandelt: man hat mit einander gerungen. Aber in der Politik kommt Vieles auf die Form an. Das Gesicht ist gewahrt. Hätten die Engländer uns nicht bei der Schuldenfrage im Stich gelassen, so wäre die Sache anders gelaufen.

*

Das ist einer der Gründe, weswegen MacDonalds Partei mit ihm grollt. Und MacDonald hat von seinem Standpunkt aus doch recht gehabt. Die Zeit ist noch nicht reif dafür. Sie wird reifen, denn die Londoner Konferenz und der Dawes-Plan und Alles, was damit zusammenhängt, ist ja nur Etappe. Die Entwicklung wird darüber hinausgehen, weil die wirtschaftliche Einsicht sie vorwärtstreibt.

Andreas Ziesenitz

Preußische Kunstverwaltung

Wenn ich nicht wüßte, wie toternst Friedrich Paulsen in den deutschen „Belangen" ist — es gibt in seiner ‚Bauwelt', zum Beispiel, keine feindbundliche „Akustik", sondern nur eine kerndeutsche „Hörsamkeit" (wäre nicht richtiger „Hörigkeit"?) —, so hätte ich seinen schönen und gewissenhaften Aufsatz über die „Wiederherstellung des Wandgemäldes Kaiserproklamation" (Kaiserschaftseinsetzung) für einen guten Witz genommen. Aber wir müssen wohl an die Richtigkeit der Meldung glauben. Tatsächlich: eine löbliche Kunstverwaltung des Freistaates Preußen hat Geld zur Aufbügelung der Gardehosenbeine und zum Putzen der Paradestiefel dieses Riesenkitsches Anton von Werners in der Ruhmeshalle!

Wir haben uns damit abgefunden, daß Siegesallee, Begas-Bronzen und der ganze geschmacklose Marmorladen Wilhelms in unsern Straßen stehen blieben, daß man ihre Beseitigung der allzu langsam arbeitenden Zeit überließ, da die wünschenswert schnelle Beseitigung schließlich noch Geld gekostet hätte — gut (wohl oder übel)! Daß man aber jetzt, da das Geld noch knapper ist, da das Elend der schaffenden Künstler noch schlimmer ist, Summen auswirft für die künstliche Verlängerung der Lebensdauer eines vom ersten Tage an toten Machwerks: das ist doch wirklich kaum noch zu begreifen. Es ist für mich der politische Inhalt des Bildes völlig nebensächlich, mich bestimmt allein seine künstlerische Armseligkeit. Auch ein republikanisches Preußen hätte die Pflicht, Schlüters Großen Kurfürsten zu erhalten und dürfte keinen republikanischen Kitsch fördern. Aber hier wird ein schlechtes, ein undiskutierbar schlechtes Bild, das endlich von der Wand zu fallen die Freundlichkeit hat — aber selbst noch die zerfallenden Stücke dieses echten Anton von Werner wahren „blasen- und geschwulstähn-

liche Form" —, hier wird es nur deshalb konserviert, weil es eine monarchistische Geschichtsklitterung ist. Das läßt die Hoffnung aufblühen, daß diese Preußische Kunstverwaltung im Frühjahr auch der Siegesallee eine sorgsame Ausbesserung schadhaft gewordener Stellen wird angedeihen lassen.

Ja, es ist Alles in Ordnung. In Berlin sorgen Böß und Ludwig Hoffmann dafür, daß der wilhelminische Baustil weitergeführt wird, Preußen restauriert Anton von Wernern, und der Reichspräsident fordert ein „wuchtiges" Denkmal der Gefallenen. Welcher Berg, welcher Strom, welche schöne deutsche Landschaft wird also diesmal dran glauben müssen!?

Adolf Behne

Der Fremde

Wenn Frau Kulicke auf der Treppe einem Chinesen begegnet, dann kommt sie ganz aufgeregt nach Hause und erzählt: „Wohnt eigentlich ein Chinese im Haus? Eben bin ich auf der Treppe . . ." Da klingelt es. Sie öffnet: der Chinese. Um Gotteswillen! Was —? Der Chinese möchte ein Zimmer mieten. Etwas mißtrauisch läßt sie ihn herein, der Chinese sieht das Zimmer an, es gefällt ihm (er hat noch nicht das berliner Guckauge für solche Dinge; wäre ich dabei gewesen, hätte ich ihm Einiges zeigen können) — er mietet, er zieht ein. Der Chinese wird ein unerschöpfliches Gesprächsthema.

Der Chinese vertritt für Frau Kulicke China. Ungeahnte Möglichkeiten erwägt sie in ihrem Hirn, Opiumhöllen, ausgerissene Seeräuberzöpfe, kleine Geishas (die liegen bei Frau Kulicke in der chinesischen Schublade); aber inmitten dieses asiatischen Brodelns ist Eines sicher: China und dieser Chinese — das ist ein und das Selbe.

Und Frau Kulicke ist nur eines von hunderttausend Exemplaren: jeder Fremde vertritt für die meisten Menschen sein ganzes Land, seine Regierung und seinen Fürsten. Die Franzosen in Deutschland haben bekanntlich alle noch vor kurzer Zeit Privat- und Spezialaufträge von Herrn Poincaré gehabt; die Deutschen vor dem Kriege waren Abgesandte des Kaisers; auf jedem Russen lag früher der Abglanz des Zaren (den er vielleicht nie gesehen hatte) — der Fremde vertritt für die meisten Leute immer noch seinen Staat.

Und Keiner kommt auf den naheliegenden Gedanken, daß der Fremde zu Hause genau so ein unnützes, beiseitegeschobenes, verachtetes Ding sein könnte wie der Betrachter; daß sich sein Staat so wenig aus ihm macht wie der unsre aus uns (neulich war in einem Erlaß über die Befeierung dieser Verfassung zu lesen: „Es sind auch Kreise der Bevölkerung hinzuzuziehen . . ."); Jeder tut immer noch so, als käme der mächtige Volksgenosse eines völlig geschlossenen fremden Stammes zu uns — und nicht der kümmerliche Bestandteil einer anachronistischen Gesellschaftsform. Und je ohnmächtiger die Einheimischen sind, desto größere Fähigkeiten trauen sie dem fremden Mann zu.

Europa hat noch nie so viel Nationen und Staaten gesehen wie heute. Innerhalb der Staaten geht das Spiel weiter — oder wollen etwa die Franken dulden, daß die Stammeseigenart der Mittelfranken bei ihnen unterdrückt werde? „Die thüringischen Belange" (was man am besten wie „Melange" ausspricht); die Pfälzer verlangen; die Hannoveraner drohen — je eine halbe Million, wenns viel ist. Europa spielt. Es scheint die Idee kurz vor dem Höhepunkt ihres Umkippens in das Gegenteil zu sein, wie zu hoffen steht. Statt wirklich zu sehen, wie die Schichtgrenzen laufen, amüsieren sie sich mit Fahnen, Grenzpfählen, Ministerpräsidenten — und spielen „fremd".

Gott segne diesen Erdteil! Er hat es nicht anders verdient.

Peter Panter

Antworten

Rechtsfreund. Für Fechenbach setzen sich zwei neue Broschüren ein. Erstens: Der Fall Fechenbach. Juristische Gutachten. Herausgegeben von Dr. Max Hirschberg und Dr. Friedrich Thimme. Verlag von I. C. B. Mohr in Tübingen. Zweitens: Deutscher Justizmord. Das juristische und politische Material zum Fall Fechenbach, zugleich die Antwort der deutschen Intellektuellen an die deutsche Republik. Mit Beiträgen von Johannes R. Becher, Otto Flake, Friedrich Wilhelm Foerster, Friedrich Markus Hübner, Klabund, Max Krell, Walter Mehring, Paul Zech, Stefan Zweig, juristischen Feststellungen von A. Freymuth, F. Kitzinger, Eduard Kohlrausch, Friedrich Thimme und einem Nachtrag von René Payot. Herausgegeben von Gerhart Pohl. Verlag Ernst Oldenburg in Leipzig. Der Eindruck beider Broschüren? Daß die Grausigkeit dieses Falles noch erschütternder, die Gewissenlosigkeit dieses Urteils noch schändlicher ist, als man bisher geglaubt, als man in einem sozusagen zivilisierten Lande je für möglich gehalten hätte. Sätze aus beiden Broschüren werden hier jede Woche und so lange abgedruckt werden, bis Fechenbach aus dem Zuchthaus befreit ist. Denn wenn der Mann die Strafe dafür, daß er ganz und gar unschuldig ist, entsetzlicherweise schon vor fast zwei Jahren hat antreten müssen, so darf doch um keinen Preis geschehen, daß er die vollen elf Jahre absitzt.

Weimarer. Auf dem Parteitag der Nationalsozialisten, der in eurer Stadt hinter dem Rücken Goethes und Schillers stattfand, hat Adolf Bartels nicht nur Heinrich Heine — den er früher, jenachdem, für welchen Verlag er eine Literaturgeschichte zu schreiben hatte, entweder durch Lobpreisung befleckte oder durch Verdammung ehrte — den „größten Lumpen" genannt, den es gegeben hat, sondern auch wütend ausgerufen: „Ich kann das verfluchte Wort Freiheit nicht mehr hören und wünschte, es käme endlich Einer, der uns mit dem Knüppel auf den Kopf haut." Dabei ist er schon längst ins Gehirn gehauen oder dahin, wo Andre eins haben. Aber wer das ist, pflegt eben nicht zu wissen, daß er es ist. Und gehört, da er die Freiheit verabscheut, in eine geschlossene Anstalt.

Bücherleser. Sie haben, da Sie den Namen Kasimir Edschmid hier mehrfach erwähnt fanden, endlich ein Buch von ihm zu lesen versucht und sind entsetzt, daß so etwas überhaupt gedruckt wird. Aber allmählich kommt sogar die Provinz hinter diesen Schwindel. Und das ist gewöhnlich der Anfang vom Ende. In der Literarischen Rundschau der Ostsee-Zeitung schreibt Johannes A. Freesemann: „Sprachschöpferisch war Edschmid nie. Er war ein Raffer, aber kein Schaffender. Er ist ein Kriegsgewinnler und ‚Parasit auf Sternheim', wie Franz Blei feststellt. Stilistisch war er ein Möchtegern, ein Habe-

bald. Seine Grammatik kennzeichnen die Manieren der Piefke und Raffke, und da er das Erotische zum Vorwurf seiner Kunst zu nehmen beliebt, gilt von ihm selbst, was er Otto Julius Bierbaum zuschmiert: er schreibt, wie er etwa ißt und badet und ins Bett steigt: schamlos schmatzend, erotomanisch nackt und nicht trotz, sondern grade wegen seiner Individualitätswut nie allein." Und diese Kritik ist noch sehr höflich.

Theaterbesucher. Herr James Klein verspricht für den 28. August in der Komischen Oper die Erstaufführung der „gewaltigsten Revue aller Zeiten und aller Länder": ‚Das hat die Welt noch nicht gesehen' mit der schönsten Frau Spaniens, 10 Tänzerinnen aus Sevilla, 12 Mannequins aus Paris, echten Apachentänzern vom Montmartre, den akrobatischen Tänzern Biamia und Fosia und einem Haufen andrer Attraktionen zu dem Premierenpreis von 50 Mark. Ueberschrift: Wie Berlin Goethes 175. Geburtstag feiert.

Stresemann-Jünger. Das Organ deines Meisters, die ‚Zeit' ruft: „Während sich der Staatsanwalt lebhaft um Heinrich Sklarz bemüht, hat dessen Bruder Leo ein starkes Interesse für die Presse, die sich mit den Sklarzschen Geschäften befaßt. Leo Sklarz hat in Bausch und Bogen eine große Anzahl berliner Handelsredakteure verklagt. Auch der unsre befindet sich darunter. Selbstverständlich hat unser Redaktionsmitglied es sich versagt, zu dem Sühnetermin zu erscheinen. Bemerkenswert ist nur, daß der Schiedsmann in eigner Person sich zu unserm Redaktionsmitglied bemühte, um ihn zum Vergleich zu veranlassen. Wozu dieses Drängen?" Obwohl die Klageschriften, die Leo Sklarz losgelassen hat, sich gleichen wie ein Ei dem andern und nicht einmal der Versuch einer Begründung gemacht wird, scheint doch der Herr von Wöllersdorf die Presse so individuell zu behandeln wie Bismarck. In einem zweiten Fall legte er auch beim Sühnetermin großen Wert auf „Bestrafung". In einem dritten Fall wird gar mit Schadenersatzansprüchen gedroht. So werden alle strafrechtlichen Methoden der Besserungstheorie, der Vergeltungstheorie und der Abschreckungstheorie angewandt, um die Presse zur Raison zu bringen. Aber es hilft nichts: der Staatsanwalt arbeitet weiter, und die Gazetten sind roh genug, darüber zu berichten.

Zeitungsleser. Ich für mein Teil greife immer zuerst nach den Familienanzeigen. Sie sind die aufschlußreichste und interessanteste Rubrik. „Heute nachmittag entschlief sanft mein lieber Mann, unser guter Bruder, Schwager und Onkel Sigesmund Blau, Inhaber des Roten Adlerordens." Kein Wort weiter. Kein Gewerbe und kein Beruf. Anno 1924. Hinterpommern. Und man sieht das verschlafene Städtchen, seinen Stammtisch, seine Judenschaft und seine Antisemiten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G. m. b. H., Berlin W 35, Nolldf. 792, Blumeshof 1. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Prikopy 6.

Imperialismus von Georg Brandes (Schluß)

III.

Es ist nicht meine Absicht, in diesem kurzen Aufsatz um die ganze Welt zu reisen: nach Japan, das Korea mißhandelt, nach Rußland, das Georgien und die Ukraine mißhandelt, um zu zeigen, wie völlig unser Zeitalter im Zeichen des Imperialismus steht.

Daß Großbritannien ein Imperium ist, leugnet Niemand, am wenigsten der Inder und der Aegypter.

Italien hat den Imperialisten die Macht in die Hände geben müssen, den tüchtigen Leuten, die bekanntlich den Namen Fascisten führen.

Ich will nicht bei alle Dem verweilen. Ich habe den Imperialismus in den beiden berühmtesten und mächtigsten Republiken der Erde nachgewiesen: im Lande der Unabhängigkeit und im Lande der Bastillenerstürmung.

Sie werden in der Regel als die beiden gefeiertsten Freiheitsbäume auf Erden angesehen. Und ich will sagen: Wenn es so mit dem grünen Baum steht — wie steht es dann erst mit dem trockenen!

Ich meine die Macht, deren Imperialismus der Ausgangspunkt des Weltkrieges war:

Deutschland

das in Kaiserverehrung aufging und in seiner Glanzzeit seine französischen, dänischen und polnischen Untertanen deutschen Nationalismus fühlen ließ. Die Art, wie namentlich das Elsaß regiert wurde, ist Zeugnis einer Dummheit, die monumental genannt werden muß. Jetzt ist dieses Reich eine Republik ohne Heer und ohne Flotte, leider auch ohne Republikaner.

Ich habe Wolfgang Kapp von seinem achtzehnten Lebensjahr an persönlich gekannt, ihn, dessen Versuch, die Republik zu stürzen, so ungeschickt war. Er war ursprünglich ein ordentlicher und tapferer Student ohne ausgeprägte Begabung. Er gehörte einer ausgezeichneten Familie an. Sein Vater, der Historiker und Politiker Friedrich Kapp, war eine strahlende Erscheinung, ein Achtundvierziger, der auf den Barrikaden kämpfte, vor der siegreichen Reaktion nach Amerika fliehen und mehr als zwanzig Jahre dort bleiben mußte, bis Bismarck 1871 den Verbannten Amnestie gewährte.

Der Sohn ward also zu äußerstem politischen Freisinn erzogen, während die Mutter, die Tochter eines preußischen Generals, ihm Soldatenmut einprägte. Wenn er für sein Teil — und zwar in entgegengesetzter Richtung — Empörer wurde,

so geschah es aus Abscheu vor Denen, die den Vertrag von Versailles unterzeichnet und Deutschland im Vertrauen auf unehrliche Versprechungen entwaffnet hatten. Er verlieh diesem Abscheu törichten Ausdruck.

Es ist wirklich schwer, sich Deutschland als Republik zu denken.

Ein deutscher Sozialistenführer, der mich im Kriege besuchte, fand es des deutschen Volkes unwürdig, die Hohenzollern auf Wunsch fremder Mächte zu stürzen, und fügte hinzu: Man kann doch auch nicht vergessen, daß diese Dynastie Männer wie den Großen Kurfürsten und Friedrich den Großen hervorgebracht hat.

Das bedeutet, daß Deutschland heute eine Republik ist, in der es vor ihrer Errichtung keine andern Republikaner gab als die Sozialisten — und deren Republikanismus war, wie man sieht, mehr theoretisch als grade fanatisch.

Die Republik ist denn auch nicht mit Begeisterung eingeführt worden wie die erste französische oder die nordamerikanische oder wie in unsern Tagen die russische. Sie wurde eingeführt, weil man den Glauben an den größenwahnsinnigen Kaiser und die kleinen netten Könige verloren hatte, denen das Reich die Niederlage verdankte, besonders aber, weil Frankreich, England, Amerika immer wieder erklärt hatten, daß sie Krieg führten, um die Welt demokratisch zu machen. Die Deutschen waren naiv genug, ihnen aufs Wort zu glauben. Die politische Naivität der Deutschen hat stets ihre politische Brutalität übertroffen. Daher Mérimées Erstaunen, als Bismarck 1862 zum ersten Mal nach Biarritz kam, um Napoleon III. zu besuchen. Mérimée schreibt seiner Engländerin über ihn: Un Allemand intelligent et pas du tout naïf. Er war die Ausnahme.

Die Deutschen meinten kindlich, daß sie, wenn sie demokratisch würden, die frühern Feinde versöhnlich finden würden. Die Westmächte hatten ja nach eigner Aussage den Krieg gegen die Alleinherrschaft des Kaisers und nicht gegen das deutsche Volk geführt.

Die politische Heuchelei, die im Laufe des 19. Jahrhunderts etwas in Verfall geraten war, hatte (ohne daß die einfältigen Deutschen das verstanden) eine wirkliche Renaissance im 20. Jahrhundert erlebt.

Der Vertrag von Versailles öffnete den deutschen Demokraten die Augen. Unmöglich, daß es schlimmer gekommen wäre, wenn man die Monarchie behalten hätte. Das Kaisertum hatte wenigstens das Reich zusammengehalten. Der Fall des Kaisers machte die Spaltung zwischen Norden und Süden, zwischen Preußen und Bayern offenbar. Und französische Politik tat Alles, um diese Kluft zu vertiefen. Nachdem die Staatsregierung in Berlin sozialistisch geworden war, unter-

stutzte Frankreich sowohl monarchistische wie kommunistische Bewegungen. Der Hauptgegenstand der Auflösungsversuche Frankreichs sind jedoch Oberschlesien im Osten und das Rheinland im Westen gewesen.

Die Losreißung Oberschlesiens trotz dem Ausfall der Abstimmung geschah zu dem Zweck. das deutsche Reich seiner Kohle zu berauben und die Polen zu favorisieren. Im Rheinland haben die Franzosen sich eingerichtet, als hätte der Friedensvertrag es ihnen zugesprochen. Sie haben ja unter anderm Krieg geführt, um den Militarismus zu bekämpfen, und unterhalten jetzt in Friedenszeit ein Heer, das um 250 000 Mann größer ist, als das des deutschen Kaisers gewesen.

Als die Deutschen 1871 französisches Territorium besetzt hatten, wurden die höflichsten, ja herzlichsten Briefe zwischen dem deutschen Oberbefehlshaber, General Manteuffel, und dem Präsidenten der französischen Republik, dem Historiker Thiers, einem alten Bekannten Manteuffels, gewechselt. Sie überboten einander an Entgegenkommen. Beide Parteien strebten danach, die Okkupation so wenig lästig wie möglich zu machen und sie so bald wie möglich aufhören zu lassen. Die Briefe Beider schlossen mit den ergebensten Grüßen an die Damen der beiden Familien. Die fünf Milliarden wurden denn auch verhältnismäßig schnell bezahlt und die deutschen Truppen zurückgezogen.

Anno 1924 ist nicht nur alle Courtoisie im Verkehr mit einander verschwunden, sondern das Verhältnis ist so unsinnig, daß die ungeheuern Summen, die die Deutschen gezwungen sind Frankreich zu bezahlen, völlig verbraucht werden für die verschwenderische Unterhaltung des unnützen Okkupationsheeres. Für die Hälfte der Summe, die Deutschland schon für diesen unproduktiven Zweck ausgegeben hat, hätten die verheerten Landstrecken wiederhergestellt werden können.

Wenn man bedenkt, wie die französische Regierung ihre Offiziere in den besetzten Gebieten die deutschen Familien aus ihrem Heim hat vertreiben und die schwarzen Truppen hat dominieren lassen, möchte man glauben, daß sie ein Interesse daran hat, einen schicksalsschweren Haß bei den Ueberwundenen zu wecken.

Während des Krieges wurde auf deutscher Seite oft die geschmacklose und recht lächerliche Aeußerung getan, daß man in Deutschland keinerlei Haß gegen Frankreich nähre. Auf französischer Seite wurde logisch geantwortet: Was könnten sie mehr oder Schlimmeres tun, wenn sie uns haßten?!

Aber trotz alledem war die Aeußerung für die deutsche Bevölkerung wahr. Im Bürgerstande herrschte alte tiefe Bewunderung für französische Zivilisation. Die Arbeiter und

Bauern kannten keinen Nationalhaß. Jetzt dagegen, nach all den Demütigungen, die dem deutschen Volk zugefügt worden sind, breitet der Haß sich aus und verkündet drohend den nächsten großen Krieg.

Ein Friede hat Dauer, wenn er von beiden kämpfenden Parteien als gerecht angesehen wird, weil er mit Mäßigung und Schonung des Ueberwundenen geschlossen ist. Der Krieg zwischen England, Frankreich und der Türkei auf der einen und Rußland auf der andern Seite, der Krim-Krieg, hinterließ keine Bitterkeit in den Russen, obwohl man sie von den Dardanellen ausgesperrt hatte. Wenige Jahre später waren Russen, Franzosen, Engländer die besten Freunde.

Desgleichen hat der amerikanische Bürgerkrieg mit einem dauernden Frieden geendet. Die Südstaaten wurden so behandelt, daß kein Rachegefühl entstand. Ja, die Generale der Südstaaten erhielten mit Billigung ganz Nordamerikas Denkmäler.

Auch der Friede, der 1866 zwischen Preußen und Oesterreich geschlossen wurde, war von Dauer, weil Bismarck darüber wachte, daß das geschlagene Oesterreich nicht gedemütigt wurde. Es wurde nur aus dem Deutschen Bund herausgezwungen, und weder Oesterreich noch sein Verbündeter Bayern brauchte trotz dem heftigen Wunsch des preußischen Königs eine Provinz abzutreten. Ja, Bismarck verbot König Wilhelm gradezu, seinen Einzug in Wien zu halten. Wenige Jahre später waren die beiden Staaten Bundesgenossen.

Man vergleiche hiermit das Verhalten der Alliierten dem überwundenen Deutschland gegenüber. Sie traten als Kläger, Richter, Vollstrecker auf ein Mal auf. Kraft der Fiktion, die eine Wagenladung jetzt veröffentlichter Dokumente (besonders der von den Bolschewisten gefundenen) zunichte gemacht hat: daß nämlich Deutschland allein der Urheber dieses Krieges gewesen, ist das überwundene Deutschland mit Demütigungen ohne Zahl überhäuft und mit wahnsinnigen Forderungen gequält worden. Die Sieger haben durch den Frieden von Versailles — wohl das stupideste Aktenstück, das die neuere Geschichte kennt — unter dem Schein, die Herrschaft der Gerechtigkeit einzuführen, physische Vernichtung und moralischen Verfall verursacht. Sie haben sich an die schlechtesten Instinkte bei den Ueberwundenen gewandt und sind die gehorsamen Diener der schlechtesten Instinkte bei den besitzenden Klassen unter den Ihren gewesen.

Ihre Gier, die sich in das Gewand einer Urteilsfällung kleidete, beraubte Deutschland zuerst seiner Rohstoffe, Provinzen und Kolonien, seiner Flotte, seiner Luftschiffe und seines Heeres und forderte dann Summen, die nur mit astronomischen Zahlen geschrieben werden können.

Sie erreichten, daß die deutsche Mark zu Aller Schaden, wie Balzacs peau de chagrin, immer geringer wurde, sodaß in Deutschland ein Notstand herrschte, der sich des bankrotten Frankreich und Englands mit seinen paar Millionen Arbeitsloser mitteilte.

Sie erreichten ferner eine Stärkung der deutschen Reaktion, der deutschen Nationalisten, gegen die sie den Krieg zu führen behauptet hatten, und die jetzt am liebsten die Monarchie wiedereinführen möchten.

Sie erreichten endlich, die Achtung vor den deutschen Sozialdemokraten zu zerstören, die beständig den Forderungen des Feindes nachgeben mußten, und so die Einzigen zu kompromittieren, mit denen sie sicher waren künftig in Frieden leben zu können.

Wie hoch die politische Zivilisation Europas vor hundert Jahren im Vergleich mit heute stand, wird man ermessen, wenn man bedenkt, daß Europa die französische Revolution genau mit derselben Unruhe und Erbitterung betrachtet hat wie die Westmächte jetzt die russische Revolution. Die Folge war, daß man Koalitionen gegen Frankreich schloß und bis 1815 mit ihm lebte. Dennoch ließ man Frankreich nach Napoleons Fall seine alten Grenzen behalten. Man ging nicht darauf aus, es oekonomisch zu vernichten. Das Volk und seine neue Regierung begegnete wirklichem Wohlwollen in Europa. Schon auf dem Wiener Kongreß wurde Talleyrand als Vertreter Frankreichs nicht nur geduldet, sondern bald als Mittelpunkt des Kongresses geehrt.

Wer Deutschland besucht hat, wird den Eindruck erhalten haben, daß das Land sich in der Auflösung befindet. Ein Mord an politischen Führern ist dem andern gefolgt. Bei den Denkenden herrscht Mutlosigkeit, bei der großen Masse der Bevölkerung Demoralisation. Der gemeine Mann, der früher ehrlich und zuverlässig war, ist mit Haß gegen den Bürgerstand erfüllt worden und neigt zu Müßiggang und Diebstahl, wird in diesem Hang durch kommunistische Theorien bestärkt. Die Arbeiter haben keine Lust, sich abzuschinden, wenn die Ausbeute ihrer Arbeit dem Feinde ausgeliefert werden soll — sie wollen, höchst natürlich, nicht als Sklaven des Feindes leben. Die Beamten, die vor dem Kriege arm und stolz waren, sind jetzt erheblich ärmer und daher notwendigerweise viel weniger stolz — sie stehen nicht mehr, wie früher, Bestechungsversuchen abweisend gegenüber.

Deutschland ist von Hungerrevolten, Plünderung des Privateigentums, oekonomischem und politischem Chaos und danach von brutaler Reaktion bedroht.

Und währenddessen lebt und gedeiht in der Jugend eine Bewegung merkwürdig unweltlicher und wirklichkeitsferner

Art. Wie Rußland Sekten produziert, so produziert die deutsche Jugend im wesentlichen Schwärmereien. Sie geht auf in dem Gedanken an die Zukunft, träumt von Einführung einer neuen Religion, huldigt beredten und gedankenleeren Propheten, atmet am freiesten in den höchsten Luftlagen der Metaphysik und Theosophie, pflegt Tagores und Rudolf Steiners wenig tiefsinnige Weisheit und Dostojewskis abstoßende Freude an Demütigungen, das heißt: sie pflegt die Mystik Asiens und Halbasiens, ist in ihrer Kunst eifrig futuristisch, beschäftigt sich aber nicht damit, einfache Redlichkeit wieder einzuführen und aufzutreten gegen desparate Liederlichkeit, Faulheit, Diebstahl, Betrug, Gewalt und Mord.

Deutschland ist eine Republik, in der republikanische Denkart erst aufgepäppelt werden muß. Eine Nation kann ihre Gefühlsweise nicht in wenigen Jahren wechseln. Mehr als ein Jahrtausend war Deutschland monarchisch, ein halbes Jahrhundert imperialistisch. Es kann nicht erwarten, republikanisch zu werden, nur weil einige Männer eine Verfassung auf ein Stück Papier geschrieben haben. Wir sehen ja, daß die Russen, die unter der Zarenherrschaft der politischen Polizei unterworfen waren, jetzt unter der sogenannten Diktatur des Proletariats ebenso weiterleben, ausspioniert, dem Gefängnis, der Tortur, der Hinrichtung preisgegeben — nur daß die Polizeimacht, die früher Ochrana genannt wurde, jetzt Tscheka heißt. Die politische Polizei ist noch schlimmer geworden und wird im übrigen von denselben Männern geleitet. Der Name allein ist geändert.

Die alten Ideale Europas sind verschwunden. Die Freiheit ist tot. Ich kann die halbstündige Reise über den Sund von Helsingör nach Helsingborg nicht ohne Paß machen. 1913 reiste ich von Kopenhagen nach Wien, Paris, Rom, Tunis und zurück ohne Paß. Jetzt steht Jeder unter Polizeiaufsicht.

Auch der Erwerb ist nicht mehr frei. Was ich verdiene, wird in so reichlichem Maße von Staat und Gemeinde genommen, daß ich die Lust und den Trieb zu arbeiten verliere.

In Deutschland sind die Steuern so hoch, daß die Geschäftsleute, wenn sie gegen den Staat ganz ehrlich wären, ihr Geschäft einstellen müßten.

Nur eine Macht hat sich, nachdem sie aus der Krisis herausgegangen ist, das Gleichgewicht bewahrt. Die Vereinigten Staaten haben nicht grade die Freiheit — davon gab es nie sonderlich viel in dem von Puritaner gegründeten sweet land of liberty —; aber sie haben ihren Wohlstand erhalten und vermehrt, und sie haben — nach einer kurzen Sonnenfinsternis — ihre gesunden politischen Begriffe geborgen.

Es gibt für Europa keine andre Rettung als die, daß Amerika, anstatt den verunglückten Erdteil seinem Schicksal

zu überlassen, dessen oekonomisch-politische Leitung in die Hand nimmt.

Offiziell ist in der Politik stets von Moral die Rede. Moral ist die erste und letzte Vokabel der politischen Phrase. In Wirklichkeit ist die Moral das Wort, mit dem man in der politischen Sprache den Vorteil, selten den wahren, immer aber den vermeintlichen Vorteil benennt

Selbst der Opiumkrieg gegen China um 1840, wohl der unmoralischste aller unmoralischen Kriege, ward im Namen der Moral geführt. Offiziell galt es, China gewisse Verpflichtungen aufzuzwingen, praktisch, den Chinesen so viel Opium wie möglich den Schlund hinunterzujagen.

Heute wird in Norwegen wie in Amerika ein Kampf gegen das relativ unschuldige Gift: den Alkohol geführt.

Es gibt ein Gift, das zu bekämpfen für die friedliche Zukunft der Menschheit nützlicher wäre: die politische Phrase, die ein andres Wort für die politische Lüge ist, die Moral sagt, wenn sie Imperialismus meint.

Was nützt es der Menschheit, den Genuß von Wein zu verbieten, wenn sie sich an den Genuß der heuchlerischen Phrase klammert!

Was ist gewonnen durch all den Jammer, den wir durchlebt haben? Etwas doch: Deutschlands fast irrsinniger Hochmut ist kleiner geworden.

Als Deutschland eine mißvergnügte Provinz wie das Elsaß unter sich hatte, griff die deutsche Heeresleitung ein, um die Stellung eines Leutnants zu stärken, der in so reichlichem Maße und mit solchen Folgen Pflaumen gegessen und Bier getrunken hatte, daß ein elfjähriger Junge ihm „Bettscheißer" nachrief — worauf der Offizier das Kind mit dem Säbel in der Hand verfolgte und eine europäische Haupt- und Staatsaktion entstand. Undenkbar, daß so etwas wieder geschieht.

Eine dänische Dame, Fräulein Ea Dinesen, hatte in Nordschleswig ein Lied von Grieg gesungen. Es war verboten, dänisch zu singen. Vergebens hob sie den eindringenden Gendarmen gegenüber hervor, daß Grieg Norweger sei. Sie erhielt keine Erlaubnis, sich umzukleiden, sondern wurde mit bloßen Schultern zum Zuge transportiert und nordwärts gefahren. Undenkbar auch, daß so etwas wieder geschieht.

Diese dumme Brutalität ist aus guten Gründen vorbei. Aber Luther hat gesagt: Die Welt ist der betrunkene Bauer — hilft man ihm von einer Seite aufs Pferd, so fällt er auf der andern wieder herunter.

Will man uns zum Troste lehren, nicht in Jahrzehnten, sondern in Jahrhunderten oder besser in Jahrtausenden zu denken, so wird man die Besserung spüren, die der wissen-

schaftliche und technische Fortschritt mit sich bringt. Was wir selbst erleben, ist ja verschwindend wenig.

Aber glücklicherweise sind nur drei, vier Mann zur Anfertigung des Fahrrads erforderlich, auf dem Millionen fahren können. Es braucht nur Einer zu kommen und die drahtlose Telegraphie zu vervollkommnen — und eine Milliarde unbegabter Menschen kann sie gebrauchen.

Endlich dürfen wir auf weniger handgreiflichem Gebiet nicht übersehen, daß sich in allen Ländern neue Sprossen zeigen. In Italien Guglielmo Lucidis Rassegnas Internationale, in Frankreich die Gruppe um Clarté und Barbusse und die andre Gruppe um Romain Rolland. Sie sind noch schwach — einmal werden sie eine Macht sein.

Am allermeisten glaube ich, trotz Allem, an die Zukunft der Vereinigten Staaten. Das Entscheidende ist ihre durchgreifende Selbstkritik. Dünkel und Selbstzufriedenheit gehören der Vergangenheit an.

Nehmt ein Buch wie ‚Civilisation in the United States', ein von dreißig jungen Amerikanern und drei jungen Europäern geschriebenes Werk. Es kritisiert jede einzelne Lebenssphäre in den Vereinigten Staaten von Anfang bis zu Ende: Gesetzgebung, Politik, Literatur, Kunst, Presse — Alles. Es wäre undenkbar, daß in diesen kleinen, sich selbst bewundernden Ländern, Norwegen oder Dänemark, ein solches Werk erscheinen könnte. Das kündet Gutes.

Die unbarmherzige Selbstkritik ist für uns ein Durchgang, der zu einer bessern Zukunft führt. Es kommt die Zeit, da Bartholdis Freiheitsgöttin uns wirklich den Weg weisen wird.

Deutsch von Erwin Magnus

Zu diesem Kriege von Claude Tillier

Man nimmt den Menschen in seiner vollsten Kraft, in seinen besten Jugendjahren, gibt ihm ein Gewehr in die Hand, einen Tornister auf den Rücken, seinen Kopf bezeichnet man mit einer Kokarde und sagt zu ihm: „Mein Mitbruder, jener Monarch hat mich unwürdig behandelt, darum mußt du alle seine Untertanen angreifen; ich habe ihnen kundgemacht, daß du an einem gewissen Tage an ihrer Grenze erscheinen wirst, um sie zu töten . . . Infolge deiner Unerfahrenheit denkst du vielleicht, daß unsre Feinde Menschen sind. Es sind jedoch keine Menschen, es sind Franzosen, es sind Preußen. Du wirst sie von dem Geschlecht der Menschen durch die Farbe ihrer Uniform unterscheiden. Trachte deine Pflicht möglichst gut zu erfüllen, denn ich werde zuhause bleiben und dich beobachten. Siegt Ihr, so werde ich, wenn Ihr zurückkehrt, in meiner Uniform zu euch treten und sagen: ‚Soldaten, ich bin mit euch zufrieden.' Falls du aber auf dem Schlachtfelde bleibst, was ja sehr möglich ist, so werde ich deine Familie von deinem Tode unterrichten, damit sie dich beweinen und beerben kann. Verlierst du eine Hand oder ein Bein, so werde ich dir bezahlen, was sie kosten. Bleibst du aber am Leben und bist unfähig, den Tornister zu tragen, so wirst du entlassen und kannst verrecken, wo du willst; das kümmert mich nicht."

Von der Wissenschaft zur Utopie

von Hermann Wendel

Der Sozialismus wird beginnen, eine geistige, eine aus Ideen genährte und Ideen verwirklichende Bewegung zu sein, wenn er den Dünkel aufgegeben haben wird, eine Wissenschaft zu sein.

Kurt Hiller

Was den Herren allen fehlt, ist Dialektik. Sie sehen stets nur hier Ursache, dort Wirkung. Daß diese eine hohle Abstraktion ist, daß in der wirklichen Welt solche metaphysische polare Gegensätze nur in Krisen existieren, daß der ganze große Verlauf aber in der Form der Wechselwirkung — wenn auch sehr ungleicher Kräfte —, wovon die oekonomische Bewegung weitaus die stärkste, ursprünglichste, entscheidende, vor sich geht, daß hier nichts absolut und Alles relativ ist, das sehen sie nun einmal nicht, für sie hat Hegel nicht existiert.

Friedrich Engels

Wenn Kurt Hiller in den Nummern 28 und 29 der ‚Weltbühne' auf dem „landläufigen Sozialismus" herumpaukt, wird jeder Sozialdemokrat, der nicht an politischer Arterienverkalkung leidet, bei manchen seiner Bemerkungen zustimmend und beschämt nicken. Andre seiner Behauptungen freilich dürfen auf der Goldwage der Gerechtigkeit nicht nachgewogen werden. Dem Sozialismus in Bausch und Bogen Mangel an „kulturrevolutionärer Aktivität" und konservative Altjüngferlichkeit angesichts der neuen Bewegung im Geistesleben vorzuwerfen, geht nicht wohl an, da Alles, was in den Volksmassen an Neigung und Verständnis für die neuen Werte in Kunst und Literatur lebt, durch zielbewußt sozialistische Arbeit hineingetragen wurde; die „Partei der Geistigen" jedenfalls, der es verdienstvoller erscheint, zu fünfzig Studenten als zu fünftausend Arbeitern zu sprechen, hat nichts dazu getan. Auch ist das Arsenal aller verbissenen Feinde der Arbeiterbewegung durch Hillers gehässige George-Grosz-Karikatur des „Gewerkschaftswebels" (das Gesicht ein Gefüge von Ellenbogen, mit einer tierisch-niedrigen Stirn oben drüber und dem Schnurrbart eines Zuhälters mittendrin) außerordentlich bereichert worden; die großindustriellen Abwürger des Achtstundentags mögen sich bei ihm bedanken, aber der billig Denkende wird vielleicht selbst den Durchschnitt des „Gewerkschaftswebels", der ganz in undankbar mühvoller Kleinarbeit aufgeht, Trepp auf, Trepp ab wirbt, Tag aus, Tag ein aufklärt und als Angestellter von Arbeitern wahrhaftig kein süßes Brot ißt, auch menschlich anziehender finden als den Typ des überheblich schnoddrigen Caféhausliteraten, der ein Problem nur mit seinem „Geiste" betropft, weil es ihm an dem Fleiß und dem Ernst gebricht, es gründlich durchzuarbeiten. Darum begnügen sich auch die beiden Artikel mit einem Geschimpfe auf den „landläufigen Sozialismus", statt nach der Ursache seiner unbestrittenen Mängel und Versager zu forschen, sind also am Ende unfruchtbar wie jede hohle Spekulation.

Aber zu einer regelrechten Entgegnung fordert, um der Lesr der ‚Weltbühne' willen, nur heraus, was Hiller über die Geschichtsphilosophie des Sozialismus zu sagen weiß, zu klagen hat. Zu

einer Verständigung fehlt es allerdings an wesentlichen Voraussetzungen, da trotz aller absprechenden Gebärden Herrn Hillers philosophische Vorbildung nicht einmal dazu ausreicht, über den deutschen Idealismus Bescheid zu wissen. Den Begriff Idealismus faßt er schmachtfetzig auf wie eine höhere Tochter von anno dazumal und hat von Hegel, dem kühnen Vollender dieser idealistischen, das heißt: nicht auf Liebe, Glaube, Hoffnung aufgebauten, sondern von Ideen ausgehenden Philosophie keinen Schimmer. Denn der den Satz prägte: „So etwas Leeres wie das Gute um des Guten willen hat überhaupt in der lebendigen Wirklichkeit nicht Platz", war von der „begriffsklappernden Lebensleere", die Hillers Ahnungslosigkeit ihm andichtet, weit entfernt; nicht nur nahm er starke Anläufe zu einer durchaus „modernen", einer realistischen Betrachtung von Kultur-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, sondern er hatte auch das unvergängliche Verdienst, das Entwicklungsprinzip in die Geschichtsdarstellung einzuführen. Die landläufige liberal-individualistische Geschichtsinterpretation, auf die neben Schopenhauer und Spengler auch Hiller zu schwören scheint, sieht in aller Menschheitshistorie ein wildes Durcheinander ohne Sinn und Logik, einen Wust von Zufälligkeiten; bald kommt es so, bald anders herum, je nachdem hier oder dort eine „Persönlichkeit", ein „großer Mann" aus der Schachtel springt und die Sache schmeißt; der Schluß der Schlüsse dieser Geschichtsauffassung ist die nachdenkliche Frage des Sultans von Marokko im Pariser Louvre, wie die Dinge wohl gelaufen wären, wenn Napoleon I. die Jungfrau von Orleans geheiratet hätte. Hegel aber gelangte zu der bahnbrechenden Erkenntnis, daß Vernunft in der Weltgeschichte, daß sie ein Entwicklungsprozeß, eine Stufenfolge sei. Nur wo er den logischen Zusammenhang in die stete Bewegung, Veränderung und Umbildung hineinbringen und die innere Gesetzmäßigkeit der Historie nachweisen sollte, rutschte er ins Nebelhafte ab, denn er griff als treibende Kraft die Idee auf — „die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit" —, die sich in verschiedenen Völkern und Zeiten verschieden kristallisiert habe. Hier knüpfte Marx an und stellte, von der einfachen Tatsache ausgehend, daß die Menschen zuerst essen, trinken, wohnen, sich kleiden müssen, ehe sie Politik, Wissenschaft, Kunst und Religion treiben, auf die Füße, was bei Hegel auf dem Kopf gestanden hatte, und formulierte: „Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt."

Herr Hiller ist freilich so gütig, Marx nicht weh tun zu wollen („Kein Wort gegen Marx!"), er wirft nur seine Geschichtsphilosophie in den Mülleimer, als ob Jemand unter dem Schlachtruf: Kein Wort wider Einstein! die Relativitätstheorie mit Fußtritten behandelte. Aber es ist fürwahr nicht von nöten, auch nur den historischen Materialismus gegen ihn in Schutz zu nehmen, denn von ihm hat Herr Hiller eine ähnliche Vorstellung wie Herr Hitler. „Daß der Mensch ausschließlich aus oekonomischen Ursachen handle", diese Behauptung findet er lachhaft. Wer empfände nicht das Gleiche? Aber daß diese Behauptung ein Bestandteil der marxistischen Geschichtsphilosophie sei, saugt sich Herr Hiller einfach aus den Fingern. Der historische Materialismus befaßt

sich überhaupt nicht mit „dem“ Menschen; zu erforschen, welche Ursachen: Ehrgeiz, Nächstenliebe, Gewinngier, Geschlechtstrieb, Laune, Leidenschaft oder Wahnsinn Tun und Lassen des Einzelwesens bestimmen, überläßt die Geschichtsphilosophie dem Psychologen und Pathologen. Der historische Materialismus sucht vielmehr in die Beweggründe einzudringen, die für die Handlungen großer Massen, ganzer Völker und in jedem Volk wieder ganzer Klassen entscheidend sind. Aber hier hat sich Herr Hiller abermals eine Windmühle konstruiert, gegen deren Flügel er mutig anreitet, denn die entsetzliche Plattheit, „daß der Verlauf der Geschichte allein durch wirtschaftliche Prozesse bestimmt worden sei und bestimmt werden werde“, fällt einzig ihm und nie und nimmer dem Marxismus zur Last. Was Marx als das große Bewegungsgesetz der Geschichte entdeckte, war die Tatsache, daß alle geschichtlichen Kämpfe, ob sie auf politischem, religiösem, philosophischem oder sonst ideologischem Gebiet ausgefochten werden, nur der mehr oder weniger deutliche Ausdruck von Kämpfen gesellschaftlicher Klassen sind, und daß Dasein und damit auch Zusammenstöße dieser Klassen wieder bedingt sind durch den Entwicklungsgrad der oekonomischen Lage, durch die Art und Weise ihrer Produktion und ihres dadurch bedingten Austauschs. Nur ein Simpel faßt die materialistische Geschichtsbetrachtung so simplistisch auf, als leite sie alles historische Geschehen unmittelbar aus „wirtschaftlichen Motiven“ ab; in Wahrheit ist ihr Produktion und Reproduktion des wirklichen Lebens nur das in letzter Instanz bestimmende Moment in der Geschichte. „Wenn Jemand“, sagt Friedrich Engels, als hätte er Herrn Hiller vorausgeahnt, „das dahin verdreht, das oekonomische Moment sei das einzig Bestimmende, so verwandelt er jenen Satz in eine nichtssagende, abstrakte, absurde Phrase.“ „Jede Determinations- und Motivationslehre, die nicht höchst komplex ist, ist höchst albern“, entscheidet Hiller, dem der historische Materialismus zu einfach und einfältig vorkommt. Aber wie deutet Friedrich Engels ihn an der gleichen Stelle aus? „Die oekonomische Lage ist die Basis, aber die verschiedenen Momente des Ueberbaus, politische Formen des Klassenkampfs und seine Resultate, Verfassungen, nach gewonnener Schlacht durch die siegende Klasse festgestellt, Rechtsformen, und nun gar die Reflexe aller dieser wirklichen Kämpfe im Gehirn der Beteiligten, politische, juristische, philosophische Theorien, religiöse Anschauungen und deren Weiterentwicklung zu Dogmensystemen üben auch ihre Einwirkung auf den Verlauf der geschichtlichen Kämpfe aus und bestimmen in vielen Fällen vorwiegend deren Form. Es ist eine Wechselwirkung aller dieser Momente . . . Zweitens aber macht sich die Geschichte so, daß das Endresultat stets aus den Konflikten vieler Einzelwillen hervorgeht, wovon jeder wieder durch eine Menge besondrer Lebensbedingungen zu dem gemacht wird, was er ist; es sind also unzählige einander durchkreuzende Kräfte, eine unendliche Gruppe von Kräfteparallelogrammen, daraus eine Resultante, das geschichtliche Ergebnis, hervorgeht, die selbst wieder als das Produkt einer als Ganzes bewußtlos und willenlos wirkenden Macht angesehen werden kann. Denn was jeder Einzelne will, wird von jedem Andern verhindert, und was herauskommt, ist Etwas, was

Keiner gewollt hat. So verläuft die bisherige Geschichte nach Art eines Naturprozesses und ist auch wesentlich denselben Bewegungsgesetzen unterworfen.“ Wer schaut nach dieser Aufhellung der hinreichend „komplexen“ historisch-materialistischen „Determinationslehre“ wohl „höchst albern“ in die Welt?

Lebensrecht spricht Hiller dem Sozialismus nur zu, wenn „er den Dünkel aufgegeben haben wird, eine Wissenschaft zu sein“. Also auf anderm Felde: Zurück von Darwin zur Schöpfungsgeschichte der Bibel! Auf dem Gebiet des Sozialismus, auf dem Marx und Engels glücklich den Weg von der Utopie zur Wissenschaft hinter sich gebracht haben: Zurück von der Wissenschaft zur Utopie! Weil die Doktrin des wissenschaftlichen Sozialismus von der „Notwendigkeit der Entwicklung“ die revolutionäre Aktivität lähme, wird etwa ein Charles Fourier, der abseits der lebendigen Wirklichkeit beim Schein der Studierlampe aus den abstrakten Ideen der Gerechtigkeit, der Vernunft, der Freiheit, der gegenseitigen Anziehung das Pappmodell eines sozialen Systems zusammenkleistert und dann gläubig auf den historischen Zufall harrt, es in die Welt des Seienden zu überführen, Hillers Ideal. Auch hier klägliches Versagen der Erkenntnisfähigkeit, gänzliches Mißverstehen des Wesentlichen! Denn wenn der Marxismus von der „naturnotwendigen“ Bewegung zum Sozialismus spricht, ist für ihn kein außermenschliches Fatum die Triebkraft, sondern das Wollen der Menschen selbst; innerhalb des Begriffs der oekonomischen Notwendigkeit liegt der Wille zur Tat, aus dem erst alles historische Geschehen entspringt. Eine Fatalitätslehre? Nein, der wissenschaftliche Sozialismus ist eine Aktivitätslehre schärfster Spannung; kein bündigerer Beweis, als daß das erste Dokument, in dem er seinen politischen Niederschlag fand, millionenmal mehr Wollen und Handeln in der Geschichte entbunden hat als alle büttenpapierenen Programme aller „Aktivisten“ zusammengenommen: sein Name ist Kommunistisches Manifest! Nichts kann, muß und wird ja die Massen mehr zur Schaffensfreude und Tatkraft beflügeln als das Bewußtsein, daß sie nicht mit der Stange im Nebel herumfahren, sondern daß ihr Streben und Kämpfen auf der Linie der mit Hegel „vernünftigen“, mit Marx „notwendigen“ Entwicklung liegt, kurz: daß sie eine providentielle Klasse sind, daß sie eine große historische Sendung haben, daß „der Geschichte eh’rnes Muß“ hinter ihnen steht.

So viel über den Sozialismus, so wenig über Herrn Hiller!

Fechenbach von Klabund

Der Schriftsteller Fechenbach ist von einem unzuständigen Gericht wegen eines nicht begangenen Verbrechens, das selbst im Falle der Begehung verjährt gewesen wäre, mit einer ungeheuerlichen Strafe belegt worden, ohne daß ihm das Rechtsmittel der Appellation oder der Revision zur Verfügung stünde.

Das Gebot der Gerechtigkeit, des absoluten Rechtes, der Menschlichkeit, der Selbstachtung des Volkes und eines jeden Volksgenossen verlangt gebieterisch, daß Fechenbach sofort aus dem Zuchthaus entlassen wird. Das Verfahren muß eventuell durch Sondergesetz gesetzmäßig revidiert werden.

Belgrad von Paul Zöllner

Nachdem 1914 das deutsche Publikum von diensteifrigen Skribenten hinreichend mit Verachtung gegen die Serben und Abscheu vor ihnen erfüllt worden war, sodaß der Raubkrieg Oesterreichs mit hingebender Begeisterung als deutsche Sache aufgefaßt werden konnte — danach blieb die so kommandierte Meinung in Deutschland bestehen. Der Serbe war ein Schwein. Und wer es nicht glaubte, war ein noch viel größeres.

Wer Balkan und Orient wirklich kannte, sagte allerdings schon damals, daß die Serben das begabteste und zukunftsreichste Volk zwischen Wien und Bombay seien. Aber was Kenner sagen, hat ja, da sie bei uns nie etwas zu sagen haben, nichts zu sagen.

„Die Serben müssen sterben." Mit diesem kulturerfüllten Wort war die Sache erledigt. Man wurde etwas stutzig, als sie den mit allem k. u. k. Talent ausgestatteten Serbentöter General Potiorek furchtbar verprügelten, beruhigte sich aber dann wieder sofort, als mit lächerlicher Ueberzahl an Menschen, Kanonen und Kriegsgerät aller Art das serbische Volk erdrückt wurde. Man feierte den Sieg Mackensens, der einen recht schlecht geführten Feldzug gewonnen hatte, man jubelte, als die Soldateska das Land „devastierte" und die serbischen Weiber vergewaltigte, kurz: man war wieder mit Gott für König und Vaterland Herr der Situation.

Und man rettete, selbst geschlagen, wie ein dummer Junge den Haß und die Verachtung gegen den Feind als Einziges, was man in diesem großen Kriege nicht verloren hatte, in den Frieden mit hinüber.

Einstweilen waren die Serben, die nunmehr Jugoslawen heißen, das größte und mächtigste Volk des Balkans geworden. Aber was bedeutet das für die öffentliche Meinung Deutschlands? Die Serben waren unsre Feinde, also taugen sie nichts. Basta! Der deutsche Bürger hat das Maul zu halten und diese letzte Weisheit anzunehmen. Wers nicht tut: Vaterlandsverrat. Belgrad ist in den Augen der ewig Gehorchenden ein Drecknest. Basta!

Wer aber heute nach Belgrad kommt, entdeckt zu seiner Verblüffung oder Genugtuung (je nach seiner „Einstellung"), daß er eine blühende, reinliche, aufstrebende Stadt betritt, in der an allen Ecken und Enden gebaut und verbessert wird, und an deren Häusern ein erfreulicher Geschmack sich zeigt. Er entdeckt, daß die Straßen gepflegt sind, und daß alle Beamten sich bemühen, liebenswürdig und zuvorkommend zu sein, eine Eigenschaft, die ihm aus Deutschland gänzlich ungewohnt ist. Er denkt an Sombarts lächerliche Entgleisungen von Helden und Händlern, jenes Sombart, der die Serben mit grotesker Unkenntnis plus diensteifriger Untertanenbeflissenheit Rattenfallenhändler oder so benamste, er denkt an die blöden k. u. k. Feudalen, die sich so erhaben dünkten. Ach ja, so erhaben!

Ein einziges Denkmal ihrer Erhabenheit hat sich die k. u. k. Wehrmacht doch in Belgrad errichtet. Ein unvergeßliches.

Rückte da „siegreich" ein Major ein und „verwaltete" das ethnographische Landesmuseum in Belgrad. Er stahl die besten Sachen. Man sage also nicht, daß die k. u. k. Militaristen es an

Kunstverständnis hätten mangeln lassen. Er stahl waggonweise und mit Begeisterung.

Heute erzählt schaudernd der liebenswürdige und tüchtige, dabei sehr deutschfreundliche Direktor des Museums, das der Besichtigung wert ist, von diesem Kulturträger. Als die Sache der Oesterreicher schief ging, faßte man den Helden in seiner Privatetappe „Museum" und nahm ihm (so gemein sind diese Serben!) das Gestohlene wieder ab. Wenigstens soweit das noch möglich war! Vieles hatte er verschenkt, der Gute! Liebesgaben in des Wortes wörtlicher Bedeutung.

Das erinnert mich an einen deutschen General bei Riga, der stahl wie eine Dohle.

Es erinnert mich an Viele, an sehr Viele. Natürlich wollen diese Herren wieder Krieg haben. Im Frieden ist das Stehlen immerhin eine Arbeit!

Was ist das für eine herrliche Aussicht von der alten Festung Belgrad hinüber nach Semlin und auf die Save und Donau und dann östlich davon in die weite dunstige Pußta!

Oben in der Festung liegen serbische Truppen. Niemand verbietet den Eintritt.

Ich habe das verdammte „Verboten", das den deutschen Untertanen allerorten bedräut, so selten nirgends auf der Welt gesehen. Und diese übrige Welt geht sehr gut ohne „Verboten", ohne Unteroffizierton, ohne Beamtendünkel. Ja, man sagt, sie gehe besser als unsre holpernde schwarz-weiß-rote Kasernenrepublik.

Wie wäre es, wenn ein Schock teutscher Oberlehrer, bevor sie unentwegt Blödsinn über fremde Völker unsern Kindern verzapften, diese fremden Völker — nur ein paar von diesen — kennen lernten? Zum Beispiel: die Serben!

Vielleicht würde einem halben Dutzend von ihnen doch ein Licht aufgehen, wie sehr wir über die Welt belogen werden. Vielleicht würden sie erkennen, wie die Welt blüht und grünt, vorwärts strebt und vernünftig ist, und wie relativ selten draußen die Kalkhirne sind, die in unsrer Republik herrschend und beherrschend das berechtigte Gespött der Welt hervorrufen, nachdem es ihnen geglückt ist, uns herrlichen Zeiten entgegenzuführen.

Standhafter Wille von Erich Mühsam

Jetzt prasselts in Schlossen auf mich nieder
Und schleudert Hagel und Donnerkeil.
Es hämmert die Schläfe, es zucken die Glieder:
Aber der Wille ist noch heil.
Den Willen können sie nicht zerbrechen,
Wie sie auch zwicken an meinem Mark
Und mich mit glühenden Nadeln stechen.
Meinem Willen befehl' ich: Bleib stark!
Einmal, den Durst meiner Sehnsucht zu stillen,
Spät oder bald — es kommt der Tag,
Und dann brauch' ich den stählernen Willen,
Daß er die Tat mir lenken mag.
Sei es der Tag der befreienden Rache,
Sei es der Tag der genesenden Zeit —
Denk an den Tag, mein Wille, und wache!
Es kommt der Tag! Bleib stark und bereit!

Polizei von Ignaz Wrobel

Polizei sieht auf dem ganzen Kontinent ungefähr so aus:

In einem großen, grauen Gebäude mit unsaubern Korridoren sitzen Männer in Uniformen und unwahrscheinlich staubige Schreiber. Sämtliche Polizeibeamte der mitteleuropäischen Länder haben zuvor ein Examen in Unhöflichkeit abgelegt. Der Polizeibeamte sagt und tut mit unfehlbarem Instinkt das Umständliche, Unerwartete, Schwierigkeiten Bereitende, Pläne Durchkreuzende. Seine Sprache ist rauh und grob; daß er nicht sofort haut, liegt am Zeitmangel. Der Bürger, Steuerzahler und Familienvater tritt über die Schwelle mit dem Posten davor und merkt erstaunt, daß er draußen ein ungesetzliches, eigentlich gar nicht gestattetes, allzu freies Dasein geführt hat, Schüler in der Pause. Hier drinnen ist es erst richtig. Er schrumpft zu dem Nichts zusammen, das er ist, er hat keine Rechte mehr, bedeutet nichts, ist gar nicht mehr vorhanden. Ungeahnte Verbrechen liegen in der Luft, stets gewitterte; ein peinliches Gefühl, sie entgegen den Vermutungen der Behörde nicht begangen zu haben, überkommt ihn. Zunächst hat er zu warten.

Die Polizei hat den Zeitbegriff aufgehoben. Was in Europa auf allen Polizeiämtern für Arbeitsstunden verwartet werden, ist gar nicht zu sagen. Der arme Untertan braucht den Staat — oder vielmehr: der Staat braucht ihn zu kindlichem Spiel —, und dafür bekommt er zuvörderst einmal eine Arreststrafe: er sitzt seine Papiere auf den Korridoren ab. Tagtäglich warten in der ganzen zivilisierten Welt Hunderte und Tausende stumpfsinnig, erbittert, gelangweilt, gespannt auf einen Bureaumenschen der Polizei. Es scheint, als ob bei der Neueinrichtung einer Polizeistation Alles in Betracht gezogen wird — nur nicht das sie frequentierende Publikum. Wie sich das durch Zimmer, Gänge, Paß-Stellen, Anmelde-Büros durchwindet, ist seine Sache. Ja, es steckt offenbar ein tiefer erziehlicher Wert hinter dieser Nichtachtung: der Zivilist soll fühlen, daß er eine Laus ist, ein elendes Wesen, ein Nichts. Daß er nicht sofort eingesperrt wird, ist das Beste, was ihm überhaupt passieren kann.

Zwei Arbeitsstunden verwartet — in dieser Spanne Zeit könnte man hundert Zeilen einer Odyssee gedichtet, an der Börse Geld verdient, ein Kind angefertigt haben, aufs Land gefahren sein. Nichts da. Warten. Dann — Herz, klopf schneller! — vor den Gewaltigen.

Der Gewaltige verbreitet eine Atmosphäre von Grobheit und schlechter Körperpflege um sich. Martialischer Trutz und ungewaschene Füße geben dem Mann ein eignes Aroma. Eine halbe, von aufmerksam spähenden Augen sofort aufgefangene Kopfbewegung heißt: „Was wollen Sie —?" Es wird gesagt. Erstes Polizeigesetz: „Nein." Raus. Zweites Polizeigesetz: „Nein. Da

müssen Sie erst . . ." Raus. Neuer Gang. Neues Warten. Neue Papiere.

Denn ohne Papiere macht der Polizei die ganze Polizei keinen Spaß. Was dieser lächerliche Erdteil in den letzten Jahren an Ausweisen, Pässen, Identitätskarten, Anmeldescheinen, Unbedenklichkeitsbescheinigungen, Visen, Erbscheinen, Toten- und Lebendigen-Papieren erfunden hat, zeigt den Selbstzweck des Unternehmens. Es ist töricht, in diesem Wust von Dummheit und Schikane noch nach irgendeinem andern Sinn zu suchen als dem, so und so viel tausend Menschen der Arbeitslosenunterstützung zu entziehen, und daher haben wir Polizeibeamte.

Aber Gnade Gott, wenn der Einlaßheischende ein Fremder ist! Was sich dann abspielt, ist schwer zu schildern. Ein Fremder —? Dräuend richtet sich das Polizeiauge auf den Unglücklichen. Ein Fremder —! Warum ein Fremder —? Was will der hier —? Ein Spion? Ein Spion. Ein Taschendieb. Alle Fremden sind Taschendiebe. Warum bleibt der Mann nicht zu Hause und nähret sich redlich? Aha! Das werden wir gleich haben — uns entgeht nichts! Und nun gehts los. Anmeldung, Abmeldung, Genehmigung, Erlaubnis, Verweigerung der Erlaubnis, Befristung der Genehmigung — kurz, das alte schöne Wort eines wiener Bezirkskommissärs hat volle Gültigkeit: „Der Wiener hat im Ausland nichts zu suchen!"

Ueberschreite die Schwelle, und du bist verloren. Hier hören alle Gesetze der Vernunft, der Höflichkeit, der allgemein gültigen Formen völlig auf. Verzaubert bist du. Frage, und es antwortet dir Keiner; sie haben eine besondere Krankheit: die Polizeitaubheit. Bitte um Formulare, sie haben keine. Zeige Papiere vor, sie sehen sie nicht. Du schüttelst den Kopf; du glaubtest, du seist ein Mensch. Es ist ein Irrtum. Dich gibt es gar nicht.

Die reichen Leute habens schon besser. Da stehen junge Angestellte mit betreßter Mütze, die warten für den Herrn Baron, werden für die Frau Kommerzienrätin angeschnauzt, bekommen einen roten Kopf für den Herrn Generaldirektor. Der Rest brät in Person im höllischen Feuer.

In der lieben Heimat kommt man noch halbwegs um die Menagerie herum. Reizt man die Polizeilöwen nicht, dann kann es sein, daß sie einen nicht verschlingen. Aber fassungslos steht der Fremde in der Fremde vor so viel Dummheit, Bosheit, Flegelhaftigkeit, vor einem solchen Ausmaß von Niedertracht und Pedanterie. Und fassungslos sucht er die ausländischen Freunde auf und fragt sie: „Aber . . . wie ist es möglich . . .?" Und siehe, dieselben Leute, die sonst so nett zu ihm sind, die eben noch mit ihm offen und männlich über Geschäfte, Politik, Frauen und Bücher gesprochen haben, bekommen plötzlich etwas Geducktes im Blick, ein Schimmer von bösem Gewissen geht über sie hin, sie senken die Augen. „Ja . . ." Achselzucken. Meist

wissen sie gar nicht, was „ihre" Polizei mit den Fremden macht. Helfen können sie nicht. Gute Schüler, die sich schön hüten werden, sich einzumischen, wenn der Lehrer Einen aus der letzten Bank beim Wickel hat.

Daß mir Jemand meine Uhr stiehlt, geht nicht an — das ist allgemein anerkannt. Daß er mir aber meine Zeit stiehlt, diese meine Zeit, in der ich arbeiten, Geld verdienen, mich meines Lebens freuen will — das geht sehr wohl an, wenn der Dieb nur einen Helm trägt, eine bunte Mütze, einen Säbel oder, mit aufgeknöpftem Uniformkragen oder im kümmerlichen Zivil, in der Polizeischreibstube sitzt. Gottes Wege sind erforschlich — die der Polizei sind es nicht.

Der Untertan schimpft auf den Obertan, den Polizeimann; es gibt eine ganze Literatur in den Zeitungen, wo in gewundenen Ausdrücken, voll der überlegensten Ironie auf die „hohe Obrigkeit" gescholten wird — immer mit diesem verquetschten Ton in der Kehle: „Wenn er kommt, Alle unter die Bänke!" Polizeistaat? Aber das ist ein Pleonasmus.

Denn solange die Menschheit mit aller Gewalt, durch Kapitalismus und Familienglück hindurch, über Eingesponnte und Fliehende hinweg, mit Stacheldraht und Gefangenentransport der imaginären Vorstellung zur Realität verhelfen will, als gäbe es noch Schlagbäume, souveräne Staaten, alte Burgen des Mittelalters, die so tun könnten, als seien sie allein auf der Welt, die nach innen eine Wirtschaftsform nur mit Hilfe von schnappenden Wachthunden aufrecht erhalten können, deren gute Laune durch Straflosigkeit legitimer Roheitsdelikte wachgehalten, und deren Dienst mit wenig Geld und viel Ueberschätzung bezahlt wird — solange die Staaten so tun, als stünde nach außen immer noch ein Volk geschlossen hinter ihnen, während jedes doch oekonomisch längst zerfallen ist, aufgeteilt in Nehmende und Gebende, mühelos Arbeitende und mühevoll Arbeitende: so lange haben sie diese Polizei.

*

„Ja, lieber Kolleje, ich habe mir Das anjesehn. Namen nennt er nich, er meint ja vielleicht die preußsche Polizei auch — aber Weiß, Richter oder sonst Jemand kommt nich vor . . . ich glaube, da dringen wir nicht mit durch!"

„Sie meinen, mit dem dolus eventualis . . .?"

„Nee. Mir hat ja erst neulich der Vorsitzende von drüben gesagt: Den Wrobel möcht ich mal vor meine Kammer haben! Ich habe gesagt, ich will mal sehen. Wissen Se, das ist ein ganz objektiver Mann: da kann er sich gratulieren. Aber dieses Mal — da wirds wohl nischt werden. Ich will die Sache im Auge behalten."

„Ja. Sehn Se mal zu. 'n Morjen!"

„'n Morgen!"

Auf Wiedersehn.

Die Stimme Rathenaus von Arthur Eloesser

Ich lese die Gesammelten Reden Walther Rathenaus (die bei S. Fischer erschienen sind) und frage mich zunächst, von welchem Politiker der Nachkriegszeit ich mir das Angebot seiner gesammelten Reden sonst noch gefallen lassen würde. Damit haben wir sogleich den richtigen Standpunkt; wir können Walther Rathenau mit keinem Parlamentarier oder Minister von heute und gestern vergleichen. Ich habe seine Reden von Anfang bis Ende gelesen, aber ich würde lieber sagen, daß ich sie gehört habe. Walther Rathenau war kein geborener Redner, wenigstens nicht für das Parlament, nicht für die Volksversammlung, und bis zu seiner politischen Tätigkeit hatte ihm sein verhaltener gleichmäßiger Vortrag gewiß genügt, um seine Gründe an Bankdirektoren, an Aufsichtsräte und andre Leute zu bringen, die selbst rechnen können. Hermann Bahr erzählt einmal, er sei in seiner Jugend ein gewaltiger Redner gewesen, weil er ganz ohne Vorbereitung den Leuten Das sagen konnte, was er ihnen von den Lippen ablas. Später hätte er seine eignen Gedanken vorgetragen, aber da sei er wohl überhaupt kein Redner mehr gewesen. Walther Rathenau hat gewiß nie das gefährliche Glück kennen gelernt, den Leuten etwas von ihren Lippen abzulesen, und er wird sich auch sonst als Redner nicht auf den Genuß des Augenblicks, auf die Erwartung und Aufforderung, die von der Masse kommt, verlassen haben. Jean Jaurès, an Temperament nicht stärker als unser Bebel, aber ihm durch Beherrschung der Leidenschaft überlegen, führte immer ein Zwiegespräch mit seinen Hörern; er fragte sie, und er antwortete für sie, sodaß sie nur noch mit dem Kopf zu nicken oder auch mit den Fäusten zu drohen brauchten. Rathenau aber sprach schon allein, wenn man mit ihm zu Zweien debattierte, und es läßt sich als sicher annehmen, daß von seinen Reden nichts im Feuer der Debatte entstanden ist, daß er sie völlig fertig von Hause mitgebracht hat. Allerdings ist der Anteil der Improvisation auch bei den Meistern der Rede oft überschätzt worden. Der gute Redner hat seine besten Einfälle oft schon zu Hause, weil er sich den Gegner vorstellt, weil er seine Einwände vorher hört, weil er die Rede nicht auf dem Papier entstehen läßt, weil er sich mit den entsprechenden Gebärden in die bevorstehende Situation hinein versetzt, kurz: weil er dramatisch denkt. Wozu wieder ein Tropfen Theaterblut gehört. Davon hatte Rathenau gewiß nichts; litt er doch als Mensch eher an einer Genierlichkeit, die ihn zu einer besondern Diskretion oder, genauer gesagt, zu einer gewissen Sanftheit der Repräsentation nötigte. Man muß sich vorstellen, daß er der Reiche war, der durch das Nadelöhr gegangen, der immer wieder hindurchgehen mußte. Als sein erstes, noch nicht sehr durchkomponiertes Buch erschienen war, wehrte ich mich auch mit dem Vorurteil: Was hat der nötig, zu schreiben? Rathenau war ein Wirtschaftsführer und vertrat die Sache des Geistes, er war Unternehmer ohne Abwehr gegen die Arbeiterklasse, er war Techniker und sprach von Ethik und gar von der Seele. Rathenaus gesamte Tätigkeit nährte sich von keiner Pflege des Hasses, von keinem Vernichtungswillen; keine seiner Außerungen bläht sich von Abscheu, Verachtung, Verwünschung. Rathenau wurde ein Weiser,

der für die Vernunft war, er wurde ein Bürger, der für das Vaterland dachte. Der Stil für solchen Redner muß in Deutschland erst gefunden werden.

Ich sagte im Anfang, daß Rathenau seine Reden von Hause mitgebracht hat, aus einem sehr wohl versorgten Hause, in dem zunächst seine Schriften standen. Da war auch der Plato aufgeschlagen, und da brachte er zu einer Rede das Bild aus dem Phaidros mit von dem Rosselenker, der seine Pferde zusammen halten muß. Man soll ein Buch, über das man schreibt, wenigstens wenn man nicht über ein Buch allein schreiben will, nicht vor sich haben; ich habe mein Exemplar in das grüne Idyll, in dem ich den Sommer zu Ende gehen sehe, nicht mitgenommen, und ich kann mich auch im Augenblick nicht entsinnen, vor welchen Hörern sich Rathenau auf den griechischen Weisen bezogen hat, dem er, reifer und auch milder werdend, immer näher zu rücken suchte. Aber eins habe ich sicher, daß diese Reden nicht in dem echt deutschen Bierkeller gehalten worden sind, in den unsre Politik jetzt einkehren soll. Unsre Reichstagsabgeordneten haben gewiß gelächelt, als der Minister, der aber doch in Geschäften groß geworden war, sie einmal für seine Reparationspolitik mit Beethovens Quartettsatz vom Schwergefaßten Entschluß ermutigen wollte. Und der Minister wird allerinnerlichst auch gelächelt haben, da er dieses Stück als bekannt voraussetzte. Der Redner wie der Schriftsteller hat immer versucht, sich Hörer oder Leser auf einem Niveau vorzustellen, das sie nicht hatten, das sie aber einmal haben sollten. Wenn er diese Plattform für beide Teile erhöhte, so vereinte er im letzten Sinn nicht die Teilhaber des Wissens oder der Bildung, sondern die einer erhöhten Gesittung und eines guten Willens. In dieser Haltung sehe ich eine Humanität, die bei Rathenau aus einem aesthetischen Vorsatz allmählich zu echtem menschlichen Besitz geworden ist. Wer so viel Geschäfte hinter sich hatte, konnte die Menschen nicht aus einer flachen Ethik, auch nicht aus dem philosophischen Frieden seines Studierzimmers einschätzen; er sprach von ihnen wahrscheinlich besser, als er von ihnen dachte, und er verließ sich darauf, daß gute Manieren allmählich auch nach innen wirken. Insofern steckt in diesen Reden, die nicht schreien, die nicht glühen, die wenig von der Wärme unmittelbar menschlichen Verkehrs haben, doch eine dauernde Ansprache, eine praktische Lehre, eine Anweisung zum bessern Leben, also wenn man durchaus will, auch eine Art Predigt.

Rathenau ist für sein Vaterland gefallen, er ist sehr sehend in den Tod gegangen, weil er, obgleich nur Zivilist, der Meinung war, daß es in gewissen Situationen nicht schicklich sei, Deckung zu nehmen oder sich auf den Bauch zu werfen. Vor Mörderkugeln wollte er sich nicht schützen oder schützen lassen, weil er es für unerlaubt hielt, seinen Mitmenschen und gar Landsleuten die Wiederholung solcher Bestialitäten zuzutrauen. Rathenau wurde erledigt, weil er die Reparationspolitik einleitete, mit der sich unsre Nationalisten längst abzufinden wissen. Ferner weil er Jude war und überhaupt eine geistige Persönlichkeit, die die Söhne Wotans in ihrer Waldursprünglichkeit kompromittierte. Wenn es denn auf Stärke ankommen soll, Rathenau ist von den Unsern die einzige Persönlichkeit, die den abgebrühten Politikern der Entente

imponiert hat, und die Rede, die er vor ihnen in Genua hielt, wird als Denkmal stehen bleiben. Damals war er mehr als Redner. Damals war er der Mann, von dem die Andern lernen mußten, überlegen durch seine geschäftliche Erfahrung, durch sein oekonomisches Vorausdenken, durch eine Sorge für das Gemeingeschick der Menschheit, die in jenem Augenblick als ihr Gewissen sprach. In fast allen diesen Reden finden wir die Feststellung, daß der Vertrag von Versailles die Zerschlagung Europas und die wirtschaftliche Zerreißung der Welt verschuldet hat. Wir finden die große Frage seines Lebens, wie die Wirtschaft sich ethisieren läßt, und dann die große Hoffnung, daß Deutschland die Organisation der Wirtschaft ersinnt, die sie in Verantwortlichkeit gegen staatliches und kulturelles Leben bindet, ohne sie bürokratisch einzuschnüren. Sprechen wir nicht im Einzelnen von der Planwirtschaft oder von den Selbsverwaltungskörpern, die er sich als beseelte Organismen der Produktion dachte. Die einigende Formel, über der Rathenau sann, war sein Nadelöhr; da hindurch wollte er in den Himmel kommen. Das steht in den Reden. Und dann steht noch etwas darin, daß nämlich Rathenau seinem Deutschland und grade dem besiegten Deutschland den Sieg eines rettenden Gedankens erringen wollte. O Mutter der Völker, Germanien, sagt Hölderlin, der nicht zu Wotan betete. Rathenau dachte an eine neue Mutterschaft, dachte an eine durch Leiden erworbene Weisheit. Das steht nicht ausdrücklich in seinen Reden, aber es klingt daraus als eine leise Schwärmerei.

Der Geschlechtslose von Theobald Tiger

Ich habe keine Zeugungsglieder.
Ich bin kein Mann — das steht mal fest.
Mir ist der Umsturz sehr zuwider —
ich hasse Lenin wie die Pest.

Was auch geschieht, ich respektiere
die Uniform voll Bürgersinn.
Und treten mich die Untroffiziere,
so schmerzt mich nur, daß ich es bin.

Mich zieren keine runden Brüste.
Ich bin kein Weib — das ist mal klar.
Wer mich im Kompromiß auch küßte:
noch nie geschahs, daß ich gebar.

An Alle hab ich mich verloren,
ich gab mich Allen einmal hin.
Wie kommts, daß die zum Sieg erkoren,
und daß ich stets der Dumme bin?

Was ist es nur —?
Ich seh mein Leibchen
im Spiegel an, und in der Tat:
Ich bin kein Männchen und kein Weibchen —
ich bin ein deutscher Demokrat.

Wilhelm Lehmann von Moritz Heimann

Um es vorwegzunehmen: dieser Dichter, Wilhelm Lehmann, noch immer wenig bekannt, wie er ist, verdient die Aufmerksamkeit, die allem ganz Echten, ganz Ursprünglichen gebührt. Seine Originalität kann auch Dem, der sich nur flüchtig mit ihm beschäftigt, nicht entgehen; den Wert dieser Originalität richtig, nämlich hoch einschätzen, bedarf es zwar auch keiner selbstverliebten Auslegungskunst, aber doch einer ernstern Hingabe, als sie sich in dem gewöhnlichen, schnellfertigen Gefallen oder Mißfallen des Lesers auszudrücken pflegt.

Das Erste, was einem an den Büchern Lehmanns auffällt, ist ihr geringer Umfang. Was ist ein Roman? Auf sechshundert Seiten wird etwas mitgeteilt, was auf sechzig, auf sechs Seiten hätte mitgeteilt werden können. Die Romane dieser Art, und es sind erträgliche, wohl auch gute darunter, bedienen sich, um einen heute geläufigen Ausdruck zu gebrauchen, der Inflation und schwellen ihre Substanz durch traditionelle Mittel auf, als da sind: Landschaftsschilderungen; Reflexionen, die zur Gelegenheit mit mehr oder minder großer Künstlichkeit passend gemacht werden; Gespräche, deren Ertrag nichts Notwendiges beisteuert. Dieses Alles braucht nicht unbedingt mittelmäßig, kann sogar meisterlich sein — und ist bei den wahren Meistern in der Tat das freie Aus- und Ueberströmen der sogenannten epischen Begabung. Bei Lehmann finden wir einen völlig andern Roman; von auffällig geringem Umfang, wie schon bemerkt. Auf den ersten zwei, drei Seiten eines dieser schmalen Bände findet nun der Leser manchmal ein so dichtes, konzentriertes Menschenschicksal, daß er, wenn die unverkennbar dichterische Haltung ihn nicht weitertrüge, glauben könnte, statt eines Romans die Inhaltsangabe eines solchen vor sich zu haben. Weitergetragen aber, gelangt er bald an eine Stelle, die sich zur besondern, klar und scharf geschnittenen Situation ausformt; ein Blitz beleuchtet die seelische Landschaft; und wenn der Faden des Berichtes wieder aufgenommen wird, stehen vor dem innern Aug' nachschimmernd die Bilder, die das jähe Licht hatte auflodern lassen. Und so im Wechsel webt sich eine eigentümliche Stimmung, aus Präzision und Phantastik, eigentümlich und doch vollkommen natürlich, sobald man sichs einmal klargemacht hat, daß Jeder, der etwas erzählt, zwischen Bericht und Anekdote, zwischen Bericht und Epigramm zu wechseln gezwungen ist. Nur daß bei Lehmann in diesem Verfahren eine scheinbare Grellheit herrscht — die ein Ausdruck der Naivität, der durch keine Konvention um sich selbst betrogenen Tiefe ist.

Vermutlich aber wird ein neugewonnener Leser unsers Dichters nach wenigen Seiten andre Eindrücke als die von der Komposition herrührenden haben, ja so erstaunliche, daß er einstweilen der Komposition und ihrem subjektiven Wiederschein, der Spannung, nicht nachfragt. Die meisten Dichter kennen die Wiese und nicht das Gras; dieser kennt jeden Halm und jeden Käfer, der an ihm klettert; er kennt jedes Vogels Flug und Pfiff, den Taumel der Schmetterlinge, den Weg des Windes und den Willen der lebendigen Jahreszeiten. Unerschöpflich quillt und flutet ihm die

Natur über die Hände, immer vertraut, immer ein Ueberfall und Wunder. Sie schenkt seiner Sprache einen bizarren, köstlichen Schmuck, seinen Sinnen ein umwegiges Gleichnis, seinem Schicksalsgefühl zuweilen ein Erlebnis, das, dem Stumpferen ein Nichts, vor seinem entsiegelten Auge das irdische Geschehen ins Kosmische hinaufreißt.

Das herrlich Echte dieser seltenen, seltsamen Naturvertrautheit erweist sich darin, daß der Dichter sie nie zu „vertiefen", nie zu deuten unternimmt. Die Tiefe ist von selbst da; die Deutung bleibt dem Leser überlassen, genau so, im selben Sinn, wie der Betrachter einer Rose oder eines Berges sich selbst befragen muß, wenn er erfahren will, was die Rose und der Berg zu ihm sagen.

Denn es ist kein Zufall aus Schülerzeit, keine Liebhaberei, daß bei Wilhelm Lehmann die Natur so üppig wuchert wie in antiken Sagen der Epheu und die Weinrebe überall dort, wo sich Dionysos offenbart. Was aller Dichtung ewiges Thema ist: Menschenart, Menschenfreude und Menschenleid, Erliegen und Ueberstehen, Triumph zu sein oder Scham, das ist bei Lehmann völlig ins Weben der Natur miteinbezogen. Das Gras, der Käfer, der Vogel, die Wolke und der Mensch stehen unter demselben Gesetz. Moral und Unmoral, prometheischer Trotz und demütige Bangnis, Weisheit und Torheit, was sind sie alle vor dem Blick der Natur?! Dieser Blick ist der einzige unerbittlich richtende bei Lehmann. Ein Mensch gedeiht wie ein Baum, der gepflanzt ist an seiner Stätte; hat er es falsch getroffen oder hat es ihn falsch getroffen, so kümmert er, wird dürr im Wipfel oder krank in der Wurzel, Schmarotzer überwachsen ihn und Ungeziefer sucht ihn heim. Schönheit, Glück und Tugend sind ein und dasselbe Ding; denn sie bezeugen, ein jedes woandershin rufend, den Einklang mit der Natur, dieser selben Natur, die das Vollkommene schafft und das Unvollkommene wegwirft.

Aber Lehmann lehrt uns nicht etwa seine grandiose Lehre, er kommentiert sich nicht selbst. Seine Bücher machen noch einen gewissen provisorischen Eindruck; — vielleicht „weiß" er nicht einmal, was er uns zu wissen gibt. Es ist ein so tiefes Wissen, daß davor vieles Große, vielleicht sogar vieles Größere, klein wird.

Strindberg-Abend von Alfred Polgar

Im wiener Raimund-Theater inszenierte Dr. Beer eine starke Aufführung der genialen Peinlichkeit: ‚Fräulein Julie'. Merkwürdig, daß in diesem Sexualstück wider Gesellschafts- und Kastennorm eigentlich diese siegt. Nach der Abkühlung der Geschlechtshitze, in der die Schranke zwischen Herren- und Plebejerwelt hinschmolz, stellt sich nämlich heraus, daß das Kammerdienerische des Kammerdieners wie das Aristokratische der Aristokratin nicht sozialer Zufall, sondern gradezu character indelebilis ist. Dieser Jean ist nicht nach Launen einer ungerechten Ordnung, sondern einem Naturgesetz folgend: Knecht. Und in Fräulein Julie sitzt das Komtessige so unbedingt fest wie etwa die Farbe ihrer Augen.

Herr Edthofer spielt den Jean. Er entwickelt eine Brutalität, wie man sie seiner immergrünen Knabenhaftigkeit gar nicht zugetraut hätte. Aber die natürliche Weichheit seines Wesens ist niemals ganz getilgt, nur wie ein Kissen plattgedrückt durch die Roheit, die sichs in ihr bequem macht.

Als Julie hatte Fräulein Bergner großen Erfolg. Mit Recht. Denn so restlose Umsetzung seelischer Bewegung in körperliche hat man auf der Bühne noch selten gesehen. Fräulein Bergner begann in dem ihr eigentümlichen Klein-Mädchen-Ton, flimmernd in allen Farben der Lüsternheit. Dieser herzig hochgeschraubte Ton sitzt ihr obstinat in der Kehle, weicht auch nicht in Augenblicken der Not; er wird dann nur ins Starre, zwangvoll Gepreßte transponiert. Das Elend der aus der Faszination Erwachten spielte sie großartig. Es war kein Katzen-, es war ein Löwenjammer. Sehr schön zeigte Fräulein Bergner, wie das Nervensystem eine Verzweiflung, für deren Uebermaß seine Kapazität nicht mehr ausreicht, nur in Stücken und Teilen aufnehmen kann. Die Seele produziert sich als Gefäß, das so viel Entsetzen nicht fassen und halten kann: der Ueberschuß vergiftet den Leib, bewirkt höchst bizarre Reflexe der Gliedmaßen. Dieses Krampf-Gebärdenspiel, das Wiederholen der Sätze, das oftmalige Anlaufnehmen, um mit dem Wort über den Gedanken hinüberzukommen, das meisterliche Stolpern, Taumeln, Hinfallen, diese Koliken des Gemüts, unter denen Fräulein Julie sich krümmt, hiezu das Lallen und die Gleichgewichtsstörungen, zu denen der Rausch sie ermächtigt — es war manchmal durchaus: Parodie mit tragischem Vorzeichen. Und man mußte an Pallenberg denken. Jedes Detail der außerordentlichen Leistung ist, in Hinsicht auf Lebensechtheit und Situationslogik, richtig. Aber es sind, zum Schaden der Gesamtwirkung, der Details zu viele, und die Bühnensekunde allzu dick überstopft mit Intention. So verschwindet die tragische Erscheinung hinter gedrängter Fülle nervöser Erscheinungen.

* *
*

Vorher sah man: ‚Debet und Kredit', einen Akt, der nicht wäre, wenn er nicht von Strindberg wäre. Den Forschungsreisenden, ruhmvoll heimgekehrt, bedrängen Gläubiger, solche, die materielle, und solche, die moralische Forderungen stellen. (Auch die moralischen Forderungen lassen sich in Ziffern ausdrücken.) Der bürgerliche Sumpf reklamiert den Mann. Da er weiter will, sieht er sich in den Tang der Beziehungen verstrickt. Neid, Habgier, Klatsch, Weibs-Gemeinheiten setzen ihm zu. Eine Weile müht sich der Emporgekommene um sittliches Reine-machen; aber dann wird es ihm zu bunt, und er nimmt Reißaus vor Familie, Lehrer, Braut und der schlechten Uebersetzung von Emil Schering.

Der Akt zeigt Spuren aller Strindberg-Toxine. Typisch für den Dichter diese Gulliver-Angst vor den erdrückenden Quantitäten des zwerghaft Kleinen, dieses Zersplittern einer Kampf-Energie in Gezänk, dieses Stranguliertwerden durch Zwirnsfäden. Er hing in Qualen an dem Kreuz, das er mit Menschen und Dingen hatte. Nadelstiche des Lebens blühten an seinem Leib zu Märtyrer-Wundmalen auf.

Dawes, Barmat, Thyssen-Wolff von Morus

Der Dawes-Handel

Es war nicht schwer, hier vor acht Tagen zu prophezeien, daß die Deutschnationalen umfallen würden. Wenn man vor die Frage gestellt wird, ob eine Partei umfällt oder nicht, sprechen von vornherein 90 Prozent dafür, daß sie umfällt. Und nun erst die Deutschnationalen, für die von jeher Außenpolitik nur ein Mittel zum Zweck der Inlandpropaganda gewesen ist. Da konnte man getrost statt 90 Prozent 99 setzen. Höchstens hätte man erwarten können, daß sie den Umfall technisch etwas geschickter durchführen würden. Denn keine Frage: Herr Hergt hat seine Sache schlecht gemacht.

Auf der Linken ist man über den deutschnationalen Kuhhandel mit Recht empört. Aber warum nur über den deutschnationalen? Zum Kuhhandeln gehören immer zwei, und der Verkäufer, der die Offerte macht, ist doch wohl mindestens so stark beteiligt, wie der Käufer, der zuschlägt. Der Verkäufer aber heißt Gustav Stresemann, Reichsminister des Auswärtigen. Zwar hat Herr Marx, von Breitscheid attackiert, coram publico erklärt, bei den Verhandlungen mit den Deutschnationalen wären weder die Regierung als Ganzes, noch einzelne Mitglieder des Kabinetts beteiligt gewesen. Woraus man wohl schließen darf, daß Stresemann, bevor er Herrn Hergt zu sich rief, den Ministerrock ausgezogen und den Parteiführerrock mit dem schwarzweißroten Bändchen angezogen hat. Aber Minister sind durch Kostümwechsel ebensowenig ihrer Verantwortung ledig, wie Monarchen, die incognito dummes Zeug schwatzen, oder Pfarrer, die nachts auf den Bummel gehen. Stresemann hat jedenfalls den Deutschnationalen den Bürgerblock zugesagt, freilich ohne seinen Kabinettschef vorher zu fragen.

Stresemann also, nicht Hergt ist es, der das reinigende Gewitter der Neuwahlen verhindert hat: die Annahme des Dawes-Plans durch die, zweifellos, übergroße Mehrheit des deutschen Volkes, anstatt durch vier Dutzend gekaufter Umfallmänner. Er tat das zum höhern Ruhme seiner geschätzten Person — obwohl Neuwahlen grade für die Deutsche Volkspartei sicher vorteilhaft gewesen wären. Freilich haben die Volksparteiler es wohl auch vorgezogen, mit 45 Stimmen im Parlament, die Lastenverteilung durch den Bürgerblock vornehmen zu lassen, als mit 65 Stimmen, aber durch die Große Koalition.

Die Brüder Barmat

Seitdem die Mark die Unart besitzt, stabil zu sein, haben es nur zwei Gruppen auf dem Weg nach oben zu Zeitungsruhm gebracht: der Michael-Konzern und der Barmat-Konzern. Beide gehören, sieht man genau hin, schon zum alten Geldadel. Denn Jacob Michael ist mit seinen dreißig Jahren schon seit neun Jahren Fabrikant, und von den Barmats meldet die Chronik bereits im Jahre 1906, daß sie zu Rotterdam eine Import- und Exportgesellschaft gegründet haben. Jacob Michaels Aufstieg ist gradlinig, einsam und leuchtend wie der seines Landsmannes Goethe — nur vorübergehend gestärkt durch einen Sozius —; die Barmats marschieren wie die Goulds, die Lazards, die Warburgs und die Sklarzens in breiter Front in die Zeitgeschichte. Wie bei den Sklarzens sind es auch bei den Barmats der Brüder fünf. Ursprung: Rußland; also nichts Genaues weiß man

nicht. Nächste Etappe: Holland, wo Julius Barmat mit Textilgeschäften das Rennen macht. Damit hat es die ganze Familie geschafft. Mit ostjüdischer Zähigkeit zieht einer den andern hoch. Vornan Julius und Henry Barmat, die heutigen Beherrscher des Konzerns.

Wie bei fast allen Inflations- und Deflationsgewinnern (Otto Wolff, Michael, Castiglioni, Bosel) sind die Grundlage zum Aufstieg große Kriegsgewinne, die den Barmats der Lebensmittelhandel abwirft. Dann kommt — man ist ja Edelvalutarier — das Leihgeschäft. Gutes Geld ist knapp, und mit verhältnismäßig geringen Summen kann man schon bei ansehnlichen Firmen Respektsperson werden. Als dann die Stabilisierungsflaute hereinbricht, werden aus den Finanziers Eigentümer. Innerhalb weniger Monate bekommt die Dachgesellschaft, die Explotatie en Administratie Maatschappij in Amsterdam, etliche Dutzend Werke unter Kontrolle. Die im Krieg gegründete Amsterdamsche Export en Import Maatschappij, die „Amexima", die anfangs dem Barmat-Konzern den Namen gab, ist heute nur noch ein Nebenbetrieb. Der Kernbesitz der Barmats liegt in Deutschland. Die erste große industrielle Eroberung war die berliner J. Roth A.-G., eine in der Inflationszeit aufgeschwemmte Maschinenfabrik, die an einem halben Dutzend in- und ausländischer Werke beteiligt ist. Von dort gelang der Sprung in die Berlin-Burger Eisenwerke, ebenfalls ein in der Inflation hochgekommenes Unternehmen, dem dreißig Werke und Handelsgesellschaften der Metallindustrie angeschlossen sind, beinahe zu Weltruhm gekommen durch einen Vertrag mit Henry Ford, dessen Durchführung bisher freilich nicht geglückt ist, aber doch eine sehr rührige Firma, deren Aufsichtsrat Friedrich Minoux ziert. Als dritte im Bunde gesellte sich die Eisenmatthes A.-G. Dazu kommt, fast Woche um Woche, ein neues Industriewerk: im letzten Monat die Greifswerke in Mannheim, die elektrotechnische Fabrik Schneider in Heidelberg, die Papier- und Kartonfabrik Köttewitz, das Deutsche Kunst- und Kalksandsteinwerk Copitz.

Vor allem aber haben sich die Barmats in einer Reihe von Banken festgesetzt: der Deutschen Merkurbank in Berlin, der Allgemeinen Garantiebank, der Allgemeinen Handelsbank A.-G. in Altenburg — einer holländischen Gründung —, der Sannemann & Co. A.-G. in Magdeburg, der Bremer Privatbank A.-G., der Merkurbank A.-G. in Wien und neuerdings der Preußischen Hypothekenbank, bei der die Barmats 60 Prozent der Aktien aus dem Besitz der Commerz- und Privatbank übernommen haben. Das ist gewiß nicht alles erstklassige Ware, aber schließlich bestand die Kunst der Industrie- und Finanzorganisatoren (Stinnes, Klöckner) in normalen Zeiten häufig darin, festgefahrene Werke wieder flott zu machen. Bisher sieht man davon bei den Barmats nur die löbliche Absicht: die Industrieproduktion soll vertikal durchorganisiert werden, vom Rohstoff (von dem die Barmats noch nicht viel besitzen) bis zum Vertrieb. Die Arbeit der Beamten soll säuberlich aufgeteilt werden: die Deutsche Merkurbank bleibt die eigentliche Hausbank, der die Finanzierung und Kontrolle über das Betriebskapital der eignen Gesellschaften obliegt; die Allgemeine Garantiebank übernimmt das kurzfristige, die Preußische Hypothekenbank das langfristige Kreditgeschäft mit der Sonderaufgabe, holländisches Kapital herbeizuschaffen; die Allgemeine Handelsbank A.-G. in Amsterdam soll künftig den Außenhandel kontrol-

lieren — eine Einrichtung, die fast aufs Haar Jocob Michaels Bankenorganisation gleicht.

Soweit das beim raschen Aufkaufen geht, suchen die Barmats sich gegen widrigen Wind zu sichern. Von der Commerzbank wird eine schriftliche Garantie gefordert, daß der Status der Preußischen Hypothekenbank sich seit Ende 1922 nicht verschlechtert habe — ein etwas merkwürdiges Verlangen, zumal die Commerzbank selbst erst seit September 1923 die Hypothekenbank unter Kontrolle hat; offenbar auch mehr darauf berechnet, sich ein Hintertürchen für den Rücktritt vom Geschäft offen zu lassen. Ernster zu nehmen die politischen Sicherungen, mit den sich die Barmats zu umgeben suchen. Julius und Henry sind eben dabei, sich in Holland naturalisieren zu lassen, wo ja auch die Dachgesellschaft bleiben soll. Deutsche Staatsbürger zu werden, erscheint ihnen als wenig verlockend. Aber um so nötiger ist, sich in Deutschland für alle Fälle Rückendeckung zu suchen. Wie das gemacht wird, ist seit altersher bekannt: man nimmt sich ein paar einflußreiche Politici in die Verwaltung. Interessant nur, wen die ausländischen Wirtschafter für einflußreich halten. Mit sicherm Instinkt haben sich die Barmats den dauerhaftesten Bundesgenossen gesucht und gefunden: das Zentrum. Der Reichstagsabgeordnete Hermann Lange-Hegermann sitzt in den wichtigsten Barmat-Gesellschaften im Aufsichtsrat.

Die Entwicklung dieses neuen Sozius ist mindestens so eigenartig wie die der Barmats selbst. Ein katholischer Schneidergeselle, der Kaufmann wird, alle Chargen vom Commis über den Reisenden und Buchhalter bis zum selbständigen Detaillisten in seiner Heimatstadt Bottrop durchläuft, durch die Ruhrbesetzung angeblich gezwungen ist, sein Geschäft aufzugeben — und nun Anschluß an die große Welt der Inflations- und Deflationsgewinner findet. Zweifellos ein ungewöhnlicher gewandter und gescheiter Mensch, der sich als Handwerker und kleiner Kaufmann in der Zentrumsfraktion des Reichstags schnell den Ruf eines Finanzspezialisten erwirbt, in den Untersuchungsausschuß über die Markstützungsaktion geschickt wird und in dem Siebenmännerkollegium, das über Stinnes richten soll, den Vorsitz erhält. Der „schicke Kerl" unter den Schwarzröcken. Ein Zentrumsabgeordneter mit farbigen Halbschuhen und Seidenstrümpfen, und dazu, über der sorgsamen Schneidereleganz, ein Kopf, der einem Prälaten nicht schlechter stünde als einem Manufakturisten. Ein Mann an die Fünfzig, der aber gewiß die bessere Hälfte seines Lebens noch vor sich hat.

Solcher Art der erste politische Schirmherr der Barmats, aber nicht der einzige. Ausländerangelegenheiten könnten auch in das Ressort Preußen fallen und auch im Abgeordnetenhause einmal zur Sprache kommen — man weiß es ja noch von Castiglioni her. Ergo muß man eben dort einen Fürsprecher haben. Auch da tun die Barmats einen kühnen Griff: der rote Heilmann, Führer der Sozialdemokraten in der Prinz-Albrecht-Straße, wird in den Aufsichtsrat der Preußischen Hypothekenbank gewählt. Der gefürchtetste Mann in den Aemtern, von der Rechten der ungekrönte König des Freistaates Preußen genannt. Heydebrands Nachfolger ist kein Alibi — aber eine Macht, gegen die Niemand ungestraft aufbegehrt. Ihr wundert euch, daß ein Sozi offiziell zu Barmats geht? Die Zeiten,

wo Wilhelm Liebknecht mit der Aufzählung der Aufsichtsratsposten unsrer Parlamentarier Sensation machen konnte, sind vorbei. Seht euch das Handbuch der Direktoren und Aufsichtsräte an: da stehen sie zu Dutzenden — an der Spitze marschiert jetzt wohl der Demokrat Hermann Fischer —, und wohl bekommt es ihnen. Warum also sollen nicht Lange-Hegermann und Heilmann im Barmat-Konzern die „Interessen der deutschen Wirtschaft gegen Ueberfremdung" wahren? Und, vice versa, mit zwei solchen Türmen kann man der deutschen Wirtschaft schon Schach sagen.

Fritz Thyssen und Otto Wolff

Im Ruhrrevier wird gegenwärtig ein heftiger Kampf um das Kohlensyndikat ausgefochten. Die alten Gegner, die Hüttenzechen und die reinen Kohlenzechen, liegen sich wieder in den Haaren. Die Hüttenzechen, die vornehmlich am Selbstverbrauch und folglich — um die andern Eisenwerke zu schmälern — an hohen Preisen interessiert sind, vornan der Stinnes- und der Otto Wolff-Konzern, wollen die Kohle durch das Syndikat verkaufen lassen, in dem sie selbst die Vorhand haben. Die Zechen, die vornehmlich am Kohlenverkauf interessiert sind, vornan Thyssen, wollen den Absatz und die Preisgestaltung allein in der Hand behalten und den Vertrieb ihrer Produkte durch eigne Handelsgesellschaften vornehmen lassen. Die Thyssengruppe, die in der Minderheit ist, droht das Syndikat zu sprengen, die Hüttenzechen verlangen Subordination.

In diesem Kampf nun hat Fritz Thyssen, der Führer der Außenseiter, einen Vorstoß gegen Otto Wolff unternommen, um die Hüttenzechen gegen einander auszuspielen. In einem Schreiben an die Vossische Zeitung bezichtigt er in ziemlich unverblümter Sprache den holländischen Kompagnon Wolffs, der zugleich Leiter der Holländischen Syndikatsgesellschaft ist, er nutze den Kohlenvertrieb in Holland zu seinen Gunsten aus. Wenn auch Thyssen nur von der Phönix A.-G. spricht, so ist doch kein Zweifel, daß Kroeller, der Beherrscher der Firma William Müller in Amsterdam, gemeint ist. Und Herrn Kroeller wird noch Schlimmeres nachgesagt. Kroeller soll, verrät Fritz Thyssen, den Sondervertrag des Phoenix mit der Micum veranlaßt haben, und, um Kroeller endgültig in Acht und Bann zu tun, fügt er hinzu: „Ich brauche wohl die Folgen nicht auseinanderzusetzen, wenn dieser Vertrag allgemeine Nachahmung gefunden hätte." Die Folgen sind allerdings offen sichtbar, denn tatsächlich ist der Otto Wolff-Vertrag mit der Micum das Vorbild gewesen für den großen Micum-Vertrag des Bergbaulichen Vereins. Die Naturalabgaben, die Kohlensteuer — es ist Alles darin, was Kroeller und Otto Wolff als Erste zugestanden haben. Und da auch Thyssen sich diesem Vertrag angeschlossen hat, so ist eigentlich die nationale Entrüstung nicht ganz am Platze.

Immerhin ist bemerkenswert, daß Otto Wolff auf diese schweren Angriffe nichts andres zu erwidern weiß, als daß persönliche Auseinandersetzungen in der Oeffentlichkeit bisher „nicht zu den Gepflogenheiten des hiesigen Reviers gehörten", und daß er deshalb auch auf eine sachliche Widerlegung Thyssens verzichte. In diesem Punkt hat freilich Otto Wolff entschieden recht: zu den Gepflogenheiten des Reviers gehörte es zweifellos stets, alle Sondervorteile auszunutzen, aber in der Oeffentlichkeit darüber zu schweigen.

Bemerkungen

Heldentum

„Damals, als das Kriegsglück sich gegen mich wandte, war ich bei Seiner Majestät, und da reichte er mir schweigend die Hand. Das war stilles Heldentum."

Dieser Satz steht in der Rede, die am Erinnerungsabend des National-Verbands Deutscher Offiziere im Berliner Konzerthaus der (persönlich verhinderte) General Ludendorff verlesen ließ. Der Satz enthält eine unausgesprochene Warnung vor dem gedankenlosen Ueberschwang unsrer Heldenverehrung. Horatius Cocles warf sich allein dem Heer des Porsenna entgegen; Tell zog den zweiten Pfeil für den Landvogt aus dem Köcher; Winkelried stieß sich bei Sempach die Lanzen der Feinde selbst in die Brust; Giordano Bruno bestieg für seine Ueberzeugung den Scheiterhaufen. Das war Heldentum, wer dürfte es leugnen, nur etwas ostentativ. Sein Glanz erlischt vor dem stillen Heldentum, das schweigend die Hand reicht.

General Ludendorff hatte im Weltkrieg so oft Gelegenheit, Heldentaten zu betrachten, daß ihm Niemand die Zuständigkeit in diesen Fragen bestreiten wird. Als durchaus moderner Mensch versteht er die Forderungen der Zeit, die schon lange nach einer Verbilligung des Heldentums ruft. Indem er die Voraussetzungen der Gefahr, des Mutes, des Opfers und des Einsatzes der Person gänzlich ausschaltet, macht er in dankenswerter Weise das Heldentum den weitesten Kreisen zugänglich. Das entspricht dem Geist der Demokratie, für die das Herz des großen Heerführers schlägt.

Aber nicht nur Demokraten, auch Könige können aus seinen Belehrungen Nutzen ziehen. Mucius Scaevola legte für das Vaterland die Hand in die Flammen, Seine Majestät reichte sie. Er reichte sie schweigend. Diesen Zug muß die Weltgeschichte festhalten. Denn nicht auf die Tat kommt es an, sondern darauf, daß sie verschwiegen wird, selbst wenn sie gar nicht getan ist. Und verschweigt man aus Bescheidenheit obendrein seinen Namen und nennt sich, statt Pachulke oder Griesbügel, sagen wir: Lindström, dann erreicht das stille Heldentum seinen strahlendsten Gipfel.

Siegmund Feldmann

Der Erste und die Letzten

Morus hat in Nummer 32 der ‚Weltbühne' beschrieben, wie wie es gekommen wäre, wenn ..., und wie ohne Krieg am Weihnachtsabend 1914 der erste sozialdemokratische „Kommunalbeamte" (lies: Nachtwächter) bestätigt worden wäre. Aber es hat ja doch Krieg gegeben. Und das Protokoll der Sitzung des Preußischen Staatsministeriums vom 31. De-

zember 1914 zeigt, wie es da gekommen ist.

Es lag vor der Antrag einer Kommune auf Bestätigung eines sozialdemokratischen Magistratssekretärs. Der Minister des Innern begründete sein Votum auf Bestätigung. Es ist Krieg, Burgfriede, die Sozialdemokraten bewilligen die Kriegskredite — da wird man vorläufig nicht umhin können.

Dem tritt der preußische Kriegsminister entgegen: Unter keinen Umständen mit solchen Konzessionen beginnen. Schließlich würde man dann bei längerer Kriegsdauer dahin kommen, Sozialdemokraten im Heere zu — Unteroffizieren oder vielleicht gar zu Offizieren ernennen zu müssen! Das Interesse der militärischen Disziplin gebietet die Ablehnung dieses Antrags.

Etwa vier Jahre später rief der Allerhöchste Kriegsherr aus: „Herr Ebert wird das schon machen!“ Nämlich dafür sorgen, daß auch noch die Letzten Kanonenfutter wurden.

Conrad Munk

Haus im Neubau

Schräg von unten kann man in die leeren Etageräume hineinsehen, zwei sind schon geweißt, eine ist im Rohbau fertig, aber unverputzt, der Dachstuhl ragt noch unfertig in die Luft. Die schiefe Perspektive zeigt die dünne Dicke der Wände und den Fußboden. Ein bißchen Beton, die Schicht einer weißlichen Masse, die die Balken umkleidet: das ist Alles. Vielleicht vier Finger dick.

Die vier Finger breit trennen die Individualitäten. Das ist schon lange her, früher einmal: da hatte jeder Bürger, der etwas darstellte, ein Haus — der Bauer hatte seins, die Kinder blieben darin, zogen ihre eignen Kinder auf, wo sie selbst gespielt hatten, jede Ecke sagte: Vaterhaus. Das Leben setzte Aura an die Mauern an, die Wände dünsteten die Familienatmosphäre aus, eine ganz bestimmte Luft durchzog das Haus vom Boden bis zum Keller. Unten war die gewichtige Tür. „Er kommt mir nicht über meine Schwelle!“, sagte der Vater. Das war ein Wort. Denn der Vater hatte ein Haus, und das Haus hatte eine Schwelle.

Heute wird so ein Ziegel- und Betonkasten rasch errichtet. Es dauert nicht lange, und hopp-hopp-hopp wächst der Würfel aus dem Boden. Die Maurer klatschen rasch und schematisch ihren Mörtel auf die Ziegel, mauern, ein Krahn schleppt die Ziegel nach oben, manchmal hängt ein kümmerlicher Kranz auf dem fertiggestellten First — sinnlose Alle-

gorie einer alten Erinnerung: das Richtfest. Jetzt hängt er da, wo die letzten Hypotheken wackeln.

Die Menschen wohnen in Schubladen. Vier Finger breit trennt Lebewesen Schulze von Lebewesen Müller — ein Querschnitt durch das Haus müßte die sonderbarsten Konstatierungen geben, was da Alles zu gleicher Zeit geschieht . . . Auf den Zeichnungen von George Grosz ist dergleichen zu sehen, und Max Herrmann-Neiße hat einmal ein kleines Gedicht verfertigt, in dem so ein Querschnitt gezogen ist. Sie hören sich gegenseitig . . . sie stören sich gegenseitig. Ein Menschenschrank.

Aber es ist merkwürdig: obgleich nichts mehr von der alten Zeit übrig geblieben ist als der vertrocknete Kranz auf dem Giebel — die Leute gebrauchen immer noch dieselben Worte wie damals. „Er kommt mir nicht über meine Schwelle!", sagt der Vater. „Mein Haus steht Ihnen immer offen!", sagt die Großmama. Mein Haus . . . meine Schwelle . . , Ach, du lieber Gott!

Kaspar Hauser

Sprüche

Wenn ich die Spießer sich darüber freuen sehe, daß die extremen Elemente sich mäßigen müssen, so denke ich an die Dummheit von Soldaten, die sich über das Rissigwerden ihrer Kanonen freuen, weil der Friede kommen muß, wenn sie nicht mehr schießen können.

*

Unter einem Fachmann hat man sehr oft einen Menschen zu verstehen, dem schon seit längerer Zeit das selbständige Denken abgewöhnt worden ist.

Julius Levin

Das metaphysische Kniestück

Ich bin des ewigen Fallens satt!'
Rief durch den Wald ein Kniefall.
Ein Meister Knieriem an Vaterstatt
Beschwichtigt' den Blasphemie-Fall.

„Ich beug' mich nicht mehr!" schrie da rechts
In Rage eine Kniebeuge.
„Wer schießt nach mir?" unkte Geächz
Die Kniescheibe. Ohrenzeuge

Ward Christian Morgenstern im Teil
Des Schwarzwalds, so heißt Kniebis.
Er grüßte tierisch - sachlich: „Heil!"
Und schritt fürbaß wie ein Ibis.

„Dies ist ein Kniestück!" sprach er schlicht.
„Doch — was singt da voll Seele?
Das ist doch — nein, ich irr' mich nicht! —
Meine eigene Kniekehle!"

Angelich war sein Antlitz erhellt.
Wie schrieb er einstens doch?
„Ein Knie geht einsam durch die Welt . . .".
Und noch und noch und noch . . .

Munkepunke

Antworten

Deutscher Schriftsteller. Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller teilt mit: „Unser bisheriger erster Schatzmeister Karlernst Knaatz legt Wert auf die Erklärung, daß er sein Amt und damit seinen Sitz im Vorstand niedergelegt hat, weil er sich dem Majoritätsbeschluß in der Sitzung vom 3. Juli nicht anschließen konnte, durch den der Vorstand zur Beglückwünschung des französichen Schriftstellers Anatole France an seinem 80. Geburtstag ermächtigt wurde." Der Schutzverband ist eine unpolitische Gewerkschaft, die die wirtschaftlichen Interessen seiner Mitglieder schützt. Der Vorstand ist also nicht dafür verantwortlich zu machen, daß er solche Käuze in seinen Reihen hat. Aber es ist doch wohl ein herrliches Resultat der letzten zehn Jahre, daß ein Durchschnittsjournalist die Courage oder den Mut hat, nicht nur zu einem alten Mann dieses Grades unhöflich, sondern auf seine Unhöflichkeit auch noch stolz zu sein. Und zu denken, daß sämtliche Universitäten, die meisten Gymnasien und viele Volksschullehrer diesem Deutschen da recht geben! In der Dummheit unbesiegt.

Wigand K. Sie schreiben mir: „Zur zehnjährigen Wiederkehr des Kriegsbeginns wird von amtlicher Seite aufgerufen, für ein Nationaldenkmal zu sammeln. Tun wir unsre Pflicht, indem wir für ein steinernes Denkmal sammeln und die Kriegskrüppel und Hinterbliebenen betteln und hungern lassen? Ist von irgendeiner Seite noch nicht veranlaßt worden, daß man statt dessen ein Denkmal in Gestalt eines Krüppelheims oder einer Unterstützungskasse für Hinterbliebene errichtet?" Der Staat, der mit allen Mitteln eine geeignete Geistesverfassung für den nächsten Krieg präpariert, ohne die Opfer des vorigen gebührend versorgen zu können, ist keineswegs berechtigt, für ein Nationaldenkmal eine Tellersammlung zu veranstalten. Derartige kindische Versuche sollte man mit Nichtachtung übergehen. Auch das Krüppelheim und die Unterstützungskasse allein tun es nicht. Wenn Sie die Köpfe nicht ändern, haben Sie spätestens anno 1940 den neuen Krieg.

Erholungsreisender. Ein paar Sommer lang ist hier die Parole ausgegeben worden: Reisende, meidet Bayern! In allen Tonarten hat uns damals die bayrische Presse verspottet, daß wir uns einbildeten, ihrem unwiderstehlichen Lande Abbruch tun zu können. Aber durch den Eifer, mit dem man uns abzuwehren bemüht war, klang immerhin leise die Angst, ob nicht die Nachdrücklichkeit und die Unablässigkeit solcher Warnungsrufe vielleicht doch ihre Wirkung tun würden. Es war ja auch klar, daß auf die Dauer kein Mensch gesonnen sein werde, an den Orten, wo er sich für sein gutes Geld Erholung kaufen will, statt ihrer Anrempeleien einzuhandeln. Und ebenso klar war, daß die lebfrischen Gebirgler nur ins Herz, nämlich in ihren Geldbeutel getroffen zu werden brauchten, um ziemlich schnell wieder zur Vernunft zu kommen. Also untersuchen Garmisch-Partenkirchener Tagblatt und Werdenfelser Anzeiger, worum die bayrischen Kurorte und Sommerfrischen so unbefriedigend besucht seien. Und schreiben: „Die Juden gehen nicht nach Bayern, sie lassen sich nicht beschimpfen, anpöbeln und selbst schlagen. Der gemeine Ueberfall auf Kommerzienrat Fraenkel, die Anpöbelung der jüdisch aussehenden Menschen in München, die gemeine Beschimpfung in einem Teil der Presse, das hat eine Gegenbewegung verursacht: den absoluten Boykott Bayerns durch die Juden und eines Teiles von Nichtjuden. Der Feldzug gegen die Juden kann mit einem wirtschaftlichen Fiasko enden, den zwar die Vernünftigen vorausgesehen haben, den aber die Gewerbetreibenden und alle, die von dem Ertrag ihrer Arbeit leben müssen, bezahlen werden. Die Vorstandschaft des Vereins für das Gastgewerbe trifft kein Vorwurf, denn sie hat die Dinge kommen sehen und bei allen Stellen, selbst beim Minister Dr. Schweyer, oft darauf hingewiesen. Leider vergeblich.

Nun ist es reichlich spät, und es wird Jahre kosten, die Schlepperdienste, die man dem Auslande und seinen Hotels geleistet hat, ungeschehen zu machen. Die gleiche Klage wie Garmisch-Partenkirchen erheben München, das leer aller Besucher ist, ausgenommen den durchgehenden Touristenverkehr, den gleichen Schmerz haben Nürnberg und alle Orte, die nicht ausgesprochene Heilbäder sind." Jetzt soll sich die Pest des Antisemitismus in die Ostseebäder verzogen haben. Und da wird sie auch erst Tod und Verödung verbreiten müssen, bevor ihre Folgen die Ursache ihres eignen Hingangs werden.

Rat der Stadt Plauen. In Nummer 27 der ‚Weltbühne' hat Hans von Zwehl ‚Zeitbilder' veröffentlicht. Da heißt es, daß die Schweizerhilfe zwei Kinder aus Plauen im Kanton Basel untergebracht, aber nach sechs Wochen von ihrer Ungezogenheit genug gehabt, sie in ihre Heimat abzuschieben versucht und dort verschlossene Türen gefunden habe, weil die Eltern in Sankt Moritz gewesen seien. Der Autor wurde ersucht, die Namen zu nennen und gab zur Antwort, daß er „Glossen und nicht Lokalnotizen" geschrieben habe. Du legst Wert darauf, daß ich diese seine Antwort mitteile, aus der hervorgeht, daß er sich eine Geschichte ausgedacht, aber sein Phantasieprodukt nicht in einer Märchenstadt angesiedelt hat, sondern in deinem wirklich vorhandenen ordentlichen Gemeinwesen, wo weder jener Vorfall noch ein ähnlicher jemals passiert ist. Hiermit erfülle ich deinen höflich geäußerten und berechtigten Wunsch.

Prominenter Schriftsteller. Sie haben mir einen Beitrag angeboten und sind fassungslos, daß Sie ihn mit einem gedruckten Begleitbrief zurückbekommen, wie er noch nie einem Autor Ihres Ranges zugefügt worden sei. Der Grund Ihrer langjährigen angenehmen Erfahrungen dürfte sein, daß Sie bisher Ihre Stilübungen immer nur Redakteuren angeboten haben, die Ihr Deutsch schätzen, weil sie selber kein besseres schreiben, die also mit der gleichen Berechtigung große Zeitungen leiten, wie Sie ein prominenter Schriftsteller sind. Der erste Satz Ihres Artikels beginnt mit den Worten: „Der Bismarcksche Schwiegersohn . . ." Nun, da brauchte ich freilich keine Silbe weiter zu lesen. Es heißt nämlich: Bismarcks Schwiegersohn. Einen Bismarckschen Schwiegersohn kann auch der Geheimrat Schiefelkamp oder der Mühlenbesitzer Vogelflug haben. Ein Bismarckscher Schwiegersohn ist ein Schwiegersohn, der Eigenschaften von Bismarck hat. Wenn Sie solchen Schwiegersohn namhaft machen und dadurch ermöglichen, daß man versucht, ihm Gelegenheit zur Entfaltung seines Genies zu geben, dann will ich ein Jahr lang jede Woche einen schlechten Artikel von Ihnen drucken. Solange Sie aber mit Bismarckschem Schwiegersohn den seligen Rantzau meinen, empfehle ich Ihnen, sich vertrauensvoll an das Blatt zu wenden, das im Sold der Deutschnationalen steht und deshalb von seinen Mitarbeitern zuallerletzt die Beherrschung der deutschen Sprache verlangt: an den Berliner Lokal-Anzeiger.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich für die Anzeigen: Heikl-Verlag G. m. b. H., Berlin W 35, Nolldf. 792, Blumeshof 1. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Prikopy 6.

An die deutschen Kommunisten

von Alfons Steiniger

I.

Ich schreibe unter dem Eindruck von Vorgängen, die die Art Ihrer parlamentarisch-politischen Obstruktion in allen entscheidenden Augenblicken seit 1919 immer wieder in grellem und gespenstischen Lichte zeigen. Ich will dabei nichts Andres als: eine Aufklärung von Ihnen hervorrufen über den Wert Ihrer oppositionellen Wirksamkeit, nicht für Deutschland oder die Deutsche Republik (die Ihnen beide angeblich ja gleichgültig sind), sondern für die Entfaltung Ihres eignen Gedankens, und Sie bei einem vielleicht negativen Urteil über Ihren bisherigen modus procedendi zu der Frage bewegen: ob sich die Bildung einer Reichstagsfraktion mit mehr geistigen Köpfen nicht für Sie selber und Ihren Gedanken nützlicher, für das Ganze erfreulicher erweisen würde als die Bevorzugung der lautesten Schreihälse, völkisch gesprochen: der wirblichsten Trommler.

II.

Ich bedaure sehr, mich so ungefähr und etwas großartig an die deutschen Kommunisten ganz im Allgemeinen wenden zu müssen — aber ich wüßte wahrhaftig keinen Einzigen, der gleichzeitig Führerqualitäten und Führerfunktionen unter Ihnen besäße. Ich weiß nicht, ob Sie damit in noch frappanterm Maße als die Parteien rechts von Ihnen der allgemeinen deutschen Not an Führern in vorbildlosen Zeiten unterliegen, oder ob Sie — im Sinne Ihrer Definition des Führers als Beutemacher, Unterdrücker und Mammonsknecht — absichtlich leitende Kräfte in den Niederungen des Gruppenlebens festhalten. Ich kann dies nicht glauben, weil mir fern liegt, wie Ihre Verächter an Ihrer allgemeinmenschlichen Intelligenz zu zweifeln, und weil ich weiß, daß diese sich durch das Gestrüpp programmatischer Dogmen ihren Weg sucht und findet. Ich muß also glauben, daß Führer, selbst wenn ihre Existenz durch die moskauer Direktiven verboten sein sollte — und unter diese bedingungslos Ihre deutschen Unternehmungen zu stellen, halten Sie ja noch immer für gut —, daß sie sich doch Bahn brechen würden kraft des Zwanges in ihnen und der Erschütterung, die von Ihnen ausginge. Ist der Führermangel aber mit dem Leid dieser kraftleeren Zeit in Deutschland und überdies mit den Morden an Ihren Vormännern Eisner, Liebknecht und der Rosa Luxemburg erklärt, so habe ich kein Recht, Ihnen in diesem Punkt Vorwürfe zu machen, sondern nur Sie und uns um dieses Zustandes willen zu beklagen. Muß ich mich also auch schon an eine so vage Adresse halten, so hoffe ich doch, daß irgendwo in Ihrer Genossenschaft Kräfte sind, die die Diskussion mit Ernst, Freude und ohne Gehässigkeit aufnehmen werden.

III.

Ich meine: Glauben Sie, die Verfechter und Wegbereiter eines Gedankens, der in jahrhundertelanger Diskussion, und in entscheidenden Klärungen der letzten Jahrzehnte besonders, sich das Recht einer ideellen Großmacht erworben hat, glauben Sie, die Geistigen (nicht die Intellektuellen) innerhalb der deutschen kommunistischen Bewegung, ernsthaft, daß dieser Gedanke in seiner Klarheit gefördert, seiner Verwirklichung näher geführt oder in seinem Ansehen gesteigert wird durch die immer erfolgreichere Entfesselung von Lärmszenen, denen auch der nicht ab irato urteilende vorurteilslose Betrachter den Schaubudencharakter nicht nehmen kann? Und meinen Sie tatsächlich, daß der Höchsterfolg dieses Gedankens zunächst einmal die Vervollkommnung jenes groben Unfugs, seine Steigerung bis zum Höllenkonzert, bis zu einem von Pultdeckeln und Trillerpfeifen, Ausruferkehlen und Autohupen bereiteten Furioso oppositioneller Wut sein könnte? Sie werden sagen, daß Sie den Parlamentarismus ablehnen, was von Naturrechts wegen Ihr gutes Recht ist — allerdings erheblich eingeschränkt durch die von keiner Moral und Logik erlaubte Mitwirkung an der Herabwürdigung und Verspottung eines Systems, über das Sie selber zu Gericht zu sitzen wünschen. Sie werden weiter sagen, daß Sie Alles tun wollen, um diese Republik, die Sie zum Besten monarchistischer Wiederauferstehungsträume bis aufs Blut peinigen, und die Ihnen deswegen wohl auch mit gutem Fug nicht grade freundschaftlich zugetan ist, lebensunfähig zu machen. Und Sie werden den Hinweis auf Ihre Verantwortlichkeit als Weltbürger deutscher Erde, Sprache und Geistigkeit ablehnen mit der Bemerkung, deren subjektive Ehrlichkeit ich Ihnen lassen will: daß diese Zugehörigkeit der Zunge, des Hirnes und des Blutes für Sie zurücktritt hinter der großen Gemeinschaft jener verzweifelt entschlossenen Erdenbürger, die sich in der moskauer Internationale gesammelt haben.

Ich hätte gegen alle diese Meinungen und Gefühle Vieles vorzubringen, aber ich will mich Ihnen gar nicht als stockreaktionärer Demokrat, als fortschrittsfeindlicher Republikaner verdächtigen; ich will nicht Argumente wiederholen, die die Geistigen unter Ihnen gewiß geprüft und anscheinend verworfen haben. Ich nehme diese Ihre Rechtfertigungen als Diskussionsbasis an, nicht weil ich mich positiv zu ihnen verhalten wollte, sondern damit wir überhaupt weiter kommen und zu den schnellen Ergebnissen gelangen, die der Augenblick fordert. Ich lehne Ihr Weltbild nicht mit dem billigen und gefährlichen Scheinargument sehr vieler Ihrer ehrlichsten Gegner ab, indem ich sage, daß es eine Utopie sei. Der Hinweis auf Das, was in Rußland gebaut: auf-, ab- und umgebaut wird, kann mich dabei in keiner Richtung festlegen; denn solange ich nicht selber die Möglichkeit habe, die Dinge dort aus der Nähe und mit eignen Augen zu prüfen, wage ich kein Urteil: weil

das Pro und Contra auch der würdigsten Berichterstatter mir unmaßgeblich wird durch eine immer vorhandene, oft unbewußt-versteckte Parteilichkeit. Aber ich lehne den Begriff der politischen Utopie, ganz wie Coudenhove-Kalergi, überhaupt ab, und glaube, daß sie eine Erfindung von Leuten ist, deren Phantasie nicht über den Bretterzaun ihrer eignen Wirklichkeit hinausreicht. Ich sage vielmehr, daß der kommunistische Glaube eine der schönsten, reinsten und gerechtesten Hoffnungen ist, die Menschen für sich und ihre Brüder je ersonnen, und auf die sie sich verschworen haben; daß der kommunistische Gedanke dagegen, je näher er der politisch-oekonomischen Wirklichkeitsebene kommt und kommen wird, ein Nonsens ist und bleibt. Nonsens — nicht in dem gehässigen und beschimpfenden Verstande, den das Wort im Verkehr bekommen hat, sondern im wörtlichsten Sinne: non essens, ein lebensunfähiges, sozusagen ewig totgeborenes Geschöpf.

Da Sie die Angegriffenen sind, habe ich nicht nötig, diese Behauptung anders zu verteidigen als mit der Herausforderung: Wie sieht denn Ihr aus dem religiösen Kreis gelöstes politisches, wirtschaftliches Zukunftsbild aus? Was bleibt, wenn ich mir die Kühnheit nehme, den lyrischen Radikalismus vom geistigen Kapital Ihrer Bewegung als schwammig-wässerige Substanz zu subtrahieren? Ich hoffe sehr, daß Sie uns in der Diskussion eine neue Antwort schenken werden; Ihre bisherige ist doch wohl der Hinweis auf jenes schöpferische Chaos, das die mit Trillerpfeifen und Handgranaten brachgelegte Gegenwart zurücklassen soll, und auf die proletarische Diktatur, die danach irgendwie, -wo und -wann aufgehen wird. Zunächst ist bei diesem Gedankengang auf die Lücke hinzuweisen, die Ihnen Gustav Landauer schon 1910 zeigte: die Riesenkluft und Generalpause der Revolution zwischen der gegenwärtigen kapitalistischen und der zukünftigen sozialistischen Gesellschaft. Diese entscheidende Lücke haben Sie, leidenschaftslos gesprochen, bisher immer nur mit Redensarten verkleistert. Grade daher aber stammt Das, was ich Nonsens nenne: das Unwirkliche, Wirklichkeitsunmögliche, Nebelhafte Ihrer Bewegung. Der deutsche Kommunismus ist tatsächlich dieser dichte rote Nebel um eine Gegenwart, mit der man sich durch die Hoffnung auf den Erfolg von Autohupen und Signalhörnern abfindet, und um eine Zukunft, die von der Fiktion einer kommunistischen Menschheit lebt und sich einseitig auf Eine — gewiß entscheidend wichtige, aber doch durchaus nicht ausschließliche — Menschengruppe stützen will, zum Schaden des All-Menschheitstraumes, von dem der Gedanke doch eigentlich herkommt. Vor diese Nebelschwaden aber hat man eine Stadt am Rande Europas hingebaut (wahrscheinlich mit Potemkinschen Requisiten, gewiß aber mit viel Stuck und Hilfsmittelchen), und diese Stadt, deren kulturelle, wirtschaftliche und geistige Beziehung zu Süd-, Nord- und Westdeutschland unerklärlich, zu Ostdeutschland

mindestens fraglich ist, dieses heilige Rote Moskau wird als einziges (von nur Wenigen durch Augenschein beglaubigtes) Positivum in den Nebel einer nicht verwirklichten: utopischen, sondern ewig wirklichkeitsfremden Ideologie, eines politischen Nonsens also, gestellt. Ich will gar nicht mehr die Frage nach den konkreten nachrevolutionären Plänen der kommunistischen Bewegung erneuern, um die Diskussion knapper zu halten, weil die Wirklichkeit draußen auf Entscheidungen brennt, und auch um der Polemik die Schärfe zu nehmen, die diese Auseinandersetzung nicht vergiften soll. Schon um deswillen möchte ich hier auch meine Ueberzeugung unbescheiden beifügen, daß das vom Kommunismus neu gefundene System der Wirtschaftsräte mir äußerst zukunftsreich erscheint, und daß die Demokratie sich nur mit Anerkennung dieser Gebilde und unter allmählicher Umformung der parlamentarischen Wirkungsform zur plebiszitären wird erhalten können, so wie ich das für die nächsten Generationen zumindest für erforderlich und wahrscheinlich halte.

IV.

Ich habe das Alles gesagt, um die psychologische Wurzel aufzudecken, aus der das trostlos kindische Gebaren Ihrer Reichstagsfraktion seine Kräfte nimmt. Ich habe meine eigne Ueberzeugung mit Ihrer Anschauung hier und da kontrastiert, um zu zeigen, daß ich kein Verächter, kein kritikloser Hasser des Kommunismus bin. Ich glaube aber: es ist höchste Zeit, daß eine Bewegung, die so immense geistige Werte einzusetzen hat, ihr weltflüchtiges Zukunftsgerede und die mangels tatsächlicher Mitarbeit üblich gewordene Prügel- und Lärmtaktik aufgibt; daß sie aufhört, sich durch hilflose Phantastik die Möglichkeit einer Umgestaltung der Gegenwart zu nehmen; daß sie Clownsspäße in Schicksalsstunden den Völkischen überläßt, die nicht für ein Weltbild ringen, über das jeder ihrer Abgeordneten nur freibleibend verfügt, die vielmehr für den Kampf selber in den Kampf ziehen.

Wenn ich irgendwo Unrechtes oder Unwahres vorgebracht habe, erwarte ich eine nüchterne und ernste Aufklärung. Wenn ich aber selber beigetragen haben sollte, die ernsthaften Köpfe in Ihrer Partei über das unwürdige und trostlose Gebaren der Fraktion ins Klare zu bringen, so bitte ich Jeden, eine Vertretung in den Reichstag schicken zu helfen, die den Kampf aufnimmt: Idee gegen Idee, Kopf gegen Kopf — nicht aber: Geschwätz gegen Geschwätz, Schädel gegen Schädel. Denn wiederum Landauer hat damals schon in seinem ‚Weg des Sozialismus' die peinliche, aber befreiende Wahrheit gesagt: „Wir stehen auf dem Boden des Kapitalismus, das heißt: auf dem Boden der Wirklichkeit, der überlieferten und festgesetzten Einrichtungen, Unruhen und Gemeinheiten, so sehr wir es anders wünschen." Die kommunistische Fraktion aber steht irgendwo, weit draußen — im Nebel.

Soll man nach Paris reisen? von H. v. Gerlach

Peter Panter hat in Nummer 33 der ‚Weltbühne' die Deutschen in Paris ein bißchen durch die Zähne gezogen, die Politiker und die Literaten.

Ich bin Politiker. Ich war in Paris, jedes Jahr ein oder zwei Mal. Ich habe also das Recht, mich getroffen zu fühlen. Umso mehr, als eine, übrigens keineswegs unfreundliche, Bemerkung direkt auf mich zielt. Deshalb möchte ich, konkret und abstrakt, meine Auffassung über die Nützlichkeit politischer Auslandsreisen der Peter Panters entgegenstellen.

Zunächst ein paar Worte zu der Kritik, die Peter Panter, ohne mich zu nennen, an meinem Verhalten in einer Versammlung in Paris übt. Er erzählt, ich hätte die Antwort auf bestimmte Fragen mit dem Hinweis verweigert, daß ich darüber in meinem Lande, aber nicht im Ausland sprechen wolle. In der Tat: nachdem ich ein Dutzend Fragen beantwortet hatte, erklärte ich, die Frage wegen der Schwarzen Reichswehr könne ich im Ausland nicht beantworten.

Ich kann sie selbst im Inland aus strafrechtlichen Gründen nur sehr vorsichtig beantworten. Im Ausland treten als hindernd Gründe internationalen Taktes hinzu. Die Versammlung verstand meine Gründe auch sehr gut. Ihr sehr lebhafter Beifall grade an dieser Stelle bewies, daß sie mein Verhalten nicht etwa als feige Drückebergerei, sondern als die selbstverständliche und durchaus korrekte Haltung eines politisch handelnden Menschen auffaßte.

Peter Panter verlangt mit vollem Recht, daß man die Wahrheit sage. Gewiß, das tue ich. Ich habe bei meinen vielfachen Reden und Unterhaltungen in Paris nie ein bewußt unwahres Wort gesagt. Das wissen die Franzosen. Deshalb erfreuen sich meine Worte bei ihnen eines mir sehr nützlichen und meinem Lande vielleicht nicht ganz unnützlichen Kredits. Aber niemand wird von mir oder irgendeinem vernünftigen Menschen überhaupt verlangen, daß er bei jeder Gelegenheit und in jedem Milieu Alles sage, was er weiß. Für jedes Wort, das man sagt, muß man einstehen. Aber wieviel man sagt, das ist eine Frage der Zweckmäßigkeit.

Bei politischen Reisen ins Ausland handelt es sich immer um zweierlei: einmal, wie man dadurch das Ausland beeinflußt; zweitens, was man im Inland über das Ausland berichtet.

Peter Panter meint, auf die Weltkonstellation, nicht auf die reisenden Politiker sei die Besserung in den Beziehungen Deutschlands und Frankreichs zurückzuführen.

Es fragt sich nur, ob nicht eben die Weltkonstellation hie und da auch ganz leise durch politische Reisen beeinflußt werden kann.

Ich leide gewiß nicht an Selbstüberschätzung. Aber viele französische Freunde haben mir berichtet, daß meine Kommentare zu dem voraussichtlichen Ergebnis der deutschen Wahlen vom 4. Mai, die ich im April in Paris maßgebenden Männern der Politik und der Presse geben konnte, sehr nützlich gewesen seien.

Man habe dadurch im Vorhinein die französischen Wähler vor einer Ueberschätzung der Wahl von Ludendorff und Tirpitz warnen und so den ungünstigen Einfluß der deutschen Wahlen auf die französischen Wahlen vom 11. Mai paralysieren können. So ganz zwecklos war also mein letzter pariser Aufenthalt vielleicht doch nicht.

Peter Panter meint ferner, die reisenden Politiker pflegten zuhause auf Grund oberflächlicher Eindrücke sehr verallgemeinernd und darum oft sehr irreführend zu berichten.

Zweifellos kommt das oft vor. Aber wenn man mit Herriot und Painlevé, mit Jouhaux und Léon Blum, mit Sarrail und Renaudel, mit Justin Godart und Paul-Boncour gesprochen hat, so kann man sich doch schon ein gewisses Bild über die für uns wesentliche Stimmung in Frankreich machen. Ich habe seit meinem ersten Besuch in Paris nach Kriegsende (Januar 1922) mit einer von Besuch zu Besuch sich verstärkenden Gewißheit die Ueberzeugung gewonnen, daß die französischen Wahlen von 1924 das Ende des Poincarismus bedeuten würden. Dem habe ich in Deutschland Ausdruck gegeben, weil mir das für die richtige „Einstellung" der deutschen Politik wesentlich schien. Allerdings bin ich damals von einem großen Teil meiner Landsleute wegen meines „pazifistischen Optimismus" verhöhnt worden.

Ich finde: nicht zu viel, sondern zu wenig deutsche Politiker kommen nach Paris. Und umgekehrt zu wenig Franzosen nach Berlin.

Keineswegs sind etwa alle Politikerreisen nützlich. Es hat der deutschen Außenpolitik sicherlich nicht gefrommt, daß Hergt in London war. Und der Abgeordnete der Deutschen Volkspartei Freiherr v. Rheinbaben erregte in Paris trotz seiner französischen Visitenkarte erhebliches Kopfschütteln, als er — Mitglied einer Regierungspartei — immer wieder seine monarchische Gesinnung betonte. Trotzdem weiß ich nicht, ob nicht selbst bei dieser Reise die Vorteile die Nachteile überwogen haben, da Herr v. Rheinbaben sich mit erfreulicher und in Paris jedenfalls unerwarteter Entschiedenheit im Namen seiner Partei für das Dawes-Gutachten ausgesprochen hat.

Der erste Besuch, den ich 1922 auf Einladung der französischen Liga für Menschenrechte mit meinen Freunden in Paris abstattete, hat intime Beziehungen zwischen der französischen und der deutschen Liga im Gefolge gehabt. Dreimal sind seitdem französische Pazifisten in Berlin gewesen und hier und in andern deutschen Städten öffentlich aufgetreten. Wir Deutschen haben in Frankreich wichtige Aufklärungen geben, die Franzosen haben bei uns manche Vorurteile zerstören können.

Die politische Zusammenarbeit der Völker erheischt auch ständige persönliche Fühlungnahme. Darum, verehrter Peter Panter — ironisieren kann man Alles, wenn man ein so kluger Kerl ist wie Sie. Aber ich würde bedauern, wenn Ihre Ironie Deutschen, die nach Paris fahren wollen, diese Absicht verekeln sollte. Ich persönlich als alter Politiker habe ja ein dickes Fell. Aber zarter besaitete Gemüter könnten sich durch Ihre Bemerkungen in ihren Reiseplänen stören lassen. Darum habe ich hier das Wort ergriffen.

Matteottis Tod von Ossip Kalenter

Die italienischen Zeitungen haben den Mord an Matteotti rekonstruiert. Diese Moritat hier ist nichts als die Versifikation ihrer Berichte — um keine Grausamkeit vermehrt.

Sie schleppten ihn halbtot aus ihrem Wagen
Ein Stück seitab in einen grünen Wald.
Dem Einen hob der Anblick schon den Magen.
Die Andern dünkte, er sei noch nicht kalt.

Und Jener, der ihm das Gesicht zerschnitten,
Stieß ihm den Dolch wohl bis ans Heft ins Herz,
Daß Herz und Klinge brach, und nun inmitten
Der schmalen Brust stand wie ein Mal das Erz.

Sie schleppten den mit Blut und Grint Bedeckten
Ein Stück seitab wohl hinter Busch und Strauch.
Dort gruben sie dem jämmerlich Verreckten
Ein Loch und warfen ihn platt auf den Bauch.

Und da das Loch sich als zu kurz erwiesen,
So brachen sie die Knochen ihm entzwei,
Bogen die Beine auf den Rücken, stießen
Und rammten ihn, damit er kürzer sei.

Und da das Loch sich als zu flach auch zeigte,
So halfen sie mit ihren Tritten nach,
Und der Beschimpfte und Beschmutzte neigte
Das Antlitz nun in Erde allgemach.

Und Erde warfen sie (schon floh die Stunde)
Und frische Zweige über das Gebein
Und gingen fort (schon flog zur Welt die Kunde)
Und ließen ihn mit sich und Wald allein.

Die Drossel sang wie sonst im Wald, die Häher
Schrien fern, der Kuckuck rief voll Lust und Weh,
Und manchmal kamen große Hirsche näher,
Und manchmal stutzte leicht ein sanftes Reh.

Und später scharrten an dem Grab die roten
Füchse und scharrten seine Beine aus.
Die roten Füchse speisten von dem Toten
Und hielten streng mit seinen Resten haus,

So daß, als schließlich Polizisten kamen,
Noch etwas da war von dem toten Mann,
Das sie zu Protokoll und mit sich nahmen.
(Verwandte agnoszierten es sodann.)

Klug sind die Füchse, die Faschisten klüger,
Und trotzdem blieb von ihm noch mancherlei,
Und mancherlei bedrängt schon die Betrüger.
Sie ahnen dumpf, daß er unsterblich sei.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XVIII.

Anton Erkelenz

Ein Amboß: groß, breitschultrig, massiv. Darauf ein Kopf mit ausgearbeiteten Zügen. Schwarzer Henriquatre. Volles Haupthaar. Haltung, bei aller körperlichen Größe, etwas philosophisch resigniert. Aber nur etwas. Ein Selfmademan. Einer, der vom handwerklichen Kleinbürgertum, von der Arbeiterschaft her, als längst schon die Sozialdemokratie die Gewerkschaften errichtet, Konsumgenossenschaften gebaut und der Partei einen gewaltigen Umfang erobert hatte, in den entschiedenen Liberalismus, in die bürgerliche Demokratie gekommen ist. Er glaubte nicht an die Dogmen des Marxismus: an die Mehrwert-, die Krisen-, die Klassenkampf-Theorie. Er sah, über das sozialistische Verteilungsproblem und Lassalles ehernes Lohngesetz hinweg, auf die Produktion als das Primäre, auf die Produktion, vor und neben der die Organisatoren, die Ideen- und die Risikoträger schreiten und die individuelle Brücke zur produktiven Massenarbeit bilden. Er sah aber auch all die Schattenseiten des kapitalistischen Systems, und daher wurde er als Arbeiter eifriger Vorkämpfer für den Gewerkschaftsgedanken. Von hier aus stieg er dann auf, in zwei, in zweieinhalb Jahrzehnten, bis er ein führender demokratischer Politiker war.

Im Oktober des Jahres, da auf den alten Wilhelm ein Attentat verübt wurde und Bismarck diesen Vorfall als Vorwand für eine jähe Kursänderung nach rechts nahm, ward Erkelenz in Neuß am Rhein geboren. Sein Vater war Schlossermeister, und auch seine Mutter entstammte einer Handwerkerfamilie. In Vaters Werkstatt wurde er, nach dem Besuch der Volksschule, Schlosser und Dreher. Dann kam er als Infanterist nach Zabern, jener elsaß-lothringischen Stadt, wo sich später ein wildgewordener Militarismus im Kampf mit den heimischen Zivilbehörden austobte — ein Menetekel vor dem Kriege. Erkelenz kehrte, nachdem er die Plempe abgelegt hatte, wieder in Vaters Werkstatt zurück und geriet bald in die Gewerkschaftsbewegung. Merkwürdig: er war Katholik und ging doch nicht, was nahe gelegen hätte, zu den „Christen", sondern wandte sich den „Hirschen" zu, den demokratischen Gewerkschaftsvereinen Hirsch-Dunckers. Damals waren die Hirsche gegenüber den unaufhaltsam fortschreitenden freien (sozialdemokratischen) Gewerkschaften stark in den Hintergrund getreten. Die Hirsche stagnierten. Es fehlte die frische Zugluft, die die Geister aufwirbelte. Erkelenz war Einer, der zunächst in Rheinland-Westfalen die Fenster aufriß, der berliner Zentrale — der unter dem Tisch die Füße eingeschlafen zu sein schienen — Fehde ansagte, ein eignes Organ begründete und nun drauf los hieb, daß die Fetzen flogen. Zunächst waren ihm die sozialen und wirtschaftlichen Fragen der Arbeiterschaft wichtig. Aber mehr und mehr geriet er ins politische Getriebe hinein. Wohl gehörte er der Fortschrittlichen Volkspartei an. Aber auch hier stand er fechtend auf dem linken Flügel, um die Partei vorwärts zu drängen und zu drücken. 1912 rief er, um seinen

politischen Ideen eine organisatorische Stßkraft zu geben, den Liberalen Reichsverein der Arbeiter und Angestellten ins Leben und schlug so einen unmittelbaren Steg von der Gewerkschaft zur Partei. Die von ihm herausgegebene ,Wacht', das führende Blatt des Reichsvereins, zeichnete sich durch eine sehr frische, lebendige und aufrüttelnde Sprache aus. Die Papachen- und Mamachen-Existenzen der offiziellen fortschrittlichen Parteileitung in der Zimmer-Straße freilich waren nicht immer damit zufrieden und sahen im Reichsverein ein uneheliches Kind, einen Bastard. Neben der ,Wacht' gab Erkelenz den ,Regulator', das vielgelesene Fachblatt der Hirsch-Dunckerschen Metallarbeiter, heraus.

Der Krieg brach aus. Erkelenz wurde sofort eingezogen, kam an die Westfront und war einer von den deutschen Soldaten, die sofort bis fünfzig Kilometer vor Paris gelangten. Er wurde verwundet, ins Lazarett gesteckt, wiederhergestellt, nach dem Osten geschickt, nach Dünaburg, und wieder zurück in den Westen, auf den Chemin des Dames. Als sein Schwager fiel, drohte dessen Unternehmung, eine Kesselfabrik in Neuß, zusammenzubrechen. Die Heeresleitung gab Erkelenz frei, und so konnte er eine Weile hier den Betrieb leiten. Bis zum Kriegsende. Aber die Unternehmerpflichten ließen ihm auch Zeit, sich weiterhin den sozialen, wirtschaftlichen und politischen Fragen zu widmen. Zu Anfang des Jahres 1918, als die verschieden gerichteten Gewerkschaften, zuletzt zur Durchführung des Hilfsdienstes, sich zusammengefunden hatten, um auf gemeinsamer Plattform die Arbeiterinteressen während des Krieges wahrzunehmen, entstand der Gewerkschaftsring der demokratischen Angestellten- und Arbeiterverbände, zu denen außer den eigentlichen Gewerkvereinen noch der Allgemeine Eisenbahnerverband und der Gewerkschaftsbund der Angestellten gehörten. Eine respektable Gesamtorganisation, die sich nunmehr den freien und den christlichen Gewerkschaften als dritte Säule würdig an die Seite stellen konnte.

Nach dem militärischen Zusammenbruch fing Erkelenz in seiner Heimat, in Düsseldorf, als leitendes Mitglied des Arbeiterrates die revolutionäre Bewegung auf, wurde von der Demokratischen Partei als Kandidat für die Wahlen zur Deutschen Nationalversammlung aufgestellt, wurde gewählt und wandte sich im Parlament zunächst den sozialpolitischen, dann aber in immer stärkerm Maße den großen politischen Fragen zu. In wertvollen Schriften machte er während der Inflation, als auch die soziale Gesetzgebung völlig zusammenzubrechen drohte, Vorschläge für den Umbau, für die Entbürokratisierung und für die organisatorische Zusammenlegung der staatlichen Versicherungszweige. Persönlich trat er in ein näheres Verhältnis zu Friedrich Naumann, der ihm Freund, Anreger und Wegbereiter wurde. Erkelenz arbeitete an der ,Hilfe' mit und übernahm sie nach Naumanns Tode mit Gertrud Bäumer selbst.

Inzwischen war er sowohl in den ersten wie in den zweiten nachrevolutionären Reichstag gekommen, war zum Zweiten Vorsitzenden der demokratischen Reichstagsfraktion und zum Ersten des Parteivorstandes aufgerückt. Er gehörte zum linken, zum sozialen, zum pazifistischen Flügel der Partei. Manchmal zerrte er an ihren Ketten, wenn ihre Wege sie seiner Meinung nach zu

weit rechts zu führen schienen. Da dachte er wohl im stillen, wie einige Monate vor den Mai-Wahlen von 1924, ob er nicht mit Gleichgesinnten eine neue Partei, eine stark ausgeprägte republikanisch-demokratisch-pazifistische Partei gründen solle. Im letzten Moment stockte er aber. Was nützen die Offiziere, wenn die Massen nicht da sind? Die Republikanische Partei, die sich links von den Demokraten auftat, brachte es bei den Reichstagswahlen nicht einmal zu einem einzigen Mandat, obwohl Fritz v. Unruh mit der Leier in den Wahlkampf zog. Erkelenz war am Ufer zurückgeblieben, als das kleine republikanische Parteischiff in die hohe See stach. Er winkte wohl einen Augenblick mit dem Taschentuch, drehte sich dann aber um und vertiefte sich in die praktische Arbeit. Er hatte recht. Das kleine Sonderschiff ging gleich nach den ersten tönenden Aufrufen auf parteipolitische Piraterie aus.

Zu diesem Antisemitismus von Alfons Paquet

Kann ein religiöser Mensch Antisemit sein? fragt Mereschkowsky irgendwo. Nein, er muß eher ein Antiarier sein. Die Semiten schaffen Religionen, die Arier zerstören sie. Ihre religiöse Unbegabtheit ist so groß, daß sie sich selbst im Atheismus nicht ohne die Hilfe der Juden behelfen können; den persönlichen und beschaulichen Atheismus der Arier haben die Semiten in einen sozialen Faktor, in den atheistischen Sozialismus verwandelt. Wo aber jüdischer Glaube ist und zur Tat wird, da strahlt den erblindenden und frierenden Völkern bereits etwas wie Helligkeit eines wirklichen Lebens, wie der Klang einer höhern Bestimmung. Für den Juden gibt es vor den fatalen Dingen seines Weges keine Rettung durch die Hinwendung zu den Völkern und im Aufgehen unter ihnen. Aber es gibt für den Juden den offenen Weg der Hinwendung zum Judentum in seinem umfassenden Leben, in seiner ganzen Nüchternheit; dieses umfassende Leben, diese jüdische Nüchternheit wird auch der Seele der Völker aus ihrem heidnisch-christlichen Gemisch zur Entscheidung helfen können. Den Juden sagte es der Seher, daß zuletzt Fischer sie mit Angeln locken und Jäger sie treiben werden. Der Zionismus, das sind die Fischer, die leisen Dinge der Fremdheit und die lauten Sachen der Feindschaft draußen, das sind die Jäger. Zwischen den Völkern und den Juden bereitet sich eine Begegnung vor, die scharf und bitter, zugleich aber auch eine andre, die jenseits der Schrecken ist. Seht doch, wie Ruth und Boas sich auf dem Boden des gemeinsamen Glaubensgrundes begegnen, des Messias im Reiche Gottes. Das Judentum bereitet sich vor, in seinem Lande und in der Arbeit für dieses Land, das in alle Wirrnisse der asiatischen und der Weltkrise verflochten ist, der Entscheidung über sein letztes Schicksal zu begegnen, dem Entweder-Oder, dem Aufgehen im häßlichen Levantinertum oder der Erneuerung, die ihm die Ganzheit seiner Seele wiedergibt. Der Weg der Völker ist das Abbild dieses Weges zur Entscheidung; der Weg des Judentums kann ihm zur Hilfe werden, zur Wiederholung der alten Botschaft Denen, die bisher nicht bereit waren, sie zu vernehmen.

Arthur Rimbaud von Klaus Mann

Ich will gar nicht von seinen Gedichten sprechen, diesen besessenen Wortkatarakten — ich will nur erzählen, wie schön die Büste ist, deren Photographie der Insel-Ausgabe von ‚Arthur Rimbauds Leben und Dichtung‘ voransteht.

Auf den ersten Blick meint man einen schönen Proletarierjungen zu sehen. Das macht die rücksichtslos-sinnliche Brutalität des vollen Mundes und des willenstarken Kinns. So sah er aus, der die Freundschaft mit Verlaine, dem unglückseligen décadent mit den Satyrgelüsten, dadurch beendigte, daß er ihn, zum Abschluß einer religiös-philosophischen Debatte, mit einem Knotenstock halb tot prügelte und ihn dann, blutend, am Neckar-Ufer bei Stuttgart liegen ließ. So sah er aus, der Schnürsenkel auf den Straßen von Paris verkaufte, um nicht zu verhungern, der sich, eisernen Leibes, trotzend, aufrecht durch die ganze Welt schlug, Europa hinter sich ließ — Europa und uns Alle. So schön, so ungeheuerlich schön war er, dessen Riesenstärke unsre Kultur überwand, der sich frei machte — frei von Verlaine, frei von Paris, frei von Europa. Auf den ersten Blick meint man einen schönen Proletarierjungen zu sehen.

Aber dann erschrickt man über die unsagbare Sehnsucht dieser Augen, die unter der gewaltigen Höhe der Stirne knabenhaft uns anschauen. Wir wissen, daß diese Sehnsucht unstillbar ist, in ihrem tiefsten Wesen. Sie kann sich nicht in der Literatur gestalten und erlösen. Sie läßt die Literatur hinter sich, wie sie Alles umfängt, kostet, wegwirft. Was er schrieb, kommt nicht in Frage neben dem, was er war. Die Literatur war für ihn Periode, Abschnitt. Ein Versuch mehr, sich auszuleben, der großen Sehnsucht genug zu tun. Andre bändigen in einsamem Mönchsdienst täglicher Arbeit ihr schon an und für sich nicht gar zu überschwängliches Erleben, um es in die spröde Form einer gemäßigten Gestaltung zu ergießen. Von ihnen aber stammen die großen, die schönen und erfreulichen Werke der Weltliteratur. Sie waren es, die Aufgaben lösten, Leistungen vollbrachten, und ihrer ist der Ruhm, der Dank der Menschheit. Zum Entgelt für ein Leben, das Verzicht war um der Leistung, um der Kunst willen, setzt man ihnen die Krone aufs Haupt. Würde und Glanz umgibt den zufriedenen Abend ihres Lebens. Während Jene einsam sterben müssen.

Arthur Rimbaud starb ganz allein, gebrochen und verlassen — ein Krüppel. Ihn hatte die „große Sehnsucht“ durch die Welt getrieben. „Bateau Ivre“ war er gewesen — ein trunkenes Schiff.

Was galt es ihm, daß er mit siebzehn Jahren berühmt war, „Shakespeare enfant“, der Abgott von Paris! Er wollte mehr, wollte Alles. Dann sank das Schiff — andern Gefilden, der Heimat zu, wo es stille sein wird.

Was uns von Rimbaud blieb, sind ein paar Verse — mit die ungeheuerlichsten freilich, die je geschrieben wurden — und der gewaltige Mythos seines Leidens.

Simplicissimus von Arthur Holitscher

Im Spätherbst 1895 fuhr ich von Paris nach Budapest heim und besuchte in München Albert Langen, wie wir es verabredet hatten. Er hauste in einer schönen Wohnung an der Isar, und ich vermißte in ihr die spanischen Primitiven, die ich in Paris, an die vollgepackten Kisten gelehnt, in dem halb ausgeräumten Bureau gesehen hatte.

Langen gab mir einen auf Büttenpapier gedruckten Prospekt, in dem er, zugleich mit Otto Erich Hartleben, das baldige Erscheinen eines deutschen ‚Gil Blas Illustré' mit Namen ‚Simplicissimus' ankündigte, unter dem Wahlspruch: „Lerne lachen, ohne zu grinsen" — was man als Gegenstück zu dem Motto: „Lerne leiden, ohne zu klagen" ansprechen konnte.

Langen hatte meinen Roman ‚Weiße Liebe' bereits angenommen und forderte mich zur Mitarbeit an der neuen Zeitschrift auf.

Ob der Name ‚Simplicissimus' von Maximilian Harden herrührt, wie behauptet wird, weiß ich nicht. Einprägsam war es sicherlich, bequem aber gewiß nicht. Ich erinnere mich, wie Langen und wir Alle, Mitarbeiter und Freunde, im ersten Halbjahr des ‚Simplicissimus' in münchner Bierkellern, Restaurants und Bräus die verschiedenen Varianten notierten, in denen die Zeitungsverkäuferinnen das unhandliche, für münchner Zungen gradezu mörderische Wort auszusprechen sich mühten. „Simplimus" war die gebräuchlichste, dann kam „Simpli", schließlich siegte die noch simplere „Der Simpl", und dabei ist es geblieben.

Die nicht sehr glücklich gewählte Bezeichnung eines deutschen ‚Gil Blas Illustré' aber rührte unzweifelhaft von Langen her. Einer der ersten Mitarbeiter der Wochenschrift war Théophile Steinlen, der populäre pariser Zeichner, der dem französischen Urbild wöchentlich zwei oder mehr große bunte Blätter gab, und der ‚Simplicissimus' sollte, in Format, Druck und Anordnung der novellistischen und lyrischen Beiträge, dem pariser Blatt möglichst ähnlich werden. Doch der junge münchner Nachahmer entwickelte sehr bald seine Eigenart.

Man darf es als ausgesprochenen Glücksfall ansehen, daß Langen und Hartleben sich noch vor dem Erscheinen des ‚Simplicissimus' gründlich entzweiten. Denn Hartlebens Herausgeberschaft hätte, von allem Andern abgesehen, den ‚Simplicissimus' um seinen wichtigsten literarischen Mitarbeiter: Frank Wedekind gebracht. Außerdem wäre Langen in seiner Bewegungsfreiheit durch den schwerfälligern Hartleben beengt und gehindert gewesen. Denn in Langen steckte, so nervös, fahrig, launisch, wie er war, und wie ich ihn schon in Paris gesehen und erkannt hatte, ein Mensch von genialem Wesen, ein Entdecker und Enthusiast. Er stammte vom Rhein und hatte kein Bier in den Adern. Mit seinen Verwandten, die in Köln große Zuckerfabriken besaßen, hatte er sich längst überworfen und freute sich bei jeder neuen Nummer des ‚Simplicissimus' über das Gesicht, das die in Köln machen würden, wenn sie sie zu sehen bekommen sollten — besonders wenn etwas nicht bis ans Kinn Zugeknöpfte das Blatt zierte.

Erwies sich, wie erwähnt, die Mitarbeit Steinlens als nicht besonders glückliche Idee, so hatte dafür Langen den weitaus glücklichern Einfall gehabt, einen jungen Zeichner der ‚Fliegenden Blätter‘: Thomas Theodor Heine zu verpflichten, der in dem Leibblatt der deutschen Bourgeoisie allerhand Philisterscherze zu illustrieren hatte und sich im ‚Simplicissimus‘ nun, in größtem Format, der Verhöhnung grade jener Kreise, die er bisher hatte belustigen müssen, frei und mit voller Laune hingab.

Noch ein andrer Zeichner der Fliegenden: Hermann Schlittgen fand im ‚Simplicissimus‘ Raum und Freiheit. Einige der schärfsten sozialen Karikaturen des ersten Jahrgangs rühren von ihm her. In den ‚Fliegenden‘ mußte er sich in Eleganz, gutgebügelten Tennishosen und faden mondänen Scherzen betätigen. Langens Gabe im Finden und Heranziehen wertvollster Mitarbeiter, Literaten und Zeichner kam aus einem hochentwickelten künstlerischen Instinkt für das Moderne, für das soziale und aesthetische Rebellentum, für aktuelle Strömungen und Tendenzen. Für das Heutige hatte er einen sichern und sehr verfeinerten Instinkt; mit den spanischen Primitiven war er unendlich hereingelegt worden.

In den ersten Nummern des ‚Simplicissimus‘ marschierten die Autoren des Verlags Langen vollzählig auf: Frank Wedekind, Jakob Wassermann, Björnstjerne Björnson, Knut Hamsun, Sven Lange, Mia Holm, ich. Ein damals recht populärer Verfasser humoristischer Novellen von zweifelhaftem Geschmack beklagte sich in einer Zeitung über das ewig gleiche Menü des jungen ‚Simplicissimus‘, das ihn an die unvariable Speisenfolge auf englischen Seefahrern erinnerte: Peas and Pork, Pork and Peas, Schweinernes und Erbsen, Erbsen und Schweinernes, das heißt: Wedekind und Wassermann, mit ein wenig kalter Beilage von Art. Hol. Aber wer den Einlauf jener ersten Monate des ‚Simplicissimus‘, die Beiträge, die dem jungen Blatt aus allen Gegenden Deutschlands zugeschickt wurden, zu lesen bekam, konnte sich eines Grauens wohl nicht erwehren über das hoffnungslose Verkennen der Tendenz, der Absichten, des Willens und der Bedeutung dieser ungewöhnlichen, aggressiven Wochenschrift.

Einen ganzen Sommer lang im ersten Halbjahr des ‚Simplicissimus‘ saß ich, verschüttet unter Manuskripten, auf der Redaktion des ‚Simplicissimus‘ in der Kaulbach-Straße.

Die Redaktion in der Kaulbach-Straße!

*

In Budapest war ich diesmal nur wenige Tage lang geblieben. Danach in Wien ebenfalls nur wenige Wochen lang. Hier trug ich unter Schmerzen und Herzeleid den Entwurf meines Dampt-Romans zu Grabe. Es hielt mich nichts in Wien. Ich war bei Hermann Bahr gewesen, und Hermann Bahr hatte mich, hilfsbereit und wohlgesonnen, wie er allen jungen Schriftstellern gegenüber war, zur Mitarbeit an der ‚Zeit‘ aufgefordert, die damals eine der fortschrittlich gerichteten Zeitschriften der Moderne war, kosmopolitisch und ein Organ der bürgerlichen Demokratie. Ich brachte Bahr einen Aufsatz über „Reisen“. Auch bei Theodor Herzl hatte ich vorgesprochen, und er nahm für die Neue Freie Presse ein Feuilleton über Hamsun an. Ende März erhielt ich einen Brief von Langen, der mich aufforderte, als Re-

dakteur beim ‚Simplicissimus' einzutreten. Ich hatte ihm schon eine Reihe kleiner Gedichte in Prosa eingeschickt, die er in den ersten Nummern veröffentlichen wollte. Auf die Rückseite des Briefumschlags hatte Hamsun einen Gruß geschrieben. Er lebte jetzt in München, wollte den Sommer in München zubringen. Dies gab den Ausschlag. Ich ordnete rasch meine Angelegenheiten und fuhr nach München. Herrlicher Frühling empfing mich. Das große Plakat Heines, der rote Mops, der seine Kette zerrissen hat, bellte von allen Mauern und Litfaßsäulen auf den Passanten herunter.

*

Der ‚Simplicissimus' war bei seinem Erscheinen im April 1896 — und ist heute noch in mehr als einer Beziehung — die überraschendste, bei allem Draufgängertum künstlerisch höchststehende Wochenschrift Deutschlands und der deutschsprechenden Länder. War er ein Witzblatt oder eine ernste Kunstpublikation? Ein politisches Blatt oder ein belletristisches? Er war aktuell, vor allem aktuell. Er zeigte ebensosehr den Willen der jungen Literatur, der jungen bildenden Kunst an wie den vorwärtsstürmenden Drang der Zeit, der mit dem Gottesgnadentum und der Vorherrschaft des Säbels schon fertig werden wollte; aber auch die Gründer, die Schieber, die Spießer und die Oberlehrer hatten nichts zu lachen, wenn der ‚Simplicissimus' zu Ende der Woche herauskam.

Langens Aufforderung traf mich in einem Augenblick, in dem die beiden Tendenzen, die politische und die zur Kunst, in heftigem Widerstreit mein Inneres erregten, meine Arbeit beeinträchtigten. Das war die Wirkung von Paris, der betörenden Stadt, der Atmosphäre dieser Stadt, die die großen politischen Revolutionen und das ewig neue Werden der Kunst im selben Maße bewirkte. So einsam und abseits ich mich auch von dem wirklichen Leben der Stadt gehalten, so bedingungslos ich mich auch unter das Gebot meiner Arbeit gestellt hatte, so war ich doch ganz durchtränkt von dem geheimnisvollen Zauber, der in mir, ich fühlte es sicher und tief, die Keime der reinen Kunstbetätigung zur Entfaltung drängte — so gewaltsam, daß sich die Erkenntnis des sozialen Willens fügen und bescheiden mußte. In Langen spielte sich, unter andern äußern und innern Bedingungen, derselbe Kampf, dieselbe zwiespältige Wesensäußerung ab. Auch er war Künstler und sozialer Rebell zur gleichen Zeit. Das bewirkte unsre Freundschaft. Er kam aus der Bourgeoisie, ungefähr aus derselben Schicht wie ich und hatte ungefähr dieselben Schicksale erlebt wie ich, doch war er mit eminentem Geschick für die Gestaltung der praktischen Zwecke begabt, die sich meiner Natur vollkommen verschlossen. Im ‚Simplicissimus' durchdrangen sich die beiden Tendenzen, zur Kunst, zur Politik, sie suchten ihr Gleichgewicht — es war schwer zu erlangen —, die ersten Monate des ‚Simplicissimus' schienen mir meine eigne Angelegenheit, das Schicksal der jungen aggressiven Wcohenschrift ging mich nah an: es war kein Zufall, daß mich Langen gerufen hatte, daß wir schon in Paris Gefallen an einander gefunden hatten. Nur: wie wollte er all der Hemmungen, der Schwierigkeiten, der drohenden Gegenmächte Herr werden, die sich schon in den allerersten Tagen sichtbar erhoben — wird seine Kraft, sein Wille eben zu jenem

sozialen Rebellentum und zu der Verkündung seiner Anschauung über die junge Kunst nicht bald erlahmen, werden seine Nerven ihn nicht im Stiche lassen, sein zerfahrenes Wesen sich zu einer stoßkräftigen Aktion in der Richtung seines Zieles sammeln können?

Die ersten Nummern hatten eine fabelhafte Wirkung. Die literarischen Beiträge, sogar die Zeichnungen fesselten das Interesse nicht in dem Maße wie die unverkennbare politische Tendenz. In Paris hatte Langen Georg Herweghs Witwe Emma kennengelernt, diese merkwürdige, vielverlästerte Frau, deren Söhne gute Musiker waren, und in deren Haus ausgezeichnete Kammermusik gemacht wurde. Emma Herwegh hatte Langen den dichterischen Nachlaß ihres Mannes zur Veröffentlichung übergeben, und die ersten Gedichte, die der ‚Simplicissimus' brachte, hatten den Erfolg, daß das Blatt sofort in Oesterreich verboten wurde. Mit jeder Nummer bellte der rote Mops lauter und deutlicher. Auch in Deutschland horchte die Polizei, horchten die Behörden auf.

Gar bald stimmte der ‚Vorwärts' eine Lobeshymne auf den Kampfgenossen an. Ganz aufgeregt kam Langen in die Redaktion. „Wir müssen unbedingt etwas in die nächste Nummer setzen, was der ‚Kreuzzeitung' gefällt." Warum das? „Der ‚Simplicissimus' ist doch kein sozialdemokratisches Blatt!" Ah, beginnt es also schon??!! Was sind wir denn eigentlich? „Wir wollen doch Kunst und nicht Politik!"

Aber die Einsendungen zeigten, wie vielerlei verschiedene Meinungen es in bezug auf den Charakter und die Aufgabe des ‚Simplicissimus' im Publikum bereits nach den ersten Nummern gab. Es kamen viele Gedichte, die besser im ‚Wahren Jakob' gestanden hätten, aber auch nicht wenige Geschichten mit ausgesprochen pornographischem Inhalt.

Der ‚Simplicissimus' schrieb einen Preis für die beste Novelle aus. Die Post schleppte Körbe voll Manuskripte heran. In dem großen Redaktionszimmer saßen in allen Ecken die Verlagsautoren und lasen.

Sven Lange mit seinem großen, rötlichen, kahlen Schädel blätterte still und mit spitzen Fingern methodisch ein Blatt nach dem andern um, phlegmatischer Ironiker. Wassermann, klein und mit dunkeln Augen, saß melancholisch da und blickte stier und entsetzt auf den unabbaubaren Wust.

Aus der entferntesten Ecke flogen ein paar beschriebene Blätter in weitem Bogen in die Mitte des Zimmers:

„Bockmist!"

In jener Ecke saß Wedekind, feierlich schwarz angezogen, mit vielen Bärten, die ihm von Kinn und Backen niederhingen. Er haßte diese Betätigung, zu der er sich keineswegs verpflichtet fühlte, wie er übrigens den ganzen Literaturbetrieb haßte und verachtete, in dessen Mitte er sich versetzt sah. Er war Mitarbeiter, aus Not und sehr gegen seinen Geschmack, Redakteur aber ganz und gar nicht. Indes: er mußte mittun, es half nichts.

Zuweilen kam aus dem Nebenzimmer Langen, wie aus der Pistole geschossen, durch den Raum gefegt. Heine hat ihn in einer genialen Zeichnung so karikiert, das linke Bein aus dem

Rahmen, das rechte ebenfalls, immer auf dem Flug von einem Platz zum andern, es schien ihm unmöglich, auch nur für kurze Zeit an seinem Schreibtisch und bei einer einzigen Verrichtung stillzusitzen, der ganze Mensch in fortwährender Bewegung.

Jetzt klingelte es, und eine Dame in smartem Sportkostüm schob ihr Rad ins Zimmer herein. Sie setzte sich mit Schwung, naß wie sie war, denn draußen regnete es, auf den Tisch, mitten auf einen Haufen noch ungelesener Manuskripte, denen aber die zierliche Last keineswegs schadete; die junge Dame, des alten Björnstjerne Tochter und Langens ehelich angetraute Gattin, war ja eine zarte und leichte Gestalt; mit ihren blassen Augen in dem sonderbaren hellen Gesicht, den sonderbarsten schneeweißen Wimpern und dem spöttischsten Ausdruck, dessen sie fähig war, sah sie sich in dem Raum um, in dem gearbeitet wurde.

Der knurrende Wedekind interessierte sie am meisten. Sie drehte sich auf dem Papierhaufen um und begann, die Manuskripte durcheinanderzuwerfen. Wedekind aus seiner Ecke sah ihr zu. Er blickte sie an, wie er Frauen anzublicken pflegte, von denen er annahm, daß sie Angst vor ihm hätten. Kalt, durchdringend und mit übertriebener Betonung der verhaltenen Erotik, lauernd fixierte er den wilden Erzfeind, bereit, schon im nächsten Augenblick den tödlichen Dolchstoß zu parieren. Allein die „Prinzipalin“ war so leicht nicht zu verblüffen. Sie schlenkerte nur ein wenig mit den Beinen, blieb aber, als die überlegene, selbstbewußte, an Aufmerksamkeit sowohl wie an Attitüden jeder Art von Kind auf gewöhnte Tochter ihres berühmten Vaters, ihrer Sache durchaus sicher.

Die Zeichner brachten ihre Blätter in die Redaktion, und man mußte Texte erfinden. Zumeist geschah dies in der letzten Stunde vor Abgang der Post, die das zusammengeklebte Manuskriptheft für den Druck nach Leipzig mitnahm. Die Redaktion verstreute sich über alle verfügbaren Räume, in verschwiegenen Winkeln wurden schlagende Zeilen ausgebrütet, die dann in der fertigen Nummer mit dem Blatt des Zeichners geboren zu sein schienen. Heine war, soweit ich mich entsinne, der einzige, der seine Texte selber schrieb, und bei dem die graphische Idee aus dem Paradox stammte. Er veröffentlichte auch ein paar diabolisch groteske Geschichten und einige Gedichte, so ‚Das Mörtelweib‘, das mir als ein schlagkräftiges proletarisches Gedicht in der Erinnerung geblieben ist.

Zuweilen kam ein merkwürdiges Paar in die Redaktion, blieb eine Stunde lang und gab Meinungen über dies und jenes ab. Der Mann, Sergej von Schewitsch, ein russischer Aristokrat, war in Petersburg in irgendeine dunkle Verschwöreraffäre verstrickt gewesen, dann nach Amerika ausgewandert, wo er seine Frau kennengelernt hatte, die, stets in weiße Spitzen gekleidet, breit und schwer und verblüht, doch noch in der Glorie ihrer sinistren fuchsroten Haare die Aufmerksamkeit Aller, die sie sahen, auf sich und ihren Gatten lenkte. Das war Helene v. Dönniges, Lassalles verhängnisvolle Geliebte. Der Zufall fügte es, daß ich sie zum ersten Mal auf dem ‚Simplicissimus‘ traf, wie sie sich, über eine Zeichnung des I. B. Engl gebückt, vor Lachen fast ausschütten wollte. Das Blatt stellte ein Duell vor, in dem die beiden Gegner

erst mit dem Revolver, dann mit dem Säbel sich sämtliche Extremitäten kaputt schießen und schlagen und schließlich als Rümpfe auf dem Boden mit den Zähnen Dynamitkapseln gegen einander losknallen. Lassalles Braut lachte über dieses mittelmäßige Blatt derart lange und unbändig, daß ich stutzig wurde.

Schewitsch, der an dem ‚Simplicissimus' auf irgendeine Weise beteiligt war, entzweite sich mit Langen, da sein Geschmack und Langens Geschmack sich auf die Dauer nicht vertrugen. Auch konnte die interessante Dagny die interessante Helene nicht leiden.

Wir jungen Leute ließen uns Frau Dagnys liebenswürdige Tyrannei gern gefallen. Sie liebte und beanspruchte es, angebetet zu werden, und in der Tat waren nicht Wenige von uns in das anziehende Wesen mit den bewußt gespielten Allüren einer „Tochter des Dovre-Alten" ziemlich vernarrt. Wedekind allein schien sie ganz zu durchschauen und sparte nicht mit satanischen Zweideutigkeiten, über die Frau Langen, deren Schlagfertigkeit Wedekind gegenüber vollständig versagte, zu ihrem Aerger immer wieder erröten mußte. Da aber bei solchen Gelegenheiten ihre weißen Wimpern noch weißer, ihre hellroten Harre noch heller wurden, ihr sonderbar schönes Gesicht durch den Ausdruck befangener Jungmädchenhaftigkeit noch anziehender wurde, gab sie sich zufrieden.

Langen bewegte sich in dieser seltsam zusammengewürfelten Kameradschaft fast wie ein Impresario. Es waren da ein paar außergewöhnliche Menschen beisammen, er hatte sie zusammengebracht, und sie arbeiteten, mehr oder minder freiwillig, an seinem Werk. An Abenden saß man zumeist lange beisammen, im Luitpold, im Hofgarten und in Langens Heim an der Isar, in dem Frau Dagny auf und nieder schwebte.

Zuweilen brachte Wedekind seine Gitarre mit und sang mit der außerordentlichen Kunst der Betonung, die er später als Darsteller seiner eignen Stücke bis zur Meisterschaft entwickelte, Lieder und Balladen. Wir hörten jetzt zum ersten Mal die rührenden Strophen: „Ich war ein Kind von fünfzehn Jahren . . .", dann das Heilsarmeelied und jenes: „Hamburg, du schöne Stadt, eh du mon dieu, mon dieu . . .", dessen Effekte ihm am besten gelangen von allen.

Einmal, wir hatten grad den armen Panizza von der Bahn abgeholt — er kam aus dem Gefängnis, nach langer Haft, die er wegen der im ‚Liebeskonzil' begangenen „Gotteslästerung" hatte absitzen müssen, und war seelisch gebrochen —, da sang Wedekind eine Ballade, die er am Tage selbst geschrieben und komponiert hatte. Es war Brigitte B. „Ein junges Mädchen kam nach Baden, Brigitte B. war sie genannt . . ." Alle Zuhörer waren in heller Begeisterung. Wir redeten Wedekind stürmisch zu, doch öffentlich aufzutreten und dies Licht nicht länger unter den Scheffel zu stellen. Auch Langen war von Enthusiasmus gepackt. Er versprach sich von dem Gedicht — das dann auch tatsächlich konfisziert wurde, zum Teil wegen der angeblich unzüchtigen Illustration Heines — einen ungeheuern Erfolg für den ‚Simplicissimus', ebenso von Wedekinds Bänkelsängerei die beste Reklame für seine Stücke, um die sich die Bühnen nicht kümmern wollten.

Wedekind witterte Unrat, ihm war das Auftreten mit der Gitarre, das er später als Broterwerb jahrelang zähnknirschend

durchmachen mußte, in der Seele zuwider, er brach den Gesang rasch ab, mit der unglücklichen Miene, die er immer zeigte, wenn er sich vorwarf, daß er sich mit seinen Mitmenschen zu weit eingelassen, daß er sich wieder einmal etwas vergeben hatte.

Heine saß bei solchen Gelegenheiten zumeist stumm auf seinem Stuhl; zuweilen hatte er seinen Mops auf dem Schoß, dem er, nachdem er sich von der Hausfrau Essig und eine Serviette erbeten hatte, mit großer Umständlichkeit eine Zecke aus dem Fell kitzelte. Er beobachtete Alles scharf und mit bewunderungswürdiger Eindringlichkeit. Seine Zeichnungen von Menschen und Tieren waren, wie man das in seinem Atelier beobachten konnte, bei ihrer zwingend einfachen Linienführung das intensiv durchgearbeitete Produkt einer bis in die geheimste Einzelheit erfaßten Erscheinung.

Sven Lange war da, einsilbig wie immer; Frau Dagny, die er innig verehrte, behauptete, Sven besitze einen ausgesprochenen Verbrecherschädel, aber dies wurde von Sven in sanftestem Dänisch bestritten. Mit glühenden Blicken um sich schauend sammelte Wassermann konzentrierten Sprengstoff für seine Komödie ‚Die Karingelei‘, in der er den ‚Simplicissimus‘ und Langen und überhaupt den ganzen „Betrieb“ gehörig hernehmen wollte. Die Kameradschaft versammelte sich öfters bei Wassermann, in seinem kleinen Atelier, ein rotes Tuch hing über der Lampe, man setzte sich auf Kisten, den Fußboden, und Wassermann las aus seinen Manuskripten; er las gern, wir hörten das außerordentliche Vorspiel zu den ‚Juden von Zirndorf‘, das er in den Pausen seiner Redaktionsarbeit in der Kaulbach-Straße in die Schreibmaschine zu tippen pflegte.

Oskar Fried war da, Komponist eines Operntextes von Bierbaum, er trug mit zynischem Berliner Witz seine traurige Armut zur Schau, betonte seine noch nicht gehörig gewürdigte Bedeutung und zeigte sein legendäres grünes Hütchen herum, ein bemitleidenswertes Ding, das sein Besitzer schandenhalber von allen Trambahnlinien Münchens hatte überfahren lassen — um das Gewissen säumiger Mäzene zu stacheln.

Ganz weit, im Halbdunkel einer Ecke des Salons, konnte man die Gestalt eines jungen Mannes bemerken, der zur Kameradschaft gehörte und auch nicht gehörte — es war eine gewichtige Persönlichkeit, ein junger Däne, Geschäftsführer des Verlags, der „Kontrapunkt“, so genannt, weil es seine Aufgabe war, all die auseinanderstrebenden Kräfte und Dissonanzen im Wesen Langens und seiner Mitarbeiter, des ‚Simplicissimus‘ und des Verlags in den Geschäftsbüchern zu einem Akkord zu verbinden: eine Aufgabe, die ein Herkules gewordener Sisyphus kaum bewältigt hätte.

Auf dem Heimweg war eines der beliebtesten Gesprächsthemen: Ist unser Verleger Millionär oder das Gegenteil? Meinungen und Urteile platzten auf einander, unbedingte Bejahung und bodenlose Skepsis reizte und irritierte uns Alle, die wir uns an dieser lebenswichtigen Diskussion beteiligten.

Stumm schritt neben uns der Kontrapunkt einher.

Der ‚Simplicissimus‘ verschlang infolge der andauernden Konfiskationen, und weil sich die dadurch entstandene Reklame

nicht gehörig in den Umsatz verkaufter Exemplare ummünzen ließ, enorme Summen. Der einzige Autor des Verlags, dessen Bücher in großen Mengen verkauft wurden, der Schandfleck des Verlags, wie wir jüngern Autoren meinten, war Marcel Prévôst, Verfasser der ‚Demi-vierges'. Wir beruhigten uns, als der Kontrapunkt erklärte, Prévôst sei es grade, der die Wagschalen des Verlags ins Gleichgewicht bringe — die Wage, Wahrzeichen und Signet Albert Langens, den Einzelne grade als Mann von außerordentlichen Fähigkeiten, aber ohne jegliche Balance bezeichneten, schwankte bedenklich, aber wir ersten Autoren des Verlags waren uns mit höherer oder minderer Genugtuung bewußt, daß unsre Ansprüche, und was Langen uns zu leben gab, die eine Wagschale nicht allzuschwer belasteten.

Was mich betraf, so war mein recht unsinniges Prinzip, an dem ich lange noch festhielt: daß man aus seiner Kunst keinen Broterwerb machen dürfe. Mir wurde es ja nicht besonders schwer, an diesem Idealismus festzuhalten — meine kleine Rente wurde mir durch meine Eltern trotz wiederholter Drohung nie ganz entzogen. Dieser Umstand war bekannt und wurde gegen mich weidlich ausgenützt. Ich lernte im Laufe der Jahre erkennen, daß grade diese falsche Auffassung: Kunst sei etwas, das, da es keinen Markt hat, auch nicht nach den sozialen Maßstäben der Produktion und Entlohnung bemessen werden dürfe, die Künstler, die freien Berufe, die Intellektuellen überhaupt der Willkür kapitalistischer Ausbeutungsmethoden, dem schamlosesten Unternehmertum willenlos und ohne Schutz ausliefert. Daß der Künstler, der freie Schriftsteller, der Intellektuelle aus seiner falsch verstandenen „Einstellung" zum Problem der Arbeit, aber auch aus seiner den praktischen Dingen des Lebens hilflos begegnenden Wesensanlage der ewige Bettler, Brockenhascher vor den Toren und den Tafeln der Reichen bleiben muß, ein antisoziales, unorganisierbares Mitglied der Gesellschaft.

Indes: es gab ebenso viele, die die Not zwang, aus den Reihen zu treten, wie andrerseits vom Daseinskampf zur rücksichtslosen Selbstbehauptung Gezwungene, die ihr Recht auf Leben und Erfolg durchsetzten. Ich für meine Person hätte das qualvolle Im-Vorzimmer-Stehen und Auf-Zwanzig-Mark-Warten wahrscheinlich nicht lange ausgehalten.

Nach ‚Hunger' und ‚Mysterien' — ‚Pan', dieses Wunderwerk!

Aber der große Haufe, dieses hybride Geschöpf Publikum, das unbegreifliche, unholde, feindliche, blieb stumm. Wenn nich ganz apathisch, doch in einer Lethargie, die die rasche Aufein anderfolge solch unerhörter Meisterbücher vollkommen unerklär lich machte.

Die Berge, aus denen mir Hamsun ein Jahr zuvor geschrieben hatte, konnten ihm seine Gesundheit nicht zurückgeben. Nach München war er leidend gekommen, und das tückische Klima des bayrischen Hochplateaus hatte ungünstig auf ihn eingewirkt. Er fühlte sich elend und litt an Lungenblutungen. Nach Norwegen zog es ihn nicht. Man hatte ihm dort das Staatsstipendium entzogen wegen einer Novelle, in der eine heidnische Art von Lebensinbrunst Gestalt gewonnen hatte. Er litt nicht grade Not, war

aber beengt und unglücklich. Der ‚Simplicissimus' bereitete eine Aktion vor, eine Geldsammlung sollte Hamsun die Möglichkeit geben, ohne Staatsstipendium weiterzuleben; aber auch als eine Aufrüttelung des trägen Gewissens der Gebildeten war diese Aktion in Szene gesetzt: sie sollten wissen, was sie dem darbenden Dichter des ‚Pan', der ‚Mysterien' und des ‚Hungers' schuldeten.

Inmitten unsrer kleinen Gruppe, die in München an vielen Orten zu sehen war, fiel der Riese Hamsun auf. Aber die Leute, die uns sahen, hätten ihn auch als Mittelpunkt der Gruppe erkennen können, wenn er nicht körperlich aus unsrer Mitte emporgeragt wäre; die Ehrfurcht und Liebe, mit der wir jüngern Leute uns um ihn scharten, mußte wahrscheinlich auch äußerlich bemerkbar sein. Nur Wedekind verhielt sich in Distanz und in der Reserve. Ich weiß nicht, ob er Hamsun je gelesen hat. Das schwärmerische Leiden an der Frau, der schmerzliche Minnesang, den die Helden Hamsuns um die Geliebte anstimmen, mußte grade Wedekind im tiefsten Wesen antipathisch berühren. Hamsun und Wedekind hatten wenig, was sie einander näher bringen konnte, und Hamsun warnte mich einmal, als ich die unerhörte Kraft des ‚Erdgeistes' pries, vor Wedekind, als einem gefährlichen Verderber junger enthusiastischer Menschenseelen. Einige Tage zuvor hatte Wedekind in unserm Kreis, in dem er zu jener Zeit oft mit verblüffenden satanischen Reden zu blenden liebte, an meiner „gotischen" Hand, ihren schmalen, langgestreckten Fingern und dünnen Gelenken eine ganze Theorie der Dekadenz uns vordoziert. Er hatte neben meine Hand die seine gelegt, die breit und mit stumpfen Fingern, rötlich und ungeschlacht gebildet war, und deren er sich schämte, wie das aus seinen spätern Dramen ersichtlich ist, so sehr, daß er immer schwarze Handschuhe trug.

Eine junge Freundin aus Wien, aus der Familie meiner wiener Verwandten, studierte in jenem Sommer in München an der Malerakademie. Sie bat mich so inständig und so lange, mit Hamsun zu ihr zu kommen, daß ich Hamsun endlich zu dem Besuch bewog. Das junge Mädchen wohnte mit seiner Gesellschafterin in einer Pension; wir gingen aus der Kaulbach-Straße durch die halbe Stadt und stärkten uns unterwegs durch etliche Cognacs für dies Unternehmen. Als wir in der Pension ankamen, waren die Damen ausgeflogen, aber auf einem Zettel wurden wir nach dem Englischen Garten beschieden. Ich war entrüstet, daß ein junges Ding Hamsun und auch mich in solcher Weise zu behandeln wagte, und sagte Hamsun, wir sollten direkt in die Redaktion zurückgehen. Aber Hamsun wollte doch in den Englischen Garten, und wir trafen die Damen in der Allee, die zum Monopteros führt. Als ich sie von ferne sah, beschleunigten wir unsre Schritte, und ich war wütend über die Selbstsicherheit, mit der das junge Ding, meine Freundin, uns entgegenschritt, ohne das Tempo ihrer Schritte im geringsten zu ändern, ohne die geringste Befangenheit zu zeigen. Wir spazierten in einem mühsam geführten englischen Gespräch eine Viertelstunde lang auf und ab, dann mußten die Damen zum Tee heimkehren, und ich ging mit Hamsun auf die Redaktion zurück. Hamsun war wortkarg, und ich machte mir Vorwürfe darüber, daß ich wegen dieses jungen Springinsfelds die Freundlichkeit meines großen und so innig verehrten Freundes mißbraucht hatte.

Für den Besuch hatte er sich besonders suggestiv gekleidet, ein weiter, heller Radmantel flatterte um seine Schultern, ein grauer Zylinder saß auf seinem Kopfe, und wir waren infolge der genossenen Cognacs in erhöhter Stimmung. Ich entschuldigte mich mit verwirrten Worten bei Hamsun, daß ich diese peinliche Geschichte verschuldet hatte. Meine Freundin hatte mich so lange und so dringend gebeten! Hamsun aber, der erraten hatte, daß ich in das junge Mädchen einigermaßen verliebt war, betonte, daß ich unrecht getan hatte, dem Wunsch meiner Freundin zu willfahren, so etwas sei nicht ungefährlich. Ich erwiderte, grade weil ich sie sehr lieb hätte, glaubte ich ihrem Wunsche willfahren zu müssen, wir Beide begegneten uns ja in der Liebe zu seinem Werk, zu den herrlichen, schmerzlichen Leidenschaften Glahns zu Edvarda, Johann Nilsen Nagels zu Dagny. Hamsun hatte für all Dies nur ein Kopfschütteln.

In der Redaktion sah ich, wie er plötzlich, als schrecke er aus Gedanken empor, die ihn weitab geführt hatten, in die Brusttasche griff, eine lange Schere hervorholte und die Fransen unten um seine defekten Hosenschäfte abzuschneiden anfing . . .

Jahre später erzählte ich diese Einzelheit Peter Altenberg, der meine Liebe zu Knut Hamsun mit der vollen Hingabe seines edlen, liebenden Herzens, seiner so reinen, kindlich holden Seele teilte. Als ich geendet hatte, bemerkte ich, wie die hellen Tränen aus Peters Augen liefen.

Mitte Juni ging ich durch die Ludwig-Straße und sah vor der Königlichen Bibliothek einen umgestülpten Karren, vor dem ein paar Leute hockten und kicherten. Als ich näherkam, hörte ich, wie Einer sagte: „Weiße Liebe, ein Roman aus dem Quartier Latin von Arthur Holitscher." Da sah ich, daß hinter dem Karren ein Lehrling der Verlagsexpedition sich mühte, den Schaden zu beheben.

Dies war meine erste Begegnung mit meinem Werk. Die Spießer hockten da und lachten über die ekstatische Umschlagzeichnung Th. Th. Heines, die eine präraffaelitisch schlanke weiße Gestalt mit den Zügen Dagny Langens zeigte, wie sie einem im schwarzen Rock vor ihr knienden jungen Mann eine stilisierte Dornenkrone auf die Stirne drückte.

Oft habe ich in meinem Leben an dieses Symbol denken müssen: mein in glühender Arbeit und selbstvergessener Begeisterung geborenes Buch im Straßenkot vor den grinsenden Philistern. Die Gesichter der Philister wechselten, die Tat blieb.

Das Buch hatte sogleich Erfolg, obzwar es äußerst ungleich und ein typischer sentimentaler Erstlingsroman war. Bahr schrieb in der ‚Zeit' einen Aufsatz darüber, allerhand Blätter entrüsteten sich über das neue grelle Produkt des jungen Verlegers Langen, der die deutschen Dekadenten hätschelte. Die ‚Zeit' brachte auch meinen Aufsatz über „Reisen" heraus, ein paar Tage später stand in der Neuen Freien Presse mein Feuilleton über Hamsun.

Wir saßen, Hamsun, Langen und die ganze Clique, im Luitpold, als ein junger Maler mir die ‚Presse' herüberreichte. Ich zeigte das Feuilleton Hamsun, der Sven Lange bat, es ihm zu übersetzen. Während Sven Satz für Satz dänisch vorsprach, beobachtete ich Hamsun, der kopfschüttelnd vor sich hinblickte.

Als die Uebersetzung zu Ende war, sagte er mir auf Englisch: „Sie sind ein Dichter.“ (Das mit halb gerührtem, halb mitleidigem Ausdruck.) „Wie Vieles legen Sie in einen Menschen, in ein Buch, in einen Satz. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die sich vor einigen Jahren in Christiania ereignet hat. Ein junger Dichter liebte aus der Ferne ein junges Mädchen. Er liebte sie tief und schwärmerisch und behing sie mit allen Herrlichkeiten und Kleinodien seiner Seele wie ein Idol. Dann begegnete er ihr, bald darauf heirateten sie, und es verging nicht viel Zeit, da war der junge Dichter ernüchtert und aus allen Himmeln gefallen. Er ging von seiner jungen Frau fort, in die Einsamkeit und wurde Onanist. Er lebte in der Welt weiter, die er sich vor seiner Ehe geschaffen hatte, aus all seinen Herzensillusionen. Er ist dann bald untergegangen. So wird es Ihnen mit dem Leben ergehn.“

Er hatte, während er sprach, seine Hände gefaltet. Auf einem Finger der rechten Hand trug er einen kleinen eisernen Ring, Johann Nilsen Nagels Eisenring.

*

Mein Buch und Hermann Bahrs Besprechung hatte auf meine Eltern keinen besondern Eindruck gemacht. Erst als mein Feuilleton in der Neuen Freien Presse, in der Neuen Freien! erschienen war, kamen Telegramme von der Familie, die mich beglückwünschten und Immer weiter! zuriefen.

Nichtsdestoweniger wurde ich bereits im Juli wieder nach Ischl beschieden, gewissermaßen „ad audiendum verbum regium“, wo ich wieder in kategorischer Weise ein Ultimatum mit angedrohter Entziehung des Monatswechsels vernahm.

Mein Vater war krank; durch einen Sturz hatte er den Gebrauch des linken Beines eingebüßt, er ging mühsälig an Stöcken einher. Seine Vermögensverhältnisse waren sehr schlecht geworden, dies wurde mir bedeutet. Ich befand mich in einem trübsäligen Zustand der Zerrissenheit und Verzweiflung. Meine Arbeit an dem ‚Simplicissimus‘, der durch die Konfiskationen und die Unsicherheit, die daraus entstand, künstlerisch und politisch wie ein zu leicht beladenes Schiff ins Rollen und Schlingern geraten war, verursachte mir Pein, ich sah nur Ablenkung und heillose Zersplitterung meiner Kräfte in dieser Tätigkeit, die mir zudem ein absurdes Trinkgeld eintrug — denn Langen kannte ja meine Unabhängigkeit von Honoraren und Tantiemen und nützte dies aus. Langen meinte: ich müsse bald mit einem neuen Roman herauskommen. ‚Weiße Liebe‘ hatte einen unbestreitbaren Erfolg, und dieser mußte befestigt werden. Einige Entwürfe zu neuen Büchern hatte ich in den letzten Wochen vernichtet, wohl unter dem Druck der Redaktionspflichten, die eine Konzentration nicht aufkommen ließen. Kaum drei Monate waren vergangen, seit ich nach München gekommen war, und ich dachte schon wieder daran, nach Paris zurückzukehren und mich in Arbeit zu vergraben — vielleicht aber nicht so völlig und hingegeben wie das letzte Mal, ich dachte: diesmal würde ich Paris erleben, die berauschende Stadt, ich würde mich vom Strom mitreißen lassen, irgendwohin, dahintreiben. Den dezidierten Erklärungen meiner Eltern stand ich macht- und kraftlos gegenüber, ich hatte jetzt doch bewiesen, daß ich gearbeitet hatte, meine Arbeit war anerkannt worden, was

konnte ich denn noch tun, um mich zu rechtfertigen. Ein kleiner, hämischer Buckliger, Vetter meiner Tante Wilhelmine, sekundierte meinen Eltern, ohne daß ich den Mut gefunden hätte, den unberufenen Ankläger ob seiner Unverschämtheit mit ein paar Worten, die mir auf der Zunge schwebten, niederzuschlagen. So stark beherrschte mich jenes alte kindliche, kindische Bewußtsein der Schuld. Wieder saß ich, wie einst, schweigend und trotzig unglücklich am Tisch meiner Eltern, wo meine jüngern Geschwister in heiterer Sommerlust, fröhlich und guter Dinge plauderten.

Ich packte meine Reisetasche, küßte meinen kranken Vater auf die Stirn, tauschte einen langen, stummen Blick mit ihm und ging zur Bahn, den Tod im Herzen.

In dem Abteil, in dem ich Platz genommen hatte, saß ein junges Ehepaar. Eine Station nach Ischl stand die junge Frau auf und nahm aus ihrem Handkoffer ein Buch heraus, in dem sie bis München aufmerksam und vertieft las. Es war ‚Weiße Liebe'.

Alles war ja gut! Wie verlockend war das Leben. Draußen war Sommer, Spätsommer, der Herbst war die gute Jahreszeit, im Herbst arbeitete ich am besten, das Dasein lag vor mir, in einem Schimmer, Alles war so schön.

Abends traf ich im Café Luitpold die ganze Clique beisammen. Hamsun war abgereist. Dagny Langen war da, ein Sohn Björnsons war eingetroffen: Alle wunderten sich über meine frische Laune, meine frohe Stimmung, meinen Mut, meine Sicherheit. Als ich erklärte, ich wolle nun bald nach Paris zurück, bemerkte ich auf den Gesichtern Langens, Frau Dagnys und Eines und des Andern wirkliches Bedauern. Doch mein Entschluß stand fest. Und es meldeten sich auch neue Arbeitspläne.

Techow und Fechenbach von Arnold Freymuth

Am 24. Juni 1922 ist der Minister Rathenau ermordet worden, und zwar durch Schüsse, die von Fischer und Kern oder von Kern allein von einem Kraftwagen aus auf ihn abgefeuert wurden. Diesen Kraftwagen lenkte Ernst Werner Techow. Fischer und Kern sind bei ihrer spätern Verfolgung durch die Polizei umgekommen. Nach eingehenden Ermittelungen erhob der Oberreichsanwalt gegen Techow die Anklage, gemeinsam mit Fischer und Kern Rathenau ermordet zu haben (Mittäterschaft). Auf Mord steht die Todesstrafe (StGB § 211). Wie hat der Staatsgerichtshof in dem Urteil — das zur selben Zeit erging, als die Verhandlung im Fechenbach-Prozeß beendet, das Urteil aber noch nicht verkündet worden war, nämlich am 14. Oktober 1922 — gegen Techow erkannt? Er hat festgestellt, daß Techow nicht nur den Kraftwagen geführt, sondern auch spätestens am Abend vor dem Mordtage volle Kenntnis von dem Mordplan Kerns gehabt habe, daß er mit Kern und Fischer eingehend über den Mordplan beraten, daß er die Maschinenpistole in den Kraftwagen hineingebracht hat. Trotzdem hat der Staatsgerichtshof bei Techow nur Beihilfe zum Mord angenommen und daher nicht auf Todesstrafe, sondern auf 15 Jahre Zuchthaus erkannt. Dort Techow, hier Fechenbach: Techow lenkt den Wagen, von dem aus sein Gefährte Rathenau abredegemäß ermordet — er ist nur Gehilfe des Mörders. Fechenbach gibt an Payot Schriftstücke; dieser macht daraus ohne Zuziehung Fechenbachs eine Abhandlung und veröffentlicht diese etwa zehn Tage nach Empfang der Schriftstücke mit seiner alleinigen Namensunterschrift — Fechenbach ist Mittäter!!!

Gottfried Benn von Otto Flake

Im Jahr der letzten Phase, des vollzogenen Zusammenbruchs gibt ein Autor, der dieses Ende schon durchschaute, da es noch sozusagen als Primäraffekt auftrat, seine Gesammelten Schriften heraus. Konsequenter Zyniker, der er ist, erklärt Gottfried Benn, daß er sich damit nicht als literarische Persönlichkeit demonstrieren, sondern verabschieden will. Der Ekel machte ihn stumm.

Soll man es bedauern? Wenn man davon ausgeht, daß diese Schriften einen Könner verraten, ohne Zweifel. Aber man muß auch den Entschluß des Schriftstellers respektieren, man muß der Geste ihr Recht lassen, da sie jedenfalls subjektiv ehrlich ist.

Es gibt differenzierte Menschen, die in dem Augenblick, wo sie die Bilanz ihres Ekels ziehen, für die Tätigkeit, für den Ideenkreis, der ihnen zum Ekel geworden war, wieder frei werden. Wer Abstand genommen hat, kann wieder zurückschreiten. Ob Benn zu ihnen gehört, kann sich erst später zeigen. Ich bin geneigt, jenes Gesetz für einen allgemein giltigen seelischen Automatismus zu halten, vorausgesetzt natürlich, daß der produktive Trieb sich nicht tatsächlich erschöpft hat.

Die Ungewißheit darüber, ob der Quell versiegt hat, beeinflußt das Urteil über den Wert des Werkes von Benn. Denn der „Quell" ist kein mystisches Phaenomen, dem Der, der ihn in sich trägt, willenlos gegenübersteht. Was heißt denn: produktiv? Daß die Energie, sich mit dem Leben auseinanderzusetzen, stark, daß sie normal und gesund ist. Die Intensität des Ekels kann vernünftigerweise nur eine Form der Intensität des Lebensimpulses sein, stärkt also schließlich nur diesen.

Man kann auch so fragen: Wohin rettet sich Der, der seinen produktiven Trieb nicht mehr achtet? Was tut er fortan? Welches Weltbild genügt ihm? Es ist durchaus möglich, daß man nicht mehr ausspricht; aber daß man nicht mehr denkt, nicht mehr intensiv ist, das würde bedeuten, daß man schlaff wurde. Für eine vitale Natur kann der Ekel nur Durchgangsstation sein, nur prismatischer Punkt, der die Energie neu sammelt und neu ausstrahlt — sie steht unmittelbar vor dem zweiten Elan, wenn sie den ersten verloren zu haben scheint.

Es fällt mir nicht ein, Benn zu belehren, dazu schätze ich ihn zu sehr. Ich suche nur angesichts der schwierigen Lage, in die den Beobachter ein Verzicht bringt, der doch nicht so weit geht, daß der Autor sein Werk ungesammelt läßt — ich suche nur nach einer Norm der Beurteilung. Von ihr aus gesehen nun stellt sich Benns bisherige Produktion als der Totentanz der Zeit dar, die in den Krieg taumelte und aus ihm nicht mehr herausfand.

Jeder Ekel, jeder Zynismus ist im Grunde nichts als Symptom für Idealität, für positive Forderungen, für Reinheit des Gefühls; das Schnoddrige, das nur Witzige kommt ja hier nicht in Betracht. Der Haß gegen den Optimismus, gegen das schleimende Wort, gegen die Selbstbefriedigung durch Erregung ist eine tiefe Sache, wenn er sich von der Welt, wie sie angetroffen wird, nicht zertreten läßt, wenn er also den Anspruch erhebt, da Weltbild des Massenmenschen zu berichtigen, die Dinge so z rechtzurücken, daß sie Ferne und Sinn erlangen.

Ein schwer zu fassendes Gesetz regelt die Beziehung des widerstandleistenden Künstlerindividualismus zur Zeit. Zunächst ist der geistige Mensch nur Tropfen im Fluß der Dinge, er wünscht mit seiner Zeit, mit seiner Gesellschaft, mit seiner Nation in gleicher Richtung zu strömen, sie sind ja die richtunggebenden Kräfte. Erkennt er, daß sie korrupt sind, so ist es natürlich, daß er hassend und apathisch die Ruder einzieht. Aber ich glaube, daß in dieser Situation noch Jeder gefunden hat, was tröstlicher ist: wer nicht mit seiner Zeit leben kann, kann gegen sie leben.

Ob eine Epoche uns nach ihrem Bild formt oder uns so aufpeitscht, daß wir uns anschicken, sie nach unserm Bild formen zu wollen, das läuft auf das Selbe hinaus — wir sind weiches Material, das sich erhärtet.

In glücklichern Zivilisationen gehen wir in die Gemeinsamkeit ein, in problematischen wie der deutschen messen wir Das, was ist, an der Idee. Das dürfte sozusagen die Formel für die deutsche Intelligenz sein, die den moralischen Bankrott ihres Landes erkennt.

Nichts in Benn scheint mir zu verhindern, daß er seine Opposition bis zu dem Grade vortreibt, wo die Negierung der Zeit zur Proklamation der Zukunft wird. Kaum einer unsrer Dichter, wahrscheinlich keiner hat die Schule des Geistes von gestern so gründlich absolviert wie er. Der Pfarrersohn wurde Mediziner, nachdem er auch zuerst Theologie studiert hatte.

Ich nehme nicht ohne Grund an, daß er sich damals das Rüstzeug allgemein-philosophischer Interessen nicht aneignete. Nur so ist zu erklären, daß er bei zunehmender Kritik an der Fähigkeit der Naturwissenschaft, wirkliche Erkenntnis zu liefern, ohne Hilfsmittel dastand, daß er nur instinktiv opponierte und nicht ahnte, wie allgemein und wie breit diese Front gegen ein sterbendes Weltbild bereits war.

Vermutlich hält er nichts vom Philosophieren und ist doch ganz das, was man eine metaphysische Natur nennt. Es kommt vor, daß Einer seine eigenste moralische Kraft mißachtet. In Benns Reflexionen kehrt ein Hinweis immer wieder: daß ein danziger Arzt, Semi Meier, die Achillesferse des Darwinismus entdeckt habe. Das Staunen, die Erregung Benns über diesen Umstand sind, er verzeihe meine Behauptung, insofern dilettantisch, als er zu wenig von den Weggenossen weiß, die das längst getan haben, was er, Benn, unterließ: entschlossen aus dem Kreis der naturwissenschaftlichen Psychologie zu treten.

Ich stamme aus dem naturwissenschaftlichen Jahrhundert, sagt er an einer Stelle, ich kenne meinen Zustand genau genug. Ja. Aber dieser Zustand ist nicht, wie er zu glauben scheint, sein Einzelfall. Er hält sich für einsam, ist es aber nicht. Weit eher darf man vermuten, daß in diesem Verwundeten eine ungemein sensitive, eine sehr weiche Natur steckt. Am Ende hat sie eine Neigung zur Weichlichkeit?

Es fehlt hier Benn etwas: die Entschlossenheit, nicht mehr von jenem Jahrhundert zu sein. Wobei ich genau weiß, daß die Naivität seiner Opposition, das Gefühl, sich allein gegen die Wissenschaft zu stemmen, die Vorbedingung dafür war, daß er die Groteske des Totentanzes dichten konnte.

Zuviel Wissen tötet die Naivität, bis ein Augenblick kommt, wo das Wissen Durchgang zu einer neuen Naivität wird: der Naivität des Glaubens an die höhern Ideen. Und so scheint mir in der Tat der Zynismus des Geschlechtsarztes Gottfried Benn nur eine Form der Naivität des produktiven Menschen zu sein. Unser Aller Problem, das moderne Problem an sich, ist: durch Bewußtsein naiv zu werden.

Die Gesammelten Schriften erschienen bei Erich Reiss.

Ich liebe Dich von Alfred Polgar

So ist die Liebe. Ein Idyll. Ein Lied auf der Schalmei. Ein Huschi-Huschi-Spiel unter gemeinsamer Decke aus fliederfarbener Seide. Wo ist die Welt? Bei Neidhöhl liegt sie ganz nah. Lassen wir sie liegen. Was kümmert sie Zwei, die einander die Welt sind? Die Menschen sind boshaft, das Glück der Liebenden sticht ihnen ins Auge und ins Herz. Sie vertragen nicht, daß Mann und Frau sich vertragen. Also meiden wir sie, streichen wir die Lästernden und Lästigen, die Falschen und Gleichgültigen aus dem Buch unsrer Beziehungen. Misten wir die Bekanntschaften aus, wie man Schubladen ausmistet. Liebende brauchen nur sich selbst, eine schöne Stadtwohnung, ein Auto, ein Häuschen am Meer zwischen Grün versteckt. Raum ist in der kleinsten Hütte, wenn sie nur mit dem nötigen Comfort eingerichtet ist.

Sascha Guitry schrieb hier ein Stück zum Lob der wahrhaftigen, guten Liebe, wie sie zwei wahrhaftige, gute Menschen an einander bindet. Es gibt in solcher Liebe, wie er sie preist, keine Abgründe und keine Komplikationen, keine Langeweile (zumindest für die Liebenden), keine Käfig-Schwermut und keine Lockungen der Freiheit, Wunsch und Befriedigung gehen restlos auf, alle erotischen Probleme scheinen für die Zweigeeinten gelöst, und die Ehe ist eine arkadische Landschaft, traulich-beschaulichen Frieden atmend. Er und sie, wie Guitry sie paart, stellen wohl einen ganz seltenen Fall glücklichster Komplement-Findung dar. Man kann wirklich nur gratulieren.

Die Idee des Lustspiels ist ja recht liebenswürdig: einfach zwei Menschen zu zeigen, die einander gerne haben, daran und darin ihr Genüge finden, durch ihr Lämmer-Glück die Wölfe ringsum aus der Contenance bringen, aber, mit Amor als Hirten, der Zähnefletschenden spotten dürfen. In der Schlichtheit des Einfalls liegt seine Originalität, in der Bescheidenheit des Vorwurfs seine Kühnheit. Der Dialog steckt voll hübscher Unpointen, und die witzigsten Stellen des Spieles sind dort, wo die Witzigkeit vermieden, mit einer graziösen Wendung umfahren wird. Aber das Ganze ist leider um ein paar entscheidende Grade zu neckisch und niedlich. Die Komödie besteht gewissermaßen nur aus einem Stück rosaroter Haut. Blut und Nerven hinter dieser sind nicht zu merken, ganz zu schweigen von tiefer gelegenen Organen.

Im Raimund-Theater wird ‚Je t'aime' nicht grade französisch leicht und lustig gespielt. So gewichtige Darstellung macht den eigentlichsten Reiz der Komödie: kein Gewicht zu haben als Man-

gel fühlbar. Die Pariser Gesellschaftsszene, zweiter Akt, war Ungarn, wo es schon Rumänien ist. Herr Edthofer spielt in seiner gewinnenden, absichtslos schmeichlerischen Art den Liebenden. Der Leim, auf den man ihm gerne geht, ist ein durchaus natürliches Produkt seines Wesens. Großem Gefühl bietet Herrn Edthofers Innerlichkeit nicht ausreichende Unterkunft: ein Stück zumindest bleibt als leerer Klang draußen. Fräulein Elisabeth Bergner ist „sie". Sehr reizend, wie sie durch eine Vielfalt gesprochener oder geschwiegener Ober- und Zwischentöne ihren Text belebt. Die Techniken des Mädi-tums, das Herzig-sein und Minaudieren und à la Vögelchen Flattern und plötzlich aus großen Augen ins Schicksalstiefe und -ferne starren (wie von Urmütter Weisheit kühl angeweht), die Klangmischungen aus Verlegenheit und Ueberlegenheit, aus klug, altklug und süß-dumm: das Alles schüttet Fräulein Bergner mühelos aus der Intelligenz. Ihrer Klugheit fällt das süße Geplapper nicht schwer, wohl aber diesem jene. Ihr Spiel gäbe den Eindruck vollkommener Natürlichkeit, wenn nicht hinter ihm, wie im Transparent, die Persönlichkeit der Spielerin erschiene und jene Natur als vollkommen widernatürlich denunzierte. In Sachen der Herzlichkeit — und um die handelts sich ja hier — ist die geringste Echtheit dem allerfeinsten Surrogat vorzuziehen. Ein „Ich liebe Dich", das empfunden wäre, und das der Zuhörer glauben dürfte, leistete der sentimentalen Komödie bessere Dienste als zehn „Ich liebe Dich", deren artifizielle Innigkeit dem Zuhörer Bewunderung abnötigt.

Sonnabend Abend von Theobald Tiger

Könntest du, Geliebte, mit mir gehn,
einen kleinen Kuller-Pfirsich trinken?
An der Ecke, wo die Autos stehn,
wolln wir wie die Grafens winken.

Obenrum bist du heut mächtig fein,
unten fällt an deinem Strumpf die Masche.
Sieh, ich klemme mein Monokel ein —
im Bureau ruhts in der Westentasche.

„Halten Sie —!" Was sagst du zu dem Ton?
Laß mich vornehm langsam dich geleiten.
Rennbahnrestaurant. Nun komm doch schon!
Denn wir wollen durch die Tische schreiten.

Nimmst du Butter? Ober, hopp, hopp, hopp!
Sieh doch, Levychen mit seiner Ziege!
Frau in Garmisch. So ein fauler Kopp.
Guck nicht hin, weil ich die Platze kriege!

Da — die Börse tanzt. Es wiegen sich
die Popos zum Klang der Niggerlieder.
Rechnung! Wohin willst du eigentlich?
Hast du kleines Geld? Und komm bald wieder!

Aufbruch. Tischerücken. Bleib nicht stehn,
daß ich leise weinend hier verdufte.
Aller Augen auf uns Beide sehn.
Mit Besitzermiene laß mich gehn,
denn nun weiß ich doch, wofür ich schufte!

Grundbesitz von Morus

Die Schuld am Kriege

Im Vertrag von Versailles steht kein Wort von Deutschlands Alleinschuld am Kriege. Aber im Vertrag von Versailles steht, in wenig freundlichem Ton, daß Deutschland angefangen hat. Gegen diesen Satz gibt es seit einiger Zeit, von Freiherrn von Lersner inauguriert, in Deutschland eine Unschuldspropaganda: eine schwarzweißrote Propaganda mit einer schwarzrotgoldnen Gösch. Und da wir zur Zeit eine schwarzweißrote Regierung (Stresemann-Kanitz-Luther-Geßler) mit einer schwarzrotgoldnen Gösch (Marx-Oeser-Hoefle) haben, so hat die Regierung diese Propaganda aufgenommen und kämpft, wie man so sagt, gegen die Kriegsschuldlüge. Eigentlich ist es nicht ganz logisch, daß die Leute, die früher die Stahlbadpropaganda betrieben und die heilsame Wirkung des Krieges priesen, jetzt die „Schuld am Kriege" als etwas Verabscheuungswürdiges von sich abwälzen wollen. Sind es etwa auch versteckte Pazifisten?

Gleichviel: sie tuns. Stresemann entwirft also, mit Marxens Genehmigung, eine Note, daß Deutschland den Kriegsschuldartikel des Versailler Vertrages nicht anerkennt. In Genf ist man eben dabei, gegen künftige Kriege zu kämpfen. Deutschland schließt sich, obschon aufgefordert, von diesem Kampf gegen den Krieg aus. Es kämpft gegen die Kriegsschuldlüge.

Die notleidenden Hausbesitzer

Gewisse Phrasen haben sich aus der Inflationszeit in die stabile Währung herübergerettet, ohne daß es weiter auffällt. Es gibt manche Gewerbe, denen es früher schlecht ging, und die sich deshalb heute noch allgemeinen Mitleids erfreuen, und andre, die heute nicht zum Leben haben, von denen es aber noch immer heißt: „Ach der? Der hat ja schon im Jahre 1920 . . ."

Zur ersten Gattung, zu den Leuten, die man obligat bemitleiden muß, gehören die Hausbesitzer. Die Hausbesitzer haben vier magre und vier jämmerliche Jahre durchmachen müssen. Erst wurden ihnen, zu Kriegsbeginn, die Häuser leer, dann kürzte man ihnen die Mieten, setzte Höchstpreise fest, für die kein Schleichhandelspreis ein Aequivalent bot, schließlich enteignete das Reichsmietengesetz sie faktisch zugunsten der Hausbewohner, und der Mietzins wurde auf dem dreißigsten, vierzigsten Teil der Vorkriegsmiete gehalten. Freilich hatten auch schon damals die Hausbesitzer mancherlei Vorteile: sie waren nicht nur ihre Einkünfte, sondern auch ihre Sorgen los; proportional mit den Mieten sanken die Hypothekenzinsen: es gab keine Zwangsversteigerungen mehr. War man einmal Hausbesitzer — und das zu werden, war früher nicht schwer — dann blieb man es. Indes, das Heiligste der Güter, die Grundrente, war verschwunden.

Aber schon kurz vor der Stabilisierung trat eine Wendung ein: die Zinslasten schrumpften auf Null zusammen, die Mieten dagegen wurden auf Indexbasis umgestellt; auf eine etwas merkwürdige und unsichere: in Berlin wurden die Maurerlöhne das Maß aller Mieten. Aber es war doch eine Grundlage, die nicht allzuweit hinter dem Binnenwert der Mark zurückblieb. So konnten schon damals manche Hausbesitzer, auch wenn es nicht zugegeben wurde, etwas erübrigen. Dann kam die Stabilisierung und die Notwendigkeit, das Etatgleichgewicht zu sichern. Daß man dazu auf die Besteuerung der Mieten zurück-

g ɜifen würde, erschien selbstverständlich. Denn hier hatte man eine ergiebige, sehr leicht erfaßbare und gerechte Steuerquelle. Die Vorkriegsmieten erbrachten in Deutschland über 5 Milliarden Mark jährlich. Steuerte man die Hälfte — so war es anfangs geplant — als Inflationsgewinn, der durch die Entwertung der Hypotheken entstanden war, fort, so blieben dem Staat 2½ Milliarden Mark, also die Hälfte oder zwei Drittel des Reichsbudgets. Aus diesen Erwägungen stemmte sich Luther gegen die Aufwertung der Hypotheken. Bis die süddeutschen Länder protestierten und die Mietsteuer für sich reklamierten. Da fiel das Reichsministerium um. Emminger, der die bayrischen „Belange" vertrat, setzte eine zehnprozentige Hypothekenaufwertung durch, der Fünfzehnerausschuß des Reichstags, der unter der Diktaturperiode des Ermächtigungsgesetzes das Parlament mimte, setzte weitre fünf Prozent durch, aber die Mietzinssteuer wurde den Ländern zugesprochen. Bayern und Württemberg hatten gesiegt. Das war das Ergebnis der dritten Steuernotverordnung. Den Ländern war fast unumschränkte Steuervollmacht gegeben: nur dreißig Prozent der Vorkriegsmiete sollten auf alle Fälle den Hausbesitzern reserviert bleiben.

Als diese Regelung bekannt wurde, erhob sich nicht nur unter den Hypothekengläubigern, sondern auch unter den Hausbesitzern ein großes Jammergeschrei. Tatsächlich sind sie dabei so gut gefahren wie keine andre Kapitalgruppe seit der Stabilisierung Beweis? In Berlin werden gegenwärtig 58 Prozent der Grundmiete von 1914 als Mietzins erhoben. An Mietzinssteuer sind davon zu entrichten 20 Prozent der Grundmiete. Mögen noch für Grundsteuern, Reparaturen und andre Ausgaben 15 Prozent gerechnet werden, was erheblich mehr ist, als vor dem Kriege üblich war, so bleibt dem Hausbesitzer annähernd der vierte Teil der Vorkriegsmiete als reiner Ueberschuß. Denn die alten Hypotheken sind in der Mehrzahl aller Fälle mit entwertetem Gelde zurückgezahlt worden, und selbst, wo das nicht geschehen ist, besteht zurzeit keine Verzinsungspflicht und vom nächsten Jahr an erst eine ganz minimale. Die Zahl der Hausbesitzer aber, die vor dem Kriege eine pompöse Mietskaserne mit ein paar tausend Mark Anzahlung — häufig auch noch geliehenen — erworben haben, denen also von „ihrem" Hause noch nicht der Schornstein gehörte, ist nicht gering. Alle diese Damen und Herren können heute zur Belohnung dafür, daß sie „durchgehalten" haben, den fünften Teil der Vorkriegsmieten einsacken, also ein Vielfaches dessen, was ihnen vor dem Kriege übrig blieb. Ebensogut sind die daran —, und das sind in Berlin etwa ein Viertel aller Hausbesitzer — die ihre Häuser erst während der Inflation für eine minimale Goldmarksumme, oft für ein paar hundert Dollar — erworben haben. Aber selbst Diejenigen, denen vor dem Kriege der fünfte Teil des Grundstücks wirklich gehörte (was viel war), beziehen jetzt eine zwölfprozentige Verzinsung ihres alten Kapitals, denn höchstens berechnete man für die Mieten den achten Teil des Grundstückspreises; wobei außer Acht gelassen ist, daß früher in jedem großen Hause eine bis zwei Wohnungen leerzustehen pflegten, während heute sämtliche Häuser gefüllt sind.

Die Hausbesitzer gehören trotz der Mietzinssteuer zu den ausgesprochenen Inflationsgewinnlern. Die heutigen niedrigen Häuserpreise liefern keinen Maßstab. Denn sie erklären sich daraus, daß Inländer ihre Häuser nicht abgeben, die Ausländer aber, die in der Inflationszeit städtische Grundstücke aufgekauft haben, ihren Gewinn auf einmal abheben wollen und deshalb meistens volle Auszahlung des

Kaufpreises verlangen, während früher in den Großstädten noch nicht der zwanzigste Teil des Kaufpreises angezahlt wurde. Ginge man von diesen irregulären, primitiven Methoden der vollen Bezahlung ab, so würden die Häuserpreise jetzt schon in die Höhe schnellen. Auch das ist also kein Grund, die Hausbesitzer zu bedauern. Die 15prozentige Aufwertungspflicht im Jahre 1932, die in Wirklichkeit nur eine 8 prozentige ist, war eine falsche Rechnung. Sie muß korrigiert werden. Die 10prozentige Sonderaufwertung, die jetzt die Sozialdemokraten zur Errichtung eines sozialen Aufwertungsfonds fordern, ist recht bescheiden. 25, auch 30 Prozent der alten Vorkriegsschulden kann der Hausbesitz mühelos aufwerten — wobei die Aufwertung nicht ausschließlich den alten Gläubigern zugute zu kommen braucht. Die Neuregelung aber muß vom Reiche ausgehen. Regionale Inflationsgewinnsteuern, wie die berliner Wertzuwachssteuer, sind ein Unfug, der die Dinge auf den Immobilienmarkt nur noch mehr verwirrt. Die Belastung des städtischen Hausbesitzes muß organisch in eine allgemeine, vom Reich festzusetzende, Inflationsgewinnsteuer eingegliedert werden.

Sozialrevolutionäre in Potsdam

Als erstes Staatsoberhaupt, das sich seit den Jahren der Fürstenbesuche, des Jubeljahres 1913, nach Deutschland gewagt hat, ist kürzlich der Präsident von Mexiko, Calles, nach Berlin gekommen. Ebert hat ihn am Lehrter Bahnhof empfangen, und eine Reichswehrkompagnie hat Spalier gebildet. Schön und gut. Möglich, daß die „Ehrenfront" dem General Calles sogar Vergnügen gemacht hat. Aber Herr Calles ist nicht nur General a. D., sondern ein sehr aktiver Sozialist. Ein Menschewik etwa oder ein Sozialrevolutionär, ein Mann, der, wie sein Vorgänger Obregon, in Mexiko für die Beseitigung des feudalen Großgrundbesitzes und für die Ansiedlung eines freien Bauernstandes kämpft; also das Selbe erreichen will, was man — wovon in Deutschland kein Sterbenswörtchen verlautet — seit dem Kriege, außer in Rußland, in Lettland, in Estland, in Litauen, in Polen, in der Tschechoslowakei, in Jugoslawien und sogar in Rumänien durch sehr rigorose Enteignungsgesetze angebahnt und zum Teil schon durchgeführt hat. Der Europareisende Calles macht aus seiner Gesinnung keinen Hehl. Sein erster Gruß auf deutschem Boden galt nicht dem offiziellen Deutschland, sondern den freien Gewerkschaften.

Und wie nimmt man diesen mexikanischen Sozialisten in Deutschland auf? Herr Calles möchte sich Potsdam ansehen. Herren vom Auswärtigen Amt zeigen ihm die Sehenswürdigkeiten, als da sind: das Grab Friedrichs des Großen. „Da müssen Euer Exzellenz einen Kranz niederlegen." Calles tuts, wie man in allen Zeitungen lesen kann. So wird offiziell der Fridericus-Rummel geschürt. Aber mehr noch: man zeigt ihm, als Hauptsehenswürdigkeit von Potsdam, das neue Kriegerdenkmal des Ersten Garderegiments zu Fuß. „Wollen Euer Exzellenz nicht an diesem denkwürdigen Ort die Aufnahme eines Lichtbildes genehmigen?" Calles genehmigt, und tags drauf schon findet man es im Acht-Uhr-Abendblatt: „Präsident Calles besichtigt das neue Kriegerdenkmal." Zum Fridericus-Rummel ein bißchen Kriegervereinsrummel. Kleine Nachfeier zum dritten August. Dazu ist Calles gewiß nach Deutschland gekommen.

In der Tat: dazu ist er nach Deutschland gekommen. Denn er wollte doch gewiß vor allem sich davon überzeugen, wie dieses Land regiert wird.

Aphorismen von Franz Kafka

Aus dem Nachlaß

Früher begriff ich nicht, warum ich auf meine Frage keine Antwort bekam, heute begreife ich nicht, wie ich glauben konnte, fragen zu können. Aber ich glaubte ja gar nicht, ich fragte nur.

*

Es wurde ihnen die Wahl gestellt, Könige oder der Könige Kuriere zu werden. Nach Art der Kinder wollten Alle Kuriere sein. Deshalb gibt es lauter Kuriere, sie jagen durch die Welt und rufen, da es keine Könige gibt, einander selbst die sinnlos gewordenen Meldungen zu. Gerne würden sie ihrem elenden Leben ein Ende machen, aber sie wagen es nicht wegen des Diensteides.

*

Zur Vermeidung eines Wort-Irrtums: Was tätig zerstört werden soll, muß vorher ganz fest gehalten worden sein — was zerbröckelt, zerbröckelt, kann aber nicht zerstört werden.

*

Das Mißverhältnis der Welt scheint tröstlicherweise nur ein zahlenmäßiges zu sein.

*

Das Negative zu tun ist uns noch auferlegt. Das Positive ist uns schon gegeben.

*

Wie kann man sich über die Welt freuen, außer wenn man zu ihr flüchtet?

*

Von einem gewissen Punkt an gibt es keine Rückkehr mehr. Dieser Punkt ist zu erreichen.

*

Eines der wirksamsten Verführungsmittel des Bösen ist die Aufforderung zum Kampf. Er ist wie der Kampf mit Frauen, der im Bett endet.

*

Ein Käfig ging einen Vogel suchen.

*

Es gibt zwei menschliche Hauptsünden, aus welchen sich alle andern ableiten: Ungeduld und Lässigkeit. Wegen der Ungeduld sind sie aus dem Paradiese vertrieben worden, wegen der Lässigkeit kehren sie nicht zurück. Vielleicht aber gibt es nur eine Hauptsünde: die Ungeduld. Wegen der Ungeduld sind sie vertrieben worden, wegen der Ungeduld kehren sie nicht zurück.

*

Der entscheidende Augenblick der menschlichen Entwicklung ist immerwährend. Darum sind die revolutionären geistigen Bewegungen, welche alles Frühere für nichtig erklären, im Recht, denn es ist noch nichts geschehen.

Bemerkungen

Geschlechtliches

In der Tschechoslowakei wurde durch Gesetz die Prostitution abgeschafft. Die Freudenhäuser — der Ruhm Prags neben dem Hradschin und Max Brod — sind aufgehoben. Ein Mädchen, das auf der Straße bei einem Polizisten den Anschein erweckt, als lüde sie, o Gott, zu außerehelichen Freuden ein, wird arretiert, häuslicher Zucht oder der Korrektionsanstalt überwiesen. Der Polizei wird befohlen, ein scharfes Auge auf die jungen Männer zu haben, welche zwecklos und daher nur zu deutlich zu geschlechtlichen Zwekken in den Straßen flanieren. Die Polizisten haben vor einer Kommission eine scharfe Augenprobe zu bestehen. Besonders begabte Polizisten werden kastriert, um keinerlei Sympathiegefühlen mit Jenen zu erliegen, welche so um nichts zu suchen aber doch zu finden durch die Gassen weiden, seis Knabe oder Mädchen. Die scharfe Luft in Prag duldet hinfür keinen odor di femina. Damit hängt auch die Gründung eines tschechischen Männerbundes zusammen, dessen Statut bestimmt, sich mächtige Bärte wachsen zu lassen als die tschechoslowakische Nationalbarttracht, deutlich erkennbar in diesem effeminierten Europa, wo sich die Männer rasieren, um wie Frauenzimmer, die Weiber die Haare kurz schneiden, um wie Mannsbilder auszusehen. Die geschlechtsreife Bevölkerung der Republik ist nun vor das Entweder-Oder gestellt: Heiraten oder masturbieren. Als Drittes wird nur die eine Möglichkeit offen gelassen: Beides. Bloß so lieben, Freuden genießen, seis für Geld, seis gratis, wird bestraft.

*

Ein Antrag beschäftigte die sächsische Regierung: Verbrecher, Alkoholiker, Zuchthäusler, egal unehelich Gebärende, egal außerehelich geschlechtlich sich Betätigende werden gesteinacht. Das heißt: es wird ihnen teilweise, und wenn sie nicht ganz verkommen sind, die Potenz genommen zur innern Auffrischung. Ganz Verkommene werden kastriert. Wie die allzuläufigen Kater. Wird der Antrag Gesetz, stehen wir einem ungeheuern Aufschwung der Sachsen gegenüber. Am sächsischen Wesen wird sicherlich die Welt genesen.

*

Einem ungarischen Arzt soll es gelungen sein, durch Suggestion während des Geschlechtsaktes total Verkrachtes wieder leistungsfähig zu machen. Er zählt großartige Kuren auf. Ein total ramponierter oesterreichischer Graf zeugte mit Siebzig einen Sohn (der in Sachsen gewiß kastriert würde). Ein achtzigjähriger Förster zeugte mit seiner halb so alten Gattin Vierlinge auf einen Sitz. Das ist eine Entdeckung für Deutschland, wo man immer viel

für viel Soldaten und viel Kinder übrig hatte.

*

Hingegen kommt aus England die Kunde, daß es nun gelungen ist, die Frau gegen Schwängerung und ohne Schädigung dadurch zu schützen, daß man ihr subkutan Sperma injiziert. Die Erfolge sollen fabelhaft sein, aber keine Fabeln. Die kleinste Engländerin geht mit der Spritze aus.

*

Preisfrage: Wer wird in diesem europäischen Wettrennen gewinnen? Die sittlichen Tschechoslowaken mit Onan, die Sachsen mit der Kastration, die Ungarn mit der Perpetuierung der Zeugungskraft bis in den Methusalem oder die Engländer, welche das Sperma mit negativem Effekt dorthin kommen lassen, wo es kein Kind gibt, statt dorthin, wo es mit positivem Effekt zur Befruchtung führt? Ich schlage einen geschlechtlichen Weltkongreß dieser Bestrebungen und Erfindungen vor, damit man sich auf einen Standpunkt einigt. Denn schließlich muß man in demokratischen Zeiten doch wissen, was man tun soll: aussterben oder weiterwursteln.

Leopold v. Bismarck

Die alten Zeitschriften

Man sollte sie immer wieder durchblättern. Schon wegen der Modebilder. Es gibt keinen noch so wütenden Modegegner, der nicht angesichts der weiblichen Kleidung von vor zwanzig Jahren die heutige begeistert gutheißen würde.

Aber man muß schon das Glück haben, eine Leipziger Illustrierte des Jahres 1900 zu erwischen, um zu erfahren, daß es auch damals nicht so sehr schön war auf der Erde. Zum Beispiel die Pariser Weltausstellung auf der einen Seite und auf der andern die Massenverbrennung von indischen Hungersnotopfern — ein Bild, mit dessen Grausigkeit keins aus dem Krieg konkurrieren kann, denn da durfte ja nichts Stimmungs- oder sonst was Mordendes photographiert werden — also das ist für eine Zeit blockadelosen Friedens und ungestörter englischer Verwaltungstätigkeit nicht sehr erhebend. Daneben die noch lebenden Skelette aus dem Bombayer Armenhaus; besten Dank.

Aber viel erstaunlicher und niederschmetternder wirkt doch dies: In einer einzigen Nummer sieht man auf der ersten Seite die Ermordung König Humberts von Italien, nach dem Bericht eines Augenzeugen gezeichnet von Herrn X; auf der zweiten König Viktor Emanuel II. an der Leiche seines Vaters; auf der dritten das Attentat auf den Schah von Persien in Paris; auf der vierten den jungen Herzog von Koburg mit seinem Onkel und Regenten, und daneben steht eine lange unangenehme Geschichte über den Ausschluß der Connaughts von der koburgischen Erbfolge; auf der fünften das frisch vermählte Paar Alexander und Draga von Serbien — man weiß zur Genüge, wie es mit diesen beiden Herrschaften geendigt hat.

Es scheint eben doch, daß die Völker der Erde schon vor 1918 hier und da nicht allzu glücklich und zufrieden waren mit ihren gottgegebenen Monarchen. Und die alte ehrliche Zeitschrift erinnert mitten zwischen ihren einheimischen Hofnachrichten ganz bieder an die Methoden, mit denen man sich die unbequemen Gesalbten vom Halse schaffte.

Aber das ist ja auch freilich Alles ohne Revolution vor sich gegangen.

Hans Glenk

Der General im Salon

Der alte Herr da im Bratenrock, das ist der berühmte General von Soundso. Er steht am Kamin, direkt vor dem Spiegel, nein, der nicht, der neben ihm — ja. Er rührt mit einem kleinen Löffelchen in der Mokkatasse und unterhält sich angeregt mit den Gästen des Hauses. Es ist ein sehr feines Haus, man hat lauter gute Namen eingeladen. Die Menschen sind in der Garderobe abzugeben. Die Namen haben diniert, jetzt

nehmen sie den Kaffee, auch der General.

Es ist derselbe, der damals die große Offensive bei V. eingeleitet hat. „Die Truppen des Generals“, stand damals im Heeresbericht, „wurden in der Nacht von gestern auf heute zum Sturm auf die Höhen des Dorfes angesetzt.“ Er ist es, der sie angesetzt hat. Seine hellblauen, etwas wässerigen Augen, die ich da sehe, lassen nichts mehr davon ahnen, daß dieser Mann einmal am Telephon gestanden, vor ihm die Karten, die Croquis, die Bleistifte, die Adjutanten, und mit erregter Stimme einen Befehl in die Muschel gebrüllt hat. „Wollen Sie dafür sorgen . . .!“ sagte die Stimme. Dann hängte er den Hörer ab. Am darauffolgenden Morgen fielen auf unsrer Seite 8472 Mann. Sie bekamen ihr Massengrab. Der General einen Orden.

Einmal stand ich auf dem berliner Börsenstand neben einem großen Bankier, der leitete die Operationen seiner Angestellten, die hilfeflehend zu ihm kamen, wenn sie nicht weiter wußten. Er sagte ihnen rasch etwas, fast ohne nachzudenken; eilfertig liefen sie mit ihrem kleinen Zettelchen wieder davon. Siegreich stand er da, ganz ruhig, durch seinen Kopf rannen die Zahlen. Einen Fuß auf die kleine Empore gestützt, wartete er wachsam ab, was die nächste Minute bringen würde. „Huuuuu—!“ brüllte eine Gruppe. Der Saal begann zu brodeln, ein unermeßlicher Schrei stieg zu den ewigen Sternen. Der Bankier lächelte unmerklich. Er war es, der dieses „Hu“ entfesselt hatte.

So ungefähr denke ich mir im Kriege die Tätigkeit eines Generals, dieses Kommerzienrats der Schlachten. Gespannt am Telephon lauschend, über die Karten gebückt, zur Seite den wärmenden Adjutanten, so wartet er, was sich da vorn begeben wird. Nur die Heeresberichte sind falsch formuliert. Sie tragen der seit Ajaxens Zeiten etwas veränderten Situation keine Rechnung. Sie müßten anders lauten; etwa so:

„An der Spitze seines Generals stürzte sich das heldenmütige Corps in die brausende Schlacht. Mit geschwungenem Telephonhörer setzte der unerschrockene Führer seinen Truppen nach, die er zu Paaren vor sich her trieb. Als im Stabsgebäude das Essen serviert wurde, rief er: ‚Mir nach!‘ und Alles folgte seinem heldenmütigen Beispiel. Während der Kampf tobte, wankte und wich er nicht aus seinem Telephonunterstand, und erst, als der Rückzug einsetzte, war er in seinem Automobil wieder auf dem Laufenden. Er war sehr beliebt — jeder Mann der Truppe kannte ihn flüchtig. Immer neue und neue Bataillone warf der Tapfere in die ‚Einbruchsstelle, sich selber vergaß er leider mit hineinzuwerfen. Und wenn er sich nicht den Magen an heißem Kaffee verdorben hat, dann lebt er heute noch.“

Que voulez-vous? Ce sont les risques du métier.

Ignaz Wrobel

Antworten

Materiallieferant. Fast jeden zweiten Tag kommt ein Brief, der folgendermaßen schließt: „Ich teile Ihnen das mit und bitte Sie, diesen politischen Skandal in Ihrem Blatt zu veröffentlichen. Da ich in meiner Eigenschaft als . . . abhängig bin, so wollen Sie meinen Namen freundlichst fortlassen." Und dann pflege ich unbedenklich den Beitrag fortzulassen. Denn ich habe keinerlei Ursache, Demokraten, Republikanern und sonstwie benamsten Oppositionsmännern, die „in Anbetracht ihrer Stellung" namenlos bleiben „müssen", die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Wenn mir je zweifelhaft gewesen wäre, was den meisten Leuten mehr wert ist: ihr Gehalt oder ihre politische Ueberzeugung, so wüßt' ich seit langer Zeit Bescheid. Nur sollten, wie die Dinge liegen, meine Kunden auch so anständig sein, sich einzugestehen: Ich habe eine Familie zu ernähren, brauche mein Geld, werde von einer kaiserlichen Republik nicht gedeckt, sondern verfolgt und hinausgesetzt und darf mir deshalb den Luxus einer selbständigen politischen Ueberzeugung nicht leisten. Weswegen dann die ‚Weltbühne' überhaupt pseudonyme Beiträge bringt, gedenke ich kundzutun, sobald mir das Jemand vorrückt. Aber im Allgemeinen ist ja doch eine Ueberzeugung, die dem letzten Kampf aus dem Wege geht, die den Einsatz der bürgerlichen Person nicht wagt, keine belangvolle und keine feste Ueberzeugung, und ihr Heger und Träger wird den Drang nach Republik, nach Demokratie, nach Freiheit am Ende bezähmen können. Halten zu Gnaden. Und nun ist, daß ich das ungeniert sage, taktisch falsch, weil die Gegenseite es ausbeuten wird? Ach, es opponiert sich bequem, wenn man kein Gehalt nötig hat, sondern genügend erntet, um noch Baltikumer auf seinem Gute zu mästen; wenn der Schwiegervater reich ist; wenns einen nichts kostet. Kostet es was — wie am 9. November und nach dem Kapp-Putsch —, so hörst du von drüben nicht einen Hauch. Also die haben kein Recht, meinen Kunden Charakterübungen aufzugeben. Aber hüben siehts damit leider nicht minder verzweifelt aus. Die Achtundvierziger haben Posten und Glück aufs Spiel gesetzt; die alten Sozialisten, die unter das Sozialistengesetz fielen, haben Heim und Familie im Stich gelassen; die russischen Revolutionäre haben tausende von Leben an Sibirien verloren. Unsre Republikaner sind namenlos. Ihre Opposition ist stumm. Die Andern haben das große Maul, stellen sich frech, weil ungefährdet, heraus, trampeln auf den verfassungstreuen Elementen herum — und die vermelden Skandal auf Skandal, stehen brav und bieder auf der Wacht, erzählen mir Alles haargenau und sind „leider nicht in der Lage, sehr geehrter Herr, den Artikel zu zeichnen, da gewisse Rücksichten . . ." Nimm sie, mein guter Liebling. Aber beklag dich nicht über die Zustände deines Landes.

Willi Gutermann. So heißen Sie, Autor des schönen ‚Liebesgedichts' in Nummer 35, nicht: Willi Gautermann.

W. de O. In Nummer 29 hat Wolfgang Geise sich über die ‚Zukunft des Fascismus' geäußert. In Nummer 33 hat Hanns-Erich Kaminski dieser Meinung die seine entgegengestellt und mit den Worten geschlossen: „Wer leben wird, wird sehen." Das war am 14. August. Jetzt schreiben Sie mir, daß Wolfgang Geise sich schon sechs Wochen vorher, am 5. Juli, in Palermo erschossen hatte. „Der Grund zu dieser Tat, die mich des besten Freundes und des liebevollsten Bruders, die Welt aber um einen schönen, edlen Menschen beraubt, ist wohl nur in der unerhörten Leidensfähigkeit seiner Seele zu suchen. Die Dinge, die er jetzt immer sah und hörte, waren ihm am Ende unerträglich. So der Antisemitismus, dem gegenüber ihm als Halbjuden die den Juden durch die Leiden von Jahrtausenden zur Eigenschaft gewordene

innere Ueberlegenheit und Abwehrkraft fehlte. Dem Kinde dieser größten Mesalliance — es gibt keinen reinern und ältern Adel als den der Juden — wurde die daraus entstandene Entwurzlung und Heimatlosigkeit zum tragischen Geschick. Er fühlte sich als Jude und wußte doch so oft, daß er es nicht war. ‚Er hatte zu schlechte Nerven' sagen Die, die vor lauter Geklapper ihrer Freßwerkzeuge dieses feinste Spiel auf diesem zartesten Instrument nicht hören konnten. ‚Er war zu hellhörig', sagen Die, die ihn und seine Dichtungen kannten." Seine Dichtungen hab' ich nicht kennen gelernt. Aber die unpoetischen Beiträge, die er mir aus Italien schickte, die hab' ich umso freudiger begrüßt, als er gleich bei der ersten Sendung mitteilte, wie sehr jung er sei. Hier war ein Talent zu entdecken und zu pflegen. Daß es sich mir für immer entzogen hat, empfinde und beklage ich als persönlichen Verlust.

Bücherleser. Moritz Heimanns Hymnus auf Wilhelm Lehmann in Nummer 36 veranlaßt Sie zu der Frage, was Sie von diesem Dichter lesen sollen. Alles, was er geschrieben hat; und das heißt: die Romane ‚Der Bilderstürmer' und ‚Die Schmetterlingspuppe' (bei S. Fischer in Berlin); die Novelle ‚Vogelfreier Josef' und die Romane ‚Weingott' und ‚Sturz auf die Erde' (bei Friedr. Lintz in Trier); die Novelle ‚Der bedrängte Seraph' (bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart). Zwei Novellen ‚Maleen' und ‚Michael Lippstock' sind in der Neuen Rundschau, aber meines Wissens noch nicht als Buch erschienen.

Rechtsanwalt Dr. Schatzky in Berlin. Sie haben gesehen, daß ich in Nummer 35 ein paar Sätze aus Stresemanns ‚Zeit' zitiert habe, und schreiben mir nun: „Es ist unrichtig, daß Herr Leon Sklarz, Vorstand der Metallum A. G., in irgendeiner Weise auf einen Vergleich mit dem von ihm verklagten Handelsredakteur der ‚Zeit' gedrängt habe, insbesondere daß er den von ihm lediglich mit der Ansetzung des vorgeschriebenen Termins beauftragten Schiedsmann veranlaßt habe, sich ‚in eigner Person' bei diesem Redaktionsmitglied um einen Vergleich zu bemühen, vielmehr hat weder Herr Leon Sklarz noch irgendeine ihm nahe stehende Stelle den Schiedsmann oder sonst Jemand dazu angeregt, eine Verständigung in dieser Privatklagesache herbeizuführen." Sie erklären sich bereit, den Abdruck dieser Zuschrift zu bezahlen. Wer lang hat, läßt lang hängen. Aber ich bin ja gar nicht so. Ich spendiere Ihnen meinen kostbaren Raum.

Gönner. Wieder einmal sind Sie der Meinung, daß ich mich gegen „Angriffe" „wehren" müßte. Eine Verwechslung: Sie müßten — ich muß nicht. Warum ich nicht muß, steht auf der letzten Seite der Nummer 20. Wenn Sie mir nicht glauben: vielleicht glauben Sie Lassalle. Der sagt 1856: „Freilich sind Sie angefeindet worden. Aber wem geschieht das nicht? Mir nicht? Marx nicht? Waldeck nicht? Kinkel nicht? Proudhon nicht? Ledru nicht? Das geschieht ja Allen, und bei Jedem ergreift man dann, um ihn anzufeinden, was sich nur eben bietet. Ist es nicht dies, so ist es das. Gemeinsames Los Aller. Nicht der Rede wert." Also erst recht nicht der Schreibe.

Mitteilung.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte bei zur Ueberweisung des Bezugspreises: 5 Mark für das IV. Quartal, 2 Mark für den Monat Oktober. Wir ersuchen, von der Zahlkarte bis zum 30. September Gebrauch zu machen, da am 1. Oktober die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33. Wilhelm 1943. Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G. m. b. H., Berlin W 35, Nolldf.792, Blumeshof 1. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Prikopy 6.

Politische Heuchelei von Georg Brandes

Die politische Heuchelei, die stets existiert hat, ist im zwanzigsten Jahrhundert grenzenlos geworden. Ohne Uebertreibung: sie ist es, die einmal die Amerikaner bewogen hat, sich mit Unwillen von europäischer Politik abzuwenden; aber sie hat auch die Folge gehabt, daß sich die nicht sehr vielen politisch interessierten Männer in Europa, die man mit einem jetzt oft zitierten Ausdruck von Nietzsche gute Europäer nennen kann, mit Ekel von europäischer Politik fernhalten.

Obwohl sich die deutschen Diplomaten von Bethmann Hollweg abwärts mit einer Unklugheit, der zuweilen Ungeschicklichkeit, zuweilen Brutalität zu Grunde lag, geäußert und ausgeliefert haben, kann man sagen, daß in der Regel jede Aussprache von Diplomaten der Großmächte von der auffallendsten Heuchelei gestempelt war. Und dies Wort ist noch das mildeste, das man gebrauchen kann.

Englisch-französische Heuchelei

England hatte sein Geschick schon 1904, als das Marokko-Abkommen getroffen wurde, an Frankreichs Geschick geknüpft. Im Jahre 1912 wurde das Abkommen, das bis dahin nur Marokko betroffen hatte, auf Solidarität in allen Aufgaben erstreckt, in denen die Entente gemeinsame Interessen hatte. England war in Wirklichkeit von jetzt an unlösbar mit Frankreich verbunden. Grey und Asquith leugneten im Parlament hartnäckig, daß England in irgendeiner Weise gebunden sei. Man hat das bisher damit verteidigen zu können geglaubt, daß England kein formelles Versprechen eingegangen war. Nach den russischen Veröffentlichungen jedoch läßt sich diese Auffassung nicht mehr aufrecht erhalten.

Sassonow sagt ausdrücklich in seinem Bericht über Poincarés Besuch in Petersburg vom Jahre 1912, daß England sich nach den Verhandlungen zwischen dem russischen und dem britischen Generalstab, die auf englischer Seite von General Wilson geführt wurden, direkt verpflichtet hatte, im Fall eines deutschen Angriffs 100 000 Mann an die belgische Grenze zu schicken; und im folgenden Monat schreibt er in dem Bericht über seinen Besuch in Balmoral, daß er von Grey eine Bestätigung der von Poincaré gemachten Zusage erhalten habe. Im Plan 16bis des französischen Generalstabs vom September 1911 wird ausdrücklich mit „der Anwesenheit eines englischen Heeres auf unserm linken Flügel" gerechnet.

Man sieht hieraus, wie jämmerlich und elend die deutsche Diplomatie orientiert gewesen ist, daß Bethmann Hollweg als von etwas völlig Unvorherzusehendem überrascht und ent-

setzt werden konnte, als Grey ihn durch Goschen über Englands Eintritt in den Krieg unterrichten ließ. Man entdeckt außerdem, welche hartnäckige Heuchelei die englischen Staatsmänner, die Bescheid wußten, aber ihre eignen Kollegen im Ministerium — wie John Morley und Burns — in Unwissenheit gelassen hatten, an den Tag legten, wenn sie bis zum letzten Augenblick leugneten, daß England irgendwelche geheime Abmachung mit Frankreich getroffen hätte. Sie schlugen sich an die Brust, aber der Klang war hohl.

Mancher wußte zudem schon drei Jahre vor Kriegsausbruch, daß die deutsche Verletzung der belgischen Neutralität, mit der man als sicher rechnete, und auf die man entschieden hoffte, die englische Regierung zum Eingreifen bewegen würde. Die Verteidigung Belgiens war durch englisch-belgische Verhandlungen vorbereitet, deren Wortlaut man jetzt kennt. Die Vorstellung von einer Verletzung der belgischen Neutralität war schon damals fest mit der von einem Angriff auf Frankreich verbunden.

Messimy hat als Vorsitzender der Untersuchung über Briey geschrieben: die Verletzung der belgischen Neutralität sei in dem Maße eine Gewißheit für das französische Kriegsministerium, daß alle französischen Pläne davon abhingen (étaient en fonction d'elle). Dubail hat Rußland hiervon unterrichtet. Auf seiner Reise im Jahre 1911 schreibt er: „Man muß auf eine Schlacht zwischen Namur und Metz zwischen dem fünfzehnten und siebzehnten Tage nach Kriegsausbruch gefaßt sein." Vor der Untersuchungskommission im Falle Briey erklärte auch General Joffre, er habe die Verletzung der Neutralität vorausgesehen; General Buat hatte sie in einem Buch als bevorstehend angekündigt. General Michel, Vizepräsident des Kriegsrats, betrachtete Belgien ausdrücklich als Schauplatz der künftigen kriegerischen Operationen und freute sich darüber, da es ein Gelände war, „das die besten Bedingungen für eine Verteidigung bot".

Die englischen Fachleute teilten diese Ueberzeugung. Winston Churchill schreibt gleichzeitig, „daß die Deutschen alle notwendigen Vorbereitungen zum Durchmarsch durch Belgien getroffen hätten".

Die Ueberraschung im August 1914 war also die reine Heuchelei. Man hatte seit Jahren hiermit und mit dem Attentat auf das Völkerrecht gerechnet — einem Attentat, das den Anlaß zu einem Ausbruch heftiger Entrüstung geben und zu großartiger Propaganda gegen die Deutschen gebraucht werden konnte. Selbst Broqueville vom belgischen Ministerium fand in einem Gespräch mit dem deutschen Militär-Attaché den Einfall in Belgien ganz natürlich: er verschaffte Frankreich militärische Vorteile, er war der Hebel, der das eng-

lische Eingreifen in Bewegung setzte. Man hoffte und erwartete, daß die Deutschen in diese Falle gehen würden, und man fühlte sich sicher, dann mit ihnen fertig zu werden.

Schon im Februar 1914, also ein halbes Jahr vor Kriegsausbruch, schrieb ich, daß dies der Plan sei; im September 1914 gestand Winston Churchill, daß er ihn seit drei Jahren gekannt habe. Im Juli 1916 schrieb ich zu meiner Verteidigung gegen Archer und Andre, daß die einzige Macht, die von diesem — in den militärischen Zeitschriften der ganzen Welt erörterten Plan — nie eine Ahnung gehabt habe, Frankreich sei.

Ich war naiv. Weit entfernt, daß Frankreich von dem Plan überrascht wurde: wie alle Welt jetzt weiß, rechnete es mit ihm.

Daß die Truppen sofort zehn Kilometer hinter die Grenze zurückgezogen wurden, war Heuchelei, um in der öffentlichen Meinung Englands und anderswo als der unschuldig Angegriffene dazustehen.

Die ganze Ueberraschung über den Einfall in Belgien: lauter Heuchelei.

Und man glaube nicht, daß diese Auffassung sich auf deutsche Quellen stützte. Ich habe überhaupt meine Zuflucht zu keiner einzigen deutschen Quelle genommen. Wer meine Auffassung von französischer patriotischer Seite bestätigt sehen will, lese das ausgezeichnete Buch: ‚La Victoire' von Alfred Fabre-Luce (und beachte die Seiten 177 und 178).

Im selben Werk (auf den Seiten 122 bis 128) kann man die offizielle französische Heuchelei in der Marokko-Affaire studieren. Im Jahre 1909 war ein Abkommen zwischen Frankreich und Deutschland getroffen worden, das wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen den beiden Mächten beschloß; dieses Abkommen führte zu dem neuen vom Jahre 1911, das die direkte Folge des ersten war, aber nichtsdestoweniger den Fall des Ministeriums Caillaux verursachte. Hätte man von französischer Seite einen Zusammenstoß vermeiden wollen, so hätte man ehrlich auf die gemeinsamen Unternehmungen eingehen müssen, die also im Jahre 1909 vereinbart waren. Die französische Regierung lähmte jedoch im Widerspruch zu der Abmachung jede Zusammenarbeit in der Marokkanischen Gesellschaft für öffentliche Arbeiten, die auf Grund jener Vereinbarung gegründet war, jede Zusammenarbeit in dem deutsch-französischen Konsortium im Kongo, die Deutschland versprochen war, jede Zusammenarbeit im Bau der Kongo-Kamerun-Eisenbahn, der den N'goko-Plan ersetzen sollte.

Man kann sich nicht wundern, daß Kiderlen-Wächter alles Vertrauen auf die Erfüllung französischer Versprechen verlor. Als Frankreich seinen Zug nach Fez beschloß und versicherte, daß die Besetzung nur kurze Zeit dauern sollte, antwortete

Kiderlen, die Franzosen hätten seinerzeit auch behauptet, daß die Besetzung von Tunis nur vorläufig wäre, und daß die Engländer immer wieder die baldige Räumung Aegyptens versprochen hätten. Beide seien geblieben; wie die Franzosen denn auch in Marokko blieben. Kiderlen protestierte vom ersten Augenblick an — und als man keine Rücksicht auf seine Proteste nahm, schickte er demonstrativ das kleine Kanonenboot Panther nach Agadir. Irgendwelchen Schaden konnte er den Franzosen nicht zufügen, und darauf war es auch nicht abgesehen. Tatsächlich schadete es nur den Deutschen, wie jede leere Demonstration Dem schadet, der sie macht. Demonstration sollte überhaupt abgeschafft und ausgerottet und das Wort selbst durch das Wort Dummheit ersetzt werden.

Lehrreich aber dafür, welchen Raum die Heuchelei vor, in und nach dem Kriege eingenommen hat, ist die Tatsache, daß in dieser ganzen Episode die offizielle Presse systematisch die öffentliche Meinung irregeleitet hat.

Die Presse redete dem französischen Publikum ein, daß Deutschland im Jahre 1909 auf alle seine Rechte in Marokko verzichtet hätte. Sie tat mit gut durchgeführter Heuchelei, als wäre der deutsche Protest im Jahre 1911 völlig grundlos gewesen. Als später eine Vereinbarung über den Kongo getroffen wurde, stellte man sie als eine Demütigung Frankreichs dar.

So braute die Presse die Erbitterung zusammen, die man bei Ausbruch des Krieges brauchte. Man hatte, unter anderm, „Deutschlands Haltung in der Marokko-Affäre" zu rächen.

Deutsche Heuchelei

Deutsche Heuchelei bietet trotz unverständiger deutscher Offenherzigkeit so viele Beispiele, daß man die Qual der Auswahl hat. Die vom Kaiser selbst stammenden Aeußerungen sind so burlesk, daß sie kein politisches, nur ein psychologisches Interesse haben, zum Beispiel, wenn er von seinem Schiff in der Ostsee Nikolaus II. mit Flaggen signalisiert: „Der Admiral des Atlantischen Ozeans grüßt den Admiral des Stillen Ozeans", worauf Nikolaus nüchtern und lakonisch antwortete: „Glückliche Reise!"

Italien hatte ja längst den Dreibund nur als Das betrachtet, was Maximilian Harden witzig nannte: ein Wartezimmer, wo Italien bequem sitzen und seine Abrechnung mit Oesterreich-Ungarn abwarten konnte. In Wirklichkeit stützte es sich natürlich auf England, von dem es bei seiner ausgedehnten Küstenlinie ganz abhängig war. Als Eduard VII. im Jahre 1908 seine Zusammenkunft mit Nikolaus in Reval hatte, wurde „der Admiral des Atlantischen Ozeans" leidenschaftlich aufgebracht und verfiel, um seinen oesterreichischen

Alliierten zu stützen, auf den affektierten Ausweg, das halbwilde Albanien, das weder national noch religiös eine Einheit war, zu einer Monarchie mit einem kleinen deutschen Prinzen als Regenten zu machen. Man dürfte sich noch der Komödie erinnern, die gespielt wurde, als Prinz Wilhelm von Wied im März 1914 seinen Einzug in Durazzo als vom Volke erwählter Fürst (Mbret) hielt, Stadt und Land aber im September desselben Jahres wieder verließ, „ohne jedoch" — köstlich genug — „auf seine Herrscherrechte zu verzichten".

Den Gipfel erreichte deutsche politische Heuchelei in den ersten Septembertagen 1914, grade zur selben Zeit, als der Mbret sich seine Rechte vorbehielt. Alle deutschen Blätter strömten über von Siegesnachrichten aus Ost und West. Nur von einer einzigen Schlacht brachte die deutsche Presse nicht eine einzige Zeile. Als Maximilian Harden, wie er selbst in seinem Beitrag zu dem Werke ‚These Eventful Years' (Band II, Seite 46) mitteilt, vorsichtig zu verstehen gab, daß doch wohl eine Schlacht an der Marne stattgefunden habe, schrieben ihm Männer von hohem Range, sie wären erstaunt, daß er sich von den französischen Propagandalügen zu dem Irrtum habe verleiten lassen, daß eine Schlacht an der Marne stattgefunden habe — dort hätte es niemals eine gegeben. (Sie war es bekanntlich, die den Ausgang des Krieges entschied.)

Dafür wurde in den Blättern Alles aufgezählt, was Deutschland den Sieg sicherte: Giftgas, Dicke Bertas und was nicht noch. Ja, der Vizekanzler hob sogar die finanzielle Ueberlegenheit des Deutschen Reiches hervor. Es „schösse mit silbernen Kugeln". Es scheint sie leider sämtlich verschossen zu haben.

*

Mit einem Wort: auf allen Seiten nichts als Heuchelei.

Autorisierte Uebersetzung von Erwin Magnus

Zu diesen Hohenzollern von Friedrich dem Großen

Sehen wir auf die Tugenden und Heldenthaten unserer Vorfahren; so werden wir sehr leicht überzeugt, daß unser Hauß diesen Tugenden und großen Thaten seine Größe nicht zu verdanken hat. Die Führung des größten Theils der Fürsten aus diesem Hausse ist so übel als möglich gewesen, ein bloßer Zufall und allein gewisse Umstände, die uns sehr wohl zu statten gekommen, sind es, die zu unserer Vergrößerung das mehreste beygetragen haben. Ich muß auch überdem versichern, daß der erstere, der sich unsere Krone auf das Haupt gesetzt, einer der eitelsten und blödsinnigsten Herren gewesen, und dabei einen sehr ungestalten und puklichen Körper gehabt hat. Ich sehe es sehr wohl ein, mein lieber Neveu, daß meine Nachrichten von dem ersten Ursprunge unseres Hausses mich in nicht geringe Verlegenheit setzen. Man giebt zwar vor, daß dieser Graf von Hohenzollern aus einem großen Hausse abstamme; aber aufrichtig zu gestehen, so waren seine Besitzungen und Ländereyen so klein wie möglich. Es bleibt also dabey, daß wir zwar seit langer Zeit als gute Edelleute, aber auch nur als Edelleute gebohren.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XIX.

Theodor Leipart

Die moderne deutsche Arbeiterbewegung wird von drei gewerkschaftlichen Säulen getragen: den freien, den christlichen und den Hirsch-Dunckerschen. Früher, vor dem Kriege, lagen sie fast durchweg mit einander im Kampfe. Das schwächte die Stoßkraft ihres sozialen und ihres wirtschaftlichen Willens. Das schwächte, vor allem, auch ihre Position gegenüber den Unternehmern. Die hatten den Arbeitgeberverband und die von ihnen ausgehaltenen „Gelben", jene sogenannten wirtschaftsfriedlichen Arbeitnehmervereine, die ursprünglich lokale Werksgemeinschaften waren und erst später organisatorisch zusammengefaßt wurden. Die eigentlichen Gewerkschaften haben diese Gelben stets als eine Streikbrechergarde infamiert, und nüchterne Arbeitgeber nannten sie, auf Grund ihrer Erfahrungen, Blutapfelsinen: außen gelb, innen rot.

Im Kriege begruben die Gewerkschaften das Kriegsbeil und gingen sogar, wie bei der Ausführung des Zivildienstgesetzes, gemeinschaftlich vor. Nur die Gelben ließ man beiseitestehen. Je länger der Krieg dauerte, umso größer entfaltete sich die Macht dieser Organisationen. Die Zahl der Mitglieder ging freilich stark zurück, und der verhängnisvolle Zwist im sozialdemokratischen Lager, der Kampf zwischen den Mehrheitssozialisten und den Unabhängigen, trug Zwietracht auch in die Reihen der Gewerkschaften. Auf der einen Seite waren es August Müller und Gustav Bauer, die sich der kaiserlichen Regierung als Staatssekretäre zur Verfügung stellten. Auf der andern Seite waren es Unabhängige, die die Munitionsstreiks organisierten.

Beim Ausbruch der Revolution reichten sich, unter dem Druck der Soldatenräte, die feindlichen Brüder die Hand, und der Rat der Volksbeauftragten setzte nicht nur das Ideal der Gewerkschaftsbewegung: den Achtstundentag in die Wirklichkeit um, sondern zwang auch die Unternehmer durch die Demobilmachungsverordnung, alle die aus dem Kriege zurückströmenden Millionen von Arbeitern und Angestellten wieder in ihren Betrieben einzustellen. Die Mitgliederzahl der Gewerkschaften nahm in rasendem Tempo um zwei- bis dreihundert Prozent zu, und ihre Gesamtziffer ging bald über zehn Millionen hinaus. Die Arbeitgeber entschlossen sich, ihren intransigenten Herrenstandpunkt aufzugeben und in den Arbeitsgemeinschaften zusammen mit der Arbeiterschaft alle sozialen und wirtschaftspolitischen Fragen zu regeln. Die Gelben wurden von den Unternehmern „abgeschrieben". Das dauerte indessen nur eine kurze Zeit. Die kommunistischen Unruhen machten die Arbeitgeber besorgt. Unter neuer Firma taten sich die Gelben wieder auf. Zuerst auf dem Lande. Dann auch in den Industriestädten. Der erste Keil war in die Arbeiterschaft getrieben.

Die revolutionäre Bewegung flaute ab, und der innere Kampf der Gewerkschaften, der Hader der Sozialdemokraten, Unabhängigen und Kommunisten nahm zu. Damit wuchs das Herrenbewußtsein der Unternehmer. Die Inflation tat ein Uebriges, um die starke finanzielle Position der Organisationen mit all ihren Unterstützungskassen zu schwächen. Die Arbeiter vermochten nur

schwer die Mitgliederbeiträge aufzubringen, und der Rückschritt der Mitgliederbewegung war nicht aufzuhalten. Mit dem Beginn der Markstabilisierung, als die Löhne wieder in Einklang gebracht werden mußten mit den realen Wirtschaftsverhältnissen, begann der Gegenstoß der Unternehmer. Die Demobilmachungsverordnung wurde über den Haufen gerannt. Hunderttausende von Arbeitern wurden arbeitslos, und diese große Arbeiter-Reservearmee, die alle sozialistischen Theoretiker schon früher, unter anderm im ehernen Lohngesetz, als ausschlaggebend für den standard of life der Arbeiter bezeichnet hatten, wurde von den Unternehmern als Druck, als hydraulische Presse für die sozialpolitischen Forderungen der Gegenseite benützt. Der Kampf um den Achtstundentag setzte von neuem ein. Das ist die Situation von heute. Wer steht in der Gewerkschaftsbewegung treibend dahinter?

Seit dem Tode Karl Legiens ist Theodor Leipart der Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, zu dem sich die sämtlichen freien gewerkschaftlichen Organisationen, darunter die Angestellten und einzelne Beamtengrupppen zusammengeschlossen haben. Jahrzehnte lang war er Legiens andres Ich. Kein Redner. Aber ein Organisator von nicht gewöhnlichem Format. Freilich fehlte ihm der große Zug eines Generaldirektors, der über den Dingen steht, und die tiefere Kenntnis der Wirtschaftspolitik. Als gelernter Drechsler kam er aus dem reinen Handwerk, und diesen Handwerkerzuschnitt ist er nie los geworden. Zeitlebens war er, auch als Verbandsvorsitzender, der Handwerksmeister, der mit seinen Gesellen arbeitet und seinen Betrieb bis in die kleinste Einzelheiten kennt und leitet. Ein Autokrat von starkem Selbstbewußtsein. Neben ihm war jede selbständige Arbeit unmöglich. Er duldete einfach kein Hervortreten neben seiner Person. Jede Publikation des Holzarbeiterverbandes, dessen erster Vorsitzender er 1908 geworden war, trug sein Signum. Jede Neuerung mußte unter seiner Flagge laufen. So sehr betonte er allen Andern gegenüber seine überragende Stellung, daß er einmal ganz formell seinen Rücktritt anbot, weil der Gewerkschaftsausschuß, die Konferenz der Verbandsvorstände, sein übrigens recht niedriges Gehalt nicht genügend über das der beiden andern Vorsitzenden im Allgemeinen Deutschen Gewerkschafts-Bund heraushob. Ausdrücklich erklärte er, das sei er der Stellung des ersten Vorsitzenden schuldig.

Als junger Mensch war er, neben Legien, zweiter Leiter des Drechslerverbandes gewesen. 1890, nach dem Fall des Sozialistengsetzes, als sich die freien Gewerkschaften in der Generalkommission einen Mittelpunkt schufen, entwarf er das Programm, das sich Legien rasch zu eigen machte. Auf dieser Plattform wurde dann — Legien zum Vorsitzenden der Generalkommission gewählt. Leipart blieb bei den Drechslern, und als sie sich mit den Holzarbeitern verschmolzen, übernahm er ihre Führung. Dieses Amt bekleidete er bis zum Herbst 1919, wo ihm die Koalitionsmehrheit des württembergischen Landtags das Arbeitsministerium antrug. Wie er an der Wiege der Generalkommission gestanden hatte, so folgte er diesem keimenden, wachsenden und blühenden Gebilde mit rastloser Anteilnahme. Legien war in diesen Jahren viel krank, und aus seelischen Gründen ziemlich arbeitsunfähig. Der

zweite Vorsitzender der Generalkommission, der spätere Reichskanzler Bauer, paßte zum Gewerkschaftsführer wenig oder gar nicht. Das übrige Personal war noch subalterner, und die Mitglieder der Generalkommission waren, merkwürdigerweise, nicht grade übermäßig interessiert. So war Leipart, der von Jugend an die Zusammenfassung der gewerkschaftlichen Kräfte in einer Spitzenorganisation erstrebt hatte, der eigentliche Führer, der die Initiative entwickelte und der Generalkommission die Idee für ihre Tätigkeit gab. Selbstverständlich, daß nach Legiens Tode Leipart sein Nachfolger wurde.

Im Kriege vertrat er „die Politik des vierten August 1914". Der berühmte Ministerbesuch im Gewerkschaftshaus, der, nach Jahrzehnten der Aechtung, die staatliche äußerliche Anerkennung der Gewerkschaften kennzeichnete, war von ihm angeregt und in die Wege geleitet worden, von ihm, der seinen einzigen Sohn, einen Abiturienten, als Freiwilligen hatte hinausziehen und fallen sehen. Der Vorläufer der Zentralarbeitsgemeinschaft: die Arbeitsgemeinschaft im Kriege zur Arbeitsbeschaffung wurde von ihm aufs Lebhafteste gefördert. Er war auch der Erste, der die Bedeutung der Kriegsbeschädigtenfrage für die Gewerkschaften erkannte. Fast Alles, was auf diesem Gebiet geschehen ist, geht auf seine Anregung zurück. Die Zentralarbeitsgemeinschaft war zum erheblichen Teil sein Werk. Auf dem andern Ufer, auf dem Ufer der Unternehmer, hatten Stinnes und Borsig gewirkt.

Politisch steht er stark unter Eberts Einfluß. Mit ihm saß er zusammen im Aufsichtsrat der „Volksfürsorge", der gewerkschaftlich-genossenschaftlichen Lebensversicherungs-Gesellschaft. Ebert ist ihm halb der alte Bekannte, zu dem er volles Vertrauen hat, halb der Reichspräsident, dessen politische Absichten er nicht durchkreuzen darf. Leipart ist, blickt man auf die vergangenen Größen der Sozialdemokratie zurück, kein Feldherr, kein Bebel, kein Wilhelm Liebknecht. Aber er ist ein Feldwebel, der seine Organisation stramm im Zug hat und sich in sympathischem Grade über die Grenzen seines Wissens und Könnens klar ist.

Trondhjem von Friedrich Sieburg

Sieben Monate dauern hier Winter und Nacht.
Aber im achten zeigen sich liebliche Birken,
Welche des Sommers hellgrünes Leuchten bewirken.
Alle Häuser sind hier aus Holz gemacht.
Viele von ihnen sind weiß mit zarten Gardinen.
Treppen sind immer davor mit Bänken zum Schwatzen.
Lärm ist wenig. Man hört die Kastanien platzen.
Seltsam find ich bei Nacht das Schwärmen der Bienen.
Denn schon um zwei Uhr des Morgens verbreitet sich Hitze.
Viele Monate muß man die Sterne vermissen.
Immer hab ich beim Schlafen ein schlechtes Gewissen,
Daß ich nicht längst schon draußen am Fjorde sitze.
Höher im bläulichen Wald ist Schnee noch zu finden.
Quellen wehen im Sturz voll eisiger Frische.
Fahnen sind überall hoch und gehorchen den Winden.
Weit ins Polare wandern die riesigen Fische.
Schön ist der Dom, er steigt in katholische Bläue .
Gräber sind viele im Chor mit Sprüchen und Namen.
Alle erwarten droben bei Gott ein Wiedersehn. Amen.
Axel und Walborg schwören sich ewige Treue.

Das Katalonische Problem

von Hanns-Erich Kaminsk

Barcelona, Ende August 1924

Die deutschen Nationalsozialisten werden von Freunden und Feinden meist mit den italienischen Fascisten verglichen. Ganz mit Unrecht. Der Fascismus ist moralisch und politisch nicht mehr wert als die deutsche Reaktion, aber in seinen Grundlagen und seiner Entwicklung ist er völlig verschieden von ihr. Geführt von ehemaligen Revolutionären, durchsetzt mit Ideen D'Annunzios und Marinettis, ist er in einem Augenblick an die Macht gelangt, wo Kapital und Proletariat gleich geschwächt waren, um sich dann erst allmählich immer mehr in die Hände der Industriellen und Großgrundbesitzer zu geben. Mussolini regiert wie Louis Bonaparte: auf Grund gefälschter oder künstlich zustandekekommener Plebiszite, also wenigstens mit der Fiktion einer Zustimmung des Landes.

Das Urbild der deutschen Reaktion kann man dagegen vortrefflich in Spanien mit seiner rein militärischen Diktatur studieren. Was Ludendorff sein würde, das ist genau Primo de Rivera mit seinem Direktorium, mit seinem ständigen Belagerungszustand, mit seiner Präventivzensur und seinen Versammlungsverboten, ohne auch nur den Schein eines konstitutionellen oder parlamentarischen Bekleidungsstückes.

Zufrieden ist Niemand. In vertraulichen Gesprächen hört man nichts als Klagen und Verwünschungen. Freilich nur sehr verstohlen und nach einem Rundblick, ob auch kein gefährlicher Zuhörer in der Nähe ist. Denn die Diktatur hat ihre eignen Gesetze oder vielmehr Verordnungen und Strafen. Die Gefängnisse sind überfüllt, die Zeitungen erscheinen mit großen Lücken, ausländische Blätter mit Artikeln gegen die Diktatur werden an der Grenze vernichtet, gottlose Bücher, wie die Werke Zolas (jawohl: Emile Zolas) dürfen nicht verkauft werden, und in den Straßenbahnen ist eine Verordnung angeschlagen, derzufolge mit Geldstrafe oder Gefängnis belegt wird, wer in seiner Kleidung „gegen die guten Sitten, die Moral oder die Religion" verstößt.

Dieser Druck wird nirgends stärker gefühlt als in Barcelona, der größten und betriebsamsten Stadt des Landes. Barcelona, unter dessen modernen Boulevards die Sehenswürdigkeiten des alten Spanien beinahe völlig verschwunden sind, nimmt gegenüber den andern Teilen des Landes heute ungefähr dieselbe Stellung ein wie vor Jahrhunderten die Niederlande. Hier wird ernsthaft gearbeitet, die Cafés sind nur am Abend voll, durch die Straßen fahren Ford-Autos, und die Corrida ist nicht das einzige Gesprächsthema. Kein Wunder daher, daß die Katalanen sich von den übrigen Provinzen ausgebeutet fühlen, auf die sie zudem mit der gleichen Verachtung herabsehen wie etwa die Norditaliener auf ihre meridionalen Landsleute. Die autonomistischen und separatisti-

schen Tendenzen sind hier denn auch überaus stark; ihre Ideologie ist jedoch nicht mehr, wie vor vierhundert Jahren, religiösen, sondern nationalen Inhalts.

Die Katalanen fühlen sich als besondere Nation, und sie pnegen mit Stolz ihre Sprache, die in der Tat mehr ist als nur ein spanischer Dialekt. Es versteht sich, daß damit ein ewiger Streitpunkt gegeben ist. Die alleinige Landessprache ist das „Kastilianische", wie man hier sagt, die staatlichen Behörden kennen offiziell kein Katalanisch, während in Barcelona viele katalanische Zeitungen erscheinen, katalanische Bücher gedruckt werden, katalanische Theater spielen und sogar die Straßennamen in beiden Sprachen angeschlagen sind.

Von den beiden wichtigsten Zeitungen tritt ‚La Voen de Katalan' für eine Autonomie in der Art der englischen selfgoverment ein, die ‚Publicitat' dagegen ist für völlige Lostrennung von Spanien und für eine katalanische Republik, womöglich mit Einschluß der katalanischen Franzosen. Für den jetzigen Zentralismus ist jedenfalls Niemand. Abgesehen von den mehr aktuellen Fragen Marokkos und der Teuerung liegt hier unzweifelhaft das komplizierteste und ernsteste Problem Spaniens. Autonomische Tendenzen gibt es freilich so ziemlich in allen Ländern, aber meist handelt es sich dabei um Gebiete, die wirtschaftlich rückständiger sind als die Zentrale. Daß die größte Stadt eines Landes, seine vorgeschrittenste und aktivste Provinz den Wunsch nach Loslösung haben, ist von ungleich größerer Bedeutung und muß über kurz oder lang beinah automatisch zum Erfolg führen, auch wenn ein Aufstand, wie der irische, noch nicht unmittelbar bevorsteht.

Der Sieg des Direktoriums, dessen „Pronunciamento" bekanntlich von Barcelona ausging, fand hier zunächst allgemeine Zustimmung, da man von ihm eine Förderung der katalanischen Bewegung erwartete. Der General Martinez Anida, die rechte Hand und vielleicht der Kopf Primo de Riveras, hatte sich zudem als Generalkapitän (kommandierender General) Barcelonas durch seine harte Unterdrückung der Syndikalisten viele Sympathien erworben. Die Enttäuschung ist jedoch sehr bald eingetreten. Das Direktorium denkt nicht nur nicht daran, etwas für die Katalanisten zu tun, sondern es bekämpft sie sogar ungleich heftiger als jede frühere Regierung. Das Singen der katalanischen Hymne ist verboten, das Heraushängen einer katalanischen Fahne wird mit einem Monat Gefängnis bestraft, und als am Fronleichnamstage eine Madonna, die seit altersher eine solche Fahne in der Hand hält, durch die Straßen geführt wurde, ließ der Gouverneur alle Passanten, die sich zu applaudieren erlaubt hatten, ins Gefängnis stecken. Sogar der katalanische Nationaltanz, die Sardana, ist verboten und wird nur bei besondern Gelegenheiten gestattet. Die Beschreibung der Situation, die dadurch geschaffen ist, kann man in Schillers ‚Geschichte des Abfalls der Niederlande' nachlesen.

Radbruch und Fechenbach von Kurt Hiller

Es geht gegen den Stolz, die Gnade anzurufen, wo das Recht verletzt ist. Aber es gibt Fälle, in denen es recht ist, gegen den Stolz zu handeln. Daß Fechenbachs begabter, mutiger und rühriger Verteidiger, Dr. Max Hirschberg in München, bei der bayrischen Regierung ein Gnadengesuch für seinen Klienten eingereicht hat, kann nur mit Achtung und Zustimmung verbucht werden — einerlei, ob man den Glauben an die Möglichkeit gerechter Gnade in diesem Bayern teilt oder nicht. Ich meinesteils traue den nationalistischen Stieren „katholischer" und wotanischer Observanz einen letzten Rest von Christentum nicht zu; sie sind zu roh und dabei nicht schlicht genug, um religiös empfinden, um fair handeln zu können; sie werden Fechenbach nicht begnadigen. Das Aeußerste, was man vielleicht erwarten darf, wäre: daß sie die Zuchthaushaft in Festungshaft umwandeln; neun Jahre Zuchthaus (zwei sind abgesessen) gnadenvoll in neun Jahre bayrische Festung!

Darum habe ich, in dem Buch ‚Geistige Politik!' (Leipzig 1924, Verlag Literaria), vorgeschlagen, einen andern Weg zu gehen als den Gnadenbittweg; ruhen dürfen wir ja nicht, ehe hier Recht wird. Ich stellte in den Mittelpunkt der Betrachtung die Frage der Rechtmäßigkeit der bayrischen „Volksgerichte", legte genau dar, inwiefern diese Gerichte der Reichsverfassung widersprechen (Artikel 13, 105, 109 RVf.), und erinnerte an das Recht des Reichsjustizministers, dort, wo Zweifel oder Meinungsverschiedenheiten darüber bestehen, ob eine landesrechtliche Vorschrift mit dem Reichsrecht vereinbar ist, die Entscheidung des Reichsgerichts anzurufen (Artikel 13 ² RVf.; Ausführungsgesetz dazu vom 8. April 1920). Dieser Appell an das Reichsgericht, sprach ich aus, hätte nach Bekanntgabe des Fehlurteils — 20. Oktober 1922 — sogleich erfolgen müssen. Und ich fuhr fort:

> Damals war Professor Gustav Radbruch Reichsminister der Justiz. Ein Mann, den ich bis zu jener Zeit ehrlich verehrte (seit 1906: als er, in der Hochblüte der Historischen Schule und des Positivismus, den revolutionären Satz drucken ließ: „Das Seinsollende läßt sich nimmermehr aus dem Seienden ableiten"). Er hat in dieser Sache völlig versagt. Auch für ihn, grade für ihn, bestand sicher kein Zweifel darüber, daß ein Fehlurteil, ein übles politisches Tendenzurteil ergangen, daß ein ehrlicher junger Mensch widerrechtlich für ein Jahrzehnt ins Zuchthaus geworfen war; und Kriminalist Radbruch, Sozialist Radbruch wußte besser als sonstwer, was das heißt: Zuchthaus, gar: ein Jahrzehnt, und: widerrechtlich. Niemand wußte es so gut wie er. Nicht den Finger gerührt hat er. Die Macht, die ihm die Verfassung gab, nicht benutzt. Aus Armut an Vorstellungskraft, aus Trägheit des Herzens, aus bürgerlicher Erstarrung? Das wäre das Grauenhafteste! Aber er unterließ, was Menschenpflicht war, wohl nur der peinlichen Folgen wegen. Einen Unschuldigen im Kerker umkommen lassen . . . aus Furcht vor Folgen! Diese Erbärmlichkeit sei dem Sozialdemokraten unvergessen.

Dem Sozialdemokraten. Einem schwarzweißroten Justizminister würde man kaum gegrollt haben; man hätte von ihm ja nichts Beßres erwartet. Die Tragikomödie der letzten sechs Jahre war: daß Sozialdemokraten, zur Macht gelangt, alles Mögliche taten — außer dem, wozu ihr Programm sie verpflichtete (und bisweilen sogar das Gegen-

teil dessen). Eine Art Entschuldigung: der Gewerkschafter-, der Nulpentyp. Aber Radbruch war Intellektueller, mit allen Wassern der Philosophie und Soziologie gewaschen, kantisch, lisztisch, simmelsch bedingt, berührt auch von den jüngern geistigen Bewegungen, aus der unsichtbaren Kirche Einer, aus der heimlichen Gemeinschaft. Als ich 1919 ‚Ein Ministerium der Köpfe' schrieb, nannte ich seinen Namen, neben Namen wie Nienkamp, Nelson, v. Gerlach, Schücking, Wyneken, Verweyen, Sinzheimer, Ströbel — als Kandidaten meines Traums. Man begreift den Grad der Enttäuschung.

Ich habe nun von Professor Radbruch folgenden Brief erhalten:

Kiel, Feldstr. 122, den 24. Juli 1924.

Sehr geehrter Herr Doktor,

Sie haben sich gestattet, in einem Buche, dessen Zusendung ich Ihnen bestätige, es als eine „Erbärmlichkeit" zu bezeichnen, daß ich als Reichsjustizminister in Sachen Fechenbachs, „wohl nur der peinlichen Folgen wegen", „keinen Finger gerührt" hätte. Sie scheuen sich nicht, Ihren Vorwurf statt auf Tatsachen auf Fragen und Vermutungen zu gründen.

Der wahre Sachverhalt ist dieser: Am 20. Oktober 1922 wurde das Urteil gegen Fechenbach verkündet, am 22. November nahm durch den Rücktritt des Kabinetts Wirth meine Amtszeit ihr Ende, die erheblich kürzere Zeitspanne zwischen dem Eingang der Urteilsabschrift und dem Beginn der Kabinettskrisis vermag ich zahlenmäßig nicht festzulegen. Dennoch ist sofort etwas geschehen: Schon am 1. November ließ ich in der Presse, zum Beispiel im Berliner Tageblatt (Morgenblatt vom 1. November), ein amtliches Schreiben des Oberreichsanwalts über den Begriff des Landesverrats bekannt geben, auf das sich nach Pressenotizen das Münchener Volksgericht gestützt haben sollte, dessen vollinhaltliche Veröffentlichung aber geeignet war, die Rechtsgrundlage des Fechenbachurteils zu erschüttern. Erwägungen über weitere Schritte wurden eingeleitet. Die Geltendmachung der Reichsaufsicht nach Artikel 15 RVf. versprach keinen Erfolg in einem Falle, in dem das beteiligte Land sich einfach auf die Unabhängigkeit des urteilenden Gerichts und die Unzulässigkeit von Eingriffen in die Rechtspflege berufen konnte. Auf dem Wege des Artikels 13 die Rechtsgültigkeit der Volksgerichte zu bestreiten, war ausgeschlossen, nachdem gerade das Reichsgericht ihre Rechtsgültigkeit anerkannt hatte. Auch mußte in jener Zeit der Spannung zwischen dem Reich und Bayern, der Zeit nach den Republikschutzgesetzen, gerade im Interesse Fechenbachs alles vermieden werden, was den Fall Fechenbach zu einer Frage des bayerischen Prestiges dem Reich gegenüber versteifen konnte. Bevor diese Erwägungen zu Ende geführt waren, brach das Kabinett Wirth zusammen. Ich habe dann als Reichstagsabgeordneter, insbesondere bei der Interpellationsdebatte vom 2. und 3. Juli 1923, mich nach meinen besten Kräften für Fechenbach eingesetzt und glaube, daß alle Kenner der wahren Sachlage einen wesentlich anderen Eindruck von meiner Tätigkeit gewonnen haben als Sie. Als ich im August 1923 zum zweiten Male das Ministerium übernahm, mußte ich durch die Erklärung des bayerischen Gesandten in der Reichstagssitzung vom 2. Juli die Angelegenheit in Wege geleitet glauben, die jedenfalls bis zum Vorliegen des Gutachtens des bayerischen Obersten Landesgerichts jeden Schritt des Reichs als unzweckmäßig erscheinen ließen. Nach dem Bekanntwerden dieses seltsamen Gutachtens habe ich, nunmehr als Professor, sofort meine Stimme für Fechen-

bach erhoben, wie der jetzt erschienene Sammelband juristischer Gutachten über den Fall Fechenbach zeigt.

Ich bitte, diese Zeilen nicht dahin mißzuverstehen, als ob ich mich vor Ihnen rechtfertigen wollte. Ich möchte nur den Versuch machen, Ihnen die verantwortungslose Leichtfertigkeit Ihres Angriffs zu Bewußtsein zu bringen, und Ihnen Gelegenheit geben, das zu tun, was schriftstellerischer Anstand nunmehr von Ihnen fordert.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. Radbruch.

Ich mißverstehe diese Zeilen keineswegs dahin. Wie sollte auch ein Minister a. D. und Professor, in der Demokratie, dazu kommen, sich vor einem ganz gewöhnlichen Publizisten zu rechtfertigen, der so naseweis ist, nicht einmal das Mitgliedsbuch einer Partei in der Tasche zu tragen. Was aber den schriftstellerischen Anstand betrifft, an den appelliert wird, so zwingt er mich, auszusprechen, daß mein Vorwurf, welcher weder dem Abgeordneten noch dem Gelehrten, sondern dem Minister gegolten hatte, durch die Darlegungen dieses Briefs nur erhärtet wird. Gewiß, „nicht den Finger gerührt" war übertrieben; Einen Finger gerührt hat Minister Radbruch! Er hat ein Schreiben des Herrn Oberreichsanwalts veröffentlicht; es war auch danach. Es hieß darin, daß bei öffentlicher Bekanntgabe verbotener Waffenlager der Tatbestand des Landesverrats „in der Regel" nur dann vorliege, „wenn mit der Bekanntgabe zugleich der ausdrückliche oder stillschweigende Vorwurf verbunden ist, daß die deutschen Behörden das Vorhandensein von Waffenlagern im Widerspruch zum Friedensvertrag und zu der innerstaatlichen Gesetzgebung begünstigen oder dulden". Der „stillschweigende Vorwurf" (als zuchthausbegründend) — ein angenehmer Rechtsbegriff! Wie sollte der arme Fechenbach, wie sonst ein Angeklagter, der über diesen höchst kniffligen Punkt (Duldung einer Schweinerei durch Behörden) schwieg, beweisen, daß solch Schweigen kein Vorwurf war? Jemand äußert: „Der Himmel ist blau." Gotteslästerung! Drei Jahre Gefängnis! Denn dieser Satz, wer zweifelt da, enthält den stillschweigenden Vorwurf an den lieben Gott, daß er versäumt habe, den Himmel violett zu färben. Im übrigen betrifft jenes Skriptum Ebermayers, welches, wie Radbruch behauptet, „geeignet war, die Rechtsgrundlage des Fechenbachurteils zu erschüttern", ausschließlich den sogenannten Gargas-Komplex, das heißt: Handlungen, derentwegen Fechenbach zu 5 Jahren Festung verurteilt worden ist, welche in 1 Jahr Zuchthaus umgewandelt und mit den 10 Jahren Zuchthaus zusammengelegt wurden, die er wegen Weitergabe des Ritter-Telegramms erhielt. Diese 10 Jahre aber sind das zweifelsfrei Widerrechtliche, das besonders Empörende, das Unerhörte, sind das für uns Kämpfer gegen Justizfrevel Entscheidende; daß an der „Rechtsgrundlage" dieses, also des wesentlichen Verdikts die Aeußerung Herrn Ebermayers auch nur ein Atom „erschüttern" könne, glaubt Radbruch doch wohl selber nicht.

Also, allergünstigstenfalls, Einen Finger gerührt! Des fernern wurden „Erwägungen" „eingeleitet". So war das in Ministerien seit Menschengedenken. „Erwägungen" — schönstes vieux jeu! Damit, wenn Justizmorde passieren, „Erwägungen" „eingeleitet" werden, dazu brauchen wir eine Revolution und sozialdemokratische Minister! Die Reichsaufsicht geltend zu machen, „versprach

keinen Erfolg"; den Weg des Artikels 13 zu beschreiten, „war ausgeschlossen". Auch „mußte alles vermieden werden", wodurch die (schon damals kriminelle) Regierung Bayerns hätte gereizt werden können. Durch diese Rücksicht wurde sie bekanntlich immer krimineller; ein Jahr später meuterte sie offen. Aber das „bayerische Prestige" mußte geschützt werden! Warum nicht lieber das Prestige der Gerechtigkeit, das Prestige des deutschen Rechtsstaats? Diese republikanische Schlappschwänzigkeit führte zum Ludendorff-Putsch, und nicht ihr ist es zu danken, daß er verknallte.

Wie gesagt: Einen Finger gerührt. „Bevor diese Erwägungen zu Ende geführt waren, brach das Kabinett Wirth zusammen." In der Tat; und leider. Aber lebte es heute noch, so wären ja noch heute diese „Erwägungen" nicht „zu Ende"! Beweis: Als Radbruch neun Monate später zum zweiten Mal Reichsjustizminister wurde, ließ eine Erklärung des bayrischen Gesandten im Reichstag ihm „jeden Schritt des Reichs als unzweckmäßig erscheinen". Also nicht einmal erwogen wurde mehr! Sondern die ganze Angelegenheit von der zuständigen Reichsstelle vertrauensvoll einer Landesregierung überlassen, die grade in jenen Tagen aus dem Verfassungsbruch und Hochverrat überhaupt nicht herauskam. Dasselbe Bayern, dessen Generalstaatskommissar sich damals offen als Statthalter Seiner Majestät des Königs bekannte, Reichsgesetze kurzerhand für Bayern aufhob und die in der Geschichte des deutschen Staatsrechts beispiellose Unverschämtheit besaß, mit dem vom Reich wegen Meineids steckbrieflich verfolgten Putscher Ehrhardt zu konspirieren, war nach Radbruchs Meinung dazu geschaffen, Fechenbach zu seinem Recht zu verhelfen! Der bayrische Gesandte hatte erklärt, die bayrische Regierung werde, wenn Fechenbach ein Gnadengesuch einreiche, ein Rechtsgutachten des bayrischen Obersten Landesgerichts darüber einholen und das Gutachten ihrer Entscheidung zugrunde legen. Diese Erklärung befriedigte Radbruch. Ein andrer sozialistischer Jurist, Arnold Freymuth, Senatspräsident am preußischen Kammergericht, wies damals darauf hin, daß dem bayrischen Obersten Landesgericht als Mitglieder angehörten: erstens Poehner (der bekannte deutschvölkische Hochverräter), zweitens der Demokrat Müller-Meiningen, welcher im bayrischen Landtag das Fechenbach-Urteil als hieb- und stichfest erklärt und hinzugefügt hatte: „Ich schließe mich durchaus der Meinung an: hier ist tatsächlich ein hochgefährlicher Schädling der gerechten Strafe übergeben worden". Neuerdings hat Freymuth (Vorwärts, 13. VIII. 24, Morgenausgabe) bekanntgegeben, daß drittens jener Herr von der Pfordten, der an dem Ludendorff-Hitler-Umzug durch München teilnahm und dabei erschossen wurde, Mitglied des bayrischen Obersten Landgerichts war! Darf man wohl von den exponierten Mitgliedern dieses Gerichts auf die mehr im Stillen blühenden schließen? Radbruchs Gewissen, nur mit der Wahrung des bayrischen Prestiges beschäftigt, ließ diesen Schluß nicht zu. Die Subtilität, mit der das Oberste Landesgericht in seinem inzwischen erstatteten Gutachten die Prüfung der Frage, ob Fechenbach die Tat, um derentwillen er zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt worden ist, überhaupt begangen hat oder nicht, vermied, sich versteckend hinter den „tatsächlichen Feststellungen" des Volksgerichts, obwohl diese „tatsächlichen Feststellungen" im entscheidenden Punkt auf dem Gutachten des Sachverständigen Dr. Friedrich Thimme beruhten, das dieser, vermöge besserer

Einsicht, später widerrufen hat, was nach der Meinung des Obersten Landesgerichts „selbstverständlich" „belanglos" ist — diese Subtilität (um kein deutsches Wort zu sagen) beweist, daß jener Schluß sehr erlaubt gewesen wäre.

Minister Radbruch aber wußte die Gerechtigkeit bei diesem Edelgericht in guten Händen und stellte seine „Erwägungen" ein. Dafür rühmt er sich seiner Taten als Abgeordneter und als Professor. Man bestreitet sie ihm nicht, noch bestritt man sie ihm. Allein das Bittere, das Entmutigende, das Erbitternde war ja grade die Diskrepanz zwischen der Haltung des Theoreten und der des Ministers. Was nützen uns protestierende Kritiker, die, wenn sie zur Macht durchstoßen, sofort kleinbeigeben? Was nützen uns Präzisionsgehirne, die, sobald das Schicksal ihre Inhaber auf einen Regierungsstuhl hebt, zu funktionieren aufhören? Was nützen uns linke Intellektuelle, die als Reichsleiter klägliche Schwachmatici werden? Dann ziehe ich rechte Unintellektuelle schon vor; unser Kampf gegen diese wird wenigstens nicht durch Sympathie für den zerebralen Typ gebrochen!

Kein Mensch hat von Radbruch den Einmarsch nach Bayern verlangt; keiner auch nur Bayerns wirtschaftliche Abschnürung. Ich habe in der Schrift, die ihn angreift (und die er angreift), ausdrücklich das „friedliche Mittel" empfohlen, eben jenes, das Artikel 13 RVf. an die Hand gibt: Befragung des Reichsgerichts. Dies Mittel „war ausgeschlossen", sagt Radbruch, „nachdem gerade das Reichsgericht ihre (der bayrischen Volksgerichte) Rechtsgültigkeit anerkannt hatte". Das ist ein Irrtum, der schon in Radbruchs Reichstagsrede vom 3. Juli 1923 vorkommt. (Man vergleiche: ‚Das Fechenbach-Urteil vor dem Deutschen Reichstage', Verlag G. Birk & Co. m. b. H., München 1923; ferner, für die Rechtslage: ‚Der Fall Fechenbach'. Juristische Gutachten. Herausgegeben von Dr. Max Hirschberg und Dr. Friedrich Thimme; Verlag I. C. B. Mohr, Tübingen 1924.)

„Rechtsgültigkeit" stellt sich bei näherer Prüfung als ein verschmierender Begriff heraus. Er faßt zur Einheit zusammen, was streng getrennt ist: die formelle Gültigkeit eines Gesetzes (welche dann vorliegt, wenn es auf verfassungsmäßigem Wege zustandegekommen ist) und die materielle Rechtmäßigkeit eines Gesetzes (welche dann vorliegt, wenn sein Inhalt der Verfassung — oder im Falle des Landesgesetzes: dem Reichsrecht — entspricht). Hat das Reichsgericht die „Rechtsgültigkeit" der bayrischen Volksgerichte „anerkannt"? Ja und nein. Es hat am 4. April 1922 in einer Landesverratssache Kirchpfennig das Volksgericht München I für zuständig erklärt, unter Berufung auf Artikel 4[1] des bayrischen Gesetzes über die Volksgerichte und auf andre Bestimmungen (ich verdanke die Mitteilung dieser Tatsache Herrn Professor Radbruch), und es hat demnach implicite die — in der Tat nicht bestreitbare — formelle Gültigkeit des bayrischen Gesetzes über die Volksgerichte bejaht; die materielle Rechtmäßigkeit dieses Gesetzes anzuerkennen, ist ihm nicht eingefallen.

Das Problem des richterlichen Prüfungsrechtes ist so ziemlich das umstrittenste in der gesamten Rechtswissenschaft. Es gibt Gelehrte, die dieses Recht völlig bestreiten, und solche, die sogar eine Pflicht annehmen; einige bejahen es nur gegenüber den Verordnungen, einige auch gegenüber den Gesetzen; manche sind Anhänger der materiellen, manche nur der formellen Prüfung. Zu den Anhängern nur der formellen Prüfung gehören immerhin Juristen wie Bluntschli,

Brie, Enneccerus, Anselm von Feuerbach, v. Gierke, Gneist, Göz, Heffter, Hellwig, Hiersemenzel, Kahn, Klüber, Georg Meyer, v. Pfizer, L. W. Pfeiffer, Reyscher, v. Rönne, v. Sarwey, Lorenz von Stein, Weishaar, Wielandt. Diese Autoren sind der Ansicht, daß, solange die Verfassung nicht etwa positiv das Gegenteil sage, der Richter nicht berechtigt sei, die materielle Rechtmäßigkeit eines formell einwandfreien und also gültigen Gesetzes zu prüfen. Natürlich hat so ziemlich jeder dieser Autoren eine im Einzelnen von der jedes Andern abweichende Meinung, und natürlich ist die Problematik dieser Dinge zehntausendfach komplizierter, als ich sie hier schildere; aber schließlich kann zwar die Szene wohl zum Tribunal, doch die ‚Weltbühne' nicht zum Archiv für Staatsrecht werden. Sollte sich Professor Radbruch, für welchen es selbstverständlich zu sein scheint, daß die Anerkennung der Zuständigkeit eines Gerichts auf Grund eines Gesetzes die Anerkennung der materiellen Rechtmäßigkeit dieses Gesetzes in sich schließe, mit der Frage eingehender zu beschäftigen wünschen (keine Ironie; er ist ja Strafrechtler im Hauptfach, nicht Staatsrechtler), so verweise ich ihn auf die umfangreiche Monographie dieses Problems von Friedrich Schack: ‚Die Prüfung der Rechtmäßigkeit von Gesetz und Verordnung', Verlag Franz Siemenroth, Berlin 1918.

Schack selber führt mit bemerkenswertem Scharfsinn aus, „daß Rechtmäßigkeit und Gültigkeit keineswegs identische Begriffe sind"; „daß trotz Unrechtmäßigkeit ein Staatsakt doch ganz oder teilweise gültig sein kann" (Seite 100); mithin zum Beispiel ein Gesetz wie jenes bayrische über die Volksgerichte gültig und für die Richter verbindlich, obwohl es seinem Inhalt nach dem Recht zuwiderläuft. Das bayrische Gesetz über die Volksgerichte ist verfassungsgemäß zustandegekommen; die Zustimmung des Landtags fehlte nicht, es wurde korrekt ausgefertigt und verkündigt; die formale Prüfung seiner „Rechtsgültigkeit" ergibt also ein Ja, und im Sinne dieses Ja ist das Erkenntnis des Reichsgerichts zu verstehen. Die Frage, ob dieses Gesetz im Einklang mit dem Reichsstrafprozeßrecht und damit mit der Reichsverfassung stehe oder nicht, ob es also nicht vielleicht aus materiellen Gründen „rechtsungültig" sei, hat das Reichsgericht sich (mit Recht) gar nicht vorgelegt. Radbruch irrt, wenn er meint, die Berufung auf Artikel 178 [3] RVf. in der erwähnten Entscheidung des Reichsgerichts beweise, daß dieses die bayrischen Volksgerichte auch materiell als rechtmäßig, nämlich als reichsverfassungsgemäß, anerkenne. Jene Entscheidung präjudiziert in dieser Hinsicht nichts. Denn Artikel 178 [3] RVf. lautet:

> „Anordnungen der Behörden, die auf Grund bisheriger Gesetze in rechtsgültiger Weise getroffen waren, behalten ihre Gültigkeit bis zur Aufhebung im Wege anderweitiger Anordnung oder Gesetzgebung."

Das Reichsgericht durfte und mußte mit dem Hinweis auf diesen Artikel die Gültigkeit jener bayrischen Verwaltungsakte begründen, die auf Grund des Gesetzes über die Volksgerichte (vom 12. VII. 1919) erfolgt waren: der Verordnung vom 19. VII. 1919 und der Bekanntmachung vom 22. VII. 1919; weiter nichts. Ueber die inhaltliche Rechtmäßigkeit des Volksgerichtsgesetzes selbst sagt die Berufung auf Artikel 178 [3] RVf. nicht das Mindeste aus; denn ein Gesetz ist keine „Anordnung der Behörde". Anordnungen der Behörden sind Akte der Verwaltung; das Volksgerichtsgesetz war ein Akt der Legislative. Wenn am 2. und 3. Juli 1923 der damalige Reichsjustiz-

minister Heinze und der nachmalige Reichsjustizminister Emminger, damals Abgeordneter, die angebliche Verfassungsmäßigkeit der bayrischen Volksgerichte aus Artikel 178^{3} abgeleitet haben, als ob das Gesetz über die Volksgerichte die „Anordnung" einer „Behörde" sei, so kann man dazu nur sagen: Das ist nicht Interpretation, das ist... ganz etwas Andres! Gälte diese Logik, dann wären ja reichsrechtswidrige Landesgesetze bis in alle Ewigkeit „verankert" und anfechtungssicher; die Parlamente solcher Länder müßten sich nur einfach dauernd weigern, jene Gesetze zu beseitigen, und ihre Regierungen, die Ausführungsbestimmungen dazu. Der Artikel 13^{1} RVf. — „Reichsrecht bricht Landrecht" — wäre durch Artikel 178^{3} außer Kraft gesetzt, die Reichsverfassung höbe sich selber auf! So irrsinnig ist sie aber, trotz manchen Mängeln, nicht, und wir verbitten uns, daß Heinze, Emminger und andre Feinde der Republik uns weismachen wollen, sie sei es.

Zu Ehren Radbruchs ist festzustellen, daß er sich für sein Teil, als Abgeordneter, in der gleichen Reichstagssitzung gegen die Zumutung einer so dreisten Auslegung des Artikels 178^{3} verwahrt hat, sehr sanft freilich, und daß er sich für die Verfassungswidrigkeit der Volksgerichte ausgesprochen hat. Leider hat er zuvor und dann später, als Minister, dem Reichsgericht nicht Gelegenheit gegeben, sich seiner Auffassung anzuschließen — in der, wie ich dartat, irrigen Annahme, es liege ein Präjudiz, entgegengesetzten Inhalts, bereits vor.

Dieser Irrtum wurde vielleicht dadurch hervorgerufen oder erleichtert, daß die herrschende Meinung grade unter jenen Juristen, die grundsätzlich allein die Prüfung der formellen Rechtsgültigkeit der Gesetze durch die Richter anerkennen, als einzige Ausnahme von dieser Regel die Prüfung der Vereinbarkeit einer landesrechtlichen Norm mit dem Reichsgericht behauptet. Diese Frage, obwohl materiell, unterliege der richterlichen Prüfung allerdings. (So zum Beispiel Schack, Seite 285.) Aber das galt ja nur, solange die alte Reichsverfassung galt, welche eine direkte Rechtskontrolle der Landesgesetzgebung nicht kannte. Damals war tatsächlich die Kompetenz der Gerichte, die Landesgesetzgebung indirekt zu kontrollieren („incidenter", nämlich anläßlich eines andern Rechtsstreits), nicht bezweifelbar. Ganz anders seit 1919! Die Verfassung der Republik brachte die bemerkenswerte Neuerung einer direkten Kontrolle, welche „die Frage der Vereinbarkeit des Landesgesetzes mit dem Reichsrecht nicht nur mittelbar und als Incidentfrage, sondern unmittelbar und als Prinzipalpunkt" erfaßt und somit auch die Möglichkeit gewährt, „Landesgesetze als mit den Reichsgesetzen unvereinbar mit allgemeinverbindlicher Wirkung für ungültig zu erklären oder aufzuheben" (Gerhard Anschütz: ‚Die Verfassung des Deutschen Reichs', Verlag Stilke, Berlin 1921, Seite 47/48). Diese direkte Kontrolle wird eben in Artikel 13^{2} der Verfassung statuiert. Es geht aus seinem Text allerdings hervor, daß sie von dem „obersten Gerichtshof des Reichs" erst dann ausgeübt werden darf, zumindest: erst dann ausgeübt zu werden braucht, wenn „die zuständige Reichs- oder Landesbehörde" ihn deshalb „angerufen" hat. Eher ist er zu dieser Kontrolle nicht berechtigt, zumindest: nicht verpflichtet. Und in dem von Radbruch erwähnten Fall hat er sie tatsächlich und rechtens nicht ausgeübt. Mit der Zuständigkeit hat er keineswegs die Verfassungsmäßigkeit des Volksgerichts anerkannt. Das im April 1922 erkennende Reichsgericht ist

gar nicht das Reichsgericht gewesen, von dessen Anrufung Artikel 13 [2] RVf. spricht. Es handelt sich um zwei verschiedene Funktionen des gleichen Organs.

Das Reichsgericht hat bis zum heutigen Tage eine Entscheidung darüber, ob die bayrischen Volksgerichte mit dem Reichsrecht vereinbar sind, nicht gefällt. Diese Entscheidung aber zu erzwingen, war mit Rücksicht auf Fechenbach, einen Menschen, der unschuldig langsam zu Tode gemartert wird, ich wiederhole das, Radbruchs Ministerpflicht. Sie bleibt die Pflicht seiner Nachfolger. Denn auf den Gnadenspruch der bayrischen Regierung werden wir vergeblich warten; und Revision oder Wiederaufnahmeverfahren läßt das hundsföttische Gesetz über die Volksgerichte bekanntlich nicht zu. Führt freilich der Reichstag durch Gesetz das Wiederaufnahmeverfahren gegenüber Urteilen der bayrischen Volksgerichte ein (und das steht wohl bevor; am 26. Juli dieses Jahres hat er einen entsprechenden Gesetzentwurf in zweiter Lesung angenommen; die unverzügliche Verabschiedung in dritter Lesung scheiterte am Widerspruch des Bayrischen Bauernbundes!), dann dürfte die Anrufung des Reichsgerichts aus Artikel 13 [2] RVf. überflüssig sein. Nun, der bayrische Partikularismus wird so und so Mordio schreien. Bangt man, über den Protest Münchens hinwegzuschreiten oder, falls es sein muß, ihn zu zertreten, dann wird man zum Rechte nie vordringen. Der Eine fragt: Was kommt danach?, der Andre: Was ist recht?, und also unterscheidet sich der Freie von dem Knecht. Bemerkenswert, daß ein eifriger Förderer des auf den weißblauen Einspruch pfeifenden Reichswiederaufnahmegesetzes (dieser Lex Fechenbach), nämlich der volksparteiliche Abgeordnete Kahl, ein konservativer und professoraler, aber vom Pathos der Gerechtigkeit erfüllter Charakter, die entsetzlichen innenpolitischen Folgen entschlossenen Einschreitens gegen die bayrische Haßjustiz offenbar weniger fürchtet, als der sozialdemokratische Minister Radbruch sie gefürchtet hat.

Körperbildung, Nacktkultur von Walter von Hollander

I.

Man erinnert sich jenes Presse-Rummels, der Ende 1923 gegen den Lehrer Adolf Koch entfesselt wurde, weil dieser in Schulräumen Gymnastik mit nackten Kindern beiderlei Geschlechts „getrieben" habe. Die heftigen Angriffe hatten insofern Erfolg, als die religionslose Schule diskreditiert und der Lehrer Koch zwangsmäßig beurlaubt wurde (und jetzt eine Warnung oder einen Verweis erhalten hat). Koch hat nun in seinem Sammelband: ‚Körperbildung, Nacktkultur' (bei Ernst Oldenburg in Leipzig) Alles zusammengetragen, was von Freunden und Gegnern der „Nacktgymnastik" geschrieben und gearbeitet worden ist, und das hat ein Buch ergeben, das weit über das Titelthema hinaus in erregender Weise einen Querschnitt legt durch alle heutige Fragen der Pädagogik.

Das Buch ist ein nahezu lückenloser Ueberblick über die Front der Gegner einer jeden Schulreform. Die Stimmen der Reaktionäre aller Schattierungen sind hier vereint, und man bekommt endlich einen Begriff, mit welch minderwertigen Mitteln, mit wie

plumper Taktik und wie gemütsverbrämter Gemeinheit in Schulfragen gegen Alles angegangen wird, was ein bißchen nach Fortschritt riecht.

II.

Es ist in Sachen der Pädagogik fast so schlimm wie in Sachen der Kunst: jeder Mensch hält sich da für kompetent; jeder Laie glaubt, in Erziehungsfragen mitreden zu können — und so ist der erste Eindruck, den man von Kochs Buch bekommt, der einer tiefen Entmutigung über all den unverhüllten Unsinn, über das seichte Geschwätz einer Presse, die sich vollständig unmöglich machen würde, wenn sie beispielsweise in der Politik so sachunkundig, so an den Tatsachen vorbeireden wollte.

Die Körperbildung im Allgemeinen und die Gymnastik im Besondern sind neue, auch von Fachleuten durchaus umstrittene Gebiete, Gebiete, die man nicht ohne weiteres beherrscht, und in die man nur nach sachlicher Arbeit eindringen kann, und so ist natürlich grotesk, was da die Herren in Stadtverordneten-Versammlungen und Presse-Referaten von sich gegeben haben. Nicht ein einziger dieser Herren Journalisten von der Deutschen Tageszeitung über den Berliner Lokalanzeiger und die Leipziger Neuesten Nachrichten bis zur Germania, nicht einer der Stadtverordneten von Knüppel-Kunze bis Troll weiß, was Gymnastik ist, und so haken sie sich alle bei der Arbeit Kochs nicht nur aus propagandistischen Gründen an der Nacktheit fest, sondern faseln auch alle, ihrem Niveau und ihrer Cabaret-Erfahrung gemäß, von Nackttänzen in Gemeindeschulen.

Das hat mit den Tatsachen nichts zu tun. Gymnastik ist der Versuch, den mißhandelten und heruntergekommenen Körper des Menschen von heute durchzubilden. Das Wesentliche an der Gymnastik ist eine nicht durch Worte, sondern nur durch körperliche Uebungen erfaßbare Anschauung von den Zusammenhängen des Körpers. Die Uebungen richten sich äußerlich auf eine Wiederherstellung der Gebrauchsfähigkeit des Körpers, innerlich auf eine Beherrschung des durchgebildeten Körpers von einem Zentrum aus, das heißt: auf eine Konzentration, von der aus Wege in die Mitte jedes Dinges führen.

Man hat eingesehen, daß das deutsche Turnen und der Sport nur Teilresultate erzielen können, und daß besonders der Sport durch seinen Hang zur Spezialistenkönnen und Rekorden eine seelische und körperliche Einseitigkeit züchtet, die grade für den Durchschnittsmenschen von heute sehr schädlich sein muß.

Gymnastik erfaßt den ganzen Körper. Sie kann ihrem Wesen und Ziel nach nicht vor einzelnen Körperteilen Halt machen. Der Mensch zerfällt für die Gymnastik weder in eine körperliche und eine seelische Hälfte noch in anständige und unanständige Teile. Die christliche Anschauung von dem Körper als dem Sündenträger hat nicht Platz in der Gymnastik, und die Allgemein-Anschauung von dem nackten Körper als Geschlechtsträger ist für den Gymnastiker absurd.

Das Körperlich-Geschlechtliche, ein Herd der Verkrampfung und der Keim des Zwiespalts für die meisten Menschen, wird in die Gymnastik voll einbezogen. Das unterscheidet sie von andern Körperbildungsversuchen; aber es macht sie nicht zu einer Körper-

bildung aus dem Geschlechtlichen heraus. Die Gymnastik steht vielmehr auf dem Standpunkt, daß sowohl die Geheimniskrämer und Vögel Strauß wie die Neo-Erotiker dem Geschlechtlichen zuviel Ehre antun.

Aus allen diesen Gründen ist für die Gymnastik das Gegebene und Natürliche, daß nackt geübt und gearbeitet wird. Es ist nur folgerichtig, daß Adolf Koch nach einigen andern Versuchen seine Kinder die Badehose hat ablegen lassen. Dem Gymnastiker ist das selbstverständlich, nicht nur weil er den Körper als unteilbar und in allen Teilen zusammenhängend ansieht, sondern auch, wie Koch durchaus richtig betont, weil durch die Badehose ein sachgemäßes Arbeiten schwer gemacht wird, weil die Selbstbeobachtung da ebenso gehemmt ist wie die Beobachtung des Lehrenden.

Ebenso natürlich ist übrigens auch, daß der Lehrende Korrekturen durch Handanlegen gibt — nur ein genialer Lehrer hat das nicht nötig —, und es ist ja auch für einfache Menschen nicht recht ersichtlich, wieso und warum denn eigentlich die Berührung eines nackten Körpers durchaus geschlechtlich sein muß. Es gehört die Begriffsverwirrung eines Jahrtausends dazu, um Nacktheit und Geschlechtlichkeit so untrennbar durcheinanderzurühren. Es gehört politische Böswilligkeit dazu, um aus Gymastik Nackttänze zu machen.

III.

Um die Entwirrung dieser Verwirrung geht es. Aus dieser Verwirrung mit ihren depravierenden Folgen — von Lungentuberkulose über Onanie und Bordell bis zur Geschlechtskrankheit — sucht man einen Weg. Es erscheint mir ganz gewiß: nachdem der christliche Weg, das Geschlechtliche zu bändigen, in eine so unheilvolle Lage geführt hat, muß dieser andre Weg über den gesunden und natürlichen Körper gesucht werden.

Die Leute um Koch haben nach vielen andern diesen Weg beschritten und propagieren außer der Gymnastik konsequenterweise alle Bestrebungen, für die man einen ebenso abscheulichen wie irreführenden Namen gebraucht: die Nacktkultur.

Man kann (und will) nicht etwa die Nacktheit im Gegensatz zur Bekleidetheit kultivieren, sondern man will den Weg zu einer natürlichen und darum gesunden Nacktheit zurückfinden; man will vor allem mit jener unglückseligen Verkuppelung von Nacktheit und Sexualität Schluß machen, als welche so viel geistige und körperliche Krüppel hervorgebracht hat. Nacktkultur — das ist das zwanglose Zusammensein von Menschen beiderlei Geschlechts in Luft, Sonne und Wasser, bei Spiel und Sport. Das ist eine schöne und so gesunde Sache, daß sie täglich an Boden gewinnt, Tausende von Anhängern und bald Hunderte von Vereinen hinter sich haben wird.

Es muß aber einmal im Interesse beider Bewegungen eine scharfe Scheidung zwischen Gymnastik und Nacktkultur vorgenommen werden. Nacktkultur erwartet meines Erachtens zuviel vom Wegfall der Kleider. Das ist eine negative Sache, ist zwischen anständigen Menschen eine Angelegenheit des Geschmacks und der Hygiene und sonst eine Sache, die ihre erzieherischen Meriten hat.

Sie ist aber, solange sie existiert, immer ein wenig lächerlich gewesen, weil sie mit dem Menschen umgeht, wie er zufällig ist, und nicht mit dem, wie er sein könnte. Der Mensch ist aber heute — außer in Glücksfällen — immer ein wenig mißbildet und darum keine öffentliche Angelegenheit. Nacktkultur, um bei dem scheußlichen Wort zu bleiben — und das wissen die Leute um Koch ganz genau —, kann sich nur aufbauen auf Gymnastik, die den Körper so durchbildet, daß er gesehen werden darf und gesehen werden kann.

Für die Gymnastik wiederum ist zwar die Nacktheit eine selbstverständliche Arbeitsvoraussetzung und ein natürlicher Uebungszustand, aber kein Ziel und keine „Forderung". So wenig, wie man etwa vom Turner „fordert", er solle nicht im Straßenanzug turnen, so wenig fordert man vom Gymnastiker die Nacktheit. Daß sich durch die Gymnastik eine natürliche Stellung zur Nacktheit und durch die gemeinsame Gymnastik der beiden Geschlechter eine natürliche Stellung zu einander ergibt, ist selbstverständlich und erfreulich.

Ob im Augenblick schon opportun ist, die beiden Geschlechter zusammen üben zu lassen, ist eine andre Frage. Im Allgemeinen sollte man den Lehrenden die Entscheidung darüber lassen.

Jedenfalls sollten Leute, die nichts davon verstehen, nicht mit Sauglockenton dazwischenfahren.

IV.

Hier aber beginnt die Schwierigkeit. Gegen jede Neuerung stehen die alten Machthaber und versuchen, den neuen Geist mit allen Mitteln totzuschlagen. Tolerant darf erst sein, wer in der Macht ist. Der soll es sogar sein. Denn Intoleranz rächt sich. Herren, die glauben, eine so mächtige Bewegung, wie die Gymnastik-Bewegung, die aus der Gesundungssehnsucht weiter Schichten kommt, mit Beschimpfungen, Lästerungen und Entstellungen, mit Suspendierung von Lehrern und Verboten verhindern zu können — die irren sich. Sie können das Tempo verlangsamen, aber die Kraft nicht lahm legen. Was sich mit solcher Wucht gegen Trägheit und Vorurteilen durchkreuzt hat — das bleibt.

In der Tat hat es sich ja auch im Falle Koch nicht um die Gymnastik gehandelt, auch nicht um Adolf Koch, sondern um einen willkommenen Anlaß, gegen den verhaßten Stadtschulrat Paulsen als den Vertreter der weltlichen Schulen anzurennen. Betrachtet man dieses Manöver in Zusammenhang mit den Machenschaften des reaktionären Kultusministeriums in Thüringen, das durch Dekret alle fortschrittlichen Lehrkräfte lahm gelegt hat (eine bösartige und für den Staat teure Maßregel), so weiß man, wo das Alles hinaus will.

Die Reaktion bereitet den Sturmangriff auf die fortschrittliche Schule vor. Der Kampf um die Schule ist — dafür der Fall Koch nur ein Beispiel unter vielen — in ein gefährliches Stadium getreten.

Es ist darum besonders wichtig, die Begriffe zu klären und die nächsten Ziele scharf im Auge zu behalten.

Der Vetter aus Amerika von Arthur Eloesser

Vor einigen Wochen wurde ich durch den Besuch von Dr. Ludwig Lewisohn erfreut, der in New York die sehr besonnene, sehr gerechte Wochenschrift ‚The Nation' mit herausgibt, und der in Amerika als der erste Theaterkritiker gilt. Die Tage, die wir zusammen verbringen und verplaudern durften, waren grade nicht verregnet, aber sonst setzte mich der Besuch in einige Verlegenheit. Amerika ist in den letzten Jahren von einigen deutschen Schriftstellern entdeckt worden mit seinen Wolkenkratzern, mit seinen Liftexpreßzügen, mit seinen Riesenhotels, mit seinen Riesenkinos, mit seinen Ford-Automobilen, die so dicht fahren, daß kein Mensch mehr vorwärts kommt, kurz: mit Allem, was großartig und sogar jroßartig ist. Was sollte ich unserm Gast vorsetzen, damit wir ihm auch imponierten? Erst wollte ich ihn nach Weimar bringen. Aber das geistige Kapitol Deutschlands wurde grade von der Roethe-Gesellschaft, dann von Bartels und Ludendorff als Sanktionsgebiet besetzt gehalten. Mein Freund ist als Professor des Deutschen an der Universität Central City gemaßregelt worden, weil er zu Ehren von Gerhart Hauptmann, Nietzsche und Goethe schrieb, weil er die geistige Kultur Deutschlands — so wie er sie versteht — auch während des Krieges als der Welt unentbehrlich verkündete. Das hätte ihm in Weimar nichts geholfen, da schon sein Name besagt, daß seine Altvordern nicht zugleich mit ihren Leibrössern in ihren Hünengräbern bestattet liegen.

Was sollte ich unserm Gaste vorsetzen? Unsre führenden Männer, indem ich meine außerordentlichen Beziehungen spielen ließ? Verlangen danach schien nicht vorhanden. Unsre Bücher? Die kennt er besser als ich. Lewisohn hat außerordentliche Essais über die moderne deutsche Literatur geschrieben, und er sagt auch aus dem Gedächtnis ganze Bände auf von Dehmel und Rilke und Stefan George. Unser Theater, womit ich mich sonst zu retten pflegte? Und dessen Amerikanisierung, wie man sagt, doch erst angefangen hat? Ihr könnt euch auf mich verlassen. Ich habe Alles getan, um von ihrer sommerlichen Repräsentation einen Kritiker fernzuhalten, der eine wahrhaft intuitive Anschauung von Reinhardt und Brahm hat, obgleich er von dem lebenden Buddha nur die große Pantomime und von dem toten gar nichts kennt. Ich habe mich damit begnügt, dem Freunde und Kollegen ein Glas Rheinwein — so leben wir alle Tage — vorzusetzen, und das hat er getrunken, nicht wie ein Amerikaner, der sich aus der Proibition in die Ausschweifung stürzt, sondern wie ein Freier und Fröhlicher, die von einem wichtigen Menschenrecht Gebrauch macht. Dieser Mann geht mit dem in Amerika unedel gewordenen Tropfen um, als ob auch seine ältesten Vorfahren auf beiden Ufern des Rheins gesessen hätten. Oder liegt es daran, daß auch unser Herrgott — der von Ludendorff konnte noch nicht schreiben — auf hebräisch in seine Bibel gesezt hat, daß der Wein des Menschen Herz erfreut?

In ‚Up Stream', einem der wertvollsten Bücher, die seit dem Kriege überhaupt erschienen sind, protestiert Ludwig Lewisohn gegen die Proibition von Wein und Liebe und Philosophie und Kunst im freien Amerika; ein doppelt Fremdstämmiger, wie man

auch drüben sagt und ihm besonders gesagt hat, protestiert im Namen der Freiheit, wie Emerson und Whitman sie verstanden haben. Fordert statt der angeblichen die echte Demokratie, die dem Menschen das Grundrecht der sittlichen Unabhängigkeit verbürgt. Ich will Lewisohn seine Lebensgeschichte, die er symbolisch „an american chronicle" nennt, nicht nacherzählen, umso weniger, als sie bald auf Deutsch in der Frankfurter Sozietätsdruckerei erscheinen wird. Einen Händedruck aber, man behält seine Hand dauernd in der eignen, schulde ich ihm als Berliner schon für das wunderbare Kapitel seiner Kindheit. Denn nun muß endlich die Wahrheit heraus, daß diese sich in Berlin und sogar, wo es am uninteressantesten und am unheroischsten ist, so zwischen der Jerusalemer Kirche und der Franzer-Kaserne abgespielt hat. Berlin hatte das Glück, muß man wohl sagen, schon von dem Achtjährigen verlassen zu werden, als seine Eltern nach Amerika auswanderten. So wurde ihm Berlin zum Traum, mit dem Tiergarten und dem Goldfischteich, mit der romantischen Sommerwohnung an der Oberspree und mit den kahlen Hölzern, die auf viel Sand und weniges abgetretenes Gras gebaut den Grunewald bedeuten. Ganz außerordentlich hat seine Erinnerung die protestantisch-norddeutsche Atmosphäre erfaßt, in der auch eine Familie Lewisohn, nahe der Jerusalemer Kirche, weit von Jerusalem, damals leben mußte und konnte. Was nahm der Junge aus Deutschland mit? Die Märchen der Grimm, Bechstein, Andersen, und sehr früh gesegnet die Lieder der Schubert und Schumann, die seine Mutter am Klavier sang. Der Vater, zu Geschäften nicht sehr geeignet, hat noch in Amerika, und sogar in einem südstaatlichen Nest, Beethoven gespielt und Kant gelesen. Beide Eltern litten dort schwer an gesellschaftlicher und seelischer Vereinsamung, sie wurden keine richtigen Amerikaner mehr.

‚The making of an American' — die Anfertigung eines Amerikaners heißt eins der ersten Kapitel vom neuen Leben. Doch ich will, wie versprochen, das Buch nicht nacherzählen, das Ihr euch in der Uebersetzung ebenso gut zu Weihnachten wie zu Chanuka schenken könnt. Von den freundlichen Methodisten in ihre christliche Heiterkeit aufgenommen, wird der Schuljunge, wird der Jüngling ein richtiger Amerikaner, der ganz genau weiß, wie schicklich gehandelt und gedacht werden darf. Die amerikanische Mühle hat ihn eingeschluckt und wieder herausgegeben nach ihrem unfehlbaren Modell, wovon es in Onkel Sams Familie hundert Millionen Exemplare gibt. Aber schon der Student beginnt seine Entdeckungen zu machen von Dingen, über die in dieser saubern, glücklichen, harmonischen Familie nicht gesprochen werden darf. Daß es etwa zwei Geschlechter gibt, die sich durch mehr als die Länge der Haare — wenigstens damals — unterscheiden, und daß dieser Unterschied auch ohne Erlaubnis des Standesbeamten uns zu beschäftigen, sogar zu beunruhigen geeignet ist. Die andre Entdeckung gilt dem Unterschied, der wiederum zwischen den Männen existiert, obgleich die Betreffenden und die Betroffenen ihn nicht zugeben wollen als gleichgebürtige und gleichberechtigte Kinder der größten Demokratie. Der Jude wird in den akademischen Kreisen, im Bezirk der reinen Forschung und des Denkens nicht grade beleidigt, nicht grade zurückgestoßen, sondern

nur höflich zur Tür hinauskomplimentiert, auch wenn er mit den besten Zeugnissen eingetreten ist und sehr anerkannte Beweise seines Talents und seines Wissens auf den Tisch gelegt hat. Der Amerikaner macht noch manche andre Entdeckung, vor allem die einer Plutokratie, die alle Mittel ihrer Gesetzgebung, ihrer Politik, ihrer Presse, ihrer Universitäten und ihrer Kirchen gebraucht, um sich ihre tatsächliche, ihre wirtschaftliche Uebermacht noch einmal als vom Volke, also von Gott gewollte Herrschaft bestätigen zu lassen.

Diese Lebensgeschichte eines Amerikaners wird ganz von selbst zu einer Geschichte amerikanischen Lebens, eine wahrhaft kritische und darum schöpferische Leistung, aus lauter Wirklichkeiten eine Dichtung, so leise wie stark und unglaublich aufrüttelnd vorgetragen, in edler Prosa fast gesungen von einem Menschen, der sehr stolz geworden ist, weil er das Fürchten verlernt hat. Was fürchten? Es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen dem europäischen und dem amerikanischen Risiko der Opposition. Der deutsche oder französische Schriftsteller lebt ja zunächst von der Opposition; auch wenn der Staat ihm einige Scherereien macht, und wenn er sich moralisch auf den Kopf stellt, künstlerisch auf den Händen läuft, er kann eine Minorität finden, die ihn trägt und deckt. Es gibt bei uns viele Arten von Publikum, und man kann schlimmstenfalls auch vom Anderssein leben. In Onkel Sams glücklicher Familie ist es sündhaft, anders zu sein, anders zu denken, und wer sich auf einer persönlichen Meinung gegen die allgemeine ertappt, hält sich wohl selbst für einen schlechten Christen, dem man den Gefallen der Teufelsaustreibung erweisen muß. Auch Lewisohn hat einmal am schlechten Gewissen gelitten, aber nachdem er viel erfahren und viel geweint hatte, lernte er auch das Lachen des Befreiten. In diesem Buche schluchzt es noch von Bitternissen, aber wenn sein Lachen noch einmal klingt, wird es fröhlich sein und Schätze von Gold wert, wie sein Meister Gerhart sagt. David gegen Goliath — ein kleiner Schriftsteller gegen die größte Demokratie. Aber er hat getroffen; das Buch eines Fremdstämmigen hat in Amerika einen ungeheuern Eindruck gemacht, das sich nach dem Kriege so gut wie Europa mit einer neuen Reaktion belastete, mit dem neu erwachten Ku Klux Klan befleckte.

Der Mann, der sich gegen den Strom behauptete, will in Amerika nicht nur geduldet sein, weil er an der Spree geboren ist, und weil seine Vorfahren ihre Harfen an die Weiden der Wasser Babels gelehnt haben. Amerika, du hast es besser — oder du solltest es besser haben. Die europäischen Staaten, meint Lewisohn, können sich, wenn auch trügerischer oder irrtümlicher Weise, darauf berufen, daß sie auf der Einheit einer Rasse gegründet sind. Amerika hat alle Nationen, auch die der Armen, der Enttäuschten, der Bedrückten, bei sich empfangen. Wer dort ist, hat das Recht, dort zu sein. Wieviel Eingewanderte sind wirklich assimiliert? Meint Ihr die Baseballspieler, alle die Glattrasierten mit demselben so hochmütigen wie frechem Gesicht, die geistig grade noch imstande sind, eine schlechte Zeitung zu lesen und daraus ihr Kauderwelsch zu ziehen? Unter den Millionen ist es Einer. Ich bin dieser Eine. Forschend und dichtend in einer Sprache tätig, die meine eigne geworden ist, und die ich euch rein halte mit reinen Worten

und Gedanken. So ungefähr schreibt der Spreeamerikaner, der sich viel furchtloser hält als irgendein Bankier oder Milliardär, an dem man die Hundertprozentigkeit vermißt. Geist rüstet stärker als Geld. Das ist einmal eine schöne Ausnahme. Und Blut ist dicker als Wasser. Der Freund, meiner und Deutschlands, für das er drüben Einiges ausstehen mußte, hat sich in seiner Geburtsstadt sehr wohl gefühlt und sogar den Kurfürstendamm lieb gewonnen. Das kam aber auch wohl daher, daß er mit einem Glas Bier oder Wein ganz ungestraft unter den Palmen seiner lieblichen Vorgärten verweilen durfte. Aus einer männlichen Tapferkeit, die viele Narben davontrug, ist schließlich ein fröhlicher Mensch erstanden.

Tewje, der Milchmann von Alfred Polgar

Im wiener Carl-Theater spielt das Jiddisch-amerikanische Kunsttheater ‚Tewje, der Milchmann', ein Lebensbild von Schalom Alejchem. Tewje hat das Minimum dessen, was ein Milchmann braucht: Familienleben, einen großen Ziehbrunnen, Gottvertrauen und etwas Bücher. Es widerfährt ihm der Kummer, daß seine jüngere Tochter sich um eines Mannes willen, der Maxim Gorki ähnlich sieht, taufen läßt und den Fremdling heiratet. Tewje sagt sich von ihr los. Nach einigen Jahren kehrt das Mädchen, das bei den Christen sich nie recht wohl gefühlt hat, zu den Seinen zurück, und geht mit ihnen in das eben über die russischen Dorfjuden verhängte Exil. Dieses Lebensbild, in dem die Träne fließt, der Mensch im Menschen gemahnt und mit Augen voll Blick auf Den da oben geschaut wird, ist von frommer Einfalt, von solcher Einfalt, daß schwer zu entscheiden, ob es noch nicht oder nicht mehr als ein Stück profanen Theaters angesehen werden kann.

Für den schlichten Vorfall haben die Gäste ihre eignen Kostüme und Dekorationen mitgebracht, die keinen Verdacht, daß hier durch Ausstattung gewirkt werden soll, aufkommen lassen. Das Theater der jiddischen Amerikaner ist von liebevoller Umständlichkeit im Genrehaften, von naturalistischer Treue in der Darstellung kleinen, gewohnten Lebens. So gab die Zeremonie des Sabbat-Endes eine Szene voll echtester Stimmung. Im Gefühlsausdruck sind die Gäste sehr natürlich, aber mit einem Zusatz von Theatralik zu dieser Natürlichkeit. Die Zubereitung, sozusagen, scheint ein bißchen fett. Am schönsten ist das stumme Spiel der Künstler, ihr bedrücktes Schauen, Hören, Warten. Star der Truppe scheint deren Oberhaupt zu sein, Herr Morris Schwarz, ein Schauspieler der leichten, inhaltsreichen Töne und Gebärden, ein wenig kühl, fast unterschwänglich im lauten, aber wirksam im stillen Affekt. Die amerikanischen Jidden sind brave Schauspieler, von einem guten Regisseur geleitet, aber der Wahn, daß hier besondere Theaterkunst sich offenbare, risse wohl mit dem farbigen Schleier des Jargons entzwei. Bei dem prachtvollen Ben Zwi war das anders, bei der bizarren Mali Picon auch. Da spürte man schon etwas ganz Elementares, eine Fülle, Kraft und Eigenart, die nicht im Jargon steckten, sondern in den Persönlichkeiten, die sich seiner bedienten.

Jakob Wassermann und sein Werk

von **Peter Panter**

„Es ist wahr", erwiderte Angelus, „ohne zu sehen, bist du gegangen, ohne zu wissen, hast du gehandelt, Keinem hast du vertrauen dürfen."
Renate Fuchs

Die Frau Jakob Wassermanns, Julie Wassermann-Speyer, hat ein kleines Buch über ihren Mann geschrieben, das den Titel trägt: ‚Jakob Wassermann und sein Werk' (und im Deutsch-Oesterreichischen Verlag zu Wien erschienen ist).

Schopenhauer hat einmal gesagt, man solle jedem Buch das Bildnis des Verfassers voransetzen, und es ist ja auch wahr, daß uns bei großen Männern das Menschliche ungeheuer nahegeht: wie sieht er aus, wie sah er als Kind aus, wie wohnt er, wo lebt er, was tut er am Tage? Das Beste an diesem Buch ist sein erstes Kapitel: das Leben Wassermanns.

Der kleine Abschnitt, der mit ein paar schönen Jugendbildern versehen ist, bestätigt, was die Bücher längst ausgesagt haben: Wie hat sich dieser Mensch gequält! Gequält mit sich, mit der Umgebung, mit dem Schicksal, mit Hunger, Kälte und Arbeitslosigkeit, mit dem Unvermögen, sich in die rohe Welt des platten Geldverdienens hineinzufinden und in die verlogene der unordentlichen Bürger mit der Samtjacke oder der Hornbrille — Qual und Unschlüssigkeit, Verzweiflung und Selbsthaß, Verlorenheit innen und Hohn außen. Der Lebensabriß hat etwas Erschütterndes.

Schichtweise hat sich das in den Büchern abgelagert; es wäre törichte Philologie, dem im Einzelnen nachzuspüren — man fühlt so oft den eigenen Herzschlag Dessen, der es schrieb.

Die seltsame Blutmischung, die in Wassermann lebt, hat sein Schicksal sicherlich beeinflußt: von Franken nach Wien, zwischen den beiden Nationen lebend und keiner gehörig, Deutscher und Jude, lebte er schutzlos, ohne Hülle, jedem Nadelstich und jedem Hammerschlag doppelt preisgegeben. Und setzt sich nach Irrfahrten, Enttäuschungen, verlorenen Schlachten und entsetzlichen Hungerjahren in Oesterreich fest.

„Es geht nicht ums Können, Daniel Nothafft, es geht ums Sein", heißt es an der entscheidenden Stelle im ‚Gänsemännchen'. Was Wassermanns Frau der Lebensgeschichte noch an literarischen Betrachtungen anfügt, ist nicht sehr wesentlich. So unwesentlich wie alle aesthetischen Untersuchungen seines Werkes. Zweifellos ist die himmlisch unfertige ‚Renate Fuchs' ein besseres Buch als der blendend gemachte ‚Christian Wahnschaffe', es gibt Fehlschläge, leere Seiten, Dinge in seinem Werk, die man nicht mag. Aber er gehört mit dazu. Er ist ein Stück unsres Lebens.

Man hat ihm vorgeworfen, daß er, der Jude, deutscher sei als die Deutschen — sicher ist, daß er der deutschen Seele zu einem Ausdruck ihrer selbst verholfen hat, und daß er so weit fort ist von dem Deutschtum dieser Tage. Wie die dunkle Landschaft unter seinen Händen zu singen anfängt —! Wie Musik, Wälder, Maschinen, Bauernwirtschaft und steinerne Straßen aussagen, was sie sind, was sie ihm sind, und was sie uns sind —! Er hat das Unsagbare gesagt, er ist das, was der Franzose „bourdon" nennt, die tiefe, große Kirchenglocke.

Der ungeheure Fleiß dieses Mannes ist es nicht allein, der einen mit Respekt erfüllt (obgleich das heute, als eine Ausnahme, angemerkt zu werden verdient). Ich habe einmal die Geschichten aus den ‚Schwestern' mit dem Neuen Pitaval verglichen, dem der Stoff teilweise entnommen ist: welche Feinheit in der Verkürzung, welche unmerkliche Umgruppierung der Geschehnisse, Personen und Verknüpfungen — es ist Alles geblieben, und doch anders, doch geheimnisvoller, tiefer, menschlicher. Wie er nun gar das ungeheure Material des Caspar Hauser gemeistert hat, ist ein Rätsel, ein Wunder schon in der Bewältigung des quantitativen Stoffs. (Man weiß vielleicht, daß die Literatur über das aenigma sui temporis heute noch nicht eingeschlafen ist.) Durchtränkt von der Melodie, sehen wir seine Welt auf Schritt und Tritt. Man muß nur die Augen aufmachen. Einmal war er mir ganz nahe. Ich kam an einem Uhrmacherladen vorbei, draußen hatte der Inhaber seine Uhr aufgehängt, und statt der Zahlen hatte er die Buchstaben seines Namens um das Ziffernblatt herumgeschrieben; es waren genau zwölf, es ging grade auf. Der Mann hieß: JOHANNES QUAL.

Und wie alle Bitterkeit im Schaffen aufgelöst ist, wie kein häßlicher Bodensatz zurückgeblieben ist in ihm! Die Frau spricht von seinen ersten Anfängen; Wassermann war damals, um sich ein paar Groschen zu verdienen, Sekretär bei Ernst von Wolzogen. So spricht er über ihn: „Es war der erste Mensch, der mich ermunterte, der erste überhaupt, der mich als Dichter uneingeschränkt ernst nahm, und das bedeutete für mich so viel wie Rettung und Erlösung." Seitdem ist viel Blut die Marne heruntergeflossen, und bei Wolzogen liest mans in den Lebenserinnerungen, mit denen sich meines Wissens Westermann besudelt hat, ungefähr so: Ein kleiner schiefer Jude suchte mich damals viel auf — meine Frau öffnete immer das Fenster, wenn er gegangen war: es war Jakob Wassermann.

Werk ist auf Werk gefolgt, unbeirrbar, unerschütterlich, mag der Wert hier und da geschwankt haben, hügelauf und hügelan ist der Mann sich gleich geblieben. Der letzte große Wurf war: ‚Golowin', die Novelle aus dem ‚Wendekreis', mit dem unsterblich schönen und tiefen Nachtgespräch zwischen der russischen Frau und dem revolutionären Matrosen, in dessen Verlauf der Satz steht: „Haben — welch ein häßliches Wort! Was heißt denn haben, wenn nicht gegeben wird!"

Es ist kein Wunder, daß in diesen Büchern der Traum eine so große Rolle spielt. Ich mißtraue dem literarischen Traum — in der Traumschilderung ist der Dichter unkontrollierbar, entzieht sich der Wertung und schlüpft immer hinter die Ausrede: es war ein Traum. Bei Wassermann ist Leben und Schlaf gleich traumhaft, die Grenzen sind dünnwandig, traumhaft der Rhythmus dieses einzigen Stils, von so viel Vätern befruchtet geht es immer wieder zum Vater hin. Es ist gut, wie in dem Büchlein die Vaterschaft Wassermanns herausgearbeitet ist — neben dem ‚Michael Kramer' ist er fast der Einzige, der abseits der weiten Mutter-Poesie den Vater fast schmerzlich betrachtet: den, ders gemacht hat, den, der dabei steht, dem es aus der Hand wächst, der so gern umarmen möchte und Scheu hat vor Werk und Sohn.

Er ist am Licht. Aber zu denken, daß hunderte und hunderte von Wassermanns sich im Dunkel quälen, sich mühen, untergehen, weil es nicht langt, oder weil sie nicht den glücklichen Zufall treffen, also weil ihr Schicksal es nicht will, weil sie keine Marktware sind, und weil ja Kunst wirklich etwas Ueberflüssiges Störendes und Sinnloses **bedeutet... Ich wundere** mich über Jeden, der noch nicht verhungert ist. Denn der „große Krumme", gegen den die Wassermanns heute angehen, der, der auch gegen sie angeht, hat kaum noch romantische Züge. Der Fette aus der ‚Ulrike Woytich', der mit der entzückenden, aufgeschwemmten Kunstgewerbewohnung, ist der letzte romantische Typus für lange Zeit. Nach ihm kommt der Gleichgültige, der Tüchtige, der, der seinen Frieden mit der Welt gemacht hat — der „es nicht so schlimm findet". Man ist vernünftig geworden. In der Ecke krepieren unterdes Träumer und Selbstquäler, Verzweifelnde und Verzweifelte. Wer Jakob Wassermanns in Liebe und Respekt gedenkt, mag einen ehrfurchtsvollen Gruß ins Dunkel senden.

Filmsaisonbeginn von Frank Aschau

Die Zehn Gebote

Die verfilmte Bibel — das ist noch erschreckender als das verfilmte Nibelungenlied. Kommt man in das Große Schauspielhaus, das auf dem Wege seiner Bestimmung als Massentheater sinnvoll zum Filmtheater geworden ist, so beginnt der Schrecken der Neugier zu weichen. Staunend erblickt man einen Vorhang, auf dem die gediegensten der Zehn Gebote in hebräischer Schrift aufgemalt sind, ferner zu beiden Seiten große Sabbathleuchter, und dann ertönt herrlicher Chorgesang und verbreitet eine Stimmung froher Kulissen- und Opernfrömmigkeit, etwa aus der Gegend von Tannhäuser. Nun teilt sich der Vorhang, und es erscheint der großmächtige Pharao, welcher in seiner bekannten Weise das Volk der Juden harten Proben der Knechtschaft unterwirft. Es erscheint gleichzeitig sofort die Handschrift des amerikanisch-französischen Regisseurs de Mille, der diesen großen Paramount-Film: Die Zehn Gebote geschaffen hat. Sein Bilder-Stil ist gekennzeichnet durch die Entschiedenheit, mit der immer der fruchtbare Moment ergriffen ist, durch die Klarheit und die große freie Linie der Disposition, durch die bezwungene Heftigkeit des Temperaments, die einen starken Ausdruck findet.

Wie winzig wirken oft in monumentalen Filmen Bauten und Räume! Hier aber wird das Riesige nachgeschaffen, der Raum bekommt Gestalt und Prägung, und was aus ihm hervortritt an Menschen und an Bauwerken, hat Wirklichkeit und Bedeutung.

Es wird zuerst die Geschichte des Auszugs der Juden aus Aegypten erzählt, die Verfolgung durch die Aegypter, der Durchzug durch das Rote Meer, der Tanz um das Goldene Kalb, die Aufrichtung des Zehn-Gebote-Gesetzes. Man wagt, den Propheten Moses zu zeigen, wie er die Vision der Gesetze auf dem Berge Sinai empfängt.

Diese Szenen sind so geschickt und entschieden rhythmisiert, daß man für das Gefühl der Ablehnung einfach keine Zeit hat. Ihre Bewegtheit ist mitreißend und kunstvoll in sich kontrapun-

giert. Mittendrin wird die Sache plötzlich grell bunt, Pharaonentöchter tragen schrill orangefarbene Kleider, die Wüste bemüht sich inständig, wüstenfarben, das Feuer, feuerfarben zu sein. Vor so viel Kindlichkeit kapitulierte ich schleunigst, umso mehr, als sie mit großem technischen Raffinement eng liiert war. Die Leute waren so freundlich, uns in voller Naturtreue vorzuführen, wie es war, als sich das Rote Meer vor den Juden teilte und über den Feinden des auserwählten Volkes in riesigen Wogen zusammenschlug. Wen sollte ein solcher Anblick nicht bewegen! Es war viel schöner als die Wasserpantomimen vormals an der gleichen Stelle, und merkwürdiger Weise war in Allem eine Spur von Ernst, der das Lächeln hinwegschwemmte. Seltsam, daß einem dies zustoßen muß: die großen Sagen der Bibel als Ausstattungsstück verarbeitet — und die protestierenden Stimmen verstummen nach kurzer Zeit.

Dann kam der zweite Teil, in dem gezeigt wird, daß man den Zehn Geboten auch heute noch gleichermaßen wie vor einigen tausend Jahren gehorchen soll. Ein junger Amerikaner ist andrer Meinung, zum Entsetzen seiner frommen Mutter, welche stets in der Bibel liest, und seines sehr ehrsamen Bruders. Der junge Mann bringt es denn auch infolge seiner immoralischen Prinzipien sehr weit im Leben, aber dann stürzt die von ihm gebaute Kirche zusammen, weil er in den Baustoff zu viel Sand und zu wenig Zement nahm — und verfehlt nicht, seine alte Mutter zu erschlagen. Und nun bricht er ein Gebot nach dem andern, gerät in die Fänge einer buhlerischen Halbasiatin, welche dargestellt wird von einer Schauspielerin von verführerischer Eleganz, wird zum Mörder und geht schließlich fliehend auf einem sehr schönen Motorboote zu Grunde.

Was ist so ein Filmtheaterabend? Wie kommt es, daß er einen von vielen Seiten umspannt, aufregt, ärgert, ja auch in diesem und jenem Moment erschüttert? Das ist ein grandioses Potpourri, ein fabelhaftes Durcheinander von Stimmen und Bewegungen. Wie wenn man plötzlich in die Hauptstraße einer großen Stadt kommt, so wälzt sich hier Alles vorbei: die Reklame für den lieben Gott, amerikanische Sonntagspredigt, eine Sängerin hat eine herrliche Stimme, die Zuschauer applaudieren bei dem Gebot: Du sollst nicht töten, im Orchester knallt es, wenn im Film geschossen wird, Gestalten von Menschen treten hervor und nähern sich (das zeigt das Niveau des Films), aus dem Strom von Bildern heben sich immer wieder solche, in denen die Dinge und die Menschen eine fast magische Bedeutung gewinnen — denn wer erfaßte vorher so das Leben eines Vorhangs, eines nassen Gummimantels, über dem das Licht spielt, einer Zimmerwand, eines Mörders, den seine Frau verbirgt! Dieses Durcheinander ist hier so, daß sich ein Jeder herausfischen kann, was ihm zusagt — es braucht ja nicht grade die wässrige Moral zu sein, die den Amerikanern angeblich so großen Eindruck macht.

Gösta Berling

Nun haben auch die Schweden eine ihre großen Dichtungen verfilmt, und zwar unter der Aegide und mit dem ausdrücklichen Beistand der Dichterin. Umso erstaunlicher, was aus ,Gösta

Berling' geworden ist. Der Film hätte den Sinn einer Illustration haben können — ein in jedem Fall bedenklicher Sinn, weil er die Weite und Unendlichkeit der Dichtung begrenzt und einengt —, dennoch nicht ganz unwillkommen, wenn er den Geist jener Landschaft zeigt und Rhythmus und Melodik der Gestalten, die aus ihr herauswachsen. Oder die andre Möglichkeit: ein selbständiges Werk wäre entstanden bei Gelegenheit und durch den Anstoß jener Dichtung.

Die meisten Filme der Svenska und dieses großen Regisseurs Mauritz Stiller haben etwas spezifisch Schwedisches, was, immer unbenennbar, dennoch in jedem Augenblick zu erfühlen ist. Dieser Film könnte auch an einer andern Stelle entstanden sein. Wohl wird zuweilen die Landschaft Wärmlands gezeigt, aber in einzelnen für sich stehenden Bildern, deren Melodik nicht in das Ganze hineinverwebt wurde, und die Menschen stehen ungewiß in einem Raume, dessen Wesen nicht zu erkennen ist. Man hätte denken sollen, daß es diesem Regisseur leicht gefallen wäre, in jedem Fall die Atmosphäre nachzuschaffen, in der die Gestalten der Dichtung atmen — aber da ist nichts als ein Vacuum.

Dazu wird er von seinen Schauspielern im Stich gelassen. Gösta Berling ist ein recht sympathischer junger Mann, dem man in erster Linie glaubt, daß die jungen Mädchen für ihn schwärmen, sein Wesen ist nur matt erkennbar, seine Gebärden selten geprägt. Von jenem Schmelz, jenem atmosphärischen Zauber, den sein großer, fremder Bruder aus der Dichtung hat, ist durchaus nichts zu entdecken. Nirgends treten Gestalten bedeutend hervor, in der Kraft und Glut ihrer Besonderheit. Alles ist verschwimmend, und die Linie der Handlung erscheint kraus und unübersichtlich. Nein, das sind nicht die Kavaliere von Ekeby, das ist nicht die Majorin, das sind fremde Gestalten, die nur einen geringen Grad metaphysischer Realität erreichen und rasch verblassen.

Nun ist also (so scheint es nach dem ersten Teil) auch den Schweden der Versuch mißglückt, sich ihrer Sagen und einer großen Dichtung im Film zu bemächtigen. Warum wohl?

Die Amerikaner in ihrem Bibel-Film sind klug genug, keine einzelnen Gestalten hervortreten zu lassen. Dieser Moses mit seinem langen weißen Bart ist eine Episodenfigur, er hat keine Zeit, lächerlich zu werden, weil man ihn immer zu kurze Zeit erblickt. Nachgebildet soll nicht er werden, sondern die Dynamik der Massenereignisse. In dem Gösta-Berling-Film aber liegt der Akzent notwendigerweise auf der einzelnen Gestalt.

Und da stellt sich heraus, daß nie und nimmer die Wirklichkeit der Schauspieler dieser Zeit, auch nicht in Schweden, dem Geist solcher Dichtungen gewachsen ist. Einen Gösta Berling für die Bühne zu finden, dürfte gelingen; für den Film wird es viel schwieriger, wenn nicht unmöglich sein.

Denn die Gesetze der Bühne ermöglichen Steigerung, Verwandlung, Umbildung und das Spiel mit Masken. Der Schauspieler auf der Bühne wird sich viel weiter von den Zentrum seines Wesens entfernen können als der im Film. Das Gesetz des Films aber heißt: Abbildung der äußern und der innern Wirklichkeit.

Genf und Bern von Morus

Der Kaufpreis der Ja-Sager

Die Regierung Marx-Stresemann hat gehandelt wie ein ehrbarer Kaufmann. Sie zahlt bar, was sie gekauft hat — wenn auch vorläufig nur den Deutschnationalen. Die aber erhalten Zug um Zug, was vereinbart wurde. 48 Stimmen dankend erhalten — tags darauf schon beginnt die Gegenleistung: das Zollgesetz wird im Reichstag eingebracht. Peinlich, daß Loebe, der beste Kenner der Geschäftsordnung, der Regierung ein Schnippchen schlägt und die Ueberweisung an den Ausschuß verhindert. Katharina von Oheimb hat recht: den Mann hätte man doch lieber auf dem Platz lassen sollen, wo jetzt Wallrafs Impotenz die Glocke schwingt. Da schaltete er zum Segen der Allgemeinheit, ergo: der bürgerlichen Mehrheit. Als Führer der Opposition kann er gefährlich werden. Ob er innerhalb der Fraktion an die erste Stelle gelangen wird, mag fraglich sein. Auch seitdem kein Bebel mehr die Jungen niederschmettert, ist es nicht ganz leicht, sich gegen die Verkäufergewandtheit Hermann Müllers, gegen die Bonzokratie der Wels und Dittmann durchzusetzen. Aber die Regie über die Hundert führt Niemand besser als der schlesische Handwerksmann. Dazu ist Loebe ein Sozialist, dem es ernst mit der Sache ist. Also für den kommenden Zollkampf ein unangenehmer Gegner, dessen Fähigkeiten Marx kennt und fürchtet. Loebes ersten Handstreich dadurch wettzumachen, daß man den Reichstag früher zusammentrommelt, hat Kanitz doch nicht gewagt. Die Getreidezölle mögen für die Großgrundbesitzer wichtig sein, wichtiger jedoch ist die Ferienruhe, die Marx in Sigmaringen, Stresemann — ganz schon der kleine Bülow — in Norderney genießt. Und obendrein wäre die Blamage zu groß, wenn man zum zweiten Mal, ohne die Sozis, kein beschlußfähiges Haus erzielt. Also muß — so schwer es den ehrbaren Kaufleuten fällt — Punkt Eins der Erfüllungspolitik (gegenüber den Deutschnationalen) vertagt werden.

Desto prompter wird Punkt Zwei effektuiert: der Kampf gegen die „Kriegsschuldlüge". Was macht es, daß wir damit am Quai d'Orsay die Fensterscheiben einwerfen, Herriot schachmatt setzen und den Poincaristen zwei Millionen Wähler zuführen? Wir habens Hergt versprochen und werdens halten. Nach fünfzig Jahren werden liberale Historiker gewiß heraustüfteln, daß hier deutscher Idealismus und deutscher, bis ins Jenseitige gesteigerter Wahrheitsdrang — Sie wissen doch: der faustische Mensch — leider die realen Schlechtigkeiten der Welt verkannt haben. Wenns nur an dem wäre! Aber für Neunundneunzig von Hundert, die den „Kampf gegen die Kriegsschuldlüge" führen, ist er nichts als ein innenpolitisches Manöver zum Stimmenfang, Interessentenpolitik jämmerlichster Art. Und wenn es noch eines Beweises bedurfte, daß hier nicht ein unschuldig Verurteilter sich aufbäumt, sondern ein Geschaftlhuber aus schwarzweißroter Propaganda Kapital schlagen will, so hat die Regierung ihn erbracht, als sie — zum Dank für die 48 Ja-Sager — ihr Unschuldsbekenntnis aufsetzte. Ethische Politik? Die Ethiker sitzen heute in Paris und in London und haben, allen Schwierigkeiten zum Trotz, in Genf versucht, einen Schritt vorwärts zu kommen. In Berlin sitzen — Gott seis geklagt — die Geschäftemacher und nicht einmal gescheite.

Bleibt nur noch Punkt Drei des Stimmenkauf-Abkommens zu erfüllen: die Regierungsumbildung. Der offizielle Ruck nach rechts, die

Belohnung durch Ministersessel. Auf vier Wochen hat die Regierung hierfür gütigst von Hergt und Westarp ein Moratorium bekommen. Bis zum Zusammentritt des Reichstags muß die Regierungsfrage „geklärt" sein. Der erste Akt der „Klärung" ist bereits von Marx eingeleitet. Offiziell wird als Parole die ganz große Koalition von Westarp bis Toni Sender ausgegeben. Volksgemeinschaft oder so. Daß praktisch daraus nichts werden kann, weiß man in der Wilhelm-Straße natürlich auch. Aber darum eben: entweder lehnen die Sozialdemokraten ab — dann kann man getrost sagen: Wenn Ihr euch selbst ausschließt, bleibt nichts übrig als der Bürgerblock (Plan Stresemann); oder: Ohne die Sozialdemokraten können wir die Deutschnationalen auch nicht mit aufnehmen — es muß also beim Alten bleiben (Plan Marx). Faktisch wird aber, ob mit oder ohne Hergt und Hoetzsch in der Regierung, Bürgerblockpolitik getrieben werden. Der geeignete Augenblick, Parlament und Regierung nach links umzuwenden, die Auflösung des Reichstags bei den Dawes-Gesetzen, ist versäumt worden, absichtlich von diesem Kabinett versäumt worden. Der Rest ist Reaktion.

Die Ratifizierung von Washington

Die Feststellung, daß die Politik des Kabinetts Marx-Stresemann innenpolitisch zurzeit auf „Augen rechts" eingestellt ist, kann auch dadurch nicht korrigiert werden, daß man im Reichsarbeitsministerium einen kleinen Umfall in der Arbeitszeitfrage vollzogen hat. Das Unheil, das Herr Dr. Brauns und sein Abgesandter, der Oberregierungsrat Leymann — der inzwischen zur Belohnung Ministerialrat geworden ist — auf der Internationalen Arbeitskonferenz in Genf angerichtet haben, soll wieder repariert werden. Die deutsche Regierung ist auf Anraten des Herrn Brauns bereit, der Arbeitszeit-Konvention von Washington beizutreten, mit andern Worten: das internationale Achtstundentag-Abkommen zu ratifizieren, wenn man Deutschland in der praktischen Auslegung dieses Abkommens einige Konzessionen macht.

Die Art, in der Brauns seinen Umfall zu bemänteln sucht, ist alles weniger als geschickt und für einen römischen Kleriker gradezu tolpatschig. In einem — nach Ressortkleister schmeckenden — Aufsatz im Reichsarbeitsblatt müht sich Brauns nachzuweisen, wie gut es seine Leute in Genf gemacht haben, und daß die Auffassung, Deutschland wolle nicht ratifizieren, nur auf „gelinde gesagt, eine fundamentale Verwechslung" zurückzuführen ist.

Pardon, da dürfte dem Herrn Arbeitsminister selbst, wenn auch keine fundamentale, so doch eine bedauerliche Verwechslung unterlaufen sein. In Genf hat sein Vertreter Leymann wörtlich erklärt: „Das zur Zeit geltende Arbeitsgesetz vom Dezember 1923 ist ein Notgesetz. Mit seiner Aenderung ist unter günstigern und besser übersehbaren wirtschaftlichen Verhältnissen zu rechnen. Die deutsche Regierung ist aber außerstande, über Inhalt, Umfang und Zeitpunkt solcher Aenderungen zur Stunde Bestimmtes zu sagen. Sie muß sich vielmehr darin ihre volle Handlungsfreiheit vorbehalten." Deutlicher kann man vor einem internationalen Gremium kaum sagen, daß man internationale Bindungen irgendwelcher Art, also auch das Washingtoner Abkommen, ablehnt.

Aber die „Verwechslung" oder richtiger die Wandlung des Reichsarbeitsministers hat schon ihre guten Gründe. Sie rührt wohl weniger von der Attacke der Sozialdemokraten her, den Drohungen mit einem

Volksentscheid über den Achtstundentag, als vielmehr von den Vorgängen, die sich inzwischen in den Christlichen Gewerkschaften abgespielt haben. Die Abfuhr, die der rechte Flügelmann der Christlichen Gewerkschaften, Adam Stegerwald, am 24. August in Köln auf der Generalversammlung des Gewerkvereins Christlicher Bergarbeiter erhalten hat, ist offensichtlich nicht ohne Einfluß auf seinen Fraktionsgenossen Brauns geblieben. Kein Wunder, denn die Abfuhr kam nicht etwa von einem Mann des linken Zentrumsflügels, von dem Bergarbeiterführer Otte, oder von Wirths Freunde Joos, sondern von Heinrich Imbusch, einem Mann des mittleren Zentrums, der keinerlei radikaler Bestrebungen verdächtig ist. Von diesem einflußreichsten Führer der christlichen Bergarbeiter mußte sich Stegerwald sagen lassen, daß dank seiner Tätigkeit die Christliche Gewerkschaftsbewegung eine die Arbeiterschaft „schädigende" und „gefährliche" Bahn eingeschlagen hat, daß Stegerwalds Organ ‚Der Deutsche' kein Blatt sei, das die Arbeiterinteressen schütze, und daß er den Unternehmern in bedenklichster Weise entgegenkomme. Die Verteidigungsrede, die ein Stegerwaldknappe in Köln hielt, blieb ohne Echo. Imbusch hatte in seinem Kampf gegen Stegerwald den ganzen Bergarbeiterverband hinter sich. Auch was Stegerwald später im ‚Deutschen' zu seiner Abwehr stammelte, vermochte die Situation nicht zu retten. Wenngleich bei der Maulwurfsbegabung Adam Stegerwalds nicht anzunehmen ist, daß er nun endgültig von der Oberfläche verschwunden ist und niemals wieder zum Vorschein kommen wird, so ist er doch für die nächste Zeit als Führer der Christlichen Gewerkschaften erledigt. Allenfalls reicht er noch aus, um innerhalb einer Rechtskoalition den Vertreter der Arbeiterschaft zu markieren. Als Arbeiterführer hat er ausgespielt.

Bei dem Zusammengehen der Christlichen mit den Hirsch-Dunckerschen und den Freien Gewerkschaften in der Arbeitszeitfrage blieb also Brauns nichts andres übrig, als klein beizugeben. Der deutsche Reichsarbeitsminister, der sich noch vor drei Monaten davor drückte, selbst nach Genf zu gehen und Deutschland, wie es die Arbeitsminister der andern Staaten taten, persönlich zu vertreten, hat in der vergangenen Woche den Gang nach Canossa angetreten. Canossa heißt diesmal Bern, wo Brauns mit dem englischen, dem französischen und dem belgischen Arbeitsminister über die Ratifizierung des Washingtoner Abkommens verhandelt. Eine peinliche Reise, eine peinliche Zeitvergeudung, ein peinlicher Rückzug, den Brauns dem Reiche hätte ersparen können.

Was dabei herausgekommen ist, darüber legt die Regierung sich größte Schweigsamkeit auf. Offenbar hat Herr Brauns prinzipiell etliche Zusagen gemacht, und im Reichsarbeitsministerium müssen jetzt Herr Berger und seine Leute darüber brüten, wie sie die Nichtdurchführung des Achtstundentages mit dem Prinzip des Achtstundentages in Einklang bringen können. Denn alle Elastizität der Achtundvierzigstundenwoche und alle Berechnungskünste helfen nichts, wenn man nicht nur einen lahmen Gegner wie deutsche Arbeiterschaft vor sich hat, sondern das gesamte europäische Ausland. Albert Thomas, der wachsame Direktor des Internationalen Arbeitsamts, versteht auch mit Acht zu multiplizieren und durch Acht zu dividieren.

Bemerkungen

Sie werden wieder . . .

Sie werden nun wieder ins Ausland gehen. Sie werden wieder . . .

Sie werden wieder nach Amerika fahren, wie früher, und Niemand wird so viel Wesens davon machen wie, natürlich, bisher. Sie werden wieder in Madrid sitzen, in Paris und in San Francisco. „Deutsche im Ausland" wird das geheimnisvolle Gruseln verlieren, das es für die braven Kinder seit dem Jahre 1914 gehabt hat, wo sich ernsthafte Männer nur verstohlen, unter der Bank, fremde Zeitungen herumzeigen konnten, weil der Lehrer Staat es so wollte. Sie werden wieder in Christiania Geschäfte machen und nach den Kanarischen Inseln fahren, wenn es wieder erschwinglich sein wird. Und dann — ?

Dann werden sie wieder nichts lernen — ich weiß nicht, welche Interpunktion ich diesem Satz anhängen soll: einen Punkt oder ein Fragezeichen. Werden sie dieses Mal die Augen aufmachen? Die alte Generation, der fast alle unsre politischen Führer angehören, sicherlich nicht mehr. Man hat stets ablehnen müssen, sich mit Erscheinungen wie Hergt oder Hermann Müller oder Wels oder Stresemann ernsthaft auseinanderzusetzen, weil das ja nun doch kein Niveau ist, auf dem man sich bewegen kann. Aber die Jungen — ?

Der Deutsche war vor dem Kriege in vielen Schichten kosmopolitischer als irgendein Andrer. Er beherrschte die Tatsachenwelt des Auslandes vielfach erstaunlich gut, sprach mehr und besser Sprachen als etwa der Franzose, der nicht konnte, oder der Engländer, der nicht wollte. Und was ist dabei herausgekommen?

Als der Krieg ausbrach, zeigte sich, daß der Deutsche nichts, nichts, nichts gelernt hatte. Er verstand nichts — und versteht nichts. Er hat bis heute nicht begriffen, daß eine Welt gegen ihn nicht aus rein wirtschaftlichen Ursachen geeint stand — er konnte sich diese Uniformität der Abneigung nur erklären aus Wirtschaftsneid und aus Hintertreppenintriguen. Daß es etwas ganz Andres war, ist ihm nicht aufgegangen.

Ueber Deutschland hinweg haben sich Rußland und Frankreich die Hand gereicht. Größere Gegensätze sind kaum denkbar: im Fühlen, im Denken, im Religiösen, im Sozialen. Und doch haben sich die Beiden in gewissen menschlichen Punkten verstanden; der Russe, zum Beispiel, ist heute in Frankreich nicht übermäßig beliebt (wenn auch nicht grade unbeliebt; aber die Hausse ist vorbei) — und doch verstehen sie sich. Es ist, als ob es zwischen allen andern Völkern des Erdballs irgendetwas Gemein-

sames gäbe, wovon der Deutsche ausgeschlossen ist. Und das sind nicht die Fakten und nicht die Moden und die Literaturen und überhaupt nichts, was man mit Händen greifen kann. Es ist grade Das, was der Deutsche für sich gepachtet zu haben meint: die Weltseele.

Und wenn die neue Generation, die nun hinauskommt, nicht die Augen aufzumachen versteht, wenn auch sie sich wieder an den realen Tatsachen Genüge sein läßt oder — umgekehrt — Dinge ins Ausland hineingeheimnist, die nicht drin sind: dann wird das Land erneut an einer Welt vorbeileben und wiederum eines Tages nicht verstehen, daß die Geschichte gegen das Land auch über das Land hinweggeht.

Ignaz Wrobel

Beim Kaiser in Doorn

Die Einladung lautete zu Mittag 1 Uhr. Ich hatte also noch eine volle Stunde Zeit, die ich im herrlichen Park auskostete. Dort gehen riesige Eimer von Hand zu Hand in langer Reihe.

Ich pürsche mich heran an die Männer in Hemdärmeln, reibe mir die Augen . . . ja, es ist doch so: der an der Spitze, es ist der Kaiser; sorgsam gießt er die schweren Eimer, die ihm Prinz Oskar anreicht, in die Aushöhlungen um die Bäumchen herum. Admiral von Rebeur-Paschwitz schöpft sie voll aus einem Faß und übergibt sie Hauptmann von Ilsemann, der sie dem Prinzen Oskar zuträgt. Hinter dem mich vor den Blicken dieser eifrigen Gärtnergehilfen schützenden Gebüsche höre ich eine Schubkarre knarren. Der Kutscher dieser sonderlichen Equipage ist der einzige unter den Herren der Hofhaltung, der noch Spuren ehemaliger Wohlbeleibtheit aufweist.

Auf meine Frage, wie ihm dieser Wechsel der Geistes- mit der Handarbeit gefalle, bemerkt er schmunzelnd: „Immerhin strengt Heufahren nicht so sehr an wie Wassertragen, denn wenn dies auch nur ein bißchen stockt — man muß sich doch mal die Stirne abwischen — dann räuspert sich der Kaiser, der über eine Riesenkraft und Ausdauer verfügt, so vernehmlich, daß man schleunigst wieder den Eimer zur Hand nimmt. Ists ganz besonders warm, dann bekommen wir zur Belohnung kalten Tee, ‚um das Blut dünn zu halten'."

Beilschläge im Dickicht erregten meine Aufmerksamkeit: Jan „de boomkapper" räumte eine eingegangene Tanne auf. Jan ist ein Original. Er arbeitet häufig mit dem Kaiser zusammen und muß dann stets zu seinem Schmerz er-

fahren, daß ihm der Kaiser, der mit seinem rechten Arm eine Riesenkraft entwickelt, „de baas" ist. Jeden Morgen sucht er auf den Blumenbeeten die schönsten Rosen, Nelken und andre Blumen aus, die der Kaiser dann abschneidet und zu einem Strauß für seine leidende Gemahlin bindet. Jan ist sehr pünktlich bei der Arbeit, aber auch beim Essen. Um halb Neun morgens verlangt sein Magen gebieterisch Roggenbrot mit „pap". Ist der Kaiser um diese Zeit nicht zur Stelle, dann zieht Jan ab zu seinem „pap". Der Kaiser nimmts ihm nicht übel. Er lacht über den Kauz und sucht sich die Blumen für die Kaiserin allein.

Kurz vor 1 Uhr fanden sich die Gäste in der Empfangshalle unter den kaiserlichen Gemächern ein. Mit bezaubernder Liebenswürdigkeit unterhielten die hohen Herrschaften sich mit den Gästen, bis der Kaiser erschien.

Er sieht vorzüglich aus. Die Sonne hat sein Gesicht tief gebräunt, und da er unter ihren Strahlen schwere körperliche Arbeit verrichtet, die der geistigen nicht nachsteht, so wird begreiflich, daß er etwas magerer geworden ist. Seine Energie scheint darunter aber nicht gelitten zu haben. Hell und freundlich blitzen die blauen Augen von Einem zum Andern, während er elastischen Schrittes die Runde macht. Der einfachen Mahlzeit spricht er, da er ein sehr bescheidener Esser ist, nur in mäßiger Weise zu, ebenso dem ganz vorzüglichen Wein. Er sieht aber gerne, daß seine Gäste es sich wohl schmecken lassen, was verschiedene anscheinend wußten, auch ich.

Aeußerst interessant gestaltete sich die Unterhaltung im Rauchzimmer. Bekanntlich vermeidet es der Kaiser, sich über Politik zu äußern. Aber wenn aus einer Gruppe Disputierender ein auffallendes Wort zu ihm dringt, dann tritt er plötzlich aus der Reserve heraus. Klar und deutlich gibt er seine Meinung zu erkennen und überrascht Jedermann durch die genaue Kenntnis der jüngsten Vorgänge in Deutschland und im Ausland. Mit sichtlicher Freude hört er entgegengesetzte Meinungen an und versucht sie zu entkräften.

Der Kaiser liest nämlich erstaunlich viel: Bücher, Zeitschriften, Zeitungen aller Länder; den ihm feindlich gesinnten widmet er besondere Aufmerksamkeit, weil, wie er erklärt, es ihm stets Freude mache, wenn ihm unbekannte Leute immer wieder neue schlechte Eigenschaften in ihm entdeckten. Reihe er alle diese Eigenschaften an einander, dann müsse er sich selbst sagen,

daß Nero ihm gegenüber eigentlich doch ein Waisenknabe gewesen sei . . .

„Und alles Das entdeckt man erst jetzt. Ritterlich ists grade nicht. Denn solchen Angriffen gegenüber bin ich wehrlos. Schlafe aber trotzdem recht gut."

Gerne hätte ich die Bekrittler des Kaisers zu der Unterhaltung im Rauchzimmer herbeigewünscht. Spricht oder schreibt der Kaiser in Aufsehen erregender Weise, dann behaupten diese, natürlich links stehenden, Nörgler ja stets, ein Andrer habe seine Feder geführt oder im Souffleurkasten gesessen. Bei diesem Zusammensein waren solche Unmöglichkeiten begreiflicherweise ausgeschlossen, trotzdem geriet jeder der Gäste in den Bann seiner geistig überragenden Persönlichkeit.

Zu dieser Ueberzeugung gelangte ich nach der ungemein herzlichen Verabschiedung vom Kaiser — der eine volle Stunde in unsrer Mitte geweilt hatte — im Gespräche mit meinen Mitgästen. Da war auch keiner, der nicht von Herzen gewünscht hätte, daß unser Volk endlich zu der Einsicht gelangen möchte, was es an seinem Kaiser verloren hat.

Deutsche Wochenzeitung für die Niederlande

Austreibung aus Walhall

In Walhall haben über Nacht sämtliche Helden alle gemacht. Wie bereits festgestellt werden konnte, haben sie den Bammel gekriegt, den sogenannten Heldenbammel. Wotan wütet in Strömen: „Hergt, Hergt, gib mir meine Helden wieder!" Hergt aber ist unentwegt damit vollbeschäftigt, im Schweiße seiner vielseitigen Ueberzeugungen immer anders zu können. Das ist nicht leicht und geht scharf an die Nerven. Der Radschlag der Ueberzeugungen verleiht keinen Pfauenglanz. Sei mal dauernd anders, als du eben gewesen bist! Wer stets nur beinahe stehen kann, bleibt schließlich ein für alle Mal liegen. Wotan rast. Seine Glatze spuckt Funken. Wen aber der Bammel vor seiner eignen Größe erfaßt hat, dem hilft auch ein zufällig anwesender Gott nicht mehr. Im Galopp wird das Hirn leer wie ein rebellischer Magen. Ein Einziger hat die ganze Heldenherde angesteckt. Sie sind dahin, die Plus- und Minus-Fünfzigprozentigen. Der Bammel hat sie alle egal gemacht.

Der Alte grollt laut und deutlich. Was ist ein Gott ohne Gläubige? Was ein Thron ohne Höflinge? Eine Attrappe, ein stumpfsinnig gewordenes Plakat. Wotan hält eine schreckliche Strafpredigt an die paradierenden weiland Helden und sendet ihnen unter Original-Blitzen und selbstverfertigtem Donner seinen unabänderlichen Fluch nach:

Was seid Ihr? Deutsch und national? Die Hüter der heiligsten Güter der Nation? An euerm Wesen sollte die Welt genesen? Verwesen wird sie daran.

(Es echot entsetzlich. Der Wolkenkratzer Walhall erbebt bis ins 1001. Stockwerk)

Ihr gestreckten Helden mit verstellbarem Rückgrat! Ihr abwaschbaren Gummibarden! Wie habt Ihr gegen den Schandvertrag von Versailles gewettert! Welche schäumenden Rachegesänge haben wir opferlichen Schwüren gleich georgelt!

(Er zerknautscht einige Tränen)

Wie wolltet Ihr die November-Verbrecher kriegen! Täglich wurden die Spieße neu geglüht und gehämmert.

(Er schnaubt blütenreinen Zorn)

Ihr seid die August-Verbrecher. Das zweite und größere Versailles ist euer Werk, die Versklavung Deutschlands. Die große, einzig nationale Partei ist ein Kehrichthaufen geworden. Ihr seid nicht der Adel, sondern die Hefe deutscher Nation.

(Die blonden wallenden Haare der Angepfiffenen stehen zu Berge, verfärben sich und werden schwarz)

Wie predigtet Ihr immer? Deutschnational sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun? Und was tatet Ihr? Für Ministersessel stand eure Ueberzeugung feil, eure Wechselüberzeugung. Für Kornzölle gabt Ihr euer angestammtes Allererstgeburtsrecht preis. ff. Vollblut wollt Ihr sein? Krippensetzer seid Ihr, die nur den Weg zum Stall kennen. Um die Reichstagssitze nicht kalt werden zu lassen, verkauftet Ihr euch. Schwertschlucker wollt Ihr sein? Diätenschlucker seid Ihr. Notung, wo bist du? Hinweg mit diesen zusammenklappbaren Recken! Gimpel, die auf jeden Mostrich kriechen! Die Treue liegt im Essig. Schacher mit Heiligtümern habt Ihr getrieben wie die Kinder meines Kollegen Zebaoth, meines schärfsten Konkurrenten. Armin, reich mir mal die Forke! Ich bin kein Schlangenwärter. Walhall ist kein Schlammbad. Den Dolch habt Ihr mir hinterrücks in die einzig verwundbare Stelle gestoßen, in die Galle. Frohlocket nicht! Wer mich verrät, fällt in die selbstgegrabene Senkgrube. Kakteen sollen eure Nahrung und eure Sitze sein. Ihr seid die längste Zeit hier gewesen. Eine solche Generation von Helden ist mir in meiner mehr als 3000 jährigen Praxis noch nicht vorgekommen. Ich

(das ganze Gesicht ist eine Falte, der Bart ist stürmisch bewegt wie eine Wetterfahne)

bin euer Herr gewesen. Ich zerreiße das Tischtuch und zerhacke das Bett. Das Band ist geplatzt. Der Met ist sauer geworden. Hinaus aus diesen heiligen Hallen! Totengräber mag ich nicht regieren. Meinen tausendreifigen Bann lege ich um euch. Die Saison ist zu Ende. Ich schließe mein gesamtes Lokal. Eine eventuelle Nachsaison für die bessern Helden von einer Mordtat an wird rechtzeitig bekannt gemacht. Ich hänge mich in Zukunft ausschließlich ans Hakenkreuz. Judas, zeige den Herren den p.p. Notausgang!"

Richard Mattheus

Sprüche

Stürbe die Welt nicht geistig ohne Erörterung, so wäre der sogenannte Aufsatz eines der schlimmsten Dinge, und desto schlimmer, je besser und folgerichtiger er wäre. Denn hinter ihm steht schon die Ansicht, hinter der Ansicht die Vorschrift, hinter der Vorschrift die Verketzerung.

*

Als nur etwas da war, war die Welt geboren.

*

Was ausgewunden ist, braucht nicht auszutrocknen.

Julius Levin

Antworten

Deutscher Held. Aus einer völkischen Theaterkritik: „In schlichter Sprache ersteht vor dem geistigen Auge der schlichte Volksheld: Albert Leo Schlageter, rein von Ehrgeiz und Ruhmsucht, geläutert von den Schlacken landsknechtischer Natur, sich emporringend zur heroistischen Tugend des Sich-selbst-Vergessens. Von dieser hohen Warte aus, jenseits von Gut und Böse, über Recht und Gesetz, ziehen Wille, Entschluß und flammende Tat, zeitlich geballt, wie prasselnde Lebensfunken in pulsend dramatischen Bildern vorüber. Ein Schlagwetter war es, dieser ‚Schlageter', schlagend ins Herz der Hörer und Schauer, das nach jedem Aufzug in tosenden Beifallsstürmen Verfasser und Spieler umbrandete, das bahnbrechend die Bühnen Deutschlands erobern wird." Abends Brom, hundert Kniebeugen und mits warme Bauchchen ins kalte Wasser: dann wird schon Alles wieder gut werden.

Redakteur am Berliner Tageblatt. Sie schreiben mir (wünschen aber nicht, daß Ihr Name genannt wird): „In der Veranda sitzend, sehe ich die Abendwolken, Orange in Violett, vorbeischwimmen — und vor mir liegt das B. T.: Siegfried Bryk ist gestorben. Es ist mir, als habe der Tod in meiner allernächsten Nähe gemäht. Und das war wohl auch so. Ich weiß: Sie schätzten den lebendigen Bryk. Sagten Sie mir nicht mit Herzenswärme: ‚Er ist ein prachtvoller Mensch.' — ? Er war es! Aber wissen Sie, der Sie keine tägliche Berührung mit ihm hatten, wie und was er außerdem war? Solch einen ‚Journalisten' hat Berlin keinen zweiten gehabt, wird keinen haben. Ihnen brauche ich ja kaum zu sagen, daß die Geister der Zeitungsschreiber am Boden kriechen und — oft pfauenhaft gebläht — im eng umzäumten Mikrokosmus die Welt rotieren sehen, aller Dinge Wichtigkeit am Leitartikel und am Devisenkurs abmessen. Siegfried Bryk verhielt sich zu diesen seinen Berufskollegen (Organisation! rief er, trotz allem) wie Buddha zu Rudolf Steiner, wie Goethe zu Eberhard König oder auch wie Harum-al-Raschid zu Wilhelm II. Dies dokumentierte sich, da er keine Zeile schrieb: im Wort, im Blick, in der Geste, in jenem breiten Lächeln, hinter dem immer, zu jeder Stunde, das Bewußtsein wach war, winzigster Teil eines unendlichen, unfaßbaren Gott-Systems zu sein. Wenn er durch die Leipziger Straße ging, im giftgrünen Anzug, das Jägerhütchen auf wuchtigem Schädel, dann führte er ein helles Gefühl mit sich spazieren: da tapse ich nun, ich, S. B., ehemaliger oesterreichischer Regierungsrat, auf der asphaltierten Strecke eines Sternchens, das in vierundzwanzig Stunden um die Sonne rast. Und er hörte, gleichzeitig: da brüllen sie um Ministersessel und Reparationen und um die Gemüsepreise und glauben faktisch, das sei des Brüllens wert. Journalismus war ihm, wie jeder Alltags-‚Beruf': Beschäftigung — nichts weiter. Daraus auch resultierte seine souveräne Gebärde in journalistischen Dingen, die er, zum Beispiel, offenbarte, als er noch den Umbruch der Zeitung leitete. Dieser aus Innerstem quellenden Ueberlegenheit und seinem Haß auf die Lüge angeglichen war sein Umgangston: lapidar, ohne jede Schminke und daher manchmal holzhackerisch grob, in Diskussionsekstasen wütend derb. Für jenes Götz-Zitat hatte er eine interessante zoologische Abwandlung gefunden, der man sich gern erinnerte, wenn man Bryk zitieren wollte. Trotzdem war er ganz und gar nicht ein Polterer. Wissend, kenntnisreich wie Wenige, trieb er mit den Ereignissen, die Andre in Artikeln zu Hackfleisch verarbeiteten, ein ironisches Katze- und Maus-Spiel. Selten wohl hat Jemand das Wesen der Politik, zumal der heutigen, so scharf und sicher erfaßt wie er. Ich will mich darüber und über Andres, das diesen Strindbergisch durchwühlten, tiefgrüblerischen und tiefguten Menschen kennzeichnete, nicht weiter auslassen; es möchte am Ende doch mißdeutet werden. Bedürfnis war mir, zu sagen: daß Einer dahingegangen ist,

der, zu Lebzeiten posenlos in der Gemeinschaft verschwindend, neunzig Prozent seiner Mitmenschen um Hauptes länge überragte. Es starb ein gütiger Versteher, ein Kämpfer voll Witz und Wissen, es starb ein Weiser." Und ein Vater. Als ich erfuhr, daß er seinen ältesten Sohn begraben hatte, da wußte ich, daß sein eignes Ende nahe war. Wie nahe, ersah ich aus seiner Antwort auf meine Beileidsbezeugung. Das war die Stelle, die einzige, die diesem fugendicht gepanzerten Zyniker nur getroffen zu werden brauchte, damit ihm das Leben daraus bis zur Neige enttropfte, weil nichts mehr da war, was es lebenswert hätte machen können.

H. Joop. In Nummer 34 befand sich auf der zweiten Umschlagseite eine Ankündigung des ‚Bundes revolutionärer Jungrepublikaner', der sich öffentlich für die politischen Gefangenen einsetzen wollte. Als erster Redner war Ernst Toller genannt. Der bittet mich nun, auf den Mißbrauch hinzuweisen, der hier zum xten Mal mit seinem Namen getrieben werde: er hatte krankheitshalber die Teilnahme an dieser Kundgebung ablehnen müssen.

Kritzler. Sie schicken zwanzig Mark für Erich Mühsam und verlangen eine öffentliche Quittung. Das scheitert an der Unleserlichkeit Ihrer Unterschrift. Aber für diese kann der Empfänger sich nicht so viel kaufen wie für das Geld; und das, zu Ihrer Beruhigung, ist ihm gleich zugegangen.

Theaterreformer. Franz Dülberg schlägt im Berliner Tageblatt der Kritik vor, „aufführungsfähige literarische Dramatik zunächst einmal auf Grund des Schreibmaschinenexemplars zu besprechen" und damit die Gefahr zu vermindern, „daß das deutsche Drama an Unterernährung sterben könnte". Ich darf ihn darauf aufmerksam machen, daß an dieser Stelle jahrelang nach seinem Rat gehandelt worden ist. Es hat nichts genützt. Und die Zeit war günstiger als heute. Aber tröstlich immerhin, daß ein so alter Knabe noch so jünglingshafter Hoffnung lebt.

Vossische Zeitung. So viel Spaß wie damals, wo du in Einer Spalte Einer Nummer über Einen Film eine lobende und eine tadelnde Kritik hinter einander drucktest — so viel Spaß hast du mir treuem Leser ja leider nicht wieder gemacht. Aber deine jüngste Leistung ist auch ganz munter. Bericht über die Parade der Reichswehr in Strausberg. Dienstag abend: „Ein kleiner Sprühregen, der kurz vor dem Vorbeimarsch einsetzte, konnte das festliche Bild kaum beeinträchtigen." Mittwoch früh: „In dem Augenblick, wo der Vorbeimarsch vor sich gehen sollte, öffnete der Himmel seine Schleusen. In wenigen Minuten glich das Paradefeld einem masurischen Sumpf. Zwanzig Meter weit spritzte der Dreck, wenn ein Pferd vorbeigaloppierte, und als gar noch zwei Tanks vorüberrollten, da war überhaupt nichts mehr zu erkennen." Nun wende an dieses Ereignis noch einen dritten Artikel und verrate mir, das kann ich für die hohe Abonnementsgebühr verlangen: Welche der beiden Schilderungen gilt?

Sprachmeister. „Die Deutsche Presse ist berufen, Aufklärer dieser neuen Schmach zu sein. Sie muß von jedem Nationalsozialisten gefördert werden." Was muß gefordert werden? Er meint, der General Ludendorff: die Aufklärung. Und sagt: die Schmach. Aber die wird von jedem Nationalsozialisten auch ohne diesen Appell ununterbrochen genau so gefordert wie von dem vergötterten Führer selbst. Sobald er beginnen wird, sich die Kundgebungen an sein antisemitisches Volk von einem Semiten verfassen zu lassen, wird nicht mehr nötig sein, sie vor dem Gebrauch erst in die deutsche Sprache zu übersetzen.

Verantwortlich für ‚Radbruch und Fechenbach': Dr. Kurt Hiller, Berlin-Friedenau, Hähnel-Straße 9, für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G. m. b. H., Berlin W 35, Nolldf. 792, Blumeshof 1.

Späte Erkenntnis von R. Kuczynski

Das Londoner Abkommen von 1924 war nun zehn Jahre in Kraft. Unter unsäglichen Mühen war gelungen — wenn auch nicht die von den Sachverständigen vorgesehenen 2½ Milliarden, so doch schließlich mit Ach und Krach (mit Ach der Arbeiterschaft, mit Krach der Landwirte und Industrieellen) etwa 1½ Milliarden jährlich für Reparationszwecke innerhalb Deutschlands aufzubringen. Aber das Problem der Uebertragung der angesammelten Fonds an die Entente war nicht gelöst worden. Wohl hatte man dann und wann ein paar Dutzend Millionen an die Entente auszahlen können; aber von dem Rekordjahr 192- abgesehen, waren es in keinem einzigen Jahre mehr als ¾ Milliarden gewesen, und in den meisten Jahren nur einige hundert Millionen. Zweimal hatte man versucht, wie seinerzeit im Jahre 1921, trotz passiver Handelsbilanz erhebliche Mengen von fremden Devisen zu Reparationszwecken zu beschaffen: aber beide Male war die deutsche Mark bedrohlich gesunken, und eine die Weltmärkte schwer beunruhigende deutsche Schleuderausfuhr war die unausbleibliche Folge gewesen.

Die französische Regierung war begreiflicherweise über diese Ergebnisse des Londoner Abkommens verstimmt und hatte schon mehrfach seine Revision gefordert. Endlich hatte man dem Drängen Frankreichs nachgegeben und einen neuen internationalen Sachverständigenausschuß einberufen. Im Gegensatz zu den Komitees, die im Winter 1923/24 getagt hatten, sollte dieser Ausschuß, der keine Bankiers, sondern nur Sachverständige umfaßte, die beste wirtschaftliche Lösung der Reparationsfrage unter Ausschaltung aller politischen Rücksichten finden. Die Lösung, die er vorschlug, war so einfach, daß kein Mensch mit fünf Sinnen, geschweige denn ein Staatsmann bisher darauf verfallen war. Sie lautete:

> Da Deutschland durch Vertrag und moralisch verpflichtet ist, Reparationen an Frankreich zu zahlen, da die Zahlung von Reparationen nur durch Uebertragung von Reichtümern über die deutschen Grenzen hinaus möglich ist, und da solche Uebertragung von Reichtümern unvermeidlich die deutsche Währung und damit die Zahlungsfähigkeit Deutschlands erschüttert, schlagen wir vor, die deutschen Grenzen, insoweit sie Deutschland von Frankreich trennen, zu beseitigen.
>
> Zwecks Abgeltung der Reparationsverpflichtungen des vormals deutschen Volkes an das vormals französische Volk sollen die Bewohner der bisher zum Deutschen Reiche gehörigen Gebiete in Form einer Sondersteuer die Verzinsung und Tilgung der innern Schulden des bisherigen französischen Staates übernehmen.

Italiens Lage von Oscar Blum

1.

Als regierende Partei hat der Fascismus Alles erreicht, worum es ihm vor zwei Jahren, da er seinen Marsch auf Rom inszenierte, zu tun gewesen. Er beherrscht die Situation politisch: indem er den Parlamentarismus so gut wie ausgeschaltet; administrativ: indem er die Behörden unter den steten Druck seines Parteimechanismus gezwungen; wirtschaftlich: indem er die Bankfinanz im großen Ganzen unter seine Kontrolle genommen; propagandistisch: indem er die gegnerische Presse stark eingeschränkt hat. Geichzeitig macht der Fascismus eine Krise durch, die für jede angelangte Partei unvermeidlich scheint. Es ist die Sättigungskrise. Die Verdauungsbeschwerden einer siegreichen politischen Armee. Nachdem die obern Schichten der Bewegung sich gesättigt haben, drängen die Nachzügler zur Oberfläche, jammern gleichfalls um ihren „Platz an der Sonne", entwickeln nicht minder gierige Appetite. Nun, Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar. Aber selbst das größte Reich kann unmöglich Raum genug gewähren für die unzähligen Paare, die sich im politischen Wirbeltanz drehen. Denn die wahre Liebe ist es nicht, die ihre Beine flink macht! Der Bolschewismus, der doch im Zeichen einer gewaltigen Idee zur Macht gelangte und eine epochemachende historische Mission erfüllen wollte, mußte jene Krise ebenfalls über sich ergehen lassen. Umso mehr muß der Fascismus jetzt daran glauben, dessen Idee sehr verschwommen und dessen Mission schwer zu fassen ist. Seine ursprüngliche Einheitlichkeit und Einheit scheinen zur Zeit stark gefährdet. Disparate oekonomische Interessen, verschiedene unbefriedigte Machtgelüste, regionale Eifersucht, eigenmächtige Raubzüge der Drahtzieher und der Kulissenschieber: das Alles sind Erscheinungen, die nicht nur die Fortentwicklung, sondern gradezu das unmittelbare Dasein des Fascismus wesentlich erschweren.

2.

Es ist daher kein Wunder, daß Mussolini — der gern den „rocher de bronze" der fascistischen Bewegung spielt — unter sotanen Umständen ein wenig nervös zu werden beginnt. Nervosität aber ist ein schlechter Ratgeber. Nun gibt er sich Blößen, die noch vor einem Vierteljahr undenkbar waren. In dem Interview mit dem Direktor des ‚Giornale d'Italia' bemerkte Mussolini, daß er Wert darauf lege, nicht als Beherrscher, sondern als ein einfacher Diener der Nation betrachtet zu werden. Dieser Ausspruch des großen Preußenkönigs verliert nicht einmal in der Wiederholung Mussolinis. Einige Tage darauf aber waren es wieder andre Töne. In Monte Amiata erklärte Mussolini den dort versammelten Grubenarbeitern, Industriellen und Würdenträgern: „Falls die Opposition ernstlich aufbegehrt, werde ich

sie zum Lagerfutter für unsre Schwarzhemden verarbeiten." Ungefähr ebenso hat sich Suleiman II. ausgedrückt, als er den Wienern seinen Besuch in Aussicht stellte. Und vor ihm, im Jahre 1527, gebrauchte diesen selben Ausdruck der Anführer der alemannischen Landsknechte bei einem Streifzug auf Rom. Also Mussolini wird unsicher. Daher wechselt er fortwährend die Posen. Das sind unfreiwillige Bekundungen eines seelischen Zustands, nicht überlegte Kundgebungen der Staatsräson. (Uebrigens kann Mussolini in jeder Situation nur Phrasen von sich geben. Ob er diese Phrasen in einem Lehrbuch der Geschichte für Mittelschulen oder in einem philologischen Lexikon aufklaubt, ist unerheblich. Erheblich ist allein der Umstand, daß Mussolini so spricht, wie die Rotationsmaschine schreibt.)

3.

Somit ist durchaus nicht verwunderlich, daß die praktische Tagesfrage des Fascismus gegenwärtig darin besteht, Unterstützungen einiger Gruppen außerhalb des Fascismus zu finden. Auf der Tagesordnung steht die Annäherung zwischen Fascismus und Liberalismus, oder wie Mussolini es in seinem ausgespucktesten aller Idiome ausdrückt: zwischen der reifen Erfahrung des Alters (das ist der Liberalismus!) und dem ungestümen Drängen der Jugend (das ist der Fascismus!). Auf dreifache Art und Weise versucht der Führer des Fascismus diese Annäherung zu bewerkstelligen. Kommt zu mir, sagt er, denn ich bin ein treuer Diener der Nation: das ist Koketterie mit dem eingefleischten Konstitutionalismus der Liberalen. Kommt her, wiederholt er eine Oktave tiefer, oder ich verarbeite euch zu Lagerfutter: das ist der gewohnte und so oft siegreiche Tonfall des Bandenführers. Wenn Ihr nicht herkommt, schließt er, so wird euch der sozialbolschewistische, anarcho-demokratische Wau-Wau auffressen: das ist das einschüchternde Augenzwinkern des geriebenen parlamentarischen Routiniers. Auf diesen drei Saiten spielt der Fascismus nunmehr seine Melodie. Er kokettiert, er droht, er schüchtert ein. Es handelt sich darum, ob ihm gelingen wird, wenigstens einen Teil der Liberalen abzusplittern und vor seinen Wagen zu spannen.

4.

Der italienische Liberalismus ist gegenwärtig wohl die merkwürdigste politische Erscheinung auf dem Kontinent. Er umfaßt alle möglichen Schattierungen: vom Konservatismus des ‚Corriere della Sera' über den kleinbürgerlichen Demokratismus der katholischen Volkspartei bis zum Republikanismus Giovanni Amendolas. Die eigentlichen Liberalen, die sich um den ‚Giornale d'Italia' und Antonio Salandra sammeln, bilden nur eine verschwindende und ziemlich unbedeutende Minorität in diesem Konglomerat. Sie führen ihre Ursprünge allerdings unmitelbar auf Cavour und auf die glorreiche Zeit des Risorgimento zurück. Aber dieser Stammbaum besagt sehr wenig. Denn so klar und

eindeutig das Programm des Liberalismus ursprünglich gewesen, so biegsam und unkenntlich ist es inzwischen geworden. Der Liberalismus entstand in Italien unter dem Schlachtruf der nationalen Einigkeit. Das vereinte Italien war seine Parole. Nun geht er daran zu Grunde, daß Italien immer noch keinen einheitlichen wirtschaftlichen Organismus bildet. Lombardei, Sizilien, Piemont, Romagna, Ligurien sind ebenso viele Wirtschaftsbecken mit selbständiger wirtschaftlicher Struktur, mit zum Teil separaten Interessen, mit eigentümlichen geschichtlichen Traditionen. Das zweite Italien — das Italien Cavours — erfüllte den Wunsch der italienischen Bourgeoisie nach politischer Einigkeit und Selbständigkeit. Das dritte Italien aber — das Italien der Nachkriegszeit mit den zurückeroberten Ländern — liefert den Beweis dafür, daß diese Einigkeit und Selbständigkeit auf schwachen Füßen stehen, solange die Industrialisierung des Landes nicht einheitlich ist, und solange seine wirtschaftliche Selbständigkeit nicht vollkommen stichhaltig durchgeführt werden kann. Italien ist ein kapitalistisches Land, das weder seinen Kapitalismus zentralistisch zu organisieren noch seine Landwirtschaft der industriellen Produktion anzupassen imstande war. Daher die Diskrepanz zwischen Nord und Süd im Allgemeinen, daher der Antagonismus zwischen verschiedenen Provinzen Italiens im Besondern. Die italienische Bourgeoisie ist ebensowenig konsolidiert wie der Kapitalismus selbst. Es gibt in ihrem Schoß zu viele selbständige Gruppen und Grüppchen, von denen womöglich jede ihre separate Politik auf eigne Faust durchsetzen möchte. Daher die Buntscheckigkeit des italienischen Liberalismus. Aber daher auch seine grundsätzliche Machtlosigkeit.

5.

Der Versuch des Fascismus, mit dem Liberalismus — oder vielmehr mit einigen Schattierungen des Liberalismus — Fühlung zu nehmen, kennzeichnet seinen Wunsch, diese innern Spaltungen und die antagonistische Natur des Liberalismus möglichst ersprießlich für die eigne Sache auszuschlachten. Wohl konnte der Fascismus nur im Zeichen einer allgemeinen agrar-kapitalistischen Reaktion gegen den aufsteigenden Geist der sozialen Wiedervergeltung, der sich gleich nach dem Kriege bemerkbar machte, zum Siege gelangen. Aber der Fascismus siegte als Handlanger dieser Reaktion, nicht als ihr anerkannter Vertreter. Er machte sich die Reaktion zu Nutze, ohne vorbehaltlos in ihre Dienste zu treten. Seine Führer waren Abenteurer. Seine Massen waren klassenlos, dieweil sie allen durch den Krieg aus der sozialen Bahn geworfenen Schichten entstammten. Dies genügte, um zu siegen. Aber dies konnte nicht genügen, um den Sieg auf die Dauer zu behaupten. Um den Sieg zu behaupten, muß man entweder die Bourgeoisie als solche vernichten — oder mit ihr paktieren. Der erste Weg — es ist jener der Bolschewisten — bleibt Mus-

solini versperrt. Folglich muß er Anschluß an das Bürgertum suchen. In diesem Sinne ist seine Wendung zum Liberalismus — so unvollkommen und bedingt sie auch sein mag — außerordentlich bezeichnend.

6.

Der Fascismus hat im Zeichen der kapitalistischen Reaktion gesiegt und macht jetzt den erklärten Wortführern der Kapitalistenklassen den Vorschlag, mit ihm die Früchte des Sieges zu teilen, um die eigne Stellung auch sozial zu „verankern". Bis jetzt waren es nur die Marodeure des Kapitalismus, die von den fascistischen Siegen direkten Nutzen zogen. Jetzt will Mussolini auch den rechtmäßigen Vertretern der Bourgeoisie den Antrag auf Teilung stellen. Und es ist kein Zufall, daß dieser Antrag grade in dem Augenblick gestellt wird, wo eine innere Krise die facistische Partei erschüttert. Nun steht Alles auf dem Spiel. Die Schlagfertigkeit der fascistischen Armee ist noch nicht gebrochen. Aber ihre Disziplin könnte in die Brüche gehen, wenn ihre soziale Wurzellosigkeit zum Vorschein käme. Der Generalstab bietet sie nunmehr dem Liberalismus an — unter der Bedingung freilich, daß der Liberalismus sich diesem Generalstab ausliefert und seine Machtbefugnisse anerkennt. Es ist somit ein regelrechtes Handelsgeschäft, das den Liberalen vorgeschlagen wird. Ob dieses Geschäft zustande kommt, wird schon die nächste Zukunft zeigen. Aber kein Zweifel, daß sein Zustandekommen zuletzt weder vom Fascismus noch vom Liberalismus abhängt. Denn es ist eine dritte Macht vorhanden, welche die endgültige Entscheidung bringen dürfte. Diese Macht ist der Sozialismus.

7.

Von den bürgerlichen Oppositionsparteien ist gegenwärtig keine einzige bereit, Mussolinis Erbschaft auf eignes Risiko zu übernehmen. Daher hat Mussolini Zeit, zu verhandeln. Der Liberalismus ist innerlich zerrissen. Daher besteht für Mussolini Aussicht, dessen Armeen stückweise zu umzingeln und zu erobern. Aber die entscheidende Frage, um die es geht, und die im Hintergrund aller Verhandlungen zwischen dem Fascismus und dem Liberalismus lauert, lautet: Ist es möglich, eine liberalfascistische Diktatur im Namen des Großkapitals zu errichten, ohne das Kleinbürgertum in die Arme der Arbeiterklasse zu treiben? Ist es andrerseits möglich, ein bürgerlich-demokratisches Regiment zusammen mit dem Kleinbürgertum und den privilegierten Schichten der Arbeiterklasse wiederherzustellen, ohne alle Stürme des Klassenkampfes von neuem zu entfesseln? Von dieser Frage hängt Alles ab. Die Bourgeoisie ist bereit, ihre Front gegen den Fascismus aufzulösen, falls ihr überzeugend bewiesen werden kann, daß die „bolschewistische" Gefahr keine inhaltlose Einschüchterung bedeutet. Sie ist aber ebenso gern bereit, den Kampf gegen den Fascismus fortzusetzen, falls sie

zu der Ueberzeugung kommt, daß ihr möglich ist, die kostspielige und abenteuerliche Politik des Fascismus abzuschütteln und ihre Geschäfte in eigne Regie zu übernehmen, vorausgesetzt eben, daß sich das „Volk" — dieser „miles robustus et malitiosus" — einigermaßen wohlfeil abspeisen lassen würde. Mit andern Worten: die italienische Bourgeoisie befindet sich in derselben Lage wie ihre Klassengenossen schon so oft und unter den verschiedensten Verhältnissen. Sie wäre nicht abgeneigt, eine Politik des Radikalismus zu inaugurieren, sofern ihre geschichtlichen Widersacher nicht gar zu gefährlich werden drohen. Andernfalls würde sie ohne weiteres zum krassesten Opportunismus hinneigen und selbst mit dem Teufel paktieren, nur um jene Widersacher im Zaume halten zu können.

8.

Die Führer der liberalen Bourgeoisie scheinen zur Zeit keine besondere Furcht vor der „bolschewistischen" Gefahr zu haben. Sie erklären ziemlich unverblümt, daß Mussolinis Einschüchterungsversuche ihnen wenig imponieren. Erst kürzlich schrieb Luigi Einaudi im ‚Corriere della Sera', daß der Bolschewismus in Italien ausgespielt habe und nicht so bald wieder sein Haupt erheben dürfte. Seitdem die internationale Politik Sowjet-Rußlands gemäßigter geworden ist und ihren Kurs nicht mehr auf die Weltrevolution über Nacht hält, sind auch die weitsichtigern Wortführer des Kapitalismus ruhiger geworden. Was in ihren Berechnungen zur Zeit eine viel größere Rolle spielt, ist die Rücksicht auf die eigne Sozialdemokratie. Diese ist ein wichtiger Bestandteil des bürgerlichen Parlamentarismus. Die kommunistische Bewegung ist eine Angelegenheit der materiellen Kräfteverhältnisse. Sie entwickelt sich außerhalb der geordneten konstitutionellen Bahnen und repräsentiert für das Bürgertum den äußern Feind schlechthin. Anders steht es mit der Sozialdemokratie. Sie gehört nunmehr zum ureigensten Inventar der bürgerlichen Gesellschaft; sie ist von der Wagschale ihres sozialpolitischen Gleichgewichts nicht mehr wegzubekommen. Daher wird der Liberalismus so lange gegen alle Lockungen des Fascismus taub bleiben, bis ihm die Hoffnung winkt, den gemäßigten Teil der Sozialisten, das ist: die Sozialdemokratie zur eignen Disposition zu halten.

9.

Der Marschplan der italienischen Sozialdemokratie ist ziemlich augenfällig. Sie ist bereit, alle latenten Kräfte des Liberalismus im Kampf gegen den Fascismus zu unterstützen, um — nachdem die entscheidende Schlacht geliefert ist — dem Beispiel ihrer Bruderparteien in England, Frankreich und Deutschland zu folgen. Sie wird dem Bürgertum darzulegen versuchen, daß es für dieses keinen bessern Ausweg gibt, als den Bock zum Gärtner zu machen. Sie ist die einzige Partei, die mit dem Fascis-

mus nicht paktieren kann, weil die Diktatur des Fascismus eine fortwährende Revolutionierung und Radikalisierung der Massen bedeutet. Die Sozialdemokratie aber, die jetzt mehr denn je von einem „langsamen Hineinwachsen der ganzen Sauerei“ in die sozialistische Gesellschaft träumt, um einen Ausdruck des Deutschen Friedrich Engels zu gebrauchen, fürchtet nichts mehr, als daß die unberechenbaren Manöver Mussolinis ihre wohlgezirkelten Kreise stören könnten. Sie muß den Fascismus beseitigen, weil sie sonst entweder unter die Fuchtel einer nackten Gewaltdiktatur des Großkapitals kommen oder plötzlich den kommunistischen Rivalen unheimlich hochwachsen sehen würde.

10.

Je eifriger also Mussolini Anknüpfung an den Liberalismus sucht, umso mehr gestaltet sich die Weiterentwicklung der innenpolitischen Verhältnisse Italiens zu einem Duell zwischen Fascismus und Sozialismus. Der Liberalismus spielt dabei die Rolle des lachenden Dritten, der sich vorbereitet, das aufbrausende Wasser unter allen Umständen auf die eignen Mühlen zu treiben.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XX.

Umbreit

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung leidet, nach den Jahren des Aufstiegs, an einer zunehmenden Arterienverkalkung. Die Jugend ist vorüber — der Rausch, da man auf dem Unterbau der praktischen Sozialarbeit die sozialistischen Zukunftsideen aufrichtete. Die soziale Gesetzgebung, die Bismarck Anfang der achtziger Jahre mit der Unfall-, Invaliden- und Altersversicherung einleitete, wurde von der Sozialdemokratie abgelehnt. Desgleichen die Krankenversicherung. Dem reaktionären Staat wollte man nicht solche Machtbefugnisse mit diesen sozialen Zwangseinrichtungen in die Hand geben. Obendrein bedeuteten diese staatlichen Institutionen eine Konkurrenz der Gewerkschaften.

Die tatsächliche Entwicklung der Verhältnisse hat der Sozialdemokratie Unrecht gegeben. Die staatlichen Versicherungszweige bewährten sich, nicht zuletzt auf dem Gebiet der Prophylaxe, vollendet. Die Gewerkschaften entfalteten sich gleichfalls, da ihnen dieser Wettlauf mit dem Staat schließlich nur förderlich war. Die Peitsche wurde hinter ihnen geschwungen.

Das Bild veränderte sich allmählich, als die Arbeiter, nach der zusammenfassenden Kodifizierung der Versicherungsgesetze in der Reichsversicherungsordnung, mehr und mehr als Delegierte und Beamte in diese Institute eindrangen. Denn auch sie wurden von der Bürokratie verschlungen. Der sozialdemokratische Krankenkassenbeamte wurde ein Typ für sich. Diese Bürokratisierung teilte sich auch den Gewerkschaften mit, und der Verkalkungsprozeß machte von dem Moment an rasende Fortschritte, wo der Staat mit ihnen Frieden schloß und sie, im Kriege, als eine Interessenvertretung der Arbeiterschaft sanktionierte.

Wohl bekamen sie unmittelbar nach dem Kriege, als die Millionen von Arbeitern und Angestellten in die Heimat zurückströmten und suchend und tastend neuen Arbeitsmöglichkeiten nachgingen, einen frischen Impuls. Diese Welle des Aufschwungs verebbte aber allmählich wieder, da die Gewerkschaftsführer nicht imstande waren, die neue Zeit mit neuen Ideen zu erfüllen. Ein paar schöne Oktobertage — das war der ganze junge Frühling gewesen. Die Injektionen starker Mitgliederzugänge hatten nur einen vorübergehenden Erfolg. Der parteipolitische Hader, von dem sie sich früher ferngehalten hatten, griff auf sie über. Einst hatte man die sogenannten Lokalisten, anarcho-sozialistische Elemente, schmerzlos ausscheiden können. Jetzt gab es Mehrheitssozialisten, Unabhängige, Kommunisten, die, überall Gruppen für sich bildend, um die Vormachtstellung rangen. Von der Peripherie bröckelten gelbe Gemeinschaften, ja sogar völkische Gewerkschaften ab, die sich zu einem Teil in den Vaterländischen Verbänden organisatorisch zusammenfanden.

Wer die führenden Köpfe der Freien Gewerkschaften überblickt, wird sich über all Das nicht wundern. Ringsum Durchschnitt. Kleiner und kleinster Durchschnitt. Weder Willens- noch Intelligenz-Energien. Brave Leute mit ehrlich erarbeitetem praktischen Wissen. Routiniert und gewandt. Fleißig. Aber sonst?

Da ist der Redakteur des Correspondenzblattes, das der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund herausgibt. Umbreit, Drechsler von Beruf. Früh schon betätigte er sich schriftstellerisch und wurde zu Beginn des Jahrhunderts auf diesen gewerkschafts-journalistischen Posten berufen. Außerordentlich gründlich. Polyhistor, der sich nicht nur auf dem Gebiet der Sozial- und Wirtschaftspolitik wie nur irgendeiner auskennt, sondern sein Interesse auch den Naturwissenschaften zugewandt hat. Umbreit wurde von den Gewerkschaften als sozialpolitischer Vertreter in den Reichswirtschaftsrat entsandt. Die Rolle, die er hier spielte, war nicht immer glücklich, und der Gegenseite, den Arbeitgeber-Vertretern, unterlag er mehr als einmal, sodaß er nachher von seinen Leuten desavouiert wurde. In den Jahren vor dem Kriege war er „der“ literarische Wortführer der Gewerkschaftsbewegung, der mit gleichem Kampfeifer sich gegen rechts und gegen links kehrte. Abgesehen von Brentano und Jastrow fanden die bürgerlichen Sozialreformer bei ihm ebenso wenig Verständnis und Anerkennung wie Rosa Luxemburg und Pannekoek.

Umbreit ist als Mensch nicht uninteressant. Obwohl er seit langem nur einen Lungenflügel hat, ist er, dank seiner ungewöhnlichen Energie, unter der außerordentlich intensiven Arbeit nicht zusammengebrochen. Seine freie Zeit widmet er geologischen Studien. Er ist einer der bemerkenswertesten Dilettanten-Geologen und hat sich mit der Zeit eine große Sammlung von Steinen und Versteinerungen angelegt. Die Natur, mit der er spielt, hat auch mit ihm gespielt. Umbreit, der äußerlich durchaus wie ein Original wirkt, hat einen Zwillingsbruder, von dem er auch heute noch kaum zu unterscheiden ist.

Die Bürokratie der freien Gewerkschafts-Organisationen ist allerdings heute auch kaum mehr von der Bürokratie der staatlichen Versicherungs-Organisationen zu unterscheiden.

Von vorgestern für übermorgen von Hans Natonek

Von Leuten gemacht, die nicht können, wie sie wollen, von andern geschrieben, die nicht wissen, was jene und was sie selber wollen: in solcher dustern Atmosphäre spielt Politik sich ab. Es gehört zu den wenigen politischen Tatsachen, die verbürgt sind: selbst die anständigsten und von besten Ideen erfüllten Männer werden, sobald sie zur Führung und Verantwortung gelangen, unfrei, müssen Rücksichten nehmen und den Wein ihrer Ueberzeugung mit den Abwässern der Praxis vermischen. Dies ist gewiß, alles Andre ungewiß. Siehe Wilson, Masaryk, MacDonald. Der Eine mehr, der Andre weniger. Keiner von den Geistigen, die emporgelangten, hat sich höchst königlich bewährt. Die Konzession zur politischen Führerschaft erlangt man durch Konzessionen. Wir können nicht, wie wir wollen, ist ihr stummer Refrain. Je mehr Einer Kopf ist, umso leichter werden ihm Hände und Füße gebunden. Wehrt er sich, heißt es: Kopf ab! Niemand weiß, inwieweit ein Mann, der gestern noch Arbeiterführer und heute Premier ist, wirklich noch kann, wie er will, oder auch nur will, wie er gewollt hat. Aber die politischen Schreiber müssen so tun, als wüßten sie es. Man kann sich daraus ein Bild machen von der Zuverlässigkeit des politischen Urteils. Bei diesem mühsäligen Tappen im Dunkel muß man schon zufrieden sein, wenn es auch nur schrittweise vorwärts geht, wie es in der Tat vorwärts geht.

* * *

Herriot, von London kommend, wurde bei seiner Ankunft in Paris von einer erregten Menschenmenge in Empfang genommen; und zwar derart stürmisch, daß der Polizeikordon zerriß und der Ministerpräsident, abgetrennt von seiner Begleitung, allein inmiten der brüllenden Menschenbrandung stand. Herriot erbleichte, zitterte und brachte kein armes Wort hervor — und all das, wiewohl die Menge nur ihre leidenschaftliche Genugtuung ausdrücken wollte, daß der Ministerpräsident nicht neue militärische Maßnahmen, sondern eine Erleichterung des kriegerischen Drucks aus London nach Hause brachte. (So anspruchslos ist das Volk.) Warum aber erbleichte Jener? Das schlechte Gewissen in ihm erbleichte, daß er dem geduldigen Volk nicht mehr mitgebracht hatte, die Angst bebte in seinen Gliedern bei der Vorstellung, daß man eines Tages einer solchen Menge, die Rechenschaft fordert, Aug' in Aug' gegenüberstehen könnte. Und sicherlich war er von diesem unverhofft herzlichen Empfang so überrascht, daß ihm die Scham des geringen Verdienstes den Mund verschloß. Ich glaube, ein Jaurès hätte in der gleichen Situation nicht gezittert.

* * *

Daß die Geistigen in der Politik nicht so können, wie sie wollen, wird einigermaßen dadurch wettgemacht, daß auch die Gegenseite sich nicht so ausleben kann, wie sie möchte. In der französischen Kammer hat der General Saint Just, bei einer Debatte über die Amnestie der sogenannten Hochverräter knapp und klar

ausgedrückt, was und wie er gerne möchte: er legte, das Monokel im Auge, den Arm an die Backe wie ein Gewehr, zielte mit zugedrücktem Auge auf gewisse Abgeordnete der Linken, machte piff-paff, piff-paff und krächzte dazu (ohne das Monokel aus dem Auge zu verlieren), ein wütender Nußknacker: „Alle an die Wand stellen, Alle an die Wand stellen!“ Auch bei unsern Rechten ist das der politischen Weisheit höchster und heimlicher Schluß: die Juden, die Pazifisten, die „Novemberlinge“, die Republikaner — alle an die Wand stellen! Wenn man nur so könnte, wie man wollte.

* * *

Der sozialistische Pfarrer von Wakefield, MacDonald, hält nicht nur erbauende, wirklich schöne Sonntagspredigten über Verinnerlichung, christliche Gemeinschaft und Gottestum (Dinge, die er in der Politik schmerzlich vermißt), sondern er besitzt auch die schöne innige Gebärde eines unfeierlichen Priesters. (Sein Lächeln und das lockige Silberhaar passen sehr gut dazu.) Am letzten Tag der Londoner Konferenz, bei der allgemeinen Verabschiedung, schritt MacDonald auf Reichskanzler Marx zu, führte ihn zu Herriot, legte die Hände der Beiden in einander, drückte sie herzlich, blickte zum Himmel, lächelte, hielt ihre Hände fest, wandte sich und ging. Liebet einander, Brüder! Herriot und Marx konnten nicht anders, als ihre Hände herzhaft schütteln. Alle, die es sahen, waren gerührt. Als aber am Tage vorher von einem Nachlaß der Kriegsschuldforderung Englands an Frankreich die Rede war, steckte der Pfarrer von Wakefield beide Hände in die Hosentaschen. Die gläubige Gemeinde, die seinen Worten so gerne lauscht, hätte schönen Krach gemacht. Weil Amerika seine Kriegsforderung in England einkassiert, muß England in Frankreich, Frankreich in Deutschland auf Heller und Pfennig bestehen. Keiner kann, wie er will, wiewohl Alle herzlich gern das Gleiche möchten: die Kriegsfolgen liquidieren. Arme, hilflose Politik!

Potsdam von Olof F. Anders

Wie süß warst du nicht, Edele,
in deinem weißen Nachthäubchen,
mit rosa Band durchflochten,
von derselben Farbe wie dein hautweicher Panzer,
den du ängstlicher an deinem Leibe hütest
als die eigene Tugend.

Und nun fährst du in einen duftigen seidenen Morgenrock,
grasgrün-breit und schwarz-schmal gestreift,
mit großem weißen getollten Halskragen,
der zwischen den frischen Brüsten bis an die Herzgrube schneidet,
und in die Pantoffeln mit den hohen roten Lackhacken,
wenn du aus dem Bett an das Sofa stolzierst,

da grade die Schokolade hereinkommt
auf einem Alt-Berliner Service, weiß mit bläulichem Schimmer.
Kanne und Tassen haben den begeisternden Schwung deiner Schultern und Hüften,
und wenn deine schimmernd gebeugten Finger einschenken,
läuft ein erweckender Gleichklang der Kurven über die spiegelnde Mahagoniplatte,
wie das Glockenspiel von der nahen Garnisonkirche, das soeben anhebt:
„Ueb' im — mer Treu — und Red — lichkeit . . . "

Noch hat der Morgen keine berliner Autohupe gehört,
noch schlarren die Grenadierstiefel, die zum Schießplatz treiben, über das Pflaster,
wie zu Friedrichs Zeiten.

Die dunstige Morgensonne fällt auf Boumanns neugetünchte rosa Rathausfassade,
das gelbbraune verstaubte Stadtschloß saugt sich im Morgentau frisch,
die steinernen Rokoko-Nymphen und -Faune verrenken sich zu lustvollen Gewaltakten unter der Kolonnade,
und die ergilbenden Platanen, die uns ins Fenster sehn, rauschen diskret hinweg
über die Seligkeiten der Nacht, wie sie nur Unsterbliche erfahren.

Du aber, Marquise Edele, hast die Morgenzeitung ergriffen,
den einen Arm unterm Kopf mit dem weißen rosadurchflochtenen Häubchen,
die Beine angezogen, dich auf das Sofa gelagert,
den Blick fasziniert auf die 37. Fortsetzung des Romans ‚Sündige Liebe' gerichtet
und nicht bemerkt, daß der duftige Morgenrock,
grasgrün-breit und schwarz-schmal gestreift,
von deinen runden Knien geglitten ist.

Die Dryaden der Platanen rauschen von den Seligkeiten der Nacht,
wie sie nur die Unsterblichen erfahren,
der Schäfer sinkt vor der Quelle nieder, um zu trinken,
und du greifst, die ‚Sündige Liebe' erschreckt fallen lassend,
statt nach der erkalteten Schokoladentasse in seinen Faunschopf,
um ihn — nein, schon um dich zu halten.
Noch deckte der Kuß die Knie, schon läuft Glut um alle Blößen,
wie aufflatterndes Gewand, wie ein brennender Gürtel,
und du wirfst, sie zu löschen, rasch entschlossen den duftigen Morgenrock über die Feuersbrunst,
sodaß selbst die alten verwöhnten Platanen das Rauschen vergessen
und das Glockenspiel der Garnisonkirche nur mehr gedämpft in den Blutlauf der Ohren klingt:
„Wem Gott will rechte Gunst er — wei — sen . . . "

Norwegen von Friedrich Sieburg

Norwegen der Länge nach bereisen heißt: eine Strecke zurücklegen, die so lang ist wie von München nach Angora. Dafür ist das Land umso schmaler und besteht zum größten Teil aus Felsen in allen Formen, aus Gipfeln, die ewig den Schnee behalten, aus steilen Hängen, die mit Geröll und wilden Bächen ins Meer stürzen, aus Klippen, die tausendfach von Fjorden zerrissen sind. Dies ganze absonderliche Gebilde ist von zwei und einhalb Millionen Menschen bewohnt, die zum Teil in vier größern Städten hausen: in Kristiania, Stavanger, Bergen und Trondhjem. Der Rest der Bevölkerung ist verteilt auf einsame Hafensiedlungen, auf verlorene Gehöfte im Hochgebirge, auf Fischerhütten an der gezackten Küste, auf braunhaarige Nomadenzelte im höchsten Norden.

Durch diese Tatsache ist die wirtschaftliche und innere Gestalt des Landes natürlich bestimmt. Norwegen ist daran gebunden, es kann Fische verkaufen, Holz schlagen, es kann seinen — übrigens enormen — Schiffsraum ausnutzen; dem gegenüber arbeitet sich in den Städten eine kleine Industrie energisch hoch. Holzprodukte, Mineralien und Elektrochemikalien gewinnen neben Fischen, Tran und Grubenholz als Exportartikel steigend an Bedeutung. Aus eignem Bestande kann sich das Land nicht ernähren, die Landwirtschaft ist hoch entwickelt, aber durch die Naturbedingungen beschränkt, Viehzucht ist im weitesten Maße möglich, aber Brotkorn muß eingeführt werden, neuerdings hauptsächlich aus Rußland.

Es wäre natürlich, wenn der Norweger als Mensch unveränderlich wäre. Denn Fischfang, Holzschlag und Viehweide sind im Kern die gleichen Beschäftigungen wie vor tausend Jahren, besonders wenn, wie hier, ihre Mechanisierung dank den landwirtschaftlichen Schwierigkeiten und den riesenhaften Entfernungen sehr langsam fortschreitet. Die Weltveränderung, die eintritt, wenn der Mensch gezwungen wird, Lohnarbeit zu verrichten, kann hier nur langsam erfolgen, denn die Lohnarbeit setzt einen gewissen Organisationsapparat voraus, dem die Natur hier steinerne Grenzen setzt. Trotzdem ist der Norweger von Haus aus radikal, novarum rerum cupidus, extrem, revolutionär. Wieweit dieser revolutionäre Trieb nun im Temperament stecken bleibt oder sich öffentlich auswirkt, das hängt natürlich von den sozialen oder örtlichen Umständen ab. Von 150 Sitzen im Storting haben die Kommunisten 28, die Mehrheitssozialisten — auch hier Scheidemänner genannt — nur 8, das bedeutet also, daß die Mehrzahl der organisierten Arbeiter Kommunisten sind und mit ihnen die großen Arbeitnehmerorganisationen sich in kommunistischen Händen befinden. Merkwürdig genug. Denn wenn das Leben auch hier nicht so leicht ist wie in Dänemark, so ist es doch viel

bequemer und ausgeglichener als in dem scharf gestuften Klassenstaat Schweden oder gar in den übrigen europäischen Ländern. Auch die Löhne sind ziemlich hoch, am Weltdurchschnitt gemessen sogar sehr hoch. Dazu kommt die politische Lage. Norwegen ist ungemein demokratisch regiert, hat seit 1814 den Parlamentarismus, hat eine sehr demokratische Steuerwirtschaft und ist „fortschrittlich" im allereuropäischsten Sinne. Wenn man sich also für einen Augenblick auf den Standpunkt stellt, daß innerhalb der augenblicklichen Wirtschaftsform ein aller Menschen würdiges Staatsgebilde überhaupt erreichbar und möglich ist, so nähert sich Norwegen — unter schwierigern Umständen, aber in ähnlichem Grade wie Dänemark — der Vollkommenheit inbezug auf das bürgerliche demokratische Ideal. Freilich heißt Demokratie hier wie anderswo nichts weiter, als daß die Herren der Wirtschaft auch Herren des Staates sind; aber das bedeutet hier doch etwas andres als in Deutschland, weil die Zentralisierung hier fortwährend mit der Natur im primitivsten Sinne zu kämpfen hat, weil eben Norwegen kein Industrieland ist. Der wesentliche Sinn der Demokratie besteht in diesem Falle darin, daß man in allen Punkten radikal mit der mittelalterlichen Staatsform, die in Deutschland letzten Endes bis zum Kriege herrschte und in Frankreich heute noch herrscht, gebrochen hat, daß man die Umwandlung in den Wirtschaftsstaat mit allen Mitteln gefördert hat, womit denn eine weitgehende Bemündigung des Einzelwesens verbunden ist. Der Staat als Mittel ist hier bewußt und energisch angestrebt.

All diese Umstände führen in letzter Entwicklung und gradeaus in die proletarische Revolution, erschweren aber die unmittelbare Vorbereitung, die Unzufriedenheit, das Rebellentum, den Lohnkampf, die Agitation im hohen Grade. (Umgekehrt ist es ja in Deutschland.) Trotzdem haben wir in Norwegen unter den Arbeitern diesen klassenbewußten Radikalismus, der im letzten Frühjahr zu einem gewaltigen Arbeitskampf geführt hat.

Dieser Arbeitskampf war eine enorme Kraftprobe zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Er begann im Oktober 1923 mit einem Streik der Metallarbeiter, gipfelte im Februar 1924 mit einem Lockout (Aussperrung) in fast sämtlichen Industrien, sodaß 60 000 Arbeiter feierten, und wurde am 20. Mai durch den Schiedsspruch des Reichsschiedsmannes beendet. Dieser Schiedsspruch fand nur eine ganz knappe Majorität; ja, nur ein Drittel aller beteiligten Arbeiter hatten überhaupt ihre Stimme abgegeben, sodaß diese Einigung von äußerst fragwürdiger Haltbarkeit ist. Tatsächlich haben sich inzwischen in der Metall- und Textilindustrie neue Lohnverhandlungen als notwendig erwiesen. die sehr schlecht vonstatten gehen und jeden Augenblick zu neuen Erschütterungen führen können.

Der Ausgangspunkt des Konflikts war folgender. Vor einem Jahr hatte man in der Metallindustrie neue Tarife in gemein-

samen Verhandlungen beschlossen. Diese enthielten die Bestimmung, daß alle Lohnsätze mit fünf Prozent herabgesetzt werden sollten, wenn am 1. Oktober die amtliche Indexzahl nicht höher als 233 wäre. In der Tat war die Zahl zu diesem Zeitpunkt nur 230, sodaß sich die Arbeitnehmer berechtigt fühlten, die vereinbarte Lohnreduktion vorzunehmen. Die organisierten Metallarbeiter widersetzten sich dieser nach ihrer Meinung allzu buchstäblichen Anwendung des Tarifabkommens und traten sofort in den Streik. Das Arbeitsgesetz erklärte den Streik für ungesetzlich; trotzdem verharrte ein großer Teil der Arbeiter, vor allem in Trondhjem und Kristiania, in der Arbeitsverweigerung. Daneben bildete sich ein neuer Konflikt zwischen den Arbeitgebern und Transportarbeitern. Jene verlangten in ihren neuen Tarifvorschlägen, die Arbeiterorganisationen sollten bestimmte Garantien dafür geben, daß die Uebereinkommen von ihrer Seite eingehalten würden. Angedeutet waren Garantien finanzieller Art, zum Beispiel: Haftung mit dem Vermögen der Berufsorganisationen. Dieses einzigartige Ansinnen, das mit deutlichem Hinweis auf den „Vertragsbruch" der Metallarbeiter im Oktober gestellt wurde, erfuhr die schroffste Ablehnung aller Arbeiterführer, die in diesem Punkte von ihren dänischen und schwedischen Genossen nachdrücklich gestützt wurden. Die Einigung im Transportarbeiterkonflikt zerschlug sich, auch hier brach der Streik aus, die Papierarbeiter schlossen sich an. Nun erfolgten die Lockout-Drohungen in allen Branchen, die denn auch im Februar zur Generalaussperrung führten.

In spätern Verhandlungen wurde das Garantieverlangen fallen gelassen, trotzdem wurde der neue Schiedsspruch abermals von den Arbeitern verworfen, und vierzehn Tage später, nachdem Sozialminister Klingenberg selbst die Leitung der Verhandlungen übernommen hatte, ebenso überraschend angenommen. Aber mit einer nur mühsam erreichten Majorität und unter Stimmenenthaltung von fast zwei Dritteln der beteiligten Arbeiterschaft. Die schärfste Opposition gegen die Annahme des Schiedsspruchs machte ‚Norges Kommunistske parti' unter Führung von Olav Scheflo. Der Vormann des Metallarbeiterverbandes, der für den Vorschlag gestimmt hatte, wurde aus dieser Partei ausgeschlossen. Selbstverständlich hat der ganze Konflikt zu einer schweren Erschütterung des Ansehens der Gewerkschaften geführt, trotzdem diese Organisationen im Verlauf der großen Parteikonflikte der Jahre 1918 und 1919 den Mehrheitssozialisten entrissen wurden. Aber inzwischen haben sich die norwegischen Kommunisten gespalten. Im November 1923 brachen innerhalb der Partei heftige Zwistigkeiten darüber aus, wieweit man alle Bedingungen der Moskwa-Internationale akzeptieren sollte. Der große Spalter Sinowjew stellte ein briefliches Ultimatum, der Deutsche Hörnle eilte nach Kristiania, um die Geister zu schei-

den, und eine schwache Majorität unter Martin Tranmaels Leitung trat aus der III. Internationale aus, um sich nunmehr als ‚Norske arbeiderparti' zu konstituieren. Scheflo, der Führer des radikalen Flügels, gründete ein neues Blatt, und nunmehr konnte der Kampf beginnen. Die Moskwa-Kommunisten kämpfen vor allem darum, die Fachorganisationen in ihre Hand zu bekommen, und die Unruhe, namentlich in Kristiania und Trondhjem, will nicht verstummen. Noch während des ganzen Monats Juni fanden allabendlich Krawalle in den Arbeiterquartieren statt. Die Wohnungen der Streikbrecher wurden demoliert, und die Polizei hantierte mit Gummiknüppeln. Im allgemeinen hat die norwegische Regierung sich bemüht, im Kampf gegen die Arbeiterschaft möglichst zurückhaltend zu sein und das Ansehen eines parteilosen Schutzes der Allgemeinheit aufrecht zu erhalten. Trotzdem ist ihr ein schwerer Fehler unterlaufen. Sie hat nämlich zur Verstärkung der Polizei, zum Schutz der öffentlichen Einrichtungen und so weiter bestimmte Lehrgänge der Garde einberufen, jedoch nur solche ehemalige Gardisten, die als „zuverlässig" galten, das heißt: junge Leute aus den gebildeten Ständen, Bourgeoissöhne. Diese bewaffnete jeunesse dorée hat während der gespanntesten Wochen des Großlockouts in den Kasernen gelegen, Posten gestanden und andern Sicherheitsdienst verrichtet. Sie taten dies mit dem Bewußtsein, daß es „gegen die Arbeiter ginge". Da ist denn kein Wunder, daß die Arbeiterpresse von „weißen Garden" spricht und zur Bildung von roten Garden aufruft. Dieses Vorgehen der Regierung ist in der Tat sehr gefährlich und wird Folgen haben. Denn diese Gardeformationen sind die Keimzelle für den Fascismus, der in Norwegen in der Bildung begriffen ist. Die norwegische Regierung hat sich durch die Vorgänge in Deutschland nicht warnen lassen, sie hätte wissen müssen, daß man solche Vaterlandsverteidiger zwar rufen, aber nie wieder wegschicken kann.

Denn der Fascismus ist für Norwegen die nächste Gefahr. Wenn ich vorhin den Radikalismus der norwegischen Arbeiter als überraschend bezeichnete, so hauptsächlich deswegen, weil Norwegen in keiner Weise für internationale Gedankengänge empfänglich ist. Der Norweger ist radikal von Natur, aber als Temperament. Er ist leidenschaftlich, ungleichmäßig, rebellisch, aber in einer fast religiösen Weise. Er haßt die mechanischen Konsequenzen, er liebt die elementaren Ueberraschungen. Er ist Persönlichkeit, also gern im Gegensatz, er ist gern Führer, aber nicht gern Mitglied. Auch die Arbeitermasse steckt voll von scharf gezeichneten Charakteren, die zur Führung drängen, und der Führer drängt immer zum Radikalismus, solange er Führer aus Leidenschaft und nicht aus Gelegenheit oder Gewohnheit ist. Aber der norwegische Gedankenkreis setzt einen Typ voraus, einen Massentyp, der uniform sein muß, der durchmechanisiert

ist. Dieser gedeiht hier, bei der unwandelbaren Naturgebundenheit, ziemlich schlecht. In dem Norweger steckt ein uns unvorstellbares Maß von nationaler Eigentümlichkeit, ja, von Nationalstolz. Der Internationalismus von Scheflos Leuten ist nur eine ganz dünne Tünche, unter der bei jeder Gelegenheit ein ungewöhnlich stolzer Norweger hervorkommt. In noch viel höherm Maße ist dies bei der besitzenden Klasse der Fall, wo die nationalen Instinkte den wirtschaftlichen Interessen dienstbar werden. Das Nationalgefühl der Norweger wird immer im Widerstreit mit ihrer demokratischen Praxis stehen. „Kein schlimmerer Feind der Völker als die Mitte", sagt Stefan George. Aehnlich empfindet der Norweger oft genug, um seiner vollendeten Demokratie nie recht froh werden zu können. Unbewußt spürt er, daß seine vollendeten politischen und wirtschaftlichen Organisationen eine Gefährdung dieses frommen und feurigen Glaubens an das eigne Wesen darstellen. „Alt for Norge" — Alles für Norwegen, steht auf den Münzen eingeprägt. Darin liegt nicht der Wunsch, sich zu überheben, sondern eher der, sich abzuschließen. Aus diesem Grunde ist auch der Ausdruck „Nationalismus" hier nicht am Platze. Dieser Konflikt einer jungen, das heißt: als politisches Gebilde jungen Nation, die sich sozusagen ihren eignen Gott schaffen, gleichzeitig aber auch ein vollendet moderner Staat sein will, hat etwas gradezu Rührendes. Die Masse der Temperamente, die von der Mitte her abgestoßen und in Bewegung gebracht wird, drängt nach den Rändern aus einander und schäumt im Radikalismus auf: im Kommunismus und im Fascismus. In beiden Fällen liegen die Bedenken klar. Dieser verbindet sich allzuschnell mit der Ideologie des Nutzens und erschüttert so die norwegische Idealität, jener verbindet sich mit einer Zentralisation, die hier mit dem Charakter und der Natur nicht vereinbar ist. In diesem Problem liegt die Schicksalsfrage für die kleine, starke und liebenswerte Nation.

Erst seit 1905 ist Norwegen ein selbständiges politisches Gebilde. Damals trennte sich das Land von Schweden und wählte sich einen konstitutionellen Monarchen, einen dänischen Prinzen — der seitdem übrigens nicht die geringste politische Rolle spielt und auch nicht spielen will —, nachdem man vorher eine Zeitlang ernsthaft erwogen hatte, Björnson auf den Thron zu setzen, diesen gewaltigen Volksredner und himmlischen, an Gott glaubenden Schulmeister, der dann freilich wohl nicht so zurückhaltend geblieben wäre wie heute Hakon VII. Diese spät errungene Selbständigkeit kann Vieles erklären, vor allem die Abwesenheit politischer Tradition, politischer Form, politischer Zivilisiertheit, über die der Däne in so hohem Maße verfügt. Die Glätte des Dänen, seine Sicherheit, sein Geschmack, aber auch sein maßloser gesellschaftlicher Ehrgeiz, seine Empfindlichkeit gegen Kritik, seine Flüchtigkeit gestattet ihm nicht solche innern Möglichkeiten

wie dem Norweger, der sich seines politischen und menschlichen Selbstgefühls erst tastend und darum oft brüsk bewußt wird, der sich täglich mit neuem frohen Staunen als Nation begreift, der die Macht hat, zu leiden, die Kraft, sich zu vernichten oder sich schöner wieder zu gewinnen.

Die vierhundertjährige Zugehörigkeit zu Dänemark, die dadurch ihren Abschluß fand, daß der Dänenkönig im Kieler Frieden 1814 als Buße für seine politischen Dummheiten absolutistischer Provenienz das Land an Schweden abtrat, haben im norwegischen Volk den Wunsch, sich ihrer historischen und volkmäßigen Besonderheit bewußt zu werden, in einer Weise gesteigert, die oft genug einen naiven Ausdruck findet. Man möchte am liebsten die letzten 500 Jahre auslöschen, ignorieren und dort anknüpfen, wo einst die Olafs und Haralds, diese strahlenden See- und Bauernkönige, mit dem Kreuz und der Streitaxt ihre Macht entfalteten. So hat man aus allerlei Dialekten, die noch dem Altnordischen nahestehen, eine neue Sprache, das „landsmaal" konstruiert, als Ersatz für die augenblickliche Sprache, die sich nur im Akzent, nicht aber in der Schrift vom Dänischen wesentlich unterscheidet. Die Aussichten für dieses Neu-Norwegisch sind jedoch gering. Ebenso hat man grade in diesen Tagen beschlossen, Kristiania, das vom Dänenkönig Christian IV. gegründet wurde, umzutaufen. Und zwar soll es Oslo heißen, nach der alten Fjord-Siedelung, die einst an dieser Stelle lag. Diese kleinen, nicht übermäßig ernsten Züge stimmen sehr gut zu jener von der Presse genährten Neigung, Grönland, Island und die Faer-Inseln immer noch als einen Teil des norwegischen Reiches zu betrachten.

Im übrigen haben sich die Norweger zu großpolitischen Farcen, wie sie in den kleinen, ehemals neutralen Ländern üblich sind, niemals hergegeben. Ihr Gerechtigkeitssinn gestattet ihnen nicht, an dieser sinnlosen Welteinteilung Entente — Deutschland länger teilzunehmen. Obwohl sie als seefahrendes Volk unter dem unbeschränkten U-Boot-Krieg aufs empfindlichste an Gut und Leben gelitten haben und lange Zeit auf die Deutschen ziemlich böse waren, gilt es hier dennoch keineswegs für chic, wie in Dänemark, mit einem ärgerlichen Seitenblick auf Deutschland für Frankreich zu schwärmen. Den Völkerbund, in dem sie aufs beste, und zwar durch Frithjof Nansen, vertreten sind, nehmen sie als Idee außerordentlich ernst; umso kritischer sind sie gegen seine augenblickliche Gestalt. Charakteristisch ist auch, daß die Norweger als Einzige dagegen protestiert haben, die Deutschen von der „internationalen" Studenten-Union auszuschließen, und diesen Protest dadurch bekräftigt haben, daß sie einfach in corpore aus dieser Organisation austraten. Ich glaube sagen zu können, daß kein Volk von der schwindelhaften demokratischen Ideologie, in deren Zeichen die Entente den Weltkrieg geführt hat, grimmiger enttäuscht ist als Norwegen.

Viele Vormittage saß ich bei Schiffsreedern und kommunistischen Redakteuren, bei Aufklärungsbeamten und Pressechefs in ihren Kontoren und hörte ihrer harten, klingenden und gebirgigen Sprache zu. Viele Worte und Gesichter sind mir unvergeßlich. Sie sprachen mit Ruhe oder mit Leidenschaft, mit Schärfe oder mit Liebenswürdigkeit, aber immer mit leuchtendem Stolz: Alt for Norge — Alles für Norwegen. Schöne Stunden, männliche Begegnungen. Kühler Juni kam durchs offene Fenster, der Wind war in der hellen Birke gewesen, Hämmern klang, Schiffspfeifen jauchzten verwehend herüber. Da zogen sie, von Telemarken bis zu den Lofoten, von den Anemonenhängen bis zum Eise, in allen Klängen, Nebelhorn und des Hirten Flöte, Brandung ans steinerne Nichts und kleine Quelle im Grün, in allen Farben, Klippe und Baum, erdfarbenes Renntier und rote Kuh, Walfisch und Lachs, Steamer von 10 000 Tonnen und Kutter mit geflickten Segeln. Und Menschen. Trankocher auf Grönland, Waljäger im Eismeer, Trawlermatrose — von Kreuzern gejagt — zwischen Spanien und Spitzbergen, Ueberwinternde, Heimkehrende, Verschollene, Norweger, Norweger.

Rudolf Herzog — ein deutscher Mann

von Ignaz Wrobel

Große Zeiten durchlebt und dabei großen Persönlichkeiten nahe gestanden zu haben, ist eine Gnade von Gott.

Frau Elise von Delbrück 1914

Subordination ist das fortgesetzte und mit Erfolg gekrönte Bemühen eines Untergebenen, dümmer zu scheinen, als der Vorgesetzte ist.

Deutscher Kriegsartikel

Das hat Jeder erlebt —: wenn man das erste Mal eine Eisenbahnstrecke fährt, paßt man auf jeden Baum am Wege auf. Beim dritten Mal legt sich das, und man weiß schon Alles: die kleinen Zollplackereien, die wichtigen Paßrevisionen, das unendliche Stuckern der Räder und die niedrigen Häuser links und rechts der Eisenbahn. Was tut man also in solchem Fall? Man liest. Der letzte Band von Conan Doyle war nicht vorrätig, Spannung ist aber im Coupé in jedem Fall von Nöten, ein bißchen lachen möchte man auch — was kann es da Schöneres geben als: „Kameraden. Roman von Rudolf Herzog. 1.—50. Tausend. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1922." Cotta — das ist Der, der einmal Goethe und Schiller . . . aber das ist schon lange her.

Nun bin ich gar nicht so ungebildet, wie Joachim Ringelnatz aussieht. Ich kenne noch zwei Romane von Herzog, die ‚Wiskottens', und einen, dessen Titel ich zwar vergessen habe, aber den ich auswendig Seite für Seite nacherzählen kann. Es wird kein Wort stimmen, aber es wird schon stimmen. ‚Kameraden' habe ich nun ganz sorgfältig durchlacht. Hier ist ein Schulfall des deutschen Gemüts.

Schlechte Romane hat es immer gegeben. Daß Frau Courths-Mahler kein Deutsch und Herr Herzog keine Romane schreiben kann, ist belanglos. Aber seit jeher war diese Nebenliteratur, waren diese Gebrauchsgegenstände für den Alltag ungemein bezeichnend, weil nämlich von ihnen aus zwar nicht auf den Verfasser, aber ganz genau auf das konsumierende Publikum geschlossen werden kann. Alle erfolgreichen Schmöker der letzten Jahrhunderte und aller Länder haben den Sieger über das Leben zum Thema — die Ritter, die kühnen Räuber, die Seehelden, den Detektiv, den großen Verbrecher . . . es sind alles Leute, die kühner, größer, ungebärdiger als die Leser sind, die Das tun, was er gern tun möchte, aber nicht tun darf. Wer wissen will, welches Ideal sich die kleinen Kaufleute aus dem Biedermeier erträumten, braucht nur Clauren zu lesen und die Ritterromane der Zeit; alle Spießer sind verhinderte Napoleons (wir haben ja im Kriege schaudernd erlebt, was herauskommt, wenn sie einmal dürfen). Wie sieht nun das Idealbild des gebildeten norddeutschen Mittelstandes von heute aus —?

Wie ein Reserveoffizier.

Ein Lieblingswort des Herrn Herzog ist „knapp". Es ist gar nicht zu sagen, wie knapp seine Helden alle sind. „ . . . erwiderte er knapp"; „Nein, sagte sie kurz"; „Ein tiefer Ernst straffte seine Züge" — so oder ähnlich marschiert es durch alle Bände. Seine Helden sehen folgendermaßen aus, müssen also — nach den Auflageziffern zu schließen — von dem Leserpublikum so gewünscht werden:

Knapp, kurz und kühl haben sie eine Beamtenstellung oder sind sehr rangierte Kaufleute. Mit der bestehenden Ordnung befinden sie sich auf bestem Fuß: sie bejahen sie (ohne sie genau zu kennen). Es sind tapfere Leute, solange sie in der Kollektivität handeln — erledigt, wenn sie allein stehen. Ihr Mut besteht zunächst einmal in grenzenloser Flapsigkeit gegen alle Andern, die nicht ihrer Gruppe angehören. „Er schaffte mit einer kurzen Handbewegung für sich und seine Begleiterin Platz." Die Andern gibt es nicht. Denn Niemand ist so aristokratisch wie Herr Regierungsrat Schulze, wenn er durch das gemeine Volk schreitet. Es sind Aristokraten der Weinabteilung. Trinken Alle Wein, sinken Schild und Wappen in nichts zusammen.

Terminologie und Jargon sind dem Kasino, dem Stall und der Jägerei entlehnt. Die feinen Unterschiede zwischen: „Der Mann hieb kräftig ein" und „Die Herren setzten sich zu Tisch" werden stets aufrecht erhalten. Das Chinesentum des Kasernenhofs ist noch in den wildesten Situationen ausgedrückt; wenn Einer ins Wasser fällt, ruft er sicherlich: „Ich bitte gehorsamst, mich herausholen zu wollen" oder so ähnlich. Das kann Herzog gut.

Im übrigen durchzieht das Buch jene dumme, süßliche Liebesgeschichte, die eine sehr weit ausgedehnte Frauenwelt nun einmal braucht (und die in allen Couleuren der Literatur vertreten ist: die jüdischen Hysterikerinnen kaufen bei Ewers, die christlichen bei Bonsels, und die normale deutsche Frau hat bei Herrn Herzog ihr Genüge.) Wenn aber nicht geliebt wird, dann wird geprügelt.

„Aber vorher haben Sie der Zugbegleitung doch etwas ins Stammbuch geschrieben? Ich meine, die Zeitgenossen hatten doch

einen Hintern, in den sie getreten werden konnten?“ Die Zeitgenossen sind Deutsche. „‚Niklas, stellen Sie sich mal sofort auf den guten Ton ein.‘“ ‚Werd ich‘, knurrte der Jäger, beugte sich weit zurück und zog dem Schimpfenden einen langen Striemen über das Fell.“ Der Fellinhaber ist ein Landsmann. Dann, ein zweiter, ein tausendster Fall des Gefreiten Lyck (der — wie aus Heinrich Manns ‚Untertan‘ bekannt — auf Arbeiter schoß und dafür vom Kaiser belobt wurde), ein Reichswehrsoldat in gleicher Lage: „‚Geben Sie dem Wegelagerer die volle Ladung. Und wenn das Rudel nicht feige von dannen stiebt, so machen Sie doch die weite Reise nicht allein.‘ ‚Zu Befehl‘, murmelte der Mann, und seine Augen starrten in die Ferne . . . ‚Sie haben sich gehalten wie ein Held. Ich beglückwünsche das Vaterland zu solchen tapfern Jungen. Kommen Sie mit. Wir begleiten Sie‘.“ Kurz: die Ohrfeige, der Fußtritt, der Säbelhieb als Grundbedingung für den Wiederaufbau.

Denn Herzog hats mit der Politik. Und was für einer —! Nun, mit der, wie sie seine Leser machen und sehen, begreifen und bejahen. Und die sieht so aus:

„Und was — was hätten Sie getan?“ (Gemeint ist: im November 1918). „An den Rhein, Dülkingen, den Kampf in der Rheinlinie aufnehmen! Jeder Tag furchtbarsten Widerstandes hätte den Feind ernüchtert, hätte uns bessere Friedensbedingungen gebracht. Nur jammernde Feigheit schlägt man ins Maul, daß sie kuscht. Keinen Mann, der Blut gegen Blut setzt.“ „Recht, Volker, recht. Und wenn die Rheinlinie nicht zu halten war —?“ „Hinter der Weser! Hinter der Elbe! Zähe, zähe; Schritt für Schritt.“ Telegramm des Freiherrn von Lersner, Vertreter des Auswärtigen Amts im Großen Hauptquartier, vom 1. Oktober 1918, nachmittags ein Uhr: „General Ludendorff bat soeben Freiherr von Grünau und mich in Gegenwart von Oberst Heye, Eurer Exzellenz seine dringende Bitte zu übermitteln, daß unser Friedensangebot sofort hinausgehe. Heute halte die Truppe, was morgen geschehen könne, sei nicht vorauszusehen.“ Telegramm des Wirklichen Legationsrats von Grünau am selben Tage um zwei Uhr: „General Ludendorff sagte mir eben, in Gegenwart von Oberst Heye und Lersner, Eurer Exzellenz seine dringende Bitte zu übermitteln, das Friedensangebot sofort hinausgehen zu lassen und damit nicht erst bis zur Bildung der neuen Regierung zu warten, die sich verzögern könne. Heute hielte die Truppe noch, und wir seien noch in einer würdigen Lage, es könne aber jeden Augenblick ein Durchbruch erfolgen, und dann käme unser Angebot im allerungünstigsten Moment. Er käme sich vor wie ein Hasardspieler, und es könne jederzeit irgendwo eine Division versagen. Ich habe den Eindruck, daß man hier völlig die Nerven verloren hat, und möchte glauben, daß wir schlimmstenfalls nach außen hin den Schritt mit der Haltung Bulgariens begründen können. Grünau.“ Wie nennt man das? Dichterische Freiheit. Daneben natürlich das blödeste Geschimpf auf „Berlin“. Man wird mich gewiß keiner zärtlichen Liebe für diese Republik zeihen — aber was da an dummem Zeug aufgereiht steht, das geht auf keine Herzogshaut. Was nicht hindert, daß einer der Heldenraisonneure offen die Torheiten, die Unfähigkeiten, die Fehler

der Vorkriegszeit zugibt: „Und geschlafen hat nun einmal die ganze liebe Vogelschar in Berlin, alle die Jahrzehnte, unsre ganze Entwicklungsgeschichte hindurch, die wir im Auslande durchlebten, durchkämpften, durchschufteten, ohne einen Zuruf, als wir in Leibes- und Seelenqual das Vaterland brauchten. Bis es — uns brauchte." Das ist richtig: für die Deutschen im Ausland hat das Kaiserreich nie etwas übrig gehabt. Aber wer hat denn geschlafen? Doch die Leser des Herrn Herzog. Wer saß denn in allen, aber auch allen maßgebenden Stellen? Seine Bonner Borussen, seine Gutsbesitzerssöhne, seine Offiziere, seine Edelmenschen, die mit der knappen Handbewegung die Mitgift einer reichen Heirat einkassierten. Nein, sie haben den Krieg nicht gewollt. Was hätten denn die auch gewollt, was über Hinterpommern oder das Weserland hinausgegangen wäre! Ich bitte gehorsamst: Stiesel.

Die den Herrn Herzog lesenden bürgerlichen Aristokraten schauern vor Wonne (die Frauen besonders), wenn der Leihbibliotheksdichter ihnen attestiert, daß man, Gottseidank, etwas Besseres sei. „Halten Sie gute Nachbarschaft mit den Pfahlbürgern?" beharrte Volker. „Mein Gott, man geht ja auch Sonntags mal in den Zoologischen Garten, wenn einer in der Nähe ist." Der Inhalt des Zoologischen Gartens hat bei Verdun sein dreckiges Blut vergossen; er trug sein „Fell" zu Weltmarktpreisen in den Unterstand. Herr Volker trug den Pour le Mérite.

Auf der gleichen Höhe stehen die Ausführungen über den polnischen Aufstand in Oberschlesien. Was da für ein objektiv falscher Kram steht, wie „Berlin" angegriffen wird, dasselbe Berlin, das nachweislich Alles — meines Erachtens in falscher Weise — für Oberschlesien getan hat! Selbst dem Stammtischhorizont dieser Leser muß doch bekannt sein, wer die Freicorps, deren Taten hier so glorifiziert werden, bezahlt hat. Einmal steht die Wahrheit: „Die Männer, die mit Volkern zum engern Stabe zählten," (die herzoglichen Helden zählen immer zum engern Stabe — vom Leben und Sterben des gemeinen Mannes liest man weniger) „hatten Augen, Ohren und Hände allenthalben. . . . Und sie hatten ihre Hände in den Schützengilden der bayrischen Berge und in den Hochschulen der deutschen Gaue." Das kann man wohl sagen. Und es soll sogar vorgekommen sein, daß sie diese Hände rot bis an das Gelenk wieder herausgezogen haben . . . Das Nähere siehe unter Gustav Landauer.

Sehr feine Herren sinds überhaupt nicht, die feinen Herren. Aber offenbar lebt man in diesen Kreisen so, denn sonst würden diese Bücher ja nicht so begehrt und gelesen werden. Ein Land ist in Not, in tiefster Not. „Ich sagte Ihnen doch, ich habe mein Geld in vollwertigen Dollars. Und wenn die Mark auf den Nullpunkt sinkt, kauf ich mir für einen Dollar einen Ochsen." Wahrscheinlich einen beschnittenen. Und einmal, als der Oberheld dem Unterhelden einen Freundschaftsdienst erweist: „Meinen Kameraden hätte ich herausgehauen, dachte er, als er zufrieden mit dem Tagewerk dem Dülkinger Hof zuschritt. Da mich selber der Dollar keinen Cent mehr kostet, als ich ihn hergegeben habe, so ist das Geschäft ein erträgliches, und der Verlust besteht nur in der Einbildung." Ja — dieses Deutschtum ist ein unerträgliches, und sein Wert besteht nur in der Einbildung.

Im übrigen habe ich Alles für mein Geld bekommen, was ich verlangen konnte: Liebe und Mondschein, Dielenbesitzer, die „von rheinauf und rheinab“ zum Begräbnis eines „Stimmungssängers“ kommen — sogar ein Notzuchtsverbrechen mit garantiert schwarzer Schmach und ha! dem kräftig zupackenden Faustgriff des blonden Retters . . . es ist Alles da. Fremde Soldaten starren immer „frech“ herüber, reisende Norddeutsche werden auf einem bayrischen Bahnhof geohrfeigt, „die Lautheit französischer Gebärde, französischen Redeflusses auf allen Wegen“. Man muß einmal hören, wie ein alter französischer Offizier, etwa Gaston Moch, über Deutschland spricht, um die Häßlichkeit dieser falschen Beobachtung zu ermessen. (Und ein guter Beobachter Frankreichs, nämlich Arthur Eloesser, erzählte mir einmal, wie er sich in Paris in den Gesellschaften anfangs so fremd gefühlt habe — ihm fehlte etwas. Er kam dahinter, daß es unsre ziemlich lauten und lebhaften Gespräche waren — die französische Geselligkeit ist leiser.) Es sind feine Herren. Und schlau! Als der Handelsmann, der Viehjude, mit dem „Herrn“ die Ställe passiert, sagt er: „‚Was haben Sie für schöne Ochsen! Was haben der Herr Baron nur für schöne Ochsen!‘ Dülkinger hatte falsch gehört. ‚Ja, ja. Es ist Bier aus der Dortmunder Brauerei.‘ Und dann gingen sie zu den Andern . . .“ Da schmunzelt aber die Leserschaft! So ein ausgeruhter Kopf! Hört einfach nicht! Und mit dieser gutsherrlichen „Schlauheit“ haben sie denn auch nachher die Welt regiert . . . Fein sind sie, aber auch burschikos dabei. Dülkingen — möchten Sie Dülkingen heißen? — bemängelt an seiner Wirtschafterin, daß sie immer die Hände unter den Busen legt. Aber wie nennt er diesen Busen, der Schelm! „Das da“ und „den Pudding“ — zum Schießen! Und sie sind auch historisch — nur vom alten Kaiser wollen sie etwas wissen. „Mit dem Enkel verbindet mich nur ehrliche Teilnahme.“ Da hast es. Und Lyrik? Lyrik auch. Preußische, natürlich. In einem Satz die ganze preußische Lyrik. „Sehnsüchtig rufend klangen die geschulten Männerstimmen durch den Raum.“ Hör ich doch den Klang noch dieser Männerstimmen! „Aufstehen!“ Und schließlich eine Perle, und da zeigt sich das Lebensideal einer ganzen Schicht, die diesen Krempel liest, in vollem Lichte.

„Vornehmheit —?“ wiederholte Volker. „Kann Vornehmheit lässig sein? Lässig ist haltlos . . .“

Kann Vornehmheit lässig sein —? Vornehmheit ist lässig und locker — der straffe und knappe Charakter dieser Menschen aber gleicht dem zu engen, hohen und steifen Kragen des Unteroffiziers, der Sonntags ausgeht. Er braucht den Kragen. Es ist sein sittlicher Halt. Oeffnet er ihn ... aber das ist eine landwirtschaftliche Frage.

*

Millionen und Millionen lesen das. Stramme Helden hauen ein, daß es nur so knackt und knallt, unzählige Liebespaare wandeln in diesen Büchern bei Kapitelschluß über die mondbeglänzten Felder, Jeder hebt die Nase und sieht gestrafft über das bunte Gewühl da unter sich. Und wer liest das —?

Es ist der Gehaltsempfänger, der den Burggrafen spielt, der Bibliotheksrat aus der Gehaltsstufe XI mit herunterklappbarem

Visier, der Vorsitzende eines Polizeihundzüchtervereins als August der Starke. Es liest sich so wohlig, so glatt, man fühlt sich, es ist der Märchenwald unsrer Zeit. Eine ganze, breite Schicht delektiert sich an diesen Leckerbissen. Das Verzeichnis hinten im Buch gibt eine Gesamtauflage von 2 485 000 Exemplaren an — das bedeutet, milde gerechnet, zehn Millionen Leser, denn jener ist der Herzog der Leihbibliotheken. So wollen diese zehn Millionen die Welt. Und da ist noch eine Kleinigkeit.

Wo war der Barde im Krieg? Diese Frage an einen Pazifisten gerichtet, ist sinnlos; man kann ihm höchstens vorwerfen, seine Dienstpflicht nicht verweigert zu haben. Wo war Herr Herzog? Er hat sicherlich sämtliche Ausreden parat. Walter Bloem hätte sie nicht, und obgleich dessen Romane auch nicht grade sehr heiter sind, würde ich niemals etwas gegen den Mann sagen: der hat seine Vaterlandstreue mit seinem Blut besiegelt, er hat geglaubt, und wenn er von seinen Verwundungen genesen war, ist er immer wieder hinausgegangen. Herr Höcker saß in Lille und verdiente Geld. Herr Herzog schrieb Romane. Gott segne seine Stammrolle.

Aus seinen Büchern aber sieht uns ein entsetzliches Gesicht an — mit starr nach oben gebürstetem Schnurrbärtchen, knappem Haar, kühler Hornbrille, kurzem Scheitel. Das Gesicht hebt sich von einem weißen Kachelhintergrund ab: es ist die Herrentoilette eines Gasthauses am Rhein, fliesenbelegt, mit bunten Kirchenfenstern, auf denen der deutsche Rhein und das deutsche Mädel irgend etwas Deutsches machen, sauber korrekt, straff. Herrn Herzog habe ich schon vergessen. Aber seine Leser, seine Millionen Leser, Kaufleute, Beamte, Studenten, Geometer, Priester, Aerzte, Familienväter und ihre Frauen — sie haben sich und ihrer Zeit in den Werken des allverehrten Dichters ein würdiges Denkmal gesetzt.

Weiße Herbstastern von René Schickele

Kleine Nebel, nachtentbunden,
Schwebtet Ihr frühmorgens aus dem Tal?
Von der Erde überwunden,
Blühn sie wie ein Stern, doch tausendmal!

Von der Erde angezogen,
Spiegeln Himmel sie am lichten Tag,
Sind dem Tage schon entflogen,
Wo an Nacht kein Herz noch denken mag.

Bebend, wenn der Abendstern aufreitet,
Steigen, schwärmen sie zuhauf,
Und, indes die Nacht sich vorbereitet,
Nehmen sie der Erde Lauf:

Blenden fast, bevor sie blassen,
Weil der Sterne Donnerlicht erscheint,
Weil des Todes Schauer sie umfassen,
Der sie doch dem höhern Bild vereint.

Fechenbach von Wilhelmine v. Oppen

„Lieber Herr Jacobsohn! Ich sende Ihnen heute einen kleinen Beitrag zu dem Kampf um den armen Fechenbach. Ich bin keine Journalistin — darum bringe ich es Ihnen nur ganz zaghaft. Ich kann die Worte nicht vorsichtig setzen. Ich kann nur schreiben, was ich im Augenblick denke und fühle. Ich glaube, daß wir Frauen um unsres tiefsten Sinnes willen diese Sache noch mehr als die Männer zu unsrer eignen machen müssen."

Ich klage an — mich und Alle! Denn es hat Keiner Schuld — oder Alle! Und hier ist eine Schuld, so riesengroß und täglich wachsend, daß sie uns bald erdrückt und uns die Sonne verdunkelt. Es muß hinausgeschrieen werden in alle Welt, damit die Schlafenden erwachen, die Tauben hörend und die Blinden sehend werden. Dies geht uns Alle an: Einem Menschen — wie Du, wie ich — nahm man Alles. Nahm ihm Sonne, Licht und alles Blühen. Nahm ihm die guten, frohen und ernsten Worte von ihm zu seinen Lieben. Man nahm ihm Alles, was Schönes sein kann zwischen Menschen. Elf Jahre seines Lebens will man ihm nehmen! Dieses Lebens, das so voll Wärme, Ernst und Güte war, voll Kraft und Glauben! Welch große Schuld mußte da sein, um diese Forderung zu rechtfertigen!

Unerhörtes Geschehen, das uns die Röte der Scham ins Antlitz treibt: Immer lauter werden die Stimmen und eindringlicher, die rufen und mahnen: Unschuldig! Die Berufensten haben es gesagt: Dies Urteil ist ungerecht, ist falsch. Immer lauter klagt es uns an: Unschuldig leidet ein Mensch. Ohne Schuld — lebt er seit zwei Jahren ein grauenhaft verstümmeltes Leben im Zuchthaus zwischen Mördern und Verbrechern. Zwei Jahre — eine Ewigkeit! Zwei Jahre tägliches Erdulden körperlicher und seelischer Demütigungen. Diese tägliche dumpfe Qual, nicht leben und nicht sterben zu können! Dies zu denken, ist unerträglich. Unmöglich, mit dieser Schuld zu leben und froh zu sein. Denn Keiner hat Schuld — oder Alle. Dies geht uns Alle an! Wer hier schweigt, ist mitschuldig. Bis in unsre Träume soll es uns verfolgen: Unschuldig! Viele leiden vielleicht ein ähnliches grauenhaftes Schicksal, ohne daß wir es wissen. Das zu denken, zu ahnen, ist qualvoll. Doch hier wissen wir davon, und es wird uns täglich mahnender gesagt. Dies Wissen zwingt uns, zu reden und zu fordern.

Seit Monaten erklären Sachverständige, daß diesem Mann unerhörtes Unrecht geschehen ist. Nichts ändert sich. Ausnahmegesetze wurden geschaffen, wann immer man sie brauchte. Hier nicht!

Wenn das deutsche Volk keine Kraft und keinen Willen hat, ein Gesetz zu verlangen zu sofortiger Aufhebung eines Urteils, das von berufenster Seite als ungerecht bezeichnet wurde, das alle Menschlichkeit mit Füßen tritt, dann beweist es, daß es nicht imstande ist, seine Angelegenheiten alleine zu vertreten. So wachsen sie über die Grenzen des Landes hinaus und werden Sache und Recht der Menschheit. Und diese fordert laut — um der Gerechtigkeit und der Menschheit willen: Freiheit für Fechenbach!

Besuch in Weimar von Arthur Eloesser

Es war in dem noch nicht verregneten Frühsommer, genauer gesagt: um die Zeit der reifenden Kirschen, daß ich während einer Reise, die nicht zum Vergnügen unternommen war, in Weimar ausstieg. Die Fahrtunterbrechung geschah in Ausführung eines Gelübdes, das ich mir schon vor Jahren geleistet hatte. Der Mensch oder der Deutsche oder der deutsche Mensch oder der menschliche Deutsche muß von Zeit zu Zeit in das gelbe Haus am Frauenplan eintreten, um sich an Seinem Beispiel zu vergewissern, wie man zu leben und zu sterben hat. Das niedrige, kleine, fast ärmliche Sterbezimmer Goethes mit dem Nötigsten für die Ruhe und die Reinlichkeit und daneben das völlig schmucklose büromäßige Arbeitszimmer, aber geräumig genug, daß man im Denken ein paar Schritte um den Tisch und zum Fenster hin machen kann! Schon dieses Zimmer beweist, daß Goethe der phrasenloseste Mensch gewesen ist, und wenn es uns entläßt, die wir sehr müde, sehr angewidert von dieser Zeit und wenig hoffnungsvoll eingetreten sind, so ist es mit der einfachen Mahnung, daß wir weiter arbeiten müssen, daß wir in eine auch geistige Enteignung nicht einwilligen dürfen.

Man springt nicht gleich von der Bahn ins Allerhöchste hinein. Mittags angekommen, ich entsinne mich deutlich, daß damals die Sonne schien, spazierte ich in den Park hinüber, wo ich noch die Reste der vielbesprochenen Landwirtschaftlichen Woche feststellen konnte: Papierfetzen, Apfelsinenschalen, zerbrochene Tassen und Biergläser, Reliquien auch gewisser Einrichtungen, die, vom Menschen zu seiner Erleichterung benutzt, dann wieder der Landwirtschaft zugute kommen. Mit größerer Sorgfalt hatte man zwei Schilder beiseite gestellt, auf denen „Bierzelt" und „Weinzelt" zu lesen war. Das Alles auf Erlkönigs Wiese vor Goethes Gartenhaus, in dem er die Iphigenie geschrieben hat. In dem er die erste meteorologische Station Thüringens begründet hat, da er ganz einfach ein Thermometer und ein Barometer vor seine Tür hängte. Der Rasen auf der Wiese war schmählich zertrampelt. Ob dieser Schaden nur dem ausgestellten Hornvieh oder den Ausstellern oder den Besuchern vom Bierzelt und Weinzelt zur Last zu schreiben ist, lassen wir dahingestellt. Die Regierung hätte das vorher wissen, hätte sich von allein sagen müssen, daß sie auf den Fremdenverkehr Rücksicht zu nehmen hat, da Goethe doch immer und die Landwirtschaftliche Ausstellung nur gelegentlich ist. Gustav Roethe, der Präsident der Goethe-Gesellschaft, hat ja auch seinen schwarzweißroten Couleurbrüdern die Wahrheit gesagt. Aber hat er sich gesagt, daß sie so sein müssen? Er hat es sich nicht gesagt. Und damit Alles wieder gut sei, hat er den ganzen Goethe zu der überflüssigen Feier seines 175. Geburtstages schwarzweißrot angestrichen.

Ich war lange nicht in Weimar gewesen. Früher, in leichtern Zeiten, fuhr ich einfach zu Pfingsten hin mit der Goethe-Gesellschaft. Die Kirschen waren noch nicht reif, aber wißt Ihr, daß Weimar ungefähr die schönsten Nelken hervorbringt, die in Deutschland zu bekommen sind? Ich weiß nicht, ob sie in ein-

fachen Treibhäusern gezogen werden, oder ob man ihnen schon mit der galvanischen Einkreisung zuredet, die unsre dürftige Vegetation in eine italienische, vielleicht in eine tropische verwandeln wird. Dafür wißt Ihr bestimmt nicht, daß schon dieser Goethe den Einfluß der Elektrizität auf den Pflanzenwuchs erkannt hat. Einen Strauß jener Nelken also pflegten wir nach langen feuchten weimarer Nächten, Jeder der Schönsten, zu überreichen, indem wir bleichen und verkaterten Ritter immer noch mutig dreinzuschauen versuchten. Die Goethe-Gesellschaft war das netteste Kränzchen, das sich im kaiserlichen Deutschland noch halten konnte. Etwas Hof, etwas Bürokratie, etwas Wissenschaft, etwas Literatur, etwas Journalismus, etwas Snobismus und sehr repräsentativ, ein Schönes und Ganzes, wenn ein Mann wie Erich Schmidt ihr gesellschaftlich den Schliff und die Spitze gab. Erich Schmidt war ein vorurteilsloser, ein gern fördernder, gütiger, wahrhaftiger Mensch, ohne Phrase, wie der Meister, in dessen Namen wir aßen, tranken, Reden hielten, flirteten und wieder tranken. Nach seinem Tode ist die Gesellschaft erst von einigen a. D.s, dann von Professor Roethe geleitet worden, weshalb ich darauf verzichte, Pfingsten, das liebliche Fest mit ihr zu verbringen. Ich warte, bis Ludendorff Präsident wird, der sich zur Zeit auf diese Würde vorbereitet, indem er Goethes Werke unter Leitung von Adolf Bartels zu lesen anfängt. Das tägliche Pensum wird auf seine Zivilfähigkeiten eingerichtet.

Als ich mein Gelübde ausführte und, ein einzelner Pilger, meine Andacht verrichtete, war Alles, wie es sein muß, eine scharrende Menge Menschen, teils ergriffen, teils nur neugierig, die sich von den angestellten Professoren, wollte sagen: von den Dienern über Goethes Entwicklungsgang willig belehren ließen und dann unter einander — Ehepaare, Eltern und Kinder, Geschwister, Reisekameraden — auf preußisch, sächsisch und englisch ihre Eindrücke austauschten. Goethe hat Alles gesagt, und so sagt er auch, daß man von einer Reise die Dinge nicht erwarten soll, wie man sie in der Einbildung wünscht, sondern wie sie in ihrer Umgebung sein können. Die Wirklichkeit kann gestört haben, während man das Wesentliche doch mit nach Hause nimmt. Ich bin schon so weit, daß mich kaum noch oder, ganz ehrlich, nur noch die Sachsen stören, obgleich sie nie die dümmsten Bemerkungen machen. Oder grade deshalb. Da war ein Dutzend reizender Mädchen, meistens gut gewachsen, meistens kornblond, keine mit Bubikopf, also alle aus guten Familien, die noch auf weibliche Würde halten. Dieses Dutzend, obgleich in allen Zimmern auf ein Mal, sehr laut, sehr ungeniert, ganz unbekümmert um Alter und Würde des Hauses, zeigte kaum die gewöhnliche Neugier, die gern um Lili und Friderike und ihrem großen Schwernöter herum tuschelt. Dieses Dutzend war völlig gleichgültig und, wie es schien, nur von einem ältern Herrn angewiesen, eine Stunde und so und so viel Minuten im Goethe-Haus zu verbringen. Der ältere Herr, der viel mit dem Diener konferierte, hätte meines Erachtens die jungen Mädchen darauf aufmerksam machen müssen, daß die großen Tüten mit Kirschen, aus denen sie sich mit stummem Eifer bedienten, mit lauterm gegenseitig austauschten, nicht mit in ein Lokal genommen werden

durften, das eine weiland Großherzogliche Regierung immerhin durch den Namen Goethe-Nationalmuseum ausgezeichnet hat. Immerhin, der Deutsche ißt nun einmal an jedem Ort und Unort, zu jeder Zeit und Unzeit, und unsre Kinder müssen das lernen. Aber diese Mädchen hatten noch mehr gelernt; sie spuckten nämlich die Kirschkerne wetteifernd erst in den Garten und dann, da sie an der schmalen Tür nicht gleichzeitig Platz fanden, in Goethes gute Stuben hinein. Wären die Racker nicht gar so appetitlich gewesen, ich hätte mich schneller zu einer Kennzeichnung ihres Verhaltens entschlossen. So kam mir der Diener zuvor und sagte das Nötige, was nicht ohne Verletztheit und beleidigte Mienen angehört wurde.

Es waren nämlich keine gewöhnlichen Mädchen, die nur so zum Vergnügen reisten, sondern sie trugen alle, wie ich bei dieser Szene bemerkte, Abzeichen am Busen, und zwar kleine versilberte Plaketten mit dem lockenumflossenen Kopf unsres andern Nationaldichters: Friedrich von Schiller. Und dabei haben sie noch Ermäßigung — grollte des Hauses redlicher Hüter. Die jungen Mädchen repräsentierten auf ihre Weise den Schiller-Bund, der von dem alten Idealisten Adolf Bartels begründet worden ist, und der auch den Zweck hat, die noch ideal gesinnte deutsche Jugend mit den Schönheiten unsres Vaterlandes und besonders mit seinen erhabenen Kultstätten bekannt zu machen. Die Freunde von Gustav Roethe zertrampeln Erlkönigs Wiese, die Schülerinnen von Adolf Bartels spucken Kirschkerne in Goethes gute Stuben. Das will weder der Eine noch der Andre. Aber sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist: Herr Bartels hat seine Kirschkerne in alle Stuben unsrer Literatur gespuckt, und wenn der Goethe nicht so tot und klassisch wäre und nicht auch seinen Stammbaum hätte, er würde ihn bei dem zweifellos vorhandenen Gegensatz der Naturen als jüdisch verseucht aus seinem Munde gespieen haben. Schwarze Haare und schwarze Augen, das ließe sich von einem Lebenden Vater Bartels nicht gefallen, der übrigens die beiden rührenden Unbefangenheiten hat, in Wesselburen gebürtig und in Weimar wohnsitzig zu sein. Soll er auf seine Leute aufpassen oder überhaupt Aufseher bei dem nun schwarzweißrot angestrichenen Goethe werden. Ich nehme an, daß er den Bart dazu hat. An seiner Literaturgeschichte habe ich sowieso kein Vergnügen mehr, seitdem ich mich überzeugen mußte, daß da verschiedene jüdische Schriftsteller, die unverdächtige Namen führen, von ihm als kerndeutsche Dichter und biderbe Männer gepriesen werden. Wenn Bartels gut aufpaßt, daß da keine Kirschkerne mehr gespuckt werden, wenn er sich, seinen Bart, seine Uniform in Ordnung hält und die Knöpfe hübsch blank putzt, will ich ihm zu seinem Jubiläum, nachdem er mit dem wieder eingeführten Allgemeinen Ehrenzeichen geschmückt worden ist, diese über ihn lachenden Halunken ausliefern, die den deutschen Namen heimlich schänden. An diesem Tage, es soll wieder ein schöner Frühsommertag sein, darf er sich selbst beurlauben und die Kerne von einem Pfund Kirschen, das ich ihm obendrein schenke, den entlarvten Verbrechern ins Gesicht spucken.

Dr. Knock von Alfred Polgar

Herr Knock, auf amerikanische Art Doktor geworden, Charlatan und völlig gewissenloser money-maker, übernimmt die Praxis eines kleinen Landarztes, der wenig verdient, weil Land und Leute sich bester Gesundheit erfreuen. Doktor Knock redet den Bauerntrotteln ein, sie seien krank, und nutzt die Habgier und Beschränktheit der Ortshonoratioren für seine Zwecke. Nach drei Monaten leidet der ganze Kreis an allen möglichen Uebeln, Arzt und Apotheker scheffeln, das Wirtshaus hat sich in ein Sanatorium verwandelt, und der Dr. Knock fährt im Privatauto.

Das ist Alles. Ein bißchen wenig für drei gesprächige Akte. So wirds gemacht! sagt Jules Romains (der auf die Mediziner und die Medizin böse ist wie sein confrère Poquelin) und zeigt an Beispielen, wie man ländlichen Kretins die Gesundheit aus dem Leibe und Todesangst in die Seele schmuggelt. Seine Satire trabt gradeaus, blickt nicht rechts, nicht links. Sie hat weder Zorn noch Anmut noch Witz. Sie ist nur übellaunig und grob. Dieser Dr. Knock verscherzt sich rasch das Wohlwollen, dessen jeder schlaue Ausnützer menschlicher Dummheit, jeder Spaßvogel, der was fallen läßt auf den Kopf der Autorität, bei Zuschauern und Lesern sicher sein kann. Er ist ein unsympathischer Spitzbube. Er ist ein Stumpfbube.

Der Humor des Spiels — von etwas Galle-Zusatz abgesehen — ist jener der braven „feuilles volantes". Solchen Humor betätigte auch die Aufführung des Deutschen Volkstheaters. Um die Langeweile der Sache zu mildern, hat der Verfasser die einleitenden Gespräche zwischen dem Landarzt und dem Dr. Knock in ein fahrendes Auto verlegt. Da steht es also, aus Pappendeckel, auf der Bühne. Eine Wandeldekoration täuscht Bewegung des Gefährtes vor. Kühe, Kirchtürme, Telegraphenstangen, Enten und andre bukolische Gegenstände ziehen vorbei. Die Enten schnattern, die Kühe machen Muh, das Auto rattert, und in dem Lärm können sich die Herren Forest und Götz kaum verständlich machen, was ihnen nicht einmal gar so unangenehm zu sein scheint. Forest spielt den Dr. Knock teils scharf, teils launig, quadrilliert wie sein Anzug im ersten Akt. Den braven Landarzt betreut Herr Götz, und die Figur ist bei diesem Spieler wundermild auch bestens aufgehoben. Der zweite Akt zeigt Herrn Kutschera als Ortstrommler in einer Wallenstein-Maske, die Herren Lackner und Sima als saudumme Bauernburschen. Wenn so gute Schauspieler sich so kleiner Rollen annehmen, werden sie, die Rollen, groß. Es enfaltete sich denn auch hier ein Bild, was sage ich ein Bild, ein Gemälde erschütternder ländlicher Vertrottelung, Humore von hundert Bauernstücken schienen in die winzige Episode gepreßt, in bühnenfüllender Breite stand er da: der Mensch als Tepp, und die Minute — Mirakel der Kunst — dauerte eine Viertelstunde.

Preisabbau von Morus

Zwei Teuerungsaktionen

Die verfluchte Außenpolitik hat auf drei Tage ein Moratorium erhalten. Teuerung ist Trumpf. In Frankreich wird das Brot teurer, in Deutschland nichts billiger. Preisabbau! Herriot und Hamm schreiten ein. Herriot, musterhafter Verwalter der Arbeiterstadt Lyon — Kollege von Doktor Luther-Essen; nur ein bißchen anders — macht vom Quai d'Orsay aus pariser Kommunalpolitik. Senkung der Lebensmittelpreise auf Grund der Vorschläge, die die französischen Konsumgenossenschaften eingebracht haben. Konsumentenpolitik also. Was darüber hinausgeht, wird schwieriger. Denn wenn auch im Kabinett Herriot die Großindustrie nicht vertreten ist, so ist man doch über die staatliche Produktionspolitik durchaus nicht einer Meinung. Bei den Radikalen und Radikalsozialisten, den Herriot-Leuten, sitzen, ähnlich etwa wie bei den Demokraten unmittelbar nach der Revolution, Manchesterleute und Männer, die unter Umständen ein ganz klein wenig Planwirtschaft mitmachen würden: alte Gegner des Staatsprotektionismus, Freihändler, andre, die es mit den Käufern nicht verderben wollen, aber mit den Frauen der Halle natürlich auch nicht. Wirtschaftlich eine etwas planlose Gesellschaft, wie es der Sozialliberalismus so mit sich bringt. Nett sein — aber es mit Keinem verderben. Die radikalen Blätter haben seit langem als ständige Wirtschaftsrubrik: „La vie chère". Nun ja. Als das Pfund in Paris von 80 auf 120 kletterte, stiegen die Preise sehr bald nach. Als dann die Stützungsaktion die Devisenkurse senkte, vergaßen die Produzenten und Händler, die Preise herunterzusetzen. Tout comme chez nous. Trotzdem — tröstet euch — ist Frankreich noch immer um vieles billiger als Deutschland und England. Auch eure Reallöhne können den Vergleich mit Deutschland wenigstens noch sehr gut aushalten. Und dazu habt Ihr nicht, wie England, konstant eine Million Arbeitslose. Aber dafür habt Ihr, seit dem Dekret vom 20. August, einen Conseil national économique, einen Reichswirtschaftsrat, in dem alle Gewerbe, Unternehmer, Arbeiter und Konsumenten sich zu löblichem Tun versammeln sollen. Einen bescheidenen Rat: Behandelt euern anständiger als wir unsern, oder fangt gar nicht erst damit an. Genug, daß Ein Land eine gute Idee kompromittiert.

Verglichen mit Herriots Teuerungsaktion scheint die deutsche ein Herkules zu leiten. Hei, wie Hamm der Hydra den Kopf abschlägt! Was sage ich, einen? Gleich zu Dutzenden fallen die Hiebe: Gütertarife, Postanweisungen, Postscheckgebühren, Kohlenpreise, Devisenvorschriften, Wechseldiskontierungen, Bankprovisionen, Umsatzsteuer, Kapitalverkehrssteuer. Hier habt Ihr, wonach Ihr immer verlangtet: ein einheitliches, großzügiges Wirtschaftsprogramm. Alles beieinander. Eisenbahn und Post Hand in Hand. Bergbau und Fiskus, Staat und Wirtschaft Arm in Arm: Nun aber wollen wir sie dreschen! (Und dabei machte der Kaiser eine charakteristische Handbewegung.)

Bravo, bravo! Nur ein paar ganz kleine Fragen; ich weiß, es ist verfassungswidrig, so etwas zu eruieren. Aber, wie haltet Ihrs mit der Religion? Ihr kündigt, beispielsweise, Kohlenermäßigungen

für Oberschlesien um „durchschnittlich" 10 Prozent, für das Ruhrgebiet um „mindestens" 10 Prozent an. Soll das nun heißen, daß Ihr endlich den Ruhrbergherren auf die Beine helft, die unter dem Vorwand der Micum-Lasten — denn bezahlt hat sie ja schon seit Monaten das Reich — ihre Preise so hoch halten, daß die oberschlesische Kohle bis an die Weser vorgerückt ist und die englische Kohle von Norden her schon ins Revier eindringt? Oder werdet Ihr den Zechenbesitzern, denen Ihr eben feierlich versprochen und gehalten habt, Ihr werdet euch in die Syndikatsbildung nicht einmischen (als ob es kein Kohlenwirtschaftsgesetz mit Zwangssyndizierung gäbe), weiter freie Hand lassen?

Eine andre Frage: Ihr wollt überalterte Devisenvorschriften aufheben. Ausgezeichnet. Gleichzeitig wollt Ihr, um den Kapitalmarkt zu beleben, auf die Banken einwirken, daß sie die Provisionen herabsetzen. Mit gütlichem Zureden oder, wenn das nicht hilft, mit Höchstsätzen, wie sie jetzt, anscheinend mit gutem Erfolg, die polnische Regierung ihren Banken vorschreibt? In punkto Zinsen seid Ihr behutsam; gebt nur, ohne etwas Ernsthaftes zu fordern. Die Reichsbank soll wieder Dreimonatswechsel diskontieren und insgesamt um 10 Prozent mehr ausleihen als bisher. Im übrigen werdet Ihr von den staatlichen und kommunalen Kreditinstituten verlangen, daß sie ihren Einlegern höhere Zinsen zahlen. Wird das allein genügen, um dem Zinswucher der Banken, der unangemessenen Spanne zwischen Debet- und Kreditzins ein Ende zu machen? Auch da könnte man vielleicht manches von Polen lernen, das unter den Nachwirkungen der Stabilisierung ähnliche Ausschreitungen der Zins- und Provisionswucherer erlebte, aber nicht, wie Herr Hamm, freundlich bedauernd zusah, sondern energisch zugriff. Nicht nachahmen, aber ohne das Vorurteil, daß in Polen polnische Wirtschaft herrscht, einmal nachprüfen, was in Warschau der gestrenge Herr Grabski mit seiner Methode erreicht hat. Ulricus Rauscher, der du bei keinem dies politicus und keiner cena politica in Berlin fehlst und sogar noch Zeit genug hast, gelegentlich den Ausgangspunkt deines Ruhmes, die Reichspressestelle, mit zu versehen: berichte den Kurfürstendammleuten, was in Polen vorgeht.

Eine Schlußfrage. Macht Ihr eure ganze Verbilligungsaktion, um sie ein paar Wochen später durch die Agrarzölle wieder zunichte zu machen? Ist, was jetzt geschieht, ein Aequivalent für Das, was Kanitz anrichten will? Herr Hamm, bis vor kurzem noch enragierter Manchestermann, der Alles dem freien Spiel der Kräfte überlassen wollte, ist in der Zollfrage zusammengeknickt wie ein Taschenmesser. Dafür wird Das, was im Reichswirtschaftsministerium geleistet werden muß: die technische Vorbereitung des autonomen Zolltarifs für die künftigen Handelsvertragsverhandlungen, endlos verschleppt. Jetzt ist ein neuer Ministerialdirektor bestellt worden; die alten, trotzdem in Zolldingen unerfahrenen Geheimräte sind geblieben. Wie wäre es, wenn Hamm oder der wirkliche Reichswirtschaftsminister: der Staatssekretär Trendelenburg einmal im eignen Hause etwas aufräumte? In Frankreich will Herriot, um die Teuerung wirksamer zu bekämpfen, den unfähigen Innenminister und den noch unfähigern Landwirtschaftsminister heraussetzen. Bei uns genügt vielleicht schon ein Revirement der Geheimräte, um hier und da etwas zu bessern.

Die Forderungen der Hohenzollern

Zum vierten oder fünften Male sind die Verhandlungen mit den Hohenzollern auf den toten Punkt gekommen. Finanzminister v. Richter, Prinzenerzieher a. D., Königlicher Oberpräsident a. D., Volksparteiler, ein Mann, der seinen ersten, dem Monarchen abgelegten Diensteid gewiß noch nicht vergessen hat, flüchtet in die Oeffentlichkeit.

Die Hohenzollern und ihre jüdischen Anwälte wissen eben, wie es in Deutschland steht. Die Zeit arbeitet für sie. Wenn die Fridericus-Hausse auch nicht ausreicht, um Wilhelm wieder populär zu machen: sie erweicht doch das Untertanengemüt. Nehmt den Hohenzollern hundert Baumstämme zuviel: der Lokal-Anzeiger tobt, und alle Tränenbäche werden rieseln. Deshalb kann Wilm von Jahr zu Jahr mehr verlangen. 1¼ Millionen Jahresrente? Bewilligt. Seit dem ersten Januar 1924 schon werden Monat für Monat dem Herrn Generalbevollmächtigten Seiner Majestät pünktlich 50 000 Mark dediziert. Zwei Dutzend Schlösser und Villen, das gesamte mobile Kapital, Andenken und Schmuck, und was sonst noch in Doorn fehlt, gibt der Staat gutwillig her. (Rund 20 Millionen Goldmark hat Wilhelm schon in den ersten Jahren seines holländischen Aufenthalts ausgezahlt bekommen.) Dazu noch 115 000 Morgen, und, wenn es sein muß, auch 200 000 Morgen. Aber Wilhelm fordert den ganzen Land- und Forstbesitz, der von der Hofkammer verwaltet wurde (und wird). Rund 400 000 Morgen, doppelt so viel, wie die größten oberschlesischen Grundherren besitzen.

Das geht selbst dem guten Herrn v. Richter über die Hutschnur. Und drohend kündigt er in der dicken Denkschrift, die jetzt dem Landtag überreicht ist, weitere Prozesse an, Prozesse der Krone gegen den Staat und, Halali!, des Staates gegen die Krone. Von wannen der Löwenmut, der doch im Kastanienwäldchen abhanden gekommen war, seitdem man den Ministerialdirektor Bachem abgesägt hatte?

Ich warne Neugierige! Laßt euch nicht auf Prozesse mit der Krone ein! Die Ihr bisher mit Friedrich Leopold-Krojanke geführt habt, sollten doch schon einen Vorgeschmack davon gegeben haben, was da für den Staat zu holen ist. Auch der Kronprinz, der Schloßherr von Oels, klagt schon. Ein paar andre Prozesse schweben noch. Das sollte fürs erste genügen. Hat euch nicht Wilhelms Bevollmächtigter, der Herr v. Berg, darüber belehrt, daß der Burggraf von Nürnberg aus eignem Portemonnaie im Jahre 1415 die Mark Brandenburg gekauft hat, daß Ihr, streng genommen, Alle nur zur Miete wohnt und froh sein könnt, daß Wilhelm sie nicht einkassiert? Wird ein preußischer Richter solchen Argumenten sich entziehen können?

Nein, wenn euch nicht noch gelingt, die Sache von dem zivilrechtlichen Gleis, auf das sie sich verfahren hat, wieder auf das staatsrechtliche Gleis zu bringen — und die Aussicht darauf ist nicht groß —, dann laßt lieber die Finger davon. Zahlt, was man von euch fordert, handelt ab, aber prozessiert nicht. Der Fall ist hoffnungslos. Lernet leiden, ohne zu klagen.

Der letzte Berliner von Heinz Pol

Vor ein paar Wochen hat man den Berliner Carl Mollheim begraben. Allen, die ihn kannten — und das war wirklich halb Berlin — wird er im Gedächtnis bleiben als ein Berliner Original, wie es nicht wiederkommen wird.

Fast 67 Jahre alt, starb er plötzlich an einem Herzschlag. Morgens um Acht. Fünf Minuten vorher war er, getreu seiner Gewohnheit, mit dem Telephon im Clo verschwunden, hatte, getreu seiner Gewohnheit, das Telephonfräulein in Grund und Boden gedonnert, weil es sich nicht sofort gemeldet hatte, war dann mit dem Telephon unter dem Arm, die lange grüne Strippe hinter sich herziehend, wieder heraus gekommen, hatte geäußert, daß ihm nicht gut sei — und da war er schon zusammengesunken.

*

Carl Mollheim hatte drei Ticks auf der Welt: Kaiser Wilhelm, das Theater und das Telephon.

Also er war der fanatischste Anhänger der Hohenzollern und der größter Hasser der Republik. Das dokumentierte sich nicht allein darin, daß er als Jude ein sehr aktives Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei war. Er bekam tatsächlich Tränen in die Augen, wenn er von der Vergangenheit sprach. Er war in den letzten 35 Jahren vor dem Kriege zu jeder Parade gewesen. Dafür nannte er die heutige Regierung nur „Gesindel". Wir Alle, seine Freunde, saßen da, amüsierten uns königlich und ließen uns stundenlang von ihm erzählen. Auf dem Treppenflur seines Hauses hatte er seit Jahrzehnten eine Gipsfigur Wilhelms stehen gehabt, mit Illumination und einem Lorbeerkranz. Als die Revolution kam, ließ seine Frau die Büste in den Kohlenkeller tragen. Mollheim war außer sich, lief am 10. November in die Porzellanmanufaktur und fand auch richtig noch die letzten beiden Teller, auf denen Wilhelm und Auguste abgebildet waren. Zwei entsetzliche Kitschdinger, aber er hängte sie am schwarz-weiß-roten Faden an die Wand seines sonst sehr geschmackvollen Salons. Als er jetzt im Juni nach Karlsbad fuhr, sagte er dem Mitropa-Kellner, er solle ihm um drei Uhr eine Tasse Tee bringen. Der Kellner kam um halb Drei. Mollheim sah stumm seine Mitreisenden an, dann kam es gequält aus seiner Brust: „Das ist die heutige Regierung." Denn die zog er für Alles zur Verantwortung. Wenn ein Theater fünf Minuten zu spät begann, so lag das daran, weil Wilhelm nicht mehr in Berlin war. Gab es irgendwo eine Autopanne, so machte er Ebert persönlich haftbar. Man mußte sich vorsehen, mit ihm auf der Straße über Politik zu sprechen. Es kam vor, daß er dann plötzlich „Heil Dir im Siegerkranz" anstimmte. Vierzehn Tage vor seinem Tode setzte er mir auseinander, wie er es machen wollte, um Wilhelm in Doorn besuchen zu können. Er würde ihm schon erzählen . . . !

*

Der zweite Tick war das Theater. Er hat nachweisbar in den vierzig Jahren, die er in Berlin verlebte, kaum mehr als ein Dutzend großer Premieren versäumt. Selbstverständlich ging

er nur zur Premiere. Er war Derjenige, der das letzte Billett zur Eröffnung des Deutschen Theaters bekommen hatte. Um 12 Uhr nachts hatte er sich angestellt; als morgens die Kasse geöffnet wurde, standen ein paar hundert Leute da, und als er sein Billett hatte, klappte das Fräulein die Kasse zu. Verzweifelt war er nur an den Tagen, wo zwei Premieren stattfanden. Kurz vor seinem Tode war er ein paar Tage leicht krank. Der Arzt riet ihm, noch ein paar Tage das Zimmer zu hüten. „Sind nicht drei Tage genug?" fragte Mollheim. „Warum grade drei Tage?" fragte der Arzt zurück. „Haben Sie da ein sehr dringendes Geschäft?" „Nee, det nich, aber da is jrade Premiere!"

Er bekam immer Billetts. Trotzdem er mit ein paar der prominentesten Schauspieler Berlins verwandt und verschwägert war, hatte er den Ehrgeiz, niemals ein Freibillett zu nehmen. Er kannte alle Kassenfräuleins. Wenn es mit den Kassenfräuleins nicht klappte, so machte er es eben auf andre Art. Einmal, lange vor dem Kriege, war in der Oper eine Festvorstellung, die der Kaiser gab. Nur von Wilhelm geladene Gäste hatten Zutritt, mit goldgezackten Karten, die auf den Namen lauteten. Nischt wie Fürschtlichkeiten. Mollheim zog sich seinen Frack an und bedeutete seiner Frau, sie solle sich in große Toilette werfen. Dann fuhr er zur Oper. Die arme Frau postierte er am Eingang, wo sie zitternd und bebend all die hohen Herrschaften vorbeidefilieren sah. Plötzlich erschien Mollheim, drückte ihr eine Karte in die Hand, und schob sie ins Parkett. Auf der Karte stand: Frau Gräfin X. Der betreßte Diener führte Frau Gräfin Mollheim mit tiefem Hofknicks zu dem Parkettsitz in der dritten Reihe. Als sie nach der zweiten Pause endlich wagte, die Augen zu öffnen, stand Mollheim in einer Ersten-Rang-Loge und grüßte vergnügt hinunter. Wie er das gemacht hatte? Nun, er hatte das gemacht mit jener berlinischen Frechheit, die sein Leben war.

*

Der dritte Tick war das Telephon. Das Telephon war nämlich sein Geschäft. Er besaß kein Büro und keine Geschäftsbücher: er telephonierte nur. Man konnte stundenlang daneben sitzen und lachen. Wie er die Telephonfräuleins beschimpfte! Sein Telephonamt hatte für ihn nur einen Namen: „der Verrückte", und seine Nummer hatte selbstverständlich ein dickes schwarzes Kreuz. Er sagte den Leuten, mit denen er telephonierte, weder „Guten Tag" noch „Adieu", sondern begann immer: „Also hören Se mal . . ." Dabei hatte er den Apparat in der einen Hand, die Tasse Tee in der andern und lief, während er sprach, durch die ganze Wohnung. Kam er nach Hause, so sagte er weder eine Begrüßung noch sonst irgendwas, sondern stürmte mit Hut und Mantel ans Telephon und begann, nicht etwa den Hörer abzunehmen, sondern wild auf den Apparat zu klopfen. Meldete sich das Fräulein nicht auf der Stelle, so bekam er die groteskesten Tobsuchtsanfälle, schimpfte auf die Beamten und die Regierung im Allgemeinen und auf die Verlotterung der Sitten im Besondern, und daß in Amerika Alles besser funktioniere.

*

Aber wie dieser kleine Mann mit dem weißblonden Albinohaar und der schmalrückigen Hakennase, abgesehen von seinen drei Ticks, Berlin kannte! Er war so verwachsen mit der Stadt, daß er sich nie wo anders wohl fühlte. Er war Einer, der trotz seines Alters das Tempo der Großstadt begriff. Wenn er um Acht irgendwo sein mußte, so telephonierte er bis halb Acht. Sieben Minuten auf die Sekunde brauchte er, um sich von Kopf bis zu Fuß umzuziehen, und eine Viertelstunde für eine Fahrt in eine Gegend, die für normale Leute eine halbe Stunde entfernt liegt. Dabei benutzte er nie Autos, sondern immer nur Straßenbahn und Autobus, stieg fünf-, sechsmal um und war gewöhnlich schneller da, als wir, die wir ein Auto genommen hatten.

Jede Sensation, die es in Berlin gab, machte er mit. Er war, zum Beispiel, der erste Berliner mit einem Smoking. Und das kam so. Bei einer Premiere im Deutschen Theater drängte sich Alles während der Pause um eine Parkettloge, in der ein Mann mit einem ganz merkwürdigen Anzug stand. Der Mann war aus England. Das Stück konnte kaum zu Ende gespielt werden, so erregt war das ganze Parkett, und als der Engländer zum Schluß der Vorstellung wegging, mußte er sich durch ein dichtes Menschenspalier hindurchwinden. Mollheim ist am nächsten Morgen um Acht bei seinem Schneider und schreit: „Ich brauche sofort einen Frack ohne Schöße." Der Schneider faßt sich an den Kopf. Aber Mollheim läßt nicht nach. Das Ding wird fertig. Ein unglaublicher Anzug. Mollheim geht in die nächste Premiere, und jetzt ist ers, der von Hunderten angestaunt wird. Nach vier Wochen trägt Alles den neuen Smoking. So war er. Ueberall dabei und immer der Erste.

Um seinen Wilhelm zu sehen, machte er die dollsten Dinge. Einmal war in Berlin eine große Feier der verschiedenen Innungen mit Vorbeimarsch an S. M. Um jeden Preis mußte Mollheim dabei sein. Aber wie es anstellen, um den Kaiser möglichst nahe zu sehen? Nun, er besorgte sich eine Kochmütze und eine große weiße Schürze, stahl sich am Brandenburger Tor ganz still und leise an das Ende des Zuges der Köche und defilierte klopfenden Herzens im strammsten Parademarsch an seinem geliebten Willy vorbei.

Das waren so seine Sensationen, die er natürlich stolz ganz Berlin erzählte. Auch wie er einmal früher als ganz junger Mann eine Nacht in einem Kinderwagen hatte verbringen müssen, weil der Mann seiner Freundin unvermutet nach Hause gekommen war.

Keiner sprach berlinisch so wie er. Es war ein etwas feudales Berlinisch, so eine interessante Mischung zwischen Berlin W und tiefstem Potsdam. Und er war das wandelnde Lexikon des Berlin der letzten vierzig Jahre. Denn er interessierte sich für Alles und wußte auf jedem Gebiet Bescheid. In der fremdesten Gesellschaft hatte er binnen fünf Minuten die Unterhaltung an sich gerissen und sprach dann stundenlang ohne die geringsten Pausen über die verschiedensten Sachen. Da es aber immer witzig und originell war, hörte Jeder gern zu.

*

Berlin hat einen (nicht in Berlin gebürtigen) Urberliner verloren. Und das ist sehr schade. Denn das wächst nicht mehr nach.

Bemerkungen

Wer ist Gömbös?

Der Name des ungarischen Abgeordneten Julius Gömbös gehört nicht zu denen, die man bis vor kurzem jenseits der Grenzen Ungarns kannte. Umso größer ist seine Macht seit langem in der Heimat. Jetzt hat die Auffindung der Erzberger-Mörder in Budapest die Aufmerksamkeit auch der Welt auf ihn gelenkt.

Julius Gömbös war aktiver Offizier im oesterreichisch-ungarischen Heere. Er gehörte zu Denen, die beim Ausbruch der Karolyi-Revolution den Anbruch eines Zeitalters der politischen Konjunktur witterten. Mit jedem Mittel der Abenteurer versuchte er, dem Vertreter des neuen Regimes den Hof zu machen, um einen diplomatischen Posten zu bekommen. Er hatte sich nur etwas verfrüht: einige Monate später, nach der Periode der ungarischen Revolution, kam tatsächlich das goldene Zeitalter aller Abenteurer, das Zeitalter, das Helden wie Hejjas, Pronay, Bibo und politische Köpfe wie Gömbös brauchte. Das war die Aera des weißen Terrors in Ungarn, der einmal von den Historikern zu den schlimmsten Greueln der Nachkriegsperiode gerechnet werden wird.

Gömbös ist einer der Hauptorganisatoren des weißen Terrors. Schon früher Präsident der Vereinigung aktiver Offiziere, des Generalstabs der Gegenrevolution, ist er durch Fäden der intimen Freundschaft und Gesinnungsverwandtschaft mit den berüchtigtsten Terroristen verbunden. Er ist auch einer der einflußreichsten Ratgeber des Reichsverwesers Horthy. Wirklich großen Einfluß erlangt er nach König Karls Putsch, als er die königstreuen Truppen bei Budaörs mit der Hilfe von Universitätshörern „besiegt“. Dann wird er mit der Führung der Wahlcampagne im Jahre 1922 betraut. Es gibt kaum ein Beispiel in der neuern politischen Geschichte für einen solchen Terror, eine solche Rücksichtslosigkeit aller Zwangsmittel bei einem Wahlkampf selbst in Ungarn, wo während des Tisza-Regimes schon immer die Wahlen so ausgefallen waren, wie man sie haben wollte. Das Ergebnis war das Abgeordnetenhaus, das auch heute den angeblichen Volkswillen in Ungarn repräsentiert. Ein Abgeordnetenhaus des Großgrundbesitzes, der dunkelsten feudalen Politik. Herr Gömbös selbst sitzt in dieser Versammlung als Vertreter der radikalsten Rechten.

Herr Gömbös hat auf die Frage ungarischer Journalisten, ob die Rassenschützler — so nennen sich seine Parteifreunde — mit rechtsstehenden deutschen Kreisen in Verbindung sind, bejahend geantwortet. Das hat sich schon um die Zeit des Hitler-Putsches bei der Verhaftung des Abgeordneten Ulain gezeigt. Die Gastfreundschaft für die Erzberger-Mörder entfließt einem wahren Waffenbündnis zwischen Gömbös und den deutschen Reaktionären. Aber auch die Art, wie die ungarische Polizei die Unternehmung geleitet hat; die Furcht, wirklich etwas zu finden; die Geheimnistuerei, mit der sie den andern verdächtigen Gast hat flüchten lassen: das Alles zeigt, wie groß noch immer die Macht dieses Gömbös in Ungarn ist. Hinter ihm steht Horthy. Und dessen Politik steht noch immer unter dem Stern des Mordes und Terrors.

Emerich Nadolny

Der Tannenberg-Rummel

Vor kurzem ist unter dem nötigen Aufgebot der dazu vorhandenen Kriegervereine das Tannenberg-Denkmal auf dem Schlachtfeld zur Erinnerung an die entsetzliche Morderei vor zehn Jahren eingeweiht worden. Mit den üblichen billigen schwülstigen Reden und dem schrecklichen Kriegstrarah, das der Kluge nie gerne hört. Vorne mit Trompetenschall zog der Generalfeldmarschall: tä-trä-tätä-täh! Es

bleibt zu befürchten, daß dieses neue Denkmal, wie sein westliches Gegenstück auf dem Niederwald am Rhein, die Aufforderung: „Den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung“ als protzige Aufschrift enthalten wird. Derlei wurde in den Männerreden, so da geschwungen worden sind, ja auch schon mehrfach zum Ausdruck gebracht. Womöglich soll künftighin der Tag von Tannenberg zu einer Art Sedanfeier ausgestaltet werden, den man in den Schulen, wie früher den zweiten September, festlich mit flammenden Reden und wilden Schwüren begehen wird. Gegen eine solche neue Torheit und programmatische Volks- und Jugendverhetzung kann nicht früh genug Einspruch erhoben werden. Sie widerspricht durchaus unsrer jetzigen Verfassung, deren Befolgung allmählich doch etwas kraftvoller in die Hand genommen werden sollte. Jenem schönsten Artikel dieser Verfassung, der da sagt, daß in allen Schulen persönliche und berufliche Tüchtigkeit im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerversöhnung zu erstreben sei.

Ist denn wirklich nötig, die Erinnerung an Tannenberg, an dieses grauenvollste Massenmorden der Weltgeschichte, in den Gehirnen noch festzuhalten und in einem Denkmal zu verewigen? Die Franzosen haben den Niederwald geschmackvoller Weise geschont, wiewohl sie die dort oben nach Frankreich ständig hinüberdrohende Germania samt ihren kriegerischen Zutaten ebenso leicht wie Blücher seinerzeit die Jena-Brücke in Paris hätten in die Luft sprengen können. Die Russen werden einen Denkstein an der Stätte, wo tausende ihrer Landsleute unter einer jämmerlich schlechten Führung den fürchterlichsten Tod in den Sümpfen gefunden haben, nicht so glimpflich behandeln, wenn sie wieder einmal in jene Gegenden vorstoßen sollten. Und dürfte man ihnen verdenken, daß sie eine solche steinerne Verherrlichung des schlimmsten Tages in ihrer Geschichte zu Nichte machen würden?

Wie muß es eigentlich in den Schädeln der Leute, die solch ein Denkmal vorbereiten und errichten, ausschauen? Sie träumen und schwärmen als stramm deutschnationale und völkische Männer von einem baldigen Rachekrieg gegen Frankreich. Ohne die russische Hilfe, das müssen sich auch die Verbohrtesten unter ihnen sagen, ist aber ein solcher Krieg mit den bis an die Zähne bewaffneten Polen im Rücken kaum erfolgreich zu führen. Und sie sind trotzdem töricht oder toll genug, die Russen — ihre Bundesgenossen von morgen — heute und womöglich künftig alljährlich am „glorreichen Tage von Tannenberg“ zu verärgern und vor die Brust zu treten! Sind als verkappte Monarchisten gleichwohl so dämlich, mit ihren Tannenberg-Feiern den langsam verharschenden Groll der Russen gegen die alte Zarenherrschaft mit ihren Großfürsten und Rennenkampfs wieder aufzureißen und somit den verhaßten Bolschewisten Vorspann zu leisten!

Heiliger Bismarck! Kannst du denn nicht einen einzigen Tropfen staatsmännischer Klugheit in diese Stierschädel rollen lassen? Laß ihn rollen, diesen Tropfen!

Herbert Eulenberg

Biologische Hygiene

Kürzlich fand in Dresden ein „Kongreß für biologische Hygiene“ statt (es muß wohl auch nichtbiologische Hygiene geben). Die Kongreßleitung erließ dazu einen „Aufruf an alle Aerzte, Volkserzieher und sonstigen Freunde gesundheitlicher Volksbewegung“, der begann: „Seit der ersten Tagung für biologische Hygiene im Oktober 1912 liegen zwölf für Deutschland und Oesterreich verhängnisvolle Jahre hinter uns, verhängnisvoll, weil die deutsche Volkskraft, die schon vor dem Weltkriege im Niedergang begriffen war, durch den verlorenen Krieg und die staat-

liche Umwälzung noch schwerer getroffen wurde". Also die Zeit ab 1914 war „für Deutschland und Oesterreich" verhängnisvoll; für Belgien, Frankreich, Rußland, Serbien, Rumänien anscheinend segensreich. Die deutsche Volkskraft wurde „durch den verlorenen Krieg" getroffen; nicht durch den Krieg etwa; hätten wir ihn gewonnen, wäre sie gewiß ungeschwächt geblieben. Millionen unterernährter Kinder und Frauen, Millionen Männer mit Knacks fürs Leben, Millionen Krüppel, Millionen Leichen — das Alles bedeutet keine Schwächung der Volkskraft, das Alles ist nicht gegen die Hygiene, falls man zum Schluß siegreich durchs Brandenburger Tor zieht. Aber „die staatliche Umwälzung", die war gegen die Hygiene; daß dem Morden endlich ein Ende gesetzt wurde, das war ein Schlag für die Volkskraft! „Ausgehend von dem Gedanken eines engen Zusammenhanges zwischen Religion, Ethik und Hygiene", fährt der Aufruf fort, „wollen wir eine Gesundheitspflege treiben, die . . . den Schutz der kommenden Geschlechter übernimmt, ihr Gedeihen sozusagen gewährleistet." Sozusagen; man merkts. Unter den Referenten des Kongresses befanden sich Professor Verweyen und Professor Prinz Max von Sachsen: zwei Gelehrte, von denen ich bisher annahm, daß sie, als Pazifisten, nicht nur gegen verlorene Kriege, sondern gegen Kriege sind; was sagen diese Herren zu dieser Hygiene?

Kurt Hiller

Deutsche Kunst in Moskau

Die Künstlerhilfe der IAH (Internationale Arbeiter-Hilfe) schickt eine Ausstellung neuer deutscher Kunst nach Moskau und Leningrad. Vor zwei Jahren waren die Russen bei uns, jetzt erwidern die deutschen Künstler den Besuch.

Die Russen arbeiteten mit Staatsmitteln. Es gab in Moskau und Leningrad kein Bild, das nicht dem Kommissar Sterenberg zur Verfügung gestanden hätte.

Bei uns ist es eine proletarische, von der Behörde mit Mißtrauen betrachtete Organisation, die die Ausstellung durchführt. Kein Bild eines Museums, kein Bild der großen Privatsammlungen wird sie erhalten. Sie kann nur zeigen, was die Künstler aus ihren Ateliers geben. Selbstverständlich bedingt das Lücken. Weder Marc noch Macke noch Morgner werden wir in Rußland zeigen können . . . keinen Marées, keinen Leibl.

Aber dieses Bedauern wird hundertmal ausgeglichen durch die Freude an der vollkommenen Einmütigkeit, mit der sich von Liebermann bis Peri alle Künstler beteiligen — und erst recht durch die Freude an der Aktivität und „unberufenen" Spontanität, mit der eine proletarische Organisation die wichtige Kulturarbeit durchführt.

Darin sehe ich tatsächlich schon jetzt den großen Erfolg dieser Ausstellung. Sicherlich, sie wird nicht im ganzen Material gleich gut sein, und sie wird große bedauerliche Lücken haben. Aber viel wichtiger ist, daß sie endlich gemacht wird, und daß sie gemacht wird, nicht von den Staatlichen Kunstbeamten und nicht von Händlern, sondern von einer proletarischen Organisation. Und daß sie von dieser proletarischen Organisation gemacht wird mit einer vollkommenen Vorurteilslosigkeit, mit keinem andern Ehrgeiz, als alles Beste zu zeigen, ohne Respekt vor Namen, ohne Koketterie mit Mode-Größen, aber mit Respekt vor jeder Leistung und mit Freude am Neuen und Kühnen — kurz: so gesund und gut in der Arbeit, wie es die „berufenen" Stellen nicht sind.

Die Russische Ausstellung ist nicht die erste Leistung der IHA-Künstlerhilfe. Sie hat früher eine Mappe ‚Hunger' herausgegeben und jetzt ein Heft ‚Acht Stunden'. In beiden Publikationen finden wir mit besonderer Freude Heinrich Zille an dem Platze, an den er gehört. Wir finden Arthur Segal, Otto Dix, Mynona, Kollwitz, Freundlich, Schlichter, Peri, Kurt Hiller, Nagel, Oskar

Fischer (von ihm die famose Druck-Gestaltung des Heftes).

Schade: der neue Buchladen (Augsburger Straße) sieht etwas flau aus (und müßte die Auswahl der Bilder unbedingt sorgfältiger treffen). Von Wichtigkeit ist er durch die Diskussionsabende am Freitag jeder Woche.

Die Künstlerhilfe der IAH ist ein guter Anfang. Unser Wunsch kann nur sein, daß sie jene große Bedeutung gewinnt, die zu gewinnen ihr Sinn ist.

Adolf Behne

Völkische Keuschheit

Ich lese folgende Sätze:

„Unsre Frauen und Mädchen gehen errötend und entrüstet aus dem ‚Reigen' heraus, es gibt auch noch derlei Männer; das Tier kann nicht erröten, der Jude errötet selten, der Arier am häufigsten."

„Der Arier vollzog den Beischlaf nicht wie Fips und Bella auf dem öffentlichen Wege, sondern selbst in der Ehe im Dunkel der Nacht, er verhüllte die Geschlechtsteile, weil sie Werkzeuge der Tierheit waren, und bekundete in all dem nichts andres als sein Bewußtsein, sich über die Tierheit erhoben zu haben und damit auch das Bewußtsein der Würde des Menschentumes."

„Ich brauche Sie — da Sie nun mit mir den Weg des arisch idealen Aufstieges aus der Einehe zur Familie mit den drei Liebesidealen gegangen sind, da Sie mit mir erkannt haben, wie hoch wir uns dadurch über die Tierheit erhoben haben, da Sie mit mir dieses Aufstieges Ideale kennen — nur fragen: Wollen Sie von diesen arischen Gipfeln wieder zu Fips und Bella zurück?"

Diese Sätze — „ich brauche Sie nur fragen" — sind gepflückt aus einem Vortrag des Herrn Karl Haller mit der Ueberschrift: ‚Schiller als völkischer Erneuerer und die Aufgaben der deutschen Schillergemeinde'. Zu lesen nicht etwa in einem völkischen Winkelblatt, sondern in der ‚Wochenschrift der Akademie Großdeutschlands für das gesamte deutsche Hochschulwesen und die Wissenschaft in der Politik'. Zu lesen im Feuilleton des ‚Amtlichen Organs der deutschen Studentenschaft', in der ‚Deutschen Hochschulzeitung' vom 24. August 1924.

Kann Schiller besser geehrt werden? Fips und Bella erröten oft und gern, Fips und Bella ziehen Kleider an, Fips und Bella im Dunkel der Nacht, wenn die Liebe erwacht. Wir hoffen aufrichtig und ehrlich, daß die deutsche Schillergemeinde auch weiterhin den arischen Gipfel erklimmen und nicht mehr zu Fips und Bella zurückkehren wird. Ja, wir sind der festen Ueberzeugung, daß man Goethes Verse: „Sehe Jeder, wo er bleibe, sehe Jeder, wie ers treibe, und wer steht, daß er nicht falle" vor diesem Grad und Grat sittlicher Höhe in der ganzen Liederlichkeit ihrer Gesinnung erkennen wird.

Edgar Kögel

Antworten

Zeitungsleser. Sigesmund Blaus Erben haben ihn in der Todesanzeige „Inhaber des Roten Adlerordens“ genannt und freilich nicht hinzufügen müssen, welcher Klasse. Heinrich Süskind stirbt fünfundachtzigjährig in Breslau; und seine Erben setzen unter den Namen: Leutnant der Landwehr (1866—1870/71). Wie rührend das Alles ist! Und wie töricht die Furcht der 60 Millionen Deutschen, von den 600 000 Juden, Gott behüte, angekränkelt zu werden! Nichts, gar nichts hat sich von den kleinen Kriegen bis zu dem großen geändert. Man muß nur einmal Juden gesehen haben, die mit dem Einjährigenzeugnis ins Feld gegangen und mit dem Offizierspatent wiedergekommen sind — lauter Reventlöwys. Einen kenn' ich sogar, der Hauptmann geworden ist. Und der hat nicht umhin gekonnt, eiligst die Nationaldeutschen Juden zu erfinden und auch zu deren Kompagnieführer zu avancieren. Daß ihn die Deutschnationalen bei jeder Gelegenheit wegstoßen, ist ihm kein Schmerz oder doch ein süßer. Ich lese bei Thackeray: „Wir hatten einen deutschen Offizier, mit dem wir Scherz zu treiben pflegten. Von dem machten wir die Armee glauben, er wäre der älteste Sohn des erblichen kaiserlichen Großstiefelausziehers und der Erbe dieser Würde, die der Stolz seiner Vorfahren gewesen. Denn zwanzig Generationen dieses Geschlechts hätten die Ehre kaiserlicher Fußtritte erfahren, vom rechten Fuß, wenn sie den linken Stiefel, vom linken Fuß, wenn sie den rechten Stiefel auszogen.“ Die Nationaldeutschen Juden sind gute Republikaner: bei ihnen brauchens nicht kaiserliche Fußtritte zu sein — ihnen genügen deutsche.

Kommunist. Die völkische Journaille bis tief hinunter zur Schlesischen Zeitung nennt mein Blatt mit Vorliebe: bolschewistisch. Für Sie hinwiederum bin ich Antibolschewist, weil ich Ihre Erwiderung auf Alfons Steinigers Brief an die deutschen Kommunisten (erschienen in Nummer 37) nicht bringe. Aber da ich mit den Erwiderungen zwölf ganze Hefte füllen könnte und keineswegs in mehr als sechsen je einen Beitrag an dieses Thema zu wenden plane — gewiß eine hohe Einschätzung seiner Bedeutung —: so werden Sie schon erlauben müssen, daß ich Sichtung und Auswahl nicht überstürze.

Auslandskorrespondent. Schon vor einiger Zeit hat sich hier einer Ihrer Kollegen darüber beschwert, mit welch tendenziöser Auswahl die großen deutschen Zeitungen drucken, was Ihr berichtet. Ihr werdet hinausgeschickt, angeblich um die Wahrheit zu melden, und dann wissen die Herren daheim, die günstigstenfalls in den Ferien die Nase ein bißchen über die Grenze gesteckt haben, Alles besser und werfen in den Papierkorb, was ihnen nicht paßt, das heißt: was ihren Parteiinteressen, ihren innenpolitischen Plänen zuwiderläuft. Wie Ihrs ändern könnt? Indem Jeder, dem es passiert, auf der Stelle seinen Posten aufgibt und mit Nennung seines Namens die Zeitung, die so gehandelt hat, öffentlich anklagt. Jeder? Sobald es Einer getan hat, werdens die Andern leichter haben. Aber daß das jemals geschehen wird — von so vermessenen Träumen umgaukelt zu werden, dazu gebrichts mir leider allgemach an der nötigen Jugend.

Deutscher Sozialdemokrat. Mit tiefem Kummer erfüllt Ihr Herze jede Bemänglung Ihrer Partei. Mir wärs selber lieb, sie loben und loben lassen zu dürfen. Aber um nur Einen Angriffspunkt herauszugreifen — Wilhelm Michel hat ja doch hundertmal recht, wenn er im September-Heft des ‚Neuen Merkur‘ klagt und anklagt: „Wie schmal und eng ist die Kampffront der Sozialdemokratie gegen den sogenannten Nationalismus! Mit welcher unwiderstehlichen Gewalt könnte sie die Geistesarmut dieser Frevler an allem Deutschen überflügeln, aufrollen, erdrücken, wenn sie sich mit der deutschen Geistesweite, mit der deutschen Herzlichkeit und Tiefe gegen sie verbündete! Die einzig rich-

tige nationale Position der Sozialdemokratie ist die Verteidigung des Deutschtums gegen diese Barbarei, die den deutschen Namen schändet." Könnte sie . . . Ach, was könnte sie nicht Alles! Sie müßte statt feige nur eben tapfer, statt opportunistisch nur eben unbedingt, statt kleinkrämerhaft nur eben geistdurchblutet sein. Und das wird sie nicht eher wieder werden, als bis die verkalkten Bonzen an der Spitze von jungen Temperamenten verdrängt worden sind.

Vernunftwesen. In der Vossischen Zeitung hat Edgar Stern-Rubarth vorgeschlagen: der Völkerbund solle seinen Mitgliedern Anerkennung der Gewissensfreiheit für den Militärdienst verschaffen; sodaß also jeder Staatsbürger, der sich der internationalen Organisation der C. O., der „Kriegsdienstverweigerer" anschließe, dauernd, im Frieden wie im Kriege, von jedem Militärdienst befreit wäre. Der Alemanne Otto Flake, sehr blond, sehr groß, sehr breit, ein Kerl, aus dem mühelos zwei bis drei zu machen wären, hat diesen Vorschlag wiederholt und vertieft und zum Schluß ausgerufen: „Man sammle zehntausende, hunderttausende von Unterschriften — und es gibt nie wieder Krieg!" Hoffentlich fängt man schnellstens damit an. Denn daß dieses Mittel wirksam sein könnte, ersieht man allein aus dem Wutgeheul der Totschläger von Beruf und Neigung. „Ist es nicht schamlos, den Drückebergern und Feiglingen ein religiöses Mäntelchen anzubieten zur Bedeckung ihrer Blöße? Ist es nicht verbrecherisch, eine solche Agitation in dem entwaffneten Deutschland zu beginnen? Bisher galten die Pazifisten bei uns als harmlose Irre, die man ihres Weges ziehen ließ. Wenn sie aber gemeingefährlich werden, muß man sie in Isolierzellen einsperren." Wo sie zwei Vorteile haben: am Leben zu bleiben und vor der Berührung mit Mördern und Mordhetzern sicher zu sein.

Verteidiger der Presse. Nein, die Dummheit deiner Zeitungen ist doch immer noch überwältigender, als man für möglich gehalten hätte. Telegramm eines der größten deutschen Blätter: „Sämtliche an der Schlacht von Tannenberg beteiligten Generäle waren auf dem Schlachtfeld erschienen, an der Spitze Hindenburg, Ludendorff (!) und Mackensen ... Nach geistlichen Reden erfolgten die Hammerschläge auf den Grundstein, zuerst durch Hindenburg . . . Weitere Hammerschläge taten Seeckt ‚im Namen des Reichs und des Reichsheers', Ludendorff (!), der Oberpräsident u a. m." Was mag sich entweder „unser Korrespondent" oder der Trottel von Nachtredakteur gedacht haben, als er in diesem Zusammenhang zweimal ein Ausrufzeichen hinter den Namen Ludendorff setzte? Preisausschreiben: Wer mir das am plausibelsten erklären kann, kriegt ein Jahr lang die ‚Weltbühne' gratis.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G. m. b. H., Berlin W 35, Nolldf. 792, Blumeshof 1.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Prikopy 6.

An die Amarxisten von Friedrich Schwag

Es sei vorausgeschickt, daß diese Antwort an Alfons Steiniger von mir ohne jede Fühlungnahme mit der Kommunistischen Partei, also als eine rein persönliche gegeben wird.

Der (längst fällige) Brief Steinigers in Nummer 37 der ,Weltbühne' enthält die Meinung der von sozialen Gefühlen und Träumen beunruhigten Intellektuellen. Dem marxistischen Beobachter ist er ein ausgezeichnetes Beispiel für die geistige und politische Haltung dieser Kreise. Es gäbe daher eigentlich keine bessere Antwort auf Steinigers Brief als eine soziologische Untersuchung dieser zwischen Bürgertum und Proletariat lebenden Zwischenklasse. Allein — die sachlichen Fragen Steinigers erfordern zunächst Bescheid.

Kristallisiert man aus dem typisch unpräzisen und larmoyant zerfließenden Schreiben die wesentlichen Fragen heraus, so trifft man zuerst auf eine Steiniger offenbar besonders drückende Sorge: ob nämlich vielleicht die K.P.D. auf moskauer Direktive die Führernaturen innerhalb ihrer Reihen absichtlich unterdrücke. Dazwischen die vorweg zu beantwortende empörte Vollbart-Bemerkung, die auch von Theodor Wolff oder Friedrich Stampfer stammen könnte: daß die deutschen Kommunisten es überhaupt immer noch für gut hielten, die moskauer Richtlinien bedingungslos zu befolgen. Ja, Disziplin, zentralisierte Organisation, Einheitlichkeit des Handelns — das ist allerdings bös für einen anarchistisch gestimmten Intellektuellen. Wie aber wäre es denn mit etwas Geschichtsstudium, etwa über die Politik der Katholischen Kirche, die zu gewissen Zeiten ja immerhin nicht ganz ohnmächtig war — dank ihrem gewaltigen, brutal zentralistisch organisierten Apparat! Aber freilich: der Eine will die Welt betrachten, der Andre die Gesellschaft gestalten. Der Unterschied zwischen dem Kommunismus und der Katholischen Kirche ist nur der: daß die Kirche, gemäß ihrer historischen Stellung, der Gesellschaft unter Ausnutzung der primitivsten Instinkte eine Organisation überstülpte — während der Kommunismus die Gesellschaft auf Grund einer, horribile dictu, wissenschaftlichen Analyse so zu formen sucht, wie es die oekonomische Situation erfordert. Je klüger und tüchtiger die Führer, desto besser für uns. Kennte Steiniger den Kommunismus nicht nur aus dem ,Vorwärts': er würde eine so — kindliche Frage wie die nach der absichtlichen Unterdrückung der Intelligenz in der Partei gar nicht gestellt haben. Oder hat vielleicht eine moskauer Tscheka Liebknecht und Rosa Luxemburg umbringen lassen, damit ja keine Führer in der K.P.D. blieben? (Daß Steiniger den Sozialrevolutionär Eisner einen Kommunisten nennt, zeugt gleichfalls von intensiver Beschäftigung mit den Problemen.) Hätten solche Leute wie Steini-

ger dem Wüten Noskes damals nicht nur Händeringen entgegengesetzt, sondern sich mit der revolutionären Arbeiterschaft solidarisch erklärt, so lebten vielleicht Rosa und Karl noch — säßen vielleicht heute einige Arbeiter, einige „Führer" weniger in den republikanischen Zuchthäusern. Im übrigen: was die heutigen Führer der K.P.D. taugen, das wird die Zukunft zeigen.

Steinigers Hauptargument für seine Behauptung, es fehle den Kommunisten an Führern, sind die Lärmszenen im Reichstag. Ein Intellektueller wie Steiniger verlangt doch gewiß als Erstes: Konsequenz und kein faules Kompromisseln. Also! Die K.P. lehnt den gesamten Parlamentarismus im heutigen Stadium der Gesellschaft als eine infame Irreführung der Massen ab. Folglich ist allein aus diesem Grunde jedes Mittel erlaubt, das möglichst gründlich das Funktionieren des parlamentarischen Apparats beeinträchtigt. Entscheidend für „erlaubt" und „nicht erlaubt" ist einzig und allein die Frage: ob eine Aktion der Partei Schaden bringt oder nicht. Keine andre „Moral" und keine andre „Logik" kann bestimmend sein, denn die von Steiniger zitierte „Moral und Logik" erkennen wir nicht an: betrachtet er sie als absolut, so ist das eine Wahnvorstellung; soll es eine spezielle sein, so ist sie im höchsten Grade gegenrevolutionär. Die Lärmszenen im Parlament schaden der Partei bestimmt nicht bei der revolutionären Arbeiterschaft; und wenn sie einigen Kleinbürgern und Intellektuellen mißfallen, so schadet das der Partei — erst recht nicht. Und warum mißfallen? Aus aesthetischen Gründen? Störten die Kommunisten die parlamentarische Arbeit durch feuilletonistische Geistesblitze — das Geschrei wäre halb so groß!

Bei diesen Lärmszenen handelt es sich um eine ganz bestimmte Aktion; denn in vielen Fällen ist das Parlament als Propagandatribüne sehr nützlich. Anscheinend ist Steiniger bei seiner eifrigen Beschäftigung mit den Dingen entgangen, daß die Lärmszenen sich in diesem Reichstag stets nur aus der einen planmäßigen Störungs-Aktion entwickelt haben: aus dem Schrei nach der Amnestie für die 7000 eingesperrten Proletarier. Wenigstens fehlt mir das Argument: „So bekommt Ihr die Opfer nie frei". Dafür hat Steiniger eine andre, wahrhaft vaterländische Entdeckung gemacht: Die Kommunisten peinigen die Republik bis aufs Blut zum Besten der monarchistischen Auferstehungsträume. Also offenbar sind es die Kommunisten, die die republikanischen Staatsanwälte verhaften, prügeln, mit Ketten foltern, ohne Anklage 20 Monate in Untersuchungshaft sitzen lassen; die den münchner Bierkellerputsch inszeniert haben; die ihre Zeitgenossen „abkillen", ihre Beamten systematisch abbauen, Steuersabotage treiben, und was weiß ich! Wer sind die bis aufs Blut Gepeinigten? Gewiß: die Kommunisten wollen von dieser Bürgerrepublik nichts wissen — sollten sie aber einmal so viel Macht besitzen wie ihre heutigen Peiniger, so würden sie etwas Besseres zu tun haben, als

an ihren Klassengegnern ihren Sadismus auszutoben. (Sicherlich glaubt Steiniger auch die Märchen Abramowitschs über die gefolterten Sozialrevolutionäre in Rußland. Zahl der Gefangenen in Deutschland: über 7000 — in Rußland: etwa 500.)

Diese 7000 Gefangenen zu befreien, ihre Angehörigen aus leiblicher und seelischer Not zu retten: das war und wird der Sinn jener Protestaktionen im Reichstag sein. Diesen Figurinen der verschiedenen Kapital-Gruppen, diesen Genasführten und Impotenten soll ihre Schuld und Erbärmlichkeit so lange in die Ohren gebrüllt werden, bis die Regierung vielleicht doch müde wird — denn ihr ist wichtig, daß die parlamentarische Maschine möglichst geschäftig dem „Volk" in die Ohren rasselt, damit man nicht hört, wie in der Burggrafen- und der Behren-Straße die Geschicke dieses Volkes entschieden werden. Dieser Weg, die Gefangenen zu befreien, scheint mir sehr zweckmäßig — weiß Steiniger einen bessern? Oder glaubt er etwa im Ernst an den Erfolg einer parlamentarischen Aktion? Was würde geschehen? Ueberweisung (lies: Erbbegräbnis für nachfolgende Anträge) an eine Kommission!

Noch zweierlei will ich beantworten, weil es mir auch typisch für die Haltung dieser intellektuellen Zwischenschicht erscheint. Steiniger fragt wörtlich: „Wie sieht denn Ihr aus dem religiösen Kreis gelöstes politisches, wirtschaftliches Zukunftsbild aus? Was bleibt, wenn ich mir die Kühnheit nehme, den lyrischen Radikalismus vom geistigen Kapital Ihrer Bewegung als schwammigwässrige Substanz zu subtrahieren?" Die einzige Antwort darauf wäre die Aufstellung einer Liste von Schriften, die Steiniger (e tutti quanti — ich kenne „Sozialisten", die sich rühmen, daß sie nie den aus dem „naturwissenschaftlichen Jahrhundert" stammenden Marx gelesen haben) zu empfehlen wären. Er möge mit Engels — ‚Von der Utopie zur Wissenschaft' — und Marx — ‚Lohn, Preis und Profit' — beginnen: dann wird die Sache schon werden. Nur Mut, wenn es auch keine metaphysischen Spekulanten sind. Dann wird Steiniger begreifen, daß Kommunismus nichts mit „Religion" und „radikalen Lyrismen" zu tun hat, und daß es zweckmäßig ist, den Kommunismus nicht nur aus seinem eignen Gefühl, seinen Wünschen und Vorstellungen heraus, gestützt auf Gustav Landauers (menschlich grandiose) Gläubigkeit, zu betrachten. Kommunismus, soll man es tatsächlich noch einmal sagen, ist Vergesellschaftung aller Produktionsmittel. Wer religiöse Begriffe in ihn hineintragen will, will das Rad rückwärts drehen — läßt sich von seinen Affekten verführen. Nach Marx und Engels wird dann Steiniger auf Bucharins und Preobraschenskis ‚ABC des Kommunismus' stoßen, und dann auch auf Bucharins ‚Oekonomik der Transformationsperiode', und in diesem Buche weiter seine ausdrücklich geäußerte Neugier stillen über Das, was in der Periode zwischen der Herrschaft der Bourgeoisie und der klassen-

losen Gesellschaft liegt. Sehr zu empfehlen wäre auch das Studium der russischen Verhältnisse, zum Beispiel: des „Nep“, auch der russischen Verträge mit den ausländischen Kapitalisten. Daß Landauer Steinigers Frage nach der Zwischenzeit nicht beantworten kann, ist klar — der Marxist sagt: Dazwischen liegt die Periode der Diktatur des Proletariats, das heißt: der Zeit, wo die vom Bürgertum übernommenen Machtmittel in der Hand der Arbeiterklasse sind, so lange, bis es nur noch die Arbeiterklasse, das heißt: gar keine mehr gibt. Aber jetzt wird mir wohl Steiniger, gleich einem Kommerzienrat oder einem demokratischen Redakteur, wohlwollend auf die Schulter klopfen und sagen: „Ich habe das ja schon in meinem Brief in sehr schönen Worten ausgeführt. Kommunismus als Ideal ist etwas Wundervolles. Aber, junger Mann, mit der Wirklichkeit hat das Alles nichts mehr zu tun.“ Das ist kein Amarxismus mehr — das ist offener antiproletarischer Klassenkampf.

Daß die deutschen Parteiführer im Augenblick so wenig zur literarischen Produktion kommen, ist eine Folge der latenten Revolution, in der wir uns befinden. Die Parteiführer und Funktionäre haben, genau wie die Russen vor der Oktober-Revolution, keine Zeit. Sie haben keine Zeit, diese intellektuelle Zwischenschicht aufzuklären, die — damit muß man sich abfinden — für die Entwicklung von sekundärer Bedeutung ist. Die Beeinflussung der Arbeiterschaft ist unendlich viel wichtiger. Im übrigen haben die Intellektuellen ja die Möglichkeit, sich selbst aufzuklären. Sie sollen lesen und sich bescheiden mit den Proleten in eine Front stellen. Aber Lesen und Erkennen allein nützt nichts, sonst bekommen wir nachher eine ganze Schar von Hermann Wendels (allerdings ohne dessen ausgezeichneten Kopf), der zwar, wie er in Nummer 36 der ‚Weltbühne‘ bewiesen hat, die Realität klar erkennt, sie geistig ganz beherrscht — und noch nicht die kleinste Aktion gegen seine, wie er bescheiden zugibt, verkalkten Genossen versucht hat. Wendel ist im Grunde ein schlimmerer Gegenrevolutionär als Steiniger. Denn er weiß und schweigt, während Steiniger nicht weiß — und nicht schweigt.

Sturmnacht von E. L. Schiffer

Betrunken unter den Sternen, wo ist mein Herz?
Hob es sich zu den Sternen, krümmt es sich erdenwärts?

Winde hämmern und heulen, barst meine Orgel schön?
Ach, durch reine Feiern schneidet ein teuflischer Ton.

Betrunken unter den Sternen, wach ist mir jeder Sinn.
Auf Meeres dunklen Fernen treibe ich trostlos dahin.

Die große Lüge von Viktor Eschbach

Und was wird die Geschichte dazu sagen?" „Die Geschichte lügt!" So ungefähr heißt es an einer Stelle in Bernard Shaws ‚Teufelsschüler'. Indessen verstehen wir uns recht: die Geschichte, als abstrakter Begriff des gesamten realen Geschehens der Species Homo sapiens, kann natürlich nicht lügen. Wohl aber haben es die Menschen getan, die seit Jahrtausenden bewußt oder unbewußt dies Geschehen der Nachwelt überlieferten und so das Reich jener fragwürdigen Erkenntnisse schufen, die wir heute Geschichtswissenschaft nennen. Wohl haben seinerzeit Schopenhauer und Nietzsche vor der „Historie" gewarnt und auf die verhängnisvollen Folgen der modernen geschichtlichen Bildung aufmerksam gemacht. Umsonst: grade die letzten Jahrzehnte haben uns einen geschichtswissenschaftlichen Betrieb beschert, dessen Umfang und Reichtum mit jedem Tag verwirrender und beängstigender werden, vor allem aber jedes unbefangene politische Denken immer mehr zu ersticken drohen. Erst dem Franzosen Pierrefeu war in unsern Tagen vorbehalten, mit einem kühnen Griff ein mächtiges Loch in das dichte Gewebe geschichtlicher Lügen zu reißen und der unerträglich schwülen Atmosphäre historisch verblendeten Denkens die frische Luft ungeniertester Kritik zuzuführen. Er hat bekanntlich die verblüffende Entdeckung gemacht — auf die Felix Stössinger bereits in Nummer 34 der ‚Weltbühne' mit geistvoller Eindringlichkeit hingewiesen hat —: daß der gute alte Plutarch gelogen hat, und daß er im Grunde heute ebenso weiter lügt. Daß ausgerechnet der Stilisierer der französischen Kriegsberichte, also einer geschichtlichen Quelle ersten Ranges für alle spätern Historiker, das Attentat auf einen der großen Götzen der Geschichtsforschung verübt hat, ist doppelt reizvoll und macht seine Kritik doppelt wirksam.

Indessen diese famose Entdeckung, die leider um etliche Jahrhunderte zu spät gemacht wurde, ist nur ein Anfang, nur ein Probestück aus dem Riesenwerk des Baues einer neuen Menschheit. Es ist ganz selbstverständlich: nicht Plutarch allein hat gelogen — auch Herodot und Thukydides und Tacitus und alle in der Kette der Jahrhunderte ununterbrochen folgenden, aufeinander fußenden und von einander abschreibenden großen und kleinen Chronisten, Sammler und Forscher, die Runenschreiber und Keilschriftsteller bis zu den gelehrten Verfassern der Universalgeschichten und der monumentalen Werke modernster historischer Kritik, sie alle haben gelogen, sie sind die Träger und Urheber der einen großen Menschheitslüge, die wir Geschichte nennen. Nicht nur war Alles ganz anders, als uns erzählt wird: auch unser wertendes Urteil über Persönlichkeiten und Ereignisse, mögen diese selbst historische Wahrheit sein, war bisher grundfalsch. Das Große und Erhabene in der Geschichte verdiente selten diese Bezeichnung, oft genug aber, wenn nicht meistens, die entgegengesetzte. Insbesondere der Begriff von Held und Heldentum verlangt radikalste Revision. Es muß endlich einmal erkannt werden, daß im gewissenhaften Lohnarbeiter und

im schlichten Feuerwehrmann mehr Heroismus, mehr Größe, mehr Menschenwert steckt als in allen Generalen und Feldherren der Weltgeschichte zusammen.

Die Frage aber nach der Wahrheit unsres historischen Wissens und der darin wurzelnden politisch-ethischen Idee ist natürlich nicht nur eine Angelegenheit gelehrter Zünfte und der sie teils begönnernden, teils bevormundenden Fürsten und Diktatoren: in unserm trotz Allem nun einmal demokratischen Zeitalter ist sie Sache der Völker, Sache jedes Einzelnen geworden. Seit die allgemeine Schulpflicht eingeführt ist, seit neben Lesen und Schreiben ein gewisses historisches Wissen, wenn auch in den einfachsten Umrissen, zum Gemeingut jedes Staatsbürgers gehört: seitdem bedeutet Fälschung der Geschichte unendlich viel mehr als einen wissenschaftlichen Irrtum — sie bedeutet Irreführung der breiten Masse, Volksbetrug größten Stils. Man braucht nur eine kurze Weile an all das Entsetzliche zu denken, das sich in und zwischen den zivilisierten Völkern Europas während der letzten zehn Jahre abgespielt hat, und man hat die furchtbarste Illustration zu dieser Behauptung. Mit dem Riesenapparat des modernen Schulbetriebs hat der Geschichtsunterricht gewisse altgeheiligte Irrtümer und bequeme Wahnideen in Millionen Hirne eingetrichtert, hat den Massen die „Bildung" und den „Geist" beigebracht, die die herrschenden Köpfe und Kasten zur Erringung, Erhaltung und Erweiterung ihrer Herrschaft benötigten. Sagen wir es endlich in aller Schärfe klipp und klar heraus: Ohne die deutsche Geschichtsstunde wäre niemals der „Geist von 1914", niemals „die große Zeit", wäre nicht dieser Weltkrieg, nicht dieser „Weltfriede" möglich geworden!

Diese für jede politische Erneuerung Europas unerläßliche Erkenntnis dämmert freilich im Lande der Dichter und Denker nur den Allerwenigsten, nur einigen „Ideologen" und „Landesverrätern". Wieder ist es das alte Experimentierland der Menschheit, ist es Frankreich, wo die Stimme eines neuen Geistes laut ertönt, wo aus den ungeheuerlichen Erfahrungen der Weltkatastrophe mit prachtvoller Kühnheit die letzten Konsequenzen gezogen werden.

Es ist einige Wochen her, da hielt in Lyon das Syndikat der französischen Volksschullehrer seinen Kongreß ab. Das Hauptthema bildete die dem deutschen Schulmeister wohl unfaßbare Frage, ob der Geschichtsunterricht aus dem Lehrprogramm der Schule gestrichen werden sollte oder nicht. Schon auf dem vorjährigen Kongreß hatte ein Lehrer aus dem Yonne-Departement, Herr Clémendot, dazu einen radikalen Antrag gestellt. Die verwegene Neuheit der Idee erlaubte freilich auf dem Kongreß von 1923 noch keine Diskussion; aber das Problem wurde aufgerollt, erregte leidenschaftliche Debatten in den pädagogischen Kreisen Frankreichs und gelangte nunmehr in Lyon zur ausgiebigsten Erörterung. „Jede nationale Geschichte", erklärte Clémendot, „macht sorgfältig Aufhebens von Grausamkeiten der Fremden, unterschlägt aber noch sorgfältiger die Schrecknisse des eignen Landes. So setzen sich die Keime des Hasses und des Krieges fort." Und wir hören von ihm das lapidare Wort: „Solange die Völker

an die Geschichte glauben, so lange werden sie einander totschlagen!"

Es ist nach den grauenerregenden Erlebnissen des vergangenen Jahrzehnts nur allzu begreiflich, daß ehrlich konsequente Köpfe von irgendwelchen Teilverbesserungen an der bisherigen Geschichtsauffassung keinen ernsthaften Gewinn erwarten, sondern nur in der grundsätzlichen Beseitigung jeglichen Geschichtsunterrichts aus der Volksschule die Möglichkeit erblicken, das Gift geschichtlicher Lügen von den Köpfen fernzuhalten und die Geister auf eine bessere Menschheitspolitik vorzubereiten. Dennoch kann kein Zweifel bestehen, daß der Antrag Clémendots im Prinzip weit über das Ziel hinausschießt und daher den gewünschten Effekt gar nicht erreichen kann. Heute mehr denn je ist der Mensch ein historisches Wesen, ist sein Leben im geschichtlichen Erdreich verwurzelt. Grade wer die tiefern Hemmungen der Vergangenheit und die verhängnisvollen Auswirkungen Jahrtausende alter Vorurteile im Schicksal von Völkern und Individuen erkennen und überwinden will, muß weit in die großen Zusammenhänge des geschichtlichen Lebens eindringen, um Licht in die dunkeln Mächte unsres Daseins zu bringen und die grausigen Torheiten des Völkerlebens als solche zu demaskieren. Nicht die Beseitigung des Geschichtsunterrichts überhaupt, sondern nur des lügnerischen Zerrbildes, das uns bisher als Geschichte geboten wurde, und seine Ersetzung durch nüchterne Darstellung der historischen Realitäten ohne die falschen Ideologien der nationalen Geschichtsschreibung ist die Aufgabe der zur Besinnung gelangten Völker und ihrer nationalpädagogischen Zukunft.

Der im kritischen Moment immer wieder sich durchsetzende französische bon sens hat gleich auf dem Kongreß die erforderliche Korrektur vorgenommen. Die Radikalkur des Antragstellers wurde abgelehnt: der Geschichtsunterricht soll nicht unterdrückt, sondern nur fundamental geändert werden. Einstimmig wurde der Beschluß gefaßt, neue Lehrbücher der Geschichte zu verfassen, worin „Haß gegen den Krieg und leidenschaftliche Gerechtigkeitsliebe" gelehrt und „die nationalistische Geschichte durch eine menschliche, von der Idee der Völkersolidarität inspirierte ersetzt wird".

In dem gewaltigen Befreiungskampf der modernen Völker ist das Ringen um Wahrheit gegen die großen Lügen der Geschichte eine der wichtigsten und schwierigsten Etappen. Wenn auch die Methode des mutigen französischen Lehrers nicht zum Ziel führen kann, so bleibt doch sein Versuch ein wuchtiger Vorstoß gegen einen der zähesten Feinde des modernen Bewußtseins. Es gibt Wahrheiten, die bis ins Groteske übertrieben werden müssen, um von der kompakten Majorität erkannt und begriffen zu werden. Dazu gehört die Notwendigkeit der Entthronung historischer Götzen. Vor einigen Jahren vernahmen wir aus dem Munde eines französischen Pazifisten das packende Wort: Déshonorons la guerre! Dieser kategorische Imperativ des neuen Europäers muß erweitert und vertieft werden durch die viel umfassendere Parole: Déshonorons l'histoire!

Irland und England von Joseph Friedfeld

London, Ende September 1924

Am 6. Dezember 1921, als der „Friedensvertrag" zwischen England und Irland unterzeichnet wurde, ging es wie ein Aufatmen durch die britische Insel. Das schlimmste Kapitel der englischen Geschichte schien geschlossen. Seit Jahrzehnten hatten sich die liberalen Regierungen in England bemüht, Irland eine Autonomie zu geben und die Verhältnisse zwischen beiden Völkern auf eine bessere Grundlage zu stellen. Ihr Bestreben war an den Widerstand der Konservativen, des Oberhauses und der Protestanten in Nord-Irland gescheitert. Ursprünglich wäre Irland mit einer beschränkten Homerule zufrieden gewesen; aber die Kämpfe und Leiden der Jahre 1916 bis 1921 ließen in Irland das Streben nach einer unabhängigen Republik feste Wurzeln fassen. Der Friedensvertrag von 1921 kam diesen Wünschen nicht ganz entgegen; er gab Irland nur den — einer faktischen Unabhängigkeit freilich sehr nahe kommenden — Status der großen selbstverwaltenden Dominions. Ein beträchtlicher Teil des irischen Volkes unter der Führung De Valeras nahm gegen den Vertrag Stellung; aber in einem brudermörderischen Kampf, dessen Grausamkeit Außenstehenden unheimlich erscheinen mußte, gelang der Partei, die an dem Friedensvertrag festhielt, die Oberhand zu gewinnen und nach ihrer rücksichtslosen Durchsetzung eine verhältnismäßige Beruhigung und Konsolidierung im neuen irischen Freistaat herbeizuführen.

In diesem Friedensvertrag war auch die Bestimmung enthalten, daß das durch Gesetz von 1920 geschaffene autonome nordische Gebiet um Belfast in der Ulster-Provinz, das hauptsächlich von Protestanten bewohnt ist, das Recht haben sollte, sich dem irischen Freistaat anzuschließen. Von diesem Recht hat Nord-Irland keinen Gebrauch gemacht. Für diesen Fall war im Artikel XII des Vertrages festgesetzt, daß eine Kommission aus drei Mitgliedern, von denen einer vom irischen Freistaat, einer von Nord-Irland und einer, der Vorsitzende, von der britischen Regierung bestimmt werden soll, die genauen Grenzen zwischen Nord-Irland und dem Freistaat, gemäß den Wünschen der Bevölkerung und in Rücksichtnahme auf wirtschaftliche und geographische Verhältnisse, zu bestimmen hätten. Ulster hat sich nun geweigert, seinen Vertreter in der Kommission zu ernennen, und eine schwere politische Krise drohte, da die Konservative Partei ihre Freunde in Nord-Irland nicht vergewaltigen will, die Arbeiterpartei und die Liberalen dagegen ängstlich bedacht sind, den Vertrag durchzuführen, um die irische Frage nicht wieder aufrollen zu müssen. Süd-Irland ist natürlich erregt, und nur der geschickten Haltung des englischen Mi-

nisteriums glückte es im Frühjahr, die Krise bis in den Herbst zu verschieben. Denn der Freistaat wartet sehnlich auf eine Gelegenheit, daß England den Friedensvertrag nicht einhält, und daß so durch seine Schuld die Bindung an den Vertrag hinfällig wird.

Im Grunde zielt die am Friedensvertrag mit England festhaltende Partei, die jezt die Regierung im irischen Freistaat führt, auch auf die Unabhängigkeit Irlands hin. Aber sie weiß, daß ein solches Bestreben sie in einen Krieg mit England verwickeln muß. Muß — denn England wird nicht leicht zugeben, daß die benachbarte Insel, die insbesondere in einem Kriege mit Amerika von größter Bedeutung werden kann, eine völlig unabhängige Außenpolitik führt. Freilich ist nicht ausgeschlossen, daß die nächsten Wahlen im irischen Freistaat eine Ueberraschung bringen und die Partei der unentwegten Republikaner in den Sattel setzen werden. In diesem Fall wäre der Konflikt mit England da.

Aber schon in den nächsten Wochen droht die irische Frage der Grenzen zwischen dem irischen Freistaat und Nord-Irland gefährliche Formen anzunehmen. Ulster hat sich geweigert, einen Vertreter für die Kommission zur Festlegung der Grenzen zu entsenden. Mehr noch: 21 Parlamentarier, die in der allerletzten Zeit Irland besucht haben, und von denen 15 Konservative, 5 Liberale und 1 Mitglied der Arbeiterpartei waren, haben an Ulster appelliert, zu einer friedlichen Verständigung zu kommen, und der am 16. September abgehaltene Ministerrat von Ulster hat beschlossen, auf keine Verständigungsaktion einzugehen. Wieder, wie schon bei allen frühern Versuchen, bietet Ulster ein schroffes Nein.

Die britische Regierung wird nun im Parlament — das deswegen schon am 30. September, lange vor dem gewohnten Termin, zusammentritt — einen Gesetzentwurf einbringen, wonach, falls Ulster seinen Vertrauensmann in der Kommission nicht ernennen will, die englische Regierung das Recht hat, diesen Vertrauensmann selbst zu ernennen. Hierauf soll dann die Grenzbestimmungskommission zusammentreten. Dieser Antrag der Regierung wird wahrscheinlich im Unterhause Gesetz werden, da die Arbeiterpartei und die Liberalen dafür und nur die Konservativen dagegen stimmen werden. Schwierigkeiten wird es im Oberhaus geben. Wird aber dieser Gesetzentwurf Gesetz, dann will Ulster vor dem Obersten Gericht dagegen protestieren, da es nicht verfassungsgemäß sei, die Grenzen einer selbstverwaltenden Kolonie durch einen Beschluß des englischen Parlaments zu ändern. Wie auch der Lauf der Geschehnisse sein mag: es liegen Monate voll einer Spannung vor uns, die insbesondere in allen irischen Fragen leicht zu Erschütterungen führen kann.

Die Frage der Grenzregulierung ist deshalb so schwierig, weil der irische Freistaat sich nicht damit begnügen will, leichte Grenzregulierungen vorzunehmen, sondern mindestens zwei von den sechs Grafschaften, die Nord-Irland bilden, für sich beansprucht mit der Begründung, daß die Majorität der Bewohner dort katholisch sei. In Irland folgen bekanntlich die nationalen Abgrenzungen den religiösen. Obwohl viele Protestanten irischer Rasse sind, gelten sie als Nachkommen der englisch-schottischen Kolonisten und wollen mit England vereint bleiben und von einem irischen Staat nichts wissen. Die Katholiken hingegen sind sämtlich Iren. Nun sind in den sechs Grafschaften Nord-Irlands von 1 250 531 Einwohnern 430 161 Katholiken, also ungefähr ein Drittel der Bevölkerung, die hauptsächlich in den drei an den irischen Freistaat angrenzenden Grafschaften wohnen. In den 26 Grafschaften, die Süd-Irland bilden, sind von 3 139 688 Einwohnern 2 818 509 Katholiken, also fast 90 % der Bevölkerung. Eine Ablösung aber der zwei überwiegend katholischen Grafschaften von dem autonomen Nord-Irland würde dieses jeder wirtschaftlichen Existenzfähigkeit berauben. Es wäre ein Weg, die irische Einheit zu erzwingen, und wenn Ulster sich weigert, seinen Vertreter bei der Grenzbestimmungskommission zu ernennen, so tut es dies, weil es fürchtet, daß die Politiker des irischen Freistaats auf diese Weise die einheitliche irische Republik zustande bringen wollen.

Die irländische Insel bildet wirtschaftlich eine Einheit, und ihre Zerlegung in zwei sehr ungleiche Teile ist nur historisch erklärbar und kann auf die Dauer nicht aufrechterhalten werden. Irland hat in den letzten hundert Jahren unter englischer Herrschaft einen derartigen Notstand, eine derartige Verwüstung und Entvölkerung gekannt wie kaum ein andres Land Europas. Es wird sich jetzt langsam zu erholen beginnen. Seine alte Sprache und Kultur erwachen. Aber seine Zukunft — wie auch vieler andrer namentlich unter den neuen europäischen Staaten — wird davon abhängen, ob gelingen wird, dem befreiten Nationalgefühl seinen politisch aggressiven Charakter zu nehmen und das Problem der nationalen und religiösen Minderheiten befriedigend zu lösen. Heute ist noch der begreifliche Haß der Irländer gegen alles Englische viel zu stark und ebenso die Angst der Ulster-Protestanten, der Herrschaft der Irländer überliefert zu sein. Aber kommende Zeiten werden diesen Ausgleich- und Aussöhnungsprozeß ebenso vollenden wie in vielen andern national gemischten Staaten.

Bis dahin wird der ganze Takt und die größte staatsmännische Klugheit der englischen Politiker nötig sein, damit die alte irische Wunde am Körper des britischen Weltreichs, die kaum ein wenig vernarbt schien, nicht wieder weit klaffe.

Mexiko von Leo Matthias

I.

Die Petroleumstadt

1.

Ich landete in Tampico. Niemals hat mir eine Stadt eine größere Ueberraschung bereitet.

Schon die Einfahrt war fürchterlich. Der Flußschlauch, der zum Hafen führte, nahm kein Ende — und die Landschaft an beiden Ufern gab keinen Trost. Flach und verzogen lag sie da, wie eine ausgedorrte gelbe Brust. Hin und wieder ein schmutziger grüner Fleck, gleich ausgebreitetem Spinat im Wüstensande. Kein Baum, kein Strauch. Einigen hochbeinigen Palmen hatte man die Krone abgekappt; der Stumpf ragte wie ein verfaulter Telegraphenpfahl. Die zählbaren Palmen, die geblieben waren, fuchtelten mit ihren riesigen Blättern verzweifelt in der Luft herum.

Die Perle des Hafens entsprach dieser Fassung. Ein einziger Quai war das Gemäuer, auf das man hinunterspringen konnte. Er war besetzt. Wir blieben in der Mitte des Pánuco liegen und wurden ausgebootet. Kleine, knallende Motorboote mit einem Segeltuchverdeck besorgten den Dienst. In einer Ecke, in der ein Krahn sich seinen Kopf im Wasser kühlte, stieg man aus. Der Landungssteg bestand aus zwei verfaulten Balken, von denen der eine etwas höher als der andre war, sodaß man unfehlbar ins Wasser fallen mußte, wenn man auf die Verbindungskante trat. Auf der andern Seite dieses Steges: eine drei Meter hohe Holzverschalung, von der die Gepäckträger mit Interesse unsern Balancierversuchen zusahen.

Dort oben begann das Festland Mexiko. Um hinauf zu kommen, gab es zwei Wege: eine Holztreppe, die den Nachteil hatte, daß man auf den Balken unter dem umgestürzten Krahn hindurchkriechen mußte — und den direkten Weg: sich gegen Gebühr von einem Peso mit Hilfe einer Tau-Schlinge hochziehen zu lassen. Ich wählte den ersten Weg und ließ mein Gepäck den zweiten versuchen.

Als ich oben war, hockte bereits das Gepäck auf dem Nacken der „Indianer". Ihre Art zu tragen ist dieselbe wie vor tausend Jahren. Die Last wird so umschnürt, daß sie wie in einem Netz liegt, und mit einer Schlinge um die Stirn gehalten. Es sieht aus, als ob Jemand an einem Rucksack einen Schrankkoffer transportierte und sich die Lederriemen um den Kopf gebunden hat. Da die Seile das Fleisch zerschneiden würden, benutzen die Träger als Unterlage einen Filzhut. Das Sonderbarste aber ist, daß sie selbst mit der größten Last nicht gehen, sondern traben; die Kniee sind dabei leicht gebeugt, und man hat ständig das Gefühl, daß sie im nächsten Augenblick zusammenbrechen. Aber sie brechen nicht zusammen. Ich habe später Indios gesehen — um ihnen den spanischen Namen zu geben, der diesem unromantischen, meist ackerbauenden Zwanzigmillionenvolk in Spanisch-Amerika angemessener ist als der Name „Indianer" —, die drei bis vier Stunden in diesem Knietrab mit Lasten liefen, wie sie ein europäischer Dienstmann höchstens von der Wohnung bis zum Auto vor der Wohnung schaffen würde.

Als der Zoll passiert war — eine tabakfarbene, schmutzige Bude, die dank einer Kollektion halbverrosteter Gewehre einer Wachtstube glich —, kam man nach kleinern Bergpartien über quergelegte Rinnsteine und eine umgefallene Säulenbalustrade auf einen Sandplatz, wo die Fords standen.

2.

Tampico ist der größte Petroleumhafen der Welt. Mehr als 2000 Petroleumschiffe fahren hier jährlich ein und aus. Riesige Gesellschaften — wie die Standard Oil Comp., die Mexican Petroleum Co., die Mexican Gulf Oil Comp., die Compania de Petroleo ‚La Corona', die Huasteca Petroleum Comp., die Compania ‚El Aguila', die Transcontinental Petroleum Company undsoweiter — haben hier die Gruben, aus denen sie schöpfen.

Wenn man auf einen der kleinen Hügel steigt, die in der Nähe der Stadt liegen, sieht man, unter einem frevelhaft blauen Winterhimmel, eine Landschaft, die einer Karte gleicht, auf der statt der Millionenstädte die Dörfer mit schwarzen Kreisen markiert sind. Riesige tintige Tanks liegen — weiden — umher. Schwarze Leitungsröhren mit tausend Abzapfbeinen kriechen an Bananengebüsch vorbei zum Hafen. Ein Geruch von Petroleum und Vanille dringt bis in die Kleider. Nur die Sommerwärme beglückt.

Die Stadt ist ein Raubnest für Petroleumjäger und Angestellte. Die großen Herren sitzen in New York, Kalifornien oder London. Was hier lebt, wird bezahlt, ist gekauft oder bestochen, ist verlockt worden durch die Abfälle der hohen Gehälter oder den Traum, beim Spazierengehen über ein unentdecktes Petroleumloch zu stolpern. Es ist großkapitalistische Provinz, in der man sich befindet. Man bleibt hier nicht länger, als man muß. Man kommt her, um Geschäfte zu machen — und verschwindet.

Die ganze Stadt macht einen barackenartigen Eindruck. Was von den Spaniern her geblieben ist: der schöne viereckige Hauptplatz mit dem erhöhten runden Musikpavillon (überstürzt von einem Blütenbach lila-dunkler Bougainvilles); die Kokospalmen und Kaffeegebüsche; die Regierungsgebäude im spanisch-maurischen Stil — Oasen. Jedes Firmenschild, von denen es mehr gibt als Löcher in den Straßen, erinnert daran, daß der Inhaber nur die Absicht hat, den Laden mit allen möglichen Kniffen in kurzer Zeit „hochzubringen", um ihn dann so schnell wie möglich wieder zu verkaufen. Es lohnt nicht, für die Einrichtung viel auszugeben oder durch gute Waren sich ein Dauerpublikum zu suchen — es bleibt hier Niemand länger, als er muß.

Wer bleibt, vertreibt sich die Zeit mit Weibern, Spielen, Trinken. Cafés, Kneipen, Bordelle, Galanteriewaren, Schuhe, Grammophone, Friseursalons sind die besten Geschäfte.

3.

Der große Staat Tamaulipas, dessen Hafenstadt Tampico ist, ist reich an Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Asphalt, Mahagonibäumen, Früchten, Fischen und Wild — aber die Petroleumge-

winnung ist so ungeheuer, daß es sich vorläufig nicht lohnt, diese Schätze auszubeuten. 250 Millionen Bbls., etwa 9 Milliarden Liter werden jährlich gewonnen — und die Produktion ist im Steigen begriffen. Allein die Tankage fast 1 Milliarde Liter.

Diese ungeheure Industrie ist noch nicht 35 Jahre alt. Das Oel war zwar schon den Azteken bekannt, die es „chapopote" nannten (es hat diesen Namen in Mexiko noch heute); aber sie verwandten es nur, vermischt mit aromatischen Kräutern, als Weihrauch. Später wurde es für Lacke und Firnisse gebraucht; aber eine systematische Ausbeutung wurde nicht versucht. Einige Bohrversuche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts blieben unbefriedigend.

Der Aufschwung stammt erst aus dem Jahre 1901, als Mexiko den Entdeckern von Petroleumquellen, die mehr als 2000 Liter täglich produzieren, freie Einfuhr für das gesamte Maschinenmaterial und freie Ausfuhr des raffinierten oder natürlichen Produkts gewährte. Auch war das investierte Kapital für 10 Jahre von fast allen Steuern frei. Der Erfolg war, daß die Mexican Petroleum Comp. bereits im ersten Jahre etwa 400 000 Liter exportierte. Die Gesamtproduktion hat sich in 23 Iahren verfünfhundertfacht.

4.

Ich fuhr abends nach einem Vorort, der zugleich ein Seebad ist: Miramar. In der Elektrischen saßen in der ersten Klasse: Amerikaner, Spanier, Kreolen, wohlhabende Mestizen; in der zweiten: die Indios. Kleine Häuser mit ein bis zwei Stockwerken und vergitterten Balkonfenstern zeigten erloschene Augen. Sah man in ein erleuchtetes Zimmer, so standen auf bunten Fliesen einige Plüschsessel herum. Von der Decke hing eine geschmacklose Lampe, mit einer Birne, die nicht abgeblendet war. Drei, vier Menschen saßen in einer sonderbaren Weise zusammen. Sie saßen um einen Tisch, der nicht da war.

Weiter draußen begannen die Sümpfe und Lagunen. Ueberführungen sirrten. Die Häuserkette löste sich auf. Einzelne Pfahlhäuser wurden sichtbar. Dann ganze Kolonien, die sich ihre Straßen durch schmale Bretter gezimmert hatten; wie provisorische Wege bei einer plötzlichen Ueberschwemmung schaukelten die Bretter über den Wassern. Der Luftdruck der Bahn scheuchte die fäuligen Nebel hoch. Man mußte durch den Mund atmen, um die Gerüche des Wassers zu ertragen.

Hier wohnten die Nachkommen der fünfhundert Völker Motecuzomas, die Indios. Die Bahn hielt nicht. Erst kurz vor Miramar erreichte sie das Land.

Als ich zurückfuhr, sah man dicht über dem Horizont von Tampico eine sonderbare riesige Lichterscheinung, in der Form einer Hängematte, aber von blutgelber, tropfender Farbe. Eine Reklame konnte es nicht sein; der Mond auch nicht. Als ich meinen Nebenmann fragte, lachte er mich aus. Es war doch der Mond.

Ich hatte niemals gehört, daß der Mond auf diesen Breitegraden wie eine liegende Schwangere zunimmt.

Eine deutsche Gesandtschaft von Felix Stössinger

Man kann über Paris so viel Gutes sagen. wie man will: mir wird es immer noch zu wenig sein. Nur Einem Lobe Tucholskys in Nummer 21 der ‚Weltbühne' muß ich hier widersprechen. Dem der deutschen Gesandtschaft.

Ich hatte mit ihr in Paris lange nichts zu tun, da ich Oesterreicher bin. Aber einmal ritt mich der Teufel, sie auf die Probe zu stellen.

Unter den Geldern, die ich nachgesandt bekam, befanden sich zuletzt mehrere Schecks, deren Einlösung nicht sofort möglich war. Warum, ist egal. Ich griff daher zu einem Reservegeld, das für die Rückfahrt Köln-Berlin bestimmt war, steckte 100 Rentenmark in die Tasche und ging am Morgen weg, um sie zu wechseln.

Daß die Rentenmark im Ausland nichts gilt, hatte ich gelesen. Aber was man nicht selbst erfahren hat, weiß man nicht. Ich war daher nicht wenig überrascht, als man mir im Crédit Lyonnais mein Geld zurückgab. Ich hielt das für eine persönliche Laune, ging zu einer andern Filiale, aber wieder vergebens. Ich ging weiter, von Bank zu Bank, und als ich längst wieder gültiges Geld in der Tasche hatte, hausierte ich weiter zwei Tage lang von Haus zu Haus, um schon aus journalistischer Neugier herauszubekommen, wieviel man in Paris für 100 Rentenmark, gleich 24 Dollar, schließlich doch bekommen würde. (Ich muß bemerken, daß zu der Zeit, wo meine Geschichte spielt, die Rentenmark noch nicht einmal in Genf notiert wurde, das dann den andern Börsen vorangegangen ist.)

Aber ich bekam nichts. Ich war bei zwanzig großen Banken; ich sprach unter den verschiedensten Vorwänden ihre Direktoren und Prokuristen; ich ließ mich in die verrufensten Gassen des Börsenviertels empfehlen; ich kam zu Reisebüros, Winkelbanken, Buchmachern und Wechslern, die deutsches Papiergeld wie schlechte Briefmarken in durchsichtigen Couverts verkaufen, hundert Scheine für sieben Francs fünfzig — aber ich bekam nichts. Nicht etwa weniger, als ich wollte, sondern nichts. Nicht einmal den Gewichtspreis für diesen Zettel.

Als ich beim Mittagessen die Meinung des Auslandes über die Mark mit ihrer dank Paragraph 48 der Verfassung gehegten Achtung im Inland verglich, fiel mir ein, daß ich die einzige Stelle nicht besucht hatte, die für das Wechseln in Frage käme. Denn da ich nun so zwei Tage herumlief, hatte sich in meinem Gehirn das Wechselnmüssen mit dem Wechselnwollen so verflochten, daß ich dieses noch zu müssen meinte, als ich jenes nicht mehr zu wollen brauchte. Ich setzte mich daher in die Nord-Süd und fuhr in die rue de Lille. Zur deutschen Gesandtschaft.

Ich trat ein, ich war in Preußen. Schon im Korridor hingen Bilder, Plakate und das Täfelchen: ‚Die Flaggen des Deutschen Reiches' penetrant geometrisch an den Wänden. Aber diese Geometrie war keine Assimilation an Picasso, sondern ein Atavismus von Lichterfelde.

Auch die Türen trugen Preußen-Gala, nämlich jede ein Täfelchen mit dem Namen des Insassen, streng ohne Vornamen und mit

seinem Rang. Die Namen sahen aus, wie es bei Morgenstern heißt: „Und darunter steht: Borowsky. Heck." Und welche Ränge gab es! Ich habe sie mir nicht gemerkt, und erfinden könnte sie kein Shakespeare. Gott sei Dank können die Pariser nicht deutsch; und diese Titel sind, wie stets das Beste bei einem Volke, unübersetzbar. So bleiben uns manche Sanktionen erspart. Nur Eines vermißte ich hier und später im Konsulat: Niemand frühstückte. Der pariser Speisetag ist nämlich so zwingend, daß selbst die Borowsky-Heck in Paris bald nichts mehr mit ihren Stullenpaketen anzufangen wissen.

Ich trat in ein Zimmer, bat um Entschuldigung und fragte in medias res: „In welchem Zimmer kann ich mir 100 Rentenmark wechseln?"

„Das wird nicht gehen!" sagte eine Dame. „Wir haben kein deutsches Geld." „Sie mißverstehen mich. Ich will nicht kleineres deutsches Geld haben, sondern Francs!" „Francs wollen Sie haben? Das geht nicht. Wir wechseln keine Mark. Die nimmt Niemand in Paris."

Ich muß wohl kein sehr geistvolles Gesicht gemacht haben, als ich das hörte, denn die Dame fühlte, daß eine Ergänzung nötig sei: „Wir haben hier gar keine Kasse. Sie müssen zu unsrer Handelsabteilung gehen, rue Huysmans 8. Aber es wird vergebens sein. Es kommen jetzt dauernd Deutsche her, die in großer Verlegenheit sind, weil sie nur Mark haben. Aber das Konsulat wechselt nicht."

Na, das mußte bis zur Neige ausgekostet werden. Ich fuhr einige Metro-Stationen weiter ins Konsulat.

Von den zwei oder drei Herren, die ich dort sprach, war einer, wenn ich mich recht erinnere, nach seiner eignen Angabe von der Kasse. „Rentenmark?" fragte er. „Wechseln wir nicht. In ganz Paris nimmt man keine Mark an. Was sollen wir damit machen?" „Ja," sagte ich, „das habe ich schon gemerkt. Aber die deutsche Gesandtschaft wird doch nicht das deutsche Geld genau so boykottieren wie Paris und seine Börse. Ich habe nur dieses deutsche Geld hier und muß es dringend wechseln. Ich kann sonst morgen meine Hotelrechnung nicht bezahlen." „Das ist sehr unangenehm, aber es kommen jetzt oft Deutsche zu uns, die ohne Geld sind. Wir können das trotzdem nicht machen. Wir werden hier das Geld nicht los, und mit Berlin rechnen wir nur in Francs ab. Wie sollen wir das verbuchen?"

„Wie sollen wir das verbuchen!!" Es ist möglich, daß mir der Leser bisher kein Wort geglaubt hat. Aber die Erklärung, warum die deutsche Gesandtschaft kein deutsches Geld annimmt, ist wohl ein ebenso überzeugender Indizienbeweis für die Richtigkeit meines Berichtes, wie die Bibelkritik aus dem „Er rufet den Elias" auf die Kreuzigung Christi geschlossen hat, weil dieses Verhören von Elias statt Eli nicht erfunden sein konnte. Gewiß, der sogenannte Feindbund könnte die ungeheuerliche Behauptung verbreitet haben, daß eine deutsche Gesandtschaft kein deutsches Geld nimmt; aber die Erklärung dafür, daß sie nämlich nicht weiß, wie sie es verbuchen soll — die trägt den Stempel jener Wahrheit, die nur aus Deutschland kommen kann. Ich will ganz davon ab-

sehen, daß die kleinste G. m. b. H. einem Buchhalter kündigen würde, der nicht weiß, wie man Valuten verbucht. Aber hier war die Unwissenheit eines Handelsschülers das Argument für den Selbstmord der Staatshoheit. Die Deutschen, von denen man schon viele vor mir abgewiesen hatte, waren gewiß nur überrascht; aber ich erbleichte bei dem Gedanken, daß man Pariser, die von deutschen Kunden Mark genommen hatten und von derselben Logik wie ich nach den Fehlgängen zu den Wechslern aufs deutsche Konsulat geführt worden waren — daß man auch sie mit ihrem Geld zurückgewiesen habe. Müssen sie uns nicht danach für ganz bösartige Betrüger gehalten haben?

Ich hatte inzwischen, wie gesagt, gutes Geld in die Tasche bekommen und brauchte die Gesandtschaft nicht mehr als für eine Erfahrung, die ich nun auch schon in der Tasche hatte. Ich rüstete mich zum Gehen und wollte mich mit einer Frage verabschieden: „Sie leben in Paris und haben wohl schon, wie ich, den Patriotismus und die Hilfsbereitschaft der Franzosen bewundern gelernt. Können Sie sich vorstellen, daß ein französischer Journalist während des Ruhrkriegs, als unsre Banken auf Befehl keine Francs mehr nahmen, zu seiner Gesandtschaft vergebens gekommen wäre wie ich zu Ihnen, daß die französische Gesandtschaft in Berlin seine Francs nicht gewechselt hätte, weil sie sie nicht verbuchen kann, und weil kein Berliner sie nimmt?“ „Aber das ist doch etwas ganz Andres“, antwortete man im Ton der Ueberzeugung. „Ja,“ erwiderte ich und betonte jedes Wort, um nur nicht mißverstanden zu werden, und sehr ernst, „das ist etwas ganz Andres.“ „Für welche Zeitungen schreiben Sie denn?“ „Für sozialistische, in der Tschechoslowakei.“ Eine kleine Verdauungspause trat ein. Ein tschechoslowakischer Journalist ist nämlich in Paris mindestens so viel wie ein französischer, also viel, viel mehr als ein deutscher — in Deutschland. „Na, wenn Sie das Geld so dringend für Ihre Hotelrechnung brauchen, kommen Sie doch morgen früh wieder. Da kommt ein Deutscher her, der abreist und Mark sucht. Das Ganze wird er Ihnen nicht abnehmen, vielleicht 70 Mark. Aber den vollen Kurs wird er Ihnen nicht bezahlen.“

Ich dankte und ging. Den Deutschen, der durch Vermittlung seiner Gesandtschaft hintenherum Mark sucht, aber nur 70 und nicht zum vollen Kurs, habe ich mir nicht mehr angesehen. Ich hatte schon genug Zeit versäumt.

Die Geschichte habe ich in Paris selbstverständlich Niemand erzählt; wer hätte sie auch geglaubt! In Berlin haben inzwischen Viele darüber gelacht. Aber deswegen erzähle ich sie nicht; auch nicht, nur um Tucholsky zu widersprechen. Auch nicht, um ein niederschmetterndes Beispiel zu geben für die vollkommene Verkrüppelung dieser militarisierten, das heißt: unselbständigen, hilflosen, ausgeleerten Gehirne. Sondern das Schlimmste ist: ich werde einen andern Gedanken nicht los — daß nämlich dem Kassierer unten im Parterre der Gesandtschaft an der Spitze des Betriebes mit der größten Wahrscheinlichkeit ein Diplomat mit derselben Hutnummer entsprechen wird.

Landesverrat von Kurt Hiller

Gegen eine Reihe republikanischer Publizisten — darunter die verantwortlichen Leiter der Frankfurter Zeitung, des Vorwärts, der Welt am Montag — schweben beim Reichsgericht seit längerm Verfahren wegen Landesverrats. Paragraph 92[1] des Strafgesetzbuchs:

> Wer vorsätzlich Staatsgeheimnisse oder Festungspläne oder solche Urkunden, Aktenstücke oder Nachrichten, von denen er weiß, daß ihre Geheimhaltung einer andern Regierung gegenüber für das Wohl des Deutschen Reichs oder eines Bundesstaats erforderlich ist, dieser Regierung mitteilt oder öffentlich bekannt macht, wird mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Festungshaft nicht unter sechs Monaten ein.

Der Laie faßt sich an den Kopf. Was haben diese Männer verbrochen? Alle das Gleiche: sie haben „Nachrichten" „öffentlich bekannt gemacht" über Vorgänge militärischen Charakters in Deutschland, die, weil sie sich außerhalb des legalen Rahmens der Reichswehr abspielten, gegen das deutsche Gesetz und gegen den Versailler Vertrag, also gegen Reichsrecht und Völkerrecht verstießen. Wenn Beamte zu militärischen Uebungen beurlaubt wurden, wenn Studentenverbindungen sich in corpore und obligatorisch am Ausbildungsdienst der Reichswehr beteiligten, wenn politische Organisationen, zu deren Zielen in erster Linie die Vorbereitung des Revanchekrieges gehört, Waffen von einem Ende Deutschlands zum andern verschoben, wenn Privattruppen unter Führung eines wegen Meineids steckbrieflich verfolgten ehemaligen Kapitänleutnants im Einverständnis mit dem Generalstaatskommissar Bayerns an der thüringischen Grenze schwerbewaffnet aufmarschierten, so waren das, deutschrechtlich wie völkerrechtlich betrachtet, kriminelle Ereignisse, und die Presse, soweit sie dem Frieden und der Republik diente, hatte das Recht, mehr: die Pflicht, auf diese Dinge anklägerisch hinzuweisen, zumal ihnen die staatlichen Anklagebehörden nur sehr geringe Aufmerksamkeit schenkten. Eine eminent vaterländische Pflicht; denn der üble Eindruck, den diese Vorgänge auf das (durch seinen Nachrichtendienst natürlich jederzeit vorzüglich informierte) Ausland machten, konnte nur dann wieder verwischt oder wenigstens abgeschwächt werden, wenn offenbar wurde, daß die republikanisch und friedlich gewillte Masse der Bevölkerung wachsam war und entschlossen, solche Machenschaften nicht zu dulden. Jenen Publizisten hätte für ihr wahrhaft nationales Verhalten der Dank des Auswärtigen Amtes, nicht die Anklage des Oberreichsanwalts gebührt. Aber die Vernunft steht ja in Deutschland bekanntlich Kopf.

Nun gebe ich zu, daß politische Vernunft und tatsächlich geltendes Recht, daß Moralität und Legalität in Widerspruch zu einander stehen können, und daß es denkbar wäre: eine Handlung, die den Beifall aller wirklichen Freunde des Vaterlandes verdient, fällt nichtsdestoweniger unter den Landesverratsparagraphen und muß daher, weil wir ja keine Rechtsfindung nach freiem Ermessen des Richters kennen, sondern dieser an die Normen des Gesetzes gebunden ist, mit schwerer Strafe geahndet werden. Dieser Fall wäre denkbar; er liegt hier in der Tat nicht vor.

Der Landesverratsparagraph ist, mitsamt dem Gesetzbuch, das ihn enthält, vierundfünfzig Jahre alt. Die Revolution, welche manches verabsäumt hat, hat verabsäumt, ihn aufzuheben oder abzuändern, und dies, obschon er grade durch die Ereignisse der Geschichte völlig überholt war. Sie hat auch andre Paragraphen aufzuheben vergessen, und Niemand wird daran denken, sie anzuwenden, wiewohl sie formell noch zu Recht bestehen; etwa die Bestimmungen über Majestätsbeleidigung. Man argumentiert so: Diese Paragraphen gelten zwar noch, aber da es einen Kaiser und Bundesfürsten in Deutschland staatsrechtlich zur Zeit nicht gibt, können Normen, die Kaiser und Bundesfürsten als solche schützen, gegenwärtig keine Anwendung finden. Diese Paragraphen „ruhen" gleichsam. Etabliert sich Bayern, unter Bruch der Reichsverfassung (aber wie oft brach es sie schon!), übermorgen als Monarchie, so „erwachen" sie übermorgen wieder, und man wendet sie dann womöglich mit rückwirkender Kraft an!

Wie läge der Fall nun, wenn die Paragraphen 94—101 des Strafgesetzbuchs nicht vom „Kaiser", vom „Landesherrn", von den „Bundesfürsten", sondern vom „Reichsoberhaupt" und von den „Landesoberhäuptern" sprächen? Würde dieser stilistische Unterschied heute einen rechtlichen Unterschied zur Folge haben, nämlich bedeuten, daß die Majestätsbeleidigungsparagraphen des alten Strafgesetzbuchs auf den Reichspräsidenten und die Oberhäupter der Länder anzuwenden seien? Zweifellos nicht! Auch die Republik muß und will ihre obersten Repräsentanten schützen, aber es liegt keineswegs in ihrem Plan, wenn die Höchststrafe für eine zivile Ohrfeige zwei Jahre Gefängnis beträgt, lebenslängliches Zuchthaus zu verhängen, weil sie, sagen wir, dem Staatpräsidenten Bazille verabreicht wurde. Unsre Monarchisten wären die Ersten, die, trotz aller Gültigkeit und allem Wortlaut des Gesetzbuchs, bestritten, daß Normen, die auf Fürsten von Gottes Gnaden gemünzt waren, auf Erwählte des Volkes Anwendung finden können. Und sie würden das mit Recht bestreiten.

Erfolgt ein Umsturz des Staatsrechts, so wandelt sich das Strafrecht automatisch, noch ehe der Gesetzgeber es willentlich geändert hat. Dieser Satz steht in keiner Verfassung, aber er fließt unmittelbar aus der Logik des Geschehens; übrigens finden sich auch Normen über Umsturz des Staatsrechts in keiner Verfassung . . .

Die Strafbestimmungen über Majestätsbeleidigung sind mithin nicht deshalb außer Kraft, weil ihr Wortlaut den neuen Zustand nicht trifft, sondern deshalb, weil ihr Sinn dem neuen Zustand nicht adäquat ist. (Darum „ruhen" sie auch nicht, sondern sind, obwohl sie formell nie aufgehoben wurden, tatsächlich mausetot; und die Monarchie von übermorgen wird sich ein neues Gesetz gegen Majestätsbeleidigung anfertigen müssen!)

Diese Optik ist der herrschenden Jurisprudenz natürlich völlig fremd und erzeugt dort Schlaganfälle. Grund genug, sie festzuhalten.

Unter dieser Optik erweist sich zum Beispiel die Bestimmung des alten Militärstrafgesetzbuchs gegen Fahnenflucht als hinfällig. Aufgehoben worden ist sie bis heute nicht; aber da sie auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht entstand, war ihr 1918 mit deren Beseitigung der Boden entzogen. Der Fahnenflucht eines Berufssoldaten, eines „Söldners" fehlt durchaus das kriminelle Pathos, das dieser Handlung unter dem Wehrzwangsystem anhaftet; sie ähnelt viel mehr dem Vertragsbruch eines Angestellten als dem Ungehorsam

gegen die Obrigkeit; sie ist eine Art Zivildelikt und höchstens disziplinarisch bestrafbar.

Für den Landesverratsparagraphen gilt das Analoge erst recht. Als er geschaffen wurde, dachte Niemand und konnte Niemand an Einschränkungen der nationalen Souveränität denken, wie sie das Jahr 1919 gebracht hat. Der Vertrag von Versailles erlegte Deutschland, grade auf militärischem Gebiet, internationale Verpflichtungen auf, die es weder ihrem Ausmaß noch auch nur ihrer Art nach kannte, als es den Landesverratsparagraphen schuf. Die Wehrpflicht wurde Deutschland verboten, ebenso eine Anzahl technischer Kriegsmittel, der Umfang des Freiwilligenheers wurde streng begrenzt und das gesamte Rüstungswesen des Reiches unter internationale Kontrolle gestellt. Diese Kontrolle involviert die Rechtspflicht deutscher Beamter und Offiziere, Beauftragten des Auslands Auskünfte zu erteilen, die den Tatbestand des § 92 [1] StBG so sicher verwirklichen, daß die Erfüllung des Versailler Vertrags durch Deutschland ohne landesverräterische Handlungen Deutscher schlechterdings nicht denkbar erschiene — wenn der Landesverratsparagraph tatsächlich auch nach Versailles noch gölte. Aber er ist eben erloschen — erloschen, weil es eine juristische Monstrosität wäre, wenn der internationalen Norm gemäß nur dadurch gehandelt werden könnte, daß gegen die nationale gesündigt wird. Bei solcher Kollision der Normen zerplatzt die schwächere: die nationale. Konkreter gesprochen: Wird gegen das völkerrechtliche Rüstungsverbot in Deutschland vom Staate oder unter Duldung des Staates verstoßen (Schwarze Reichswehr), so kann nach vernünftiger Rechtsbetrachtung eine strafbare Handlung darin nicht bestehen, daß ein Einzelner es unternimmt, den Verstoß international offenkundig zu machen, um so die Wiederherstellung der verletzten völkerrechtlichen Norm zu ermöglichen. Selbst wenn er das nicht, wie jene republikanischen Publizisten, aus reiner Gesinnung und im wohlverstandenen Interesse des Vaterlandes täte, dürfte er nicht bestraft werden; denn die staatliche Norm, gegen die er verstieße, liefe auch in diesem Fall einer überstaatlichen zuwider, der er grade gemäß gehandelt hätte. Wie Reichsrecht vor Landrecht geht, so geht Völkerrecht vor Reichsrecht. Je unvollziehbarer dieser Gedanke den Mandarinen der deutschen Rechtswissenschaft ist, desto selbstverständlicher muß er Jedem erscheinen, der vom Geist des Rechts einen Hauch verspürt hat. Entweder leugnet man das Völkerrecht — oder man muß anerkennen, daß seinen Normen die Kraft innewohnt, Normen des einzelstaatlichen Rechts aufzulösen. Das Völkerrecht leugnen aber bedeutet: hinter der historischen Entwicklung als kläglicher Krüppel einherhumpeln.

Es gibt Völkerrecht; folglich gibt es völkerrechtliche Verbrechen. Verbrechen, begangen von Individuen oder von Staaten. Deckt Jemand ein solches Verbrechen auf, so spräche es allem Rechtsempfinden Hohn, würde er selber dafür als Verbrecher bestraft. Welch eine Groteske! Der Schirmer des Rechts als „Verbrecher"; der Verbrecher als Richter und Henker. Das Volk der Dichter und Denker sollte kannibalische Zustände dieser Art auch vorübergehend nicht dulden.

Deutschland wäre längst verpflichtet gewesen, seinen Landesverratsparagraphen durch Gesetz abzuändern oder in einem einschränkenden Sinne authentisch zu interpretieren; die Unterlassung solchen Aktes hindert nicht, daß der Paragraph kraft der geschichtlichen Ereignisse und der jüngsten Entwicklung des Völkerrechts von selbst

erloschen ist. Genau wie der Majestätsbeleidigungsparagraph und die auf Schutz der Monarchie abzielenden Teile der Bestimmungen gegen Hochverrat; nur sieht es da auch der Dümmste ein. Es hat eben nicht allein eine Umwälzung der deutschen, es hat auch eine Umwälzung der Weltverfassung gegeben; es ist mit der Vollsouveränität der einzelnen Staaten der Erde vorbei, und der Erdstaat ist in die erste Phase seiner Geschichte getreten. Aber nur für einen vollsouveränen Staat hat ein Landesverratsparagraph vom Kaliber des § 92 [1] RStGB Sinn; wie die Geschichte lief, ward er sinnlos.

Hinzukommt eine Rechtstatsache, die bisher nirgends vermerkt wurde. Paragraph 15 des „Gesetzes über die Presse" lautet:

> In Zeiten der Kriegsgefahr oder des Krieges können Veröffentlichungen über Truppenbewegungen oder Verteidigungsmittel durch den Reichskanzler mittelst öffentlicher Bekanntmachung verboten werden.

Dieses Gesetz stammt aus dem Jahre 1874, ist also jünger als das Strafgesetzbuch. Es schränkt den Landesverratsparagraphen mittelbar in bemerkenswerter Weise ein. Nämlich so:

Können Veröffentlichungen über Truppenbewegungen oder Verteidigungsmittel durch den Reichskanzler verboten werden, so sind sie ohne Zweifel so lange erlaubt, wie er sie nicht verbietet; und da er sie nur in Zeiten der Kriegsgefahr oder des Krieges verbieten kann, sind sie in Friedenszeiten zweifellos unter allen Umständen erlaubt. Bringt also heute ein Blatt Mitteilungen über Bewegungen legaler Reichswehrtruppen, so ist durch § 15 des Preßgesetzes dafür gesorgt, daß diese Mitteilungen nicht unter den Tatbestand des Landesverratsparagraphen fallen; denn Handlungen, die ein Gesetz gestattet, kann nicht ein andres (älteres) mit Zuchthaus bedrohen. Wären nun Veröffentlichungen über Bewegungen legaler Reichswehrtruppen zwar erlaubt, aber Veröffentlichungen über Bewegungen illegaler Truppen, „schwarzer Reichswehr", als Landesverrat untersagt, so würde das Gesetz durch Strafe Das schützen und fördern, was es selber bei Strafe verbietet! Ein solches Gesetz karambolierte mit dem Satz vom Widerspruch und wäre das Machwerk eines Geistesgestörten. Bei aller Kritik: Deutschlands Gesetzgebung steht zu hoch, als daß wir ihr derartige Möglichkeiten zutrauen dürften. Aber umso entschiedener verbitten wir uns Richterlinge, die wagen, das Gesetz auszulegen, als stünde es auf dieser Stufe, und die sich des Versuchs erkühnen, jene paar republikanischen Köpfe, die noch der Kolben und die Kugel des schwarzweißroten Mobs nicht traf, durch Judikatur zu beseitigen.

Ueber Georg Trakl von Klaus Mann

Er ist der Schwermütigste von Allen. Auf jedem Vers, den er schrieb, liegt jene tiefste, hoffnungsloseste, süßeste Melancholie — jene Melancholie, die zu müde, zu schwer ist, um in eigentlichen Worten noch zu sprechen, die in Musik und in Farben zerfließt. Sein Lebenswerk, seine gesamte Dichtung ist eigentlich keine Kunst mehr. Es ist ein ununterbrochenes, verworrensüßes Lied von seiner untröstbaren, von seiner tiefen, tiefen Schwermut. Die paar Dinge, die er lieb hatte auf Erden, kehren immer wieder in seiner Dichtung: die paar Farben — purpurn, braun, blau —, die flötende Amsel, die schmale dunkeläugige Gestalt der Schwester, die er Karfreitagskind nannte, und das Süßeste

von allen: die Knabengestalt mit den mondenen Augen und der hyazinthenen Stimme — Elis. Sie sind, glaube ich, das Schönste unter seinen Gedichten, die drei Lieder vom Knaben Elis. Sie stehen an der Grenze zwischen den frühern, noch farbigern, leichtern, künstlichern, deren schönstes wohl ‚Verfall' und ‚Traum des Bösen' ist, und den durchaus mystisch-hölderlinisch umnachteten, denen, die jenseits des „normalen" Begriffsvermögens stehen, die in tiefen und irren Worten von der letzten Schwermut zu uns singen.

Die Elis-Lieder beginnen:

Elis — wenn die Amsel im schwarzen Walde ruft,
Dieses ist dein Untergang.

Niemals fügte ein Dichter Worte zu so schwerer, purpurner Pracht. Es gibt da eine Stelle, die heißt:

Dein Leib ist eine Hyazinthe,
In die ein Mönch seine wächsernen Finger taucht.
Eine schwarze Höhle ist unser Schweigen,
Daraus bisweilen ein sanftes Tier tritt,
Das langsam die schweren Lider senkt.
Auf deine Schläfen tropft schwarzer Tau,
Das letzte Gold verfallner Sterne.

Ich nannte den Namen Hölderlins. In der Tat ist nur er hier zum Vergleich heranzuziehen. Vielleicht noch ein paar Stellen aus Nietzsches letzten Dithyramben. Die gebenedeite Nähe des großen Hinabgleitens, des Wahnsinns, die tiefste Trauer, das letzte Weh, das Musik wurde — wo finden wir es sonst wieder?

Trakl erzählt uns die Geschichte seiner Jugend. Er nennt sie ‚Traum und Umnachtung'. Sie beginnt:

Am Abend ward zum Greis der Vater; in dunklen Zimmern versteinerte das Antlitz der Mutter, und auf dem Knaben lastete der Fluch entarteter Geschlechter. Manchmal erinnerte er sich seiner Kindheit, erfüllt von Krankheit, Schrecken und Finsternis, verschwiegener Spiele im Sternengarten, oder daß er die Ratten fütterte im dämmernden Hof . . .

Oder daß er die Ratten fütterte im dämmernden Hof . . . Wen rührte kein Schauder an? Wer fühlte sich nicht im Innersten getroffen bei solchen Worten?

Es gibt vielleicht Solche, die diese späte, tiefunfruchtbare, weil so sehr müde Kunst mit dem ekelhaften Schlagwort „décadence" abtun. Wenn auf Jemand Schlagworte nicht anwendbar sind, so ist es Georg Trakl. Wo die gebenedeite Nähe des großen Hinabgleitens ist, des Wahnsinns, wo letztes Weh, tiefste Schwermut Musik ward — wie sollten da Feuilletonistenschlagworte treffen?

Ein Orgelchoral erfüllte ihn mit Gottes Schauern. Aber in dunkler Höhle verbrachte er seine Tage, log und stahl und verbarg sich, ein flammender Wolf, vor dem weißen Antlitz der Mutter. Mit purpurner Stirne ging er ins Moor, und Gottes Zorn züchtigte seine metallenen Schultern.

Wer solche Sätze schrieb, steht außerhalb.

Ihr sagt von ihm: Seine Technik wiederholt sich. Sein Wortschatz ist kein allzu großer. Wäre er nicht früh gestorben — fast ein Knabe noch —, es wäre auf die Dauer ein wenig langweilig geworden.

Er aber war der Schwermütigste von Allen.

Turlupin von Alfred Polgar

Der neue Roman von Leo Perutz spielt im Frankreich des siebzehnten Jahrhunderts und hat zum Helden einen armen Barbiergehilfen, dessen Schicksalsfaden mit großen Zeitgeschehnissen wunderlich versponnen erscheint. So kommt es, daß Turlupin Historie macht (oder eigentlich verhindert). Wie weit der geschichtliche Kanevas, in den der Verfasser Turlupins Erdenwandel eingeknüpft hat, den Tatsachen abgenommen, wie weit er Erfindung ist, weiß ich nicht. Aber das tut auch wenig zur Sache. Jedenfalls ist Leo Perutz hier wieder ein Stück gelungen, das seinen Rang als eine der reinsten und männlichsten Erzähler-Begabungen deutscher Zeitgenossenschaft bekräftigt. (Seine Bücher erscheinen im Verlag Albert Langen zu München.)

*

Perutz ist kein Literat. Von den Verlogenheiten, Klebrigkeiten, Künsteleien, Schwindeleien des Metiers ist in seinen Büchern keine Spur. Es gibt im sicher gefügten Zweckbau solches Romans von Perutz nichts, was nur Schmuck oder Aufputz wäre. Jeder Teil ist Träger und Last zugleich. Härte, Solidität und Knappheit der Darstellung ergeben insgesamt etwas, das man Charakter nennen darf. Nur-Schilderung scheint vermieden. Wo Farbe gesetzt ist, haftet sie als ein Untrennbares am Material, mit ihm gegeben und da. Atmosphäre, der besonders starke Reiz dieser Bücher, ist nicht in sie eingepumpt, sondern löst sich, ohne daß es hiezu der Kunstmittel bedürfte, vom Sach- und Menschenkomplex, schwebt um ihn als seine natürliche luftige Hülle.

Das Leben, das dieser Romanschreiber erfindet, ist gewissermaßen Lebens genug, sich selbst seine organischen Voraussetzungen zu schaffen.

*

Um mit einem Satz das Technisch-Wesentlichste der Bücher von Perutz zu nennen: Es fehlt ihnen völlig die Phrase, die übernommene sowohl wie die neu verfertigte. Naturgemäß wird diese besondere technische auch zur besondern geistigen Qualität. Der Inhalt dieser Bücher besteht, sozusagen, aus lauter Inhalt. Und was dessen einzelne Stücke zusammenkittet, das sind wieder Stücke, niemals nur Kitt. Kein Wort um des Wortes, keine Wendung um der Wendung willen. Phrase, schöne Formulierung, absichtsvoll origineller Ausdruck sind unserm Autor — ich sagte schon: er ist kein Literat — etwas schlechtweg Widernatürliches; er hat zu all dem ein so konstitutionelles Ablehnnugsverhältnis wie ein Wilder zum Stehkragen. Er kennt nicht den kosmetischen Betrug der Schriftstellerei, die Eitelkeit ihrer Gerüche, Schminken und Färbemittel.

Seine Phantasie bringt buntes, abenteuerliches Geschehen in sinnreichen Zusammenhang, erdichtet Figuren (wie diesen Turlupin) von absonderlicher seelischer Struktur — aber seine Phantasie kann doch nicht lügen, so wenig, wie sein Stil das kann. Sie braucht einen Kern von Wahrheit, um an ihn ihre bizarren Gebilde anzukristallisieren. So, aus einer wahrheitsliebenden Einbildungskraft, erklärt sich dieses Real-Träumers Freude an der Historie, das Heimweh seiner Erzählerlust nach vergangenen

Jahrhunderten, deren Wirklichkeit schon Phantastik, deren Luft schon Sturm, deren Alltagsfarbe schon reichlichst Kolorit, kurz: deren gemeines Leben schon Roman ist.

Auf Abenteuer-Reisen in die Zeit findet Leo Perutz Befriedigung dem zwiefachen, sonst nicht leicht aus einer Schüssel zu sättigenden Verlangen seiner Schreibe-Seele: dem romantischen Verlangen und dem nach Sachlichkeit.

*

In solcher Erzählung von Perutz wird mit subtilem Gehör einer gewesenen Zeit der Atem abgelauscht: dessen Rhythmus gibt dem Buch musikalischen Reiz. Hier ist nicht nur der Figuren Rede archaistisch gefärbt — das ist billig —, sondern ihr Herz und Hirn sind eingeschaltet in den Kräftestrom, der dem Zeitabschnitt seine besondern mechanischen und geistigen Spannungen gab. Die Stummheit noch dieser Figuren schweigt Idiom, und das System, in dem ihr Fühlen und Denken, Tun und Leiden beschlossen erscheint, ist das Nervensystem eines Menschen von dazumal.

Die Durchtränkung mit Gewesenheits-Farbe geht bis in die kleinste Nebensächlichkeit, bis in jedes Stückchen konkreten oder gedanklichen Hausrats, das den Raum der Erzählung füllt. Essenz der Zeit, die der Schreiber schildert, ist in seine Tinte gegossen.

Aus solcher, mit einer Art sportlicher Härte ertrotzter, gründlichster Versenkung in gewesener Tage Form und Inhalt erklärt sich also auch von einer andern Seite her des Verfassers puritanische, phrasenlose, fast keusche Darstellung: er hat, seiner Historie gegenüber, das Un-Pathos der Nähe.

*

Turlupin ist ein Kauz, ein Armer im Geist, herausgelockt aus seines Daseins enger Spur durch ein Irrlicht, in dem doch ein Atom Sternensubstanz mitleuchtet. Perutz sagt, da habe Gott aus einem armen Mann sich einen Narren gemacht. Er selbst, der Dichter, hat kein Mitleid mit Turlupin. Sein ecce homo — er spricht es, wenn auch nicht in klaren Worten — klingt so unbetont-sachlich, als läse mans vom Schild einer Museums-Vitrine. Aber in dieser Trockenmethode des Leo Perutz steckt mehr Liebe zur Kreatur als in den gesamten Tief- und Trief-Produkten der neuern „Bruder Mensch"-Dichtung.

*

Die Geschichte von Turlupin hat ihre Pointe. Das heißt: Vorgängen, deren Sinn und Ursache dem Leser dunkel blieb, widerfährt plötzliche logische Erhellung. Wie nun macht Perutz so was? In einem kümmerlichen, bescheidensten Relativsätzchen, das, ohne Aufenthalt, nur so mitläuft in der Stretta, zu der das Tempo der Erzählung, dem Ende zu, sich beschleunigt. Jeder Andre hätte solcher Pointe etwas bengalisches Licht erwiesen, zumindest ihr den Ehrenplatz eines Aktschlusses, eines Kapitelschlusses eingeräumt; Perutz gibt ihr den unscheinbarsten Platz, im Gedränge, mitten unterm Sätze-Volk.

Solche Pointe bei Perutz wirkt so befriedigend wie bestürzend. Denn vernehmbar ist in ihr Klang aus der Werkstatt des Schicksals. Sie macht nicht nur Zusammenhänge klar, sondern führt sie, um eine kleine Unendlichkeit, weiter, knüpft sie an ein fernes Etwas, das außerhalb der Ebene gemeiner

Tatsachen. Es ist ein Wirkungs-Geheimnis dieser Bücher, daß die Ereignisse, deren Chronik sie sind, nicht nur ihre, mit aller Technik und Schlauheit einer ausgepichten Erzählerbegabung gefügte logische Folgerichtigkeit haben, sondern auch eine überlogische Kausalität, deren Kette letztes Stück durch Gottes Finger läuft. Der ist in jedem Buch von Perutz, so fern es aller Gläubigkeit und Religiosität, merkbar.

*

Ich überschätze die Bücher des Leo Perutz nicht. Es sind spannende Erzählungen mit einem leuchtenden Kern, in denen Einbildungskraft und Oekonomie des Ausdrucks gepaart erscheinen. Sie vermitteln dem Leser kein neues Bild des Seins, reden kein Loch in den Bauch der Welt, helfen nicht hinüber über Tod, Dalles, glückliche und unglückliche Liebe. Sie versprechen dir nicht die Ewigkeit, aber sie erfüllen redlich die Stunde, in der du sie liest. Sie erquicken durch ihren Sauerstoffreichtum, befreien, klimatische Kur-Bücher, vom Uebel einer Zeit-Literatur, die ganz schwammig, form- und haltlos ist — ein Pilz, dem die Mauern abhanden gekommen —, chaotisch aus Mangel an Gestaltungskraft, gedunsen zur Verhehlung ihrer Flachheit. Es ist nicht der kleinste Reiz unsrer Epoche, daß in ihrer scharfen Luft die Dünste-Macher so kläglich abstinken. Und nicht ihr schlechtester Spaß, daß sie den feierlichen Flunkerer, ders mit der Unendlichkeit zu haben vorgibt, kurz: den „Dichter" (in dem verängstigte Kinder einen Märchenkönig sahen) so schonungslos als wässeriges Truggebilde denunziert. Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif!

Das Erlebnis Mary Wigman von Jan Altenburg

Im Programmheft der Tanztruppe Mary Wigman steht etwa Folgendes: „Was der Besucher unsrer Vorstellungen erlebt, ist ziemlich schnuppe. Es kommt uns darauf an, daß er überhaupt irgendetwas erlebt." Die Sätze des Programms, das ich nicht zur Hand habe, lauten pathetischer; aber dem Sinne nach stimmt es.

Da die Vorstellungen überall von fanatischen Bewunderern gestürmt werden und die größten Säle im Nu ausverkauft sind, so wird es vielleicht interessieren, wenn einmal ein überzeugter Gegner sein „Erlebnis Mary Wigman" formuliert. Getreu der Devise: Jeder blamiert sich so gut, wie er kann.

*

Ich erlebte — teure Heimat, sei gegrüßt! — Sachsen.

Nicht etwa das Dresden des 18. Jahrhunderts, den Zwinger, die Hofkirche und Meißner Porzellan. Das wäre Karsavina. Aber an Max Klinger, diesen Griechen mit sächsischem Akzent, und an Oskar Zwintscher, an Radebeul, Potschappel und Lahmanns Sanatorium wurde ich lebhaft erinnert. An Bilz-Brause, nicht an Sekt.

Sicherm Vernehmen nach hat Mary Wigman mit Sachsen überhaupt nichts zu tun, obgleich ihre Anstalt in der Nähe Dresdens liegt. Aber noch viel sichererm Vernehmen nach hat sie und ihr Kreis auch nichts mit den Hakenkreuzern zu tun. Und doch vollführt sie, wofür schon ein erheblicher Bruchteil ihres Wandervogelpublikums zeugt, nicht deutsche, sondern teutsche Tänze. Kaum daß sich der Vorhang gehoben hat, muß man unwillkürlich

an kitschige Nibelungenhallen von Hermann Hendrichs denken; man sieht gleichsam im Geiste Johannisfeuer lodern, um welches sinnig-minnige Mädchen mit Kränzen im Haar einen Reigen tanzen, und ringsum sind Standarten aufgepflanzt, die jene durch Werwölfe, Jungdos und andre Mannen schwer kompromittierten urgermanischen Symbole und Runenzeichen tragen.

Im übrigen macht man im Lauf des Abends einen großzügigen Repetitionskursus in Kunstgeschichte durch. Von den Naumburger-Dom-Skulpturen über Hodler bis zu den süßlichen Fidus und Heinrich Vogeler werden die dankbarsten Bilderposen gestellt. Diese Absicht wird von den Wigmänninnen und -mannen geleugnet; aber sie wäre durch Monumentalphotographien zu beweisen. Ja, sogar an den seligen Rudolf Wilke muß man denken. Was hätte sein genialer Stift aus der Szene gemacht, da die Vortänzerin — beinahe hätte ich Vorturnerin geschrieben — forsch an der Front entlangchassiert, die Arme plötzlich hebt, daß man meint, sie wolle militärische Griffe kloppen, und nur noch auf das Kommando wartet: In Gruppen rechts schwenkt, marsch!

Der Drill dieser Truppe, die ein ausgezeichnetes Material für die Varieté-Nummer ‚The Twelwe Wigman-Girls' hergäbe, ist vorzüglich. Aber während ich früher die herrlichen englischen Tanztruppen über Alles auf diesem Gebiet stellte, bin ich seit letztem Winter in meinen Anschauungen schwankend geworden. Durch Zufall konnte ich einige Male hinter einander Revuen in London und in Paris sehen, und da in den Revue-Theatern aller Länder oberster Grundsatz zu sein scheint, eine Nummer, die irgendwo Erfolg hatte, schleunigst zu kopieren, so sah man in Paris des öftern die gleichen Szenen, die man ein paar Tage vorher in London gesehen hatte. Der Vergleich war lehrreich; er fiel zu Ungunsten der exakten Akrobatik englischer Girls aus. Die Französinnen, die mittelmäßig tanzen konnten, langweilten sich bei der 180. Aufführung maßlos; sie guckten ins Publikum, trieben unter einander Schabernack — und dennoch waren sie siegreich dank ihrer Drolerie, ihrer Caprice und weiblichen Verspieltheit.

Caprice, Koketterie und andre urweibliche Eigenschaften kommen an einem Wigman-Abend wahrhaftig nicht zur Geltung. Wenn ich feststelle, daß weitaus die meisten der jungen Damen erfreulich schön gewesen sind, so bin ich nicht ganz sicher, ob diese Konstatierung gegen den Geist des Unternehmens verstößt. Vielleicht soll man nur darauf achten, wie sich die seelischen Erschütterungen der gemütvollen Mädchen im Antlitz und in den verkrampften Händen widerspiegeln.

Von wohlorientierter Seite höre ich, daß sich die Schülerinnen bei ihrer Aufgabe, unter Gongschlägen in härenen Gewändern kummervoll, aber dekorativ langsam hereinzuschreiten, mordsmäßig wohl fühlen. Aber schließlich gibt es ja auch hübsche Mädchen, die gern bei der Heilsarmee sind. Als am Schluß der beiden Abende, die ich „erlebte", die ganze Korona fröhlich nach den Rhythmen der Zweiten Ungarischen Rhapsodie über die Bühne hinwirbelte, da wirkte das nicht nur im Zuschauerraum befreiend. Hier hatte man plötzlich den unbotmäßigen Wunsch: Diese Tänzerinnen möchtest du mal tanzen sehen!

Dies ist, Gott strafe mich, mein „Erlebnis Mary Wigman".

Der Jungdo-Dichter von Johann Jeremias Kruse

Jungdo ist eine Abkürzung für: Jungdeutscher Orden. Dieser wiederum ist eine Gründung des Herrn Artur Mahraun in Cassel und zählt eine erkleckliche Anzahl von Mitgliedern, deren Wirken nicht immer erfreulich war. Nun, es gibt schlimmere Verbände.

Herr Artur Mahraun ist aber auch ein Dichter. Er hat ein „Jungdeutsches Schauspiel von Bruderzwist und dem Sieg der Bruderliebe“ geschrieben, das er ‚Allvater hilf!‘ nennt. Es hat mir eine heitere halbe Stunde bereitet, und auf die Gefahr hin, mit der Mitteilung einiger Kostbarkeiten aus dem Drama dem ‚Jungdo‘ Proselyten zu werben, will ich, Philanthrop, der ich bin, einige Proben aus Mahrauns Kunstprodukt mitteilen.

Man sollte annehmen, daß der Gründer und Leiter einer Bewegung, der sich viele Tausende angeschlossen haben, irgendwelche Qualitäten, Ideen, fest begründete politische Vorstellungen besitzen müßte. Wenn er sie hat, hat er sie in diesem Drama jedenfalls meisterlich zu verbergen verstanden. Und das ist das Traurige an dieser Komödie. Daß deutsche Jugend einem solchen Manne nachläuft, könnte einen an der Jugend irre machen, deren im Grunde vielleicht gesunder Sinn sich von einem Phrasenschwulst ohne jeden Gedankeninhalt einfach einnebeln läßt. Nach diesem Gedankeninhalt, nach einer Art programmatischer Zusammenfassung hab ich vergeblich gesucht. Allenfalls kommt der Schluß der Zueignung in Betracht:

Erkennt aufs Neue Eurer Art Gewalten,
Die deutsches Blut durch Eure Adern jagt;
Helft brüderlich ein Vaterland gestalten,
An das die Hölle sich nicht wieder wagt.
So sollt Ihr des Erlösers Kreuz entfalten,
Bis Euch der Liebe Freiheitsmorgen tagt.
In diesem Kreuzzug brecht die letzten Schranken,
Und macht Euch frei von undeutschen Gedanken.

Was ist das? Das ist gereimtes Blech! Der einzige Trost: das Kreuz, das entfaltet wird.

Ja, also das Drama hat auch sozusagen eine Handlung. Der Held ist ein Leutnant Heinrich Meister, in dem der Dichter sich selbst auf harmlos naive Weise ideal porträtiert hat. Er kommt auf Urlaub nach Hause und trifft in einem kleinen Gasthof seine Braut Luise, die bedauerlicherweise die Tochter eines Werkmeisters und deshalb von Leutnant Meisters Verwandtschaft ungern gesehen ist. Was den idealen Jüngling natürlich nicht hindert. Das drückt des Helden Onkel in einem „prunkvollen Zimmer“ dergestalt aus:

Denn immer mehr verwischen sich der alten
Gesellschaftsordnung würdige Gesetze,
Die bislang uns aus der breiten Masse
Des Volkes erhoben und besondere Rechte
Wohlwollend uns vor Andern reserviert.

Der Held erwidert:

Oheim, vermische nicht ideales Wollen
Mit eigensüchtgen Zielen, materiellen
Lohnfragen und dergleichen, was das Volk
Jetzt wünscht, ist noch ein Ideal zu nennen

Dann kommt noch ein abgetakelter Aeh-Aeh-Legationsrat:

Mein lieber
Herr Leutnant, lassen Sie sich doch von einem
Bedeutend ältern Kameraden, der
Von solchen Dingen mehr versteht, einmal
Beraten. Immer wird es Herren und Knechte,
Offiziere und Soldaten geben. Immer
Wird eine kleine exklusive Schicht
Die ersten stellen, und das Volk, die breite
Und urteilslose Masse wird geführt.
Um den Respekt der Masse vor den Führern
Auch wachzuhalten, müssen diese stets
So exklusiv wie möglich sein. Ich glaube,
Daß Ihre unerquickliche Verbindung
Mit jenem — na, wir wollen sagen, sonst
Ganz netten jungen Mädchen Ihre Ansicht,
Die Sie in diesem Falle Ihrem Stand
Doch schuldig sind, unvorteilhaft beeinflußt.

Kann man mehr Idealismus verlangen, als daß der Held diese Ansichten ablehnt? Und in der tiefen Enttäuschung über diese Erlebnisse findet er für den Komplex der eignen Gefühle das Wort: jungdeutsch. Mit seinem Hauptmann begeistert er sich an dieser Erfindung:

Heute lerne ich der Seele Wandel kennen
Und was ich fühle — laß michs jungdeutsch nennen.

Inzwischen aber geschehen schlimme Dinge. Luisens Vater, ein braver Sozialist, der, zarte Symbolik, auf den Namen Biedermann hört, bekommt Besuch von dem Bolschewisten Danilo Barkewitsch. Und der macht ihm die Verlobung Luisens mit Meister, von dem man übrigens bei dieser Gelegenheit auch hört, daß er die Ortsgruppe der Vaterlandspartei gegründet hat, madig. Und dann wird er auf Luise losgelassen, und da passiert nun leider Herrn Mahraun etwas sehr Schlimmes. Der Mann, der die Aprilnummer der Berliner Illustrierten zu machen pflegt, hat nicht geahnt, was er anrichtete, als er vor ein paar Jahren ein Bild des Denkmals von „Bolschew, dem Begründer des Bolschewismus" brachte. (Redaktion fragt: „Wo ist der Herr Kommun?") Man höre, was Barkewitsch ausführt:

. . . Meine Lehre,
Die neue Welt, die Bolschew uns gewiesen
Verflucht die Art . . .

Herr Artur Mahraun, Gründer und Leiter einer politischen Bewegung, die eines ihrer Hauptziele in der Bekämpfung des Bolschewismus erblickt, ahnt nicht, daß das Wort Bolschewismus gleichbedeutend mit Maximalismus ist, und leitet es von einem „Bolschew" ab! Auf Luise wirkt das übrigens so erschütternd, daß sie ihren Heinrich vergißt und Danilo in die Arme sinkt.

Was dann kommt, ist eine dramatische Darstellung des Dolchstoßes unter freundlicher Mitwirkung Barkewitschs. Nur ein schöner Reim sei daraus erwähnt:

Es lebe der Friede! sei unsre Devise:
Nieder die blutige Bourscho-ise!

Inzwischen ist der entbrautete Heinrich ins Feld zurückgekehrt. Das Gerücht von den Kieler Unruhen dringt in den Graben:

Essenholer: Da hinten sagen sie, in Deutschland sei Revolution!
Heinrich (dumpf): Revolution? In Deutschland?
(Die Infanteristen und Essenholer gehen auseinander. In der ernsten Stille, die nach diesem Worte um sich greift, liegt der Wendepunkt in Heinrichs und des Vaterlands Schicksal.)

Es begeben sich dann noch sehr rührende Dinge; aber wir wollen sie über- und gleich weitergehen. Auf ein Mal nämlich ist der Jungdeutsche Orden da. In einer Schlucht, hu, wie poetisch, tagen die Brüder, und ein „alter eisgrauer Ordensbruder" hält eine Ansprache. Andrerseits wird auch von den Leuten alter Schule organisiert. Wer den Zauber kennt, der in den ersten Jahren nach 1918 mit antibolschewistischen Ligen und dergleichen geldsammelnden Verbänden getrieben worden ist, der wird bei diesen Schilderungen schmunzeln, denn hier hat der Dichter anscheinend Einiges auf dem Herzen. Und um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, reimt er gleich ein schönes jungdeutsches Aufbauprogramm zusammen. Das hört sich im Munde eines Fabrikanten, der sich zum Spenden bereit erklärt, so an:

Ich habe auch gefühlt, daß hier ein großer
Und tiefer Zwiespalt in der Auffassung
Von wahrhaft deutscher Aufbauarbeit vorliegt.
Ich aber möchte Ihnen nun erklären,
Daß ich als deutscher Fabrikant in jeder
Beziehung zur jungdeutschen Auffassung
Mich heut' bekenne. Denn auch ich ersehe
Das wahre Heil der Zukunft in Gedanken
Der wahren deutschen Bruderschaft. Und ich
Als deutscher Fabrikant erkenne voll
Und ganz die Gründe an, die jene Herrn
Von Ihnen trennen. Zweierlei Menschentum
Verkörpern sie, und unsres Volkes Wirtschaft
Wird nie gesunden — wenn der Pfahl im Fleische
Nicht ausgezogen wird . . .

Das soll erst einmal einer nachmachen, solch ein „richtiggehendes" Kaufmannsdeutsch in beinah richtige Jamben zu gießen: . . . Zwiespalt in der Auffassung . . . mich bekenne . . . erkenne voll und ganz . . . voll und ganz!

Im letzten Akt ist also Spartakus im Gange. Danilo Barkewitsch ist Präsident, aber die Sache läuft nicht gut. Und auf der andern Seite ist natürlich der Jungdeutsche Orden. Doch bevor es zum Zusammenstoß kommt, wird erst noch eine private Angelegenheit erledigt. Luise, die ungetreue Braut, sagt sich von dem teuflischen Danilo los und wendet sich reuevoll zu Hein-

rich. Und der, so schwer es auch wird, verzeiht, der feurige Idealist:

Nach lichter Zukunft geht mein heiß Verlangen,
Es weicht der Zorn mir bleichend von den Wangen
Und neuer Liebe laß ich freien Lauf.
Erkannte Schande laß sie lichtlos sterben
Und geh mit mir, um neues Glück zu werben.

Nach dieser sozusagen privaten Episode kommt die große Entscheidung. Die Spartakisten bedräuen die Jungdeutschen. Und nun geschieht Folgendes: Meister muß wohl humanistisch gebildet sein, jedenfalls hat er einmal gehört, daß die ollen Griechen, wenn sie Dramen schrieben, sich in kritischen Situationen mit dem „deus ex machina" halfen, dem Gott, der aus den Wolken herniederstieg und die rettungslos verkorkste Handlung mit seiner Wunderkraft mühelos entwirrte. Und nach diesem Rezept hält er eine längere Ansprache, an deren Schluß er, damit der Titel des Stückes gerechtfertigt ist, ausruft: Allvater hilf!

Und was tut Gott, beziehungsweise Allvater? Er hilft tatsächlich. Unter Gedonner und Geblitz erscheint er mit großem Gefolge und hält seinerseits eine Ansprache. Es ist peinlich zu sagen, aber dann schändet Mahraun die Gefallenen, die er sprechen läßt:

Deutschmannen-Tugend
Trieb uns zum Tode.
Sterbende Jugend,
Herrgotts Gebote.
Schirmt deutsche Ehre,
Schützt deutsches Gut,
Einige Wehre,
Höllische Flut.
Folgt den Geboten
Ewiger Treu.
Harrt wie die Toten,
Deutschland wird neu.

Und nicht minder schön äußert sich der Chor der Unerlösten:

Von deutschen Türmen
Deutschglockenklang
Eint und in Stürmen
Freudig und bang.

Zwietracht der Stände
Brach uns den Mut,
Ach! und kein Ende
Strömendem Blut.

Mütterlich großes
Deutsch-Vaterland,
Jäh Deines Schoßes
Feindlich entbrannt.

Todüberwinder!
Mutterndes Treu!
Wir, deine Kinder,
Flehen voll Scheu . . .

Der praktische Zweck der Uebung ist der, daß eine der „Deutschfrauen" Heinrich eine Fahne überreicht. Darauf spricht

er zunächst anderthalb Seiten Stanzen, bis die Ordensbrüder allmählich vordringen, worauf die rote Fahne sinkt und die Spartakisten zum Jungdo übertreten. Zum Schluß singt Alles begeistert nach der Melodie: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" ein längeres Lied. Und damit schließt das Stück.

*

Es gab vor dem Kriege in Landsberg an der Warthe einen Verlag namens Volger, der nur Schauspiele für Kriegervereinsfestlichkeiten verlegte. Es waren schlimme Dinge darunter, und der Verfasser verschwieg sich meist schamhaft. Es war ein Handwerk, das eine reine Zweckangelegenheit war. Artur Mahraun ist der würdige Nachfolger jener bescheidenen Leute, die mit Steputats Reimlexikon bewaffnet patriotische Gedichte meterweise im Akkord lieferten. Wäre er weiter nichts, so könnte man seine Geistesarmut belächeln und verulken. Er gilt aber als ein Führer der deutschen Jugend, und, soweit man aus der Tatsache schließen darf, daß Tausende von Leuten hinter ihm stehen, ist er ein Führer. So also sehen die Führer der geistig Unmündigen aus! Man kann über seine Dichterei lachen — über seine Führerschaft kann man nur traurig sein.

Steuerabbau von R. Kuczynski

Der Finanzminister Luther blickt mit wachsender Besorgnis in die Reichskasse. Ihr Inhalt steigt und steigt; bald ist sie voll zum Ueberlaufen. Kleine Mittel wie die Rückzahlung der Landabgabe, die Erhöhung der Beamtengehälter, die standesgemäße Fütterung von 40 289 Reichswehrpferden und verwandte Maßnahmen vermögen nur vorübergehend Linderung zu schaffen. Hier kann allein eine heroische Finanzform helfen. Man mag sich drehen und wenden, wie man will: es bleibt nichts übrig als ein Steuerabbau.

Doch das ist leichter gesagt als getan. Welche Steuer soll man abbauen? Etwa die Erbschaftssteuer? Du lieber Gott: die bringt ohnehin nur 1 Million Mark im Monat. Kann ja auch gar nicht mehr bringen, da es, wie Adolf Braun richtig vorausgesagt hat, nach Erhebung des Reichsnotopfers keine reichen Leute mehr in Deutschland gibt. Selbst Frau Stinnes, deren Mann zu seinen Lebzeiten für wohlhabend galt, konnte beim besten Willen keinen Pfennig Erbschaftssteuer zahlen, wenn sie nicht die Vorschriften des Gesetzes übertreten wollte. Und das wäre im Hinblick auf die unermüdliche Mitarbeit ihres Mannes an der deutschen Steuergesetzgebung gradezu pietätlos gewesen.

Ueberhaupt ist mit einem Abbau von Besitzsteuern nicht viel zu erreichen, so sehr er im Sinne aller maßgebenden Parteien wäre. Ja, es wäre zu befürchten, daß die gegenteilige Wirkung eintreten würde. Denn so Mancher, der sich heute resigniert vom Erwerbsleben zurückgezogen hat, weil er nicht Lust hat, „drei Tage in der Woche für den Staat zu arbeiten", würde nach Abbau der Besitzsteuern wieder mit Freuden bereit sein, in hingebender Treue an dem wirtschaftlichen Wiederaufbau des geliebten Vaterlandes mitzuwirken. Aber dann käme man ja aus dem Regen in die Traufe. Denn der geringe Ausfall an Besitzsteuern würde durch die Mehreinnahme aus Verkehrssteuern überreichlich wettgemacht.

So ging es also nicht. Es galt vielmehr, eine Steuer abzubauen, die dem Reich bisher sehr große Einnahmen gebracht, und deren Abbau nicht die Gefahr heraufbeschwor, daß andre Steuerquellen dann reicher fließen würden. Welche Steuer aber wäre dazu wohl besser geeignet als die Umsatzsteuer, die allmonatlich annähernd 150 Millionen Mark abwirft? Nun wäre es ja wohl möglich gewesen, im Reichstag eine Mehrheit für eine Herabsetzung der Umsatzsteuer zu finden, trotzdem die Umsatzsteuer die Wohlhabenden im Verhältnis zu ihrem Einkommen nicht stärker belastet als die Minderbemittelten. Aber der Reichstag hat Ferien. Er tritt erst Mitte Oktober wieder zusammen. Solange konnte man unmöglich warten. Die Reichseinnahmen stehen dem Finanzminister bis zum Halse. Die Reichskassen drohen zu springen. Die öffentliche Sicherheit und Ordnung sind erheblich gefährdet.

Gott sei Dank haben wir eine Verfassung, in der zwischen Artikel 47 und Artikel 49 ein Artikel 48 grade diesen Sonderfall „im Auge" hat. „Der Reichspräsident kann, wenn im Deutschen Reiche die öffentliche Sicherheit und Ordnung erheblich gestört oder gefährdet wird, die zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nötigen Maßnahmen treffen, erforderlichenfalls mit Hilfe der bewaffneten Macht einschreiten." Auf Grund dieses Artikels hat jetzt der Reichspräsident die Umsatzsteuer von 2½ auf 2 Prozent ermäßigt. Der Finanzminister hat wieder Luft. Man erwartet, daß die monatlichen Reichseinnahmen um annähernd 30 Millionen Mark zurückgehen werden.

Wenn aber diese Erwartungen getäuscht werden? Ich weiß: es geht in der Politik nicht ohne einen gewissen Optimismus. Und doch muß ich an dieser Stelle meine warnende Stimme erheben. Nicht aus Schwarzseherei. Sondern weil es jetzt darauf ankommt, für alle Fälle gerüstet zu sein und ein neues Ventil bereit zu haben, wenn der ersehnte Erfolg ausbleiben, wenn die Umsatzsteuer trotz Ermäßigung unerwünscht hohe Erträge abwerfen sollte. Unmöglich ist das nämlich nicht. Helfferich schätzte bei Einführung der Steuer den gesamten Umsatz auf jährlich 200 bis 250 Milliarden Mark. Heute ist er sicherlich trotz des gesunkenen Verbrauchs infolge der Einschaltung vieler Zwischenhändler und der allgemeinen Preissteigerung nicht geringer als damals. Aber setzen wir ihn selbst auf nur 15 Milliarden im Monat an. Dann hätte die Umsatzsteuer von 2½ Prozent monatlich 375 Millionen bringen müssen. In Wahrheit bringt sie knapp 150 Millionen. Es werden also zwei Fünftel gezahlt und drei Fünftel hinterzogen. Nehmen wir an, es würde nach Ermäßigung der Steuer nur mehr die Hälfte hinterzogen und die Hälfte gezahlt. Dann würde der Ertrag trotz Ermäßigung des Steuersatzes der gleiche bleiben wie bisher!

Ich habe rechtzeitig gewarnt. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Wenn in der jetzigen Kreditkrise — entgegen allen biologischen Gesetzen — nicht die Tüchtigsten, sondern die ehrlichen Umsatzsteuerzahler überleben, und wenn dann der Reichspräsident auf Grund des Artikels 48 gegen diese fanatischen Steuerzahler mit bewaffneter Macht einschreiten sollte, dann komme ihr Blut über Diejenigen, die in frivolem Vabanque-Spiel die Rettung von der alleinigen Ermäßigung der Umsatzsteuer erwartet und nicht rechtzeitig den Abbau aller übrigen Steuern in die Wege geleitet haben.

Spanische Wirtschaftsprobleme von H.-E. Kaminski

Barcelona, Mitte September 1924

Spanien hat im Kriege bekanntlich einen großen wirtschaftlichen Aufschwung genommen. Man kann gradezu von einer partiellen Industrialisierung des Landes sprechen. Besonders Textilien und Metallwaren wurden in vielen neuen oder vergrößerten Fabriken hergestellt und weiterverarbeitet, und die Entente-Staaten und Südamerika waren nicht weniger willige Abnehmer als das Inland. Spanien schien sich mit einem Schlage zu einem Exportland großen Stils zu entwickeln, die Ausfuhr überstieg beträchtlich die Einfuhr, und die Peseta wurde über pari bewertet.

Als dann im Jahre 1921, nachdem die dringendsten während des Krieges entstandenen Bedürfnisse gedeckt waren, die internationale Krise einsetzte, zeigten sich ihre Wirkungen selbstverständlich auch in Spanien. Und sie wurden noch verstärkt durch den besondern Charakter der jungen spanischen Industrie. Denn nun erwies sich, was eigentlich Niemand überraschen konnte: daß sie ihre Blüte doch mehr einer künstlichen Züchtung als einem natürlichen Wachstum zu verdanken gehabt hatte.

Solange die Welt nach Waren gehungert hatte, war es weder auf Qualität noch auf Preise sonderlich angekommen. Nun, da die alten Industrieländer, hauptsächlich England und Deutschland, allmählich wieder lieferungsfähig wurden und die Vereinigten Staaten ihren riesigen Apparat wieder auf die Herstellung von Friedenswaren umstellten, ergab sich rasch, daß die spanische Industrie ihnen keine ebenbürtige Konkurrenz machen konnte. Nicht nur arbeitete sie infolge der meist allzu kostbaren Investierungen zu teuer, sondern sie stand den Andern auch nach an technischer Erfahrung und psychologischer Taktik des Exportgeschäfts. Selbst auf dem inländischen Markt vermochte sie trotz hoher Zölle die immer größer werdende Einfuhr besserer und billigerer ausländischer Produkte auf die Dauer nicht zu verhindern. Im Dezember 1923 betrug die Ausfuhr nur noch 175 Millionen, während für 306 Millionen Goldpesetas eingeführt wurde, und die Peseta sinkt langsam, aber stetig und kostet bereits weniger als zur Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges.

Für den Staatshaushalt kam noch der marokkanische Krieg als ein ungünstiger Umstand hinzu. Seit 1921 wuchsen die Ausgaben dafür von Jahr zu Jahr; wenn man die Kapitel Marokko und Kriegsministerium zusammenrechnet, betrugen sie 1922/23 — neuere Zahlen sind noch nicht veröffentlicht — rund eine Milliarde Pesetas, das heißt: fast ein Drittel sämtlicher Ausgaben des spanischen Staates. (Die Ausgaben des Unterrichtsministeriums betrugen im selben Jahre 156 Millionen.) Der Etat, der für 1921/22 noch einen Ueberschuß von 727 Millionen gehabt hatte, schloß deshalb für 1922/23 mit einem Defizit von 418 Millionen ab.

Das Direktorium begann seine Regierung selbstverständlich mit dem Versprechen, das Alles zu ändern. Man ist in Spanien immer ein bißchen zurück mit der Statistik; es ist daher nicht möglich, die Bilanz de Riveras mit Zahlen zu belegen. Aber es liegt auf der Hand, daß die Ausgaben für den marokkanischen Krieg eher zu- als abgenommen haben, und von einem Nachlassen der Krise kann keine Rede sein. Die Folge davon ist, daß die Industriellen, die das Direktorium zu Anfang unterstützt hatten, heute enttäuscht und unzufrieden sind, besonders in Katalonien, wo sie den separatistischen Tendenzen nicht weniger zugänglich sind als die übrigen Klassen.

In Wirklichkeit ist die Beseitigung der Wirtschaftskrise derjenige Punkt, den man gerechterweise am wenigsten von dem Direktorium verlangen konnte. Es hat die Schutzzollpolitik der frühern Regierungen genau weiter verfolgt, aber die Nöte der spanischen Industrie liegen viel zu tief, als daß sie mit politischen Mitteln geheilt werden könnten. Jeder objektive Beurteiler wird Spanien gern die Entwicklung seiner Reichtümer und das Streben nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit gönnen, und ein vorsichtiger Schutzzoll im Sinne von Lists Erziehungszöllen kann dazu durchaus nützlich sein. Spanien wird jedoch begreifen müssen, daß sich eine große Industrie nicht aus dem Boden stampfen läßt. Die Improvisationen sind gut für außergewöhnliche Zeiten. Unter normalen Verhältnissen wird der jungen spanischen Industrie nichts übrig bleiben, als einen großen Teil ihres oft falsch verwendeten Kapitals abzuschreiben, ihre Entwicklung zu verlangsamen und in systematischer Arbeit sich erst jene Kenntnisse und Erfahrungen anzueignen, die zum Konkurrieren mit den alten Industrieländern notwendig sind. Der Schutzzoll ist noch nicht der Stein der Weisen. Seine Ueberspannung kann nur die spanische Landwirtschaft schädigen, die für den Export ihrer Luxusartikel (Weine und Früchte) günstige Bedingungen von den Einfuhrländern braucht. Und wie die Landwirtschaft immer noch die Industrie überwiegt, kann man aus der Tatsache ersehen, daß der Ertrag der Bodensteuer doppelt so hoch ist wie der der Steuern auf Industrie und Handel.

Aber soll man von Generalen wirtschaftliche Einsicht erwarten? Wenn man ihnen glauben durfte, lag die Ursache der ganzen Krise nur in der Korruption des alten Regimes. Es ist wahr: die frühern Regierungen waren schlecht und korrupt, wenn auch vielleicht nicht so sehr, wie man uns jetzt glauben machen möchte; aber der Beweis dafür, daß die Krise tiefer sitzt, liegt schon allein in der Tatsache, daß das Direktorium sie nicht zu beheben vermocht hat. Vielleicht ist bei ihm nur Unfähigkeit, was bei den Andern böser Wille war; sicher ist, daß Spanien, nachdem der Versuch, unpolitische Fachleute zu finden, mißglückt ist, heute mit vollendet Dilettantismus regiert wird. Die Macht der

caciquen (Dorfbonzen) ist angeblich gebrochen — wenn tatsächlich möglich gewesen ist, in einem Jahr einen Jahrhunderte alten Mißbrauch aus der Welt zu schaffen —, aber an die Stelle der Willkür ist eben doch nur ein hochfahrender Dilettantismus getreten. Ein neuer Teller, aber das gleiche Gericht.

Und ist die Korruption wirklich verschwunden? Belagerungszustand und Zensur zwingen zu Mißtrauen. Unamuno hat im ‚Quotidien' die Militärverwaltung ungeheurer Schiebungen bezichtigt. Vor ein paar Monaten machte eine madrider Kokotte, die wegen Kokainhandels eingesperrt war und auf direkte Intervention Riveras freigelassen wurde, im europäischen Ausland (ich weiß nicht, ob auch in Deutschland) viel von sich reden. Und soeben hat sich der Diktator gegen die Anklage zu verteidigen, er habe den Telephondienst einer privaten Gesellschaft verkauft, an der sein Sohn stark beteiligt ist. Das amtliche Communiqué stellt die Tatsache selbst nicht in Abrede, erklärt jedoch, es sei Alles korrekt zugegangen, und der junge Rivera habe seine Stellung in jener Gesellschaft niedergelegt, sobald sie sich um den Ankauf des Telephondienstes bemüht habe. Aber der Publizist, der diese Wahrheiten oder Verleumdungen veröffentlicht hat, ist verhaftet worden und wird sich vor dem Militärrichter verantworten müssen. Das ist die gegenwärtige Rechtslage in Spanien.

Schon möglich, daß das Alles nur Ausstreuungen der Nutznießer des alten Regimes sind, die zum großen Teil nicht besser waren. Es ist gar nicht nötig, an dem aufrichtigen Patriotismus und dem ehrlichen Willen der Direktoren zu zweifeln. Ihr fundamentaler Irrtum ist der Irrtum aller Gewaltpolitiker. Sie glauben vielleicht wirklich, in Jahrhunderten eingewurzelte Krankheiten heilen zu können, indem sie Spanien wie ein besetztes Gebiet regieren und ihm Gutes und Schlechtes mit der gleichen Brutalität aufzwingen. Aber sie bemerken nicht, daß eine Ueberstürzung der Entwicklung nur zu einem noch schlimmern Rückschlag führen muß, und daß sie im Dunkel ihres unkontrollierbaren Absolutismus nur immer größeres Mißtrauen und immer größern Haß gegen sich züchten, also auch die besten Maßnahmen von vorn herein unwirksam machen.

An das deutsche Volk, das selbst in seiner Gesamtheit so schwer unter dem Fehlurteil von Versailles leidet und seufzt, und das daher für jedes Fehlurteil besonders empfindlich sein müßte, ergeht die Aufforderung, für die Wiedergutmachung des durch das münchner Fehlurteil begangenen Unrechts einzutreten. Nur dann kann das deutsche Volk für sich selbst Gerechtigkeit in Anspruch nehmen, wenn es bei sich daheim alles offen zutage liegende Unrecht abstellt. Ich jedenfalls kann als ein Historiker, dem unbedingte Wahrheit und ebenso unbedingte Gerechtigkeit die höchsten Leitsterne sind, an das deutsche Volk nur den dringendsten Appell richten, um seines Gewissens und seiner Zukunft willen, und damit auf ihm nicht der Fluch eines ungesühnten schweren Fehlurteils liege, volle Gerechtigkeit im Falle Fechenbach herzustellen!

Friedrich Thimme

Bemerkungen

Künstler und Gesellschaft

Was früher eine Samtjacke getragen hat, trägt heute eine Hornbrille — und das Aug' in holdem Wahnsinn rollend, schafft der Herr Künstler für sein ganzes Volk . . .

Es ist mir eine ganz besondere Freude, eine ausgezeichnete kleine Schrift anzuzeigen, die schon längere Zeit vorliegt, aber nicht so bekannt geworden ist, wie sie es verdient: ‚Gesellschaft, Künstler und Kommunismus' von Wieland Herzfelde (im Malik-Verlag zu Berlin). Das Heftchen enthält auf achtundzwanzig Seiten in gedrängter Darstellung so ziemlich Alles, was sich über das Thema sagen läßt; es ist eine Kompilation der radikalen Ideen meist oekonomischen Ursprungs. Ihr Kern sieht so aus:

„. . . wie es überhaupt symptomatisch ist, daß die Kunst, ebenso wie andre menschliche Liebhabereien und Leidenschaften, umso wichtiger und weltbewegender auftritt — und tatsächlich von den Schichten, für die sie geschaffen ist, entsprechend überschätzt wird —, je enger und exklusiver ihr Wirkungskreis ist . . . Dies gilt auch von der Kunst der Gebildeten, der bewußten Kulturträger . . Das . . . erhebt Anspruch auf die Ewigkeit und . . . darauf, die geistige Achse der Gesellschaft, der Erde, ja, des Kosmos zu sein. Tatsächlich ist sie bedingt und wurde erzeugt von den Bedürfnissen der kapitalistischen Oberschicht . . . Tendenz ist unter allen Umständen abzulehnen, welcher Richtung auch immer sie ist, denn sie belädt mit Verantwortung. Der Ausbeuter sieht die Welt lieber wie ein Geschenk an, er will ja bloß seine Freude an der Welt haben. Probleme, gewiß, aber sie müssen delikat behandelt werden, sodaß sie an die Nerven greifen — aber unverbindlich, zu nichts verpflichtend . . . Die Oeffentlichkeit ist das Angesicht der herrschenden Klasse. Sie muß dafür sorgen, daß auf dieser Welt Alles in Ordnung erscheint, sie kann nicht dulden, daß die Ruhe gestört wird. Die Welt darf kompliziert dargestellt werden, das hebt das Selbstbewußtsein Derjenigen, die sie lenken, relativ darf sie bewertet werden, denn das befreit von Verantwortung, raubt jeder Bewertung und Kontrolle des Weltgeschehens den Stachel."

Der leidenschaftliche Widerwille der Künstler, einfach und exakt in die oekonomische Skala der Gesellschaft eingeordnet zu werden, der gereizte Widerstand der Kunstkonsumenten gegen solche Anschauung zeigt allein schon, wie richtig sie ist — wunde Punkte sind immer verdächtig, und sobald der Kranke gereizt zusammenzuckt, wenn der Arzt über ein Nervenbündel fährt, ist da etwas nicht in Ordnung. Nun, hier ist etwas nicht in Ordnung.

Am besten ist dem Schilderer das Bild des bestehenden Zustandes gelungen. Kalt, populär und sachlich ist aufgemalt, welche Clownsrolle der „reine“ Künstler in dieser Welt spielt, der, der „nur die Seelen erhebt“, und der nur die kleine Fälschung begeht, den bestehenden Zustand für den allein richtigen, den allein möglichen, den allein natürlichen zu halten. Ueber die Wurzel wird nie diskutiert — der Wipfel bekommt eine Papierkrone.

Es wird dann die Stellung der Arbeiterparteien zu dem deklassierten Intellektuellen bürgerlicher Herkunft besprochen, seine tragische Rolle, immer zwischen zwei Stühlen zu sitzen (das hat übrigens schon Robert Michels im Jahre 1910 festgestellt) — diese Parteien werden ermahnt, den Intellektuellen zu erziehen und heranzuziehen und ihn nicht einfach seinem — übrigens wenig beneidenswerten — Schicksal zu überlassen. Herzfelde streicht den Künstler nicht aus seinem Weltbild: er ordnet ihn nur richtig ein. (Sehr hübsch ist die Formulierung, die etwa besagt: Der Unterschied zwischen Künstler und Kulturforscher ist wie der zwischen Mutter und Hebamme). Der Weg des Heftchens führt dann bis vor die neue große Tür: die nach Rußland führt.

Man möchte gern mehr darüber von demselben Autor lesen. Das Büchlein hat einen Fehler: kein großes und weit ausladendes Werk über das gleiche Thema zu sein. Es ist unser Aller Thema und durchaus von unsrer Zeit.

Ignaz Wrobel

Notwendiger Verein

Dieser Tage las ich in einer Zeitung, daß man in Elbing einen Verein ehemaliger Stubenältester gegründet hat.

Wie groß ist doch unsre Zeit! Zwar, das stehende Heer hat man uns genommen; auch die Kolonien sind uns entzogen; wir sind bettelarm und wissen längst nichts mehr vom Lebensdurchschnitt andrer Länder. Aber dieses nun, sind wir auch nicht im Völkerbund, ist unser; unser die Erfindung, unser die Ausführung. Es gibt nur Einen Verein ehemaliger Stubenältester, und er ist deutsch. Welche Gründung durch Gottes Fügung! Wie ich weiter las, wünscht man, zusammen zu kommen, um Erfahrungen auszutauschen. Ja, das waren noch Zeiten! Man durfte die Neuen verdreschen, sie anschmieren, ihnen Verlegenheit bereiten, wo immer man wollte; man durfte triezen, bis ein Vorgesetzter kam und einen selber zurechtbog. Kinder, Kinder! Welche Erfahrungen! Gräme dich, Frankreich; mit diesem neuen Verein werden sie dich doch bald siegreich schlagen.

Wir können nicht straucheln fürderhin.

Hans Sochaczewer

Arthur Segal

Der Maler Arthur Segal hat, seit er 1907 in der Sezession zum ersten Male, ein Neo-Impressionist, ausstellte, Wandlungen erfahren. Das spricht in diesem entwicklungsfeindlichen Lande gegen ihn. Uns gehört er zu den wenigen deutschen Malern, die heute ein Werk schaffen, die nicht aus ihrem ersten Erfolge einen Markenartikel fabrizieren und mit diesem ins sterile Bilder-Kunstgewerbe hinüberwechseln. Sein einziges Gesetz war und ist: offen zu sein für alles Lebendige. Ihm ist die einmal gefundene Lösung, die einmal erreichte Form nicht endgültig. Vorurteilslos auch sich selbst gegenüber sucht er die immer reinere Lösung, die immer einfachere Form. Und wie könnte es auf dem Wege zur Wahrheit einen Stillstand geben? Das Bild ist ihm kein Fetisch, und er hat weder Furcht, allzu modern, noch Furcht, reaktionär zu scheinen. Er kennt keine Starrheit und entschließt sich freudig und leicht, eine gegebene, gefundene, erreichte Form ab- und um- und neu zu montieren. Was Andre daran hindert, ist ja nicht Re-

spekt vor einem künstlerischen Gesetz, sondern Scheu, an ein Rezept zu rühren.

Weil sein Gesetz das Lebendige ist, ruht in seinem Werk ein Begriff des Menschlichen, eine Idee menschlicher Freiheit. Sie wird in seinen Bildern Wahrheit durch die Ueberwindung alles Krampfes. Hier erfreut uns wahre Einfachheit (die etwas Andres ist als die Parole „Vereinfachung"), eine Einfachheit, die nicht auf partieller Blindheit beruht, sondern auf Erfassung der Totalität. Es gibt auf Bildern Arthur Segals keine trennend scharfen Konturen; alle Dinge sind eingebettet in den gemeinsamen Raum, aus dem nichts sich isoliert, und durch den das Licht geht. Denn nicht Lichter malt Segal, sondern die erhellende Bewegung im Raum.

In Segals Idee der „Gleichwertigkeit", die er auch literarisch vertreten hat, erscheinen Gedanken der Simultanisten aufgenommen. Eine ihm verwandte Erscheinung, mehr ornamental, mehr stilisierend, ist der Holländer van der Leck, dessen gleichzeitige Bilder an die entscheidende Ascona-Periode Segals erinnern, und dessen Weg ähnlich weiterging. Segals oft angewandte Aufteilung der Bildfläche in gleiche Rechtecke bringt ihn in die Nähe auch eines Piet Mondrian. Doch indem er Gleichwertigkeit lehrt, Mondrian Werte ausgleicht, trennt Segal sich, im Gegensatz zu Jenem, der jede figürliche Form verwirft, ungern vom Gegenstand, den er in eine vollkommene, absolute Synthese glaubt einbeziehen zu können. (Hier eine gewisse Begegnung mit frühen Bildern Jean Metzingers.) „Meine Kunst ist Ausdrucksform für den demokratischen Gedanken", schrieb Segal im Katalog seiner zürcher Kollektiv-Ausstellung 1919. Ich glaube, daß in der Tat die Beibehaltung des Gegenstandes die Verfassung des Bildes über den Zustand einer formalen Demokratie nicht wird hinausführen lassen.

Arthur Segal gehört zu den wesentlichen Malern unsrer Zeit. (Es schrieb über ihn Ludwig Hilberseimer, Berlin, 1922 Verlag Josef Altmann.)

Adolf Behne

Foma Gordejew

Mit diesem Roman Maxim Gorkis (bei Kurt Wolff erschienen) ist eines der ganz großen Bücher geschaffen. Man denke sich die ‚Buddenbrooks' knapper und leidenschaftlicher, und man hat ungefähr ein Bild von der Größe dieses Buches. Ich rate Jedem, der aus dem Nebelheim erlebnisloser Dichtung herausfinden

will, diesen Roman zu lesen; ich rate es Jedem, der eine von tausend Gleichnissen schimmernde Sprache zu lieben versteht, und Jedem, der überhaupt am Lesen seine Menschlichkeit nicht nur zu erheitern, sondern auch ihren Wert zu erhöhen strebt. Vergeßt dieses Buch nicht! Denn es tut euch not.

Alfons Steiniger

Konstruktion in Batik

Da der Politik die Statik Fluch
Sagt sich Korff: „Ich schaff' das Batik-Buch.
Gelbbuch, Weißbuch, Rotbuch sind zu Ende.
In der Politik nur Batik-Bände!"
Milde Farben leuchten nunmehr mollig
Von dem Umschlag. Jeder sagt: Wie drollig!
Nicht nur schwarz-weiß-rot, auch schwarz-rot-gold
Schillerts manchmal. Kurz: ganz ‚Was Ihr wollt'!
Niemals herrscht jetzt mehr Betrübnis,
Stets herrscht Freude und Verliebnis.
Nur ein leicht blau-weißer Schimmer
Stört bisweilen — doch nicht immer.
Dieses wär' das Batik-Buch:
Nie wirkt es als rotes Tuch.
Korff, berauscht von der Idee,
Nennt die Schöpfung: S.P.D.

Kurt Ruhemann

Sprüche

Der Philosoph, er tritt herein! . . . Und wie tief!

*

Tout comprendre c'est tout pardonner. Demnach muß man unerbittlich sein.

*

Der Stärkere macht das Gesetz, weil er es ist, und damit er es bleibe.

*

„Es gibt keinen Gott außer mir." In der Tat: ich brauche nur meine Mitmenschen zu betrachten.

*

Was den Reaktionären gegen die Liberalen so oft die Macht, sogar Sympathie verschafft, ist, daß sie wissen, was sie wollen, während die Liberalen von Rechts wegen nichts wollen und desto mehr nicht wissen dürfen, was sie wollen. Sie müssen den Weg suchen, um ihn meistens nicht zu finden.

*

Der Schlaue sagt das Gewöhnliche, der Kluge das Richtige, der Weise das Wahre.

*

Beim Sargkaufe nobel! Es ist eine einmalige Ausgabe.

Julius Levin

Liebe Weltbühne!

Als der Direktor der berliner Komischen Oper aus Paris und London zurückgekehrt war, wo er für seine Revue die Attraktionen mit Ausnahme Leo Slezaks zusammengehamstert hatte, besprach er sie mit Paul Morgan, der den verbindenden Text liefern sollte. Dieser Dichter wies seinen Auftraggeber auf dressierte Seehunde hin, die ein besonderer Schlager sein sollten. Wehklagend hob James Klein die Hände zum Himmel: „Was sagen Sie, Morgan! Die hat mir doch Einer vor der Nase weggeschnappt! Wenn ich die gekriegt hätte, hätte ich Slezak gar nicht gebraucht."

Antworten

Karl Steinmüller. Auch Ihnen hat es ‚Geschlechtliches' von Leopold v. Bismarck in Nummer 37 angetan. Sie schreiben: „Der Autor meint in seinem zweiten Absatz offenbar den Antrag, der auf die Initiative des Herrn Dr. Boeters an den sächsischen Landtag gegangen ist. Dieser Antrag beschäftigt sich mit dem Problem der Unfruchtbarmachung geistig Minderwertiger. In erster Linie soll der Arzt, der den operativen Eingriff vollzieht, vor der (eventuell) blinden Brutalität des Gesetzes geschützt werden. Man denke, zum Beispiel, an die Ungeheuerlichkeit, daß dem Arzt untersagt war, Irren in Krankheitsfällen ohne die Genehmigung irgendeiner höhern Stelle Linderung zu verschaffen. Man erinnere sich ferner verschiedener programmatischer Forderungen des Deutschen Monistenbundes, deren Verwirklichung zum Wohl der Gesellschaft bisher an der Idiotie des Staates gescheitert ist. Ganz entsprechend hat sich die sächsische Bürokratie in dieser Angelegenheit benommen. Seit langem hatte sie versucht, Dr. Boeters aus dem Staatsdienst zu drängen (Untersuchung auf den Geisteszustand). Endlich bot sich in der Abbauverordnung das Mittel, ihn seines Amtes als Bezirksarzt zu entheben. Das sollte ein Grund mehr für uns sein, seine Bestrebungen auf ihre soziologische Bedeutung hin zu prüfen und sie nicht in dem ironischen Ton des Herrn v. Bismarck zu behandeln." Nun, grade wenn diese Bestrebungen soziologisch bedeutsam sind, werden sie eine harmlose Ironie ohne Schaden überstehen.

Antisemit. Sie mißverstehen, was ich in Nummer 36 einem Erholungsreisenden geantwortet habe, und höhnen, daß ich das Garmisch-Partenkirchener Tagblatt und den Werdenfelsener Anzeiger, die den verscheuchten Juden bittere Tränen nachweinen, gewaltig und wider besseres Wissen überschätzte. Sie bürgen dafür, daß nichts sich in Bayern geändert hat. Noch immer sei für Juden überaus unratsam, sich dort sehen zu lassen. Nun, ich gehe nicht hin, nicht um Venedig, und mich würde keineswegs wundern, wenn die beiden tiefsten Leidenschaften der Teutschen: das Bier und der Antisemitismus in allen Bergen und Tälern zwischen Bayreuth und Innsbruck unentwegt und voll und ganz und schäumend Ende 1924 die teils alten, teils neuen Triumphe feierten. Aber halten Sie die Münchener Neuesten Nachrichten auch für ein Käseblatt? Es ist ein Schandblatt, gewiß, seines Inspirators Paul Nicolaus Coßmann durch und durch würdig, und trägt die Hauptschuld an der Verrottung Bayerns und die Alleinschuld an dem Fall Fechenbach. Nur: ungelesen ist es grad nicht. Und sicher ist ein vielfaches Echo seiner folgendermaßen tönenden Klage: „Wenn gewisse politische Auswüchse sich besonders in München und einzelnen oberbayrischen Orten breit gemacht haben, so erfolgt die Antwort hierauf durch das fühlbare Fernbleiben kaufkräftiger Bevölkerungsteile. Die beliebte Antwort, daß das erwünscht sei, ist lächerlich und leichtfertig, weil sie sich über die schwere Schädigung, die ein großer Teil unsrer Bevölkerung durch dieses Fernbleiben erleidet, ohne Gewissensskrupel hinwegsetzt. In der allerletzten Zeit scheint sich freilich, wenn auch langsam, die Erkenntnis durchzusetzen, daß auch der politische Kampf sich nur in den Bahnen abspielen darf, die Kultur und Gesittung vorschreiben. Der Ton der politischen Extreme ist auch bei uns in München ruhiger und sachlicher geworden und hält sich zurück. Es ist zu hoffen, daß die politischen Heißsporne in allen Lagern mit der Zeit erkennen, daß durch Uebertreibungen weder Wirtschaft noch Politik gefördert werden. Für unsre Wirtschaft besteht das unabweisbare Lebensinteresse, die Erinnerung an einzelne unerfreuliche Vorgänge zu verwischen und dafür zu sorgen, daß auch selbst eine überwollende auswärtige Presse München ihre Anerkennung nicht mehr versagen kann als einer Stadt, in der es sich in jeder Beziehung

angenehm leben läßt, und in der die großen Leistungen in Kunst und Gewerbe auch einen entsprechenden Ausdruck in den Lebensformen finden.“ Ja doch, in hohem Bogen und mit Vergnügen. Auch selbst eine übelwollende Presse wird zwar das schlechte Deutsch einer wohlwollenden inwärtigen selten erreichen. Dafür übertrifft sie diese gewöhnlich an Anstand und Gerechtigkeitsliebe. Und so bedarf sie nur zwingender Beweise für die Besserung der gamsbärtigen und krachledernen Schuhplattler, um den Schlachtruf: Reisende, meidet Bayern! bis auf weiteres im Busen zu bergen. Hält die Besserung nicht vor, so wird er wieder gezückt. Seine Wirksamkeit hat er jedenfalls in erfreulichem Grade bewährt.

Dr. Werner Randolph. Sie haben in Nummer 38 Walther v. Hollanders ‚Körperbildung, Nacktkultur‘ gelesen und schreiben mir dazu: „Ich bin gewiß nur einer unter sehr, sehr Vielen, denen Hollanders Argumente zu Gunsten der Nacktheitsbestrebungen des Lehrers Adolf Koch nicht einleuchtend erscheinen. Aber Viele scheuen sich vielleicht, es auszusprechen,weil sie Philister einer falschen Kühnheit sind. Die gewohnheitsmäßige Bedeckung der Geschlechtsteile — nicht nur bei allen zivilisierten, sondern auch bei der Mehrzahl der nichtzivilisierten Völker gebräuchlich — läßt sich kaum oder überhaupt nicht abschaffen, jedenfalls nicht von heute auf morgen und schon gar nicht sporadisch innerhalb einer Turnstunde. Es fehlt aber vor allem jeglicher zwingende Grund dafür. Ich begreife nicht, weshalb ‚die Nacktheit eine selbstverständliche Arbeitsvoraussetzung und ein natürlicher Uebungszustand‘ für die Gymnastik sein soll, wie Hollander meint. Mir scheint, daß im Gegenteil eine Verhüllung gewisser Körperteile unmöglich imstande sein kann, der gymnastischen Durchbildung selbst des ehrgeizigsten Rhythmusmenschen Abbruch zu tun. Geschweige denn der turnerischen Erziehung des Menschen im Allgemeinen. Und was die Nacktkultur überhaupt betrifft, besonders beim Erwachsenen: grenzt ein solcher Grad von Reinheit nicht schon an Impotenz und Eunuchentum — allein aus physiologischen Gründen?! Ist solche ‚Reinheit‘ überhaupt erstrebenswert? Das mögen die Apostel der Nacktheit sich einmal überlegen, da sie doch gern auch als Dionysier und Apostel der Sinne paradieren.“ Bedeckung bei allen zivilisierten Völkern gebräuchlich? In Skandinavien badet seit jeher Groß und Klein des konkaven wie des konvexen Geschlechts völlig nackt mit einander, ohne daß die Moral dieser nordischen Völker darunter gelitten hätte. Im übrigen ist dies nicht meine Galeere — innen lebt die schaffende Gewalt —, sondern Adolf Kochs, den ich hiermit einlade, sie zu besteigen. Wenn Walther v. Hollander es nicht noch einmal tun will.

Firma Cohen & Epstein in Duisburg. Wie eine losgelassene Hure der Zimmer-Straße hat das Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt gegen London gefaucht, gekeift und gelogen. Wenn Deutschland sich zu Dawes verstünde, so sei sein Ruin besiegelt. Wer für die Annahme der Gesetze stimme, sei ein gekaufter Verräter des Vaterlandes. Und nun schreibt es, das halb deutschnationale, halb deutschvölkische Organ, an dich unverhüllt jüdische Firma unter anderm: „Es liegen erfreuliche Anzeichen dafür vor, daß sich das deutsche Wirtschaftsleben nach Annahme der Londoner Abmachungen, wenn auch allmählich, wieder zu bessern beginnt. Uebersehen Sie bei Ihren Maßnahmen nicht, sich des Berliner Lokal-Anzeigers zu bedienen.“ Unterschrift: Abteilung für Anzeigen. Ueberschrift: Geschäft ist Geschäft. Oder, immer wieder: Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun heißt eine Sache.

Verantwortlich für ‚Landesverrat‘: Dr. Kurt Hiller, Berlin-Friedenau, Hähnel-Straße 9, für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G. m. b. H., Berlin W 35, Nolldf.792, Blumeshof 1. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Prikopy 6.

Parlamentarische Volksgemeinschaft

von Alfons Steiniger

I.

Mag immer in andern Ländern die politische Bewegung, nach der Befreiung von allen niedrigen Leidenschaften der Kriegszeit, in eine feste und entschiedene Richtung drängen, sodaß der Präsident der tschechoslowakischen Republik sagen konnte: „Die Bewegung der Welt geht nach links" — bei der politischen Unbildung und Ruhelosigkeit der entscheidenden deutschen Mittelschichten ist auch in Zukunft nur eine stete Schwingung des politischen Pendels zu erwarten, kein klares Urteil, keine wirklich entschiedene und daher entscheidende Entscheidung. Das bedeutet aber nichts Andres als die Verdammung zu dauerndem Probieren und Experimentieren bei der Regierungsbildung, ein Abtasten aller kleinen, großen und ganz großen Koalitionsmöglichkeiten. So wird als umfassendste, letzte, rettende Lösung noch öfter der Gedanke der parlamentarischen Volksgemeinschaft auftauchen, und in dem wirbligen Wust hoffnungsloser Vorschläge, unehrlicher Pläne, egoistischer Wünsche wird er immer wieder Einzelnen als probates Heilmittel der deutschen Discordia, als ehrliche Reinigung und uneigennützige Regelung des Gemeinschaftslebens erscheinen. Etwas wie ein moralischer Strahlenkranz umleuchtet diesen Vorschlag, der die nationale, parlamentarische und soziale Einigung ganz Deutschlands herbeizuführen scheint. Die blinkend-blendend-blanke Phrase vom deutschen Burgfrieden wird wieder herausgeholt, und am Eingang des Reichstages leuchtet Hilferding wie Westarp das gleiche Willkommen entgegen.

II.

Die sentimental-bürgerliche Lösung der deutschen Krise scheint wieder von den Qualen einseitiger Entscheidung, ruhelosen Umherirrens zu befreien, und sollten selbst in dem Kampf des Gewissens und der Verantwortung oder auch der Eitelkeit und des Ehrgeizes die ersten Gänge erfolglos bleiben — wie lange wirds dauern, bis Zeit und Gewöhnung sogar diese an den Endpunkten derselben Achse stehenden Scharen in dem Brennpunkt der politischen Geschäftsführung zusammengeführt haben werden? Bestünde das Problem, die Problematik nur noch darin, die sozialdemokratisch getauften Unabhängigen mit den völkisch geimpften Deutschnationalen zusammenzubringen, so gehörte die Diskussion den Tagespolitikern, den Tageszeitungen und wäre nicht mehr Angelegenheit leidenschaftsloser grundsätzlicher Erforschung. Aber die Frage greift tiefer und zieht die Gültigkeit und Wünschbarkeit

dieser sogenannten Volksgemeinschaft überhaupt in die Debatte. Denn tatsächlich blüht aus dem Sumpf unsrer Zeit, die (mit Rudolf Kayser zu sprechen) noch immer ohne Mythos, ohne umfassende Wertordnung dahinlebt, diese gefährlich-schöne Blüte auf, den nationalen Bürger nicht weniger lockend wie im Herzensgrunde den bürgerlichen Sozialisten: die allerneueste, allermodernste Fiktion. Auch sie nur möglich, wenn man ernsthaft hofft, die im Innersten ausgebrannte deutsche Einheit mit einem äußerlichen Radikalmittel: mit Verkleben, Vertuschen und Verkleistern herbeizuzwingen. Aber die Zeit all-deutscher Gemeinschaft ist verweht: der Bankier und der Portokassenjüngling, der Unternehmer und sein Hausmeister sind nicht nur durch die verschieden gefüllten Brieftaschen, sondern auch durch Welten der Lebensführung, -formung und -anschauung getrennt. Das ist gewiß sehr schmerzlich und sogar das verhängnisvolle Urübel unsres deutschen Daseins: aber es ist Tatsache. Freilich bin ich weder mit der völkischen Rassenkampftheorie noch mit dem sozialistischen Klassenkampfgerede deswegen einverstanden: denn man hat als Politiker nicht die Aufgabe, bestehendes Unheil als unvermeidliche, unumstößliche Tatsachen hinzunehmen. Allerdings hilft Wegleugnen auch nicht. Sondern: anpacken und umgestalten. Und diese Umgestaltung, langsam und beschwerlich, ist nur möglich durch behutsame und deutliche Umbildung der Volksseele, nicht durch Nebeneinanderrücken der heterogensten Teile. Zwangs-Ehen bringen nur Unheil, und das Rezept: „Es geht auch ohne Liebe" hat in den letzten Koalitionsjahren so grauenvoll ergebnislos gewirkt, daß die Freude an diesem Spaß unsern politischen Geschäftemachern und auch den braven deutschen Idealisten vergangen sein sollte.

III.

Die Unwahrheit hilft auch in der Politik nicht, und die Stützungsaktionen mittels parlamentarischer Volksgemeinschaft werden ebenso verpuffen wie die Devisenordnungen zum Schutz der Papiermark. Was Marx in die Irre führte und die bekannten weitesten Schichten ebenfalls auf den falschen Weg leiten kann, ist die Verwechslung zweier Dinge: des Ideals der Volksgemeinschaft, das allerdings Ziel aller Innenpolitik sein muß, und der hastigen parlamentarischen Verkuppelung von Hergt, Stresemann, Marx, Erkelenz und Scheidemann. Gemeinschaft kann nur dort begründet werden, wo sie besteht, und eine neue Art nationaler Einheit sehe ich in den Versuchen des republikanischen Reichsbanners; nicht allerdings in seinen pseudomilitärischen would-be-Manöverchen, sondern in seiner unerkannten Aufgabe: die republikanische Staatspartei zu begründen. Parlamentarische Volksgemeinschaft aber ist ein Widerspruch in sich.

Die Arbeiterpartei von J. St. Loe Strachey

London, Ende September 1924

Die Arbeiterpartei und ihre Führer — das tiefe und universelle Interesse an ihnen drängt uns eine Anzahl Fragen auf. Wie ist ihre Zukunft? In welchem Grade ist die Partei gezwungen, zu lavieren und Kompromisse zu schließen? Inwieweit hat die Geschmeidigkeit der Regierung dem Ruf der Partei, unbeirrbar vorwärts zu schreiten, Abbruch getan? Und vor allem: Wie werden sich ihre Wähler zu ihr stellen, jetzt, da der Reiz der Neuheit verblaßt und die Arbeiterpartei zu einer feststehenden Einrichtung der englischen Politik geworden ist?

Wenn die Arbeiterpartei tatsächlich langsam zu einer gewöhnlichen politischen Partei wird oder schon geworden ist, so heißt das nicht, daß sie ihre Ideale und Bestrebungen, „alte Königreiche umzumodeln" und nicht nur die Verteilung des Reichtums, sondern auch die wirtschaftlichen Grundlagen zu ändern, aufgegeben hat. Davon ist keine Rede. Aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn das Gros der Partei nicht einzusehen begänne, daß der so viel gepriesene kürzeste Weg sich in der Praxis meistens als der längste erweist. Die Partei ist also zu der Ueberzeugung gekommen, daß in der Politik, nicht anders als bei Fußtouren, der Abkürzungsweg übers Feld zweimal so viel Zeit in Anspruch nimmt wie die doppelte Strecke auf der Landstraße. Die Arbeiterpartei macht denselben Prozeß durch, den wir während der letzten zwanzig Jahre in den Dominions beobachtet haben. Dort sind seit langem die sogenannten Arbeiterparteien nur noch fortschrittlich radikale Parteien, jedenfalls nicht mehr Parteien voll Klassenbewußtsein, und ihre Mitglieder stammen keineswegs allein aus dem Arbeiterstande.

Bei uns erhält die Arbeiterpartei reichlichen Zustrom aus den Kreisen der freien Berufe und der Intellektuellen. Trotzdem diese neuen Elemente mit der praktischen Politik ihrer Führer übereinstimmen, hegen sie noch eine Menge Ansichten, die in den jüngern, fanatischern, homogenern Zeiten der Partei für reaktionär gegolten hätten. Diese Verwässerung durch eine gemäßigte oder, besser gesagt, opportunistische Gruppe modifiziert die ganze Partei. Obwohl man keine Abmachungen mit den Gemäßigten getroffen hat, und obwohl die Partei-Ziele und -Objekte keine sichtliche Aenderung erfahren haben, war das unvermeidlich. Es ist schön und gut zu sagen: „Kommt Ihr zu uns. Wir können kein Stück Weges zurückgehen, um zu euch zu stoßen oder euch entgegenzukommen" — in der Praxis aber wird nicht nur die Richtung, sondern auch das Tempo einer Partei von ihren neuen Elementen beeinflußt. Wenn man fünf- oder sechshundert wertvolle neue Anhänger in jedem Wahlkreis kriegen kann, so hat kein

eifriger Parteiführer — und ein Parteiführer, der nicht eifrig ist, taugt nichts — das Herz, sie wegen einer Formsache zurückzuweisen oder wegen eines Punktes, zu dessen Behandlung man aller Wahrscheinlichkeit nach erst in den nächsten zehn oder zwanzig Jahren gelangen wird.

Die Verwässerung hat eine doppelte Wirkung. Sie mäßigt nicht allein die Gesamthaltung der Partei und verlangsamt und mildert ihre Gärung, sondern sie begünstigt auch die abspaltenden Einflüsse, die in fortschrittlichen Gemeinschaften immer am Werke sind. Wenn sich am einen Ende die Gemäßigten hinzugesellen, pflegen die am andern Ende Extremen zu sagen: „Hier ist kein Platz für uns." Dies sagen außer den Kommunisten bereits eine erhebliche Anzahl andrer Fanatiker der Partei, zusammen mit Denjenigen, denen das Ideal des Klassenbewußtseins und der gemeinsamen Aktion mehr als eine bloße Formel, nämlich eine Sache des Glaubens und der Ehre ist. Ob die Arbeiterpartei durch diese Anhängerschaft gewonnen oder verloren hat, läßt sich schwer abschätzen. Ohne Zweifel aber steht sie jetzt weit mehr unter der Führung von Männern, die man in der revolutionären französischen Politik die „Possibilisten" nannte. Und diese Männer, weil sie sich für Dinge einsetzen, die innerhalb der Grenzen des Möglichen liegen, und alles Fanatische ablehnen, werden instinktmäßig von den Enthusiasten gehaßt und verachtet.

Die Gruppe der „Possibilisten" hat sich nicht nur mit der Verwässerung der Partei vermehrt, sondern sie hat sich auch dank den Regierungserfahrungen der Partei weiter entwickelt. Die Regierungsmitglieder, wie das Gros der Parteianhänger sind zu der Ansicht gelangt, daß viele Probleme, die sie durch Kühnheit und Aufrichtigkeit schnell zu lösen hofften, in Wirklichkeit weder schnell noch gewaltsam zu lösen sind.

Mit einem Wort: sie sind hinter die Kehrseite der Dinge gekommen. In London macht augenblicklich eine Geschichte die Runde, die, wenn auch nicht buchstäblich zu nehmen, doch kennzeichnend genug ist. Ein wichtiger Minister des Kabinetts soll sich zu einem Freunde ungefähr so geäußert haben: Ich glaube nicht, daß wir die Besteuerung der Reichen noch erhöhen können. Bis zu diesem Jahr hatte ich immer nur ein sehr kleines Einkommen. Jetzt, da ich eins habe, das mir früher sehr groß vorgekommen wäre, wird mir klar, daß es nicht hin und nicht her reicht. Wenn man die Einkommen- und Zusatzsteuern und dazu Miete und Haussteuer eines londoner Heims bezahlt, das man bei aller Bescheidenheit doch nicht umsonst kriegt, und sich dann noch Wohltätigkeitsbeiträge, Reisen und andre Ausgaben gestattet, die man sich als überarbeiteter Mann einfach leisten muß: was bleibt zum Sparen oder für eine Sonderbesteuerung übrig?

Möglich ist, daß der Mann, der dies gesagt haben soll, zu seinem politischen Glaubensbekenntnis noch ebenso zu stehen

glaubt wie ehedem: in seinen Reden für die Herabminderung des Ueberflusses bei den Wohlhabenden wird er doch etwas weniger Furor zeigen. Von einem andern Kabinettsminister erzählt man sich, daß er bei der Besichtigung eines historischen Gebäudes und seiner Schätze gesagt habe: „Sachen dieser Art kann man leichten Herzens nicht dem Verfall preisgeben. Sie bilden einen Teil der Geschichte unsres Landes."

In der letzten Tagung des Unterhauses hielt Snowden eine ebenso bemerkens- wie bewundernswerte Rede über die Finanzlage. Selbstverständlich erwartet Niemand von Snowden eine törichte oder sehr extreme Rede. Doch in dieser schwang ein Ton mit, der bewies, wieviel ein an und für sich gut beschlagener Volkswirtschaftler und Theoretiker noch durch praktische Erfahrungen lernen kann. Den Teilen seiner Rede, wo er „laut dachte", war dreierlei zu entnehmen. Erstens sollte man die Arbeiter nicht hinter sozusagen wasserdichten Schotten halten, sondern sie, wie das in neugegründeten Gemeinschaften freilich immer von selbst der Fall sei, zu vielseitig ausgebildeten Handwerkern machen. Zweitens sei er zu der Ueberzeugung gekommen, daß man die einheimische Zuckerrübenindustrie durch Prämien fördern müßte, obgleich er als überzeugter Freihändler eine solche Unterstützung verabscheute. Drittens seien die Vorschläge für die Verstaatlichung der Elektrizität auf weit mehr Widerstand bei den Städten als bei den Privatleuten gestoßen. Dies war ein sehr offenes Zugeständnis für einen Sozialisten und „Nationalizer" und deckte ein schwerwiegendes Hindernis für die Politik der Arbeiterpartei auf.

Ein andrer Einfluß, der nicht wenig auf die Arbeiterführer und die Partei als Ganzes gewirkt hat, sind die neuen Beziehungen, die zwischen ihnen und den Regierungsstellen, besonders zwischen ihnen und den Abteilungschefs entstanden sind. Zum Erstaunen der Partei und, ich darf sagen, zur großen Ehre unsrer ständigen Verwaltungsbeamten fanden die Sozialisten dort, wo sie Widerstand oder Behinderung befürchtet hatten, loyale Dienstleistungen und loyale Mitarbeit. Mit jener praktischen Vernunft, Unerschrockenheit und Verachtung des rein Abstrakten, wie sie die Handlungsweise der englisch sprechenden Rassen immer gekennzeichnet haben, vertraten unsre Beamten die Ansicht, daß ihre Pflicht sei, nicht die Politik zu bestimmen, sondern sie nach den Anordnungen und Wünschen Derer auszuführen, denen die Nation die Autorität und Verantwortung dafür verliehen hat. Der König, der größte und ständigste Regierungsbeamte, gab — wie von Allen, die ihn kannten, erwartet wurde — hierfür ein vorbildliches Beispiel. An dem gleichen Tag, wo sein neuer Premierminister und das neue Kabinett ihm den Handkuß leisteten, sagte er ihnen, daß ihm jede Parteipolitik wie jedes Parteigefühl fremd sei, daß er ihnen nicht anders gegenüberstehe als seinen frühern

Ministern, daß er ihnen mit dem gleichen Vertrauen wie jedem Kabinett begegne. Für MacDonald, der seit langem mit dem öffentlichen Leben vertraut ist, konnte das Verhalten des Königs keine Ueberraschung sein; wohl aber war es eine für ein paar seiner weniger gut unterrichteten Kollegen, die fälschlich annahmen, daß der König ihnen mit Abneigung und Vorurteil begegnen würde. Man darf dabei nicht glauben, daß diese Haltung des Königs eine sorgfältig erwogene oder etwa pflichtgemäße Pose gewesen sei. Ganz und gar nicht. Der König hegt eine starke persönliche Sympathie für seine neuen Minister und erkennt ihr Bestreben an, zu tun, was ihnen richtig scheint. Er hat sie gern und sie ihn auch, denn sie spüren seine Aufrichtigkeit und fairness und halten die Behauptung, er warte nur auf den Augenblick, wo er sie auf einem Fehler ertappen kann, für ein Hirngespinst. Er ist einzig und allein bemüht, allen Teilen gerecht zu bleiben. Mrs. Snowden, des Schatzkanzlers Gattin, hat über den König und die Arbeiterpartei meinem „Spectator" einen Artikel gegeben, worin sie mit Vernunft und Feingefühl die Lage richtig erfaßt.

Also dem Beispiel des Königs ist die ganze Beamtenschaft gefolgt. In allen Aemtern wurden die neuen Minister von erfahrenen und tüchtigen Männern empfangen, denen man anmerkte, daß ihnen ernst sein würde, nicht nur die Wünsche ihrer Vorgesetzten auszuführen, sondern ihnen, was noch viel mehr ist, auf jede erdenkliche Weise zu helfen und Schwierigkeiten zu ersparen. Folglich ist weniger zu befürchten, daß die Minister sich auf Kriegsfuß mit den ständigen Beamten befinden, als daß die Arbeiterminister sich allzu sehr auf die Chefs ihrer Abteilungen stützen könnten. Hierüber kursieren genug amüsante Geschichten in London. Eine, höchstwahrscheinlich erfundene, erzählt von einem unverwüstlich humorvollen Mitglied des Arbeiterkabinetts, daß es in echtestem Fabrik-Slang zu seinem Unterstaatssekretär gesagt habe, es wünsche sich seine paar Groschen leicht zu verdienen und daher mit allem Kleinkram möglichst verschont zu werden — ein sehr begreiflicher Wunsch für einen Parteiführer und Minister, obgleich der Ausdruck vielleicht ein wenig zu realistisch war.

Hat die Arbeiterpartei schon viel durch die innere Verwaltung gelernt, so noch beträchtlich mehr durch die Verwaltung des Imperiums. In Indien, Aegypten und dem Sudan hat MacDonald gezeigt, daß er keineswegs gewillt ist, durch eine unfähige Verwaltung den Zerfall des Weltreichs zu verschulden. Er hat weder seine Vorstellung von einem Weltreich noch seine Absicht aufgegeben, die Selbstbestimmung bis zu einem logischen Ende zu fördern. Er will aber seine Politik vernünftig und nach der Reihe und nicht überstürzt und blindlings durchführen. Im Grunde ist er eine Herrschernatur und hat keinerlei Sympathie für politischen Mischmasch und Schaumschlägerei, sondern gesunden Verstand genug, um in der Außenpolitik einen gleichmäßigen Kurs zu halten.

Die Nation ist also im Ganzen mit ihrem Experiment, die Arbeiterpartei ans Ruder gebracht zu haben, sehr zufrieden. Obgleich ich dieses glückliche Ergebnis hier vermerke, darf man doch nicht annehmen, daß ich es ganz und gar dem eignen Können oder der Mäßigkeit der Arbeiterpartei zuschreibe. Durchaus nicht. Jeder unparteiische Beobachter muß zugeben, daß die Arbeiterpartei bisher unter Bedingungen regiert hat, die dem Erfolg außerordentlich günstig waren. Die Gefahr für eine fortschrittliche Partei, die unter ihren Anhängern immer viele mit stark revolutionären Neigungen hat, liegt darin, daß die Disziplin sich abzuschwächen beginnt und die Extremen die Partei weit über die Grenzen der Klugheit drängen — nämlich über die Grenzen, die, wie die Führer wissen, das Mögliche von dem Unmöglichen trennen. Fortschrittliche Regierungen sind immer wieder gestürzt worden, weil der äußerste linke Flügel der Partei ein Ultimatum gestellt, das heißt: gedroht hat, sich, wenn irgendeiner seiner wilden Forderungen nicht stattgegeben würde, mit der Reaktion zu vereinigen.

„Ihr habt Stimmen genug, um die von uns gewünschten Maßnahmen durchzuführen. Die Partei hat sich vor ihrem Regierungsantritt dafür erklärt — jetzt müßt Ihr eure Versprechungen erfüllen." Darauf zu antworten, ist für eine gewöhnliche Regierung und besonders für eine Regierung mit starker Majorität sehr schwer. Da die gegenwärtige Regierung aber die einer Minorität ist, hat sie für die Wünsche ihrer Extremen immer eine schlagende Entgegnung bereit. „Wenn wir das in die Wirklichkeit umzusetzen versuchen, was Ihr von uns verlangt, dann wird die Folge sein, daß wir im Unterhaus eine Niederlage erleiden und abdanken müssen. Aber gut: wenn Ihr eine Regierung, die nichts für die Sache der Arbeiter tut, uns vorzieht, die wir, trotz unsrer Minorität, sehr viel für die Arbeiter tun können, dann werft uns hinaus. Wenn Ihr das nicht wollt, sorgt dafür, daß wir im Amt bleiben." Die Folge davon ist, daß die gegenwärtige Regierung davor bewahrt bleibt, auf das Geheiß ihres linken Flügels Dummheiten zu begehen, und stets eine unwiderlegbare Ausrede für ihre Vorsicht und Mäßigung zur Hand hat. Wir haben, das ist kaum zu viel gesagt, fast ideale Bedingungen, unter denen die gemäßigte Richtung immer die Oberhand hat.

Daß bis jetzt etwas Anpassungsfähigkeit im Spiel war, ist unleugbar, und grade diese ist der Regierung im Unterhaus von ihren eifrigern Gegnern zum Vorwurf gemacht worden. Das ganze Land aber sieht mit weisem Zynismus auf diese Beschuldigungen herab, die die Parteipolitik der Geriebenheit und der Unaufrichtigkeit bezichtigen. Die Meisten wissen, daß dies mit zum Geschwätz des politischen Aktionssaals gehört. Mit einem Wort: die Nation bestätigt unbewußt die Ansicht des großen Lord Halifax, daß „die Politik eine sehr grobe Kunst" ist.

Der Fall Leinert von Jakob Altmaier

Es handelt sich nicht um die Person von Robert Leinert. Wäre Robert Leinert der Direktor einer Gummifabrik, den sie sich 1918, vor dem Bankrott stehend, für zwölf Jahre gemietet hätte, damit er die zu Recht aufbrausenden, weil betrogenen, Angestellten und Arbeiter beruhige — zu diesem Direktor müßten wir stehen, sollte er jetzt, nach sechs Jahren treu geleisteter Arbeit, brutal aufs Pflaster geworfen werden. Es dreht sich jedoch um den ersten Vertrauensmann des Freistaates Preußen, um den von Arbeitern und Angestellten mit hohen Würden und Aemtern bedachten Abgeordneten und Oberbürgermeister von Hannover. Und diese Aemter und Würden sollten Pflichten bedeuten. Sollten Rechte wahrnehmen und Recht ausüben, und vor allem die politische Gleichberechtigung verkörpern, von der 1918 so Viele geglaubt hatten, sie genüge, damit aus dem Staatsbürger zweiter und dritter Klasse eine freier Mann auf freiem Grund und ein frohes Volk werde.

Das ist so empörend an dem Fall Leinert: daß der Mann nicht gefochten, bis zum letzten Hauch, daß er für die Pension das Prinzip verkauft und ein Recht preisgegeben hat, dessentwegen ein Lassalle und Tausende nach ihm in Gefängnis gingen, um das die deutsche Arbeiterschaft siebzig Jahre ringen und auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges fünfzig Monate bluten mußte.

Es gibt in dem Fall Leinert eine zweite grundsätzliche und gesellschaftliche Seite. Die Frage: ob er nicht, wie alle Individuen, das Produkt der Verhältnisse, das Opfer seiner Partei geworden ist. Zweifellos! Die Sozialdemokratie, und durch sie die Republik, hat geglaubt, sie könne leben und herrschen, wenn sie ihren Gegnern zeige: Schaut, was für anständige, gesittete Menschen wir sind; gar nicht die Revoluzzer aus dem ‚Kladderadatsch‘, mit Messer und Pistole! Ganz abgesehen davon, daß zu einer wirklichen Revolution eine wirtschaftliche Umgestaltung gehört, war und ist heute noch die Parole der Republikaner: Nur den Feind nicht reizen! Koalitionen, Konzessionen, Illusionen: wer sich nicht von dieser Dreieinigkeit überschatten ließ, wer dagegen opponierte, war abgemeldet. Leinert glaubte daran, tat danach und war angemeldet. Wer erinnert sich nicht an die verlogenen, ganz im Sinn der Taktik seiner Partei gehaltenen und vom Beifallsgeheul der Monarchisten begleiteten nationalistischen Phrasen, mit denen er im Ruhrkrieg und bei jeder ähnlichen Gelegenheit die Landtagssitzungen eröffnete? Wer erinnert sich nicht, wie der ehemalige Kampfgenosse von Karl Liebknecht kommunistische Landtagsabgeordnete von der Kriminalpolizei aus dem Sitzungssaal werfen ließ, weg von denselben Bänken, auf denen ehemals die Sieben um Leinert gesessen und gegen den Präsidenten Kröcher demonstriert hatten? Kommunisten hinausgeworfen zum Gaudium Jener, die siebzig Jahre lang die Nutznießer der Dreiklassenschande gewesen sind! Und war es nicht Leinert, und hat ihn nicht seine Partei gedeckt, ihn, der im Landtagsgebäude die Polizeibeamten herumführte, damit sie unter seinen Augen die Zimmer und Pulte von kommunistischen Abgeordneten aufbrechen und die Papiere entnehmen konnten? Stark und brutal gegen links, nachgiebig und

feige gegen Jene, die seit den Novembertagen 1918 niemals ohne Dolch im Gewande ausgegangen sind. Und fand sich einmal Einer, der vor diesem Dolch warnte, der die Front dorthin nahm, wo der Feind stand — wehe ihm! Zeigner ist das Beispiel. Wie konnten die Mannen um Leinert so tapfer gegen ihn schmälen, welch ein Gericht ist in den eignen Reihen gegen ihn gehalten worden, wie hat man sich gefreut, als er niedergehetzt und beseitigt war, und wie wird jetzt noch an ihm und an seiner Familie von den Parteifreunden gehandelt!

Für Leinert jedoch ist der Mantel der Nächstenliebe bereit. Weil seine Freunde ahnen, daß mit dem preußischen Landtagspräsidenten eine Perle aus ihrer Krone genommen, daß er das Opfer einer Politik ist, die kläglich zusammenbricht. Zweimal hat Leinerts Partei Ermächtigungsgesetzen zugestimmt, dem Beamtenabbau, der Zehntausende von republikanischen Arbeitern, Angestellten und Beamten der Reaktion ausgeliefert hat. Und trotz jahrelanger, ununterbrochener Liebesdienste an diese selbe Reaktion, trotz Preisgabe der primitivsten Bürgerrechte dieser selben Arbeiter, Angestellten und Beamten, trotz allem Kotau und Verrat ist den Umstürzlern von 1918 nichts vergessen worden. Mit Knochen haben sich die preußischen Junker und Schlotbarone nie begnügt. Sie wollen auch Fleisch. Sie wissen, was Macht ist und Klassenkampf. Weggeworfner Ballast beruhigt nicht das Meer. Er will die Schuldigen, den Jonas. Er hat den Leinert gefressen, ohne Bezahlung und ohne Pension, es wird noch Andre fressen, die nichts gelernt und nicht gehört haben. Nicht einmal jenen Ludwig Uhland, der schon 1823 dem württembergischen Landtag zurief:

Und könnt Ihr nicht das Ziel erstreben,
So tretet in das Volk zurück.
Daß Ihr dem Rechte nichts vergeben,
Sei euer einzig lohnend Glück.

Mexiko von Leo Matthias

II.

Reise Tampico-Mexiko

1.

Die Eisenbahnen dieses Landes sind den nordamerikanischen ähnlich. Es gibt keine Kupees. Man sitzt, wie in der Elektrischen, mit hundert Menschen zusammen, in der Richtung des Zuges. Ein Gang, in der Mitte, geht von der Lokomotive bis zum letzten Wagen. Die Türen bleiben offen, um die Temperatur erträglicher zu machen.

Am Ende des Zuges hängt ein Pullmann-Car. Er ist für längere Strecken noch unbrauchbarer als die westeuropäischen Kupees. Dagegen kann er sich mit skandinavischen oder russischen Schlafwagen nicht vergleichen. Man sitzt, ißt, schläft und wäscht sich mit sämtlichen Passagieren in demselben Raum und ist gegen alle Rücksichtslosigkeiten dieser zwei bis drei Dutzend Menschen wehrlos. (Es wäre ein interessanter Beitrag zum Problem der Massenpsychologie, einmal zu untersuchen, woher dieser Wagen seinen Ruf hat.)

Abgesehen von diesem Pullman gibt es nur eine erste und zweite Klasse. In der zweiten Klasse fahren fast ausschließlich Indios; in der ersten: Kreolen. Im Pullman: die Ausländer.

Der Kontrollapparat in diesen Zügen ist seltsam und praktisch. Man zeigt sein Billett vor und erhält dafür einen Zettel, den man an den Hut steckt. Diese sichtbare Legitimation schützt für die nächsten zwei, drei Tage vor jeder Belästigung von dieser Seite. Man kann tun und lassen, was man will.

Man kann sich sogar auf das Trittbrett setzen.

2.

Ich setzte mich auf das Trittbrett.

Welche trostlose Landschaft lag da zwischen meinen Schuhen! Zuerst Tanks, dann wieder Tanks, dann ein breiter, sandiger Fluß ohne jedwedes blühendes Gehänge, dann hohes Gras, hin und wieder ein Busch, hin und wieder eine halbvertrocknete Palme, nirgends die kleinste Wiesenblume, noch nicht einmal eine Distel. Vielleicht gibt es hier keine Wiesenblumen und Disteln, dachte ich, vielleicht gibt es nur Orchideen. Aber wo sind dann die Orchideen? Ich hatte mir die Tropen etwas anders vorgestellt.

Der Zug fuhr in ein Gehölz. Man saß vor einem Vorhang. Wartete, wartete. Aber nichts ereignete sich. Links und rechts: drei, vier Meter hohe Büsche, hohes Gras, Büsche, Hecken, hohes Gras, vorgestreckte Aeste, braunes Zeug — saftlos, blütenlos, fruchtlos. Man wurde vom Schreck durchjagt bei dem Gedanken, daß dieses Gehölz vielleicht schon das Ereignis sein könnte, auf das man wartete: der Urwald.

Etwas zaghaft ging man in den Wagen. Dort saß ein Deutscher, der es wissen mußte. Ich fragte ihn. Er sagte: — Ja!

Ich blieb in dem Wagen sitzen.

3.

Die Landschaft änderte sich wenig. Fächerpalmenwälder würden sichtbar.

Sie machen einen etwas lächerlichen Eindruck. Auf einem riesigen bebasteten Stamm sitzen oben kleine gespreizte Händchen, die nach allen Seiten winken. Schattenlos stehen sie herum wie Dekorationspalmen zu ‚Caesar und Cleopatra'.

Allein der Canon eines tieffressenden Flusses ließ längere Erinnerung zurück. Man sah für Sekunden eine umgekehrte Welt; unten: Berge, Wege, Täler — oben ewige Ebene.

4.

Ich habe nie gewußt, was eine Oase ist.

Ich werde niemals die kleine Station vergessen, die hinter diesem „Urwald" lag: einige hundert Stauden schossen unversehens saftgrün und schenkelstark sechs Meter in die Höhe, teilten sich, fielen ein wenig, strömten in die lang-ovalen glasgrünen Seen der Blätter. Am Stamm: Trauben von Bananen. An jeder, unten, ein riesiger Blütenkegel: dunkellila-rot.

Eine Indio-Hütte lag in diesem Windmühlenwald der Blätter wie ein Stück Meerboden unter den Wassern von Sorrent. Eine India, mit blauer Bluse, lehnte sich auf die Gartentür und kraute einen rot und grün betupften Papagei.

Ringsherum war Oede, verdorrtes Winterdjungel, eine Palme.

5.

Nur die Stationen entzückten immer wieder. Nicht, weil sie von gleicher Melodie waren wie diese — sie waren manchmal nur erkenntlich durch eine Verdoppelung der Geleise —; sondern weil man auf ihnen sah, was man vom Zuge aus nicht sah: Menschen, Früchte, Blumen, Tiere.

In zwei Gliedern standen Indios und Indias in Erwartung der Fremden. Die Männer, barfuß oder mit Sandalen, in weißen, unten verschnürten Hosen und weißen, blusigen Kitteln, auf dem Kopf die umrandete Tüte des Strohhuts; die Frauen: meistens im dunkeln Rock und mit einem blauen, weißpunktierten Tuch, das wie ein Abendschleier über dem Kopf lag und wie ein Shawl über den Rücken geworfen wird. Wenn der Zug hielt, stellten sich die kleinen malayischen Gestalten dieser Frauen auf die Zehen, und während sie mit hochgereckten Armen das Saftgelock auf ihren riesigen Korbtellern anboten, sah man, im Schatten des Korbes, ein braunes Kindergesicht mit pupillenlosen, mandelzarten Augen.

Es waren herrliche Dinge, die sie anzubieten hatten. Birnengroße, flache Mangos, von der Form einer phrygischen Mütze und einem gelben süß-herben Pflaumenfleisch; süße Zitronen; dickwandige Granaten, denen man wie einem Ei den Kopf abschlägt, um den Weincrême des Samens zu löffeln; schwarze Zapotes mit einem Pflaumenmusinhalt; Mameys: von der Farbe, Gestalt und Größe der Kokusnüsse, aber mit weicher Schale und einem feuerroten, lachsartigen Fleisch; vierfaustgroße Chirimoyas, mit einem Schlagsahne-Inhalt und leichtem Ananasbeigeschmack; meterlange Zuckerrohrstangen, aus denen man sich Stücke schneidet, um daran zu lutschen; Kakteenfrüchte vom Geschmack der Himbeeren und der Größe eines Pfirsichs; Bananen in allen Farben, Größen und Arten: rote, gelbe, grüne, glacierte, gekochte, rohe, gebackene . . .

Neben diesen Frauen standen andre, die uralte aztekische Gerichte anpriesen: Tortillas, ein Maiseierkuchen ohne Salz, der zugleich als Teller, Löffel und Gabel für jede Speise dient, und den man mitißt; heiße Tamales: Maisklöße mit Fleischstückchen, eingehüllt in die Blätter des Maiskolbens; eisgekühlte Reismilch; gekochte Hühner mit Chile, dem spanischen Pfeffer.

Männer boten prachtvolle Zarapes an, die alten Schulterdecken der Azteken, die noch heute von jedem Indio zum Schutz gegen die Witterung getragen werden (sie sind orientalischen Teppichen ähnlich; durch das buntgewebte Herz wird der Kopf gesteckt). Andre zeigten Puppenstuben mit einer kompletten, laubgesägten Einrichtung; handbemalte Tongefäße von beispiellos schönen Formen; Schlafmatten; Fächer; kleine Körbchen mit Opalen; Onyx; Türkis-Matrix; Spazierstöcke aus Horn; Panamahüte; Sonnenbrillen; Sparbüchsen; Sandalen . . . Jede Station empfing mit ihrer Spezialität ihren Charakter.

Wenn der Zug sich in Bewegung setzte, wurden die Waren zum halben Preise abgegeben. Frauen und Männer liefen neben dem Zuge her, schwarze Schweine wurden aus ihrem Schalen-Dorado unter dem Wagen aufgescheucht, Kinder sprangen stolz und unermüdlich auf das Trittbrett und vom Trittbrett wieder auf den Bahndamm; Hunde bellten hinter den Kindern her.

6.

Die Bahn stieg langsam. Die ersten Reisplantagen wurden sichtbar. Zuckerrohrplantagen folgten; kleine, schlankschwertige Pinselpflanzen standen in Reih und Glied. Es war Dezember; man hatte sie erst vor wenigen Wochen gesät.

Die Bahn kletterte hörbar. Sandige Dämme stiegen in Blitzwegen hoch; ließen einmal Erdreich herunterrollen. Mit etwas Unbehagen sah man aus dem Fenster. Unten lag, überwuchert von Gestrüpp, etwas Schwarzes auf dem Rücken — eine Lokomotive. Vor vierzehn Tagen war hier ein Zug überfallen worden. Es war Revolution. Auf den Trittbrettern und auf dem Dach der Wagen hockte die Bewachungsmannschaft; die dreifachen Patronengurte zerrten die Khakijacken von den Schultern. Der etwas mongolische Kopf der Indios schaukelte mit dem Zuge.

Es wurde unbehaglicher und schöner. Laubwälder grünten. Wilde Oliven zeigten sich. Ein blanker Mangobaum strotzte, die Saftfontänen der Bananen sprudelten empor, etwas Kinderkopfgroßes, Apfelsinenartiges baumelte wie eine riesige Traube an einem Zweige. Es war die grape-fruit oder toronja. Ein Wasserfall, aus dem Djungel ins Djungel stürzend, unzugänglich, nur sichtbar als weißer Sturz zwischen Grün und Grün, löste das Rätsel dieser winterlichen Fruchtbarkeit.

Der Weg führte in eine Schlucht. Der Rückblick umfaßte ein ungeheures Tal, zwölfhundert Meter tiefer. In der Mitte eine Zuckerfabrik; rundherum, die Berge hinauf: die windgestreichelten Saaten. Man sah vom Himmel herab. Der Zug fuhr in die Wolken.

Als man die Decke unter sich sah, hatte sich die Landschaft wieder verändert. Die ersten Orgelkakteen streckten ihre Hand senkrecht aus dem Grabe. Vierkantige Stangen, ohne jede Verzweigung, schossen drei, fünf Meter in die Höhe. Andre brachen, sich überdrängend, seitlich aus dem Mutterstamm, schossen parallel, triumphierten über die Spitze. Aecker waren mit diesen Kakteen eingefaßt, wie Tennisplätze. Gehöfte lagen unsichtbar hinter ihren Mauern. War eine Lücke — wälzte sich der Nopalkaktus wie aus einem Schulhof; wälzte sich über die Berge; präsentierte mit dem Balancement seiner tellerrunden Glieder die Glanznummer eines Exentrik; war der Clown zwischen Säulen.

Drohend zückte der Schlangenkaktus mit seinen verbogenen Dolchen in der Luft herum. Geruhsam stand der Kugelkaktus, wie ein Klavierschemel im Irrenhause.

Straßen brachen flußgleich durch Kakteenblöcke. Wege führten durch stachlige Tunnels.

Auf einer Höhe von zweitausend Metern begannen die Agaven. Zuerst vereinzelt, dann in unübersehbaren Kulturen.

Mit der Plötzlichkeit einer Hand fiel die Nacht über kahle Steinmassen, fremdformige Berge.

Am nächsten Abend hielt der Zug in der Stadt Mexiko.

Der marokkanische Krieg von Hanns-Erich Kaminski

Madrid, 30. September 1924

Der Name Marokko, der einst wie ein rotes Warnungssignal auftauchte, scheint gegenwärtig beinahe vergessen. Das europäische Publikum hat andre, dringendere Sorgen. Was in Nordwestafrika vorgeht, ist den Politikern nicht weniger als den meisten Zeitungslesern nur ein belangloser Nebenschauplatz mit lokalen Konflikten, gleichgiltiger als China oder Georgien. Vielleicht mit Unrecht. Der Krieg, den Spanien gegen die Kabylen führt, könnte eines Tages zu einer französischen Intervention führen, der die andern Mächte kaum gleichgiltig zuschauen würden. Und auch ohne diese Möglichkeit ist das Ringen eines Volkes um Unabhängigkeit nie uninteressant genug, als daß nicht lohnte, sich ein paar Augenblicke damit zu beschäftigen. Vor allem aber liegt in dem marokkanischen Krieg der Schlüssel zu der Situation der spanischen Militärdiktatur, ja zu der gesamten spanischen Politik.

Man darf sich freilich keine übertriebenen Vorstellungen von Spanisch-Marokko machen. Es ist ein dürftiges, nicht sehr fruchtbares Land, nur die Knochen von dem Körper, dessen Fleisch über französischen Feuern brät. Der einzige Ort von einiger Bedeutung ist Tetuan, ein paar Kilometer vom Meer entfernt, die übrigen sind nur Flecken, bewohnt von einer primitiv-bedürfnislosen Bevölkerung. Von einem besondern Nutzen, den Spanien aus dem Besitz des Landes zieht, kann keine Rede sein. Die Kabylen sind überhaupt erst zum Teil seßhaft, ein großer Teil nomadisiert noch; sie leben im Zustand der Hauswirtschaft, produzieren also selbst, was sie brauchen, und das Wenige, was sie kaufen müssen: Reis, Tee, Streichhölzer und hauptsächlich Zucker bezahlen sie ohne Schwierigkeiten mit dem Ertrag ihrer Hausarbeit, mit Teppichen, Strohmatten und dergleichen. Die Wahrheit ist, daß die Kabylen weder die Spanier noch die Spanier die Kabylen brauchen.

In den zwölf Jahren, die Spanien nun Marokko „kolonisiert", hat sich an dieser Tatsache nichts geändert. Uebrigens ist der Besitz Spaniens kein formeller. Der juristische Eigentümer des Landes ist immer noch der Sultan in Fez (Französisch-Marokko), dessen Regent, der Kalifa, in Tetuan sitzt. Der Rechtstitel Spaniens, wenn man so sagen darf, ist ein Mandat der Großmächte, das ihm im Jahre 1912 übertragen wurde. Vollständige Ruhe hat seitdem niemals geherrscht. Es gab immer kleine Kämpfe mit einzelnen Stämmen, die bezeichnenderweise nur während des Weltkriegs nachließen. Wahrscheinlich, weil damals Niemand Zeit und Lust hatte, den Kabylen Geld, Waffen und guten Rat zu liefern.

So hoch man diese internationalen Intrigen jedoch auch anschlagen mag: es bleibt immer noch ein Teil übrig, den man nur durch die Mängel der spanischen Verwaltung erklären kann. Während es Frankreich, hauptsächlich dank der Energie Marschall

Liauteys, gelungen ist, sein Gebiet zu pazifizieren, ist die Räuberei ein Sport der spanischen Kabylen geblieben; eine wirkliche Verwaltung existiert nicht, und kein Geringerer als Unamuno hat von der „Industrie“ gesprochen, zu der die Armee „ihren“ Krieg gemacht hat. In seiner bekannten Polemik mit Rivera im ‚Quotidien‘ — dessen Einfuhr in Spanien verboten ist — erzählt er von dem Bau einer christlichen Kirche, in der man den Heiligen Jacob abgebildet habe, wie er grade ein paar Mauren mit seiner Lanze aufspießt. Das ist gewiß nicht die Methode, ein Land zu kolonisieren, geschweige sich dort Sympathien zu erwerben.

In jedem Falle fingen die Kämpfe von neuem an, nachdem der Weltkrieg zu Ende gegangen war, und nunmehr heftiger und umfangreicher als je zuvor. Schon möglich, daß die panislamitische Idee dabei eine Rolle spielte. Vor allem aber trat jetzt ein Mann an die Spitze der Kabylen, der unzweifelhafte Führereigenschaften besitzt: Abd el Krim.

Es ist interessant, daß dieser jugendliche Kabyle — er ist noch keine vierzig Jahre alt — in Spanien studiert hat und lange Zeit als erklärter Freund der Spanier galt. Seine Aktivität war viel mehr auf Französisch-Marokko gerichtet, in dessen Randgebieten seine Emissäre arbeiteten. Im Kriege war den Franzosen diese unterirdische Tätigkeit selbstverständlich besonders unbequem, und sie brachten die spanische Regierung dazu, Abd el Krim zu internieren. Kaum war er wieder frei, so wandte er sich gegen Spanien, und seiner Tatkraft glückte, immer mehr Stämme unter seiner Führung zu vereinigen.

Im Jahre 1921 erlitt das spanische Heer eine furchtbare Niederlage. Es gelang ihm danach, einige Stellungen wiederzugewinnen; aber im Ganzen mußte es immer weiter an die Küste zurück, und seit ein paar Wochen hat sein Rückzug von neuem ein beschleunigtes Tempo annehmen müssen. In diesem Augenblick wird dicht vor Tetuan gekämpft. Wie weit die Hoffnungen der Kabylen gehen, kann man aus ihren Forderungen ersehen, die sich wie die Proklamationen eines oesterreich-ungarischen Nachfolgestaates von 1918 anhören.

1. Räumung Tetuans und aller von den Spaniern vor dem französisch-spanischen Vertrag von 1912 besetzten Gebiete. (Das heißt, daß Spanien nur Centa, Melilla und die Inseln Alhucemas und Penon de la Comera behalten würde.)

2. Vollständige und uneingeschränkte Unabhängigkeit der Riffanen und Anerkennung dieser Unabhängigkeit durch Spanien.

3. Schadenersatz und Reparationen für die seit zwölf Jahren erlittenen Verluste. Lösegeld für die in den Händen der Riffanen befindlichen spanischen Gefangenen.

4. Das Recht, die Führer der Stämme, die für Spanien gekämpft haben, auszuweisen und einzusperren.

5. Es wird eine konstitutionelle riffanische Regierung mit einem Sultan an der Spitze gebildet werden. Diese Regierung wird es auf sich nehmen, alle Handels- und andern Verträge zu respektieren.

Man sieht aus diesen Bedingungen, daß Abd el Krim ein moderner Mensch mit modernen Ideen ist. Eine ordnungsgemäße Regierung des Riffs besteht vorläufig allerdings nur in seiner Phantasie, auch wenn das pariser ‚Journal' sogar schon Banknoten dieses angeblichen Staates reproduziert hat. In Wirklichkeit regiert Abd el Krim nur nach dem alten System der Kaids, die ungefähr den Gaugrafen Karls des Großen entsprechen und die gleichzeitig militärische Führer, Richter und Steuereinnehmer sind.

Naturgemäß können die Steuern, die auf diese Weise einkommen, nicht sehr beträchtlich sein. Das führt zu der interessanten Frage, wie die Kabylen ihren Krieg finanzieren. Das Wort Montecucculis von den drei Dingen, die zum Kriegführen gehören, trifft selbstverständlich auch auf den Guerillakrieg zu, und daß die neuen Banknoten über Einen Riffan (nominell gleich Zehn Schilling oder Einem Goldfranc) an keiner Börse gehandelt werden, braucht man nicht erst zu sagen. Woher kommt also das Geld für Waffen und Munition?

Die Kanonen können freilich von den Spaniern stammen, die 1921 eine ziemlich große Anzahl verloren, und die Millionen, die sie für die Auslösung ihrer Gefangenen zahlen mußten, mögen zum Ankauf von Munition verwendet worden sein. Aber selbst wenn man annimmt, daß diese Summe für vier Jahre gereicht hat — wo ist die Munition gekauft worden?

Die Antwort heißt: entweder in Deutschland oder Frankreich. Die französischen Anschuldigungen haben Spanien zur Ausweisung aller in Marokko ansässigen Deutschen veranlaßt. Aber wie man sieht, geht der Krieg trotzdem weiter, und die Kabylen schießen nach wie vor. Wir wollen gar nicht die Säulenheiligen spielen. Wir wissen sehr wohl, daß es bei uns genug Leute gibt, die zu allen Dummheiten fähig sind. Aber man kann doch nicht daran vorüber, daß eine effektive Unterstützung der Kabylen durch Deutschland unsinnig und sogar unmöglich ist. Man braucht nur eine Karte zur Hand zu nehmen, um sofort zu begreifen, wie schwierig ein deutscher Waffenschmuggel mit allen seinen Gefahren der Seefahrt und Landung, und wie leicht er ... von Oran ist. Und dann: was könnte sich Deutschland von einem entscheidenden Erfolg der Riffanen versprechen? Einen bedeutenden Aufschwung der Handelsbeziehungen? Kaum. Oder etwa das Uebergreifen der riffanischen Bewegung auf Algerien und damit die Aushöhlung der Macht Frankreichs? Nun, es mag sein, daß es solche Idioten gibt. Aber man könnte mit demselben Recht auf jene Deklassierten hinweisen, die zu Tausenden ihre Haut in der spanischen Fremdenlegion für die spanischen Interessen zu Markte tragen. Dagegen eröffnet die Möglichkeit, daß die Spanier Marokko verlieren, für Frankreich weite Perspektiven. Der ‚Matin' hat neulich bereits darauf hingewiesen, daß ein selbständiger Kabylenstaat, dessen Unordnung leicht auf Französisch-Marokko über-

greifen könnte, Frankreich zum Intervenieren zwingen müßte. Mit andern Worten: Frankreich würde an die Enge von Gibraltar kommen und obendrein an die Grenze von Tanger, dessen Internationalisierung schon ohnehin einem französischen Protektorat verzweifelt ähnlich sieht. Das sind die Möglichkeiten, die Marokko morgen von neuem zu einem europäischen Problem machen können.

In Spanien legt man sich von diesen Entwicklungslinien wohl Rechnung ab. Aber der Krieg kostet jeden Tag acht Millionen Pesetas, er geht dazu immer schlechter, und vor den französischen Intrigen muß man wohl oder übel die Augen zumachen. Die Wahrheit ist, daß das Land des unfruchtbaren Kampfes müde ist. Die Parteien der Linken: Sozialisten und Republikaner sind für die bedingungslose Räumung der Kolonie, und auch die Konservativen und Liberalen wünschen nur die Küstenstädte zu halten, um von dort das Innere zunächst wirtschaftlich zu unterjochen. Primo de Rivera ist im Grunde der gleichen Meinung. Bei seinem Regierungsantritt erklärte er, in drei Monaten das ganze Problem liquidieren zu wollen, und er hat wiederholt versucht, zu einer Verständigung mit Abd el Krim zu gelangen. Zum Unglück für ihn sind es grade seine gefährlichsten Gegner, nämlich die Generale Cavalcanti und Weyler, die im Einvernehmen mit dem König für die Fortsetzung des Krieges eintreten und dabei den größern Teil der Offiziere für sich haben. Denn für die Offiziere ist der Krieg mit seinen schnellern Beförderungsmöglichkeiten, seinen Orden und mitunter auch seinen Geschäften selbstverständlich das Paradies. Rivera hat sich ihrem Druck bisher denn auch nicht entziehen können. Er hat nicht nur den größern Teil des stehenden Heeres (ungefähr 150 000 Mann, während das gesamte Heer aus 250 000 Mann besteht) nach Marokko schicken müssen, sondern läßt sogar unter der Hand Reservisten einziehen, obgleich es weder eine offizielle Mobilmachung noch ein Spezialgesetz gibt.

Der Diktator sitzt also zwischen vielen Stühlen. Die Lage erfordert den Frieden. Die Fortsetzung des Krieges zwingt zu neuen Ausgaben; auch im Fall eines Erfolges würde die Gesamtsituation gegenüber den nomadisierenden Kabylen nicht geändert werden. Dagegen würde eine neue Niederlage nicht nur die Stellung der Kabylen verbessern und ihre Bedingungen womöglich verschärfen, sondern sie könnte gradezu zu vernichtenden Folgen für die Moral und sogar den Bestand des Heeres führen. Die Militärdiktatur ohne ein schlagkräftiges Heer ist aber ein verhängnisvoller Widerspruch. Auf der andern Seite kann auch Marokko der Verzicht auf die öffentliche Meinung des Landes nicht mehr mit der Diktatur versöhnen, während sie für Cavalcanti das Signal zum Handeln bedeuten könnte.

Eine Lage ohne Ausweg. Primo de Rivera mag manchmal denken, daß es leichter ist, ein Pronunciamiento zu machen, als die Diktatur dann auch durchzuführen.

Der erste Händedruck von Ignaz Wrobel

Paris, 1. Oktober 1924

Der Reichskanzler Marx hat in London einen ausgezeichneten Eindruck hinterlassen. Die Engländer und Franzosen waren angenehm enttäuscht, daß sich einmal nicht jener vierschrötige Typus des preußischen Großgrundbesitzers erhob, auch nicht der trockne und stumpf-korrekte Beamte, dessen Seelenlosigkeit seine Heimat „gute Manieren" nennt — denn als es hieß, der deutsche Reichskanzler habe das Wort, stand ein stiller und bescheidener Mann auf, der sachlich und fest in der Materie, aber angenehm leicht und konziliant im Ton das Seine vorbrachte. Also: der Eindurck war ausgezeichnet.

Nun fehlt es aber nicht an Stimmen, die flüstern, es sei Herrn Herriot doch ein wenig peinlich gewesen, daß grade ein Klerikaler als sein Verhandlungspartner auftrete, einer von den Vatikanleuten, die ein guter französischer Republikaner so sehr verabscheut. Ja, Stresemann, fahren die Stimmen fort, Stresemann — das sei ganz etwas Andres. Herriot und Stresemann hätten sich gleich beim ersten Händedruck erkannt.

Herr Gustav Stresemann ist in diesem Jahre Freimaurer geworden, und das ist in Frankreich nicht unbekannt geblieben. Der Vielgeschäftige, der keine industrielle Vereinigung, keine politische Partei, keine Clique und keine Gruppe an sich vorübergehen läßt, in der er Zukunft wittert, hat sich bemüßigt gefühlt, nun auch in Weltanschauung zu machen und eine kleine moralische Rückversicherung mit guten Beziehungen bei den großen preußischen Landeslogen aufzunehmen. Man kann nie wissen — denn dies ist der erste Grundsatz des deutschen Außenministers: „Sei dabei!" Und er ist allemal dabei.

Inzwischen haben die französischen Kardinäle Herrn Herriot eine Art Kriegserklärung zugeschickt: er solle die geistlichen Orden nicht bedrücken, die geistlichen Schulen unangetastet lassen und dem Klerus in Elsaß-Lothringen, der unter Deutschland gute Tage gehabt hat, nicht ans Leder gehen. Ferner solle Frankreich seine Botschaft beim Vatikan nicht, wie beabsichtigt, aufgeben. Frankreich, das die Trennung von Kirche und Staat zwar praktisch nicht völlig durchgeführt hat, aber im großen Ganzen doch als ein Land nach einem siegreich durchgeführten Kulturkampf anzusehen ist — Frankreich ist über die Kardinäle hergefallen, und, sieht man von den Parteien ab, die die Kirche dazu benutzen, um monarchistische und reaktionäre Pläne zur Ausführung zu bringen, so steht Rom hier einer geschlossenen republikanischen Truppe gegenüber. Auch in der Schulfrage.

So weit gut. Jetzt aber hat die ‚Ere nouvelle' in ihrer Ausgabe vom 28. September herausgefunden, dieser etwas unerwartete Angriff der französischen Kardinäle sei eine Art Weltverschwörung des Vatikans; denn „aus sicherer Quelle" wisse das Blatt, daß Mitglieder der deutschen Zentrumspartei den Franzosen unter der Hand mitgeteilt hätten, sie seien bereit, eine franzosenfreundliche Politik in Deutschland zu machen, wenn Frankreich die Botschaft beim Vatikan beibehielte. Was mag das wohl für eine Quelle sein —?

Ich gehe hier nicht nur Enten schießen. Die Ansicht der ‚Ere nouvelle' hat einen ernsten Hintergrund. Denn es gibt in Frankreich, einem der klassischen Länder der Freimaurerei, genug Leute, für die der Klerikale der unbedingte Feind ist. (Wilhelm Feldmann hat in der Vossischen Zeitung erst jüngst treffend darauf hingewiesen.) Wie Frankreich seine Klerikalen beurteilt, müssen wir ihm überlassen. In Deutschland liegt es zur Zeit aber doch anders.

Das Land d'Outre-Rhin gleicht einer in Konkurs gegangenen Firma, die unter Geschäftsaufsicht steht. Diese Geschäftsaufsicht, die darauf achtet, daß der Schuldner nicht wild um sich haut und auch noch die letzten Aktiva verschleudert, ist das deutsche Zentrum, eine der wenigen Parteien, die überhaupt bei uns noch so etwas wie Politik zu machen verstehen. Das Zentrum ist niemals treu republikanisch gewesen, so wenig, wie es treu monarchistisch war — es ist eine Sache für sich, mit ganz besondern Interessen, mit besondern Strömungen, besondern Fundamenten. So bedauerlich diese Tatsache auch sein mag: die Zentrumspartei, und namentlich ihr linker Flügel, ist tatsächlich in den letzten schweren Jahren der ruhende Pol gewesen, das Bleigewicht in einer hohlen Figur, dazu ein Sammelbecken von Köpfen mit ausgeprägt gesundem Menschenverstand und einer gewissen Großzügigkeit, die dabei aber niemals die Realität außer Acht ließ. Was der reisende General Ludendorff-Lindström mit feinem politischen Takt einmal herausgepoltert hat: daß die Deutschen sich von den „Römlingen" gängeln ließen, ist schon richtig, aber die Aeußerung verkennt eben die unendliche Ueberlegenheit der Zentrumsleute und die politische Unmündigkeit der Junker und der junkerlichen Industriellen. Ist gegängelt worden? Dann mag doch das Kind allein laufen lernen! Vorläufig krauchts am Boden.

Dabei ist es nicht einmal schlecht geführt worden. Das Zentrum ist seit den Tagen der Friedensresoution durch seine Verbindungen über die Welt immer sehr gut unterrichtet gewesen; was nach Königsberg und Belgard in Pommern niemals gedrungen ist, und wenn es dort hinkam, auch gar nicht verstanden wurde, das wußten die Leute um Marx sehr gut. Und sie verwandten es nicht eben zum Nachteil Deutschlands. (Welchen Preis sie sich hierfür freilich bezahlen ließen — das ist eine andre Frage, und eine Frage der Innenpolitik Deutschlands.)

Frankreich täte also nicht recht daran, einem deutschen Politiker nur deshalb zu mißtrauen, weil er dem Zentrum angehört. Daß Art nicht von Art läßt, daß in manchen Fällen das deutsche Zentrum einem bedrängten französischen Klerus indirekt beispringen würde, das ist nicht ganz falsch. Aber auf der andern Seite — was steht denn da?

Es ist nicht anzunehmen, daß Gustav Stresemann zu den Maurern gegangen ist, um damit in Frankreich Eindruck zu machen. Er ist schlau — aber nicht klug.

Zu befürchten steht nur, daß manche Franzosen geneigt sind, in ihm wegen seiner Zugehörigkeit zur Loge einen guten und trefflichen Mann zu erblicken. Er tut allerdings zur Zeit Alles, um diesen Glauben zu zerstören. Er zerschlägt so viel Fensterscheiben wie Wilhelm, sobald er nur den Mund auftut — und er

ist ja viel zu sehr gebunden, um jemals eine stramme und klare Politik machen zu können. Er ist nicht zuverlässig.

Sein Freimaurertum aber wäre zu allerletzt geeignet, ihn zu einem guten Republikaner in französischem Sinne zu stempeln. Diese internen Wohltätigkeitsvereinigungen wie Stresemanns Loge Friedrichs des Großen sind ausgesprochen reaktionär. An ihren Rändern soll sie sich mit völkischen Verschwörern von allerlei Graden berühren, denen die Geheimniskrämerei nur allzu recht war. Logen wie die Große nationale Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin, die Herrn Stresemanns Loge übergeordnet ist, lehnen außerdem jede Verbindung mit den französischen Freimaurern ab; der „Gedanke der Menschheit" reicht nur bis Saarbrücken — dahinter wohnen offenbar keine Menschen mehr und „Brüder" schon gar nicht. Eine etwas merkwürdige Sorte von Freimaurerei, die in erster Linie dem Staat — und was für einem! — untertan ist und nachher, so zur Verdauung nach einem guten Festmahl, auch der alten Idole gedenkt, die in diesem Kreise längst ihren Sinn verloren haben. Nein, dieser mangelhafte Kirchen- und Synagogen-Ersatz eines Sparkassenvereins ist wirklich keine antiklerikale Gefahr mehr und eine internationale schon längst nicht. Es gehört die ganze Unbildung und Sturheit gewisser Offiziersverbände dazu, um gegen die „Gefahr des Freimaurertums" zu protestieren und ihren Mitgliedern den Eintritt in diese harmlosen und einen ehrwürdigen Namen mißbrauchenden Konventikel zu verbieten. Diese Logen sind längst zu Trampellogen geworden.

Und dem hätte sich Herriot geneigt gezeigt? Wenn das wirklich wahr ist, so wäre das eine Naivität, vor der die Franzosen gar nicht genug zu warnen sind. Die sehr ernsthafte Freimaurerbewegung in Frankreich ist mit der deutschen, wie sie die Landeslogen repräsentieren, überhaupt nicht zu vergleichen. Alle an das Freimaurertum Stresemanns etwa geknüpften Hoffnungen wären, seiner Person und der Sache wegen, völlig unangebracht. Drüben, bei den Franzosen, geistig hochstehende Vereinigungen von Männern, die ihre Gesinnung bei jeder Gelegenheit — vor allem aber in der Politik — in die Tat umsetzen. Als man vor der Marne-Schlacht im Jahre 1914 in Frankreich die Militärdiktatur erwog, wurden die Republikaner ängstlich: wenn nun solch ein Diktator eines Tages Republik Republik sein ließe . . .? Der Name eines Offiziers wurde damals nur deshalb überall mit Vertrauen aufgenommen, weil er Maurer war — so fest ist das Vertrauen dieser Kreise in ihre Mitglieder in praktischen Fragen und grade in praktischen Fragen. Hüben, bei den Deutschen, eine lendenlahme Vereinsmeierei mit verblasenen Ueberbleibseln alter Ideologien, die zu nichts verpflichten, Herrn Stresemann nicht und auch sonst Keinen. Die Redensart: „Das sind die richtigen Brüder!" bekommt hier einen ungeahnten Sinn.

Man möge sich auf französischer Seite keine Illusionen machen. Herr Stresemann wird konsequent seine Politik der Inkonsequenz fortsetzen, und Herr Marx ist in erster Linie Politiker, in zweiter ein Klerikaler, und wohl kaum Einer, der finstere Pläne zur Abwürgung der Republik in Frankreich wälzt. So einfach ist die Welt nicht.

Gustav Stresemann ist ein alter Umfaller. Seine Taten liegen vor. Sollte er sich noch einmal mit einem Ausländer beim ersten Händedruck verstehen, so muß man ihn mit der Nase, durch die er seine Reden aufzusagen pflegt, auf seine Vergangenheit stoßen und ihm so viel Vertrauen entgegenbringen, wie er verdient. Nicht viel, aber dafür auch nicht lange.

Verhaftet die Verteidiger! von Ernst Emil Schweitzer

An einem Sonnabend des Monats August las man in den Zeitungen der Reichshauptstadt, der berliner Rechtsanwalt und Zionistenführer Dr. Alfred Klee sei von einem bautzener Untersuchungsrichter wegen Begünstigung verhaftet worden. Wer Klee aus gemeinsamer Berufstätigkeit kennt, mußte sofort den Verdacht hegen, daß es sich hier nur um einen Akt deutscher (deutschvölkischer) Parteijustiz handeln könne. Klee gilt nicht nur als korrekter Anwalt, sondern er ist gradezu der Typ eines im moralischen Sinne bürgerlichen Verteidigers. Charakteristisch für ihn ist die höfliche Liebenswürdigkeit, mit der er die Richter für sich und seine Klienten zu gewinnen sucht. Daß nun grade diesem allbeliebten Manne, der sich sein Leben lang bemüht hat, freundliches Wohlwollen bei deutschen Richtern zu finden, geschehen mußte, durch einen wild gewordenen Untersuchungsrichter in ganz beispielloser Weise aus seiner beruflichen Tätigkeit herausgerissen zu werden: das ist eine Tragikomödie der berliner Justizgeschichte.

Die Gründe, die in den Tageszeitungen für die Verhaftung angegeben wurden, mußten von jedem denkenden Juristen sofort als unhaltbar durchschaut werden. Allerdings ist erwiesen, daß Klee seinen Klienten noch beraten hat, als dessen Aufenthalt für die Strafverfolgungsbehörde bereits unbekannt war. Aber kein ehrlicher Mensch kann auf Grund dieser Tatsache den Haftbefehl gutheißen. Denn daß der Verteidiger auch den flüchtigen Angeklagten beraten, für ihn Schutzschriften anfertigen darf, steht außer Zweifel, ist in zahllosen Fällen unbeanstandet vorgekommen (man denke an die Kappisten, an den Fall Bernotat). Ebenso steht fest, daß der Anwalt nicht verpflichtet, ja nicht einmal berechtigt ist, den Aufenthalt des Klienten der Polizei zu verraten, ja daß er sich eines schweren Delikts schuldig machen würde, wenn er das Geheimnis preisgäbe.

Ueber die Motive, die den Herrn Untersuchungsrichter in Bautzen leiteten, konnten keine Zweifel bestehen, als man Näheres über sein Vorleben hörte, zugleich aber die mehr als befremdliche Tatsache erfuhr, daß die Verhaftung sogar ohne und gegen den Willen der Staatsanwaltschaft erfolgt war. Daß der Herr in Bautzen einen derartig weittragenden Schritt getan hatte, ohne sich vorher die Zustimmung und Deckung bei der Strafverfolgungsbehörde zu sichern, das allein würde den Grad seiner Eignung zur Ausübung des Richteramts charakterisieren.

Die berliner Anwaltschaft hat sich mit erfreulicher Einmütigkeit des verfolgten Kollegen angenommen; auch der Vorstand der Anwaltskammer hat hierbei schnell und energisch mitgewirkt — ein Zeichen, daß die vor wenigen Jahren von der Jugend herbei-

geführte Standesrevolution doch nicht umsonst gewesen ist. Der Protest hat Erfolg gehabt; Klee ist längst frei. Ist nun aber mit seiner Freilassung die Sache für die berliner, für die deutsche Anwaltschaft erledigt?

Meiner Ueberzeugung nach: nein. Die Anwaltschaft würde ihre eignen Interessen, würde aber auch die elementaren Interessen des Recht suchenden Publikums preisgeben, wenn sie sich damit begnügte, daß man einem grundlos eingekerkerten Kollegen nach einer Woche freundlichst die Gefängnistore wieder geöffnet hat. Was wir verlangen müssen, ist volle Sühne des Unrechts, das man nicht nur dem einzelnen betroffenen Anwalt, sondern der Anwaltschaft und der Rechtspflege angetan hat.

Man bedenke einen Augenblick, was diese Verhaftung bedeutet. Klee ist ein alter Anwalt, der in der glücklichen Lage ist, sich drei Sozien halten zu können. Von diesen drei Sozien waren zwei eine Woche lang im Wesentlichen damit beschäftigt, ihren verhafteten Freund aus den Klauen der Justizorgane freizubekommen. Bei einem Anwaltsbüro von vier Genossen war also die Tätigkeit von drei Berufskollegen eine Woche lang zum großen Teil lahmgelegt. Klienten, die in wichtigen Terminen während dieser Zeit auf persönliche Wahrnehmung Wert legten — man denke etwa an Strafsachen —, mußten offensichtlich preisgegeben werden: ein gleich großer Schaden für das Anwaltsbüro wie für das beteiligte Publikum.

Aber schließlich hatte Klee, so sehr er persönlich zweifellos durch die Verhaftung geschädigt worden ist, eben noch das Glück, Sozien zu haben, die sich seiner annahmen. Wie aber, wenn eine derartige Verhaftung einen jungen Anwalt trifft, der allein Last und Verantwortung seines Büros trägt? Niemand wird sich seiner annehmen, es können Wochen, ja Monate vergehen, bis er frei kommt. Inzwischen hat sein Büro leer gestanden, seine Klientel ist von ihm fortgegangen, sein Name ist als der eines Verbrechergenossen in die Zeitungen gezerrt worden: er ist ruiniert.

Man hat mir entgegengehalten, jedem Bürger könne passieren, daß er ungerecht verhaftet wird. Mag sein; mag weiter sein, daß man Justizorganen, die in Einzelfällen allzu leichtherzig Bürger in Untersuchungshaft bringen, schärfer auf die Finger sehen sollte. Aber darum handelt es sich hier nicht. Worauf es ankommt, ist, daß der Rechtsanwalt als Verteidiger in Ausübung seines Berufes handelt. In dieser seiner Berufstätigkeit, die er im Interesse der Rechtspflege ausübt, hat er Anspruch auf den besondern Schutz des Staates, genau so, wie jedem Beamten bis zum Gerichtsvollzieher dieser Schutz zuteil wird, mit Recht zuteil wird. Wenn — ganz allgemein gesprochen — ein Verteidiger verhaftet werden kann nur deshalb, weil er einen Angeklagten, dessen Adresse dem Gericht unbekannt ist, pflichtgemäß beraten hat, so ist das ebenso, wie wenn ein Arzt wegen fahrlässiger Tötung verhaftet wird, von dem zunächst nichts weiter feststeht, als daß sein Patient gestorben ist, oder wenn ein Gerichtsvollzieher verhaftet wird, nur deshalb, weil er auf Grund eines vollstreckbaren Schuldtitels trotz Widerspruch des Schuldners in dessen Räume eingedrungen ist. Es handelt sich darum, daß die Träger öffentlicher Berufe, die mit besonderer Verantwortung

und Gefahr verbunden sind, verhaftet und damit in schwerster Weise persönlich geschädigt werden auf Grund von Vorfällen, die mit ihrem Beruf ohne weiteres verbunden sind. Damit wird aber der Beruf selbst preisgegeben und die Allgemeinheit in ihrem elementaren Interesse an ungestörter Ausübung dieser Berufe geschädigt. Ein Richter also, der einen Verteidiger ohne sorgfältigste Prüfung und zwingende Gründe verhaftet, verletzt hiermit nicht nur die privaten Interessen eines Einzelnen, sondern begeht als Organ der Rechtspflege einen unerhörten Eingriff in die Tätigkeit eines andern gleichgeordneten Organs der Justiz und verletzt damit zugleich die Grundrechte des Publikums, dessen ungestörter Schutz durch den Anwalt doch grade eine Voraussetzung unsrer Rechtspflege ist. Ein solcher Richter schädigt daher die Justiz in ihren Grundlagen und kann nicht länger als Organ dieser Justiz ein verantwortungsvolles Amt bekleiden.

Diesen allgemeinen Grundsatz wird die Anwaltschaft bei Gelegenheit des Falles Klee aussprechen müssen, ohne damit in das schwebende Verfahren selbst einzugreifen.

Jener von Theobald Tiger

„Was haben Sie eigentlich gegen ihn?
Er ist diskret und stets bescheiden.
Er hat doch alle Sympathien —
was wolln Sie uns den Mann verleiden?"

Ja, gegen Wilhelm ist er Gold.
Das will nun aber nichts besagen.
Daß Jedermann ihm Achtung zollt,
bedeutet: er ist leicht zu tragen.

Und so bequem. Ist das ein Mann
der Republik? Ein Mann der Massen,
daraus er stammt? Sehn Sie sichs an:
Er kann von aller Herkunft lassen.

Ich weiß: man kann nicht immer so.
Ich weiß: er soll repräsentieren.
Ich weiß: abhängig vom Bureau . . .
die Position . . . er muß paktieren . . .

Der Arbeiter sah hoffnungsvoll
auf seinen Mann. Dem wollt er dienen.
In langen Jahren wuchs der Groll:
„Einer von uns? Einer von ihnen!"

Vergessen, was man lebenslang
für die Genossen schön gepredigt?
Ein Gang die Reichswehrfront entlang —
und Marx und Bebel sind erledigt.

Sechs Jahr kein Wort, das uns bewegt.
Kein Wort für Die in den Fabriken.
Kein Wort, das unsre Zeit erregt —
Nur Gehrock, Messen und Musiken.

Ein wahres Herz verliert sich nie.
Der ist den breiten Weg gegangen.
Wie die Partei. Er ist wie sie.
Man darf wohl nicht zu viel verlangen.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XXI.

Ernst Scholz

Die Bierbank ist ein Heiligtum der deutschen Politik. Hier ist die Welt des Spießers. Hier ist er nach des Tages Last und Mühen der freie Mann, der seinen Gedanken freien Lauf lassen kann. Hier werden die Zeitungen wiedergekäut. Hier entsteigt, wie die Venus dem Schaum der Meereswellen, die politische „Durchschnittsansicht“ des Deutschen dem Schaum des Bieres. Die Stimmung entsteht. Jene Stimmung, auf die die Abgeordneten und die Regierenden Rücksicht nehmen müssen. Beim Abendschoppen entlädt sich der ganze Groll des Philisters in massiven Worten. Als die deutsche Delegation, als die Stresemann, Marx und Luther sich zur Londoner Konferenz begaben, um endlich den Weg zu einer deutsch-französischen Verständigung zu ebnen, da schlug einer dieser Stammtischbrüder erregt, das Bierseidel absetzend, auf den Tisch und schrie: Wenn ich Reichskanzler wäre, würde ich dem MacDonald und dem Herriot Exzellenz Ludendorff hinschicken, und der müßte dann einfach sagen: Bei mir Götz von Berlichingen! Da sollten Sie mal die Gesichter der Brüder sehen! Keiner würde aufmucken, und Deutschland würde wieder groß in der Welt dastehen!

Beim Frühschoppen sind die Herren Akademiker und die ausgedienten Offiziere nicht ganz so erregt. Denn die Strecke des täglichen Aergers, den sie mit Wein oder Bier herunterspülen müssen, ist noch nicht so lang wie am Abend. Auch hier freilich fallen starke Worte gegen die verfluchte Revolution, gegen die Judenregierung und gegen „die ganze Richtung“. Deutschnationales Milieu. Aber es gibt doch auch da hin und wieder Einen, der, wenn sie es gar zu arg treiben, verstummt oder sich sogar einen Einwand erlaubt; ohne daß die Courage sich etwa zu einem Trennungsstrich aufraffte. Von dem Schlage sind jene Volksparteiler, die, als Corpsstudenten oder Reserveoffiziere a. D., eine deutschnationale Tarnkappe tragen. Zu diesen geistig schwankenden Frühschoppen-Gestalten gehört, unter Andern, Ernst Scholz, Doktor der Rechte und der Ingenieurwissenschaft. Nimm einen Philister, dazu einen Verbindungsstudenten und einen Sommerleutnant, mansche sie zusammen, knete sie tüchtig mit etwas Zucker, Mehl, Rosinen und Aepfelstückchen durch, und du wirst einen politischen Apfelstrudel haben. Zuckrig, schmissig, knusprig und aufgerieben. Die Backfische schwärmen für die soldatische Figur, die Jungfrauen für die Durchzieher im Antlitz und die ältern Damen-Semester haben ihn zum Fressen gern. Geist aber kommt in diesen Apfelstrudel erst, wenn man etwas Spiritus, etwas Alkohol hinzufügt.

Ernst Scholz ist der Blondkopf der Deutschen Volkspartei. Der Jackie Coogan. Nur mit dem einen Unterschied, daß bei Jackie Alles ein gutes Ende nimmt, während Scholz die klarsten Dinge verwirrt und unfehlbar in letzter Stunde durch einen Fehlgriff kaputt macht, was taktisch wunderschön eingefädelt war. Seine Laufbahn ist ganz normal. Geboren in der Maienzeit der alten Nationalliberalen Partei, im Wonnemonat 1874, zu Wiesbaden. Gymnasium. Drei Universitäten. Die Refendar-Jahre. Assessor. Die kommunale Karriere: Frankfurt, Wiesbaden, Düsseldorf, Cassel und Charlottenburg. Vom Assessor zum Kämmerer. Vom Kämmerer zum Oberbürgermeister. Sieben Jahre lang hatte er in Charlottenburg seines Amtes gewaltet, hatte verschiedene Schriften über das Reichshypothekenrecht, über das Genossenschaftswesen und über das Gemeindesteuer-System veröffentlicht, als eines Tages die große Politik an seine Tür klopfte. Und das kam so:

Der Kapp-Putsch war gewesen. Die Deutschnationalen und die Volksparteiler verlangten die Verabschiedung der Nationalversammlung und riefen, in immer stärkerm Ton, nach Fachministern im Reichskabinett. Die Reichstagswahlen 1920 waren vorüber. Die große Koalition der Demokratie, des Zentrums und der Sozialdemokratie hatte eine schwere Einbuße erlitten, und die Volkspartei machte sich bereit, aus der Opposition heraus- und in die Regierung einzutreten. Die beiden andern bürgerlichen Parteien der Mitte waren damit einverstanden, und nun ging es an die Konstituierung des Ministeriums. Den Volksparteilern wurde das Wirtschaftsministerium angeboten. Sie als Industrie-Partei sollte den Fachminister dafür offerieren. Einen Fachminister? Die Volksparteiler rieten hin und her. Die Ehrgeize in ihrer Fraktion, die später so wunderliche Sprossen zeigten, waren damals noch nicht so entwickelt. Einen Fachminister? stammelten sie. Einen Fachminister? Das Wort blieb ihnen in der Kehle stecken. Die Mitgliederlisten der Groß-Berliner Parteiorganisation wurden mit fliegender Hast durchgeblättert. Man suchte und suchte, setzte sich Brillen und Kneifer auf die Nase und machte sich die Zeigefinger naß, um die Seiten rascher umwenden zu können. Es schien verlorene Liebesmüh: ein Fachminister wollte sich nicht finden. Als man fast am Ende des Mitgliederregisters angekommen war, beim Buchstaben S, richtiger: Sch — da stieß man auf Scholz, zweimal Doktor, Jurist, Major a. D. Das volksparteiliche Herz fing an zu hüpfen. Und Kämmerer, gewesener Kämmerer! Der mußte was von der Wirtschaft verstehen. Der mußte ein Fachminister sein. Er war gefunden, wurde präsentiert und wurde Reichswirtschaftsminister im Kabinett Fehrenbach-Simons. Was soll ich weiter sagen? Vorhang zu!

Die Fraktion fühlte sich nun verpflichtet, ihm so rasch wie möglich ein Reichsmandat zu verschaffen. Die Gelegenheit dazu ergab sich bald. Nachdem die Volksabstimmung in Ostpreußen be-

endet war, wurden dort nachträglich Reichstagswahlen anberaumt, und Scholz kam als Spitzenkandidat der Partei ohne weiteres durch. Jetzt saß er auch in der Fraktion, die das merkwürdige meteorologische Schauspiel bot, daß die Winde gleichzeitig immer aus allen vier Richtungen gegen und durch einander bliesen. Man hatte Nord-Süd-Wind, man hatte West-Ost-Wind, und mittlerweile bildeten sich dabei ein linker Flügel, der sich um Stresemann gruppierte, ein rechter, der zu Quaatz, Gildemeister und Maretzki schwor, und endlich die Mitte, in der Scholz, gleichzeitig nach rechts und nach links schielend, thronte. War Stresemann in der Fraktion, lehnte sich die Mitte an ihn an. War er nicht da, taumelte sie zur Rechten. Stresemanns Taktik bestand darin, diese Taumelnden in der Mitte stets wieder zu sich heranzuziehen. So kamen die Mehrheitsbeschlüsse zustande, die Resolutionen, die dann hinterher wieder umgeschmissen, korrigiert, ergänzt und kommentiert wurden. Das ging so eine Weile, bis Stresemann, nach dem Sturz des Kabinetts Cuno, Reichskanzler und später Außenminister wurde und deshalb den Vorsitz der Fraktion niederlegen mußte. Ein Kampf begann um seine Nachfolge. Die Einen verlangten Heinze, die Andern Becker. Man konnte sich nicht einigen. Zuguterletzt verfiel man auf Scholz, da er Allen als der Ungefährlichste erschien.

Jackie Coogan war nunmehr Fraktionschef geworden und konnte beginnen. Inzwischen war er längst aus dem Reichswirtschaftsministerium ausgeschifft worden. Inzwischen hatte er sich die Pension als Oberbürgermeister und die Pension als Minister gesichert. Ein hervorragender Kenner der Staats- und des Kommunalbeamtengesetzes. In Pensionssachen eine unbestrittene Autorität. Aber als Fraktionsführer? Bassermann hielt im Himmel die Hände vors Gesicht und bat Petrus, eine Wolke vorzuschieben, damit er nicht dem Treiben seines Epigonen zuzusehen brauchte. Scholz hoffte mehr als einmal, vom Reichspräsidenten mit der Bildung des Kabinetts betraut, hoffte mehr als einmal, Reichskanzler zu werden. Aber er hoffte vergebens. Der Frühschoppen-Politiker, der Corpsstudent und der Major in ihm ließen ihn wieder und wieder Anschluß suchen bei den Deutschnationalen. Wenn alle Verhandlungen und alle Besprechungen an dem Starrsinn der Rechten gescheitert waren — er gab den Glauben nicht auf und brachte die Fraktion mehrfach in eine gradezu peinliche Situation. Er war der Bittsteller, der, an zehn Türen abgewiesen, an der elften es doch noch einmal versuchte. Er ist der personifizierte Gang nach Canossa.

Ein hübscher Mann. Ein netter Mann. Ein blühendes, gesundes Gesicht mit ein paar Schmissen. Wahrscheinlich ein tüchtiger Verwaltungsbeamter. Aber warum mußte er sich auf die Politik stürzen? Warum? Keine Ahnung. Wir sehen die Wirkungen, schütteln den Kopf und lassen alle Hoffnung fahren.

Der Linksdenker von Peter Panter

„Er ist ein Gespenst und doch ein Münchner."
Alfred Polgar

Das war ein heiterer Abschied von Berlin: sechs Wochen Panke und ein Abend Karl Valentin — die Rechnung ging ohne Rest auf.

Ich kam zu spät ins Theater, der Saal war bereits warm und voll Lachen. Es mochte grade begonnen haben, aber die Leute waren animiert und vergnügt wie sonst nach dem zweiten Akt. Am Podium der Bühne auf der Bühne, mitten in der Vorstadtkapelle, saß ein Mann mit einer aufgeklebten Perücke, er sah aus, wie man sich sonst wohl einen Provinzkomiker vorstellt: ich blickte angestrengt auf die Szene und wußte beim besten Willen nicht, was es da wohl zu lachen gäbe ... Aber die Leute lachten wieder, und der Mann hatte doch gar nichts gesagt ... Und plötzlich schweifte mein Auge ab, vorn in der ersten Reihe saß noch Einer, den hatte ich bisher nicht bemerkt: und das war ER.

Ein zaundürrer, langer Geselle, mit langen, spitzen Don-Quichotte-Beinen, mit winkligen, spitzigen Knien, einem Löchlein in der Hose, mit blankem, abgeschabtem Anzug. Sein Löchlein in der Hose — er reibt eifrig daran herum. „Das wird Ihnen nichts nützen!" sagt der gestrenge Orchesterchef. Er, leise vor sich hin: „Mit Benzin wärs scho fort!" Leise sagt er das, leise, wie seine schauspielerischen Mittel. Er ist sanft und zerbrechlich, schillert in allen Farben wie eine Seifenblase; wenn er plötzlich zerplatzte, hätte sich Niemand zu wundern.

„Fertig!" klopft der Kapellmeister. Eins, zwei, drei — da, einen Sechzehnteltakt zuvor, setzte der dürre Bläser ab und bedeutete dem Kapellmeister mit ernstem Zeigefinger: „'s Krawattl rutscht Ihna heraus!" Aergerlich stopfte sich der das Ding hinein. „Fertig!" Eins, zwei, drei ... So viel, wie ein Auge Zeit braucht, die Wimper zu heben und zu senken, trennte die Kapelle noch von dem schmetternden Tusch — da setzte der Lange ab und sah um sich. Der Kapellmeister klopfte ab. Was es nun wieder gäbe —? „Ich muß mal husten!" sagte der Lange. Pause. Das Orchester wartet. Aber nun kann er nicht. Eins, zwei, drei — tätärätä! Es geht los.

Und es beginnt die seltsamste Komik, die wir seit langem auf der Bühne gesehen haben: ein Höllentanz der Vernunft um beide Pole des Irrsinns. Das ist eine kleine Seele, dieser Bläser, mit Verbandsorgan, Tarif, Stammtisch und Kollegenklatsch. Er ist ängstlich auf seinen vereinbarten Verdienst und ein bißchen darüber hinaus auf seinen Vorteil bedacht. „Spielen Sie genau, was da steht," sagt der Kapellmeister, „nicht zu viel und nicht zu wenig!" „Zu viel schon gar nicht!" sagt das Verbandsmitglied.

Oben auf der Bühne will der Vorhang nicht auseinander. „Geh mal sofort einer zum Tapezierer", sagt der Kapellmeister, „aber sofort, und sag ihm, er soll gelegentlich, wenn er Zeit hat, vorbeikommen." Geschieht. Der Tapezierer scheint sofort Zeit zu haben, denn er kommt mitten in die Sängerin hineingeplazt. Steigt mit der Leiter auf die Bühne — „Zu jener Zeit, wie liebt ich dich, mein Leben", heult die Sängerin — und packt seine In-

strumente aus, klopft, hämmert, macht ... Seht doch Valentin! Er ist nicht zu halten. Was gibt es da? Was mag da sein? Er hat die Neugier der kleinen Leute. Immer geigend, denn das ist seine bezahlte Pflicht, richtet er sich hoch, steigt auf den Stuhl, reckt zwei Hälse, den seinen und den der Geige, klettert wieder herunter, schreitet durch das Orchester, nach oben auf die Bühne, steigt da dem Tapezierer auf seiner Leiter nach, geigt und sieht, arbeitet und guckt, was es da Interessantes gibt ... Ich muß lange zurückdenken, um mich zu erinnern, wann in einem Theater so gelacht worden ist.

Er denkt links. Vor Jahren hat er einmal in München in einem Bierkeller gepredigt: „Vorgestern bin ich mit meiner Großmutter in der Oper ‚Lohengrin‘ gewesen. Gestern Nacht hat sie die ganze Oper nochmal geträumt; das wann i gwußt hätt, hätten wir gar nicht erst hingehen brauchen!“

Aber dieser Schreiber, der sich abends sein Brot durch einen kleinen Nebenverdienst aufbessert, wird plötzlich transparent, durchsichtig, über- und unterirdisch und beginnt zu leuchten. Berühren diese langen Beine noch die Erde? ...

Es erhebt sich das schwere Problem, eine Pauke von einem Ende der Bühne nach dem andern zu schaffen. Der Auftrag fällt auf Valentin. „I bin eigentlich a Bläser!“ sagt er. Bläser schaffen keine Pauken fort. Aber, na ... Laatscht hin. Allein geht es nicht. Sein Kollege soll helfen. Und hier wird die Sache durchaus mondsüchtig. „Schafft die Pauke her!“ ruft der Kapellmeister ungeduldig. Der Kollege kneetscht in seinen Bart: „Muß das gleich sein?“ Der Kapellmeister: „Bringt die Pauke her!“ Valentin: „Der Andre laßt fragen, wann.“ „Der Andre“ — nicht: Peperl oder: Herr Schmidt oder: Kollege Hintermüller, sondern: der Andre. Der Andre wird Schicksal, Moira und nachbarlicher Kosmos. Sie drehen sich eine Weile um die Pauke, schließlich sagt „der Andre“, er müsse hier stehen, denn er sei Linkshänder. Linkshänder? Vergessen sind Pauke, Kapellmeister und Theateraufführung — Linkshänder! Und nun, ganz Shakespearisch: „Linkshänder bist? Alles links? Beim Schreiben auch? Beim Essen auch? Beim Schlucken auch? Beim Denken auch?“ Und dann triumphierend: „Der Andre sagt, er ist links!“ Welche Distanz ist da vom „Andern“ — wie diesseits ist man selbst, wie jenseits der Andre, wie verschieden, wie getrennt, wie weitab! Mitmensch? Nebenmensch.

Sicherlich legen wir hier das Philosophische hinein. Sicherlich hat Valentin theoretisch diese Gedankengänge nicht gehabt. Aber man zeige uns doch erst einmal einen Komiker, ein Gefäß, in das man so etwas hineinlegen kann. Bei Herrn Westermeier käme man nicht auf solche Gedanken. Hier aber erhebt sich zum Schluß eine Unterhaltung über den Zufall, ein Hin und Her, kleine magische Funken, die aus einem merkwürdig konstruierten Gehirn sprühen. Er sei Unter den Linden spaziert, mit dem Nebenmann, da hätten sie von einem Radfahrer gesprochen — und da sei grade einer des Wegs gekommen. Dies zum Kapitel: Zufall. Der Kapellmeister tobt. Das sei kein Zufall — das sei Unsinn. Da kämen tausend Radfahrer täglich vorbei. „Na ja“, sagt Vallentin, „aber es ist grad Einer kumma!“ Unvorstellbar, wie so etwas aus-

gedacht, geschrieben, probiert wird. Die Komik der irrealen Potentialsätze, die monströse Zerlegung des Satzes: „Ich sehe, daß er nicht da ist!“ (was sich da erhebt, ist überhaupt nicht zu sagen!) — die stille Dummheit dieses Witzes, der irrational ist und die leise Komponente des korrigierenden Menschenverstandes nicht aufweist, zwischendurch trinkt er aus einem Seidel Bier, kaut etwas, das er in der Tasche aufbewahrt hatte, denkt mit dem Zeigefinger und hat seine kleine Privatfreude, wenn sich der Kapellmeister geirrt hat. Eine kleine Seele. Als Hans Reimann einmal eine Rundfrage stellte, was sich Jedermann wünschen würde, wenn ihm eine Fee drei Wünsche freistellte, hat Karl Valentin geantwortet: „1.) Ewige Gesundheit. 2.) Einen Leibarzt.“ Eine kleine Seele.

Und ein großer Künstler. Wenn ihn nur nicht die berliner Unternehmer einfangen möchten! Das Geheimnis dieses primitiven Ensembles ist seine kräftige Naivität. Das ist eben so, und wems nicht paßt, der soll nicht zuschauen. Gott behüte, wenn man den zu Duetten und komischen Couplets abrichtete! Mit diesen verdrossenen, verquälten, nervösen Regisseuren und Direktoren auf der Probe, die nicht zuhören und zunächst einmal zu Allem Nein sagen. Mit diesem Drum und Dran von unangenehmen berliner Typen, die vorgeben, zu wissen, was das Publikum will, mit dem sie ihren nicht sehr heitern Kreis identifizieren, mit diesen überarbeiteten und unfrohen Gesellen, die nicht mehr fähig sind, von Herzen über das Einfache zu lachen, „weil es schon dagewesen ist“. Sie jedenfalls sind immer schon dagewesen. Karl Valentin aber nur ein Mal, weil er ein seltener, trauriger, unirdischer, maßlos lustiger Komiker ist, der links denkt.

Filme von Frank Aschau

Die Ehe im Kreise

Lubitsch in Amerika drehte dieses Lustspiel, das in Wien spielt. Mit Staunen sieht der Patriot deutsche Ladenschilder und Aufschriften im Film. Und erkennt bald, daß hier allerdings sehr viel von dem amerikanischen Film übernommen wurde, daß aber zugleich eine neue Nuance, ein andrer Tonfall, hinzukam, sehr zum Nutzen des Stücks.

Die Handlung gleitet sanft, aber entschieden vorwärts. Nicht wird man hier im Hundert-Kilometer-Tempo an den Ereignissen vorbeigewirbelt, sondern kann sie behaglich zurückgelehnt wie von einem Wiener Fiaker aus betrachten, was auch seine Vorzüge hat. Das Ganze ist weder gepfeffert noch fade, sondern milde gewürzt, delikat und bekömmlich zubereitet. Es werden nur ganz reine Zutaten verwandt, keinerlei Surrogate. Eine sehr bemerkenswerte Tatsache, denn welche Scheußlichkeiten und geheimen Gifte sind sonst in Film- und Theaterlustspielen so oft verborgen, die dem Zuschauer mit scheinheiliger Miene gereicht werden, als sei es so ganz in der Ordnung. Man gibt ihm dünn überzuckerte Roheiten und suggeriert ihm, nur Menschen mit ausgepichten Mägen und dummen Nerven seien achtbar . . .

Lubitsch aber weist in diesem Film mit großer Feinheit und aufrichtig klugem Witz auf Das, was wahrhaft komisch oder

belächelnswert ist. Sein Lachen hat hier einen guten Klang wie das der Zuschauer, deren Gefühl sich allmählich geschärft und verfeinert hat (wahrscheinlich überall in der Welt).

Und so nimmt denn der Regisseur den Zuschauer mit milder, lässiger Gebärde an der Hand und zeigt ihm zunächst, wie ein Loch im Strumpf des Ehemanns sich zu einem Loch in der Ehe erweitert. Das wunderbare Mikroskop des Films wird auf kleine Ereignisse und Gebärden eingestellt, die sonst kaum sichtbar sind. Da ist das Theater des menschlichen Gesichts errichtet, und die Hauptrollen spielen Mund, Schnurrbart, Nasenspitze, Augenbrauen und Kinn. In ergötzlicher und schöner Weise wird die Materialisation von Gedanken in Gesichtern gezeigt. Es gibt Szenen, die reichen von einem betrübten Ausdruck bis zu einem erfreuten, von einem selbstzufriedenen bis zu einem entsetzten, vom überraschten bis zum gefaßten — und sie sind von intensivem Leben erfüllt, gelungen und ganz fesselnd im Wechsel der Schattierungen und der Dynamik. Und witzig spiegeln sich in den Bewegungen der Gegenstände, des Eierbechers, der Chocoladentasse die kleinen bedeutsamen Handlungen der Menschen.

Die amerikanischen Darsteller des Films sind gut und geben dem Ganzen, nur selten vergröbernd und verdeutlichend, Wahrhaftigkeit. Aber was in ihrem Spiel fesselt, ist weniger das Besondere, das Individuelle als grade das Allgemeine, Das, was allen Menschen gemeinsam ist. Im Film wird das gewöhnliche Leben entdeckt — und der gewöhnliche Mensch.

Arabella

Man müßte das Leben eines Baumes oder eines Pferdes verfilmen, soll Rodin gesagt haben, als er zum ersten Mal im Kino war. Jetzt, zwei Jahrzehnte fast nach seinen ahnungsvollen Worten, strebt der Film auch nach der Richtung, die er andeutet. In ‚Rin-Tin-Tin' wurden Leben und Schicksale eines Hundes gezeigt, der ‚Hottentot' war die Geschichte eines Rennpferdes. Nun hat Hans Kyser für den Film den „Roman eines Pferdes" geschrieben und Karl Grune hat ihn inszeniert.

Nach einer heiter verbrachten Jugendzeit läuft „Arabella" eines Tages in die weite Welt, wird im Gewittersturm zurückgeholt, erhebt sich zu Ruhm und Ehren als Siegerin in einem großen Rennen, aber dann kommt der Umschwung, das Pferd stürzt, wird auf Auktionen verschachert, knapp vor dem Abdecker gerettet und endet als Droschkengaul, wobei es aber schließlich zum Glück einer menschlichen Jugendfreundin und Namensverwandten begegnet, die in angenehmen Verhältnissen lebt und dem Tiere hoffentlich wieder zu einigem Wohlstand verhelfen wird.

Glanz und Elend eines Pferdes — das ist sicherlich ein schönes Thema für einen Film. Denn wir sind es wahrlich müde, immer dieselben Dinge, dieselben Konflikte, dieselben Beziehungen aufgetischt zu bekommen. Hier sollen Pferde- und Menschenschicksale verschlungen gezeigt werden. Und so läßt denn Kyser einen Mann durch das Pferd ins Unglück geraten und mit düster erhobenem Messer durch die Handlung schreiten.

Die Hauptperson bei so einem Film scheint mir der Photograph zu sein. Wie weit Alles Leben und Bedeutung gewinnt, hängt von seiner Sachlichkeit und seinem Gefühl wesentlich mit ab.

Hier haben nun die Bilder leider nicht jene Tiefe und Plastik, jenen Schmelz, wie sie die Vorbedingung einer eindringlichen Wirkung sind. Die Dinge und Figuren erscheinen meistens klein und wesenlos, oft dunkel, das Licht ist selten modelliert, die Räume sind nicht immer gestaltet. (Uebrigens glaube ich, daß man bei uns viel zu oft Objektive mit kurzer Brennweite verwendet, die den Vorteil haben, daß mehr auf die Bildfläche hinaufgeht, aber den Nachteil, daß Alles kleiner wird.)

Und dann fehlt noch etwas Andres: die Beziehung der Menschen zu dem Tier. Wer von diesen Darstellern kennt Pferde, wer ist mit ihrem Leben verbunden, sodaß sie ihm mehr sind als Komparserie und Kulisse?! Das aber müßten sie sein, wenn das schöne Ziel, das Kyser vorschwebte, erreicht werden sollte.

So muß man sich des Planes und der Anlage des Ganzen freuen. Und einzelner Gestalten, Bilder und Szenen. Und mit Spannung auf die nächsten Tierfilme dieser Art warten.

Verschleierungen von R. Kuczynski

Brotpreise

Durch eine unliebsame Indiskretion ist es herausgekommen: das Brot ist in Berlin seit mehreren Wochen um ein Drittel teurer. Der Brotpreis ist allerdings nicht gestiegen — darin hatte die amtliche „Verlautbarung" recht —: das Fünfgroschenbrot kostet nach wie vor fünfzig Pfennige; aber es wiegt nicht mehr 1800 Gramm, sondern nur noch 1350 Gramm. Einzelnen hellsichtigen Menschen war der plötzlich so elastische Schritt der Bäckerjungen schon verdächtig vorgekommen. Aber etwas Gewisses wußte man nicht. Völlige Klarheit wurde erst geschaffen, als der Apotheker P., der sich stets vor und nach dem Genuß des Brotes auf seine Wage setzt, feststellen mußte, daß sein Lebendgewicht einschließlich Fünfgroschenbrot nur mehr um 1350 Gramm höher war als ohne dem. Statt nun die Tatsache der Brotverkleinerung, von der er amtlich gar keine Kenntnis hatte, und die doch später einmal wirklich nur historisches Interesse haben wird, zu verschweigen, schwatzte er davon in völliger Verkennung der vaterländischen Belange — wäre so etwas bei einem Engländer denkbar? —, und so ist die großherzige Preisabbauaktion unsrer Regierung, die so unendlich viel zum Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft und zur Verbesserung der Lebenshaltung der arbeitenden Klassen hätte beitragen können, schließlich daran gescheitert, daß die verschleierte Brotverteuerung, die wahrlich kein Sonderinteresse und nur das Allgemeinwohl der Agrarier und der Bäcker fördern sollte, durch politischen Unverstand viel zu früh bekannt geworden.

Volkseinkommen

Eine glücklichere Hand zeigt die Regierung in der Verschleierung des Standes der Reichsfinanzen. Da veröffentlicht sie allmonatlich die Erträge des Steuerabzugs vom Lohn. Er ergab im Juli und August zusammen 215 Millionen Mark. Auf das Jahr umgerechnet sind das 1,3 Milliarden, was einem Lohneinkommen von mindestens 29 Milliarden und einem gesamten Volkseinkommen von mindestens 43 Milliarden entspricht. Dabei ist sich aber das Reichsfinanzministerium mit allen volkswirtschaftlichen Sachverständigen darüber einig, daß das Volkseinkommen tatsächlich nur etwa 25 Milliarden

beträgt, und die amtliche und die private Propaganda betonen auch stets, daß die 7 Milliarden Steuern, die wir an Reich, Länder und Gemeinden zu zahlen haben, 28 Prozent des Volkseinkommens ausmachen. Die Ausweise über den Steuerabzug vom Lohn sind also offenbar falsch. Wenig vertrauenswürdig erscheinen auch die amtlichen Mitteilungen über die Erträge der Beförderungssteuer. Sie hätte danach, zum Beispiel, im Januar 2 115 490 Mark, im Februar 74 586 Mark, hingegen im Juli 20 689 647 Mark, im August 22 863 381 Mark erbracht. Wie ist das möglich, wo sich die Steuersätze nicht geändert haben? Und wie steht es mit der Umsatzsteuer? Nach den amtlichen Ausweisen müßten, wie ich hier in der vorigen Woche gezeigt habe, drei Fünftel der Steuer hinterzogen werden. Was sagt die Regierung zu alledem? Sie sagt selbstverständlich gar nichts dazu, solange die Tagespresse und der Reichstag die amtlichen Ausweise Monat für Monat kritiklos hinnehmen.

Kriegsunschuldpropaganda

Nicht minder erfolgreich ist die — übrigens weniger von der Regierung als von den politischen Parteien — betriebene Verschleierungstaktik bei der Propaganda gegen die „Schuldlüge" des Versailler Vertrages. Der Versailler Vertrag enthält kein Wort davon, daß Deutschland die Hauptschuld oder gar die Alleinschuld am Kriege trage. Der von unsern Nationalisten immer wieder angezogene, aber wohlweislich nie wörtlich zitierte Artikel 231 lautet:

> Die alliierten und assoziierten Regierungen erklären, und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber für alle Verluste und Schäden verantwortlich sind, die die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Staatsangehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben.

Daß Oesterreich und Deutschland angegriffen haben, wird selbst von Denen nicht bestritten, die Rußland oder Serbien oder England oder Frankreich die Hauptschuld am Kriege zuschreiben. Und daß Deutschland und seine Verbündeten hier nicht als die Urheber des Krieges, sondern als die Urheber der Schäden bezeichnet werden, geht aus dem allein maßgebenden französischen Text eindeutig hervor:

> Les Gouvernements alliés et associés déclarent et l'Allemagne reconnaît que l'Allemagne et ses alliés sont responsables, pour les avoir causés, de toutes les pertes et de tous les dommages subis par les Gouvernements alliés et associés et leurs nationaux en conséquence de la guerre, qui leur a été imposée par l'agression de l'Allemagne et de ses alliés.

Selbstverständlich wissen die nationalistischen Drahtzieher sehr wohl, daß es eine Irreführung der öffentlichen Meinung in Deutschland ist, wenn, zum Beispiel, in der Entschließung der Deutschnationalen Reichstagsfraktion vom 28. August (und ähnlich schon in der Entschließung der Deutschen Volkspartei vom 26. August) „das in Artikel 231 des Versailler Vertrages über die Entstehung des Weltkrieges enthaltene, der damaligen deutschen Regierung abgezwungene Anerkenntnis der deutschen Schuld am Kriege" bekämpft wird. Auch wären ja unsre Nationalisten die Letzten, die der kaiserlichen Regierung einen Vorwurf daraus machen würden, wenn sie die Hauptschuld am Kriege trüge, so wie sie die Ersten wären, sich das Verdienst zuzuschreiben, wenn es zu einem Revanchekrieg käme. Tat-

sächlich bekämpfen sie den Artikel 231 nur, weil sie sich einbilden, daß mit seiner Streichung die Reparationsverpflichtungen Deutschlands hinfällig würden. Es ist nicht ihre Ehre, die durch die „Schuldlüge" verletzt ist, sondern ihr Portemonnaie.

Ellis und Wilson

In Deutschland dient die Verschleierung seit zehn Jahren so ausgiebig der Erstickung der Wahrheit, daß es einem ordentlich wohl tut, wenn einmal Jemand eine Verschleierung dazu benutzt, um die Wahrheit zu sagen. Werner Hegemann, der uns schon in seinem großen Werke: ‚Der Städtebau' manche unangenehme Wahrheit zu sagen hatte, hat vor kurzem seine geistvollen Ansichten über Goethe, Voltaire, Friedrich den Großen und Andre in Form von Gesprächen zwischen einem fingierten amerikanischen Großkaufmann Manfred Maria Ellis und Hugo von Hofmannsthal, Georg Brandes, Thomas Mann, Bernard Shaw, Hegemann selber und Andern veröffentlicht. Er bringt da auch ein amüsantes Lustspiel von Ellis, das „im Frühjahr 1913 auf dem kleinen Theater des Schlosses von Caserta vor einem Freundeskreise (Bernard Shaw, Hugo von Hofmannsthal, Anatole France und Andern) aufgeführt wurde". Auch an andern Stellen ist es Hegemann mit seiner Verschleierung nicht sehr ernst, so, wenn er Ellis unter Bezugnahme auf eine im Jahre 1909 gehaltene deutschfreundliche Rede Wilsons sagen läßt: „Wenn es je dazu käme, daß solche fremden Deutschlandschwärmer für ihre rühmend vorgetragene Ueberzeugung eintreten müßten, dann würden sie umfallen und je nach den Umständen auch genau das Gegenteil behaupten".

Was aber tut die Frankfurter Zeitung? Sie bringt in ihrem Literaturblatt vom 12. September unter dem Titel: ‚Wilson als Lobredner Deutschlands' eine ausführliche Besprechung des Werkes von „Ellis", die mit den Worten beginnt:

> Mit dem Dampfer Montia ist im Weltkriege ein Amerikaner, Manfred Maria Ellis, untergegangen, der ein ungewöhnlicher Mensch gewesen ist. Man ersieht das aus seinen Deutschen Schriften, die Werner Hegemann gesammelt, in drei Bänden herausgegeben und mit einer Würdigung des Verstorbenen versehen hat.

Dann schildert der Rezensent den Werdegang des Amerikaners und sagt:

> So wurde Ellis ein Mann, der eine umfangreiche geschäftliche Tätigkeit mit einer Bildung vereinte, um die ihn mancher Literat hätte beneiden können — eine Art von Menschen, die in Amerika nicht ganz so selten ist, wie man meint.
>
> . . . Ellis äußert nicht etwa bloß Ansichten, sondern belegt sie, zumal gegenüber Einwänden von Thomas Mann, Hegemann und Andern, mit einer Fülle von Zitaten, insbesondere auch aus den Aeußerungen Friedrichs II. selber. Diese Gespräche sind eine ungemein interessante Lektüre, die auch zu manchen Gedanken über tiefere Ursachen des deutschen Schicksals anregen kann. Auf sie näher einzugehen, würde hier viel zu weit führen. Aber eine Episode aus den Gesprächen, die in sich geschlossen ist und heute einen Reiz hat, der ihr im Jahre 1913, als Ellis erzählte, noch nicht innewohnte, sei wiedergegeben. Es handelt sich um Woodrow Wilson . . ."

Der Artikel schließt mit der Prophezeiung von Ellis, der zweifellos scharfsinniger war als sein Rezensent.

Erinnerungen an Karlsbad von Alfred Polgar

Eine Zeitung wünscht meine Erinnerungen an die böhmischen Bäder. Ich kann mich nur an das Eine ziemlich genau erinnern, daß ich niemals in einem böhmischen Bad gewesen bin. Doch ist mir aus mancherlei Scherzen bekannt, daß nach Marienbad die Dicken gehen, nach Franzensbad aber die unproduktiven Frauen. Das ist Alles, was ich von diesen hochberühmten Orten weiß; im übrigen sind sie mir böhmische Bäder, sind für mich, da ich, wie gesagt, in ihnen weder geweilt habe noch auch nur dort gewesen bin, mit sehr wenig Assoziationen behaftet.

Hingegen Karlsbad, wo ich auch noch niemals war, Karlsbad, das ist was Andres. Dieser Begriff erscheint in meinem Bewußtsein relativ reich umdrängt von Vorstellungen, Bildern, Namen.

Tante Relli, die in Budapest wohnte, fuhr alljährlich nach Karlsbad, und auf der Hinreise machte sie immer in Wien Station. Sie gab uns Ermahnungen und kleine, lieblose Geldgeschenke, und mein Vater haßte sie mit aller Leidenschaft seines gerechten, noblen Herzens und brachte sie in einem Einspänner zur Bahn, den sie ihn zahlen ließ. Bei Tische wurde dann mit etlichem Ingrimm von Karlsbad gesprochen, und die Mutter sagte, daß sie es, weiß Gott, notwendiger hätte als Tante Relli. Damals bekam Karlsbad Phantasie- und Symbolwerte für mich, die es bis zum heutigen Tage behalten hat. Das Wort klang meinem Gefühl wie etwas ganz zauberhaft Schimmerndes, Hohes, gemeiner Menschheit Verschlossenes, wie: „Diamant" oder „Palast" oder „Million" oder sonst ein Ding, das, obzwar in der Welt vorhanden, doch so fern und unzugänglich, als existierte es nur im Märchen. „Karlsbad!" ... das gab ein Geräusch, wie wenn ein Beutel goldener Zechinen in der Hand des Kalifen klirrt. Dem Hohenstaufen-Kaiser, der, unbegreiflich machtvoll, mit glänzendem Gefolge nach Rom zog, mag der Mann aus dem Volke nicht in tieferm Staunen und Nichtigkeitsgefühl nachgeblickt haben als ich der Tante Relli, wie sie zwischen Koffern und Hutschachteln zur Bahn fuhr ... nach Karlsbad.

Seither habe ich von Karlsbad noch manches Andre gehört, das die Meinung meiner Kindheit, diese Stadt sei auf dem Globus rot eingerändert, wie die Feiertage im Kalender, bestätigte. So erfuhr ich, zum Beispiel, daß der Verfasser des bekannten Zitats aus ‚Götz von Berlichingen' zu wiederholten Malen in Karlsbad sich aufgehalten und dort seine Funktionen klassisch geregelt hat. (Professor von Schmidt-Teutlingen: ‚Die Peristaltik und ihr Einfluß auf das dichterische Schaffen'.) Auch der Poet Ladislaus Pyrker, der in der Literaturgeschichte vorkommt und sonst nirgends, war ein regelmäßiger Besucher Karlsbads, und Max Pallenberg ist jedes Jahr einige Wochen Gast der wunderbaren Stadt, um das Sprudeln an der Quelle zu lernen. Im Jahre 1921 vertieften sich meine Beziehungen zu Karlsbad durch den Aufenthalt, den eine Freundin dort nahm. Ich erfuhr damals viel von den landschaftlichen Schönheiten Karlovy varys, von einem Eintänzer, der seinesgleichen nicht hätte in den Kapitalen der Welt, und von der lästigen Pflicht, sich täglich mehrmals umzuziehen. Der Verbrauch an Abendkleidern in Karlsbad scheint ein größerer zu sein als der an

Sprudelwasser, und ich verstehe jetzt, daß Tante Relli, die häßlich war wie ihr Vorname, immer so viel Koffer mitnahm, wenn sie auszog, ihre Obstipation los zu werden.

Von der Heilwirkung des Karlsbader Wassers berichten alle Menschen, die seiner genossen, Erstaunliches. Indirekt verdankt das glanzvolle Leben der Großstädte seine Kontinuität den Karlsbader Thermen. In Karlsbad werden nämlich die reichen Leute, die sich wintersüber überfressen haben, entleert, gereinigt und ausgebessert und so für abermals eine Saison in Stand gesetzt, ihr Leben zu leben. Die Strapaz der Genüsse, zu denen Winter und große Stadt verpflichten, wäre nicht zu ertragen ohne den Hoffnungsblick auf ein ausgleichendes und in integrum restituierendes Karlsbad. Dort kommt der, sozusagen, innere Mensch in die Wäsche. Alle Fett- und sonstigen Flecke, die der Bauch beim konsequenten unvorsichtigen Soupieren sich gemacht hat, werden radikal ausgeputzt, und mit Gedärmen, die wie neu sind, tritt der Karlsgebadete wieder hinaus ins stopfende Leben. Die Quellen Karlsbads setzen, wie das Konversationslexikon glaubwürdig versichert, kohlensauern Kalk ab, der die Gegenstände, die er umzieht, versteinern macht und ihnen so zu längerer Dauer verhilft. In diesem Effekt des heiligen Wassers drückt sich symbolisch die Wunderkraft Karlsbads aus: das Dasein zu verlängern. Doktor Marton, der größte Lebenskünstler aller Zeiten, spricht von Karlsbad wie von einer Religion. (Das Assoziierende liegt auch in der bekannten Eigenschaft der Religion, fördernd auf den moralischen Stoffwechsel zu wirken.) Wer den Karlsbader Ritus einmal im Jahr fromm übt, ist gestählt zu neuen Sünden, was ja wohl überhaupt der wichtigste Sinn und Zweck menschlicher Frömmigkeit sein dürfte.

Das ist so ziemlich Alles, was ich von Karlsbad weiß. Von greifbaren Erinnerungen an die Stadt besitze ich einen hölzernen Servietttenring mit der eingebrannten Inschrift „Grüße aus der Sprudelstadt", etliche Ansichtskarten, darstellend ein Gedränge von Menschen, jeder mit einem Glas in der Hand, die Queue bilden, und eine Photographie der Tante Relli vor dem Goethedenkmal (Reliefs von Dorndorf). Wie man hört, soll der Glanz Karlsbads, seitdem das Baccarat dort verboten ist und nur noch Bac gespielt wird, ein wenig verblaßt sein. Aber ich stelle mir eine Saison in Karlsbad noch immer bezaubernd und verwirrend vor. Es sind gewiß noch sehr viel schöne Frauen dort und interessante Mannner mit Chequebüchern, und das Leben sprudelt heiß wie die Quelle, und des Nachts spiegeln sich die elektrischen Lampen im Schmuck der Ladies, deren höchste Tugend er ist, und des Himmels Sterne in der Tepl, an welcher Karlsbad liegt und besitzt.

Wenn es mir einmal so gut gehen wird, daß es mir schlecht gehen darf, will ich auch hinfahren.

Mich hat es während der zehntägigen Gerichtsverhandlung gegen Fechenbach förmlich erschüttert, wieder und wieder feststellen zu mussen, wie Oberlandesgerichtsrat Haß von einer politischen Voreingenommenheit und einer Animosität gegen den Angeklagten erfüllt war, die ihn gleichsam blind und taub gegen alle Stimmen der Vernunft, der Logik und sogar der elementarsten Menschlichkeit machte.

Friedrich Thimme

Bemerkungen

Der Tod der Stammrolle

Diese Mitteilung der Zeitungen ist von einer grotesken Schauerlichkeit. Also man stampft die Stammrollen ein. Nicht etwa, weil man selbst der Ansicht ist, daß sie überflüssig sind, sondern auf Befehl der Entente-Regierungen. Nicht etwa, weil irgend Jemand aus Vernunft oder Menschlichkeitsgründen hier etwas gegen sie einzuwenden hätte, sondern weil man dazu gezwungen wird.

Tatsache ist jedenfalls: man vernichtet Listen und Akten, die die Unterlagen für die systematische Menschenschlächterei der, ach, so großen Zeit bildeten. Die Stammrolle — sie war eine Art cauchemar, und man wird zittrig, wenn man heute an sie zurückdenkt. Jene liebliche Gegend an der General-Pape-Straße steigt vor mir auf, wo der preußische Feldwebel als Statthalter Seiner Majestät über Leben und Tod entschied. Jene Atmosphäre des roten Hauses, die aus Unterwürfigkeit, Gemeinheit, Forschheit und Heldensinn so schön gemixt war, daß man von ihrem Dufte noch heute manchmal im Traum überfallen wird.

Jene schon fast sagenhaft gewordenen Aerzte fallen mir ein, deren einzige Diagnose in den Buchstaben k. v. bestand. Das Strammstehen und Hackenzusammenschlagen, das Schmettern der Kommandos — ach, Deutschland, wie tief bist du gesunken: das Alles soll unwiederruflich dahin sein? Man kann es gar nicht glauben.

Irgendwo in der deutschen Seele lebt die Stammrolle und kann nicht sterben, auch wenn wir hundertmal gezwungen sind, Alles einzustampfen und zu vernichten. Die deutsche Stammrolle — dieses Geheimnis sei hier gelüpft — ist eine Form des deutschen Idealismus. Und solange der deutsche Idealismus besteht, wird die deutsche Stammrolle nicht untergehen.

Jene Ideologen, die das Hakenkreuz in der einen und den Schiller-Band in der andern Hand halten, die große Armee Derer, die das kaiserliche Deutschland mit Gewalt wiederhaben wollen: die „wahren Patrioten" jeder Provenienz werden der Stammrolle eine gute Erinnerung bewahren. Sie werden ihr in ihrem Herzen ein „Mahnmal" setzen.

Wir aber wollen uns freuen, daß diese Henker-Diarien und Mord-Kalender einer verdienten Vernichtung anheimgefallen sind. Der Tod der Stammrolle ist jedenfalls kein Grund, ein trauriges Gesicht zu machen.

Richard Hülsenbeck

‚Literat!'?

In einer wertvollen Kritik über einen wertvollen Autor schrieb Alfred Polgar hier neulich:

„X. ist kein Literat. Von den Verlogenheiten, Klebrigkeiten, Künsteleien, Schwindeleien des

Metiers ist in seinen Büchern keine Spur."

Was ist Polgar? Literat. Aelterer Schule; von uns Jüngeren hochgeachtet. Es gibt schwindelnde, künstelnde, klebrige, verlogene Literaten (die Mehrzahl!) und wahrsprechende, naturechte, saubere, bekennende. Warum, Polgar, machen Sie die Unsitte mit, beide Typen in einen Topf zu werfen und den Topf ins Klosett zu entleeren — zur Genugtuung aller Bäuche und Bärte, denen der Literat ein Greuel ist, weil er kein Spießer ist; aller Parteikraal-Insassen, weil er selbstständig zu denken pflegt; aller mystischen Oberlehrer im Schillerhemd, weil er sich auszudrücken vermag! „Literat!" — wissen Sie denn nicht, Kollega, daß dies der Racheschrei Derer ist, die nicht schreiben können (so, wie „Rationalist!" der Racheschrei Derer ist, die nicht denken können)? Ist Ihnen die Psychopathologie der höhern Schimpfwörter denn fremd? Wie traurig für mich, zu sehen, daß Sie Anstalten machen, ihr Gegenstand zu werden! Unter Literaten sind viele Schweine — vielleicht ebenso viele aufs Hundert wie in andern Berufen; sie moralisch zu killen, sei uns Pflicht, ist mir Lust; aber unter Literaten sind auch Männer und Jünglinge, die aus Leidenschaft klar formulieren, was der gewöhnliche Mensch dumpf im Herzen trägt. Kämpfer sind unter den Literaten; Kämpfer mit der Waffe des Worts. Die Führer der Revolution von 1789, die Führer der Revolution von 1917 sind Literaten gewesen. Voltaire, Jean Paul, Börne, Marx, Zola waren es; Shaw, Karl Kraus, Trotzki, Barbusse, Upton Sinclair sind es.

Auch Sie, Polgar, sind es, auf Ihre Art.

Kein Stand der Welt, der seine Angehörigen vor der Welt geflissentlich herabsetzt — außer dem Literaten. Ich protestiere! Oder haben Sie schon mal einen Kaufmann gesehen, der die Vokabel „Kaufmann" als Schimpfwort wählt, weil, in der Tat, viele Kaufleute Wucherer sind?

Kurt Hiller

Heinrich Zille

Was kann der Mensch irgend Gescheiteres tun als das Leben bejahen und mit aller lachenden Kraft lieben! Das heißt nicht: es so hinnehmen, wie es nun einmal ist, so elend und arm, wie es die Schlachtenlenker und die Pfaffen und die Finanzgenies gemacht haben. Nein, es heißt vielmehr: das Drahtgitter- und Staketenzaun-System dieser Herren recht entschieden abbauen, damit Leben erst wahrhaft sei. Aber Kraft und Macht und Siegesstolz wird diese Befreiungsarbeit nur haben, wenn sie aus undogmatisch heller, aus heidenmäßig lachender Liebe zu allem Leben kommt. Sonst reicht es höchstens zu ein paar Reichstagsmandaten.

Schlimmste Schändung des Lebens ist Heuchelei. Aber wer heuchelt nicht? Ach, es heuchelt Jeder, der an Stelle des Ganzen einen Teil setzt und vertritt. Heuchelei ist jede Lebensentfremdung. Das Leben hat keine Teile — nur die durch die Schule und die Bücher gezwungenen Gehirne.

Wer heuchelt nicht? Vielleicht das Kind. Machen wir aber keinen OskarPletsch-Engel aus ihm. Das Kind steht mit der Wahrheit oft auf gespanntem Fuße, es ist kein Moralist. Aber es hat meist noch den Mut, sein animalisches Dasein natürlich und also vergnüglich zu finden, des Essens und Trinkens und des Verdauens sich nicht zu schämen, es gern und offenherzig zu tun — und um die Wette.

Heinrich Zille, was für ein prachtvolles Blatt hast Du gezeichnet! Du liebst das Leben, und also liebst Du das Kind, und weil Du die Natur mehr liebst als die Dressur, liebst Du das Straßenkind mehr als das Gouvernantenkind.

Zu dem Kind gehört die Mutter, der Schoß, die Brust und die Arme, die das Kind halten und es abhalten. Vater sehen wir auf dem Blatte nicht. Er ist wohl in der Fabrik, auf Arbeit. Aber — gehört er überhaupt hierher? Er könnte hier nur Zuschauer sein — und die sind überflüssig. Das männliche Prinzip ist vertreten durch den großen Bruder. Das genügt. Hier handelt es sich um die elementare Lebensbasis: Gebären und Nähren. Der ideologische Ueberbau, der Mann, die Arbeit ist eine andre Sache. Mutter und Kind sind doch am liebsten unter sich — als die materialistische Basis der Geschichte.

Gebären, Nähren und Verdauen und Sterben ist auf dem wundervoll reichen, wundervoll menschlichen Blatte. Und auch die neue Zeugung. Der ganze nie abreißende Kreislauf des Lebens. Sterben steht auf dem greisenhaften Gesichte des Steckkissen-Säuglings, und die Freude am Geschlecht zeigt schon das strampelnde Kind, das in den Kissen liegt wie in weichen warmen Mutterarmen — und lacht.

Heinrich Zille ... machen Deine Kollegen in der Akademie auch so schöne Sachen?

Am schönsten aber ist die kecke Pflanze in der Mitte des Blattes, die nicht mehr nötig hat, sich von Mutter abhalten zu lassen. Die ist gezeichnet mit dem charmanten Können und mit dem Schönheitsgefühl eines alten Japaners ... und lacht!

Adolf Behne

Baltische Geschichte

In Lettland, dem frühern Kurland, sind durch den Versailler Friedensvertrag neue Leute an die neue Regierung gekommen, die früher sehr untergeordnete Stellungen inne hatten, als der kurländische Adel jeden Aufstieg der „Bürgerlichen" unmöglich machte. Nun wollte zu Anfang dieses Jahres ein baltischer Baron heiraten, und dazu hatte er ein Gesuch an den Minister des Innern nötig. Er schrieb das auch, und bei der Niederschrift des ministeriellen Namens — Kalnin — fiel ihm ein, daß er einmal einen Diener dieses Namens gehabt hatte. Er schrieb also noch unter das Gesuch: „Johann, wenn Du's bist, hilf sofort —!"

Liebe Weltbühne!

Egon Friedell kommt zu einem Tee. Schon im Vorraum treffen die Töne eines Klaviers sein Ohr, und selbstverständlich (selbstverständlich für einen literarischen Wiener Tee) sitzt der junge Korngold an dem Instrument.

„Sitzt schon wieder am Klavier und mauschelt", knurrt Friedell.

„Wie können Sie so etwas sagen!" ruft empört die Hofrätin, „Sie verstehn doch nichts von Musik!"

„Aber vom Mauscheln!" antwortet Friedell mit zerschmetterndem Blick.

Antworten

Dr. Joseph Bloch. Sie schreiben mir: „Auf Seite 511 der ‚Weltbühne' lese ich: ‚Herr Artur Mahraun . . . ahnt nicht, daß das Wort Bolschewismus gleichbedeutend mit Maximalismus ist . . .' Er ahnt es mit Recht nicht. Denn die beiden Worte haben mit einander gar nichts zu tun. Die Russische Sozialdemokratische Partei spaltete sich 1903 in zwei Teile, in die Mehrheitler (Bolschewiki) und die Minderheitler (Menschewiki). Genau so wie während des Weltkriegs später die deutsche Sozialdemokratie. Das Mehr, das in dem Namen Bolschewiki liegt, bedeutet nur, daß diese Gruppe die Mehrheit der alten Partei umfaßte. Mit dem Maximalismus (der übrigens eine Gruppe einer ganz andern sozialistischen Partei, nämlich der Sozialrevolutionäre, bezeichnete) hat der Bolschewismus nicht den mindesten Zusammenhang: weder ethymologisch noch historisch und erst recht nicht sachlich. Ich nehme an, daß diese kleine philologische Richtigstellung Ihnen willkommen ist." Sehr willkommen. Haben Sie Dank — dafür wie für Ihre Sozialistischen Monatshefte.

Frankfurter Nachrichten. Du schreibst mir: „Zu unserm Erstaunen sehen wir, daß in den Reklamen der ‚Weltbühne' in der Zeitschrift ‚Der Bahnhofsbuchhandel' auch eine Stimme der Frankfurter Nachrichten angeführt ist. Dies verwundert uns umsomehr, als, wie auch Ihnen bekannt sein dürfte, die politische Richtung der F. N. mit der von der ‚Weltbühne' vertretenen keineswegs übereinstimmt, und wir auch den Ursprung dieser Beurteilung der ‚Weltbühne' durch die F. N. nicht mehr feststellen können. Im beiderseitigen Interesse wollen wir von einer weitern Verfolgung dieser Angelegenheit absehen, wenn Sie bereit sind, die besagte Reklame-Notiz künftig bei keiner von Ihnen unternommenen Propaganda für die ‚Weltbühne' mehr zu verwenden. Wir bitten Sie daher, unserm Ersuchen umgehend Folge zu leisten." Ja, so werden heut Zeitungen gemacht. Da bist also du, ein Blatt aus dem Jahr 1722, das nahezu zwei Jahrhunderte später, seinem Untertitel: Intelligenzblatt gemäß, sich an der ‚Weltbühne' freut, ihr Loblied singt und sich sagt: Es wird eine Ehre und ein Vorteil für mich sein, als berliner Theaterkorrespondenten den Herausgeber dieser Wochenschrift zu gewinnen. Er läßt sich gewinnen, übt eine Weile diese Tätigkeit aus, gibt sie wieder auf — und dann wirst du an einen deutschnationalen Konzern oder sowas verkauft, sinkst zu einem Lokalblättchen ohne Intelligenz herab und ersparst dir sogar die Mühe, in deiner jüngsten Vergangenheit nachzuforschen, bevor du . . . Es ist ja nun klar, daß ein öffentlich abgegebenes Urteil der Frankfurter Nachrichten über die ‚Weltbühne' von ihr immer benutzt werden könnte, und wenn du die Angelegenheit noch so weit verfolgtest. Aber ich will mit dir nicht einmal mehr die Gemeinschaft eines Briefwechsels oder gar des gerichtlichen Sieges über dich haben und weise meinen Verlag an, deinem Ersuchen „umgehend Folge zu leisten".

Hans Schopflocher. Sie reizt das ‚Katalonische Problem' von Hanns-Erich Kaminski, erschienen in Nummer 38, zu folgender Entgegnung oder Ergänzung: „Ich hatte während der Monate März, April, Mai und Juni Gelegenheit, Spanien und Portugal nach allen Teilen hin zu bereisen, und habe natürlich auch versucht, mir ein Bild über die politische Verfassung dieses Landes zu machen. Da muß ich nun allerdings erwähnen, daß ich als Geschäftsmann ‚Barcelona über Alles' sagen muß; denn man muß unbedingt Respekt vor der Arbeit haben, die die Katalonen im letzten Jahrhundert leisteten. Als ich jedoch nach Madrid kam und mit dem dortigen Freunde meines Hauses, einem seit 43 Jahren in Madrid ansässigen Deutschen, über dies und jenes sprach und auch auf Katalonien zu sprechen kam, hörte ich die Kehrseite der Medaille. Die liebenswürdige Ritterlich-

keit, die den Spanier auszeichnet, und die ihn uns Deutschen so sympathisch macht, entbehrt der Katalone vollkommen. Wenn der katalonische Geschäftsreisende bei einer Firma zu keinem Abschluß kommen kann, so spricht er allerdings nicht harmlos von dem letzten Stiergefecht weiter, sondern er läßt sich seine Enttäuschung anmerken, markiert den Gekränkten und verläßt das Lokal. Der Kunde lacht erst darüber, dann ärgert er sich, und das Ganze ist ein Stein im Mosaik der Abneigung der Spanier gegen die Katalonen. Der Katalone vergißt nämlich zumeist, daß er den Erfolg der letzten zehn Jahre nicht allein seiner Energie, sondern auch der allgemeinen wirtschaftlichen Lage zu verdanken hat. Es war nicht schwer, Industrien, die heute zu neun Zehnteln brach liegen, und Banken, die heute zum Teil das Zeitliche wieder gesegnet haben, aus dem Boden zu stampfen, als die ganze Welt nach Waren schrie und an einem Tage mehr Werte zerstört als in Jahren geschaffen wurden! Katalonien droht dem übrigen Spanien mit der Loslösung. Gut. Im gleichen Augenblick würde sich dieses übrige Spanien gegen Katalonien durch hohe Zollschranken verbarrikadieren, und ich glaube kaum, daß Frankreich, mit dem die Katalonen gerne liebäugeln, den Ueberschuß der katalonischen Industrie glatt aufnehmen könnte; denn Eines darf der Katalone nicht vergessen: ein Land ohne Hinterland ist der bekannte Kopf ohne Körper. Was im übrigen der Artikelschreiber über das Regime des spanischen Direktoriums im Allgemeinen und über dessen Chef im Besondern schreibt, dürfte wohl mit dem übereinstimmen, was jeder Ausländer in Spanien zu hören und zu sehen bekommt: Im Ganzen eine Bewegung, über die die Geschichte eines Tages zur Tagesordnung übergehen wird." Das wollen wir hoffen.

Zeitungsleser. Das Blatt für die Idioten wird jetzt auch eins von den Idioten der Reichshauptstadt. Statt gewisse Dinge der Vergangenheit in Vergessenheit geraten zu lassen, erklärt es: „In dem, was Herr Marx über die Deutschnationalen sagt, befindet sich übrigens ein historischer Irrtum, der nicht ganz unwesentlich ist. Es hat eine Reichsregierung seit der Weimarer Verfassung gegeben, gegen die die Deutschnationalen nicht in Opposition gestanden haben, das war das Kabinett Cuno." Selbstverständlich; da dieses Kabinett den Deutschnationalen mühelose Inflationsgewinne verschafft hat, der deutschen Nation hingegen . . . „Die Unruhe, die durch solche Neuwahlen in die deutschen Verhältnisse hineingetragen würde, und die allgemeine Unsicherheit, die die Folge der Anordnung von Neuwahlen wäre, müßte uns politisch und wirtschaftlich außerordentlich schädlich sein." Uns? Den Deustchnationalen. Der deutschen Nation hingegen würden diese Neuwahlen, die hoffentlich noch vor Silvester stattfinden, politisch und wirtschaftlich ebenso nützlich sein, wie der frisch-fröhliche Ruhrkrieg des deutschnationalen Kabinetts Cuno ihr schädlich gewesen ist.

Hirsch. Sie schreiben mir: „Als Dichter und als Mitarbeiter verschiedener deutscher Presse-Organe, gestatte ich mir, mich auch an Sie mit dem Anerbieten zu wenden, Ihnen Beiträge für Ihr geschätztes Blatt zu liefern. Was die Art und Weise meiner Produktion betrifft, bin ich in der Lage, Ihre Wünsche auf fast sämtlichen wissenswerten und unterhaltenden Gebieten zu befriedigen. Als Hauptsparte nenne ich ‚Bühnenleben für Fachleute und Laien'; außerdem Belletristik und Aphorismen und schließlich Essays aus dem Leben bedeutender Persönlichkeiten wie: Dr. Ludwig Fulda, Julius Maria Becker, Lukas Böttcher, Christian Lahusen, führende Politiker und so fort. Soweit im Allgemeinen. Ich wurde bei der Aufzählung ausführlicher, als ich anfangs beabsichtigte, aber ich glaube, Deutlichkeit ist Ihnen sympathischer als Zurückhaltung; im übrigen stehe ich Ihnen für Alles mit Sie sicher zufriedenstellendem Belegmaterial zur Ihnen . . ." Wider Ihr Erwarten ist mir Zurückhaltung sympathischer. Und so fahren Sie vierzehn Tage später fort: „Am 18. September

machte ich Ihnen bereits eine allgemeine Offerte meiner Mitarbeiterschaft und fügte derselben Rückpostgeld bei. Da mir jedoch an einer Mitarbeit mit Ihrer Zeitschrift speziell sehr viel gelegen ist, erlaube ich mir, Ihnen heute ein Sonder-Angebot zu unterbreiten und die einzelnen Genres meiner Betätigung ausführlicher anzugeben. Ich führe nur folgende Sparten an: Hinter Rampe und Kulissen, Deutsches Sprachwesen bezw. Deutsche und Weltliteratur, Religionswissenschaft, Psychologie, Kultur, Sport, Erlauschtes und Erlebtes aus der Medizin (angefangen von der exaktesten Therapie bis zur Suggestion, Hypnose und sogenannten Telepathie, nebenbei auch nette klinische Episoden Prominenter), Rechtspflege — eigne Novellestik, Poesie, Aphorismen u. s. w. In welcher Art belieben Sie Proben von mir zu sehen?" Aber die zwei beiden genügen mir. Jedes Tier sucht seines Leibes Nahrung Und wenn ich das auch, wie Sie sagen würden, voll und ganz begreife: muß es denn auf diesem Futterplatze sein?

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G. m. b. H., Berlin W 35, Nolldf.792, Blumeshof 1.

Regierungskrise in England

von Joseph Friedfeld

London, 9. Oktober 1924

Als die Arbeiterpartei vor neun Monaten die Regierung übernahm, erwartete man, daß sie höchstens sechs oder zwölf Monate sich halten werde. Später lauteten die Prognosen optimistischer. Aber grade die besten Freunde der Arbeiterpartei wünschten, sie möge den Mut finden, nicht zu lange im Amt zu bleiben. Nun ist sie gestürzt.

Im Mittelpunkt des Interesses steht jetzt der Vertrag mit Sowjet-Rußland. Er wird von den Parteien zu der zentralen Frage gemacht, um die herum die neue Wahlschlacht geschlagen werden soll. Der Hauptpunkt des Vertrages ist das Versprechen Groß-Britanniens, unter gewissen Bedingungen Rußland eine von der englischen Regierung garantierte Anleihe zu gewähren. Sonst aber ist der Vertrag in allen seinen Punkten sehr vage. Er ist nichts als ein erster Schritt, ein Versuch, zu dessen praktischer Verwirklichung es noch vieler Beratungen und langer Zeit bedürfen wird. Die Konservative Partei ist mit wenigen Ausnahmen gegen den Vertrag. Ihrer Stellungnahme liegt ihre Abneigung gegen das sozialistische Rußland zugrunde. Russische Emigrantenkreise in Westeuropa beteuern ihren konservativen Freunden noch immer, daß ohne ein solches Darlehn die verhaßten Bolschewiki bald gestürzt werden können. Im Haß gegen die Sowjet-Regierung tun sich besonders die in der auswärtigen Politik sonst sehr gemäßigten ‚Times‘ hervor, deren rigaer Korrespondent die Quelle aller möglichen Gerüchte und Fabeln über bolschewistische Greueltaten bildet. Es verdient aber hervorgehoben zu werden, daß zwei führende konservative Zeitschriften: die Sonntagszeitung ‚Observer‘ und die Wochenschrift ‚Spectator‘ für die Ratifizierung des englisch-russischen Vertrages eintreten.

Noch klarer als die Stellung der Konservativen Partei ist die Stellung der Arbeiterpartei zu diesem Vertrage. Mag sie in der letzten Zeit noch so sehr über gewisse Fragen der Taktik und der Politik uneins gewesen sein: hinter diesem Vertrage steht sie doch einmütig. Bei der Masse der Arbeiterpartei mag vielleicht — jedenfalls mehr als bei den Mitgliedern der Regierung selbst — die Sympathie für den russischen Arbeiterstaat mitsprechen. Die Führer der Arbeiterpartei selbst aber sehen in dem Vertrage ebenso einen ersten Schritt zur Pazifizierung Europas wie in dem Londoner Abkommen und in den genfer Verhandlungen. Sie erwarten, daß ein großer Teil des Darlehns an Rußland auf Bestellungen in England verwendet und so die Arbeitslosigkeit etwas gemildert

werden wird, und sie machen geltend, daß die britischen Eigentümer russischer Werte durch den Vertrag die Aussicht erhalten, wenigstens etwas zu bekommen.

Am strittigsten ist die Haltung der Liberalen Partei. Sie ist in ihrer Mehrzahl immer für einen Vertrag mit Rußland eingetreten. Umso größer war die Ueberraschung, als Lloyd George diesen Vertrag auf das allerheftigste angriff. Asquith selbst hat lange geschwiegen, sich zuletzt aber im gleichen Sinne ausgesprochen. Von den andern liberalen Parlamentariern ist die Mehrzahl gegen den Vertrag. Die Liberale Partei hat beschlossen, nach Eröffnung des Parlaments gegen die Ratifizierung des Vertrages zu stimmen und ihn unmöglich zu machen. Die Arbeiterpartei richtete deswegen ihre schärfsten Pfeile gegen die Liberalen, wie ja überhaupt merkwürdiger- und doch begreiflicherweise der Kampf der Arbeiterpartei viel mehr gegen die Liberalen als gegen die Konservativen geht, und dies nicht nur im Parlament, sondern vor allem in den Wahlbezirken; denn sie kann wohl hoffen, liberale Stimmen zu gewinnen, kaum aber konservative. Auch weiß sie, daß sie der liberalen Unterstützung im Unterhause bedarf, während ihr die konservative unerreichbar ist.

Die Lage einer Regierung, die im Parlament nicht einmal über ein Drittel aller Stimmen verfügt, ist für die Dauer zu prekär. Es ist allerdings unwahrscheinlich, daß bei diesen Neuwahlen die Arbeiterpartei eine Mehrheit erzielen, aber es spricht Alles dafür, daß sie eine Anzahl Sitze gewinnen wird. Die radikalen Elemente in der Arbeiterpartei sind wohl mit MacDonalds Politik nicht zufrieden; aber sie werden immer damit vertröstet, daß die Regierung bei ihrer gegenwärtigen Stellung im Parlament nicht mehr tun könne, und auch ohnedies sind ihre Stimmen der Arbeiterpartei sicher. Denn so sehr das radikale Element in der Arbeiterpartei selber wächst, so unbedeutend ist doch die Kommunistische Partei in England, und die Erkenntnis, daß eine zersplitterte Arbeiterpartei noch viel machtloser wäre, ist viel zu stark, als daß — bis auf sehr vereinzelte Fälle — unoffizielle sozialistische Kandidaten auftreten werden. Dagegen hat die Regierung durch ihre vorsichtige und gemäßigte Politik sicherlich eine ganze Reihe Anhänger im kleinern Bürgerstand gewonnen, die bei den nächsten Wahlen ihr neue Stimmen zuführen werden. Auch ist so ziemlich das ganze Land mit der Führung der auswärtigen Politik durch den jetzigen Außenminister zufrieden, und es wird wahrscheinlich bei den Wahlen ins Gewicht fallen, daß man nicht wünscht, die bisher gewonnenen ersten Früchte dieser zähen und geduldigen Arbeit zu gefährden, indem man wieder Lord Curzon oder Lloyd George die Außenpolitik bestimmen läßt.

Die neue Wahl wäre die dritte im Lauf von drei Jahren. Dies würde den Forderungen der Demokratie entsprechen; denn jährliche Wahl vermag am besten den sich ändernden Willen des Volkes wiederzuspiegeln und macht die Volksvertreter nicht so unabhängig von ihren Mandaten, wie der lange Bestand eines Abgeordnetenhauses notwendig mit sich bringt. Aber häufige Neuwahlen sind auch von Uebel. Sie stellen große Ansprüche an Organisationen und Finanzen der Parteien. Sie bringen Unruhe in den wirtschaftlichen Alltag des Landes. Noch mehr fällt ins Gewicht, daß sie jede Beständigkeit in der politischen Führung unmöglich machen. Und darin liegt die Bedeutung der kommenden Wahl auch für Europa.

Britische Politik hatte früher für sich, daß sie eine Politik auf lange Sicht hinaus sein konnte; denn die Regierung verfügte über eine sichere Mehrheit im Parlament und durfte mit einer langjährigen Dauer ihrer Amtsführung rechnen. Dies hat sich seit dem Kriege geändert. Seit 1919 ist Englands auswärtiger Politik eine Unbeständigkeit eigen, die sie gegenüber der konsequenten französischen Politik ins Hintertreffen bringen mußte. MacDonald hatte — obwohl also seine Partei nicht einmal über ein Drittel der Mandate im Unterhause verfügte — als Außenminister wieder verstanden, der britischen Politik ein Gesicht zu geben und ihr Gehör zu verschaffen. Es war nur ein Anfang gewesen und dazu vom Glück begünstigt. Und was ist erreicht worden? Eigentlich nichts. Auf der Londoner Konferenz ist ein modus vivendi zwischen Deutschland und Frankreich geschaffen worden; aber es ist schwer vorauszusagen, wie der Dawes-Plan sich auswirken, und ob er nicht schließlich eine mächtige kapitalistische Interessen-Allianz hervorrufen wird, deren Opfer die Arbeiter und der kleine Mittelstand sein werden. In Genf hat man versucht, sich mit vorsichtigen Schritten einer Abrüstungskonferenz zu nähern; aber es ist zweifelhaft, ob diese Konferenz, auch wenn sie wirklich nächsten Juni stattfindet, mehr hinterlassen wird als vage Resolutionen. Die jetzige russische Regierung ist wohl anerkannt worden; aber der neue Vertrag mit ihr, der die Grundlagen der künftigen Verhältnisse bauen sollte, ist, obwohl nur ein verschwommener Anfang, doch schon heiß umstritten. Dessenungeachtet war in all Dem eine Linie zu gewahren. Ein Anfang war gemacht worden. Die britische Außenpolitik hatte wieder eine Richtung bekommen. Und das europäische Gleichgewicht ist so schwach, daß es wenig Schwankungen und Störungen verträgt. Unter MacDonald und Herriot hatte eine langsame Konsolidierung begonnen, die sich auch in Deutschland und noch mehr in den kleinen Staaten Mittel- und Südosteuropas fühlbar gemacht hätte. Nun ist Alles wieder in Frage gestellt.

Dazu kommt, daß in der nächsten Zeit eine Reihe kleinerer, aber nicht minder ernster Probleme die Aufmerksamkeit des britischen Kabinetts erfordern werden. Die irische Frage mag im weitern Verlauf zu schweren Komplikationen führen. Die Unruhe in Indien steigert sich beständig. Die Verhandlungen mit Zaglul Pascha sind zusammengebrochen. Die Zukunft Aegyptens ist ungewiß. Die Lage auf der arabischen Halbinsel ist durch den Angriff der Wahabiten auf Mekka plötzlich kompliziert worden. Die mesopotamische Frage ist noch nicht geregelt, und immer lauter wird in England die Forderung einer Räumung Mesopotamiens. Die Lösung aller dieser Probleme wird eine Minderheitsregierung niemals verbürgen können.

Es ist unwahrscheinlich, daß die Wahlen diesen Zustand ändern werden. Die Arbeiterpartei wird wohl nicht die 129 Sitze gewinnen, die ihr zur Majorität fehlen. Die bürgerlichen Parteien werden kaum gewillt sein, noch einmal ein Kabinett der Arbeiterpartei aus den Wahlen hervorgehen zu lassen. Möglich, daß die Konservative Partei eine knappe Mehrheit erringen, möglich auch, daß eine Mittelpartei entstehen wird. Die Rechtskonservativen würden dann eine eigne Gruppe bilden, die in der irischen Frage den Standpunkt des protestantischen Ulster vertreten würde. Und der linke Flügel der Liberalen, vielleicht zwanzig Mann stark, dürfte zur Arbeiterpartei abschwenken. In einer solchen Mittelpartei wären dann wieder Lloyd George und Churchill obenan. Churchill wird als konservativer Kandidat in einem sichern Wahlkreis auftreten und so die Niederlagen wettmachen, die er in den letzten Jahren von der Arbeiterpartei erlitten hat.

Das Dreiparteien-System, durch das die Lage der jeweiligen Regierung notgedrungen schwierig wird, hat an vielen Stellen den Wunsch geweckt, wieder zu einem Zweiparteien-System überzugehen. Die eine Partei würden die Bürgerlichen bilden, die andre Partei die Labour Party. Das Zweiparteien-System hatte die Stärke des britischen Parlamentarismus ausgemacht. Es gab keine Koalitionen und keine Kompromisse. Die Opposition hatte ihre richtige Stellung im parlamentarischen Leben und hatte sie nur hier. Die Opposition einer Partei, die dazu bestimmt ist, immer in Minderheit zu bleiben — wie etwa die nationalen Minderheitsparteien in der Tschechoslowakei oder in Polen — ist stets unfruchtbar und ohne parlamentarischen Wert. Die Mehrheit kann sich immer über alle Wünsche der Minderheit hinwegsetzen und doch scheinbar die demokratischen Grundsätze wahren. In England aber konnte die Partei, die Opposition war, das nächste Mal wieder Regierung werden, und daher waltete im englischen parlamentarischen Leben eine stete Rücksichtnahme auf einander.

Allerdings: ist eine so schnelle Rückkehr zum Zweiparteien-System in England möglich? Sie würde jeder Partei erleichtern, ihr Programm zu umreißen, und sie zu seiner Durchführung verpflichten. Minderheitsregierungen führen zu Kompromissen. Das war das Schicksal der ersten englischen Arbeiterregierung. Vielleicht war es auch ihr Glück. Denn sie war kaum bereit und kaum imstande, ihr Parteiprogramm durchzuführen. Sie war in keiner Weise eine sozialistische Regierung. Sie hat die schwebenden großen Fragen des Wirtschaftslebens nicht nur nicht gelöst, sondern nicht einmal angefaßt. Aber es ist zu befürchten, daß die nächste Regierung, wenn nicht wider Erwarten von neuem ein Arbeiterkabinett zustande kommt, in der äußern wie der innern Politik nicht besser und wahrscheinlich um vieles schlechter sein wird.

Mexiko von Leo Matthias

III.

Die Hauptstadt

1.

Es wohnen hier, 2300 Meter über dem Meeresspiegel, etwa 800 000 Menschen.

Die Stadt wirkt größer. Zehntausende von Autos röhren durch die Straßen, bilden an jeder Ecke Barrikaden, improvisieren kleine Rennen, fahren mit einer affenhaften Geschicklichkeit durch Straßengewirr, überfahren sich täglich einige Male, stopfen sich wie Heeresteile in ganzen Bezirken fest. Camione, kleine Fordwagen mit einer Omnibuskarosserie für acht Menschen, stehen in Quadraten auf dem Hauptplatz, fahren alle zwei Minuten ab, sind besetzt bis auf das Schutzblech. Trams, von der Länge eines kleinen D-Zug-Wagens, mit ein, zwei Anhängern, halten nicht mehr wegen Ueberfüllung.

Was für ein Betrieb!

2.

Man erschrickt, geht man nach acht Uhr abends durch die Straßen. Feierlich liegen sie da wie zum Empfang eines Königs. Rechts und links fünfarmige elektrische Leuchter mit milchglasigen mattlila Kugeln. An den Wänden und auf den Dächern Irrlicht-Reklamen. Nirgends ein Fetzen Papier — nirgends der Schwanz einer Katze. Gehen zwei, drei Menschen hindurch, so hallt es wie in Ruppin.

Die Hauptstraße ist leer, die Nebenstraßen sind leer, die Straßen an der Peripherie und in den Kolonien. Vor den ein, zwei, drei Theatern stehen einige Menschen, einige kommen aus den ein, zwei, drei Restaurants, in den Vorstädten spazieren einige Pärchen, leere Autos warten hier und da auf Gäste. Lebhaft ist es nur vor den überfüllten Kinos, wo ein Rudel Wagen wartet. Eine Viertelstunde nach Elf sieht man auch hier nur herrenlose Hunde, die in den Abfallkästen wühlen.

Was für eine sonderbare Stadt! Lügen hier die Tage oder die Nächte?

3.

Man fährt nach dem Park Chapultepec hinaus.

In der Mitte liegt auf hohem Felsen — einstmals eine Insel, als Mexiko noch ein Venedig war — das Schloß des Präsidenten. An derselben Stelle hatte, vor mehr als vierhundert Jahren, Motecuzoma seine Sommerresidenz. Hier hatte er seinen Harem, seine Treibhäuser, Volièren, Fischteiche und Bäder. Hierher wurden die Austern gebracht, die im Golf von Mexiko gefischt wurden und bereits vierundzwanzig Stunden später auf seinem Tische lagen. Ein siebzig Meter hoher Baum ist die einzige Herrlichkeit, die aus dieser Zeit geblieben ist.

Man bummelt durch den Park . . . Etwas kahl liegt ein kleiner See zwischen Wiesen, etwas nüchtern steht ein kleiner Felsentunnel an dem Ufer, etwas reizvoller liegt ein Café auf einem kleinen Hügel. Klettert man hinauf — sieht man zu seiner Ueberraschung, jenseits dieses Sees, Beschattetes, geparkten Wald.

Lianenlauben, Rosengehänge, Pfefferbäume mit Akaziengefieder, Bananenfontänen, klumpfüßige Wasserpalmen, Taxodiumbäume: drängen sich, überdachen sich, treten vor Alleen zur Seite, weisen den Weg zu versteckten Bänken, kleinen Plätzen, Brunnen. Wie büßende Eremiten stehen in dem Spiel der Wege einzelne zerstriemte, hohe Eukalypten.

Man ist entzückt.

Man tritt durch eine Gittertür in ein Quadrat von hohen Wänden — steht, wie ein Schuljunge, vergafft. Eng, wie hütende Hände, umschließen Blütenmauern einen winzigen felsbemoosten Teich. Zwischen Abschluß und Steingeländer: hochgestreckte weiße Kalatulpen, tropfend der Kopf, mit spitzen gelben samenbeplusterten Zungen. Durch das Spiegelbild, langsam, mit schleiernden Flossen, schwimmen über Smaragd, chinesische Goldfische von der Größe eines Karpfens.

Wie schön ist diese Stadt!

4.

Ich ging auf den Zocalo, den Zentralplatz.

Wie häßlich ist diese Stadt!

Ich hatte den Platz von alten Stichen her in der Erinnerung als ein Viereck mit den Seiten: Kathedrale, Nationalpalast, Rathaus und der Front der Kolonnaden; in der Mitte: der eigentliche Platz, riesig und rund um ein Standbild, abgeschlossen durch eine niedrige Steinbalustrade, durch die hohe, schmiedeeiserne Türen führen.

Nichts ist davon geblieben, außer dem Rahmen. Maximilian, der Unselige, hat dieses „Steinmeer“ in einen „Garten“ verwandelt. Die Balustrade fiel, das Standbild wurde versetzt, grüne Kreise und Monde wurden angepflanzt. Es sieht nun aus, als ob man einige tropische Blumentöpfe auf dem Pflaster angesiedelt hätte. Es ist kein Garten und kein Steinmeer. Der Blick irrt umher zwischen dem zweistöckigen, schlicht-schönen Nationalpalast, der spanisch-barocken Kathedrale und den Kolonnaden.

Trams, Camione und Autos, Photographen, Zigarettenverkäufer und Dulcehändler stehen herum. Gruppen von Indios und Indias hocken in ihrer gewöhnlichen Stellung, die Kniee etwas geöffnet, auf den Fersen. Einer verkauft: Maria mit Jesus in einer Grotte, eingearbeitet in eine Osramlampe.

Einige dreißig Kioske bieten in den Kolonnaden Eis und Kuchensüßigkeiten an.

Vor der Kathedrale liegt ein Rumpf auf dem Bauch — fädelt mit der Zunge Nadeln auf einen Faden; spuckt, zielend, mit Erbsen nach einer Scheibe, die, getroffen, umfällt; setzt mit den Lippen Kreisel in Bewegung. Die Massen, die aus der Kathedrale kommen oder hineingehen, werfen ihm Centavos zu, die er mit dem Munde aufschnappt.

Sawinkows Beichte von Kurt Kersten

Als Wilhelm Liebknecht wegen seiner Haltung im deutsch-französischen Kriege der Prozeß gemacht wurde, rief er seinen Richtern zu: „Ich bin nicht ein Verschwörer von Profession, nicht ein fahrender Landsknecht der Konspiration. Nennen Sie mich meinetwegen einen Soldaten der Revolution: dagegen habe ich nichts."

Boris Sawinkow, der vor einigen Wochen in Moskau endlich abgeurteilt werden konnte, war ein unzuverlässiger Soldat der Revolution, ja er hat im gegebenen Augenblick sich gegen die Revolution gewandt und blieb, was er war: ein Verschwörer der Profession, ein fahrender Landsknecht der Konspiration.

Sawinkow ist immer ein ungemein interessanter Mensch gewesen. In der berüchtigten Azew-Affäre, der ungeheuerlichsten Spitzel- und Provokateurgeschichte aller Zeiten, war er der gewandteste Gegenspieler und Entlarver des großen Schurken. Sein Leben schlug er oft in die Schanze. Mit einer unheimlichen Geschicklichkeit, einem Raffinement ohnegleichen inszenierte er die gelungenen Attentate gegen Großfürsten und zaristische Beamte. Sawinkow ist das Genie des politischen Mordes, des individuellen Terrors. Er hatte einen unbezwinglichen Hang zur Konspiration. Er war begabter als je ein Komödiant im Maskemachen und in der Kostümierung. Er war ein Künstler der Methoden des politischen Mordes. Er wußte, wie man ein solches Attentat anlegt, vorbereitet, wie man Gewohnheiten und Lebensweise der gehaßten Opfer feststellt. Darin lebte Sawinkow, darin sah er seine Lebensaufgabe, dazu schien er berufen. Er verfügte über die Erfahrungen, die Enttäuschungen eines ganzen Jahrhunderts. Der Mord war sein Beruf. Und wie erbärmlich erscheinen neben ihm unsre einfältigen Hakenkreuzler, die rein aus augenblicklichen Geldkalamitäten auf die Idee verfielen: Auch damit — mit einem bißchen Knallen kann man auf seine Kosten kommen.

Sawinkow hatte eine Theorie des individuellen Terrors. Er kam doch von den Sozial-Revolutionären. Die haben einen Spruch: „Im Kampf wirst du dein Recht erwerben" — und sie legten sich diese Theorie des „individuellen Terrors" zurecht. Sawinkow hat Romane geschrieben. In diesen Büchern setzt er sich sehr erregend mit dem Problem des Terrors auseinander. Aber sein Problem mündet zuletzt in die schwere Frage: Was ist der Tod? So werden diese Revolutionäre allmählich abgedrängt von der eigentlichen politischen Linie. Schon ihr Mittel im Kampf erscheint ihnen wesentlicher als das Ziel des Kampfes selbst. Und dieses Mittel entfernt sie weit von der großen Masse; entfernt sie vom Massenkampf, treibt sie zur Sektenbildung, isoliert sie, macht ihre ganze

„Einstellung“ unsicher, beschränkt sie von vorn herein auf die Betonung des Individuellen. Diese Leute waren Fachmänner einer Methode, und die machte sie besessen und verzehrte sie. Diese Leute, die gleichsam immer mit dem Tode in der Rocktasche herumliefen, waren zugleich innerlich so unsicher, so verzweifelt, daß sie sich immer mehr aus der Wirklichkeit entfernten und ins Spielerische, Phantastische gerieten.

Alle diese Leute sind Abenteurer. Sawinkow ist vielleicht der größte Abenteurer dieser Jahrzehnte. Deshalb erscheint er so rätselhaft, so schillernd — im Grunde ist er nur unsicher, zermürbt, bankerott. Die terroristischen Methoden, die er mit Verachtung seines Lebens wie ein rasender Spieler unter dem Zarismus anwandte, haben ja die Herrschaft des Absolutismus und der Bourgeoisie nie ernstlich gefährdet, geschweige gestürzt. Wie kläglich aber wirkten sie erst, als Dora Kaplan mit Einwilligung des Zentralkomitees der Sozial-Revolutionäre auf Lenin schoß! Alle diese Leute waren Revolutionäre aus Instinkt, aus Neigung, aus unerklärlichem Lustgefühl. Sie waren Dilettanten der Revolution, völlig destruktive Naturen, der Masse fremd, dem Staatsgedanken feindlich. Wie ratlos erscheinen alle diese Leute im Oktober 1917! Als plötzlich die Kerenskiade zusammenbricht und die Bauern losstürmen, die Arbeiter entschlossen „zielbewußt“ auftreten: da entsteht im Lager dieser Sozial-Revolutionäre und Terroristen völlige Kopflosigkeit. Und dann ein konspiratives Treiben aller dieser Bankerotteure, das zu den widernatürlichsten Verbindungen führt.

Hier setzt Sawinkows Beichte ein, die im Neuen Deutschen Verlag als Auszug aus dem Prozeßstenogramm veröffentlicht wird. Diese Beichte ist äußerst interessant und hat eminente politische Bedeutung. Sie zeigt, wo die Feinde, die „Retter“ Rußlands sitzen, daß sich da Fäden über die ganze Welt hingezogen haben und immer noch ziehen, die sich in alle Kabinette der großen Mächte verzweigen. Die Beichte zeigt die Unfähigkeit und Korruption des russischen Emigrantentums. Diese Leute werden aus eigner Kraft Sowjet-Rußland nicht stürzen. Sie sind die mehr oder weniger bezahlten Agenten der Großmächte, die ein Interesse am russischen Chaos hatten und aus rein kapitalistischen, imperialistischen Gründen Rußland als politischen Faktor ausschalten und zu einer Kolonie machen wollten. Die Emigranten wußten dies. Trotzdem haben sie sich zu Interventionen mißbrauchen lassen. Die imperialistischen Staaten dachten gar nicht daran, ein bürgerliches Rußland wieder in alter Stärke auferstehen zu lassen: sie hetzten Russen gegen Russen, um Rußland völlig in Ohnmacht versinken zu lassen. Sawinkow sagt einmal, er habe überall Petroleum gewittert, man habe auch an Gründung kleinerer Staaten auf dem russischen Territorium gedacht: nirgends wird so deutlich wie hier, was eigentlich „nationales Selbstbestimmungsrecht“ im Zeitalter des Imperialismus bedeutet. Die Mächte wollten den Sowjetstaat natürlich beseitigen; aber das aufgeteilte Rußland sollte unter ihrer Aegide stehen — Russland wäre zu ihrer Kolonie geworden. Und es ist die große historische Aufgabe des proletarischen Staates gewesen, diese Ziele der Entente zu vernichten. Als das Proletariat Rußlands dieser Aufgabe unterworfen wurde, hatte es zugleich die oekonomischen und nationalen Interessen des Landes zu ver-

teidigen. Das Industrieproletariat hat den Widerstand gegen die imperialistischen Mächte organisiert: seiner Aktivität, seinem Bewußtsein ist die Behauptung der russischen Souveränität zu verdanken. Nichts hat in Emigrantenkreisen so viel Verwirrung angerichtet wie die Lösung der nationalen Aufgabe durch die russische Arbeiterschaft. Die nichtsnutzige Taktik der Entente und die Widerstandskraft der Sowjets versetzten den Bestrebungen der Emigranten den Genickfang. Und Sawinkow beichtet, wie ihm bei dieser Erkenntnis zu Mute war: „Der Krieg gegen euch hat in mir einen solchen Haß gegen Jene geboren, von dem es besser ist nicht zu reden ... Meine Beziehungen zu den Ausländern haben mir einen sehr bittern Nachgeschmack hinterlassen .. Es lag im Interesse der Alliierten, Rußland möglichst zu erschöpfen, damit sie aus Rußland ihre Kolonie machen könnten ... Ich hatte den Glauben an die Alliierten, ich hatte Vertrauen zu ihnen. Aber das Alles ist verloren gegangen: an seiner Stelle ist etwas ganz Andres entstanden. Ich hatte gelernt am eignen Leibe."

Mag man an solchen Aeußerungen Sawinkows ermessen, wie zermürbt die Emigrantenkreise sind, wie es aber auch um jene Leute bestellt ist, die nicht aufhören können, sich von den Großmächten aushalten zu lassen... Es sei dahingestellt, welche Hintergründe Sawinkows Worte decken. Sein Wesen war immer rätselhaft — aber seine Beichte ist symptomatisch. Leiht man ihr willig Ohr, so wirkt sie erschütternd. Es gibt in der Geschichte politischer Konvertiten nichts Aehnliches. Manchmal scheint es, als schriee es in ihm herzzerbrechend auf. Die Beichte des Bankrotteurs ist ein Fortschritt. Mag es ein neues Kostüm sein — gut! Die Lage ändert sich deshalb nicht. Die Tatsachen bleiben bestehen.

Gewehre auf Reisen von Ignaz Wrobel

Unter diesem witzigen Titel hat Leo Lania im Malik-Verlag zu Berlin ein kleines Büchlein erscheinen lassen, das den deutschen Waffenschmuggel der letzten Jahre auf Grund von Quellen ausführlich behandelt. Sie sind etwas dunkel, diese Quellen, obgleich es nicht grade Spelunken sind, wo derlei Geschäfte getätigt wurden. Der Krieg war verloren, das Rad, einmal im Schwung, lief leer weiter.

Seitdem man dem modernen Spießer die Tötungsmaschine zum Spielen gegeben hat, ist er nicht mehr zu halten. „Denn wer die Waffe hat, der schlägt die Wunde", heißt es bei Karl Kraus. Wenn man nur ein Maschinengewehr besitzt: das Schußfeld wird sich schon finden. (Und es ethisch zu basieren, dazu sind Geistliche aller Konfessionen, Universitätsprofessoren, Erzieher, Journalisten, Volk und Knechte gern bereit.) Die unbestimmte Hoffnung, mit bewaffneten Haufen unbequeme Wirtschaftserscheinungen aus der Welt zu schaffen, Arbeitslosigkeit, Sehnsucht nach dem verantwortungslosen Abenteuer, das im Fall des Gelingens die Teilnehmer bei allen Ausschreitungen straflos läßt: das ballte entlassene Offiziere, Nichtstuer, Schieber, Emigranten, unzufriedene Beamte, faulenzende Studeten zusammen. Ein wüster Waffenhandel begann.

Durch Lania lernt man Einzelheiten kennen. Er macht zunächst einmal mit den Persönlichkeiten bekannt: mit der Balzac-

ur des Herrn Rubinstein aus Charkow, mit dem Rittmeister Lustig, mit den Firmen, die teils Luftgeschäfte machten, teils wirklich Waffen handelten, darunter Namen von Klang und Reichweite: Geheimrat Hähn, Malchow in Mecklenburg; Geheimrat Meurer, Berlin (Spritzmetall A.-G.), große berliner Speditionsfirmen, die sich nicht scheuten, auch diese trüben Geschäfte zu betreiben; ein Herr Grucza aus Oppeln und ein Herr Kluge aus der Kleist-Straße in Berlin. Kommissarow nicht zu vergessen, der General Kommissarow, ein ganz besonders feiner Herr, der schon im Jahre 1909 die politischen Häftlinge Sibiriens von einem Fluchtversuch in die Polizeihölle prügelte. Auch er waffenhandelte ein bißchen für Deutschland und für Litauen. Sie sind alle, alle da, wenn es etwas zu verdienen gibt. Meisterhaft ist die Geschichte einer Messingschiebung aus Italien erzählt, und sie schließt so:

> Nun, an diesem einen Geschäft, an dieser mehrmonatigen erfolglosen Jagd nach dem Messing in Turin haben dreiundzwanzig Interessenten teilgenommen. In Berlin allein. Rechtsanwälte, Literaten, Kaufleute, Agenten, Offiziere, Beamte. Einer hatte es vom Andern erfahren, Jeder hatte Beziehungen, Verbindungen, Ideen, brachte einflußreiche Persönlichkeiten mit, die wieder ihre Freunde und Bekannte mobilisierten. Dreiundzwanzig Leute, die viele Wochen lang nichts andres taten, als von einer „Konferenz" zur andern laufen, telephonieren, Verträge entwerfen und — rechnen. Wieviel tausend Dollars werden wohl für mich dabei abfallen? Wie verteilt sich der Gewinn? Die Unmenge von Telephongesprächen! Von Briefen und Telegrammen! Das Papier, das da verschrieben wurde. Die Zeit, die Energie, die Mühe, die die dreiundzwanzig Menschen verpulverten! Ein Geschäft? Wie viele hunderttausende solcher Geschäfte sind in Berlin in Einem Monat des Jahres 1923 getätigt worden!

Genau so war es. Und ist es vielleicht noch. Denn ehe die harten Notwendigkeiten der Wirtschaft die Leute in Deutschland zwingen werden, einzusehen, daß das eben kein Geschäft, kein produktives Wirken, überhaupt nichts ist, was der Rede wert wäre und irgendeinen Wert hat, sich unproduktiv und hemmend in den Gang der Waren einzuschalten und mühelos an einem Ding zu verdienen, dessen Produktion, Konsum, Art und Wesen man gar nicht kennt: bis dahin wird noch viel Zeit vergehn. Diese Tätigkeit mag mit viel Schufterei verbunden sein — mit Arbeit hat sie nichts zu tun.

Aber vielleicht liegt das tief in der menschlichen Natur begründet. Als einst Petersburg ganz von der Außenwelt abgeschlossen war, handelte man dort mit Konnossementen, die völlig wertlos geworden und gar nicht zu verwerten waren. Aber es wurde gehandelt, und das war wohl die Hauptsache.

Lanias Büchlein ist von der ersten bis zur letzten Zeile interessant.

Schon wegen der jämmerlichen Rolle, die die deutsche Justiz in diesem Waffenhandel spielt. Wie ahnungslos dieser Engel ist! Wie sie von nichts nicht wissen! Wie verdrossen und langsam Voruntersuchungen, Nachuntersuchungen, Verhöre und Vernehmungen vorgenommen werden, und wie nichts dabei herauskommt als die offenbare Erkenntnis, daß dieser Apparat wenig mit Recht

zu tun hat. Wie sollte er auch! Die Angeschuldigten und die Richter und Staatsanwälte — es ist Eine geistige Welt. Alles verstehen heißt: Alles verzeihen. Ob Herr Guernut, der Präsident der französischen Liga für Menschenrechte, diese innere Struktur Deutschlands, wie es wirklich ist, kennt, ist nicht ganz sicher. Herr Paul Nicolaus Cossmann kennt sie sicherlich. Aber der Eine sucht aus reinem Herzen die Wahrheit, und der Andre gibt die Süddeutschen Monatshefte heraus.

Ob und inwieweit die Reichswehr an diesen Dingen beteiligt ist, läßt sich sehr schwer feststellen. Tatsache ist, daß die Ausführungsbestimmungen des Gesetzes zum Schutz der Republik eine Waffenansammlung dann nicht für ungesetzlich ansehen, wenn das zuständige Wehrkreiskommando vom Vorhandensein des Depots unterrichtet ist.

Die Frage ist nun: Was treiben die Leute eigentlich mit den Waffen? Sie handeln damit. Und zu welchem Ende? Zu einem blutigen Ende. Immer mit der stillen Hoffnung, es könne doch einmal eines Tages „anders kommen"; man werde doch einmal eines Tages wieder Alles an die Wand stellen, an der man selbst nächtlicherweile zu andern Zwecken, das Deutschlandlied gröhlend, wankend steht; es „gehe eines Tages wieder los", wie es in dem Gaunerjargon dieser Offiziere und ihrer Stellvertreter heißt.

Wann wird sich diese Gesinnung verlieren?

Der Waffenschieber sind weniger geworden, die Gesinnung ist geblieben. Es heißt keine Versöhnungspolitik treiben, wenn man diese eherne Tatsache verschweigt. Neuerdings wird von republikanisch-demokratischer Seite, getreu nach dem Rezept des Meisters Stresemann, versucht, „Brücken zu schlagen". Das macht man so, daß man der Reaktion täglich predigt: Wir sind gar nicht so schlimm, wie Ihr glaubt. Auch mit uns lassen sich Geschäfte aller Art machen, läßt sich Klassenjustiz treiben, lassen sich neue Reichswehrformationen aufbauen. Nur Alles ein bißchen leiser. Wir sind nicht so schlimm.

Es gibt keine Brücken.

Darauf hinzuweisen ist: eine neue geistige Bewegung, die stark genug wäre, das öffentliche und vor allem das private Leben praktisch zu beeinflussen, gibt es in Deutschland zur Zeit nicht. Die Republik hat keine Idee; sie ist schwächlich, nachgiebig, unsicher. Sie läßt alles Wichtige unangetastet, weil sie Angst hat. Unterdessen gehen die alten Gewehre auf neue Reisen.

Diese Idole sind herauszutrommeln. Es muß Einer den Mut haben, zu sagen:

Eben diese alten Preußentugenden wollen wir nicht, eben Das, was Ihr als Größe ausgebt, nicht; diese Art Mannhaftigkeit nicht; diesen Staatsstolz nicht; diese Sorte Wiederaufbau nicht. Die deutschen Kaufleute fangen an, in den Ländern umherzureisen, und halten die Leute draußen „wieder für vernünftig". Ich weiß nicht, auf welcher Seite die größere Vernunft gesteckt hat. Aber es ist gewiß, daß das Land in seiner jetzigen, völlig unveränderten Geistesverfassung wieder in eine Katastrophe hineintaumeln wird, genau wie im Jahre 1914: dummstolz, ahnungslos, mit flatternden Idealen und einem in den Landesfarben angestrichenen Brett vor dem Kopf. Dann gehen wieder Gewehre auf Reisen.

Das Recht auf Leben von Kurt Hiller

Rede vor dem XXIII. Weltfriedenskongreß des Internationalen Verbandes der Friedensgesellschaften.

Hochgeehrte Versammlung!

Mit den jüngsten Beschlüssen des Völkerbundes ist auf dem Wege der Menschheit vom Wahnsinn der staatlich organisierten Menschenausrottung zu einer Gesellungsform, die man das Recht hätte Freiheit zu nennen, eine Etappe erreicht worden, die schon beglückende Aussichten bietet. Auch der Skeptiker darf nicht verkennen, welchen Fortschritt dieser Sieg der Idee des obligatorischen Schiedsgerichts bedeutet; welchen Fortschritt: daß die Definition des Angreiferstaats als des Staates, dessen Regierung bei einem Konflikt das Schiedsverfahren ablehnt, einmütige Billigung fand und Kernstück des Protokolls wurde. Wer sich weigert, die Straße des Rechts zu gehen, über Den wird die Acht der Welt verhängt. Alle Gewalt dient nur noch der Niederzwingung Dessen, der für sein eignes Handeln die Gewalt dem Rechte vorzieht. Die Leiter der Völker — nicht aller noch, aber fast aller schon — verschworen sich in Genf zum Kriege gegen den Krieg: um des Lebens willen, um der Freiheit willen, um des Glückes der Menschen willen. Erfüllte, Glühende gingen voran; die Hohleren, Kälteren wurden mitgerissen.

Undenkbar, daß diese Tat der Staatsmänner — denn es war eine Tat! — geschehen wäre ohne die beharrlichen Bemühungen der Unbeamteten, der Theoretiker, der Ideologen, der angeblich „utopisierenden" Pazifisten seit mehr als zwei Jahrhunderten. Die Arbeit der Theorie ist nichts, wenn die Praxis sich ihrer nicht bemächtigt; aber wo bliebe die Praxis ohne die Arbeit der Theorie? Wir Theoretiker dürfen stolz darauf sein, daß wir vorgearbeitet haben — seit William Penn, dem Quäker aus England, seit dem französischen Abbé de Saint-Pierre, seit unserm Kant; wir dürfen uns freuen, daß die reale Politik der Welt uns endlich hörte, uns endlich zu folgen beginnt; aber was wir nicht dürfen, ist: auf diesen Lorbeern nun ruhen; uns im befriedigten Anschauen und Nachzeichnen dessen, was ist, Genüge tun; hinter dem großen Ereignis reportierend einherlaufen. So, wie wir Ideenlehrer bisher der realen Entwicklung vorangestürmt sind, gleichgültig gegen die Entrüstung der Philister, gegen das Gelächter der Spötter, gegen die Angstschreie der Loyalen, gegen die Schmutzwürfe der Verleumder, gegen den Boykott der „Realpolitiker" — so wollen wir das auch künftig tun. Wir wollen mehr vollbringen, als dieses Werk von Genf zu interpretieren (so wichtig dessen Interpretation auch ist); wir wollen auf seiner Basis weiterbauen; wir wollen den Deich gegen die Sturmflut des Krieges noch erhöhen — so hoch, wie menschlicher Geist, wie menschliche Kraft es vermag.

Ich sage das als Sprecher der linken Gruppe der deutschen Friedenskämpfer; aber ich sage es hoffentlich aus dem Herzen jedes Pazifisten.

Aus dem Herzen jedes Pazifisten hoffe ich zu sprechen, wenn ich als die schmachvollste aller Sklavereien, die über Menschen je verhängt wurden, die Allgemeine Wehrpflicht bezeichne; den Zwang, unschuldige Menschen zu verstümmeln, zu martern, zu töten; den Zwang, sich selber durch Unschuldige, die dazu gezwungen werden, verstümmeln, martern, töten zu lassen: für eine Idee, welche die eigne nicht ist — und im übrigen meistens gar nicht für eine Idee, sondern für nichtswürdige Macht-Interessen und Geld-Interessen jener eleganten Kanaille, die unter unsrer gepriesenen Gesellschaftsordnung einen Einfluß im Staate ausüben darf, und sogar den beherrschenden Einfluß.

Wir wollen nicht den Heroismus Derer verdächtigen oder auch nur verkümmern lassen, die bereit sind, ihr Leben in die Schanze zu schlagen für eine Idee, deren Triumph ihnen wertvoller ist als ihr Leben. Aber was wir nie vergessen wollen, ist die Tatsache, daß der Wehrzwang das Ur-Recht des Menschen antastet, und daß Staaten, die, statt das Leben ihrer Bürger zu schützen, Kriege führen mittels Gezwungener, aller Daseinsberechtigung entraten: weil sie Verkehrungen der Idee Staat in ihr Gegenteil sind. Ein deutscher Dichter hat mit einem berühmten Verse es allen Bellizisten leicht gemacht, der Welt vorzulügen, das Leben sei „der Güter höchstes nicht“; wäre der Satz wahr, so bliebe es doch immer die Voraussetzung aller Güter, auch der höchsten. Das Recht der Rechte ist das Recht auf Leben; das Verbrechen der Verbrechen daher der Wehrzwang. Ein Staat hat vielerlei Funktionen; aber fungiert er nicht einmal als Menschenschutzapparat, sondern im Gegenteil gradezu als Menschenvernichtungsapparat, dann hat er seinen Sinn verfehlt, dann mag er uns gestohlen bleiben! Der Staat ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Staates willen. Der Wehrzwang hätte nur dann eine Berechtigung, wenn der Mensch um des Staates willen da wäre. Nicht Anarchismus denkt so, so denkt die Vernunft.

Nun hat der Sieger von 1918 dem Besiegten von 1918 auferlegt, den Wehrzwang abzuschaffen —: vom Standpunkt des Siegers aus eine Sicherungsmaßnahme, für den Besiegten objektiv ein Geschenk, unter weltgeschichtlicher Perspektive ein verheißungsvoller Anfang. Unter den Siegerstaaten haben kurz darauf England und Amerika den Wehrzwang aus freien Stücken aufgehoben; im Rest der Welt besteht er weiter. Das ist ein Zustand, gegen den wir uns zu wenden haben — nicht aus deutschnationalen Gründen, sondern aus Gründen des Menschenrechts, und weil wir glauben, daß von Abrüstung nicht die Rede sein kann, solange mächtige Staaten ihre Bürger zum Kriegsdienst pressen. Alle „Abrüstung“, von der bisher in offiziellen Verhandlungen ver-

lautete, war quantitative Abrüstung; wir müssen die qualitative fordern. Das aber heißt: Abschaffung der Wehrpflicht in allen Ländern; feierliches Verbot der Wehrpflicht durch den Völkerbund.

Ganz gewiß wäre damit nur ein erster Schritt getan; quantitative Vereinbarungen müssen folgen; aber dieser erste Schritt wäre der bedingende, wäre die Voraussetzung aller andern; bleibt er ungetan, ist nichts getan.

Hinzukommt, daß der gegenwärtige Zustand den Pazifisten in den Ländern der Besiegten ihren Kampf aufs Aeußerste erschwert. Unsre schwarzweißroten Rückwärtser haben das billige Argument: „Gleiches Recht für Alle!", wenn sie die Wiedereinführung der Allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland fordern; und auch diejenigen deutschen Rückwärtser, die sich Demokraten nennen, arbeiten mit diesem Beweisgrund. Ich klage die Deutsche Demokratische Partei vor den Friedenskämpfern der Welt an, daß sie in ihrem Programm, daß sie in Reden und Schriften ihrer einflußreichsten Führer, die schleunige Wiedereinführung der Wehrpflicht in Deutschland verlangt — unbekümmert um die Bestimmung von Versailles, die dagegensteht. Es gibt hierfür keine Entschuldigung; keine; nichtswürdig ist die Demokratie, die sich ans Rad der Geschichte stellt, um es rückwärts zu drehen; aber wer erleichtert der deutschen das? Der fast ungeschmälerte Militarismus der Siegerstaaten! Diesen Militarismus zu kritisieren, haben deutsche Militaristen kein Recht; wohl hat das Recht dazu Jemand, der während des Krieges in Deutschland öffentlich aussprach, daß den Inhalt des ersten Paragraphen eines internationalen Friedensvertrages die Abschaffung der Wehrpflicht bilden müsse. Der Vertrag, der geschlossen wurde, sah leider anders aus; umso lauter müssen wir fordern, daß der Völkerbund nachhole, was der Konvent von Versailles verabsäumt hat. Ein internationales, alle Staaten der Erde bindendes Verbot der Wehrpflicht: das würde der erste wirkliche Schritt zur internationalen Abrüstung sein, das wäre vor allem die erste wahre Anti-Sklaverei-Akte!

Es gibt Völkerrechtler, die gegen diese Gedankengänge einwenden, der Völkerbund bedürfe der Wehrpflicht für die Zwecke der Exekution gegen den Friedensstörer. Wie falsch! Denn selbst wenn die moralischen und wirtschaftlichen Sanktionen gegen den Friedensstörer nicht ausreichen sollten und auf militärische Vollzugsmaßnahmen nicht verzichtet werden könnte, so wird doch die Macht der Welt gegenüber der Macht des Einen Rechtsbrechers so erdrückend sein, daß sie wahrhaftig mit Freiwilligenformationen auskommen kann. Wie in den Staaten von jeher die Polizei, so wird auch die Weltpolizei aus Freiwilligen bestehen — gesetzt, daß man einer Weltpolizei überhaupt bedürfen wird: eine, wie mir scheint, noch nicht spruchreife Frage.

Meine Damen und Herren! Wenn heute zum ersten Male in der Geschichte ein internationaler Friedenskongreß die Forde-

rung allgemeiner Abschaffung der militärischen Dienstpflicht, durch Landesgesetze auf Grund internationaler Vereinbarung, zum Beschlusse erhebt und, wie ich hoffen möchte, einmütig zum Beschlusse erhebt — so ist dies ein historischer Augenblick, so ist dies eine Epoche; und die Welt des Widergeistes wird aufhorchen. Aber erfüllt ist unsre Forderung, dadurch daß wir sie einmütig erheben, noch nicht. Wir müssen mit einer Uebergangszeit rechnen, mit einer vielleicht langen Uebergangszeit; und die Menschen der Uebergangszeit müssen wir schützen.

Wir müssen ihnen das Recht geben, Das zu tun, was jene heldenmütigen Sechstausend in England und Sechstausend in der Union, die schon Legende wurden, taten: den Kriegsdienst zu verweigern. Wer sich nicht begnügt, die Ausrottung des Krieges dem lieben Gott zu überlassen, der langsamen Arbeit politisch-juristischer Konstruktoren und Dem, was man die demokratische Entwicklung nennt, wer vielmehr aus eigner Verantwortung sein Eignes zu diesem Ziele praktisch beiträgt, wer das Verbrechen des Krieges sabotiert, Der soll fortan von allen Wohlgesinnten hochgeehrt und von seinem Staate mindestens nicht bestraft werden. Wir fordern Straffreiheit für den Saboteur des Verbrechens, Straffreiheit für den Dienstverweigerer; wir fordern den Erlaß eines Toleranz-Edikts für Dienstverweigerer: durch den Völkerbund.

Man wird Ihnen wahrscheinlich vorschlagen, an dieses Toleranzedikt eine Klausel zu hängen: die Forderung, nur jene Dienstverweigerer straffrei zu lassen, die sich vor Ausbruch des Krieges in eine Dienstverweigererliste, sozusagen in eine umgekehrte Stammrolle, eingetragen haben. Diese Klausel, meine Freunde, ist unannehmbar. Der Siebzehnjährige, der im fünften Jahre des Krieges zur Schlachtbank geschleppt werden soll, kann nicht als zwölfjähriger Knabe die Einsicht gehabt haben, deren man zu dem Entschlusse bedarf, im Falle eines Krieges den Dienst zu verweigern. Auch der Erwachsene, der es versäumt, sich einzutragen, braucht kein schlechter Mensch zu sein, sondern kann ein unwissender Mensch sein, der in seinem Dorf oder seinem Stadtwinkel nichts davon gehört hat, daß es Pazifisten und Dienstverweigererlisten gibt; oder er kann ein naiver, un-nachdenksamer Mensch sein, dessen Bewußtsein mitten im tiefsten Frieden auf die Problematik des Krieges gar nicht stößt. Eine Klausel solcher Art wäre also unpsychologisch und ungerecht. Sie würde nicht den ehrlichen, echten, durchdrungenen Kriegsgegner privilegieren, sondern den schlauen, weltgewandten, berechnend-gewitzten. Aber die Verfechter der Klausel suchen ein „Kriterium" für die Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen, die sie pathetisch trennen von der Kriegsdienstverweigerung „aus Feigheit". Im Namen meiner Freunde lehne ich, als Kämpfer für die Unantastbarkeit des menschlichen Lebens, diese Unterscheidung mit aller Bestimmtheit ab. Es lebe die „Feigheit" Derer, die sich wei-

gern, ihr Leben hinzugeben oder auch nur ein Auge hinzugeben für die frivolen Interessen eines Industriellenklüngels oder den rohen Ehrgeiz von Politikanten. Wer den Willen zum Leben „Feigheit" nennt und sich selbst einen Pazifisten, dem erwidre ich sicherlich sehr höflich, wenn ich ihm erwidre: Es gibt Pazifisten, die nicht wissen, warum sie es sind.

Gewiß: die Fragen Wehrpflicht und Dienstverweigerung sind für Friedenskämpfer aus Ländern mit Wehrpflicht delikatere Fragen als für Friedenskämpfer aus Ländern ohne. Ich habe volles Verständnis für die Schwierigkeiten, die sich in der Seele etwa eines französischen Pazifisten hier auftürmen. Aber, was wir deutschen und englischen Pazifisten beantragen, ist ja nicht, daß die pazifistische Internationale in eine Propaganda der Dienstverweigerung eintreten soll, sondern nur, daß sie sich zur Toleranz gegenüber den Verweigerern erkläre. Unser Antrag ist bescheiden; noch etwas von ihm abzustreichen: unmöglich.

Nicht Die müssen in den Kerker geworfen werden, die gewillt sind, weder zu töten noch sich töten zu lassen; in den Kerker gehören andre Leute. Unsre Strafgesetzbücher kennen schwere Strafen für Aufreizung zum Klassenhaß und zum Mord; was ist die Aufreizung zum Klassenhaß gegen die Aufreizung zum Völkerhaß — und was der individuelle Mord im Vergleich mit dem organisierten Massengemetzel, das Krieg heißt! Wir sollten fordern, daß in die Strafgesetzbücher der Welt schwere und schwerste Strafen aufgenommen werden für Jene, die die Völker verhetzen durch Rede, Predigt und Schrift; für die verruchten Aufreizer zum Kriege. Wer, zum Beispiel, in Deutschland öffentlich anrät, die Revanche vorzubereiten, mag er heißen wie er wolle und General oder Professor sein —: der gehört nicht in den Reichstag, der gehört auf keinen Lehrstuhl, der gehört ins Zuchthaus.

Aber für Verweigerer des Kriegsdienstes, des Morddienstes darf es Strafe fortan nicht mehr geben. Wir müssen den Krieg unterhöhlen, wie immer, wo immer wir können. In Einem Falle müssen wir deshalb sogar die Pflicht zur Dienstverweigerung postulieren — bei den Bürgern des Staates nämlich, dessen Regierung das Schiedsverfahren ablehnt. Die Acht der Welt über den Angreiferstaat soll von den rechtlich gesinnten Bürgern dieses Staates unterstützt werden — durch Rebellion gegen ihre verbrecherische Regierung. Denn die Idee des Rechtes fordert, daß die internationale Norm den Einzelnen stärker binde als die nationale.

Hat dieser Satz dem Bewußtsein der Menschheit sich einmal eingeprägt, dann werden wir nicht mehr Toleranz für Dienstverweigerer und Abschaffung der Wehrpflicht fordern müssen; dann wird der Krieg eine psychologische Unmöglichkeit geworden sein; und die Kraft, die wir heute für Friedenskongresse aufwenden müssen, wird frei für noch bauendere, noch lockendere Taten.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XXII.

Fritz Tarnow

Merkwürdig, wie die Laufbahn der Gewerkschaftsgenerale ist. Alle haben sie von der Pike auf gedient, alle sind sie, als kleine Proletarier, mit einem engen geistigen Horizont hineingewachsen in eine soziale und wirtschaftliche Millionenbewegung, die an die Führer die höchsten Anforderungen stellt. Gleich Feldherren der frühern Zeit mußten sie auf Hügeln stehen, um von einer erhöhtern Warte aus den Kampf der Arbeiter um die Verbesserung ihrer materiellen Lage zu führen. Aber allen hat sich die Riesenzahl der Gewerkschafter über den Kopf entwickelt. Sind sie noch Führer? Sind sie nicht Geführte? Ringen nicht nur die politischen Richtungen innerhalb des Sozialismus und des Kommunismus im gewerkschaftlichen Lager um den Vorrang, sondern auch die drauflosstürmenden Jugendlichen, die ungelernten Hilfsarbeiter mit den Facharbeitern und den Familienvätern, wenn es um die Aufstellung der Lohntarife geht? Immer wieder hat der Außenstehende den Eindruck, daß die Männer an der Spitze die Massen nicht beisammen zu halten vermögen, und daß es bisher immer wieder einzig die Zeit gewesen ist, die, da es sich um so gewaltig angeschwollene Organisationen handelt, alle Krankheiten, alle Rillen und Risse des gebrechlichen Körpers wieder äußerlich geheilt hat.

Theodor Leipart, dem Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes seit dem Tode Karl Legiens, steht Fritz Tarnow zur Seite. Wie Leipart früher der Schatten Legiens war, so ist Tarnow jetzt der Schatten Leiparts. Bei allen bedeutenden Aktionen zog er ihn, den frühern Sekretär und jetzigen Leiter des Holzarbeiterverbandes hinzu, und, wie die römischen Kaiser, wenn sie kinderlos waren, Andrer Kinder adoptierten, um sich die Nachfolge zu sichern, so hat Leipart bereits ziemlich deutlich Tarnow als seinen spätern Nachfolger installiert.

Wer ist dieser Tarnow? Er ist heute ein Mann Mitte der Vierziger. Von Beruf ist er Tischler. In der Jugend hatte er sich nicht, im Gegensatz zu vielen seiner Arbeitskollegen, um die Arbeiterbewegung gekümmert. Dann aber, als er schließlich von ihr magnetisch angezogen ward, stürzte er sich sofort intensiv in die Bildungsarbeit, las Marx, Engels, Lassalle, Bebel und die frühsozialistischen Autoren. Für die praktische Kleinarbeit, für die Agitation von Mund zu Mund hatte er nicht viel übrig. Alte Bekannte machen ihm diese geistige Distanzierung noch heute manchmal zum Vorwurf. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wollten die berliner Holzarbeiter einmal eine Lohnstatisik aufstellen und gaben dafür einen intelligenten Tischler, der sich schon öfters bemerkbar gemacht hatte, auf ein paar Wochen her. Dieser Mann hatte Tarnow in der Arbeiterbildungsschule kennen gelernt und holte sich ihn als Gehilfen. Die Statistik fand einen solchen Anklang, daß ihre beiden Bearbeiter fest angestellt wurden. Tarnow wurde als Hilfsarbeiter in den Hauptvorstand des Holzarbeiterverbandes, der damals seinen Sitz in Stuttgart hatte, berufen. Auf

Kosten des Verbandes wurde er etwas später auf die Parteischule geschickt. Dann machte ihn Leipart zu seinem „wissenschaftlichen" Sekretär auf dem Gebiet der Wirtschaftspolitik. Um diese Position im Etat der Gewerkschaften zu rechtfertigen, kurz: um dem Kind einen Namen zu geben, wurde ein Literarisches Büro eingerichtet, das außer Tarnow noch einen halben Mitarbeiter enthielt. Hier bereitete Tarnow für Leipart alle Arbeiten vor und stellte außerdem das Material für eine Geschichte des Holzarbeiterverbandes zusammen.

Im Kriege wurde Tarnow einige Zeit reklamiert, dann aber doch eingezogen. Ein Granatsplitter zerriß ihm die Muskeln des rechten Oberarms, sodaß er den Arm kaum gebrauchen kann. Damals stand grade das fünfundzwanzigjährige Verbandsjubiläum bevor, und Tarnow schrieb mühsam im Lazarett, um sein Versprechen einzuhalten, mit der linken Hand einen Artikel für die Festnummer der Verbandszeitung. Bei Kriegsende war Tarnow im Lazarett zu Brandenburg an der Havel und kam, als auch dort Alles drunter und drüber ging, in den Soldatenrat. In der eigentlichen Gewerkschaftsbewegung begann er erst im Herbst 1919 eine Rolle zu spielen, als er bei Leiparts Austritt in den Vorstand des Holzarbeiterverbandes gewählt wurde. Der mit ihm zugleich erkorene neue Vorsitzende starb schon nach wenigen Monaten, und so trat Tarnow Anfang 1920 an seine Stelle. Im Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbunde rückte er gewissermaßen in die Stelle ein, die Leipart, vor den Toren Legiens, vor ihm innegehabt hatte. Bei allen Zusammenkünften, insbesondere des Gewerkschaftsausschusses, war er der tätige Mann, der Entschließungen einbrachte, zu allen Dingen sprach und Anregungen gab. Im Reichswirtschaftsrat überflügelte er mit seiner natürlichen Intelligenz bald die andern Vertreter der freien Gewerkschaften: ein tüchtigr Debatter, der außerordentlich gut versteht, die schwachen Punkte des Gegners herauszuspüren, auch wenn er die Materie durchaus nicht beherrscht. Ueberhaupt ist die Geschicklichkeit in der Behandlung von Konferenzen und Körperschaften jeder Art seine hervorragendste Eigenschaft. Seine theoretische Bildung ist schwach. Sein aktuelles wirtschaftspolitisches Wissen bezieht er, als Eklektiker, bald aus dem Berliner Tageblatt, bald aus den zahlentriefenden Reden der Bernhard, Hilferding, August Müller und Andrer im Reichswirtschaftsrat. Auf der Gewerkschaftskonferenz in Leipzig hatte er das Referat über die Organisationsform. Vom Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund wird er, obwohl er dem Bundesvorstand absichtlich nicht angehört, zu allem Möglichen stark herangezogen. Das beruht zum Teil auf seinem engen Verhältnis zu Leipart.

Man sieht: auch bei Tarnow sind die geistigen Papiere sämtlich in Ordnung. Kein Parteipolizist kann dagegen Einwendungen erheben. Keine Grenzstelle wird seinen Paß zurückweisen. Und dennoch? Dennoch ist auch er nicht Einer, der mit dem Paß aus dem Genieland in die Gewerkschaftsbewegung gekommen ist. Kleine Leute, nette Leute, allerhand sehr feine Leute. Gestern und heute.

Dokumente bayrischer Justiz

Herausgegeben von Ernst Toller

I.

Statistik über Disziplinar-Strafen,

die während Eines Jahres gegen vierzehn Festungs-Gefangene „verhängt“ wurden.

F.-G.	Einzelhaft Tage	Bettentzug Tage	Hofentzug Tage	Partieller Hofentzug Tage	Schreibverbot Tage	Kantineverbot Tage	Paketverbot Tage	Zurückhaltg. v. Bitten Tage	Rauchverbot Tage	Besuchverbot Tage
W.	154	3	74	137	177	24	170		28	170
T.	149	14*)	70	95	243	48	217		28	168
I.	89		56	95	140	31	140		16	114
E.	60	3	80	90	150		104		14	104
N.	27	14	32	104	104		104			104
W.	42		28	142	120	30	104			120
Sa.	75	6	32	104	109	24	104		10	110
Sch.	21				28				14	90
O.	73		18	159	143	68			14	160
K.	14		24	104	120		104	28		104
Se.	41		18	57	57	35	57			57
G.	80		60	104	160	50	120		14	104
Sch.	54		31	104	140	13	140	35	13	104
K.	95		51	146	164	32	164		28	164
14	974	40	574	1441	1855	355	1528	63	179	1673

*) Dazu 8 Tage Dunkelarrest, 24 Tage Kostentzug, außerdem 223 Tage Musikverbot.

II.

Aus einer Eingabe an den Deutschen Reichstag

An den Deutschen Reichstag
zu Händen des Reichstagspräsidenten Herrn Paul Löbe
Eingabe des Schriftstellers Ernst Toller,
zur Zeit Festungsgefangener in Niederschönenfeld.

Betrifft: Gesetzwidrige Behinderung literarischer Tätigkeit durch Strafvollzugsbehörden und Antrag auf Wahrnehmung der verfassungsmäßigen Kontrolle gegenüber den betreffenden Behörden.

Am 15. September übergab ich der Verwaltung der Festungshaftanstalt zur Weiterbeförderung drei Manuscripte meines letzten Werkes ‚Das Schwalbenbuch‘. Das eine Exemplar war für meinen Verleger Gustav Kiepenheuer-Potsdam, die beiden andern Exemplare waren für Freunde bestimmt.

Am 17. September las mir der Festungsvorstand Herr Oberregierungsrat Hoffmann eine „Eröffnung“ vor, die ich, da ich trotz ausdrücklichen Ersuchens keine Abschrift erhielt. mich bemühe dem Sinn nach wiederzugeben.

Nach § 22 der Hausordnung werde das ‚Schwalbenbuch' beschlagnahmt, da es eine Reihe von Stellen enthalte, deren Verbreitung dem Strafvollzug Nachteile bereiten würde.

Das erste Gedicht ‚Ein Freund starb in der Nacht' stelle eine agitatorische Benutzung des Todes des frühern Festungsgefangenen Hagemeister dar.

In einem Gedicht sei von „Gitterloch" und ähnlichem die Rede. Das wirke agitatorisch.

In einem Gedicht werde eine entstellte Darstellung der üblichen Säuberung der Dachrinnen vom Schmutz gegeben. Gleichzeitig werde das Verhalten der Aufsichtsbeamten herabgesetzt, indem es als gefühlsroh bei der Säuberung der Dachrinnen hingestellt werde. („Menschen, Menschen".)

In einem Gedicht komme die Zeile vor:

„Opfernd
Im todnahen Kampf heroischer Fahne".

Das sei politische Hetze.

Mündlich sagte mir Herr Oberregierungsrat Hoffmann:

Das Buch enthalte agitatorische Stellen in solcher Häufung, daß es auch als Ganzes als „Hetze" wirke.

Auf meinen Einwurf, wer zum Beispiel draußen beim Lesen des ersten Gedichtes wohl an Hagemeister denke, antwortete er:

Ich (der Verfasser, T.) wäre bei den Beschwerden, die nach dem Tode Hagemeisters einsetzten, einer der „Rädelsführer" gewesen, und darum würde Jeder draußen wissen, welche Agitation ich damit bezwecke.

Dies der Tatbestand, den ich, beschwerdeführend, dem Reichstag unterbreite.

Wäre der Vorfall nicht so ernst in seinen Folgen für mich, würde durch den Entscheid nicht eine empfindliche Schädigung meiner beruflichen Aufgaben eintreten, ich wäre geneigt, kopfschüttelnd diesen Entscheid hinzunehmen wie so viele ähnliche. Um die Willkür deutlich zu machen, ist es vielleicht angebracht, darauf hinzuweisen, daß ich das Gedicht, in dem die „hetzerische" Stelle: „Opfernd im todnahen Kampf heroischer Fahne" vorkommt, noch vor zwei Wochen „unbeanstandet" an Dr. E. Jahn-Leipzig senden durfte!

An den Deutschen Reichstag richte ich das Ersuchen, dahin zu wirken, daß die gesetzwidrige Beschlagnahme meines Werkes aufgehoben werde, ferner, Normen zu beschließen, die künftig Beschlagnahmen literarischer Werke in Haftanstalten unmöglich machen.

Ich habe nie um Gnade für mich gebeten. Ich will auch heute keine Gnade von Ihnen. Ich erwarte, daß Sie mir zu dem Recht verhelfen, das ich als politischer „Ehrenhäftling" beanspruchen darf. Unter dem barbarischen Regime der Zarenknute war es in Rußland eingekerkerten Schriftstellern möglich, sich die Freiheit des Geistes zu retten. Im Freistaat Bayern wird im Jahre 1923 die Freiheit des Geistes als Verbrechen geahndet.

Ich habe geschwiegen, als der Festungsvorstand mir vor einigen Monaten, in gesetzwidriger Weise, verbot, mit einer Verwandten, die Aerztin ist, und die mich besuchte, über meinen gesundheitlichen Zustand auch nur mit einem Satz zu sprechen.

Ich habe, aus dem Gefühl der Verachtung, bei Vorfällen geschwiegen, die ebenso eindeutig das vollkommene Fehlen jeder Rechtsnorm im Strafvollzug für bayrische sozialistische Gefangene darlegen.

Ich habe, aus dem Gefühl der Verachtung, geschwiegen, als bayrische Behörden von der Tribüne des Landtages herab und in der Presse mich, den Wehrlosen, mit Schmutz bewarfen.

Ich habe, aus dem Gefühl der Verachtung, geschwiegen, als die Festungsverwaltung, durch Beschlagnahme der Zeitungen, verhinderte, daß ich wenigstens von dem Inhalt der Anwürfe Kenntnis bekäme.

Ich habe mich darauf beschränkt, die unzähligen Eingaben zu unterstützen, die von den Festungsgefangenen bei den verschiedenen Landes- und Reichsstellen eingereicht wurden.

Einmal allerdings schwieg ich nicht: als ich nach dem entsetzlichen Tod August Hagemeisters den Anstaltsarzt beim Ersten Staatsanwalt in Neuburg wegen fahrlässiger Tötung anzeigte. Damals mußte ich erkennen, daß es für den sozialistischen Gefangenen in Bayern kein geschriebenes Recht gibt. Ich, als Anzeigender, wurde nicht einmal vernommen.

Heute wende ich mich an den Deutschen Reichstag.

Wollen Sie dulden, daß einem Strafvollzugsbeamten das Recht zugesprochen wird, Werke der deutschen Literatur nach Belieben zu unterdrücken? Wollen Sie dulden, daß ein Gefangener, nur weil er revolutionärer Sozialist ist, in der Republik Deutschland außerhalb des Gesetzes steht?

Festung Niederschönenfeld, 19. September 1923.

* * *

Im Rechtsausschuß des Reichstags wurde die Beschlußfassung über die Eingabe vertagt. Ad calendas graecas.

Das ‚Schwalbenbuch' erreichte auf illegalem Weg den Verleger.

Affenkäfig von Peter Panter

Der Affe (von den Besuchern): „Wie gut, daß die alle hinter Gittern sind —!"

Alter Simplicissimus

In Berlins Zoologischem Garten ist eine Affenhorde aus Abessinien eingesperrt, und vor ihr blamiert sich das Publikum täglich von neun bis sechs Uhr. Hamadryas Hamadryas L. sitzt still im Käfig und muß glauben, daß die Menschen eine kindische und etwas schwachsinnige Gesellschaft sind. Weil es Affen der alten Welt sind, haben sie Gesäßschwielen und Backentaschen. Die Backentaschen kann man nicht sehen. Die Gesäßschwielen äußern sich in flammender Röte — es ist, als ob jeder Affe auf einem Tilsiter Käse säße. Die Horde wohnt in einem Riesenkäfig, von drei Seiten besichtigungsfähig; wenn man auf der einen Seite steht, kann man zur andern hindurchsehen und sieht: Gitterstangen, die Affen, wieder Gitterstangen und dahinter das Publikum. Da stehen sie.

Da stehen Papa, Mama, das Kleinchen, ausgeschlafen, fein sonntagvormittaglich gebadet und mit offenen Nasenlöchern. Sie sind leicht amüsiert, mit einer Mischung von Neugier, vernünftiger Ueberlegenheit und einem Schuß gutmütigen Spottes. Theater am Vormittag — die Affen sollen ihnen etwas vorspielen. Vor allem einen ganz bestimmten Akt.

Zunächst ist Alles still im Affenkäfig. Auf den hohen Brettern sitzen die Tiere umher, allein, zu zweit, zu dritt. Da oben sitzt eine Ehe — zwei in sich versunkene Tiere; umschlungen, lauscht jedes auf den Herzschlag des andern. Einige lausen sich. Die Gelausten haben im zufriedenen Gesichtsausdruck eine überraschende Aehnlichkeit mit eingeseiften Herren im Friseurladen, sie sehen würdig aus und sind durchaus im Einverständnis mit dem guten Werk, das da getan wird. Die Lauser suchen, still und sicher, kämmen sorgsam die Haare zurück, tasten und stecken manchmal das Gejagte in den Mund . . . Einer hockt am Boden und schaufelt mit langen Armen Nußreste in sich hinein, Urmensch am Feuer. Einer rutscht vorn an das Gitter, läßt sich mit zufriedenem Gesichtsausdruck vor dem Publikum nieder, seinerseits im Theater, setzt sich behaglich zurecht . . . So . . . es kann anfangen.

Es fängt an. Es erscheint Frau Dembitzer, fest überzeugt, daß der Affe seit frühmorgens um Sieben darauf gewartet habe, daß sie „Zi—zi—zi!" zu ihm mache. Der Affe sieht sie an . . . mit einem himmlischen Blick. Frau Dembitzer ist unendlich überlegen. Der Affe auch. Herr Dembitzer wirft dem Affen einen Brocken auf die Nase. Der Affe hebt den Brocken auf, beriecht ihn, steckt ihn langsam in den Mund. Sein hart gefalteter Bauernmund bewegt sich. Dann sieht er gelassen um sich. Kind Dembitzer versucht, den Affen mit einem Stock zu necken. Der Affe ist plötzlich sechstausend Jahre alt.

Drüben muß etwas vorgehen. In den Blicken der Beschauer liegt ein lüsterner, lauernder Ausdruck. Die Augen werden klein und zwinkern. Die Frauen schwanken zwischen Abscheu, Grauen und einem Gefühl: mea res agitur. Was ist es? Die Affen der andern Seite sind dazu übergegangen, sich einer anregenden Okularinspektion zu unterziehen. Sie spielen etwas, das nicht Mah-jong heißt. Das Publikum ist indigniert, amüsiert, aufgeregt und angenehm unterhalten. Ein leiser Schauer von bösem Gewissen geht durch die Leute — Jeder fühlt sich getroffen. „Mama!" sagt ganz laut ein Kind, „was ist das für ein roter Faden, den der Affe da hat — ?" Mama sagt es nicht. Es ist der rote Faden, der sich durch die ganze Weltgeschichte zieht.

In die Affen ist Bewegung gekommen. Die Szene gleicht etwa einem Familienbad in Zinnowitz. Man geht umher, berührt sich, stößt einander, betastet fremde und eigne Glieder . . . Zwei Kleine fliehen unter Gekreisch im Kreise. Ein bebarteter Konsistorialrat bespricht ernst mit einem Oberlehrer die Schwere der Zeiten. Eine verlassene Aeffin verfolgt aufmerksam das Treiben des Ehemaligen. Ein junger Affe spricht mit seinem Verleger — der Verleger zieht ihm mit heftigen Arm- und Handbewegungen fünfzig Prozent ab. Zwei vereinigte Sozialdemokraten sind vernünftig und realpolitisch geworden; mißbilligend sehen sie auf die

Jungen — gleich werden sie ein Kompromiß schließen. Zwei Affen bereden ein Geheimnis, das nur sie kennen.

Das Publikum ist ewas enttäuscht, weil wenig Unanständiges vorgeht. Die Affen scheinen vom Publikum gar nicht enttäuscht — sie erwarten wohl nicht mehr. Hätten wir Revue-Theater und nicht langweilige Sportpaläste voll geklauter Tricks — welch eine Revue-Szene! Der Affenkäfig von innen, mit den bebrillten Tieren, die das Publikum kritisieren und schließlich sagen: „Die Kerls sehen fast aus wie Affen!" Aber das ist wohl kein Geschäft.

In dem Riesenkäfig wohnten früher die Menschenaffen aus Gibraltar. Große, dunkle und haarige Burschen, größer als Menschen — mit riesigen alten Negergesichtern. Eine Mutter hatte ein Kleines — sie barg es immer an ihrer Brust, eine schwarze Madonna. Sie sind alle eingegangen. Das Klima sagte ihnen wohl nicht zu. Sie sind nicht die einzigen, die dieses Klima nicht vertragen können.

Ob die Affen einen Präsidenten haben? Und eine Reichswehr? Und Oberlandesgerichtsräte? Vielleicht hatten sie das Alles, im fernen Gibraltar. Und nun sind sie eingegangen, weil man es ihnen weggenommen hat. Denn was ein richtiger Affe ist, der kann ohne sowas nicht leben.

Meditation von Theobald Tiger

Möchtest du, mein Goldkind, einen Knaben?
Hier im Buche steht, daß man bestimmt
sie so kriegen kann, wie man sie haben
will, wenn mans methodisch unternimmt.

Gott, ein Junge hat ja viel auf Erden.
Er wird mannbar und Regierungsrat.
Geht es schief, dann kann er Richter werden
oder gutgesinnter Demokrat.

Halt! Tus nicht! Du nimmst da eine Nährpflicht
auf dich ohne jeden Hoffnungsstrahl.
Bald hat Deutschland seine alte Wehrpflicht,
und dann wird er Menschenmaterial.

Oder möchtest du eine Knabine — ?
Abdenitten? Immer so dewest?
Sucht ein Bankdirektor nach Titine,
erntest du doch, was du heute säest.

Halt! Tus nicht! Mit fünfundfünfzig Jahren
da verknallt sie sich in den Chauffeur.
Scheidung, Krach, Tragödie . . . wir ersparen
ihr und ihm wohl lieber das Malheur.

Ja, was nun? Ich bleibe gern im Ruhstand.
Kriege keine! Laß sie lieber da!
Laß es ruhig bei dem alten Zustand!
Und bleib kinderlos!
Wie dein Papa.

An meine Kritiker von Bernard Shaw

Für einen zünftigen Kritiker — ich war ja selber einer — bedeutet der Theaterbesuch den Erbfluch Adams. Das Theaterstück ist das „Uebel“, das er im Schweiße seines Angesichtes ertragen muß, weil er dafür bezahlt wird, und je eher es aus ist, umso besser. Es hat den Anschein, als brächte ihn das in einen unversöhnlichen Gegensatz zum zahlenden Theaterbesucher, dessen Standpunkt lautet: Je länger das Stück, desto mehr Unterhaltung hab' ich für mein Geld. Das ist auch in der Tat so, besonders in der Provinz, wo der Theaterbesucher einzig und allein um des Stückes willen ins Theater geht und mit allem Nachdruck auf einem über eine gewisse Anzahl von Stunden ausgedehnten Vergnügen besteht.

Denn in London werden die Kritiker durch eine zahlreiche Körperschaft von Leuten verstärkt, die so ins Theater gehen wie viele andre in die Kirche: um ihre besten Kleider zur Schau zu tragen und sie mit denen andrer Leute zu vergleichen; um modern zu sein und einen Gesprächsstoff für Tischgesellschaften zu haben; um einen Lieblingsschauspieler zu vergöttern; um den Abend irgendwo anders, nur nicht zu Hause zu verbringen; kurz: um irgendeines beliebigen oder jedes Grundes willen — nur nicht wegen eines Interesses an der dramatischen Kunst. In modernen Städten ist die Anzahl unreligiöser Leute, die in die Kirche, unmusikalischer Leute, die in Konzerte und Opern, und undramatischer Leute, die ins Theater gehen, so erstaunlich groß, daß man Predigten auf zehn Minuten und Theaterstücke auf zwei Stunden zugeschnitten hat. Und selbst da ergibt sich, daß Glaubensgemeinden sich nach dem Segensspruch und Zuhörerschaften nach dem Schlußvorhang sehnen, damit sie endlich zum Mittagessen oder Abendbrot kommen, nach dem sie dringend Verlangen tragen.

So verbreitet sich von den Parkettsitzen aus und in der Presse eine Atmosphäre der Heuchelei. Niemand gesteht offen und ehrlich, daß das echte Drama eine langweilige Plage und der Anspruch, die Leute sollten das länger als zwei Stunden (mit zwei großen Erholungspausen) aushalten, eine unerträgliche Zumutung bedeutet. Niemand sagt: „Ich hasse die klassische Tragödie und die Komödie, wie ich Predigten und Symphonien hasse; aber ich liebe Berichte von Polizei- oder Ehescheidungsgerichtshöfen und jede Art von Tanz oder Ausstattungsstück, die eine aphrodisische Wirkung auf mich oder auf meine Frau oder auf meinen Mann ausübt. Ich kann das Vergnügen mit keiner Art geistiger Tätigkeit vereinigen, was immer überlegene Leute darüber vorgeben mögen: und ich glaube auch nicht, daß es irgendein Andrer kann.“ Derlei Dinge sagt man nicht. Und doch sind neun Zehntel von dem, was in der Presse der Hauptstädte Europas und Amerikas an Dramenkritiken geboten wird, nichts andres als eine verworrene Paraphrase darüber. Wenn es nicht das zu bedeuten hat, dann bedeutet es überhaupt nichts.

Ich klage nicht darüber, obwohl man sich in dieser Hinsicht sehr unvernünftigerweise über mich beklagt. Aber ich kann mich ebensowenig darum kümmern, wie Einstein sich um die Leute kümmert, die keine mathematischen Fähigkeiten haben. Ich schreibe

nach Art der Klassiker für Die, die für den Einlaß ins Theater zahlen, weil sie die klassische Komödie oder Tragödie um ihrer selbst willen lieben, ja sie so inbrünstig lieben, wenn sie gut in ihrer Art und gut dargestellt ist, daß sie sich von ihr nur mit Widerstreben losreißen, um den letzten Zug oder Omnibus zu erwischen, der sie heimbringen soll. Weit davon entfernt, nach einem Achtuhr- oder Halbneunuhr-Diner zu spät zu kommen, um sich so wenigstens die erste halbe Stunde der Aufführung zu ersparen, stellen sie sich bereits Stunden vorher außerhalb der Theaterpforten, trotz beißender Kälte, in langen Reihen an, um sich einen Sitz zu sichern. In Ländern, wo ein Schauspiel eine Woche lang dauert, bringen sich solche Leute ganze Vorratskörbe mit und wohnen der Vorstellung bis zum Schluß bei. Das sind die Gönner, auf die ich bei meinem Broterwerb angewiesen bin. Ich gebe ihnen keine Zwölf-Stunden-Vorstellungen, weil unter den gegenwärtigen Umständen Unterhaltungen solcher Art nicht ausführbar sind — obschon eine Aufführung, die nach dem Frühstück begänne und mit Sonnenuntergang endigte, physisch und künstlerisch in Surrey oder Middlesex ebenso wie in Oberammergau gut möglich wäre. Und eine Nachtsitzung im Theater wäre mindestens so vergnüglich wie eine Nachtsitzung im Abgeordnetenhaus und vielleicht viel nützlicher. Aber in der ‚Heiligen Johanna' habe ich mein Mögliches getan, indem ich bis zur wohlbegründeten klassischen Grenze einer eigentlich ununterbrochenen Aufführung von dreieinhalb Stunden ging, bis auf die eine, durch Rücksichten, die nichts mit der Kunst zu schaffen haben, auferlegte Pause. Ich weiß, daß das hart ist für die Pseudokritiker und das elegante Publikum, dessen Theaterbesuch Heuchelei ist. Ich kann nicht umhin, einiges Mitleid für diese zu empfinden, wenn sie mir versichern, daß mein Stück, wenn es auch ein großartiges Drama sei, hoffnungslos zu einem Mißerfolg führen müsse, weil es nicht um dreiviertel auf Neun anfängt und um elf Uhr zu Ende ist. Die Tatsachen sprechen überwältigend dagegen. Diese Leute vergessen, daß nicht alle so sind wie sie. Aber weil sie mir trotzdem leid tun — wenn ich auch mein Stück nicht ihretwegen ungeschehen machen und den Leuten, die das Theater hassen, helfen kann, Diejenigen, die es lieben, hinauszujagen —, will ich ihnen mehrere Gegenmittel, die sie selbst zur Hand haben, angeben. Sie können dem ersten Teil des Stückes entgehen, indem sie in gewohnter Weise zu spät kommen. Sie können sich den Epilog ersparen, indem sie nicht auf ihn warten. Und wenn das unreduzierbare Minimum, das so erreicht wurde, noch immer zu qualvoll ist, so können sie überhaupt wegbleiben. Aber ich spreche mich ernstlich gegen ein so übertriebenes Vorgehen aus, weil es weder für meine Tasche noch für ihre eignen Seelen gut wäre. Schon haben Einige, die bemerken, daß es nicht auf die absolute Länge der durch das Stück in Anspruch genommenen Zeit ankommt, sondern auf die Schnelligkeit, mit der diese vergeht, die Entdeckung gemacht, daß das Theater trotz seiner in seinen aristokratischen Augenblicken „reinigenden Wirkung" nicht notwendigerweise immer der langweilige Ort ist, als den sie es oft gefunden haben. Was bedeuten die Unannehmlichkeiten des Theaters, wenn das Schauspiel uns diese vergessen läßt?

Wallenstein

I.

Ich merkte selbst, als ich fallen ließ, ob Schillers ‚Wallenstein' denn etwas wirklich Lebendiges, ein Werk des dramatischen Genius sei, daß über Goethes Gesicht ein Erröten der Ueberraschung fuhr, ein Ausdruck, der gutmütig fragte, warum man ihm denn seine geheimste Ueberzeugung entlocken wolle." Das erzählt Woltmann aus dem Jahr 1801. Aus demselben Jahr Goeritz: „Goethe überzeugt sich nun immer mehr, daß Schiller nie etwas Erträgliches in diesem Fach liefern wird." Aber sieben Jahre später sagt Goethe zu Falk: „Es ist mit diesen Stücken des ‚Wallenstein' wie mit einem ausgelegten Weine. Je älter sie werden, je mehr Geschmack gewinnt man ihnen ab." Nun, es kann einem mit diesem Schiller auch umgekehrt gehen. Was mich betrifft: Er ist dahin der süße Glaube an Wesen, die sein Traum gebar, der rauhen Wirklichkeit zum Raube, was einst so schön, so göttlich war! Das auszusprechen, ich weiß es, ist altmodisch. Neumodisch ist: sich begeistert zu Schiller zu bekennen, sich von ihm die Gegenwart bestätigen zu lassen und Jeden niederzuschlagen, der seine Bedenken zu äußern wagt. Das würde mich nicht schrecken. Schlimmer ist, daß es mein Herz erquickt, ein überfülltes Haus dröhnen zu hören von Beifall für solchen Schwung der Gesinnung, für solchen Umfang des Pectus, für solchen Wohlklang der Sprache — und daß mein Kopf sich betrübt, nur dort befriedigt zu sein, wo keine Hand gerührt, wo überhaupt nicht bemerkt wird, daß Meisterschaft waltet: in den repräsentativen, diplomatischen, militärischen, historischen Partien. Sich über einen so beschaffenen Zwiespalt öffentlich klar zu werden, ist die allerkleinste Ruchlosigkeit vor einem Manne, der zwar als Dichter aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich geflohen, aber als Kritiker auch seiner eignen Produktion stets durch den unbestechlichsten Wahrheitstrieb und Wirklichkeitssinn ausgezeichnet gewesen ist. Fast nichts empfindet der kälteste Rationalist vor dem ‚Wallenstein', worüber nicht Schiller selbst sich bei Goethe oder bei Körner beklagt hat. Mitten in der Arbeit schreibt er an Goethe: „Ihre eigne Art, zwischen Reflexion und Produktion zu alternieren, ist beneidens- und bewundernswert. Beide Geschäfte trennen sich in Ihnen ganz, und das eben macht, daß beide als Geschäft so rein ausgeführt werden. Sie sind, solange Sie arbeiten, im Dunkeln, und das Licht ist bloß in Ihnen; und wenn Sie anfangen, zu reflektieren, so tritt das innere Licht aus Ihnen heraus und bestrahlt die Gegenstände, Ihnen und Andern. Bei mir vermischen sich beide Wirkungsarten und nicht sehr zum Vorteil der Sache." Kein Schiller-Hasser (wie der Student Otto Brahm sich nannte), kein noch so polemisch ergrimmter Otto Ludwig hat schärfer auszudrücken vermocht, was dem Dramatiker Schiller das Konzept verdorben hat. Ehrt diese edle Gestalt höher, wer alte Phrasen der Bewunderung wiederkäut — oder

wer seine Schulweisheit vergißt, seine frischen Eindrücke prüft und das Ergebnis ehrlich wiedergibt?

* * *

Der lästige Skeptiker sieht ein Ungetüm, von dem zwei Fünftel wegzuhacken sind, ohne daß es beschädigt wird, weil diese zwei Fünftel gar nicht organisch zu ihm gehören, sondern an allen möglichen und unmöglichen Körperteilen angenäht und angeklebt sind. Ja, genützt wird dadurch dem Ungetüm, weil eine Brust erst atmen kann, wenn man sie von den dicken Verbrämungen, die sie eingeschnürt hielten, befreit hat. Kürzer: Schillers Rhetorik ist Pelzwerk, nicht Haut. Es ist nicht einmal allzu kostbares Pelzwerk; und es ist so bequem zugeschnitten, daß es jedem Wuchse paßt. Der Wallenstein, der mit Emphase den Anblick der Notwendigkeit für ernst erklärt und dem Menschen nachsagt, daß seine Hand nicht ohne Schauder in des Geschicks geheimnisvolle Urne greift — es ist nur Zufall, wenn nicht er, sondern Buttler von dem Wurm behauptet, daß Natur ihm einen Stachel gab; wenn nicht er, sondern Octavio der bösen Tat abgemerkt hat, daß es ihr Fluch ist, Böses zu gebären; wenn nicht er, sondern Max den Krieg so schrecklich wie des Himmels Plagen findet; wenn nicht er, sondern Thekla der Meinung ist, daß das Spiel des Himmels sich unter gewissen Umständen heiter anschaut. Was Schillers Personen reden, hängt leider durchaus nicht immer von ihrem Alter, von ihrem Stand, von ihrem Geschlecht, von ihrem Partner, von ihrer Situation, sondern allzu oft davon ab, wohin den Dichter im Augenblick sein Gegenstand oder vielmehr grade nicht sein Gegenstand, sondern sein allgemeiner furor poeticus reißt. Aber die poetischen Stellen sind gewöhnlich die leeren Stellen. Ich rede nicht von dem Durchschnittshörer, für den Poesie ist, was sich als Sentenz bequem nach Hause tragen läßt; ich rede von uns. Wir kriechen in uns hinein, sobald der Dichter deklamatorisch aus sich herausgeht. Schiller hat mehr vom Drama verstanden als ich; aber dieses höchste Gesetz seines Metiers hat der gereifte Dramatiker nicht erfüllt: uns poetisch zu stimmen, ohne selber poetisch aufzublühen; sein Werk leuchtkräftig zu machen, ohne die Scheinwerfer einer gutgemeinten Gedanklichkeit darauf zu richten; den oder die Funken herauszuschlagen, ohne andre Reibungsflächen und Zündstoffe zu benutzen als Charaktergegensätze oder das große erhabene Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn . . .

* * *

Es bleibt jammerschade. Diese tropisch geile „Poesie" (aber nicht sie allein) hat den ‚Wallenstein' gehindert, eins der mächtigsten Dramen der Weltliteratur, hat den Wallenstein gehindert, eine ihrer reizvollsten Gestalten zu werden. Wie der Elf-Akter vorliegt, stellt er übermäßige Anforderungen an die Phantasie, der er doch durch seine Redseligkeit alle Arbeit abzunehmen scheint. Meine Einbildungskraft wenigstens reicht nicht aus, sich zu den Truppen, die ich im

Lager kennen gelernt habe, die Generale — heiliger Kottwitz! — oder doch die meisten von ihnen zu denken, die ich weiterhin kennen lerne; sich selbst unter diesen Generalen den Reiteroberst Max zu denken, den sie nach drei Sätzen auslachen, jedenfalls aber unschädlich machen würden, bevor er das beste Regiment des Heers aus Liebesschmerz zugrunderichten dürfte; sich einen Krieg zu denken, in dem nach sechzehn Jahren der Verwüstung, des Raubs und des Elends diese Bildung, diese Humanität, diese Spießbürgerlichkeit und diese Wehleidigkeit möglich wäre. Nur sag' ich auch zum zweiten Mal: Schillers Wirkung ist ungeheuer. Da keine zwanzig Theaterbesucher nach einem so nebensächlichen Ding wie dramatischer Motivierung fragen, schlägt die unglaublichste Szene ein, wenn Schiller nicht grade seinen Feueratem anhält. Das geschieht leider immer wieder in den letzten beiden Akten von ‚Wallensteins Tod'. Sie zerbröckeln und ermüden. Hier, wo der Dichter die lastende Stimmung des Untergangs über jede Erwartung getroffen hat, haben ihn seine kompositorischen Talente verlassen. Aber vorher türmt sich Effekt auf Effekt, von den erlaubten Effekten der Unterredung mit Wrangel, in der kein Wort entbehrlich und manches eines Genies wie Kleist würdig ist, bis zu der Schlußszene des dritten Aktes, in der schlechtweg Alles unmöglich ist, und die deshalb seit je das Publikum zur Raserei entfesselt. Wer es wieder einmal erlebt hat, dem wirft kaum noch den bleichsten Schimmer die Hoffnung auf den finstern Weg, auf dem er sich mit der aesthetischen Erziehung des Menschengeschlechts abquält.

* *
*

Auf einem finstern Zeitgrund male sich ein Unternehmen kühnen Uebermuts und ein verwegener Charakter ab — das war Schillers Ziel, das zu erreichen seine Natur ganz und gar der Finsternis und der Verwegenheit ermangelte. Das Allheilmittel für jede Rauhheit und Unzulänglichkeit, für Gemeinheit und Schmutz des Lebens ist sein Vers: worüber der sich ergießt, das wird glatt und simpel, unirdisch und schön. Dieser Vers verwandelt einen wälschen Kürassieroberst in einen deutschen Gymnasiasten und einen verbrecherischen Condottiere in eine Seele von Mensch. Dieser Vers treibt maßlos auf. Durch ihn wird ein Haus zum Wolkenkratzer. Weil wir aber nicht im Lande der Wolkenkratzer leben, hat schon der Architekt selbst seinen sälereichen Riesenbau in zwei Häuser von europäischen Größenverhältnissen zu zerlegen versucht. Mit geringem Glück. Nicht durch die Mitte des Gebäudes: mitten durch ein Stockwerk hindurch führt der Schnitt. Das gibt zwei Fragmente von Häusern, zwei Stümpfe eines Dramas. Hier oben, dort unten klafft die blutige Wunde einer Gewaltsoperation. Diesen unfreundlichen Anblick haben wir auf unsern Bühnen von je her gehabt. Und Keiner wagt, die beiden Teile wieder zusammenzufügen und von der Elephantiasis zu befreien. Lästerlicher Gedanke? „Ich dachte schon genug weggeschnitten

zu haben; als ich aber vorgestern zum ersten Mal das Ganze hintereinander vorlas, erschrak ich so, daß ich mich gestern abermals hinsetzte und noch vierhundert Jamben herauswarf.“ Je älter Schiller geworden wäre, desto mehr Jamben hätte er herausgeworfen. Auch sein fanatischer Bewunderer Karl Werder rät zu mörderischen, als den allein belebenden, Mitteln: „Man spiele den ‚Wallenstein‘, das ganze Werk, in einem Zuge. Dazu ist von sämtlichen Reden Dasjenige zu streichen, was ohne jeden Schaden bei der Darstellung wegbleiben kann. Das würde eine Anzahl von Versen bedeuten, mit der mindestens ein Drittel vom Volumen des Ganzen wegfiele.“ Aus dieser vernünftigen Anregung hat Eugen Kilian ein Buch gemacht, so überzeugend und nützlich, daß ohne seine Kenntnis kein Regisseur die Arbeit am ‚Wallenstein‘ beginnen sollte. Kilian rechnet vor, daß von Schillers 7623 Versen ungefähr 2900 geopfert werden müßten; und bequem zu opfern wären. Das Ergebnis: ein Theaterabend von sechs Stunden, der keine Schrecken böte, wenn nicht eine Schlächterfaust, sondern „die kundige und taktvolle Hand“, die Werder fordert, gewaltet hätte; kundig, unter anderm, dessen, daß ein Gesetz des Dramatikers ist, vom Charakter mehr erraten zu lassen als wirklich zu zeigen oder gar nur zu behaupten, daß man zeige (und am Ende das noch verworren zu behaupten). Manche von Schillers Gestalten werden durch Schillers Redseligkeit ganz um ihre ursprüngliche Bestimmung gebracht. Schweigsamkeit wird sie zwar nicht zu Lebewesen machen. Aber was nicht gesprochen wird, kann auch nicht irreführen. (Otto Brahms Dramaturgenleitsatz: Was gestrichen ist, kann nicht durchfallen.) Aus einer mißratenen Figur von schiefen Motiven würde durch nichts als Streichungen eine undurchsichtige, im guten Sinne rätselhafte Figur werden, deren Motive nicht faßbar, und der deshalb sogar die richtigen zuzutrauen sind. Es käme auf die Probe an. Werder erhebt gegen seinen eignen Vorschlag den Einwand, daß Schiller „sicherlich grade durch seine Breite das für die Deutschen Zweckmäßige geschaffen“ habe. Kein Zweifel, daß Schillers Sentenzen für alle Lebenslagen, daß seine schwärmerischen Arien, daß die heißen, mächtigen, steil aufschießenden und bogig herabfallenden Thermen seiner Rhetorik — daß dieses sein schwächstes Teil zugleich sein populärstes Teil ist. Das ist seit Menschenaltern bewiesen. Aber unbewiesen ist: ob nicht für jede Verkürzung dieser ebenso kunstvollen wie wässrigen Massenkünste der Gewinn entschädigen würde, ein Nationaldrama der Deutschen einmal nicht als Stückwerk, sondern einfach einmal in der Form zu sehen, die sein Schöpfer ja schließlich doch geplant hat. Jeßner hat Hebbels ‚Nibelungen‘ auf Einen Abend gebracht und sich ‚Faust I.‘, um ein „Drama“ daraus zu machen, unbekümmert zusammengehauen. Bei Goethe sind nur edle Teile verletzt worden. Die unedeln Teile des ‚Wallenstein‘ hat er zwar keineswegs geschont, aber doch nicht so gründlich gemeuchelt, daß wir mit Einem Abend davongekommen wären. Wie prachtvoll seine beiden Abende ausgefallen sind, wird nächstes Mal zu beschreiben sein.

Der Becker-Skandal von Kurt Heinig

In der Angst der Inflationskrise entdeckten die deutschen Unternehmer plötzlich den „unproduktiven“ Arbeiter. Er wurde zu Hunderttausenden schleunigst auf die Straße geworfen. Nun, das ist jetzt Vergangenheit, streiten wir uns nicht mehr darum. Viel wichtiger ist, daß die Nullenschreiber entlassen sind, während die großen Nullen noch auf ihren Plätzen sitzen. Wir brauchen dringend den Abbau der Unternehmer! Wir haben in Deutschland hunderttausend Direktoren zu viel! Die Aufgabe dieser Leute ist, zu verschwinden. Sie fahren ja doch nur noch mit dem Auto über die Generalunkosten und haben auch in ihrem bisherigen Beruf, der Spekulation, keine ausreichende Beschäftigung. Die steigenden Preise verlangen den Abbau der überflüssigen Unternehmer.

Wir fürchten nicht den Vorwurf der Animosität gegen den überflüssigen Unternehmer, obwohl jener so selbstverständlich kommen wird, wie diese gern regierende Herren bleiben möchten. Nur um der Einfachheit willen, damit die Argumente nicht umstritten werden können, soll am erlebten Fall der Beweis angetreten werden.

*

Reinhold Becker, ein genial Großer und Rücksichtsloser, gründete 1908 das Stahlwerk Becker A.G. (Dies geschah nach einem Krach mit Thyssen-Klöckner, deren krefelder Stahlwerk er bis dahin geleitet hatte. Ueberdies ließen ihn seine Brotgeber, um ihn zu bändigen, wegen Untreue und Unterschlagung einsperren; er mußte aber wieder frei gelassen werden.) Dann hat er sich — immer ohne die Banken, die er nicht liebte, und die mit ihm wegen der großen Kunden nicht gern Geschäfte machen wollten oder konnten — zum Becker-Konzern entwickelt. Um Beckers Edelstahlproduktion kristallisierten sich Erzgruben, Wolframgewinnnug, Kohlenzechen, Maschinenfabriken, Handelsgesellschaften. Die kühnen Kombinationen häuften sich, und raffinierte Geschäfte wurden durchgeführt (zum Beispiel die sogenannten Schweizer Kohlenlieferungsverträge). Selbstverständlich hatte der Becker-Konzern, wie das heute zur großen Mode gehört, nicht nur seine eigne Versicherungsanstalt, sondern auch seine Hausbank.

Man machte treu und redlich bis Ende 1923 Inflationsgeschäfte. (Jetzt ist ganz offen zugegeben worden, daß dabei 25 Millionen Goldmark Reingewinn blieben, die zur Vergrößerung des Marktbereiches verwandt wurden.)

Im Januar 1924 starb der alte Becker.

Es kam die junge Generation dran!

Es wurde ein Konzern übernommen, der nach der Meinung des damaligen technischen Direktors in den Grundlagen solid, in seiner Produktion unerreicht — „Beckers Edelstahl ist der beste“ — und auf Monate mit lohnenden Aufträgen versehen war. Nach der Auffassung des derzeitigen technischen Direktors bedürfen die Becker-Stahlwerke umfangreicher Aenderungen im Produktionsverfahren und in den technischen Einrichtungen, wenn sie wieder wettbewerbsfähig werden sollen.

Ueberdies hat der eine Direktor den andern wegen Veruntreuung angezeigt und mal verhaften lassen. Der andre hält diesen für einen Nichtskönner.

Der bescheidene Untertan wird fragen — bei dem innern Zustand des Stahlwerks Becker — : Wäre es nicht besser gewesen, zur rechten Zeit beide abzubauen?

Und dann die Herren Generaldirektoren! Becker hatte vier Söhne, zwei Schwiegersöhne und entferntere Anverwandte. Sie wurden in seinem Konzern so ungefähr sämtlich Industriekapitäne oder Finanzgenies. Die einen „leiteten" die Stahlproduktion, die andern „führten" die Finanztransaktionen. Das ging so lange, bis der große Krach kam. Sie blieben eben fähige Unternehmer mit Herrschaftsgewalt über Riesenbetriebe mit Tausenden von Arbeitern, bis sie vom Staatsanwalt zur Vernehmung geholt wurden.

Unsre bekanntlich immer gut informierte Handelspresse wußte bis dahin über den innern Zustand des Becker-Konzerns absolut nichts. Einige wenige anständige Blätter begannen, zu raten und zu ahnen. Sie hängten zaghaft Bemerkungen an die plötzlich auf sie herabhagelnden offiziellen Communiqués — wie man auf deutsch so schön sagt. Und die andern Blätter? Nun, sie — es ist die Mehrzahl — brachten Informationen, Indiskretionen, Angriffe und Verteidigungen, Richtigstellungen und Aufklärungen, anonym oder mit Namensnennung, abwechselnd von den beiden streitenden Parteien.

Moralisches kam dabei grade nicht zu Tage: 16 Millionen Goldmark Verlust in sechs Monaten, 5,11 Millionen Goldmark Zinsen und Provisionen für 3,2 Millionen Goldmark Kredit; aber wer mag solche Sachen moralisch betrachten? Irgendein kluger Mann hat schon vor hundert Jahren gesagt, daß der Kapitalist bei genügend hohem Prozentsatz auch Galgen und Rad nicht scheue. Deswegen ist es nur ein Grund, herzlich zu lachen, wenn jetzt plötzlich die vertatterten sonst Verantwortlichen von Direktion und Aufsichtsrat die Gerichte nebst Feuer und Schwefel anfordern, um den Sündenpfuhl „unnachsichtlich" auszuräuchern und so mit ernster Miene — wie es pflichtstarken deutschen Männern gebührt — dem Lauf seine Gerechtigkeit zu lassen. (Warum hat Grosz noch nicht den Fall Becker illustriert?)

Aber wir wollen uns mit dem Herrn Kammerpräsidenten, der die wütenden Aktionäre in der Pleite-Generalversammlung durch eine feierliche Rede auf den alten toten Becker zum Erheben von den Sitzen zwang, ebenso wenig beschäftigten wie mit der Geschäftsaufsicht, den alten und neuen Interessenten, den Vergleichssüchtigen und den Konkurs-Erzwingern. Uns interessiert hier nur: Was verstanden diese Unternehmer, Direktoren und Aufsichtsräte von ihrem Beruf — leisteten sie etwas oder gehören sie zu den unproduktiven Kräften?

Zu diesem Thema schrieb die Berliner Börsen-Zeitung, die, beinahe germanisch-tugendhaft, ein gewiß unverdächtiger Zeuge ist: Es steht fest, daß sich Doktor Mund — Schwiegersohn und Direktor — des Treubruchs schuldig gemacht hat. Mund hat in vollem Umfange vorsätzlich die Gesellschaft geschädigt. Ueber die wichtigsten Wechsel-Transaktionen sind überhaupt keine Buchungen gemacht worden.

(Hier sei eingefügt, daß die krefelder Arbeiter sich schon seit Jahren auf der Straße erzählen, Dr. Munds Hunde fräßen kein Kotelett, wenn nicht ein Ei darüber geschlagen sei.)

Die Rheinisch-Westfälische Zeitung, das Organ für die göttliche Mission unsrer Schwerindustrie, meinte: Den Söhnen und Schwiegersöhnen Reinhold Beckers schien der Reichtum des Vaters derart unerschöpflich, daß kaum einer sich einer ernsthaften Tätigkeit widmete

— das Autofahren wird gradezu als Sport betrieben, gibt es doch auf dem Werk, das seit Pfingsten still liegt, über zehn Personenautos, die dauernd im Betrieb sind . . .

Das Berliner Tageblatt stellte am 11. September fest: Der Fall Becker ist der Inbegriff einer Konzern- und Finanzpolitik, wie sie nicht sein soll. Eigenbrödelei, Finanzdilettantismus, falsche Beurteilung der eignen Kraft und der Konjunkturverhältnisse haben zusammengewirkt, um an sich vorhandene große Substanz- und Produktivwerte für ihre Besitzer wertlos oder nahezu wertlos zu machen.

Jedermann wird zugeben: Das sind Sachverständigenurteile, die auf das heutige deutsche Unternehmertum allzu viel Licht werfen.

Bei der Aufwühlung des Drecks sind überdies einige der üblichen Unkostenberechnungen, wie sie sich heute in den Großhandelspreisen auswirken, etwas eingehender erörtert worden Das gehört auch zum Kapitel Direktorenabbau, zumal wenn solch Mann, abgesehen von seinen Nebeneinnahmen, 200 000 Goldmark Jahreseinkommen hat.

Es wurde festgestellt, daß in der Sanierungsbilanz Selbstkosten zu Grunde gelegt worden sind, die einen Stahlblock mit 182 Mark gegenüber 120 Mark der Konkurrenz rechneten. Man habe einfach 35 Mark an Zinsen und Abschreibungen für die Selbstkosten einkalkuliert und statt Schrott flüssiges Roheisen als Kalkulationsgrundlage genommen. Nebenbei wurde noch festgestellt, daß die Stillegung des Werkes einen Gesamtverlust von 4 bis 5 Millionen Mark ergebe.

Der neue Direktor des Stahlwerks Becker konnte für sein Teil darauf hinweisen, daß die Stillstandsverluste in die Betriebsunkosten einkalkuliert worden seien. (Und uns wundern die hohen Preise.)

*

Man wird fragen: Ist der Fall Becker-Stahl denn typisch? Dies wird Niemand behaupten, der sich bemüht, objektiv zu sein. Aber der Becker-Skandal ist symptomatisch! Er ist in gewissem Sinne nichts andres als ein exzessiver Beweis zum Thema. Sachlich liegt er auf der großen Linie des Tatbestandes, daß unser neues Unternehmertum nichts Ordentliches und im Besondern nicht arbeiten gelernt hat. Daß es ein unproduktives Inflationswesen ist, dessen zehn Gebote, in eines zusammengefaßt, lauten: Borge (in der Hoffnung auf sinkende Mark und steigende Preise) so viel wie möglich und gegen hohe Provision — für deine Bemühungen. Mit diesen Leuten gibts keinen Preisabbau und keine Gesundung der Wirtschaft.

Die Arbeiter mögen ihren Gott um Bankrotte bitten, wenn sie dabei auch mit Ruten geschlagen werden. Kommt die gründliche Beseitigung des unproduktiven Unternehmertums nicht, dann wird man sie im nächsten Jahr mit Skorpionen peitschen.

Zu dieser Revolution von Hoffmann von Fallersleben

Ausgelitten — ausgerungen
Hast du endlich, deutsches Herz.
Gut, daß er einmal verklungen
Dieser deutsche Freiheitsmärz!
Mit der Friedenspfeif' im Munde
Geht ins Bierhaus, auf die Wacht
Trinkt man bis zur Abendstunde,
Und dann — Freiheit, gute Nacht

Bemerkungen

Zinnsoldaten

in bunten Farben, zu Pferd und zu Fuß, in allen Chargen, dazu Feldhaubitzen und Feldlazarette, Geschütze und Stacheldrähte, eine Ausstellung von Zinnsoldaten — unter dem Protektorat des Generals Grafen v. d. Goltz — kann man jetzt in Berlin sehen. Eine ganze Division in kriegsmäßiger Aufstellung, mit Allem, was dazu gehört: Tanks und Meldereiter, Flugzeuge und Stabsoffiziere, Alles ist da, genau auf seinem Platze, mit der Gründlichkeit, man kann auch sagen: mit der Sachkenntnis deutscher Fachleute. Laßt euch dieses Vergnügen nicht entgehen und besucht den bankrott gewordenen Militarismus da hinten im ersten Stock eines düstern Fabrikhofes. „Zur Förderung der notleidenden deutschen Spielwarenindustrie“ heißt es. Ja, im Ernst und im Spiel — sie haben ausgespielt mit ihrem Soldatenspielen. Man kann ihren Schmerz begreifen: wenn sie wieder angestellt wären, die Herren Generäle, brauchten sie nicht auszustellen.

Schaut euch dieses Publikum an: ein paar Schüler und ein paar alte Weiber lauschen andächtig-blöd auf die Erklärung eines halbverhungerten völkischen Jünglings, der die „Stellung“ erläutert, mit dem Ernst eines Kriegsakademikers.

Ach, diese Pleite, dieses schäbige Hintertreppenelend, diese öde Armeleutestube — wie bist du herabgekommen, einst so stolzer Kriegsgott der Germanen!

Die Deutsche Zeitung kann man hier abonnieren, aber Niemand abonniert, die Soldaten aller Truppenkörper „aus großer Zeit“ kann man kaufen, aber Niemand kauft. Nur ein papierenes Fähnchen schwarz-weiß-rot kauft ein Vater mit wichtiger Miene seinem Söhnchen, das sich darüber harmlos freut. Und Bismarck schaut, gar nicht wohlwollend, hernieder auf seine völkischen Enkel, dieweil diese nicht wissen, wie lächerlich sie sind. Und ferner ist eine schwarze Fahne da mit dem Totenkopfzeichen nebst einem „Und doch!“ Sie sieht aus wie die Reklame für ein Rattenvertilgungsmittel.

Es kommt vor, daß Schauspieler, wahnsinnig geworden im Alter und im Abstieg, weiterspielen und nicht aufhören können. Die Gummizelle ersetzt ihnen den verlorenen Kunsttempel. Sie spielen weiter.

Und diese „Wehrhaften“? Das Spiel ist längst aus, und sie wollen es nicht merken. Sie spielen weiter. Wenn auch nur mit Zinnsoldaten. Gespenster, die, obwohl längst tot, nicht sterben wollen. Wie zäh sie an ihre Auferstehung glauben! Nicht einmal ihre eigne Lächerlichkeit tötet sie vollends!

So gebt ihnen doch endlich den Gnadenstoß!

Bruno Frei

Deutsche Kunst und Künstlerhilfe

Adolf Behnes Hymnen auf „deutsche Kunst in Moskau", angestimmt in Nummer 39 der ‚Weltbühne', dürfen nicht ohne Widerspruch erklingen.

Lieber Dr. Behne: würden Sie die von der Künstlerhilfe zusammengestoppelte Bildermasse unter Ihrer Verantwortung nach Rußland entlassen? Als eine Repräsentation deutscher Gegenwartskunst? Ich hoffe, Sie haben dies Konglomerat gesehen, und sagen ehrlich: Nein. Man hat weder Sie noch irgendeinen Verantwortlichen gefragt. Reden Sie uns doch nichts von der „proletarischen Organisation" vor. Ich kann nur annehmen, daß Sie diesmal nicht hinter die Kulissen geschaut haben: sonst wüßten Sie, daß es sich hier nicht um eine Organisation, sondern um eine heillose künstlerische Pleite, einen Dilettantismus gefährlichster Sorte handelt.

Nun, da dies Thema von Ihnen öffentlich leider zur Diskussion gestellt ist, muß rund heraus gesagt werden: Etwas Schlimmeres hätte der deutschen Kunst nicht passieren können als diese Ausstellung der ‚Künstlerhilfe' für Rußland. Sie, lieber Dr. Behne, sprechen beschwichtigungsrätlich von „Vorurteilslosigkeit" und „selbstverständlichen Lücken". Ich will Ihnen sagen, was wirklich nach Moskau geht: ein Nolde, ein bis zwei Schmidt-Rotluffs, vier Dixe, je zwei Schlemmers und Baumeisters, ein halb Dutzend Aquarelle von Klee, zwei Moholy-Nagys — das ist so ziemlich Alles, was mitzählt. Dann kommen zwei bis drei Dutzend anständiger Mitläuferware und last but least ein furchtbarer Kometenschweif von — sagen wirs unumwunden: Schund. Das ist die Folge der unglaubwürdig dilettantischen und desorganisatorischen Betriebsamkeit und Anonymität der ‚Künstlerhilfe'. Wenn ein Mensch, der sich ein wenig um Ausstellungen gekümmert hat, in die Art hineingeschmeckt hätte, wie dieser Bildertransport zustande gekommen ist: er würde Hände und Beine über dem Kopf zusammenschlagen.

Nein, das ist ganz und gar keine Ausstellung deutscher Kunst für das Ausland; auch nicht für das bolschewistische Rußland, wo man sehr genau den Unterschied von Meisterschaft und Pofel kennt. Von diesem Ueberdilettantismus müssen wir ganz formell abrücken, auch Sie, lieber Dr. Behne — das verlangt das künstlerische Gewissen von uns. Eine große Gelegenheit, schmählich, ist vertan. Und wir können leider nichts tun als rechtzeitig unsre Stimmen erheben und — proletarisch hin, proletarisch her — die Russen warnen vor dem Irrglauben, hier irgendetwas wie einen Querschnitt durch unsre junge Kunst zu sehen. Ja, geben wir es zu: Jede deutsche Kunstbehörde hätte das besser gemacht; besser machen müssen.

Denn bei Kunstausstellungen wie in der Politik kommt es keineswegs auf den guten Parteiwillen an, sondern, nicht wahr, aufs Können.

Paul F. Schmidt

Werfels Verdi

Die Musik seiner Verse ist verstummt; es ist, als stünde das lyrische Ereignis Werfel bereits abgeschlossen vor uns: eine kaum erfüllte Hoffnung der neuen Dichtung. Wie auch hätte eine Poesie, die ihr' Sach' auf Weltfreundschaft und Optimismus gestellt hat, in dieser deutschen Welt Erlebnis werden können! Ueber kurz oder lang muß auch die Kantilene des Herzens — ist ihr Grundmotiv den aktuellen Konjunkturen angepaßt —, über kurz oder lang muß auch der Ueberschwang des Gefühls asthmatisch werden. Der Lyriker Werfel, dessen echtestes Gefühl der Glaube an seinen Glauben war, gehört einer dichterischen Vergangenheit an, die versäumt hat, im richtigen Augenblick skeptisch zu werden, und deren hervorstechendste Wesenheit eine

blasierte Neopathetik war. Es fehlte ihm die anmutig-leichte Gebärde des Verzichts, das spielerische Lächeln, das noch im Augenblick der Entsagung um letzte Dinge weiß. Was nützt dir das Mitgefühl mit schlichten Gouvernanten, wenn dir dann zum Weltbild weder Kraft noch Pathos bleibt! Hier hat ein melodischer Ton keine Musik gemacht: darf man bereits vom tragischen Ausgang dieser Lyrik sprechen?!

Franz Werfels neues Buch, der Roman ‚Verdi' läßt dies fast so empfinden. Er ist Bekenntnis und Polemik, Parade auf einen Angriff, der, mangels materieller Widerstände, nicht erfolgt ist. Ein wehmütig-vehementes Buch von seltsam gestalteter Zwiespältigkeit: wieder einmal hat das Schwergewicht des sogenannten Geistes dem Flüchtling ins bessere Nichts Hindernisse in den Weg gestellt.

Der historische Künstlerroman, ein in Deutschland mit viel Geduld geübtes Genre, bietet immerhin die Möglichkeit, Weltanschauungen des Autors zur Diskussion zu stellen: wenn aber bereits der Titel „Verdi" ein Programm ist, muß es, mit der Tatsache dieses Romans konfrontiert, zu Widersprüchen führen. Kann man dem Belcanto theoretisch beikommen, und darf sich das Bekenntnis zur Melodie episch äußern? Ist dies dann überhaupt noch Epik und diese Schrift ein Roman?! Geschieht nicht mit dem Dichter, was dieser dem Musiker als Sünde anrechnet?

(Als Sünde wider den „Geist". Wer befreit uns von diesem Albdruck des Geistes!!)

Diese Vorbehalte — nur Fragen, die unbeantwortet bleiben mögen —, diese Vorbehalte als Rückendeckung des künstlerischen Gewissens, und darüber hinaus ist Werfels ‚Verdi' ein schönes Buch. Ein Roman kalter Leidenschaft zwar: denn das Alfresco-Bild der Musik stammt aus einem essayistischen Konstruktivismus. Nicht die Gestalten, das Thema hat Plastik. Und nicht der Roman, sein Autor hat Perspektive. (Vielleicht ist damit an das Grundproblem zeitgenössischer Epik gerührt: wie blasphemisch doch ein Dichter sich heute über sein Geschöpf stellt!) Ein Weltbild aus Ueberlegungen, leidenschaftlich geballt und melodisch gesteilt (so muß man wohl sagen?). Und meinetwegen auch eine Fuge, vielleicht sogar eine bunte Fuge.

... Und da erinnere ich mich der Erregung, die ich als Knabe bei der Lektüre des ‚Friedemann Bach' gefühlt und erlitten habe:

jener andern „Odyssee der Musik", die wahrscheinlich ein schlechter Roman ist, viel schlechter als Werfels ‚Verdi'. Wer kennt ihn noch? Werfels Buch (im neuen Verlag Paul Zsolnay zu Wien erschienen) hat alle Eigenschaften, ihn dieser Zeit zu ersetzen.

Paul Hatvani

Hausbesitzer in der Loge

Gleich wird das Theater beginnen — in der Loge vorn rechts sitzt ein hagerer Mann im Smoking. Er ist offenbar allein, er entfaltet sein Programm, er liest darin, sieht auf seine Armbanduhr. Dieser Mann ist mein Hausbesitzer.

Dieser Mann in der Loge rechts hat, besitzt, nennt zu eigen einen Teil der Allmutter Erde. Ein winziges Partikel der Oberfläche dieser mysteriösen Kugel gehört ihm, ist seins, stellt sein Eigentum dar. Nur der liebe Gott kann, in Form eines Blitzes oder eines Erdbebens, einer Wasserhose oder eines Orkans, ihm gegen seinen Willen das Erdreich um und um wühlen. Gegen Menschen ist er gefeit. Er ist auch gegen Menschen gefeit, die kein Obdach haben, die hungern, frieren, deren Kinder sich aus der Mutter Schoß zwölf Monate langsam ins Grab husten, auch gegen Menschen, die, dreizehn in einem Zimmer, zusammengepfercht wohnen, alle polizeilich gemeldet, alle durchaus legal. Diese dürfen ihm nichts wegnehmen — das Grundstück ist seins.

Der Mann in der Loge hat auf diesem Grundstück ein Haus. Das Haus gehört ihm. Er hat es gekauft. Andre müssen wohnen, Andre brauchen Steinwände um sich herum und ein Dach über dem Kopf, um ihren Geschäften nachzugehen, ihre Kinder aufzuziehen, abends Bücher zu lesen. Ich selbst, zum Beispiel, brauche dieses Alles auch. Und weil wir es brauchen, deshalb sitzt mein Mann in der Loge.

Weil wir das brauchen, braucht er weniger zu arbeiten. Er kauft sich einen guten Anzug aus kräftigem wollenen Stoff. Seine Frau trägt kleine feine Stiefeletten. Seine Kinder haben einen schönen Schulranzen, mit einem vernickelten Schloß. Wir wohnen, und er hat Butter auf seinem Brot.

Stimmt im Programm etwas nicht? Der Hausbesitzer runzelt die Stirn. Ah — vielleicht hat er Sorgen! Vielleicht denkt er bei sich: „Wie mache ich nun diese langatmige Steuererklärung fertig, die mir der Staat da aufgebrummt hat! Sie muß geschrieben werden, in einem warmen, trockenen Zimmer geschrieben werden — das ist viel Arbeit. Wie kalkuliere ich die neue Fahrstuhlreparatur ein — ich muß sie noch einmal mit dem Architekten durchrechnen. Das ist viel Arbeit. Ich bin nicht auf Rosen gebettet. Ich schlafe auf Dornen, mein Trank ist Wermut, und meine Nahrung die Früchte des Feldes. Da unten sitzen die Leute, Mieter und Mieterinnen — sie glauben, es sei so einfach, ein Hausbesitzer zu sein. Wenn man die Rentabilität bedenkt . . . " Und während das Stück beginnt, fängt er an zu rechnen.

Kann man Erde verkaufen? Man tut es. Die Einen wohnen, und die Andern haben davon zu essen. Und weil sich jeder Hausbesitzer eine Zeitung hält — hält, als Abonnent nämlich, hält, am eisernen Faden, die der Zeitung um die Kehle läuft —, so ist darüber nicht viel zu lesen.

Bodenreform? Adolf Damaschke? In der Loge sitzt der Hausbesitzer, genährt durch tausend Saugrohre von den Mietern im ganzen Theater. Warum gehen nun die nicht hin und drosseln ihm die Rohre ab? Weil sie alle, alle gern Hausbesitzer werden möchten.

Kaspar Hauser

Sprüche

Es gibt eine Sorte Möbel nur für Leute, die aus Liebe heiraten.

*

Es gibt Häuser, die aussehen, als ob darin immer zur Welt gekommen, es gibt Häuser, die aussehen, als ob darin immer gestorben werden soll.

*

Wie der Leim, der die Teile bindet, reinigt sich das Genie durch Kochen (nicht durch Brennen).

*

Es macht meist mehr Vergnügen, eine große Zigarre anzuzünden, als sie zu Ende zu rauchen.

*

Ob Hämmern hart oder weich macht, hängt von der Materie ab.

*

Die Zitronenpresse ist, wie ich glaube, eine deutsche Erfindung.

*

Die Natur darf sich gratulieren, wenn ich sie einmal in die Finger kriege . . .

*

Der „Weise", der seine Wünsche und Erfolge „in Einklang zu bringen" weiß, der ist nun gar ein Idiot.

*

In Liebessachen reicht dem Einzelnen sein Verstand nicht einmal für ihn selber, geschweige denn für Andre.

*

Sage grundsätzlich niemals, was alle Welt denkt, und bist du dazu gezwungen, es zu sagen, so sage es in einer Form, welche die Wenigen wählen würden.

*

Das Leben besteht aus Beziehungen, die wir haben oder suchen oder ablehnen.

*

Ich kenne die Grenzen seines Wissens, nicht die seiner Ignoranz.

Julius Levin

Liebe Weltbühne!

Als Egon Friedell vor Jahren der Antrag gemacht wurde, Dramaturg zu werden, wunderten sich seine Freunde, denn bis dahin hatte er der Bühne gänzlich ferngestanden. Man bot ihm monatlich fünfhundert Kronen (vor der Inflation natürlich).

„Wie kannst Du das denn machen", sagte ein Bekannter, „Du verstehst doch nichts davon."

„Und Du hast wirklich das Herz, mir den Verlust von monatlich fünfhundert Kronen zuzumuten — nur weil ich nichts vom Theater verstehe?" fragte Friedell tiefverwundet.

Antworten

Rassenforscher. Im Verlag Oesterheld & Co. zu Berlin erscheint der ‚Deutsche Bühnenspielplan', dessen Inhalt sein Name angibt. Im Verlag I. F. Lehmann zu München erscheinen: die ‚Zeitschrift für Biologie', das ‚Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie', die ‚Jahreskurse für ärztliche Fortbildung' und die ‚Münchener medizinische Wochenschrift — außerdem aber Dramen, eine Tatsache, die der ‚Deutsche Bühnenspielplan' zum Anlaß eines Angebots nimmt. Auf dieses antwortet Herr I. F. Lehmann, Inhaber eines immerhin großen wissenschaftlichen Verlages, persönlich: „Solange es nahezu unmöglich ist, daß ein völkisches oder überhaupt gut deutsches Stück auf einer deutschen Bühne aufgeführt wird, hat es leider gar keinen Zweck, Anzeigen aufzugeben, da man doch weiß, daß die jüdischen Bühnenverleger und Theaterdirektoren die Aufführung auf ihren Bühnen unmöglich machen. Mit meinen Stücken muß ich mich, vor der Judenbann gebrochen ist, eben an Liebhaberbühnen wenden." Vor der Judenbann gebrochen ist, genügt es, die dichterische Begabung der Lehmänner von den Wänden der Bedürfnisanstalten abzulesen. Bis dahin werden die Bühnen trachten müssen, mit den schlecht deutschen Stücken der Goethe, Schiller, Kleist, Hebbel, Grillparzer, Hauptmann und ähnlich ungemischter Juden unsrer jüngern Generation ihr Auskommen zu finden.

Frankfurter Nachrichten. Si tacuisses! Nun bestätigen mir viele Frankfurter, die deinen urkomisch pathetischen Brief in meiner Nummer 41 gelesen haben, was für ein ungenießbares Winkelorgan du geworden bist, und Fred Hildenbrandt, der Feuilletonredakteur des Berliner Tageblatts, schreibt mir ungefragt: „Wenn der Hymnus, den Ihr Verlag als Pressestimme für die Propagierung der ‚Weltbühne' aus den Frankfurter Nachrichten verwendet hat, den Passus enthält: ‚... eine grade und befreiende Straße von Antworten ...': diese Beurteilung der ‚Weltbühne' stammt von mir — weiland Feuilletonredakteur der Frankfurter Nachrichten zur selben Zeit, als sich der damalige Verlagsdirektor die wenigen Haare raufte, wenn ich eine Kritik des S. J. nicht auf der Stelle ins Blatt brachte, denn dieser berliner Kritiker war der Stolz der Frankfurter Nachrichten, mühsam erworben." Später hast du dich minder mühsam als ich erwerben lassen — von Stinnes — und bist zwar Niemandes Stolz mehr, wärst aber ein unfreiwilliges Objekt für Stolze, den Lokalhumoristen deiner Stadt, der dich nur hätte erleben müssen.

Dr. John Fresenthal. Hanns-Erich Kaminski hat sich in Nummer 38, Hans Schopflocher in Nummer 41 über Spanien geäußert. Diese Aeußerungen wünschen Sie hiermit zu ergänzen: „Wie mir in diesem Frühjahr in Spanien erzählt wurde, haben die Rîf-Leute ihre erste moderne Bewaffnung durch deutsche U-Boote während des Weltkriegs erhalten, damit von Spanisch-Marokko aus Französisch-Nordafrika insurgiert würde. Wielange die Belieferung der Rîf-Leute von deutscher Seite auch nach dem Neunten November 1918 fortgesetzt worden ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Daß die Insurgierung Französisch-Nordafrikas im Sinne der deutschen Revanchepolitik läge, werden Sie nicht abstreiten. Soweit ich aber weiß, werden die Rîf-Leute jetzt im Besitze englischer Waffen getroffen: ob sie ihnen nun mittelbar (durch Beduinen, letztlich aus Arabien) zukommen oder unmittelbar übersee, weiß ich nicht, es dürfte jedoch, so oder so, sehr im Interesse Englands liegen, den Spaniern im Rîf Schwierigkeiten bereitet zu sehen: die Spanier wollen von England Gibraltar gegen Ceuta eintauschen. England verlangt jedoch ganz Spanisch-Marokko sowie die Canarischen Inseln. Die Engländer werden mit ihren Forderungen durchdringen. Daß die spanischen Soldaten an der marokkanischen Steinwüste ein

Interesse hätten, ist freilich billigerweise auch nicht zu verlangen. Was aber Catalonien und die Catalanen anlangt, so datieren die catalanischen Selbständigkeitsbestrebungen aus dem Jahre 1640 und gehen auf Richelieu zurück, der die Catalanen — ebenso wie die damals zu Spanien gehörenden Portugiesen — insurgierte (infolge dieser Aktion kam ja dann auch Roussillon, wo man heut noch catalanisch spricht, zu Frankreich). Die Catalanen sprechen einen halb provençalischen, halb spanischen Dialekt, nationale Selbständigkeit kommt ihnen etwa mit gleichem Recht zu wie den Ostpreußen, Hannoveranern, Sachsen und Oberbayern. Weshalb man grade in Deutschland so an der Aufsprengung des spanischen Einheitsstaates interessiert ist, sehe ich nicht ein (schließlich müßte eigentlich den Spaniern das recht sein, was Frankreich, Italien und Köller-Preußen billig); aber man ist vom Kriege her hier für flämische und irische Freiheit noch so interessiert, daß man auch in Spanien die Zertrümmerung des Staates mindestens nicht ungern sieht, weil . . . man eben noch immer so schön im Schwunge ist." ‚Die Militärdiktatur in Spanien' heißt Hanns-Erich Kaminskis nächster Aufsatz. Darin werden Sie Ihre Ausführungen bestätigt, ergänzt, historisch begründet, vielleicht zum Teil auch berichtigt finden.

Teilnehmer. Sie schreiben mir: „Der Malik-Verlag hat im Februar 1924 ein Preisausschreiben erlassen: Was ist unsittliche Kunst? Er versprach: Die Prämiierung erfolgt bis spätestens 1. Juni 1924 und wird öffentlich bekanntgegeben. Bis jetzt hat er sein Versprechen nicht gehalten. Wann wird er es tun?" Ich weiß es nicht. Aber vielleicht bestimmt ihn diese Frage, Sie zu beruhigen.

Otto Lehmann-Rußbüldt. Sie sagen mit Recht, daß es in Deutschland immer so gehen würde wie am 6. Oktober mit dem Vortrag des französischen Pazifisten Victor Basch in Potsdam, „wenn die Linke sich nicht von den geschwollenen Redensarten der Ludendorff & Cie. ins Bockshorn jagen ließe", und fügen hinzu: „Der Magistrat der Stadt Potsdam benutzt ein absichtlich aufgebrachtes Gerücht von dem Plan einer zweiten Versammlung mit Basch, um amtlich — amtlich! — zu erklären, daß nur die Selbstbeherrschung der Potsdamer (die in Wahrheit zu feige waren, um eine einzige ihrer wütigen Drohungen auszuführen) ernste Zusammenstöße verhindert habe; fände aber diese zweite Versammlung statt, so wäre zu befürchten, daß . . . Die wahnsinnig komische Legende von dieser zweiten Versammlung, bei der Basch einen Fahnennagel in ein Banner von Schwarz-Rot-Gold schlagen sollte, haben die Brüder erfunden, um nachher sagen zu können, daß vor ihrer blutrünstigen Ankündigung die Liga für Menschenrechte zurückgewichen sei. Wäre es nur das dummschlaue Manöver eines Hakenkreuzlers, womit diese Leute alle Tage hineinfallen: jedes Wort wäre zu schade. Aber dieses Manöver übt die Vertretung einer Stadt von großer Tradition. Die Liga für Menschenrechte wird deshalb zur Klarstellung bringen, ob der Magistrat von Potsdam nach bayrischen Rezepten der Staatsregierung diese Mischung von Pferdehändlertricks und Rowdymanieren bieten darf." Teilen Sie mir freundlichst das Ergebnis der „Klarstellung' mit. Wenn sie eins hat.

Politiker. „ . . . von einem Schreiben des bisherigen Abgeordneten v. Siemens Kenntnis, in dem dieser von seiner Mandatsniederlegung Mitteilung macht und darauf hinweist, daß er glaube, in seiner Stellung als Vorsitzender des Verwaltungsrats der Reichsbahngesellschaft dem Vaterlande größere Dienste leisten zu können denn als Reichstagsabgeordneter." Der Abgeordnete hat dem Vaterlande den großen Dienst geleistet, sich als einziger — vorläufig einziger! — Demokrat öffentlich für den Bürgerblock einzusetzen. Wenn ihm gelingt, als Vorsitzender des Verwaltungsrats der Reichsbahngesellschaft den Wert seiner Dienste noch zu steigern, dann kann sich das Vaterland gratulieren.

Rechtsfanatiker. „Die Tatsache, daß ein gemeiner Meuchelmörder nicht nur nicht ausgeliefert, sondern vom Gerichtshof sogar freigelassen wird, muß in der ganzen gesitteten Welt größte Entrüstung hervorrufen." Und die Tatsache, daß man diesen gemeinen Meuchelmörder, der — wer weiß es? — vielleicht doch ein politischer Mörder ist, so säumig verfolgt hat, daß er nach Ungarn entkommen konnte? Und die Tatsache, daß hunderte von Morden in Deutschland ungesühnt geblieben sind? Und die Tatsache, daß der völlig schuldlose Fechenbach seit zwei Jahren langsam zu Tode gemartert wird? Und die Tatsache, daß für das haargenau gleiche Verbrechen Hitlerianer freigesprochen und Kommunisten auf zehn Jahre ins Zuchthaus gesteckt werden? Ja, das allerdings sind Tatsachen, die in der ganzen gesitteten Welt die größte Begeisterung hervorrufen.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Verlags Ernst Rowohlt bei.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G. m. b. H., Berlin W 35, Nolldf. 792, Blumeshof 1.

Zeppelin von Ignaz Wrobel

Der Zeppelin ist vor seiner Abreise nach Amerika auf einer Probefahrt über die deutschen Lande geflogen und hat einer ganzen Nation die Köpfe — nach oben hin — verdreht. Was dachten sich die Leute, als sie ihn fliegen sahen?

Sie dachten sich: „Na — endlich wieder!" Sie dachten sich: „Deutscher Fleiß und deutsche Erfindungskunst! Wir" — als ob jeder Einzelne das Luftschiff miterfunden hätte — „wir sind doch die Allerersten!" Und dann, ganz offensiv: „Wir werdens den Brüdern schon zeigen!" Welchen Brüdern und was man ihnen zu zeigen gedächte, das blieb meist unausgesprochen und oft auch ungedacht.

Gemeint war:

Die Eroberung der Absatzgebiete mit Waffengewalt. Auch mit Waffengewalt auf dem Luftwege, was erfahrungsgemäß immer — wen trifft? Die Nichtkombattanten, Frauen, Kinder, Greise und Oberkommandos. Gemeint war: Wilhelm der Zweite noch einmal.

*

Während sich die englische Arbeiterregierung bemüht hat, den theoretischen Anforderungen ehemaliger Opposition unter Ausgleichung an reale Postulate so weit wie möglich entgegenzukommen; während in Frankreich ein deutlich erkennbarer Ruck nach links vor sich gegangen ist, unter dem die Räumung der Ruhr vereinbart, politische Gefangene befreit, bei allen Verhandlungen mit Deutschland in Genf und in Paris Konzilianz bezeigt worden ist; während Alle darüber nachsinnen, dem neuen Völkerbund wenigstens ein bißchen Leben einzuhauchen — währenddessen rast in Deutschland, wo man sechs Jahre nach solchem Zusammenbruch ernsthaft um Bürgerblock oder gar „Rechtsregierung" schachert, die alte imperialistische Furie.

Ich halte es für einen Fehler, die Wahrheit aus „taktischen Gründen" zu verschleiern und nicht offen auszusprechen, was ist. Es ist aber dies:

Die maßgebenden Bürgerschichten Deutschlands, die bedeutend breiter laufen als anderswo, sind völlig ungeändert. Es sind in der Arbeiterschaft wohl gewisse Verschiebungen nach links vor sich gegangen, die hier nicht untersucht werden sollen: der gesamte Verwaltungsapparat aber, die Diplomaten, die Aerzte, die Lehrer aller Grade, die Richter, die Frauen dieser Männer — sie alle sind heute genau so wilhelminisch, genau so imperialistisch, genau so töricht und un-

wissend, was das Ausland angeht, wie sie gestern waren. Auf dem Lande und in den gebildeten Schichten der Provinzstädte hat sich das verschlimmert und verschärft.

Das Ministerium Marx hat dem Reich bremsend und behutsam voltigierend große Dienste geleistet: das wahre Abbild der geistigen Verfassung Deutschlands ist es nicht. Die Majorität der gebildeten Schichten in Deutschland gehört nicht der Deutschnationalen Volkspartei an — sie denken aber zum mindesten wie die Deutsche Volkspartei, sind also für die Sache der Demokratie, des Weltfriedens, des geistigen Fortschritts hoffnungslos verloren. Die veraltete Partei-Terminologie entspricht nicht dem wirklichen Zustand der Geister — bis tief in die Kommunisten erstreckt sich die Spießigkeit und der kleine Horizont. Die Reichstagskandidaten sind dabei gleichgültig. Die vernünftelnden Liberalen, deren Geschäftspresse die ganze Macht ihrer Partei repräsentiert, stellen nicht einmal dieses Bürgertum dar: das steht in Wahrheit an Intellekt und politischem Verständnis noch weit unter ihnen. Die alte Generation hatte noch eine gewisse Rotwein-Bonhomie, die den Jungen abhanden gekommen ist. Erbarmungslos sehen diese kalten Fischaugen in eine nie als rätselhaft empfundene Welt. Da ist keine urbanitas, kein Herz, keine Humanität. Eisige Frechheit, dünkelhafte Dummdreistigkeit und vom Analphabeten bis zu Herrn Scheler eine Metaphysik, die unverbindlich bleibt, wenn das Bezirkskommando ruft.

Die geistige Grundlage Deutschlands, soweit es Macht in Händen hat, ist verrottet, wie sie war: überaltert, pauver, bramsig und mittelmäßig. Die geistigen Bewegungen, die in den letzten zehn Jahren auf dem Erdball vor sich gegangen sind, haben das Land kaum gestreift; irgendeine Wirkung haben sie nirgends gehabt. Das Bürgertum weiß nichts vom Grundgehalt des Bolschewismus, den es perhorresziert; daß es einen Gandhi gibt, interessiert die Leser des Herrn Tagore; was der internationale Petroleummarkt treibt, lesen die Fachleute — und alle zusammen fühlen sich fähig, mit den alten Idealen genau so auszukommen wie bisher, ja, wie es in einem nationalistischen Gassenhauer heißt: „Nun erst recht!" Die Antwort der Welt wird nicht ausbleiben.

Eine französische Zeitung — der ‚Paris-Soir' — glossierte neulich sanft und überlegen die Zeppelin-Begeisterung in Deutschland. Nicht einmal so, wie man denken sollte: nicht mit der verbitterten Erinnerung an diese törichten Luftangriffe — man besinnt sich auf den Bericht der Obersten Heeresleitung: „Wir haben die Festung London mit Bomben belegt" —, nicht wundenaufreißend, nimmer ruhend. Nein, die kleine Abendglosse war milde und ironisch: ob denn die Deutschen die völlige Unbrauchbarkeit der Zeppeline als

Kampfmittel, ob sie denn jene andern Zeppeline vergessen hätten, die, eins, zwei, drei, vier Stück im Kanal und in der Themse geschwommen wären . . . ob sie sich nicht mehr der unaufhörlichen Katastrophen erinnerten, die jene damals gehabt hätten. Und der französische Autor schloß mit einer wehmütigen Betrachtung der Dummheit aller Menschen, die er durchaus nicht etwa nur der deutschen Nation anhängte.

Zu antworten wäre: Nichts haben sie gelernt, und Alles haben sie vergessen. Wenn sie es je gewußt haben. Was haben denn die Deutschen in den vier Jahren für eine geistige Kost vorgesetzt bekommen? Die Elaborate des Herrn Ludendorff-Lindström und seiner Compagnons. Und was haben sie nachher gelesen? Das Selbe und nicht einmal das Selbe. Man glaubt nicht, wie klein der Kreis der Leute ist, der die moderne Memoiren- und Tatsachenliteratur überhaupt gelesen, und wie winzig jener ist, der sie mit Nutzen und Verstand gelesen hat. Wie hätte bei einem denkenden Volk der Dritte Band der ‚Gedanken und Erinnerungen' dem Verfasser Bismarck schaden müssen! Wie dem Kaiser das Büchlein des Herrn von Zedlitzsch-Trützschler und gar die Denkwürdigkeiten des Grafen Waldersee! Wie alle zusammen einem verkrachten System! Nichts davon. Herr Stresemann soll sich erst gar keine Mühe geben, „Brücken zwischen dem alten und dem neuen Deutschland zu schlagen" — es ist nirgends ein neues zu sehen.

Denn man glaube doch ja nicht, daß Das, was unter der Marke „Schwarz-Rot-Gold" einhergeht, von Grund auf neu ist. So viel Taktiker auf einem Haufen hat die Welt noch nicht gesehen — lauter Taktiker und keine Männer. Jeder kann dir ganz genau sagen, warum es grade in diesem Augenblick inopportun ist, die Wahrheit zu sagen — keiner, wann man sie sagen dürfe. Alle, aber alle Reformversuche von dieser harmlosen Seite haben einen Grundsatz: es dem Andern nicht schwer zu machen, ihm zu ermöglichen, ohne Abänderung seiner alten tiefsten Grundsätze in den neuen Bund zu gehen. Auch wir haben ein Nationalbewußtsein! Auch wir sind stolz auf — was Ihr wollt! Auch wir beugen uns den deutschen Richtern, die wir voll anerkennen! Auch wir sind für die unbeschränkte Souveränität! Also? Also: Neue Schilder — alter Laden.

Der Gruppenstolz, den der fliegende Ballon den Deutschen eingeflößt hat, ist derselbe, den sie empfanden, wenn Wilhelm der Schnurrbartgebürstete von der Parade „seiner Kerls" die Friedrich-Straße entlangritt: jeder Zoll ein Filmstar aus der Provinz und wirklich und ehrlich bewundert von der gesamten Komparserie. Liebling des Volks zu sein . . . Denn er war ihrer.

Wir haben Republikaner, wir können uns gar nicht retten vor Republikanern. Aber darüber sind wir uns wohl einig:

Wenns zum Klappen kommt, wird getan, was die Andern wollen — und was sie immer gewollt haben: jedes Verbrechen in der Kollektivität. Kampflos ziehen die Republikaner alles Mögliche ein. Und machen schließlich mit. Denn unfaßbar, unverständlich und ganz und gar unmöglich erscheint den Leuten dies: Nicht mitmachen zu können. Den Andern das Feld zu überlassen. Keine Reden halten zu dürfen, wenn die Metzelei zehn Jahre vorbei ist. Dann reden wir eben republikanisch. Man muß es dazu sagen — sonst merkt mans nicht.

Der Zeppelin, dessen Konstrukteur der Jude Arnstein ist, hat den Ozean überquert. Und ein Geheul hat sich erhoben, als er drüben war, ein Geheul von der Etsch bis an den Belt. „Ein Gefühl des Stolzes . . . "

Das Gefühl des Stolzes, das ich verspüre, derselben Nation anzugehören wie diese Ozeanflieger, ist nicht so groß wie das Gefühl der Beschämung, mit manchen Generalen, mit vielen Universitätsprofessoren und mit den meisten Richtern die Nation teilen zu müssen. Dieses Gefühl der Beschämung würde erst weichen, wenn der da oben auf seiner Fahrt abgeworfen hätte, was ihn beschmutzt und belastet, erniedrigt und entwertet hat: seine alte Geistigkeit, seine alten Ideale und seinen alten Preußenglauben. Es ist Ballast. Erst wenn er das getan hätte, dürfte man befreit zu ihm emporblicken.

Mexiko von Leo Matthias

IV.

Mexikanische Märkte

I.

Die Wunder dieser Stadt sind nicht die unzähligen Kirchen, die alten spanischen Paläste, nicht die Parkanlagen von Chapultepec, sondern die Märkte.

Es gibt Fruchtmärkte, Seidenmärkte, Diebsmärkte, Fleischmärkte, Märkte mit alten Büchern, Märkte, wo man vom Kinderschuh bis zum Sarg Alles kaufen kann, Märkte, die wie Akazien und wie Schwefelwasserstoff duften, Straßenmärkte, Hofmärkte, Märkte, die wie Protestversammlungen die Hallen umfluten und die Menge in die Nebenstraßen drängen, in die Hauptstraßen, immer weiter, vom Zentrum der Stadt die Tramschienen entlang bis zu den letzten Häusern.

Man kann tagelang durch diese Märkte bummeln. Tausende von Seidenstoffen liegen klein und wellig geknüllt, ein Schmetterlingsfriedhof, in platzlangen Reihen auf der Erde.

Straßenfronten triefen unübersehbar von den gelb-schwarzgrünen Traubenstämmen der Bananen. Kokosnüsse werden fluchend mit Fußtritten aus dem Weg gerollt. Läden ohne Stuhl und Tisch sind vollgepackt mit Ananas. Hochbeladene Mangowagen fahren wie unter hängender Wäsche durch ein Saftgemansch von rot, grün und dotter.

Zwischen zwei hohen Häusern gelangt man durch eine kleine Gitterpforte auf einen platzgroßen Hof, den „Volador". Ungezählte Holzbuden, ungezählte Gäßchen; der Himmel nur ein schmaler, blauer Bach. Mit abwehrenden Armen geht man durch eine Allee von hängenden Lederriemen, die klappernd über dem Kopf zusammenschlagen, durch Blusen- und Stiefelfelder, an Ananasständen vorbei, zu den Juwelieren, bewundert die Silberstickerei der Lederarbeiter, beklopft den Panzer einer Schildpattkröte, hört Caruso zu, der in einer der unzähligen Grammophonbuden die Tarantella singt. Es gibt hier Ecken, wo man altes chinesisches Porzellan findet, spanische Mantillas, russische Holzteller, persische Flinten. In Alteisenständen liegen unter zerbrochenen Armleuchtern aztekische Götterköpfe, Jaderinge, Obsidianwerkzeuge. Es gibt Bücherstände, wo einem der Chinese, wenn man nach Raritäten fragt, Bordellaufnahmen aus Singapore zeigt, und wo man dann für einen Peso den ersten Druck des ‚Goldenen Esels' findet.

Die Straßen zwischen diesen Märkten sind vollgepackt mit Menschen. Im Rinnstein, links und rechts: hockende Indias, vor sich, auf einem Stück Zeitungspapier, ein Häufchen von Mais, Bohnen, Erdnüssen, Gries, Salat, Erbsen, Bananen, Pitayas, Weizenmehl, Chile-Schoten, Zucker, Limones, Vanille, Salz, Zwiebeln, süßen Kartoffeln, Aguacates — alles Dinge, die dazu taugen, mathematisch, schachbrettartig, in Gruppen von drei bis fünf Stück geordnet zu werden. Anschließend andre: mit irdenen Gefäßen von großer Schönheit, Tonschalen, handbemalten Henkelkrügen, Trinkgefäßen von der Form der Schädeldecke, Tonfigürchen für Kinder, geschnitzten Gegenständen aus Fruchtkernen, Nüssen, Kokosschalen. Endlose Reihen.

II.

Die Umgebung der Märkte ist das Quartier der Indios.

Einstöckige, zweistöckige Häuser, kubisch, ohne jede Verzierung, manchmal hellblau oder rosa bemalt, flankieren Straßen mit einem Bürgersteig, aber oft ohne Pflaster. Will man auf die andre Seite, muß man herunterspringen wie von einem Zuge, der auf offener Strecke hält. Ochsen mit dem schweren aegyptischen Joch, Herden von Ziegen, Truthähnen, Eseln werden durch den Sand getrieben.

Einige spielende Kinder. Sie stehen vor den Häusern herum, sitzen auf den Steinen, balgen sich hin und wieder, aber bilden niemals Trupps. „Anführer" gibt es nicht. Wettläufe, Kreisspiele, selbst Versteckspiele sind selten. Das Freudengeschrei, das „Indianergeheul" habe ich von diesen Indianern kaum gehört.

Die Kinderstille in den Straßen unterscheidet dieses Viertel Mexikos von einer süditalienischen Stadt. Das Phaenomen wird zum Teil — aber auch nur zum Teil — erklärt durch die Bauart der mexikanischen Häuser. Diese Häuser haben alle, gleichviel ob Villa oder Mietskaserne, den offenen Blumenhof, den Patio, den die Mexikaner von den Spaniern und die Spanier von den Mauren übernommen haben. Hier ist der Hauptspielplatz der Kinder — gesetzt daß sie spielen. Hier wird auch, in den ärmern Quartieren, gekocht, gewaschen und die Wäsche von Dach zu Dach aufgehängt. Die Männer arbeiten hier im Freien, und die

Frauen und Mädchen gehen mit offenen Haaren zwischen Männern, Körben, Kindern, Wäsche und Herd umher. Manchmal haben mehrere Häuser nur einen einzigen Patio, der, wie die Häuserreihe, senkrecht zur Straßenrichtung liegt und den Eindruck einer Privatgasse macht. Im Hof denkt man an Neapel.

Die Einrichtung der Wohnungen ist jämmerlich. Man glaubt zuerst, daß sie als leere Wohnungen zu vermieten seien, weil man die Strohmatte nicht beachtet, die in einer Ecke liegt. Aber diese Matte ist das Bett. Ist ein europäisches Bett vorhanden, so ist es ein großspuriges Eisengestell mit Messingknöpfen. Der Besitzer hat sein ganzes Geld dafür verausgabt und hält seine Wohnung nun für eingerichtet. Es fehlen daher die zwei Stühle, die man sonst in den Mattenzimmern findet. Man setzt sich auf das Bett. Tische sind selten, sogar in möblierten Zimmern wohlhabender Familien, die vorübergehend an Fremde vermieten. Dagegen findet man in allen Wohnungen, in der Mitte einer Wand oder nestartig in einer Ecke, eine Mutter Gottes aus Biskuit. Davor oder dahinter (Lichteffekt!) eine kleine ewige Lampe. Rundherum: Engelsköpfe, ein Stückchen von dem weißen Schleier aus der ersten Kommunion, ein Bild des Papstes aus irgendeiner illustrierten Zeitschrift und — ohne die Ueberschneidungen der Bilder zu unterbrechen —: Zeitungsausschnitte und Postkarten von Pola Negri, dem Hafen von New York, dem Boxer Dempsey, sogar: Wilhelm II. Hier wohnt Großstadtproletariat.

An jeder dritten Ecke ist eine Pulqueria, erkenntlich an ihrem grünen oder roten Seidenpapiergewimpel. Ein Kreole schenkt aus einem Faß den weißlichen Agavesaft. Er ist das Nationalgetränk Mexikos, das schon die Azteken liebten — aber nur dem Greise gestatteten, zu trinken.

III.

Die Pulque ist das Nationalgetränk; die Tortilla: das Nationalgericht.

In einem Laden hocken fünf Frauen und backen diese Maiseierkuchen der Azteken.

Auf einer kleinen Steinbank wird der Teig von einer knieenden Frau mit einer Walze zu einem Lappen geflacht, von einer andern zu kleinen Kugeln geballt und dann von allen noch einmal mit der Hand geknetet. Ist das geschehen, so beginnt die eigentliche Kunst. Der boulettengroße Teigkloß wird klatschend von einer Hand in die andre geworfen, ohne Unterbrechung, rhythmisch, schweigend, der Blick immer auf den Teig. Langsam nimmt der eine flachere Form an, wird kreisförmig, dünn. Die Bewegungen werden vorsichtiger, das Klatschen wird schwächer, noch schwächer, es hört auf. Dann werden die Arme ausgestreckt, die Handflächen nach oben, und wie man das Gewicht eines Briefes dadurch prüft, daß man ihn mit der einen Hand von der andern leicht abhebt, so wird die Teig-Oblate einige Male hin- und hergehoben, zuerst von oben nach unten und von unten nach oben, schließlich nur durch eine kaum sichtbare Bewegung der leichtschaukelnden Hände.

Der Teig ist gezogen; die Tortilla ist fertig. Sie wird auf ein Eisenblech gelegt und leicht geröstet.

Das rhythmische Klatschen beginnt von neuem.

Das Beispiel Dänemarks von Hans Kohn

Dänemark hat seit diesem Frühjahr ein sozialistisches Ministerium. Es verfügt über keine Mehrheit im Unterhaus, zählt aber auf die Unterstützung der radikalen Parteien, die ihm auch in den meisten Fällen sicher ist. Im Oberhaus sind die Sozialisten und die Radikalen in der Minderheit. Das sozialistische Kabinett hat gleich nach Regierungsantritt erklärt, daß es die Regierungsmaßnahmen, die es immer befürwortet hat, als es in der Opposition war, jetzt als Gesetzesvorschläge einbringen werde. Die ersten beiden dieser neuen großen Gesetzentwürfe bedeuten Entscheidungen von einschneidender Wichtigkeit. Der eine sieht eine Kapitalsabgabe zwecks Stabilisierung der dänischen Valuta vor; der andre ist von noch größerer Bedeutung — nicht so sehr für Dänemark wie für alle Staaten. Es ist der Gesetzentwurf über die vollkommene Abrüstung und Demilitarisierung Dänemarks.

Zu derselben Zeit hat in Genf der Völkerbund über die Abrüstung beraten. Aber es scheint, daß er das Problem unrichtig angefaßt hat; denn die Nachkriegsjahre haben statt einer Abrüstung eine immer größere Rüstungsbereitschaft besonders der kleinen neu geschaffenen Staaten in Mittel- und Osteuropa hervorgebracht, sodaß Europa heute in Waffen starrt wie wohl nie zuvor. Und auch all die neuen Abrüstungsvorschläge werden darauf hinzielen, daß in irgendeiner neuen verklausulierten Form die alten Armeen bestehen bleiben und gestärkt werden. Nicht einmal zu dem Schritt, der wohl der erste auf dem Wege zu einer allgemeinen Abrüstung sein müßte, nämlich der Aufhebung der allgemeinen Dienstpflicht und der Einführung freiwilliger Heere zur Aufrechterhaltung der Ordnung wird sich der Völkerbund entschließen können. Warum nicht? Weil die europäischen Völker und darunter viele der europäischen Sozialisten sich kein Volk denken können, das nicht durch die veredelnde Disziplin der Kaserne und die geistige Befruchtung der militärischen Dienstzeit hindurchgegangen ist.

Die Sozialisten in Dänemark fassen ihre Aufgabe an einem andern Ende an. Sie beginnen mit der eignen Abrüstung, ohne darauf zu warten, was sonst in der Welt geschehen wird. Sie sind dabei der Unterstützung der Radikalen, die eine linksbürgerliche Gruppe darstellen, sicher. Der sozialistische Verteidigungsminister Rasmussen hat erklärt, daß die Abrüstung auch praktische Gründe habe. Dänemark sei zu klein, um im Ernstfall einer Großmacht, die es bedroht, wirklich Widerstand leisten zu können. Militärisch gerüstet würde es Gefahr laufen, in den nächsten großen Konflikt hineingezogen zu werden. Aber abgerüstet bietet es Nachbar-

staaten keine Gelegenheit zu Angriffen und wird, wenn sie doch erfolgen, die ganze öffentliche Meinung für sich haben.

Es ist beabsichtigt, Armee und Flotte ganz aufzulösen und nur eine aus Freiwilligen bestehende Grenzpolizei von 7000 Mann und einige kleine Küstenfahrzeuge als Seepolizei zu belassen. Die Kosten dieser Polizeitruppe werden sich auf den sechsten Teil dessen belaufen, was die Armee dem Lande heute kostet. Diese großen Ersparnisse werden der sozialen Fürsorge und der Erziehung zugute kommen.

Dänemark wird durch einen solchen Gesetzentwurf den ersten praktischen Schritt zu einer wahren Abrüstung getan haben. Dieses Land ist heute vielleicht das liberalste Europas. Es hat im Kriege seine mittelamerikanischen Kolonien veräußert. Es hat, als 1918 Island seine Unabhängigkeit forderte, ohne weiteres, trotz einer Hetze der nationalistischen Presse, diese Unabhängigkeit bewilligt, und Island ist heute nur durch Personalunion mit Dänemark verbunden. Was ihm aber am höchsten anzurechnen ist: es hat gleich nach Beendigung des Krieges in Nordschleswig eine seltene Mäßigung bewiesen, gegen alle nationalistische Hetze im eignen Lande die Abstimmung nur für die zwei nördlichen Zonen von Schleswig verlangt und sich jeder Propaganda in Schleswig selbst enthalten. In diesen Jahren der Nachkriegszeit, wo Chauvinismus und Militarismus Europa in einen neuen Krieg stürzen wollen und die nächsten Gefahren gar nicht von der Rivalität der großen Weltmächte, sondern von der Raubgier der kleinen, zum Teil neu geschaffenen Staaten ausgehen — da verdient das Verhalten Dänemarks in all diesen Fragen ganz besonderes Lob. Gelingt es Dänemark, gegen den Widerstand der konservativen Kreise des eignen Landes die geplanten Reformen durchzuführen, dann wird es der Zivilisation einen größern Dienst erwiesen haben, als bisher der Völkerbund getan hat, und zwar aus dem Grunde, weil es meint, was es sagt, und nicht schöne Worte zur Verkleidung unschöner Absichten verwendet. Denn schon droht die Gefahr — und ein Artikel in den ‚Times' weist ganz deutlich auf sie hin —: daß der Völkerbund grade im Namen der „Abrüstung" mit dem Beginn einer wirklichen Abrüstung in Dänemark nicht einverstanden sein wird, weil Artikel 8 des Völkerbundpaktes eine so weit gehende Herabsetzung der nationalen Rüstungen verlangt, wie mit der nationalen Sicherheit und mit der Erzwingung internationaler Verpflichtungen durch gemeinsame Aktionen vereinbar ist. Womöglich also werden die Vertreter des Völkerbunds finden, daß eine wirkliche Abrüstung der von ihnen geforderten Abrüstung widerspricht, und gegen die Abrüstung Dänemarks protestieren, da sie nicht vereinbar sei mit der nationalen Sicherheit. Solange aber die Vertreter

des Völkerbundes nicht einsehen, daß jede Rüstung, und sei es die geringste, die nationale Sicherheit ebenso wie den Frieden bedroht, und daß nur die volle Abrüstung die nationale Sicherheit und den Frieden Aller gewährleistet — so lange wird es keine Abrüstung geben. Deshalb führt der Weg zu einer wirklichen Abrüstung und zu einem wahren Frieden nicht über die genfer Deklamationen von MacDonald und Herriot, sondern über die Taten Derjenigen, die mit ihrem Programm ernst machen und den Mut haben, zu beginnen.

Die englischen Wahlen von Joseph Friedfeld

London, 15. Oktober 1924

Die Wahlen in England — sie sind über Nacht gekommen und werden in erstaunlich kurzer Zeit vorüber sein. Sie werden durchgepeitscht. Populär sind sie kaum. Denn ihr Anlaß ist nicht eine große Entscheidung, sondern eine kleine Affäre, die mit den Hauptlinien der politischen Probleme nicht das Geringste zu tun hat. So gibt es auch auf keiner Seite zwingende Parolen.

Die Arbeiterpartei beschuldigt die beiden bürgerlichen Parteien, die Wahlen durch ein Komplott erzwungen zu haben. Das ist sicherlich unrichtig. Beiden bürgerlichen Parteien, besonders den Liberalen kamen die Wahlen ungelegen. Sie waren nicht vorbereitet, hatten kaum die Kandidaten bereit. Die kurze Zeit der Wahlcampagne schwächt sie noch mehr. Die Arbeiterpartei, wenn sich auch ihre Fonds mit den gefüllten Kassen der beiden andern Parteien nicht messen können, ist voll Zuversicht. Ihr kommt die Schnelligkeit zugute. Ihre Organisation ist am besten ausgebaut. Sie verfügt über 500 Kandidaten und eine Armee begeisterter freiwilliger Helfer. Und hätte nicht die Regierung MacDonald seine Anhänger auf die Dauer enttäuschen müssen? Heute ist die Arbeiterpartei noch ungespalten; ihr Elan ist ungebrochen, und ihre optimistischsten Propheten tragen sich wirklich mit der Hoffnung, die Labour Party werde die 120 Sitze gewinnen, die ihr zur Majorität fehlen. Dies würde dann fünf Jahre sozialistischer Regierung in England bedeuten.

Aber nach unsern Erfahrungen, nach dem Temperament ihrer Führer und nach den Parolen ihres Wahlmanifests wäre dies schwerlich eine revolutionäre Regierung. Ramsay MacDonalds Ministerium war weder in seiner äußern noch in seiner innern noch in seiner Budget-Politik von irgendwelchen sozialistischen Theorien bestimmt, sondern ein durchaus liberales Ministerium, das in der innern Politik aufrichtig liberale Maßnahmen traf. Auch in seiner äußern Politik war es durchaus ein Kind jenes wohlmeinenden pazifistisch-liberalen Imperialismus, der die Auffassung des britischen Weltreichs als einer Föderation freier Völker begründet hat. Der nächstliegende Gedanke wäre daher ein Kartell der Arbeiterpartei und der Liberalen gewesen — die Bildung eines progressiven Blocks, der das Parlament beherrscht hätte.

Dem standen eher persönliche und taktische Erwägungen als sachliche im Wege. Eine große Anzahl Führer der Arbeiterpartei

sind ehemalige Liberale und fürchten den Vorwurf ihrer Anhänger, daß sie mit ihrer frühern Partei noch zu eng verbunden sind. Dazu traten eine Reihe persönlicher Kränkungen, die seit Januar das Verhältnis zwischen beiden Parteien vergiftet haben. Auch hofft die Labour Party, in einigen Jahren doch allein die Majorität erringen zu können. Dabei wäre ihnen eine Koalition mit den Liberalen hinderlich und würde sie um die Früchte ihres Sieges bringen. Deshalb greift die offizielle Labour Party nicht die Konservativen, sondern die Liberalen und die Kommunisten an.

In dem Programm der Konservativen Partei gibt nichts der Phantasie der Wähler oder ihrem Gelüst nach Neuerungen Nahrung. Seine Hauptpunkte sind: Ruhe und Ordnung. Vor einigen Wochen hat der kleine progressive Flügel der Konservativen darauf gedrängt, eine energischere Politik zu treiben und mit kühnen Reformen zu beginnen. Das Wahlmanifest weist keinen Einfluß dieser Bestrebungen auf. Aber die Konservative Partei darf eines großen Teils der Wählerschaft sicher sein, eben weil sie konservativ ist.

Die Liberale Partei wird nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Kandidaten aufstellen und sich auf die aussichtsreichsten Wahlkreise beschränken. Sie verfügt im Durchschnitt über die stärksten Intelligenzen, und ihr Programm ist — wenngleich an neuen Gedanken ebenso arm wie das der andern beiden Parteien — fortschrittlich und konstruktiv. Aber auf eine Majorität hofft sie selbst kaum. Da der Block der Liberalen Partei und der Labour Party nicht zustandekommt und das nächste Parlament wohl wieder auf die Zusammenwirkung zweier Parteien angewiesen sein wird, drängen Viele auf einen Block der beiden bürgerlichen Parteien. Vorläufig sind beide dem abgeneigt, und der Gegensatz zwischen dem rechten Flügel der Konservativen und dem linken der Liberalen scheint unüberbrückbar. Manche prophezeien eine baldige Spaltung der Liberalen, deren rechter Flügel zu den Konservativen, deren linker zu der Arbeiterpartei übergehen soll. Dem stehen aber vorläufig die Führerpersönlichkeiten im Wege. Die Liberale Partei hat in dem greisen Asquith einen ebenso überragenden Führer wie die Labour Party in MacDonald; aber Asquiths Unterführer sind MacDonalds überlegen. Und die Konservative Partei besitzt weder einen Führer noch überragende Persönlichkeiten.

Wenn sich nicht zu oft Konservative und Liberale in den Wahlkreisen dahin einigen, der Labour Party Eine Front gegenüberzustellen, dann ist zu hoffen, daß die Labour Party verstärkt zurückkehren wird. Der Augenblick war günstig gewählt. MacDonald kann vor allem auf unbestrittene Erfolge in der Außenpolitik hinweisen. Durch die Zusammenwirkung der Konservativen und Liberalen erhält diese Wahl die Bedeutung eines Kampfes um eine klare Entscheidung für oder gegen den Sozialismus. Das führt wahrscheinlich eine größere Anzahl progressiver Elemente, die sonst mit den Liberalen gestimmt hätten, in das Lager der Labour Party. Sollten diese Wahlen aber kein eindeutiges Resultat ergeben, so steht England vor einem schwierigen konstitutionellen Problem, dessen Lösung die ganze Schmiegsamkeit und den Instinkt englischer Politiker erfordern wird.

Die Militärdiktatur in Spanien

von **Hanns-Erich Kaminski**

Madrid, Mitte Oktober 1924

Man muß sehr weit zurückgehen, wenn man die Grundlagen der Diktatur de Riveras bloßlegen will. Die jetzt lebende Generation hat zwar die Zeit vor der bourbonischen Restauration (1875) nur noch zum kleinen Teil bewußt erlebt, aber die letzten hundert Jahre der spanischen Geschichte, dieser turbulentesten Geschichte aller europäischen Nationen, ist noch frisch genug in ihrem Blute. Was ist nicht Alles über dieses Land hinweggegangen, seitdem im Jahre 1820 die Bourbonen ihrer absoluten Macht beraubt wurden: Revolutionen und Restaurationen, Bürgerkriege und provisorische Regierungen, Legitimisten und Carlisten, ein Savoyer und einmal sogar beinah ein Hohenzoller!

Das Ergebnis all dieser Kämpfe, dieser Experimente, dieser Resignationen ist nicht die abgeklärte Ruhe einer Erfahrung, die Alles kennen gelernt hat, wie etwa in Frankreich. Die Klasse der Politiker ist dadurch nur zynisch geworden, neuerungssüchtig und ohne Vertrauen in Theorien oder Programme. Und das Volk, la massa grigia, läßt Alles über sich ergehen, teilnahmslos, ohne Hoffnungen, überzeugt allein davon, daß es von Allen gleichmäßig ausgebeutet wird. Das Industrieproletariat hat diese Grundstimmung noch nicht verändert. Eine größere Industrie besteht in Spanien erst seit dem europäischen Kriege, und die Arbeiterorganisationen haben in dieser kurzen Zeit noch keine feste Form finden können. Die sozialistische Partei besteht hauptsächlich aus Intellektuellen, hinter denen nicht viel mehr als ihre politische Bildung ausländischer Herkunft steht. Die Gewerkschaften verfolgen fast rein syndikalistische Ziele, hoffen auf den „großen Tag" und treiben eine unstete Politik, in der man den Putschismus Bakunins, den Heroismus Sorels und sehr viel bodenständigen Spagnolismus beobachten kann. Die einzige Macht, die Alles überdauert, Alles beschattet, ist der Klerus. Denn Spanien, die filia primogenita der Kirche, wie es in der vatikanischen Sprache heißt, ist immer noch das frömmste Land der Welt, römischer als Rom, päpstlicher als der Papst.

Mit einem Wort: eine öffentliche Meinung existiert nicht. Fünfundfünfzig Prozent der Bevölkerung sind Analphabeten, die Interessen sind begrenzt, die Bedürfnisse gering. Madrid, zum Beispiel, ist in den letzten zwanzig Jahren eine moderne Stadt geworden, mit pompösen Bankpalästen, breiten Boulevards, einer Untergrundbahn und einem Verkehr, der hier und da das Straßenleben Berlins an Lebhaftigkeit übertrifft. Aber dieser babel-artige Rhythmus ist nur architektonischer Natur. Das Temperament der Madrilenen und erst recht ihrer Frauen hat sich ihm noch nicht angepaßt, ist noch das altkastilianische Temperament, stolz und

liebenswürdig, wild und indolent, gewiß nicht unsympathisch, im Gegenteil — aber eben nicht das Temperament unsrer radioaktiven Epoche.

Victor Hugo war es wohl, der erklärte, daß Europa an den Pyrenäen zu Ende sei, und man braucht in der Tat nur die Volkstänze anzuschauen — einzig die Russen können mit ihrer primitiven Kraft wetteifern! —, um das maurische Erbteil zu fühlen. Ein Volk aus so vielen Elementen, mit so vielen Erlebnissen ist nicht eindeutig. Es ist mannigfaltig wie die Natur seiner Heimat: bald ein üppiger Garten, bald eine steinige Wüste wie die Mancha des spanischsten aller Spanier.

Jeder, der hier an der Macht ist oder sich an die Macht schwingt, erklärt selbstverständlich, es sei für das Volk. Aber nichts geschieht durch das Volk!

Für das Volk? Bei dieser Kluft zwischen Regierenden und Regierten muß Korruption beinahe unvermeidlich sein. Die Politik wird da leicht zum Erwerb, die Parteien werden Klientelen auf Gegenversicherung, und nicht wenige Republikaner sind Staatspensionäre der königlichen Regierungen.

Diktatur oder Zustimmung, Gewählt oder Ernannt verlieren unter diesen Umständen viel von ihrer Gegensätzlichkeit. Das erklärt die Bedeutung der Armee, ihre Möglichkeit, eine politische Rolle zu spielen. (Die Armee: das heißt natürlich nur die Offiziere, sogar nur die höhern Offiziere.) Die Generale hatten keine Achtung vor den Ministern, deren Konstitutionalität ihnen mit Recht nichts als ein Schemen schien. Und was schlimmer war: sie hatten nicht — gleichfalls mit Recht — das Gefühl, einer wirklichen Macht, nämlich den Vertretern eines auf seine Rechte eifersüchtigen Volkes gegenüberzustehen. Alle Macht, neben der Kirche die einzige Macht im Staat, die auf einer Organisation und nicht auf Intrigen beruhte, war — und ist — bei ihnen. Obendrein konnten sie sich immer auf die Gewalt „über den Parteien" berufen: auf den König. „Ich gehorche nur dem König", erklärte Primo de Rivera, als er im September 1923 gegen die konstitutionelle Monarchie rebellierte.

Man könnte sich wundern, daß in einem Lande, wo die politische Treulosigkeit ein Axiom ist, die Offiziere zu einer gemeinschaftlichen Aktion fähig waren. In der Tat sind die Generale keineswegs einig, im Direktorium selbst gibt es die verschiedensten Strömungen. Aber einmal bestätigte sich auch hier die Erfahrung, daß die Offiziere, die im stehenden Heer immer eine Klasse mit Klasseninteressen und Klasseninstinkten sind, einander nicht die Augen aushacken. Zum andern hatten die spanischen Offiziere eine Organisation, in der sich Politik und Disziplin oft durchkreuzten, aber manchmal auch ergänzten: die Juntas.

Einzelne Generale und auch Gruppen von Offizieren haben immer wieder in die spanische Politik eingegriffen; 1905, zum

Beispiel, als sie in Barcelona eine katalanistische Zeitung zerstörten und das Parlament zur Annahme eines Pressegesetzes zwangen. Anno 1917 jedoch erstand in der Oeffentlichkeit unter dem Namen „Juntas de defensa" plötzlich eine große, alle Offiziere umfassende Organisation, die man am besten als eine Gewerkschaft erklären kann. Nach der schweren Niederlage, die das spanische Heer 1921 in Marokko erlitten, wurden sie etwas kleinlaut; aber sie waren bald wieder auf dem Plan, und am 13. September 1923 führten sie ihren großen Schlag. Seitdem sind sie angeblich aufgelöst. Daß ihr Einfluß trotzdem bestimmend geblieben ist, kann nicht bezweifelt werden. Ihr Schöpfer, General Nouvilas, bekleidet ein Sekretariat im Direktorium.

Uebrigens gab es noch einen besondern Grund, um die Gegensätze unter den Generalen vorübergehend aufzuheben. Gegen den Gouverneur von Marokko und den Oberbefehlshaber der dort befindlichen Streitkräfte, die Generale Berenguer und Navarro, schwebte ein Verfahren wegen der Niederlage von 1921. Eine Kommission von einundzwanzig Abgeordneten war zur Untersuchung eingesetzt, und die Kammer sollte am 1. Oktober mit der Debatte über ihren Bericht beginnen. Vierzehn Tage vorher fand das Pronunciamento von Barcelona statt. Unter den Insurgenten befand sich ein Bruder Berenguers und der General Cavalcanti, der unter der gleichen Anklage stand. In dem Programm-Manifest Riveras hieß es: „Es wird nicht mehr von Marokko noch von Verantwortlichen gesprochen werden. Eine Spezialkammer des Obersten Gerichts wird Diejenigen, die als schuldig erkannt werden, richten, wie hoch sie auch stehen mögen." Die Kammer wurde dann aufgelöst, die Dokumente, die der Untersuchungskommission zur Verfügung gestanden hatten, zurückgenommen. Und nach ein paar Monaten fällte auch die Spezialkammer des Obersten Gerichts ihren Spruch: Navarro wurde freigesprochen, Berenguer zur Dienstentlassung verurteilt. Die Amnestie-Verordnung erschien noch am gleichen Tage.

Diese brüske Deutlichkeit bezeichnet ebenso sehr das Direktorium wie das Publikum. Es gibt noch mehr Beispiele dafür. Ich habe hier vor kurzem von der Verhaftung eines Politikers berichtet, der den Sohn de Riveras unlauterer Geschäfte beschuldigt hatte. Ich muß mich berichtigen. Die Bezichtigung erfolgte nicht öffentlich, sondern nur in einem Privatbrief an den Führer der Konservativen und ehemaligen Ministerpräsidenten Maura. Noch befremdlicher als diese Verhaftung auf Grund eines Privatbriefs, noch befremdlicher auch als die Anklage wegen Verletzung wichtiger Staatsinteressen ist jedoch die darauf bezügliche „Verlautbarung" des Direktoriums. Es wird darin besonders hervorgehoben, daß der junge Rivera englisch und französisch spräche, und daß seine Vorgesetzten sehr zufrieden mit ihm seien . . . Schwer zu sagen, ob das Hohn oder nur Einfalt ist.

Bei alledem fühlen sich die Diktatoren nicht sicher. Seitdem sie sich an der Macht befinden, ist die Einigkeit immer geringer geworden. Die Entfernung nicht nur von der Bevölkerung — das will in Spanien noch nicht viel besagen —, sondern von allen politischen Kreisen wird immer fühlbarer, der Mangel an Erfahrung und die Unkenntnis so ziemlich aller politischen Probleme immer drückender. Zunächst vermochten sie durch die Schaffung eines ‚Somatén nacionale' ihre Stellung zu befestigen. Der Somatén ist eine alte katalanische Miliz, die sich in den Pyrenäen unleugbare Verdienste im Kampf gegen die Banditen erworben hat. Rivera, der diese Truppe als Generalkapitän von Katalonien kennen gelernt hatte, wollte nun eine derartige Miliz für ganz Spanien „zum Schutze der Ordnung und des Eigentums" schaffen. Trotz der Unterstützung kapitalistischer Kreise haben sich bisher jedoch von den 500 000 Mann, auf die der ‚Somatén nacional' gebracht werden sollte, in Wirklichkeit keine 50 000 gemeldet.

Da es mit der Miliz nichts geworden ist, unternimmt Rivera nun, seine Regierung auf eine andre Art zu untermauern. Er schafft sich eine Partei, die ‚Union patriotica'. Eine etwas merkwürdige Partei, die unter Aufsicht der Militärbehörden gebildet wird und durch die Militärbehörden mit ihrer Zentrale verkehren darf, und deren Mitgliederlisten von der Militärbehörde geprüft werden müssen. Unter diesen Zivilisten hofft der General die Fachleute zu finden, mit denen er dann eine konstitutionelle Regierung bilden möchte. Diese konstitutionelle Regierung, deren Ministerpräsident selbstverständlich Primo de Rivera heißen soll, wird dann die Kammer einberufen, selbstverständlich auf Grund eines neuen Wahlgesetzes, die Zensur aufheben, selbstverständlich nur soweit es die Sicherheit des Landes gestattet, den Kommunen anstelle der Notabilitäten, die sie jetzt regieren, gesetzmäßige Vertreter geben — kurz: das Paradies wird in Spanien so ungefähr mit dem Jahresanfang 1925 durch königliches Dekret eingeführt werden.

Andre erwarten Andres von der Union patriotica. Es gibt Hoffnungsvolle, die raunen davon, daß sie wie die Generalstände in Frankreich handeln werden. Sie sehen schon die Morgenröte einer Nationalversammlung am Horizont auftauchen und dahinter womöglich gar die Sonne der Republik. „Wir sind eine messianische Nation", hat ein spanischer Schriftsteller geschrieben.

Ich hüte mich sehr, zu prophezeien. Die Diktatur trägt immer viele Möglichkeiten im Schoße. Und das Schicksal Spaniens wird nicht von dem spanischen Volke gemacht. Wenigstens vorläufig noch nicht. Alles ist daher möglich. Nur nicht das Einzige, wobei das Volk selbst auf die Bühne steigen müßte: die soziale Revolution. Generale oder Anarchisten, Parlamentarier oder Absolutisten: noch ist Spanien das Land des . . . Spagnolismus.

Ludendorffs geheime Denkschrift von Leo Lania

Welcher Art waren die Zerstörungen im besetzten Frankreich, welchen Umfang hatten sie? Darüber gibt eine vertrauliche Denkschrift Aufschluß, die 1916 im Auftrag des deutschen Generalquartiermeisters verfaßt worden ist und den Titel führt: ‚Die Industrie im besetzten Frankreich' (R. Oldenburg zu München hat sie gedruckt). Diese Denkschrift, die auf fast 600 Großquartseiten eine Fülle von statistischem Material zusammenträgt und als eine der umfassendsten Arbeiten über die wirtschaftliche Lage des besetzten Frankreich, vor allem seiner Industrie bezeichnet werden kann, ist in mehr als einer Hinsicht höchst lehrreich. Kein Wunder, daß sich die französische Regierung auf sie gestürzt und eine französische Uebersetzung hergestellt hat.

Diese Denkschrift teilt sich in drei große Abschnitte.

Im ersten Teil wird von Sachverständigen eine detaillierte Schilderung der verschiedenen Industriezweige im besetzten französischen Gebiet gegeben. Es wird die Lage der Industrie vor dem Kriege dargestellt und die Folgen des Krieges (Zerstörungen, voraussichtliche Dauer einer Wiederinbetriebsetzung); die Beziehungen werden beleuchtet, die dieses Gebiet vor dem Kriege zu Deutschland unterhalten hat; die Rückwirkungen werden aufgezeigt, die die Besetzung und Zerstörung auf die deutsche Industrie nach dem Kriege haben dürften (Ausscheiden der Konkurrenz, Erschließung neuer Märkte für die deutsche Industrie).

Im zweiten Teil wird das besetzte Gebiet nach verschiedenen „Gesichtspunkten" beschrieben.

Der dritte Teil dient dem Nachweis, welchen Verlust die Besetzung für die Volkswirtschaft Frankreichs bedeutet.

Wiederum haben wir hier ein Dokument der Verblendung jener unverantwortlichen „Führer", deren verhängnisvolle Tätigkeit Deutschland den Haß der ganzen Welt zugezogen hat, und vor deren politischen Leistungen man doch immer von neuem die Frage stellt, was wohl größer gewesen ist: die Skrupellosigkeit, mit der ein paar vom Caesarenwahnsinn befallene Generäle Millionen Menschen zur Schlachtbank geschleppt haben, um den Krieg bis zur Annexion von halb Frankreich fortzusetzen, oder die Dummheit, mit der sie sich über die mutmaßliche Entwicklung des Krieges und die politischen Möglichkeiten hinweggelogen haben.

Und diese Narren und Verbrecher in Generalsuniform sind heute wieder die wahren Herren Deutschlands! Noch schleichen die Krüppel durch die Straßen, denen das herrliche Stahlbad des Krieges so wunderbar gut bekommen ist; noch leben die Millionen Menschen, die vor nicht ganz sechs Jahren halb irrsinnig dem Trommelfeuer, dem Hunger, dem Dreck entronnen sind; noch stehen die Ruinen, die verkohlten Mauern, diese Zeugen der „großen Zeit"; noch ragen die bleichenden Gebeine und Schädel verschütteter Krieger aus den Gräbern von Verdun — Alles vergessen, Alles umsonst! Sechs Jahre nach dem Kriege sind die Gespenster der Vergangenheit zum Leben erwacht, veranstalten uniformierte, stahlhelmbewehrte Jünglinge Paraden, präsentiert Ludendorff sich als Nationalheros. Sagen wir: Es war nichts.

So wollen wir zeigen, wie es war.

In der Einleitung heißt es:

Die Erhebungen wurden im Februar 1916 abgeschlossen. So enthält diese Arbeit nicht alle Schäden, die die französische Industrie durch den Krieg erlitten hat. Auch ist zu berücksichtigen, daß es, abgesehen von den seither erfolgten Zerstörungen, noch hinter der französischen Front eine ganze Reihe von Industrieorten und vor dem Kriege blühenden Städten gibt, deren Werke als vollkommen zerstört bezeichnet werden müssen. Es genügt, auf Armentière, Béthune, Reims und Lunéville hinzuweisen.

Einige Bemerkungen über die verschiedene Art der Kriegsschäden. Hier muß man unterscheiden:

a) die natürlichen Kriegsschäden,
b) die durch die Blockade Deutschlands, durch die dem Völkerrecht hohnsprechende Abschließung Deutschlands vom Weltmarkt verursachten Kriegsschäden,
c) die indirekten Kriegschäden.

Als natürliche Kriegsschäden muß die teilweise oder völlige Zerstörung von Fabriken durch Brand oder durch Beschießung bezeichnet werden, die Zerstörung von Industrieanlagen, die in der Feuerzone gelegen waren, und die daher unvermeidlich waren. Ferner gehören hierher auch jene Schäden, die durch Kriegsnotwendigkeiten verursacht wurden (Verwandlung von Fabriken in Hospitäler; ihre Verwendung zu Ställen, zu Depots). Bei dieser Umwandlung war es mit Rücksicht auf die kurze zur Verfügung stehende Zeit nicht immer möglich, eine sorgfältige und methodische Demontierung der Maschinen vorzunehmen.

Und nun kommt der entscheidende Punkt:

Unter die Kategorie b) fällt die Beschlagnahme und der Abtransport von Rohstoffen, von Halb- und Fertigfabrikaten und von Maschinen, die Kriegszwecken dienlich sind, und die in einem mit der Dauer des Krieges wachsenden Maße ins Hinterland abtransportiert wurden. Die fast vollständige Blockade Deutschlands und die großen Schwierigkeiten eines Handelsverkehrs mit dem neutralen Auslande, insbesondere Holland, Rumänien und Schweiz, machten es notwendig, alle Materialien, die im Frieden nach Deutschland eingeführt wurden, für die Zwecke der kämpfenden Truppen und des Landes nach Deutschland zu schaffen. In dem Maße, als diese Rohstoffe in nicht genügend großen Quantitäten vorgefunden wurden, wurde es notwendig, auch schon verarbeitetes Metall zu beschlagnahmen. So schwer auch für den Augenblick diese Maßnahmen die Industrieanlagen treffen mußten, sie sind nur eine Folge der Blockade Englands. Sie war die Ursache, daß, zum Beispiel, die Hochöfen ihrer Kessel beraubt wurden, die Maschinen ihrer Walzen und Lager. Die Folgen dieser Kriegsschäden werden sehr nachhaltige sein, da sie nicht nur den Kredit der Unternehmer zerstören, sondern auch deren Weiterführung nach dem Kriege in Frage stellen. Eine weitere Folge wird sein, daß bis zur Wiederherstellung der Fabriken die Arbeitskräfte, die vielleicht jetzt noch dies Gebiet nicht verlassen haben, und auch die Arbeiter, die nach Kriegsende werden zurückkehren wollen, zur Auswanderung gezwungen sein werden. Diese Unternehmungen werden nicht über die Mittel verfügen, um das Personal bis zur vollen Wiederherstellung und bis zur Inbetriebsetzung der Fabriken zu erhalten. An dem Personal, das für die Inbetriebsetzung gebraucht werden wird, wird verhältnismäßig arger Mangel herrschen.

Die indirekten wirtschaftlichen Schäden, die unter Punkt c) aufgeführt werden, umfassen die durch die vollständige Einstel-

lung der Produktion verursachten Verluste. Man kann heute gar nicht berechnen, wie groß auch noch nach Friedensschluß die Arbeitslosigkeit infolge der Requisitionen und Zerstörungen sein wird, welche Verminderung noch auf lange Jahre hinaus der Umsatz und der Gewinn dieser Fabriken erfahren wird.

Daß der deutsche Generalstab sich nicht scheut, so offen über die Zerstörungen im besetzten Gebiet zu schreiben und auch die furchtbaren Folgen der „indirekten" Verwüstung wahrheitsgemäß zu schildern, hat gewiß nicht in übertriebener Ehrlichkeit seinen Grund, sondern in dem triumphierenden Zynismus, mit dem man „höhern Orts" sich der Vernichtung einer unbequemen Konkurrenz freute. Zweifellos haben diese systematischen Zerstörungen die natürlichen Kriegsschäden um ein Vielfaches übertroffen. Aber da der Generalstab die Verantwortung hierfür auf die Blockade abschütteln will, sei hier ausdrücklich erklärt: Diese Darstellung ist Schwindel. Man hat, zum Beispiel, in den großen Textilfabriken der Gegend von Turcoing und Lille alle Webstühle zertrümmert, nur um ein paar Kilo Nickel oder Kupfer zu gewinnen, deren Wert in überhaupt gar keinem Verhältnis zu dem Wert der zerstörten Maschinen stand. Man hat Häuser mit der Begründung niedergerissen, daß man die paar Eisenstangen der Dachkonstruktion benötige. Und dabei ist geschehen, daß infolge von „mangelnder Sachkenntnis und Unerfahrenheit der ausführenden Organe die Industrieanlagen leider über das notwendige Maß hinaus zerstört" wurden. In dieses Kapitel gehört vor allem das Zerstörungswerk im nordfranzösischen Grubenrevier, wo man in die Minen Wasser pumpte, um sie zum Ersaufen zu bringen, mit der phantastischen Begründung, „die unterirdischen Kommunikationen seien für die deutschen Truppen gefährlich gewesen". Und wie war es mit der Ausrodung der Obst- und Weinkulturen in der Champagne und im Departement Meuse? Und mit der unter einem unerhörten Aufwand von Energie durchgeführten Sprengung der Kessel in den Eisenhütten? Und endlich jene furchtbarsten Zerstörungen, die im Augenblick des Rückzuges anbefohlen und durchgeführt wurden? Da gab es keine „Kriegsnotwendigkeiten" mehr, da wußte selbst ein Ludendorff, daß nichts mehr zu retten war. Aber da gelüstete es ihn nach dem Ruhm eines Attila oder Dschingiskan — den Weg der zurückflutenden Armee sollten rauchende Trümmer, gesprengte Straßen, vernichtete Fluren bezeichnen. Der deutsche Generalstab hatte da zu den glorreichen Grundsätzen der asiatischen Barbaren zurückgefunden. Allerdings hatte er diese Methoden, gestützt auf die wissenschaftlichen Erfahrungen des zwanzigsten Jahrhunderts, bedeutend verbessert.

Und heute sind die Deutschen entrüstet, daß die ganze Welt sie für Hunnen erklärt. Der deutsche Generalstab wusch seine blutigen Hände in Unschuld, Ludendorff setzte eine blaue Brille auf und verschwand nach Schweden, und das deutsche Volk, Millionen Unschuldiger, Betrogener, Verführter, erntete für die Ruhmestaten seines vergötterten Feldherrn den wilden Haß, die Empörung der ganzen Welt. Das Versailler Diktat, furchtbarer Frondienst — das war die Quittung hierfür. Also ist Niemand berufener als Ludendorff und die deutschnationalen Kriegshetzer, gegen die Reparationen und Versailles zu protestieren.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XXIII.

Hans v. Raumer

Nimm eine Retorte, stell einen kleinen Menschen hinein, entziehe ihm das Blut, lasse ihm nur Willen und Geist und drücke ihm ein Monokel ins Auge: dann siehst du Herrn v. Raumer vor dir. Schmächtig, weiß im Gesicht mit spärlichem blondsilberigen Haarwuchs, eine merkwürdig-auffallende Erscheinung, die klug und energisch durch die Politik und die Wirtschaft geht.

Die Raumers haben dem preußischen Staat, wie auf Bestellung, seit vielen Jahrzehnten Beamte und Offiziere in bunter Folge geliefert. Ein Schaufensterexemplar war, zum Beispiel, jener Justizminister der fünfziger Jahre, der in der Zeit der schwärzesten Reaktion das preußische Geistesleben wie einen Friedhof zu pflegen trachtete, derselbe Herr v. Raumer, der in der Jugend, als lustiger Student, das Lied gedichtet hatte: „Grad aus dem Wirtshaus komm ich heraus, Straße wie siehst du mir wunderlich aus.“ Später, als Minister war er bigott und ging immer im schwarzen Bratenrock umher.

Anders Hans v. Raumer. Seine Wurzeln reichen tief in dieses Milieu des preußischen Junkertums hinunter. Das Monokel ist gewissermaßen das Hauswappen, das an seine Abstammung erinnert. Aber der Geist, der in ihm unruhig hin und her zuckt, scheidet ihn von seinen Ahnen (die freilich alle zu kennen ich nicht die Ehre habe). Sein Geist ist eine Synthese von französischem Esprit und deutscher Methodik. Er kann plaudern, kann witzig, kann sarkastisch werden, spitz und noch spitzer, wie ein französischer Grande in einem der Schlösser an der Loire unmittelbar vor dem Ausbruch der französischen Revolution. Er spottet über sich, über Andre, und wenn er den Pfeil abschießt, trifft er ins Schwarze. In der Konversation, auch über die trockensten Dinge, weiß er Alles auf eine geistreich-hüpfende Formel zu bringen. Sein Witz ähnelt eher Saphirs als Buschs Witz.

Dieser Geist und ein starker Wille, sich durchzusetzen, ließen ihn bald die ursprünglich genau vorgeschriebene preußische Karriere verlassen. Im Kriegsjahr 1870 war er in Dessau, als Sohn eines preußischen Offiziers, geboren worden. Nachdem er Rechts- und Staatswissenschaften in Lausanne, Leipzig und Berlin studiert hatte, wurde er in der jungwilhelminischen Aera Referendar, Regierungsassessor und schließlich, 1905, Landrat in dem westfälischen Kreise Wittlage. Hier stand er bald am Scheidewege.

(In Parenthese: Auch Hans v. Raumers Gattin blickt auf eine lange Reihe von Vorfahren zurück. Ihre Mutter ist Elisabeth v. Heyking, die Verfasserin jener Briefe, die zwar nicht ihn, aber fast die ganze Welt erreichten. Die Baronin v. Heyking entstammt der

gräflich Flemmingschen Familie, von der Einer einst als Feldmarschall unter August dem Starken eine Rolle gespielt hat. Sie ist zudem eine Enkelin Bettinas v. Arnim. Auch die Tochter hat einen Hauch dieses vielfältig gemischten Geistes verspürt. Kein Wunder, daß das Haus des Herrn v. Raumer im gesellschaftlichen Leben Berlins einen besonders hohen Rang einnimmt.)

Als Landrat hatte sich Hans v. Raumer für eine große Elektrizitätsanlage in seinem Kreise mit Erfolg eingesetzt. Dabei war er mit der Großindustrie in unmittelbare Berührung gekommen, und nun wurde ihm plötzlich die Amtsstube zu eng, und er sehnte sich danach, im Großen ins Weite zu wirken. Nach wenigen Jahren schied er aus dem Staatsdienst, übernahm die Organisation der Hannoverschen Kolonisation- und Moorverwertungsgesellschaft in Osnabrück, trat bald danach auch in die Direktion der Niedersächsischen Tiefbaugesellschaft ebendort ein und fand 1915 sein eigentliches Interessengebiet: die Elektrizität, in der er sich künftig fast ausschließlich betätigen sollte. Er wurde Leiter des Bundes der Elektrizitätsversorgungs-Unternehmungen Deutschlands mit dem Sitz in Berlin, und jetzt, mitten im Kriege, fand er plötzlich wieder den Kontakt zu dem Staatsdienst, den er vor Jahren quittiert hatte. Graf von Rödern, der Reichschatzsekretär, berief ihn als Referenten in sein Ministerium, und Raumers erste gesetzgeberische Leistung war der vielumstrittene Kohlensteuer-Gesetzentwurf.

Nur bis zum März 1918 verblieb er in diesem Ministerium. Dann wurde er geschäftsführendes Vorstandsmitglied der Deutschen Elektrotechnischen Industrie, und im Herbst war er einer der Anreger und Mitbegründer der Zentralarbeitsgemeinschaft, jener gemeinsamen Plattform von Arbeitern und Unternehmern. Nun hörte man längere Zeit nichts von ihm. Das Büro sah ihn, die Außenwelt nicht. Erst im Juni 1920, als die Kandidaten der Deutschen Volkspartei mit fliegenden Fahnen und fliegendem Herzen durch Ziel gingen, wurde er für den zweiten Berliner Wahlkreis in den Reichstag entsandt. Herr v. Raumer stand plötzlich mitten in der Politik, klemmte sich das Monokel ins Auge, sah sich um und lächelte skeptisch.

Mit ihm hatte die Großindustrie ihren Einzug ins Parlament gehalten. In der Deutschen Volkspartei waren ihrer so viele, daß sie einander fast auf die Füße traten: die Stinnes, Sorge, Vögler und Genossen. Die Kabinettsbildung kam. Fehrenbach wurde Reichskanzler. Simons wurde Außenminister. Raumer wurde, als Nachfolger des Sozialdemokraten Gustav Bauer, Reichsschatzminister. Wiederum klemmte er sich das Monokel ins Auge, zuckte die Achseln und schaute sich die Gegend erst einmal an. Er als Motor der Elektrizitäts-Industrie war hier an die Maschinerie der Bürokratie angeschraubt, die grade drauf aus war, die deutsche Elektrizitätswirtschaft zu verstaatlichen.

Herr v. Raumer befand sich im Widerspruch zu sich selbst. Aber das eben reizte ihn. Denn er selbst ist ein Widerspruch, ist ein Bruch, eine irrationale Zahl, ist Einer, der sich selbst bei seinem Tun und Handeln aus der Vogelperspektive, mit einigem Lächeln, abwartend betrachtet. Bald wurde denn auch der Vorwurf gegen ihn laut, daß er im Gegensatz zu den Verstaatlichungsideen der freien Wirtschaft wieder ein Türchen nach dem andern aufmache. Sofort zückte er die Feder: „Es widerspricht den Tatsachen, daß ich mich gegen jede staatliche Betätigung auf dem Gebiete der Elektrizitätswirtschaft gewendet habe. Im Gegenteil habe ich schon während meiner Tätigkeit im Reichschatzamt den Ankauf der Elektrowerke-Aktien-Gesellschaft dem Grafen Rödern vorgeschlagen und die abschließenden Verhandlungen geführt. Als die Liquidation der de Wendelschen Werke in Elsaß-Lothringen beschlossen war, habe ich, im August 1917, wiederum beim Staatssekretär Grafen Rödern angeregt, diese Werke in gemischter Wirtschaft mit der deutschen metallverarbeitenden Industrie zu übernehmen, um der Regierung wie der verarbeitenden Industrie einen Einfluß auf den Stahlwerksverband zu sichern.“

Tat nichts. Herrn v. Raumers Wege entfernten sich mehr und mehr von neuen Verstaatlichungsmöglichkeiten, die in der Sozialisierungskommission wieder und wieder durchgekaut waren. Er selbst war Fachminister. Aber unter dieser Marke wucherte sein allgemeines politisches Interesse immer stärker. Im Reichskabinett Fehrenbach, in diesem Ministerium der Tränenfeuchtigkeit, war er bald die ätzende Säure, die das Produkt der Tränendrüsen zersetzte, die Dinge klar und scharf zu erfassen und sie von allem rhetorischen Beiwerk zu entkleiden versuchte. Am zehnten Mai 1921 trat das Kabinett zurück, weil es das Londoner Ultimatum über die Reparationsverpflichtungen nicht auf sich nehmen wollte. Raumer hatte, entgegen der Mehrheit seiner Fraktion, für die Annahme des Londoner Diktats gestimmt.

Noch einmal kam er, und zwar als Reichswirtschaftsminister, ins Kabinett, damals, als Doktor Stresemann sich, nach Cunos Sturz, auf den Kanzlersessel schwang. Beide, Stresemann und Raumer, vertrugen sich nicht. Der Eine sprach, der Andre handelte. Der Eine kletterte oft, trillernd wie eine Lerche, tausend Sprossen der Phrase hinauf. Der Andre grub Maulwurfsgänge der Skepsis und des Sarkasmus. Eines Tages nahm Raumer seinen Hut und ging.

In der Fraktion war er eine Zeitlang Stresemanns schärfster Gegner. Dann applanierten sich die Unebenheiten wieder etwas. Bald steht er auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel, bald in der Mitte. Immer ist er da, wo ihn sein Verstand, wo ihn seine Sonde hinführt. Er läßt die Andern reden, sich am Worte berauschen, und dann geht er seinen Weg. Ich will aber nicht behaupten, daß es immer ein Weg gradeaus ist.

Der Fall Eggert von Victor Klages

Wir leben in keinem Paradies der vornehmen Auffassungen. Nachkriegswelt ist (vorläufig noch) Niederung, manchenorts auch Treibhaus für inferiore Instinkte. Man wird selbst ein wenig stumpf, regt sich nicht mehr allzu oft auf. Plötzlich aber entfaltet eine besonders grell leuchtende Blüte ihre Blätter, und der Duft ist so, daß Poudrette plus Schwefelwasserstoff nicht ausreichen, um den Grad dieser Geruchsinn mordenden Atmosphäre zu charakterisieren. Ein Mensch mit Nase — wer hat noch eine? — kanns nicht riechen, ohne zu schreien.

Von dem sozialdemokratischen Stadtrat Eggert in Spandau, früher Gemeindevorsteher in Staaken, verheiratet, Vater mehrerer Kinder, erzählt eine Frau Baermann ihren Klatschabnehmern, daß er ein Verhältnis mit der Fürsorgeschwester M. M. unterhalte, diese nächtlicherweile besuche, bis vier Uhr morgens in der Wohnung bleibe. Sie, Frau B., habe Alles durch den Briefkastenspalt gesehen. Der Stadtrat und die Schwester stellen Strafantrag. Schwören jeden Verkehr ab. Dennoch wird Frau B. sowohl vom Schöffengericht Spandau wie von der Strafkammer des Landgerichts III freigesprochen. Stadtrat und Schwester haben sich darauf wegen Meineids zu verantworten. Endeffekt für Eggert: Zwei Jahre Zuchthaus. Die Schwester harrt noch des Spruchs.

Man muß diesen Fall schon unter der Voraussetzung betrachten: Frau Baermanns Behauptungen treffen zu. Das Gericht ist keineswegs so auf den Kopp gefallen, daß es nicht entscheiden könnte, ob . . . oder ob nicht. Diese Dinge spielen keine Rolle. Was aufpeitscht, kommt aus Tiefen, die unsern Paragraphenmenschen und Klatschbasen kaum erfühlbar sind. Selbstverständlich ist der Stadtrat Eggert, der offenbar wissentlich einen Meineid geleistet hat, nicht ohne weiteres zu absolvieren, auch wenn man die Rücksichten, die er auf Frau und Geliebte gewiß glaubte nehmen zu müssen, in Rechnung stellt. Zumal er als Sozialist mußte Bekennermut zeigen, durfte sich nicht von dem stricknadelbewehrten Scheusal „Gesellschaft" ins Bockshorn jagen lassen, hätte lieber der Frau Baermann auf offenem Markt als Konkurrent Breitensträters gegenübertreten sollen. Der Strafantrag war eine Lüge ab ovo. War ein Sichbücken vor den (oft gar nicht himmelhohen) Prinzipien der augenverdrehenden Umwelt. War, unter den gegebenen Voraussetzungen, unwürdig im Superlativ. War dumm. Denn was blieb nun übrig, als die drei Finger emporzuheben? Vielleicht, wahrscheinlich sogar hat Eggert die Entwicklung so klar nicht vorausgesehen. Wenn Einer merkt, daß er, im Trott mit den Andern laufend, auf seine eigne Blamage hinarbeitet, ist bis zur Selbstvernichtung nur ein Schritt. Den tat der Stadtrat.

Hingegen: darf er, aus tieferer Ursache, als „Schuldiger" bezeichnet werden? Ist Eggerts Schuld mehr als der hilflose Schlußpunkt einer mißverstandenen, wohl auch feige umgangenen Not? Sind die wahren Schuldigen nicht Diejenigen, die solche Not erzeugten und erzeugen halfen: Klatschtanten und entrüstete Mitbürger vom Format einer Komödienfigur Ludwig Thomas? Es wird immer unbegreiflicher, warum ein hochwohllöbliches Gericht die Plappermäuler, die andrer Leute Angelegenheiten herumtragen,

nicht schon wegen dieser Anmaßung und Schofligkeit acht Tage (mindestens!) von aller Welt abschließt. Wozu muß geforscht werden, ob das Plappermaul „Recht" hat? Es hat immer Unrecht! Was mein Nachbar tut, wie er sein Leben lebt, geht mich nichts an; und ich mache mich schuldig (im höhern Sinne), wenn ich ihn ins Gerede bringe. Dies zu fühlen, danach zu handeln: so weit sind wir heute in Deutschland noch nicht. Das Gericht kassiert vom Strafantragsteller zunächst einen Eid, der seine Makellosigkeit dartun soll, und leistet schon damit allen berufsmäßigen Schwätzern und Stinkbombenlegern hilfreiche Hand. Denn wer nicht schwören kann, wird normalerweise mit seinem Strafantrag zuhause bleiben. Entschließt er sich dennoch, den gefährlichen Saumpfad zu gehen, so können, wie Exempel beweist, die Pfeile aus dem Köcher des Strafantragstellers blitzartig gegen diesen selber schnellen. Anstatt daß nämlich ein hochwohllöbliches Gericht den Fall erst einmal bis zum Letzten klärt, dann, wenn etwas als mulmig befunden wird, den Strafantragsteller mit einer bitterbösen Rüge zum Tempel hinauswirft — anstatt dessen läßt es den Armen durch vorweg abgenommenen Schwur schuldig werden und überliefert ihn darauf mit papierner Nüchternheit der Pein: im Lokaltermin wird festgestellt, daß Frau Baermann, die Augen am Briefkastenschlitz, den Stadtrat in der Wohnung der Schwester sehr wohl beobachtet haben kann, somit nichts Unwahres verbreitet hat, der Stadtrat aber fürs Zuchthaus reif ist. Wieder hat Justitia die Moral gerettet, und die Briefkastenguckerin gilt der Masse als Märtyrerin für eine „gute Sache". Meister Anton, sprechen Sie Ihre Schlußworte.

Die Ballade von den Hofsängern von Klabund

Wir ziehen dahin von Hof zu Hof.
Arbeiten? Mensch, wir sind doch nicht dof.
Wir singen nicht schön, aber wir singen laut,
daß das Eis in den Dienstmädchenherzen taut.
Jawohl.

Wir haben nur lausige Fetzen an,
damit unser Elend man sehen kann.
Der hat keine Jacke und Der kein Hemd,
und dem sind Stiefel und Strümpfe fremd.
Jawohl.

Wir kriegen Kleider und Stullen viel,
die verkaufen wir abends im Asyl.
Ein Schneider lud mitleidig uns zu sich ein,
da schlugen wir ihm den Schädel ein.
Jawohl.

Wir singen das Lied vom guten Mond
und sind katholisch, wenn es sich lohnt,
auch singen wir völkisch voll und ganz
für'n Sechser Heil dir im Siegerkranz.
Jawohl.

Unger, Boeger, Ransick so heißen wir,
auf die Gerechtigkeit sch...... wir.
Mal muß ja ein Jeder in die Gruft,
und wir, wir baumeln mal in der Luft.
Jawohl.

Wallenstein

II.

Im alten Hoftheater war der Gesamteindruck des ‚Wallenstein' völlig schablonenhaft. Das konnte ein dänischer ‚Egmont' im bayrischen Erbfolgegeplänkel: das mußte weder ‚Wallenstein' noch Böhmen noch das sechzehnte Jahrhundert sein. Der finstere Zeitgrund, auf dem ein Unternehmen kühnen Uebermuts sich abmalen soll, wurde durch düstere Tapeten, mottige Vorhänge und altersschwaches Mobiliar hergestellt. Der Dreißigjährige Krieg war zum dreißigtägigen Manöver verniedlicht. Und die Behandlung des Textes? „Thekla (zu dem hereinstürzenden Max): ‚Da ist er.' Max: ‚Ja, ja! Da ist er!'" Bei einer Leseprobe wird das wortgetreu und sinngemäß gebracht. Der Intendant Hülsen blickt auf sein Buch und näselt dann kopfschüttelnd: „Das scheint mir hier ein Druckfehler zu sein. Janz unmöglich, daß der Max ruft: ‚Da ist er!' Wer ist denn außer ihm noch da? Ich bitte, jefälligst zu rufen: Da bin ich!" In diesem Geiste . . .

*

Bei Hülsens Nachfolger Jeßner währt der erste Abend zweieinhalb, der zweite drei Stunden. Durch die Zusammenlegung hätte man eine halbe Stunde an Pausen und für die Gesamtaufführung einen Elan, ein Tempo, eine Steigerung gewonnen, daß fünf Stunden mühelos zu ertragen gewesen wären. Nun, auch so ist Grund zu tiefer Dankbarkeit. Bei einer Zusammenlegung hätte Jeßner anders gestrichen: jetzt braucht er für jeden der beiden Abende gewisse bewährte Effekte — oder glaubt sie zu brauchen —, von denen er an Einem Abend manche wahrscheinlich oder bestimmt geopfert hätte. Zum Beispiel: Theklas deklamatorische und musikalische Anwandlungen, die durcheinandergeworfen, der Guitarre beraubt, also nur gesprochen und dadurch vollends peinlich werden. Ein bißchen zu radikal vielleicht sind die Striche im Lager, dem einwandfreisten der drei Teile, das von seiner Selbständigkeit verliert, indem es als Prolog auf achtundzwanzig Minuten Dauer gebracht wird. Aber dichtgefüllte Minuten. Von niederländisch ausgepinselter Behaglichkeit nichts. Zwischen grauen und brandroten Farben wird eine rauhe und wilde Soldateska vorwärtsgepeitscht, mit den letzten Tönen des (gekürzten) Soldatenliedes den Auftakt der ‚Piccolomini' zu bilden. Sieh da: keine Treppe mehr! Richtige Dekorationen; von César Klein. Selbstverständlich ohne den antiquierten Hang zu sklavischer Geschichtsechtheit. Voll Stimmungsechtheit in engen und weiten Räumen. Das Bankett als Mittel hinter, sein Zweck turbulent genug auf der Szene. Je sicherer es dem Tode zugeht, desto beklemmender wird die Beklommenheit. Suggestiv die Rhythmisierung von Erregungen heiterer wie trauriger Art. Selbst Wallenstein gedenkt mit makabern Tanzschritten seinen langen Schlaf zu tun. Fast durchweg sind die konventionellen Wirkungen verschmäht und die neuen nicht übertrieben.

*

Jeßners Mitarbeiter sind ihm leider keineswegs alle gewachsen. Am dürftigsten Illo und Terzky. Kraußnecks ergreifender Gordon erweist so nachdrücklich, wieviel empfehlenswerter die Beschäftigung eines guten alten als eines schlechten jungen Schauspielers ist, daß man jene Beiden ebenfalls aus den Resten des frühern Ensembles hätte nehmen sollen. Durch richtige Auswahl müßte möglich sein, jeder Figur zu der Einprägsamkeit zu verhelfen, die etwa den Tiefenbach des Herrn Klitsch in seiner Kugelrundheit auszeichnet. Ein Künstler wie Max Pohl, zum Beispiel, brauchte auch heute noch nicht zu feiern. Am meisten hat für die Liebe zu geschehen, die Schiller ja doch weder hier noch sonstwo als die höchste und persönlichste Annäherung zweier Temperamente verstanden hat, sondern als sublimes Gesäusel, als einen Hauch vom Himmel her. Umso erdiger trachte man sie zu spielen. Leo Reuß hat nichts vom geleckten Seladon. Vor der Gefahr, den Wallenstein beim Publikum auszustechen, bewahrt ihn der Mangel an zündendem Ueberschwang und an unverwechselbarer Besonderheit. Viel unverkennbarer ist seine Thekla. Dieses Fräulein Sonik Rainer, offenbar Böhmin, hat für uns mehr als den Reiz der Fremdheit. Ihre Kargheit scheint nicht Armut, die um jeden Preis haushalten muß, sondern Schamhaftigkeit einer leidensfähigen Seele. Wenn sie mit steifangepreßten Armen und schmerzdurchzucktem Gesicht monologisiert, gleicht sie rührend einer holzgeschnitzten Madonna. Den Octavio entfernt Carl Ebert weit weg von dem Intrigantentum der Tradition, so weit, daß es manchmal klingt, als leiste er sich seine glaubhaften Vatertöne auf Kosten der Gemischtheit des Charakters — bis wir inne werden, daß wir die überschätzt haben. Buttler, der andre Verräter, ist von jedem spanischen Meisterbild herunterzuspielen: erschreckend unbeweglich, mit grauem Scheitel, starrem Bart und stählernem Blick. Der neue Herr Valk schießt zu: die ungekünstelte Breitbeinigkeit des Kavalleristen, die Schwerblütigkeit, die bei jäher Enttäuschung in trüben Fluß gerät, und die Biederkeit des Organs, unter deren Schutz sich Rache aushecken und erfolgreich üben läßt. Als Isolani kennt Granach keinerlei falsche Scheu. Der Krowat, der Falott, der Titulargraf setzt seine Czardas-Neigungen in ein Gehüpfe und Getanze um, das Jeßners Vorliebe für die förmliche Vertonung von Wesenszügen glücklich entgegenkommt — ein saftiger Bursche von beizend scharf gepfefferter Humorigkeit. Die größte Enttäuschung: Frau Straub; weil die Terzky ihr eigentlich wie angegossen sitzen müßte. Aber sie hat sich so vieler Rollen, die ihr nicht liegen, mit gewaltsamem Ehrgeiz bemächtigt, daß sie jetzt auch in ihren eigensten ganz gekünstelt ist. Sie hat eine süßlichere Sentimentalität als die Durchschnitts-Theklas. In geschlossenen Räumen, wo sie es mit spitzzüngiger Eindringlichkeit zu machen hätte, brüllt sie wie eine Pathetikerin der siebziger Jahre. Wenn zum Schluß „das Haus des Glanzes verödet steht", bekommt sie es mit einem plötzlichen Anfall von Ophelia-Wahnsinn, mit einem Krampf der Hysterie. Man hat ihr bis dahin nichts geglaubt. Und glaubt ihr auch den nicht.

*

Der drittletzte große Schauspieler, der sich am Wallenstein versuchte, war Matkowsky. In dem einen Akt des ersten Abends schien er schon aussprechen zu wollen, wofür er am zweiten Abend fünf reichlich lange Akte hatte. Alles klang um einen Grad zu nachdrücklich. Aber die Gestalt stand da. Vom Wirbel bis zur Zehe. Von der historischen Maske bis zum Gang. Vom derben Lagerton, der den Soldaten gefällt, bis zur Mimik der Hände, deren Bewegungen ungemein ausdrucksvoll waren: die rechte bedingungslos beherrschend, die linke verächtlich wegwerfend. Am zweiten Abend fehlte dann der Regisseur. Auch von Matkowsky hätte Caesar gesagt: „Er denkt zu viel — die Leute sind gefährlich." Dieser Mann war ja wenigstens mit vierzig Jahren nicht mehr ein stimm- und staturbegabter Draufgänger, sondern ein Grübler, der gewissenhafteste Arbeiter. Andre sogenannte denkende Schauspieler machen aus der Not an Mitteln oder an Ursprünglichkeit eine Tugend, wenn sie denken (freilich oft nur denken, sie seien Schauspieler). Matkowsky war oder wurde doch einer, der dachte und gleichzeitig die Ergebnisse dieses Prozesses in Blut und Leben umzusetzen vermochte. Ein Regisseur hätte nichts zu tun gehabt, als zu verhindern, daß ein Zuviel an Ausdruck sich um ein Zuviel an Gedanken bemühte; daß, im besondern Fall, Matkowsky den Wallenstein für tiefer und schwieriger nahm, als er ist. Diese Ueberschätzung der Figur schädigte die Gestaltung des Schauspielers. Matkowsky hatte den guten Geschmack, jedes Wort der Rolle, das Sentenz geworden ist, wie zufällig gefunden hinzuwerfen. Da er nie naturalistisch im schlechten Sinne werden konnte, da in seinem Munde selbst der nebensächlich behandelte Vers seinen Rhythmus und sein Feuer bewahrte, so hätte genügt, daß er die meisten andern Verse einfach nicht grade nebensächlich behandelte, um sie ganz zu ihrem Recht zu bringen. Matkowsky aber hielt viel zu viele für wunder wie gehaltvoll und aufschlußreich, drehte sie hin und her und trachtete, überall eine Bedeutung herauszuheben oder hineinzulegen. Das war die Ausschweifung seines Geistes. Davon erholte er sich ab und zu durch eine Ausschweifung seiner Mittel, wie um festzustellen, ob sie noch da seien. Dann stampfte er auf, schlug sich an die Stahlbrust, blitzte mit den Augen, donnerte mit der Stimme und wirkte genau, wie ein Gewitter wirkt: befreiend, wenn die höchstgesteigerte Temperatur es notwendig gemacht hat; beängstigend, wenn es aus heiterm Himmel kommt. Aber so unausgeglichen dieser Wallenstein durchweg war — in den Grundzügen war er getroffen: weder zu pathetisch noch zu gemütlich, weder ein Haus- noch ein Heldenvater; so alt wie der historische Wallenstein, der mit einundfünfzig Jahren starb, also noch gewaltiger Ausbrüche von Natur aus, von seiner mystisch gehobenen Natur aus fähig. Illo und Terzky haben ihm zugeredet, vom Kaiser abzufallen. Er zaudert. Der Oberst Wrangel hat seine protestantisch karge Beredsamkeit aufgeboten. Wallenstein zaudert. Die Gräfin findet, nach heißer Mühe, das Zauberwort: „Die Zeichen stehen sieghaft über dir, Glück winken die Planeten dir herunter." Da ist der Sterngucker

gepackt. „Geschehe denn, was muß." Er ist nicht im Buch vorgeschrieben der wunderbare Wirbel des Gefühls, der Matkowsky an dieser Stelle in die Ekstase und auf die Bahn des Verderbens trieb. Eine wahrhaft tragische Verblendung. Der Fatalist beruft sich noch einmal auf seine Abhängigkeit von den Gestirnen, wenn er sich vor Max Piccolomini, schlicht, würdig und bestimmt, zu rechtfertigen sucht. „Wir handeln, wie wir müssen." Zum dritten Mal hören es Illo und Terzky, in der Erzählung von der Lützener Schlacht, daß die Sterne nicht lügen. Diese berühmte Erzählung war bei Matkowsky ganz frei von Manier und Auslegungseifer und vielleicht der Höhepunkt seiner Leistung. Eine einzige Schönheit, dieser Traumbericht aus diesem Munde. Sonnenthal, der Rationalist, hatte mehr berichtet. Mitterwurzer, der Phantast, hatte mehr geträumt. Matkowsky begann unaufdringlich geheimnisvoll und fiel schnell, schon nach drei Versen, in einen sachlichen Ton. Dieser Wallenstein schämt sich doch, den Beiden, die ihm ergeben und damit auch untergeben sind, sein Herz zu offenbaren. Aber schließlich ist stärker als dieses Bedenken der Genuß, in die Erinnerung an solch Erlebnis zu versinken. Er versinkt. Ein dumpfer Blick des Terzky oder Illos geöffneter Mund mag ihn ernüchtern. Er wird wieder sachlich. Und wieder übermannt es ihn. In diesem Wechsel zwischen schamhafter Trockenheit und visionärer Ergriffenheit ging es bis zum Schluß; nicht so, daß man die Uebergänge spürte, sondern in einer fließenden Ungezwungenheit. Dieser gläubige, nur für uns abergläubige Wallenstein ist ein glücklicher Wallenstein. Die ersten Unheilsboten hört er mit hoheitsvoller Ruhe an. Ihm kann nichts geschehen. Nicht früher, als bis Octavio untreu wird. Der Wallenstein, der wegstürmt, um für sein Haupt und für sein Leben zu fechten, will sich zum Ueberfluß auch durch den überlauten Ton seines Feldrufs aufstacheln. Dieser Ton aus einem gebrochenen Herzen klingt hohl. Mit diesem Ton ist nichts mehr auszurichten. Nicht bei den Pappenheimern, vor denen der Ton zur Biederkeit forciert wird und ein böses Nebengeräusch von verzweifeltem Demagogentum bekommt. Nicht bei dem jungen Piccolomini, der Wallenstein hat anders locken hören. „Max, bleibe bei mir!" Sonnenthal hatte seine ganze Weichheit und Wärme in dieses eine Wort gelegt. Mitterwurzer hatte er nervös herausgestoßen, weil es ja doch seine Wirkung verfehlt. So sophistisch war Matkowsky nicht. Er sprach es klar und fest, mit weniger Gefühls- als Stimmaufwand, unmerklich resigniert. Es ist zu Ende. Der Wallenstein des letzten Aktes reckt sich in alter Pracht noch einmal hoch, um dann den legendarisch langen Schlaf zu tun.

*

Acht Jahre nach Matkowsky hat Bassermann sich am Wallenstein versucht; und seitdem weiß ich, daß die Unausgeglichenheit von Matkowskys Wallenstein Schiller verschuldet hat. Dem ist sein Held auf eine Weise mißlungen, die des stärksten Schauspielers Arbeit dazu verdammt, Stückwerk zu bleiben. „Im Recht ist jeder eigne Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst; es gibt kein andres Unrecht als den

Widerspruch." Dann aber ist Wallenstein hoffnungslos im Unrecht. Um Himmels willen nicht, als ob eine einspurige, zickzackfeindliche Folgerichtigkeit verlangt würde. Die Kontrastfarben von Charaktereigenschaften können grade die Komplementärfarben sein, und sind es meistens. Daß Wallenstein gütig und hart, vertrauensselig und unduldsam, raffiniert und naiv, tollkühn und philosophisch ist: nicht solche Widersprüche, die aller ungewöhnlichen Menschen Teil sind, zerstören die Figur. Sondern daß Schiller ungefähr das Gegenteil von seinen Absichten ausgeführt hat. Statt eines rauhen Kriegsgotts ist ein glatter Wortebold entstanden; statt eines Genies der Willenskraft ein weibischer Zauderer; statt eines unfehlbaren Menschenkenners ein Tölpel, der mit dieser Sicherheit, auf jeden Platz den falschen Mann zu stellen, keine Schlacht gewonnen hätte. „Sein Charakter ist niemals edel und darf es nie sein, und durchaus kann er nur furchtbar erscheinen", erklärt Schiller. Aber kein Kind wird diesen Wallenstein in irgendeiner Lage furchtbar finden; und daß er edel sei, das bildet nicht allein er selbst sich ein, was wenig besagen würde, das behaupten nicht allein seine Leute, die ihn kaum richtig zu sehen brauchten: das wünscht in erster Reihe der edle Schiller gegen seinen ganzen Plan immer wieder. Das heißt: er hat seinen Helden in keinem Augenblick geschaut, also auch in keinem ruhig sich entfalten lassen. Er nimmt Stellung zu ihm; er entschuldigt und verurteilt ihn abwechselnd; er gruppiert und drapiert seine guten und schlechten Züge — und hat mit ungeheuerm Fleiß einen Haubenstock zustande gebracht, ein Geklitter, einen Popanz, dessen völlige Menschenunähnlichkeit und Uninteressantheit sich am schlagendsten erweist, wenn ein Psycholog wie Bassermann Alles aufbietet, um ihn menschenähnlich und interessant zu machen.

Schiller hat seine Blöße mit seinem Redeprunk bedeckt. Den nimmt ihm Bassermann radikal. Er „deklamiert" die langen Reden nicht, das ist selbstverständlich; aber er duldet auch ihre unfragliche Schönheit nicht, die er für ein Hindernis der Charakteristik hält. Er bewältigt diese Reden mit Stegreifkunst. Ihm liegt nur daran, den Einfall dieses einen Moments spüren zu lassen. Man sieht, wie sein erregtes Gehirn bald stürmisch, bald stockend Blasen wirft. Kein Zweifel, wo ein Verkörperer des Zwiespalts, der ringenden Verworrenheit, der verwickelten Nervenknoten den Wallenstein zu packen suchen wird. Wenn der zu packen wäre: Bassermann müßte herrlich sein. Rotbrauner Scheitel und Knebelbart. Wiegender Schritt des Reiters (der allerdings überhaupt Bassermanns Schritt ist). Zornig-kurzer Schrei des geborenen Gebieters. Jeden Hinweis auf Merkmale, auf besondere, farbige, unterscheidende Einzelheiten greift der gestaltungsgierige Schauspieler auf. Darin geht er so weit, daß er mit dem Kölner unter den Pappenheimern Köllsch spricht. Seit jenem Unglückstag zu Regensburg ist ein unstäter, ungeseller Geist argwöhnisch, finster über ihn gekommen. Also schlägt immer wieder der gramvolle Ton eines unterwühlten Menschen durch alle straffe und straffende Zuversicht. Er hat Sorgenfalten im schmalen Gesicht und in den glühen-

den Augen den Ausdruck der überlegenen Intelligenz, mit dem leider wenig anzufangen ist, da Wallenstein vielleicht nicht dumm ist, aber nichts als Dummheiten begeht. Was quält mich so beim Anblick dieses Kampfes zwischen Schauspieler und Dichter? Wallenstein ist, seien wir ehrlich, nicht viel lebendiger als der zusammengeflickte Narziß. Aber Schiller ist immerhin mehr als Brachvogel. Ueber den ist hinwegzuspielen; über Schiller nicht überall. Wie rackert Bassermann sich ab! Er zeigt uns, wo Wallenstein wirklich liebenswürdig ist, und wo er sich liebenswürdig stellt; wo er die Andern belügt, wo er sich selber belügt, und wo er ausnahmsweise Niemand belügt. Der Ibsen-Spieler wechselt nicht seinen Stil noch sein Handwerkszeug vor einer pompösen Theaterfigur und hat keinen Vorteil, sondern nur Nachteile davon, daß die eben doch stellenweise von einem Dichter stammt. Ein gemütvoller Sprecher wie Sonnenthal hat sich an diese Stellen gehalten und damit Erfolg gehabt. Seine größern Genossen sind aufs Ganze gegangen. Aber es gibt hier kein Ganzes. Also sind Mitterwurzer, Matkowsky und Bassermann jeder auf seine Art, auf eine blutvoll-heroische oder auf eine geistvoll-moderne oder auf eine reizvoll gemischte Art, an einer Aufgabe gescheitert, von der man sich endlich einmal eingestehen sollte, daß sie unlösbar ist, solange Schiller für unantastbar gilt.

*

So wenig wie Jeßner das dramaturgische hat Werner Krauß das schauspielerische Problem gefördert. Ehedem war er, der womöglich noch wundervoller schwedisch aussah als jetzt Albert Patry, der Oberst Wrangel: überlegener Repräsentant des Christentums und der Legitimität gegen das heidnisch-anarchische Element Wallenstein. Das versucht er jetzt selbst zu verkörpern. Er hat einen befreienden Sarkasmus in der Unterredung mit Questenberg, durch den Schiller ja nicht kundtun wollte, daß auch mächtige Reiche winzige Diplomaten haben können, sondern der, wie Wrangel, das Prinzip des Staates gegen den zügellosen Freibeuter größten Stils vertreten soll (also von Paul Günther kaum richtig, wenngleich bunt und drastisch genug gespielt wird). Krauß hat in den ‚Piccolomini‘ überhaupt alle Töne, vom leisesten bis zum lautesten, vom Pathos bis zur Ironie. Er ist jung, blond, preußisch — und blickt doch mit dem Auge, dem entsiegelten, in eine andre Welt. Und dann hält das Bild ganz und gar nicht, was die Skizze verspricht; nicht einmal so viel, wie Schiller zuläßt. Der ausgeführte Wallenstein ist pantomimisch eindrucksvoller als rhetorisch. Wie er sich mit zurückgeworfenem Haupt der Lützener Schlacht erinnert, oder wie er Maxens Tod aufnimmt, oder gar wie er in seinen eignen gleitet: das teilt sich ohne Worte mit. Wie er diese bringt, das verstärkt verwunderlicherweise kaum eine seiner Wirkungen. Er hat dieselbe Lautheit für die peinlichsten Trivialitäten wie für die versunken zu hauchende Feststellung, daß die Sterne nicht lügen. Er bleibt, was ihm selten nachzusagen ist, blaß, unoriginell, uninteressant. So vermehrt es Jeßners Verdienst, daß man trotzdem von seiner Gesamtleistung aufgerührt und bezwungen wird.

Stabile Krone — stabile Pleite

von Alexander Herrmann

Oesterreichs Wirtschaft liegt in den letzten Zügen. Der Handel, die Industrie, das Bankwesen zeigen durchgehend Spuren einer schweren Erschütterung. An einem Tage — dem 1. Oktober — melden die Blätter: Milliardeninsolvenz in der Lederbranche; Löschung des letzten Hochofens der Alpinen Montan-Gesellschaft in Donawitz und Beurlaubung von 1700 Arbeitern; Massenabbau von Beamten in den wiener Bank-Instituten. Massenarbeitslosigkeit und Elend, Insolvenzen und Selbstmorde, Zunahme der Kriminalität, die sich auch auf Angehörige der sogenannten bessern Stände erstreckt, drücken der Zeit den Stempel auf, der Zeit, die wieder „größer" wird und fast schon an die „große" erinnert. Wie damals starrt Alles ängstlich auf die Verlustlisten — die Listen der täglichen Insolvenzen und Selbstmorde — und verschlingt die Berichte vom Kriegsschauplatz, nämlich der Bankenkommission, der Wirtschaftspolizei und des Untersuchungsrichters. Es ist die Zeit der offiziellen Communiqués, die grade so verlogen sind wie die des alten Armee-Oberkommandos. Die Regierung versichert, daß das Vertrauen des Auslands zu Oesterreich unerschüttert ist — selige Erinnerungen an ein berühmtes Bulletin aus jenen Septembertagen, da „Lemberg noch in unserm Besitz" war. Einträchtig rangieren Chef und Angestellte im täglichen Polizeirapport als Lebensmüde. Nur ein kleiner Unterschied in den Motiven: Jener entzieht sich dem Untersuchungsrichter, dieser dem drohenden Hunger durch die Flucht ins Jenseits. Beide gefallen an der Front der oesterreichischen Wirtschaftskämpfe.

Diesen Zustand nennt Oesterreichs Kanzler „Ausläufer der Krise", die Krise selbst eine Folge der Liquidierung unsrer Inflationsperiode. Eines so falsch wie das Andre. Weder befinden wir uns in den Ausläufern einer Krise, sondern mitten drin, noch ist die Krise eine Deflationserscheinung, vielmehr der Ausbruch einer latenten Krankheit, die das oesterreichische Wirtschaftsleben schon seit Jahren verseucht hat. Tatsachen, die Keiner eingestehen will.

Während das Neue Wiener Tagblatt, das Organ des Präsidenten der Bodenkreditanstalt Sieghart, scheinheilig das mangelnde Verantwortungsgefühl der neuen Reichen als Schuldtragenden bezeichnet, verweisen Andre auf den Zusammenbruch der Francspekulation, wieder Andre auf die durch die soziale Gesetzgebung verursachten Lasten, Andre schließlich auf das allgemein verbreitete Börsenspiel und die damit zusammenhängende Arbeitsunlust weiter Kreise und die Ausbeutung des oesterreichischen Wirtschaftskörpers.

Jeder ernste Versuch, die Ursache des Uebels schonungslos klarzulegen, wird unter Hinweis auf die drohende Erschütterung des Auslandsvertrauens in die Stabilität der Krone vereitelt. Und doch muß einmal klipp und klar ausgesprochen werden: Das Ausland hat kein Vertrauen und kann keines haben — die Vogel-Strauß-Politik hilft nicht mehr. Die Sanierung ist total verkracht. Warum?

Ein nationaloekonomisches Grundgesetz besagt: Der Erfolg der Produktion ist abhängig von der Aufnahme des Reproduktionsprozesses auf erweiterter Basis — das heißt: Die Menge der im zweiten Produktionsprozeß erzeugten Güter muß die des ersten übersteigen. Dies die Bedingung für die gesunde Entwicklung der Industrie. Krieg und Inflation haben nun immer größere Schichten der Bevölkerung

von der Konsumtion und damit von der kaufkräftigen Nachfrage ausgeschaltet. Der Lebensstandard immer größerer Kreise wurde gedrückt. Eine Verringerung der Produktion war die notwendige Folge. Als daher an eine Sanierung der Volkswirtschaft geschritten wurde, wäre die erste Aufgabe gewesen, durch Verbilligung der Produktionskosten den Standard der Bevölkerung zu heben und so die Produktion auf eine erweiterte Basis zu stellen. Die erste Regierung der Republik Oesterreich war sich dieser Aufgabe auch völlig bewußt, und das großzügige Investitionsprogramm sowohl des Staates wie der Länder, besonders der Gemeinde Wien, Ausbau der Wasserkräfte, Elektrifizierung der Bahnen und dergleichen, hatte keinen andern Zweck. Es trug den Keim zur wirtschaftlichen Gesundung des Landes in sich.

Als man in Genf zur Sanierung Oesterreichs schritt, ging man von der irrtümlichen Voraussetzung aus, die Staatswirtschaft von der Volkswirtschaft trennen zu können. Sparmaßnahmen, als da sind: Abbau von Beamten, Verringerung der Investitionsausgaben, Steigerung der Zölle und Abgaben sollten das gestörte Gleichgewicht im Haushalt der Republik wieder herstellen. Sie bewirkten naturgemäß eine noch stärkere Einschränkung der Konsumtion, eine noch größere Belastung der Produktion. Der den Völkerbund und seinem Zimmerman vorschwebende Idealzustand eines ausgeglichenen Staatsvoranschlages ist auf Kosten der Volkswirtschaft erreicht worden. Die Krone ist stabil, Oesterreich zugrunde gegangen. Die Kurse der Wiener Börse sind das getreue Spiegelbild unsrer wirtschaftlichen Lage. Also waren die Höchstkurse im vorigen Jahre unberechtigt? Durchaus nicht.

Die Zeit der Ruhrbesetzung, des Zusammenbruchs der deutschen, polnischen und ungarischen Währung bedeutete eine Blütenperiode für die oesterreichische Industrie. Teils waren ihre ausländischen Konkurrenten durch das Valutarisiko in der Konkurrenz behindert, teils profitierte der oesterreichische Import aus diesen Ländern an dem rapiden Verfall der Zahlungsmittel. Die Nachkriegszeit führte in die Bilanz der Staaten sozusagen den Begriff der Bonität des Partners ein — ein Begriff, der neben dem Verhältnis zwischen Ausfuhr und Einfuhr eine große Rolle bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Lage eines Landes spielt. Einfuhr aus Ländern mit sich verschlechternder Valuta kann ein Aktivum, Ausfuhr nach Ländern mit sinkender Währung ein Passivum der Zahlungsbilanz bilden. Die Höchstkurse des verflossenen Jahres reflektierten die damals ausnehmend günstige Lage der oesterreichischen Wirtschaft.

Dieses Bild hat sich inzwischen gründlich geändert. Der wiedererstarkenden deutschen Industrie gegenüber ist die infolge ständigen Rückganges der Konsumtion im Inland gedrosselte und verkalkte oesterreichische Industrie nicht konkurrenzfähig. Hierzu kommt der würgende Zinssatz. Eine 20- bis 30prozentige Belastung (dies die Höhe der oesterreichischen Geldsätze) kann keine, auch nicht die höchstorganisierte, Industrie auf die Dauer vertragen. Die Banken aber können trotz Abbaus ihrer Beamten und Verringerung der Spesen den Zinssatz nicht wesentlich ermäßigen, denn auch Geld ist eine Ware, die dem Gesetz von Angebot und Nachfrage unterworfen ist. Das größte Angebot jedoch: die Spareinlagen sind seit dem Kriege auf ein Minimum zurückgegangen, weil sich ein Oesterreicher eben nichts ersparen kann. Dazu kommt

schließlich noch die Risikoprämie für einen neuerlichen Rückgang der Krone, der in der allgemeinen wirtschaftlichen Situation begründet wäre.

Wo aber bleibt das ausländische Kapital? Im Ausland! Für nichts gilt das Wort, daß Stillstand Rückschritt bedeutet, so wie für Industrieunternehmungen. Die oesterreichische Industrie, die seit Jahren keine Neuinvestitionen vorgenommen hat, die von Tag zu Tag mehr Arbeiter entläßt und Angestellte abbaut, die immer schneller und schneller dem vollständigen Zusammenbruch entgegeneilt, ist nicht kreditwürdig. Ausländer, die sich für oesterreichische Industrien interessieren, können dies nur zu einem Zweck tun: kaufen, um zu verramschen. Das Beispiel Wöllersdorf, das Vorgehen des Leon Sklarz und der Metallum A.G. sagen vernehmlich:

An der oesterreichischen Industrie kann man nur verdienen, wenn man sie auf Abbruch verkauft!

Die Banken aber laufen Gefahr, daß sich ihr größtes Aktivum, ihr Industriebesitz, in eine Nonvaleur verwandelt. Das Ausland betrachtet daher auch die Entwicklung der Banken mit einem gewissen Mißtrauen. Dies ersieht man genau aus der Haltung der Anglo-Austrien-Bank gegenüber ihrer wiener Filiale. Dies ersieht man ferner aus der Haltung der Banca Commerciale im Fall Castiglioni. Die Börse drückt das Alles durch die Tiefkurse der oesterreichischen Werte aus.

Durch dieses Dunkel leuchtet magisch ein Irrlicht: die Stabilität der Krone. Alles starrt fasziniert auf ihren Kurs und bestaunt eine Festigkeit, die keine ist. Der Stabilität im Ausland steht ein Verfall im Innern gegenüber. Von Monat zu Monat steigt der Index, die Kaufkraft der Krone im Inland ist seit Beginn der Sanierung um mehr als 33 Prozent gefallen Die Krone im Ausland wird durch die Ausschaltung immer größerer Kreise von fast jeder Konsumtion durch die immer größere Spannung zwischen Lebenskosten und Verdienst in Oesterreich gestützt. Daher der geheime, nicht ausgesprochene Wunsch, der Wechselkurs möge sich dem Realwert anpassen und so das Schuldengebäude, das Industrie und Handel wie den Einzelnen betrifft, abtragen. Eine anhaltende Stabilität der Krone hätte eine noch größere Verelendung und Verschuldung der oesterreichischen Wirtschaft zur Folge.

Dies die ungeschminkte Wahrheit. Wenn sich nicht sehr schnell die klare Erkenntnis durchringt, daß das einzige Aktivum Oesterreichs die Arbeitskraft seiner Einwohner ist, daß Sanierung nicht Abbau, sondern Aufbau bedeutet, Volkswirtschaft wichtiger als Staatswirtschaft, wichtiger als der Staatshaushalt der Haushalt des Individuums ist: dann wird der glorreiche Genfer Vertrag die Todesanzeige Oesterreichs werden. Einmal muß es gesagt werden: Lieber ein bankrotter Staat als eine bankrotte Industrie, lieber ein Zustand der Stabilität als eine stabile Krone und eine stabile Pleite. Denn ein Staat, der nur dadurch bestehen kann, daß er einen Großteil seiner Bevölkerung dem Hunger ausliefert oder in die Fremde treibt — ein solcher Staat hat keine Existenzberechtigung. Die ehernen Gesetze wirtschaftlicher Notwendigkeit lassen sich nicht durch Advokatenkniffe betrügen. Sie werden auch mit Seipel, Zimmerman und sogar mit dem Völkerbund fertig. An diesem Tage aber wird auf der Börse der Weltgeschichte Oesterreich ausgeläutet werden.

Herr Wendriner kauft ein von Kaspar Hauser

... 'n Abend ... 'ne schöne Fülle hier ... Na, wollen mal sehen ... Drängeln Se doch nich so ... Nein, ich drängle gar nicht! ... Ochse! ... Unglaublich. Wir kommen ja gleich ran, wir waren zuerst hier. Warten Sie auch noch 'n bißchen? 'ne Goldgrube, diß Geschäft, was meinen Sie! Die verdienen hier, was se wolln. Ja — nun habe ich den Leuten geschrieben, wenn sie die Hypothek per 15. übernehmen, dann werde ich die Sache machen. Die Leute sind gut — aber bei der jetzigen Stagnation, kein Mensch hat Geld ... Wem sagen Sie das! Ich hab den Leuten erklärt: Entweder Ihr entschließt euch gleich, oder ich gehe raus — Frollein! Frollein, ja wir waren zuerst da. Pardong! ... Also zuerst mal von den Sardellen hier — sind se auch frisch? Na gut, ein halbes. Entweder Ihr entschließt euch gleich, oder die Provision geht zu euern Lasten — nicht so kleine, Frollein, ja, mehr von unten! Und dann ein halbes Pfund Gemüsesalat ... Wissen Se, in der Woche eß ich immer mit meiner Frau zu Hause, es ist billiger, und man weiß doch, was man hat. Ich hab heut abend noch 'ne Konferenz, und vorher will ich noch essen. Gefüllte Tomaten — nee. Aber 'n bißchen Aufschnitt können Sie mir geben. Haben Sie die gesehn? Erinnert ein bißchen an die Klara von Fritz. Die Frau ist schon fabelhaft. Wissen Se, wenn ich noch so wär wie früher — aber man hat ja so viel zu tun ... Nu sehen Sie sich das Stück dahinten an! Eine dolle Angelegenheit! Schweinebraten, Frollein, aber nicht so fett. Ja, Schüh auch. Nein, die Sache ist noch nicht abgeschlossen — wissen Sie, steuertechnisch ist das nicht ganz einfach — aber wir haben da einen sehr tüchtigen Syndikus ... Jäck macht noch Schwierigkeiten — immer gibt er Konterorders. Ein Fläschchen englische Sauce, Frollein, aber recht scharf! Gott, ich hab ihn genommen, weil ich mir gesagt habe: Er hält mir wenigstens die Angestellten zusammen. Sie, Sie kennen doch auch den Lachmann? Kommt doch der Junge heute morgen zu Jäck und will Gehaltszulage haben! Wie finden Sie das? Von den Kallwill-Aepfeln, Frollein! Ich hab mir aber den Jungen vorgenommen! Jetzt, in dieser Zeit — was denkt sich so ein Bengel eigentlich ...? Waren Sie schon in den neuen Revuen? Da soll sich ja was tun! Wir gehn Sonnabend. Ich will mal sehen, ob ich nicht durch Lachmann ermäßigte Billetts kriegen kann. Haben Se gelesen, heute im Achtuhrabendblatt, mit den Gespenstern? Okkultismus — ich weeß nich ... Sie? Wer singt da auf der Straße? Kommunisten? Ich denke, das ist vorbei? Ach so, bloß Wandervögel! Sie — heute hab ich die Reichswehr vorbeiziehn sehn, die sind da an unserm Geschäft langgekommen — ich sage Ihnen: fabelhaft! Wie früher! Sehr gut. Na, der Ebert macht seine Sache schon ausgezeichnet, das muß man ihm lassen. Prozeß in Leipzig? ... Ich weiß nicht — nu geben Sie schon den Zettel her! ... Ich lese keine Politik. Nee, wissen Se, grundsätzlich nicht. Man hat ja nichts wie Aerger davon. Vierundzwanzig achtzig, wieso? Ach so — ja. Kommen Se, da kommt die Acht! Ich weiß nicht, ich hab wieder meine Leberbeschwerden beim Gehen — ich muß doch mal zum Spezialisten. Nein, wir haben einen sehr guten, einen Vetter von meiner Frau. Eine erste Kapazität. Er nimmt fünfzig Mark für eine Konsultation. Na — mir macht ers natürlich billiger. Wissen Sie, hier oben fangen die Schmerzen an, und da unten hören sie auf. Nachts gar nicht — bloß am Tage. Dabei leb ich schon Diät. Was haben Sie? Neuralgie? Sollten Se mal ein heißes Bad nehm. Grüßen Sie Ihre Frau. Atchö.

Auch e Mensch. Wissen möcht ich: wovon lebt der eigentlich —?

Bemerkungen

Deutscher Hexensabbat

Trotz Ben Akiba und James Klein: Das hat die Welt noch nicht gesehn! Bei Sankt Dawes und allen Heiligen: eine Kontrolle über die Diätenschlucker am Königplatz wäre mindestens so wichtig gewesen wie der internationale Aufsichtsrat über Eisenbahn und Finanzen. Länger als einen Monat dauert sie schon, diese Krise, in deren Falten sich die neuen Katastrophen bergen. Ein Rennen und Schieben um die Ministersessel, daß der Besenritt um den Blocksberg dagegen wie Cherubsflug im reinsten Aether scheint. O, daß ich tausend Zungen hätte! Der berliner Korrespondent eines ausländischen Blattes hatte jedoch nur eine, und kurz entschlossen teilte seine Redaktion den erfreuten Lesern mit, es fiele ihr gar nicht ein, noch weiter über den berliner Krisenschwindel zu berichten, geschweige denn teure Telegrammspesen dafür auszugeben.

Seit über vier Wochen stündlich neuer Szenenwechsel, neue Kulissen, neue Einfälle, Zufälle, Umfälle, Intrigen, allerletzte Erklärungen, Dementis, Dolchstöße, Erklärungen zu den Erklärungen, Lösungen, Ablösungen, Auflösungen, Linksblöcke, Rechtsblöcke, Mittelblöcke, Auftritte, Eintritte, Uebertritte, Männerstolz und Heldenbrüste, Gärungen, Drohungen, Blähungen: ein Hexensabbat ohnegleichen. Es ist das Ende der Scheindemokratie und das Ende des Auchparlamentarismus.

Und es ist gut so! Es hebt die Schleier von einer Farce, die 1919 begann, und zerreißt die Phrasen, die seit fünf Jahren das Land besoffen gemacht haben. Die Farce, als habe sich in Deutschland seit Wilhelms Abgang irgendetwas zum Guten geändert; die Phrasen, als käme die wirtschaftliche und soziale Gleichberechtigung über Parlamentssitze und Ministersessel. Die Diktatur des Proletariats sollte verhindert werden. Darum mußten 15 000 Arbeiter das Leben lassen und etliche 15 000 Jahre Gefängnis, Zuchthaus und Festung über Proletarier verhängt werden. Doch nichts von alle Dem, was durch die Verhinderung der Diktatur des Proletariats verhindert werden sollte, ist uns erspart geblieben. Von der Annullierung der Kriegsanleihen bis zur Besetzung von Essen und bis zur Dawes-Kontrolle. Anstelle der Diktatur von links haben wir die Diktatur der Stinnes, Krupp, Klöckner und ihrer geld- und gesinnungsverwandten Großagrarier. Und jetzt, wo ihre Syndici in den Parlamenten das Kriseln und die dummen Deutschen das Gruseln lernen; jetzt, wo es endlich an die Bezahlung der Kriegsschulden geht, an die Verteilung der Lasten; jetzt, wo mit Hilfe der Sozialdemokraten der Kronprinz so sicher in Oels hockt wie

Fechenbach im Zuchthaus, und die Arbeitslosen so geduldig in kalten Stuben hungern, wie die Erzberger-Mörder und Ehrhardt vergnügt heißen Grog saufen; jetzt, wo man die Wels, Müller, Bauer und Dittmänner nicht mehr braucht — jetzt gibt man ihnen einen Tritt und kriselt im Kreise, damit draußen die Tröpfe nicht merken, wie sie die in und nach dem Kriege zerschlagenen Töpfe bezahlen müssen.

Heute jammert der ‚Vorwärts‘, es gebe keine Ethik mehr in Deutschland, keinen Anstand und keine Dankbarkeit. Welche Weisheit nach achtzig Jahren materialistischer Geschichtsauffassung! Offen gestanden: haben diese Sozialdemokraten Besseres verdient? Sie jammern über den Bürgerblock und rufen in alle vier Winde nach dem Samiel, der diesen Bürgerblock verhindern möge — wodurch? Dadurch, daß Sollmann und Robert Schmidt je einen Ministerposten erhalten. Wenn nicht, dann Kampf und Krieg bis aufs Messer. Dabei sind sie bereit gewesen, mit Hergt in ein Kabinett zu gehen, wenn man sie aufgenommen hätte. Fallen stellen nannten sie's hinterher. Als aber in der Reichstagsfraktion der SPD. ein Antrag eingebracht wurde, jede Koalition mit den Deutschnationalen abzulehnen: da wurde diese Forderung mit großer Mehrheit niedergestimmt. Da hatten die Moral und die Ethik ein Loch.

Bürgerblock! Wir hatten ihn seit der Nationalversammlung. Einmal sogar offen, mit stillschweigender Duldung der Sozialdemokraten, als Cuno unter Helfferichs Fuchtel stand. Und als die Reichswehr mit sozialdemokratischer Hilfe die Arbeiterregierungen in Sachsen und Thüringen aus den Aemtern jagte — wo blieben da die linken Edelmänner?

Bange machen gilt nicht! Nur her mit dem Bürgerblock, ohne sozialdemokratische Maske! Die Luft wird klarer, das Blachfeld wird nebelfrei. Tugendhafte, Anwandlungen sollen sich nach dem Empfang kräftiger Prügel öfters einstellen. Mit 174 sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten gabs Cuno I., den Ruhrkrieger. Mit 100 Sozialdemokraten scheint Hergt I., der Erfüller, den Thron besteigen zu sollen. Heute, am 19. Oktober, scheint es so. Obs wirklich wird, weiß noch kein Mensch. Aber es wäre ein Fortschritt! Immer weiter! Mit einer Zehn-Männer-Fraktion wird vielleicht der ‚Vorwärts‘ wieder seinen Namen verdienen. Bis dahin brauchen wir drinnen und draußen noch etwas Hexensabbat.

Jakob Altmaier

Kulturträger Heilbron

In Kopenhagen fanden dieser Tage auf Einladung der dänischen Regierung über deutsch-dänische Schulfragen im Grenzgebiet informatorische Verhandlungen statt, an denen nach einer offiziellen Mitteilung auf deutscher Seite zwei Vertreter des Auswärtigen Amts, je ein Vertreter des Reichsinnenministeriums, des Preußischen Staatsministeriums und des Preußischen Innenministeriums sowie drei Beamte des Kultusministeriums und fünf der Schleswiger Regierung teilnahmen. Ueber Einzelheiten dieser Besprechungen ist nichts in die Oeffentlichkeit gelangt; aber es kann sich augenscheinlich nur darum handeln, festzustellen, weshalb nicht alle deutschen Eltern nördlich der Grenze, die es wünschen, ihre Kinder deutsch, weshalb nicht alle dänischen Eltern südlich der Grenze ihre Kinder in der Muttersprache unterweisen lassen können — was überhaupt dem jeweiligen Unterricht und Kultus an der freien nationalen Entfaltung fehlt. Dazu, hätte man gemeint, wäre der Gesandte in Kopenhagen da, dem man vielleicht noch je einen Schulmann aus der Berliner Zentrale und der Schleswiger Regierung beigegeben hätte. Statt dessen reisen dreizehn hohe Beamte — mit dem entsprechenden Unterpersonal! — hinaus, zu einer

Zeit, wo die Kreissäge des Abbaus angeblich nicht genug überflüssige Mäuler zum Nutzen von Reich und Staat aufs Pflaster wirft. Es sind anscheinend noch genug übrig.

Der Führer der deutschen Delegation ist der Ministerialdirektor Heilbron, der gegenwärtig die — man lache nicht — Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes leitet. Heilbron ist offenbar vom Schicksal oder, was in einem Amt auf das Selbe hinausläuft, von dem Personalgewaltigen immer dazu bestimmt, sein jeweiliges Arbeitsgebiet bis zur Unkenntlichkeit zu diskreditieren. Wohl an die zwanzig Jahre war er der junge Mann des aufrechten und selbständigen Otto Hamman, erhielt dann unter Fehrenbach-Simons durch ein Mißverständnis, wie man jetzt weiß, die Leitung der Reichspressestelle und unter Cuno-Rosenberg nochmals zu dem Zweck, deren Inflationspatriotismus publizistisch aufzublasen. Was er denn auch mit vollen Backen tat. Er züchtete und zahlte die übelste Kriegspropaganda für das arme Rhein- und Ruhrgebiet, Greuel, schwarze Schmach bis zur Ermunterung der unglücklichen Opfer des aktiven Widerstandes — Heldentaten der Etappe, unter denen das besetzte Gebiet noch heute stöhnt. Er hat in seiner damaligen Stellung aus seinem Widerwillen gegen die Sozialdemokratie auch nie ein Hehl gemacht, und darum designiert man ihn mit feinem Takt zum Führer einer Delegation bei der sozialistischen dänischen Regierung. Den alten publizistischen Handlanger der kaiserlichen Regierungen bestimmt man zum Wortführer in Fragen des Minderheitenrechts. Eine alte Subalternnatur, die amtlich nie aus ihrem berliner Büro herausgekommen ist, schickt man am Ende ihrer Laufbahn zum ersten Mal ins Ausland. Wir können ein Dutzend Kunstausstellungen, Theatergastspiele, Literaturvorträge und wasweißich mit der günstigsten Wirkung draußen veranstalten: es findet sich immer noch ein alle diese nationalen Daseinsäußerungen ingrimmig negierender und verachtender Großaktuar, wie in diesem Fall der Stilist von Bethmanns Erinnerungen, der durch sein bloßes Auftreten dem Ausland zur allgemeinen Schadenfreude beweisen muß, daß sich in Deutschland nichts, aber auch gar nichts „an maßgebender Stelle" geändert hat.

Und wenn wir jetzt erfahren, daß die „informatorischen Verhandlungen" in Kopenhagen zu einem praktischen Ergebnis nicht geführt haben, so hat die Dreizehnerdelegation nur die traditionelle Mission ihres Führers erfüllt.

G. Kopp

Der gekränkte Kunstkenner

I.

Lieber Herr Dr. Schmidt, Sie schreiben in Nummer 42 der ‚Weltbühne' an mir vorbei. Um poltern zu können, müssen Sie erst aus einem freundlichen Wort — gegen die Fertigkeit des Lesens, die Sie in der Schule lernten — „Hymnen" machen. Ich nehme einmal an, die getroffene Auswahl sei noch schlechter, als Sie sie — unzutreffend — schildern, so würde auch das mich erstens nicht überraschen und würde zweitens mit dem, was ich an der ganzen Sache erfreulich finde, nichts zu tun haben.

Sie gehen aus von der hohen hehren heiligen Kunst — und zittern bei dem Gedanken, es könnten Ihre Lieblingsmaler in Moskau fehlen. Daß auch ich eine einwandfreie Auswahl einer schwankenden vorziehe, ist selbstverständlich. Aber es gibt andre und, wie mir scheint, höhere Interessen. Nämlich: daß die verfluchte Passivität in allen Kunstdingen, daß die behördliche Kunst-Versorgung und der blinde Glaube an sie endlich einmal aufhören. Wenn Sie schreiben: „Jede deutsche Kunstbehörde hätte das besser gemacht", so ist Ihnen das ganz bestimmt nur so

in die gesträubte Feder geflossen, weil Sie grade beim Polemisieren waren. Welche denn, Herr Dr. Schmidt? Wäre die Sache amtlich gemacht worden, so wäre ganz bestimmt nicht einmal jene kleine Anzahl von Radikalen in Moskau gezeigt worden, die Sie nennen, die Sie aber viel zu eng abgrenzen. Warum verschweigen Sie die Walter Dexel, Oskar Fischer, Arthur Segal, Fritz Stuckenberg, Dungert, Péri, Peter Röhl, Hans Arp, George Grosz, Schlichter, warum die Bernath, Bortnik, Kokoschka, Heckel, Schwitters, Kollwitz, Mendelsohn, Molzahn, Otto Müller, Nerlinger, Rading, Topp, Zille — oder können Sie behaupten, daß alle Diese vor der Absendung heimlich ausgemerzt wurden? Bitte, sagen Sie mir: welcher wichtige Künstler fehlt durch die Schuld der ‚Künstlerhilfe'? Und warum behaupten Sie, daß 1 Bild von Nolde und 4 von Dix mitgehen, wo es von Nolde 5 und von Dix 13 sind?

Ich habe meiner Freude Ausdruck gegeben, daß, da alle berufenen Stellen seit zwei Jahren grade frühstücken, eine proletarische Organisation die Sache in die Hand nahm. Ich weiß sehr wohl, daß manche Kunstverständige verschnupft sind, weil die Proleten ihren geschätzten Rat nicht eingeholt haben. Ich freue mich, daß man die Courage hatte, die Sache selbst zu versuchen. Lehrgeld muß Jeder zahlen. Und eine Kunstausstellung ist so entsetzlich wichtig nicht, daß sie nicht ruhig einmal zum Experimentierfeld dienen sollte. Viel wichtiger: die Kameraden in der ‚Künstlerhilfe' lernen etwas, als daß die Ausstellung einwandfrei korrekt ihnen von den Fachleuten serviert wird. Wenn Sie, wie ich eigentlich glauben möchte, mit mir darin einig sind, daß auch „die Andern" in das Arbeitsfeld der Kunst hineinmüssen — und zwar nicht als Objekte, sondern als Subjekte —, dann sollten Sie sich einfach darüber freuen, daß der aktive und sehr redliche Wille endlich einsetzte, und dann sollte diese Freude den Verdruß an gewissen Fehlgriffen des Anfangs weit überwiegen können. Sicherlich ist Lloyd George viel geschickter als der Dilettant MacDonald; aber dennoch ist das Geschimpfe des ehrenwerten Fachmanns lächerlich.

Warum Sie die Worte „proletarische Organisation" in Gänsefüßchen setzen, habe ich nicht erkennen können. Wenn Sie an mein künstlerisches Gewissen appellieren, so seien Sie beruhigt: ich werde immer über ein paar Goldleisten hinwegsehen können auf Etwas, das wichtiger ist — und ich glaube, auf dieses Können kommt es an.

Adolf Behne

II.

Die deutsche Kunstausstellung in Moskau hat die Aufgabe, Rußland einen Ueberblick über das Schaffen deutscher Künstler seit 1914 zu geben. Es sind daher alle Künstler und Künstlergruppen aufgefordert worden, die überhaupt irgendetwas erstreben. Man zieht es also offenbar in Rußland vor, sich selbst ein Bild von den Bildern zu machen, als sich von Herrn Paul F. Schmidt oder andern Persönlichkeiten vorschreiben zu lassen, was für das bolschewistische Rußland zum Sehen geeignet ist oder nicht. Nur wegen dieser Neutralität der Ausstellungsleitung hat sich Der Sturm mit seinen gesamten deutschen Mitgliedern an der moskauer Ausstellung beteiligt und dadurch schon für Rußland die Gewähr gegeben, daß wirklich ein „Querschnitt durch unsre junge Kunst" gezeigt wird. Es sind ferner die ungarischen Mitglieder des Sturm auf der Ausstellung vertreten, die als Emigranten in Deutschland sind. Der Sturm ist leider auf Grund seiner Kenntnisse und Erkenntnisse nicht leicht geneigt und bereit, seine Wertung von Künstlern und Kunstwerken so stimmungsvoll zu ändern, wie es Kunsthistoriker zu tun pflegen.

Herwarth Walden

Die Schwestern

So heißt ein Roman, den Annemarie von Puttkamer bei Kurt Wolff in München herausbringt. Ich weiß nicht, ob es ihr erster Roman ist, jedenfalls der erste, der mir vor die Augen gekommen ist. Und zwar: einer der wenigen guten Romane, die uns in den letzten Jahren überhaupt von deutschen Frauen geschenkt wurden. Keiner, der übermorgen in ein halbes Dutzend fremde Sprachen übersetzt sein wird, aber doch einer der lesenswerten neuen Romane. Auch in der Technik von einer Sicherheit, die weniger auf Routine als auf Instinkt ruht: ja, grade da, wo sich das Neben-, Ueber- und Untereinander dreier Mädchenschicksale verknotet, verschlingt, wo offenbar der innere Ansturm die Dichterin aus ihrer Dispposition gebracht hat, hilft ihr der Instinkt auf eine ganz besonders charmante Weise weiter, und so entstehen aus Verlegenheit und Einfalt Ueberraschungen, an denen der Leser eine größere Freude hat als an schnurgrader Sicherheit. Ich glaube nicht, daß hier Hinweise auf Inhalt und Ethos gut sind oder nottun; aber so viel sei immerhin gesagt, daß ohne viel Schema das Schicksal dreier Schwestern gegeben wird, mit ihm: Ende und Einbruch einer fiktiv geordneten Bürgerwelt, Aufbrausen und -sausen der nicht sehr viel sicherern Befreiungsmanie und der Anfang schließlich einer neuen, irdisch tapfern und doch geistig bewußten Lebensführung. Der ganze Roman hat die schöne Ehrlichkeit der Natur, und die Frau, die ihn schrieb, hat den vollen Reiz: das bezaubernde Unterliegen, das stolze Bezwingen und das tändelnde Spiel ihrer Weiblichkeit daran gegeben. Schon um dieser Hingabe willen, verdient ihr Buch: gelesen und geliebt zu werden.

Alfons Steiniger

Sprüche

Der Heilige wird vom Unheiligen ernannt.

*

Auch Gott bedarf der Inszenierung.

*

Gebet mir Geld! Woher soll ich sonst Gesinnung bekommen?

*

Wie dumm Verwaltungen sein müssen, bei denen Alles schlecht geht, kann man an der Dummheit derjenigen ermessen, bei denen Alles gut geht.

*

Die gradezu groteske unsern Kriegführern unverantwortlicherweise gelassene Macht zeigt sich weniger daran, was sie in andern Ländern anrichten, als daran, daß sie ihr eignes Land wirtschaftlich und, soweit dies überhaupt noch von Nöten war, geistig und sittlich verwüsten durften, ohne zur Verantwortung gezogen zu werden, ja, ohne auch nur eine Spur von Verantwortung vor sich selbst zu empfinden.

Julius Levin

Antworten

Gerhart Pohl. Am 20. Oktober saß Fechenbach zwei Jahre im Zuchthaus. 2 Jahre oder 730 Tage oder 17 520 Stunden oder 1 051 200 Minuten. Was ist schlimmer: daß ein Mörder in fremdem Land frei herumläuft, oder daß ein Unschuldiger wie ein Mörder behandelt wird? Aber das offizielle Deutschland — über die ungarische Komödie um Erzbergers Mörder regt es sich auf, und für Fechenbach rührt es keinen Finger. Der hat nichts verbrochen — und erfährt eine Behandlung, wie sie in bayrischen Zuchthäusern nur die allerschwersten Jungens (oder eben politische Strafgefangene) auszuhalten haben. Er ist physisch und psychisch zerrüttet. Die Deutsche Liga für Menschenrechte und Sie haben 30 000 Unterschriften zu seiner Befreiung gesammelt. Ich schließe mich dieser Sammlung an und bitte alle meine Leser, die Erklärung, die sie in dieser Nummer finden, auszufüllen und an den Verlag der Weltbühne zu senden. Wenn wir 300 000 Stimmen haben, wird schon nicht mehr so leicht sein, über uns weg zu hören. Und 300 000 Stimmen werden einen Chor bilden, der den Schlaf dieser bayrischen Bierbäuche, die schlimmer als Bestien sind, vielleicht doch stören wird.

Philosemit. Das Alte Testament ist „der Niederschlag der Geschichte eines Volkes, das eine kraftvolle Volksreligion mit menschheitlichem Einschlag gepflegt hat . . . In ihren tiefsten und besten Gründen ruht etwas von dem Besten, das uns geschaffen und getragen hat, und auf das uns zu besinnen einen Teil unsrer Kräftigung bilden kann . . . Im tätigen und im leidenden Sinn des Wortes, bald verdientermaßen, bald kraft tragischen Verhängnisses, ist und bleibt dieses Volk ein Volk der Verheißung, bestimmt, das Ideal eines . . . sittlich gerichteten Glaubens in die Welt zu tragen . . . Was hat Israel der Welt als seinen Beitrag zu ihrer Kultur zugebracht? . . . Es ist nichts Geringeres als die Moral, die religiös gegründete und sozial und geistig gerichtete Moral. Daß wir fromm und gut nicht auseinanderreißen, daß wir Unrecht als Sünde und Sünde als Unrecht empfinden, stammt aus diesem Erbe Israels. Ferner der heiße Drang nach einem Reich der Gerechtigkeit, sozialer Gerechtigkeit, ist der tiefe Grund der bekannten Beteiligung der Juden an allen politischen und sozialen Revolutionen. Es ist kein Zufall, daß Marx, Lassalle und Landauer aus diesem Volke stammen. Endlich ist auch der Messiasgedanke ein Stück dieses Erbes, der Gedanke also, daß ein jedes selbstbewußte und kraftvolle Volk den Anspruch habe, seine Eigenart in der Welt durchzusetzen, und das Recht von der Weltgeschichte her, ihr seinen Stempel aufzudrücken." Wo steht das? Im ‚Juden'? In der ‚Jüdischen Rundschau'? Im ‚Israelitischen Wochenblatt'? Da wäre es wahrhaft überflüssig. In den sogenannten „verjudeten" Tageszeitungen? Die haben genug aktuelle Anlässe, sich gegen den Antisemitismus zu wenden, und brauchen nicht allgemeine Betrachtungen über die Weltmission des Judentums anzustellen. In der ‚Christlichen Welt'? Dieses vornehme Organ könnte sich so äußern: aber da wärs zu selbstverständlich, als daß die Zitierung mir lohnen würde. Nein, das steht im — ‚Deutschen Volkstum'! Autor dieses erleuchteten Aufsatzes von fünf großen Seiten: Friedrich Niebergall, Universitätsprofessor der Theologie, der sich in sechzig Lebensjahren ja wohl Sachkennerschaft erworben haben dürfte. Was er sagt, schlägt der ganzen Tradition und Tendenz dieser antisemitischen Monatsschrift, die vorne das Judentum „wissenschaftlich", hinten die Juden als Einzelerscheinungen abzumurksen die liebenswürdige Gewohnheit hat, mit einer solchen Vehemenz ins Gesicht, daß der Abdruck einfach unverständlich ist. Er wird noch unverständlicher, wenn man bedenkt, daß eine Rubrik dieser Monatsschrift (namens „Zwiesprache") dem Herausgeber dazu dient, bei-

nah sämtliche Aufsätze, fremde wie eigne, zu glossieren, zu ergänzen und zu berichtigen — und daß ein so sensationeller, an diesem Ort sensationeller Aufsatz still und leise, ohne Erklärung und ohne Widerrede einer Leserschaft vorgesetzt wird, der seit Jahren in allen Tönen und Tonstärken das Gegenteil seines Inhalts gepredigt worden ist. Bisher waren hier die Juden der Abschaum der Menschheit, die Pest der Welt und der Ruin dieses armen Deutschland. Auf ein Mal sind sie das Vorbild. Denn der Aufsatz hat keinen andern Zweck, als den Deutschen einzuhämmern, daß sie, um wieder emporzugelangen, so werden müßten wie die Juden. „Diesen Beitrag zur Kultur der Welt hat Israel aber nur leisten können, weil es sich selber treu geblieben ist." Also vielleicht sollen die Deutschen, um in der Treue gegen sich selbst nicht beirrt zu werden, so zersetzende Elemente wie die Juden doch totschlagen? Keineswegs. „Die Menschheit kommt zustande, wenn jedes Volk, das etwas zu geben hat, im Nehmen und Geben mit den andern in Austausch tritt" — nachdem immer und immer wieder den Anhängern dieses ‚Deutschen Volkstums' bewiesen worden ist, daß genau solche Mistflöhe wie die Juden die Angehörigen der „Feindbund"-Nationen sind. Ach, es geschehen keine Wunder mehr? Dies hier, glaubet mir, ist eins. Der Herausgeber sagt irgendwo in der Oktober-Nummer für sich persönlich: „Ich kenne kein höheres Gesetz als die Wahrheit." Er schenke mir für jede Unwahrheit, die er in seinem Blatt und in einer Broschüre des Titels ‚Antisemitismus' über Juden und Judentum zum Druck befördert hat, eine Rentenmark, und ich bin imstande, die ‚Weltbühne' künftig auf Kunstdruckpapier erscheinen zu lassen. Aber vielleicht gilt sein Bekenntnis erst für die Gegenwart und nicht für seine Vergangenheit Da er Niebergalls Meinung in seiner sonst streng einheitlichen Zeitschrift kommentarlos veröffentlicht hat, ist der Schluß zwingend, daß er diese Meinung teilt. Da er noch vor zwei Monaten in deutschvölkischen Versammlungen antisemitische Reden gehalten hat, ist seine Einsicht allerjüngsten Datums, ist seine Beteuerung, daß er kein höheres Gesetz als die Wahrheit kenne, erst jetzt wörtlich zu nehmen. Seien wir christlich, und bekunden wir über den reuigen Sünder mehr Freude als über viele Gerechte. Machen wir unter sein publizistisches Vorleben keinen minder dicken Strich als er selber. Und warten wir ab, wie sich unser neuer Bundesgenosse entwickelt.

Mathematiker. „Kabeltelegramm unsres Korrespondenten: ‚Den Amerikanern imponiert bekanntlich eine möglichst vielstellige Zahl immer am meisten. Daher stellen sämtliche Blätter die Tatsache in den Vordergrund ihrer Betrachtungen, daß die Strecke Friedrichshafen—Lakehurst in nur 81 Stunden 17 Minuten zurückgelegt wurde.'" Wie hätte ihnen da erst die noch viel vielstelligere Zahl 9 Stunden 9 Minuten imponiert!

Dr. E. Meyer, Mitglied des Preußischen Landtags. Sie schreiben mir: „Die Preußische Landtagsfraktion der KPD. hat vor einiger Zeit an eine Reihe von Untersuchungs- und Strafgefangenen die amtlichen Sitzungsprotokolle des Landtags zum Justizetat versandt. Diese Protokolle enthalten die Reden des Ministers, der Regierungsvertreter und aller Parteien. Das Justizministerium hat angewiesen, daß die Protokolle nicht auszuhändigen sind, daß also die Reden seiner eignen Vertreter nicht bekannt werden dürfen. Ich bitte Sie, das auch in Ihrem Organ feststellen zu wollen." Ja, haben Sie im Ernst eine andre Anweisung des Justizministeriums erwartet?

Fritz A. Wie ich Ihre milde Gemütsart kenne, finden Sie Ignaz Wrobel wieder zu „scharf". Aber lesen Sie das hier: „Jetzt fliegen diese Deutschen über die stärkste französische Festung. Sie könnten sie mit Hilfe ihrer fabelhaften chemischen Erfahrung, trotz Militärkontrolle, trotz Abrüstung, trotz des Völkerbundes, trotz allem von diesem Luftschiff aus vernichten. Aber sie begnügen sich damit, hin-

überzufliegen, denn sie haben Wichtigeres für die Welt zu leisten, als an Frankreich Rache zu nehmen. Sie lächeln über Frankreich.“ Das steht in der Kölnischen Zeitung, dem Organ der Deutschen Volkspartei, das von der deutschnationalen bis zur rechtsdemokratischen Couleur jede trägt, wie's trifft, und wie's einträglich ist. Jetzt klärt es die Franzosen über die deutsche Großmut auf. Dafür wird zwar nicht Frankreich Deutschland, wohl aber der französische Chauvinismus der Kölnischen Zeitung dankbar sein.

Zeitungsleser. Eine Familiennachricht: „Unser Sonntagsschwesterchen Auguste Victoria Sieglinde ist glücklich angelangt. Dieses zeigen hocherfreut an: Gebr. Eitel-Friedrich Hindenburg und Ludendorff Ausländer, Kohlmarkt 5/6.“ Sie müssen allerdings bedenken, daß sowas in der Stadt erscheint, die sich der zweitdümmsten deutschen Zeitung rühmen kann: der Königsberger Allgemeinen. Schade, daß nicht hinzugefügt ist, wo Vater Ausländers Wiege gestanden hat. Der Name riecht nicht grade nach den Urwäldern Germaniens.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G. m. b. H., Berlin W 35, Nollldf.792, Blumeshof 1.

Wahlparole von Kurt Hiller

Wenn der ‚Quotidien‘ in Paris schreibt: „Der Reichstag vom vierten Mai war der letzte Sieg Poincarés“, so hat der ‚Quotidien‘ in Paris recht. Diesem Siege Poincarés folgte, eine Woche später, in Frankreich Poincarés Niederlage; und hätte der deutsche Reichsvorstand sie abgewartet — wie alle ehrlichen und denkenden Republikaner rieten —, so würde er Herrn Poincaré auch noch um seinen letzten Sieg gebracht haben; unter dem Eindruck des Triumphs der französischen Linken wären, etwa am achtzehnten Mai, die deutschen Wahlen ohne Zweifel „linker“ ausgefallen, als es am vierten möglich war. Marx hat das vermurkst. Marx und ein Höherer. Uns packte damals die Wut. Ungeduld der Wähler? Hatten sie es vier Jahre ausgehalten, konnten sie's auch vier Jahre vierzehn Tage tragen. Der Reichsvorstand: einerlei ob bewußt ob unbewußt, im Dienste des internationalen Konzerns der Nationalisten!

Als mir am zwanzigsten Oktober abends um Dreiviertelneun mein Freund L., der es durch Rundfunk wußte, durchtelephonierte: „Der Reichstag ist aufgelöst!“, war ich, einige Sekunden lang, nicht nur wolkenlos glücklich, sondern ich empfand auch zum ersten Male in meinem Leben eine Art Sympathie für den deutschen Politiker F. Ebert. Ich empfand sie; schlagt mich tot: ich empfand sie.

Und Ihr, Ihr empfandet sie auch.

Herr Stegerwald als Reichspräsident hätte nicht aufgelöst; oder gar Herr Schiffer, Herr Gerland.

Der deutsche Staatsmann Friedrich Ebert hat einen Schritt getan, der dem Volk ermöglicht, die Internationale der Nationalisten aufs Haupt zu schlagen. Siegt am siebenten Dezember in Deutschland die Linke, dann bleibt das linke Kabinett in Frankreich fest, dann marschiert die Verständigung, die Abrüstung, das Schiedsgericht, die Welteinheit, der dauerhafte Friede. Kleine Ursachen, große Wirkungen! Was ist, sub specie der Menschheitsgeschichte, eine deutsche Reichstagswahl? Und doch: Siegt bei uns am siebenten Dezember die Republik (die Republik ist der Friede!), dann hat Ormuzd gegen Ahriman eine Schlacht gewonnen.

*

Wie machen wirs, daß sie siegt? Was können wir revolutionären Republikaner, wir Antimilitaristen und Linkssozialisten dazu beitragen? Das vorige Mal stimmten wir für die Liste der Unabhängigen oder für die Liste Ledebour. Ich wählte Ledebour — nicht nur, weil es mir Anstandspflicht schien, mitzuhelfen, daß dieser Alte, ein untadeliger Charakter

und der Weiseste der Feuerköpfe, dem Parlament erhalten blieb; sondern auch, weil mir sein ‚Sozialistischer Bund' programmatisch am nächsten stand. Niemand durfte damals Prophezeiungen wagen über die Stärke der Massen, die hinter den Listen, auch denen der kleinern Gruppen, standen; es wäre Verrat an der Ueberzeugung gewesen, anders zu stimmen als nach Ueberzeugung. Meine Stimme, unsre Stimmen fielen in den Tartarus. Erzielt wurden für die beiden linkssozialistischen Listen zusammen 260 000 Stimmen: und kein Mandat. Zwar soll, nach dem Reichswahlgesetz, auf je 60 00 Stimmen 1 Abgeordnetensitz kommen; aber der infame Paragraph 32, welcher das Gesetzgebungsmonopol der einmal bestehenden Parteien sichert, bestimmt, daß „einem Reichswahlvorschlage" „höchstens die gleiche Zahl der Abgeordnetensitze zugeteilt werden" kann, „die auf die ihm angeschlossenen Kreiswahlvorschläge entfallen sind".. Bei der Berechnung der Sitze für diese Vorschläge bleiben aber, laut Paragraph 31, Stimmen unter 30 000 „unberücksichtigt". Der Trick bedeutet: Ist eine politische Bewegung gleichmäßig über das ganze Reich verteilt, ist sie also wirklich eine Bewegung, bringt sie es aber nur auf rund Eine Million Stimmen, nämlich auf höchstens 29 999 in jedem Wahlkreis, so erhält sie kein einziges Mandat — während ein Klüngel lokaler Interessenten, der es in seinem Wahlkreisverband auf 60 000 Stimmen bringt, demnach im ganzen Reich auf ganze 60 000, da er ja außerhalb seiner Gegend nicht existiert . . . während dieser Klüngel immerhin Ein Mandat ergattert. Man versperrt also auf raffinierte, schwer bemerkbare Art jungen geistigen Bewegungen den Zugang zum Parlament. Diese Bestimmung ist der widerwärtigste, der schmutzigste legislatorische Akt, dessen sich das neue Deutschland schuldig gemacht hat (Nationalversammlung). Jeder dritte Publizist schwatzt seit geraumem von „politischer Erneuerung". Daß sie durch Paragraph 32 des Reichswahlgesetzes nahezu verhindert wird, sagt er nicht. Diese Dinge sind nämlich Mathematik . . . und daher weder zu schöngeistig-literärischer Behandlung geeignet noch zu demagogischem Donnern. Die Schöngeister rümpfen die Nase und die Donnerer rülpsen, sobald unsereiner mathematisch wird; ohne Mathematik, Herrschaften, hebt Ihr die Welt aber nicht aus den Angeln!

Uebrigens ist, in Wahrheit, Paragraph 32 des Wahlgesetzes rechtsungültig; denn er steht im Widerspruch zu Artikel 17 der Reichsverfassung, laut dem die Volksvertretung „nach den Grundsätzen der Verhältniswahl" gewählt werden muß. Eine Bewegung von Einer Million Deutschen erhält unter Umständen keinen Abgeordnetensitz, ein Klüngel von Sechzigtausend erhält einen — : wer da behauptet, daß Solches „Verhältniswahl" sei, ist ein Hornochse oder lügt.

Ich werde nicht müde werden, dies festzustellen. Aber wir müssen mit Tatsachen rechnen. Jener schofle Paragraph gilt nicht rechtens, doch er gilt faktisch. Er wird feste weiter angewandt — wie so mancher seinesgleichen. Die rechts-technischen Bedingungen, unter denen die Wahlen im Dezember vor sich gehen werden, sind haarscharf dieselben wie die, unter denen die Wahl im Mai vor sich ging. Im Mai wurden für die beiden linkssozialistischen Listen 260 000 Stimmen abgegeben und damit vier sozialistische Mandate verscherzt; ferner für die Listen der Christlich-Sozialen Volksgemeinschaft (links vom Zentrum!), des Freiwirtschaftsbundes, des Bundes der Geusen, der Arbeitnehmerpartei, der Partei der Mieter, der Republikanischen Partei Deutschlands und des Häusser-Bundes insgesamt 372 000 Stimmen: ebenfalls ohne Eroberung auch nur eines einzigen Abgeordnetensitzes; also noch sechs, wenn nicht sozialistische, so doch republikanische Mandate in die Luft gepufft. Rechnen wir noch die 133 000 Stimmen, die für nationale Minderheiten (Dänen, Polen, Wenden, Masuren) erfolglos abgegeben worden sind, sinngemäß zur Linken, so ergibt sich, daß — genau — 766 324 Stimmen oder dreizehn Sitze am vierten Mai für die Republik verloren gingen. Dreizehn Sitze — das bedeutet bei der Labilität unsrer Mehrheitsverhältnisse eine gewaltige Zahl! Daß diesmal die Listen der kleinen Gruppen einen stärkern Magnetismus entwickeln würden als damals, ist unwahrscheinlich, ja ausgeschlossen. Deshalb: stellt um Gotteswillen erst keine auf! Ich bitte euch, ich flehe euch an, ich beschwöre euch. Nicht das Gekeif gegen „Zersplitterung" mache ich mit; neben den alten Dinosaurier-Parteien mit so vielen Flügeln und so wenig Gehirn, ja selbst auf Kosten dieser Riesen: eine Fülle junger Zwergparteien mit klarer und behender Aktivität, mit Köpfen —: das wäre kein Schade, zumindest kein Anlaß zu sittlicher Entrüstung; ganz gewiß nicht. Aber: Tatsachen sehen! praktisch denken! Ihr würdet nicht Kräfte „zersplittern", Ihr würdet Kräfte verpulvern, ungenutzt ins Nichts puffen. Erfahrungen beweisen nullkommanull gegen eine Idee; Erfahrungen beweisen Alles gegen eine Taktik. Die Erfahrung vom vierten Mai hat bewiesen, daß unter der Herrschaft dieses Wahlrechts republikanische Außenseiterlisten zu nichts anderm führen als zur Schwächung der republikanischen Front. Ihr sündigt daher gegen die Republik, gegen Sozialismus, Freiheit, Frieden, gegen die Ideen, für die Ihr selber kämpft, wenn Ihr abermals eigne Listen aufstellt und selbständig in den Wahlkampf zieht. Ihr gewinnt, mit mathematischer Sicherheit, alle miteinander keinen Sitz; Ihr entzieht, mit derselben Sicherheit, der Linken rund ein Dutzend. Ihr wollt eure Mannen zählen? Was ist wichtiger: Mannen zu zählen — oder zu verhindern, daß

die Schwarzweißroten unser Volk und die Welt in den blutigen Dreck zurückstoßen?

Es gibt also nur die Möglichkeit diesmal: Verzicht der Grüppchen auf besondere Listen. Ein Opfer des Ehrgeizes wird ihnen damit nicht einmal zugemutet; denn es steht ja a priori fest, daß sie ihn gar nicht befriedigen könnten! Durchfall aller Kandidaten wäre ja garantiert.

*

Wir Linksrepublikaner werden demnach unsre Stimme der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands geben müssen. Ich hoffe, nicht in dem Verdacht zu stehen, ein inbrünstiger Liebhaber des landläufigen Sozialismus zu sein. Mir gefällt sein Schnurrbart ganz und gar nicht. Andern gefällt sein Bauch nicht; wieder Andern seine Nasenspitze nicht. Was tut das? Nicht das Herz — der Verstand muß hier entscheiden. Uebrigens hat die SPD seit den letzten Wahlen sich ganz tapfer gehalten; nur in der Frage der politischen Gefangenen hat sie versagt; in der äußern Politik hat sie einwandfrei gehandelt, in der Regierungskrise klar und klug manövriert. Besonders als Pazifist hat man (seit den letzten Wahlen) keinen Grund zur Klage. Die Partei entwickelte sich, wohl belehrt durch ihre Niederlage, sachte nach links; Beweis: sie hat keine innere Opposition mehr. Warum ohne Ende in der Vergangenheit wühlen? Wie der Hase der Geschichte läuft, hat diese Partei Zukunft. Auch ideologisch. Der Erneuerer der marxistischen Theorie heißt Ströbel und ist nicht Kommunist, sondern Sozialdemokrat.

*

Bei den Kommunisten reitet man unterdes unbeirrt das alte Ritual. Sie sind intransigenter als die Sozialdemokraten, und das ist schön; aber sie sind auch in ihrer Intransigenz konservativer. Sie passen ihre Ideologie den veränderten Verhältnissen nicht an. Sie sind keine Opportunisten, gottseidank; aber sie sind, leider, auch keine Elastiker der Taktik. Sie sind unermüdliche Brüller veralteter Sprüche und rennen putschromantisch gegen die Wand; sie sind Rhetoren — statt Realisatoren zu sein. Klamauk ist oft wichtig und sittlich; Klamaukismus: eine irrige psychagogische Hypothese. Im letzten Halbjahr arbeiteten die Kommunisten — gelenkt, statt von den klugen Köpfen Radek-Trotzki, von dem Feistnacken Sinowjew — durchweg mit Hingebung klamaukistisch . . . und demolierten damit das Prestige ihrer Partei. Es fällt mir schwer, gegen sie zu schreiben; nicht nur, weil ich mich ihnen programmatisch - theoretisch (Diktaturgedanke! Rätesystem!) näher weiß als den Sozialdemokraten; sondern auch, weil ihnen die Regierung jetzt vor den Wahlen in schimpflicher Weise das Fair play verweigert. Mögen sie, außer Hoch-

und sogenanntem Landesverrat, selbst Urkundenfälschungen begangen haben — : aus ehrlosem Beweggrund geschah es nicht. Eine Demokratie beschmutzt sich, die ihren Gegnern vor Wahlen nicht volle Agitationsfreiheit gewährt. Es ist Ehrenpflicht, die verhafteten Führer der KPD unverzüglich zu enthaften und den flüchtigen ungehinderte Propaganda zu garantieren. Ehrenpflicht auch dann, wenn man die Vorstöße der Kommunisten gegen Dawes und Völkerbund als kurzsichtige oder verantwortungslose Politik bedauert.

*

Diese Ehrenpflicht erkennen heißt nicht: den Heltern der Hakenkreuzler seine Stimme geben. Ich stimme für Praktikanten einer schädlichen Praxis auch dann nicht, wenn sie Theoretiker einer nützlichen Theorie sind.

Aber die Sozialdemokraten könnten Manchem von uns den Entschluß, ihre Liste zu wählen, erleichtern: wenn sie sie ein bißchen, Verzeihung, entkaffern wollten und die hervorragenden Köpfe, die in ihren Reihen sind, nicht fürder ausschlössen. Sozialdemokrat ist der Pfarrer Bleier, ist der hohe Richter Freymuth, ist der Sexuolog Hirschfeld, ist der Schulmann Oestreich; warum entsendet die Partei diese Temperamente, diese Intelligenzen nicht endlich in die Häuser des Volks? Die Fascisten in Italien haben kürzlich sogar Unorganisierte, die ihnen nahe standen, auf ihre Listen gesetzt. Von Wels zu verlangen, daß er linke Kulturpolitiker, die keiner Partei verschrieben sind, auf den Listen seiner Partei kandidieren lasse, diese dadurch zu einer nicht nur numerisch, sondern auch qualitativ imposanten Partei der republikanischen Köpfe erhebend — das wäre zuviel verlangt. Aber mit demselben Atemzug, mit dem der Verstand mich zwingt, meinen Freunden zuzurufen: Wählt sozialdemokratisch!, zwingt mich mein Herz, den Sozialdemokraten zu sagen: Zerbrecht endlich eure Philistrokratie!

Bleibt sie heil, so gebt ihnen, Freunde, eure Stimme dennoch! Oder gebt sie, meinethalben, den Kommunisten. Nur Enthaltung üben dürft Ihr nicht. Eine Republikanerstimme, eine Pazifistenstimme, aus noch so edlen Bedenken nicht abgegeben, ist im Effekt eine Stimme, abgegeben für den Krieg und die Monarchie. Stimmenthaltung bei Wahlen: die Sünde wider den heiligen Geist weltändernder Aktivität.

Keine Enthaltung! Und kommen die Grüppchenlisten wieder, trotz allen Beschwörungen, entgegen aller Vernunft —: keine Stimme diesmal den Grüppchenlisten! Die Sozialdemokratie ist, für Viele von uns, ein saurer Apfel. Beißt in den sauren Apfel! Ein saurer Apfel schmeckt besser als ein Pfirsich aus Seife und ist sogar nahrhafter als eine Zuckermelone aus Zelluloid.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XXIV.

Wilhelm Marx

Wilhelm Marx hat eben das sechste Jahrzehnt erreicht. Ein Mann, der, wie sinnend, das Haupt etwas nach vorne neigt. Stets im Cutaway, der ihm einen leichten Anflug von Gemessenheit gibt. Immer eilt er geschäftig, wie ein aufgezogener Sekundenzeiger, hin und her. Immer hat er zu tun, und wenn auf Einen das Wort paßt, so auf ihn: Ich habe keine Zeit, müde zu sein. Ein ehrlicher, anständiger, vornehmer Charakter. Ein überaus korrekter Mensch. Ein Jurist auch als Politiker. Einer, der anscheinend jeden Tag seine Lebensbilanz zieht und sich über die Arbeit, die er in zehn, zwölf, sechzehn Stunden geleistet hat, wie ein Buchhalter registrierend genaue Rechenschaft ablegt.

In diese normal menschliche Konstitution hat das Schicksal drei Blutstropfen besonderer Art geträufelt. Der eine rann aus der katholischen Geisteswelt, aus jenen Gefilden, da die Kirchenväter sich mit Plato und Aristoteles begegnen, da strengste Abstraktion und schärfste Logik mit Jahrhunderte langer Glaubenstradition sich zusammentun und geistige Waffen schleifen, die durch die Juristerei noch verschärft werden. Der zweite Blutstropfen kam aus der Welt der Diplomatie, aus jenen Sphären, wo die Worte dazu da sind, die Gedanken zu verbergen. Der dritte endlich sprudelte aus der Quelle des Humors, der, wie fast jedem Rheinländer, auch dem Kölner Marx von der Natur geworden, jener Humor, der wie heitere Morgensonne das Gemüt verklärt und nichts zu tragisch nimmt. Denn auf einen Tag folgt immer ein andrer und noch einer, und was die Zeit heute grau, läßt sie vielleicht morgen schon rosig erscheinen.

Anfang Dezember des Jahres 1923 übernahm der Senatspräsident am Kammergericht zu Berlin, Doktor Wilhelm Marx, das Kanzleramt des Deutschen Reiches. Stresemann war über die gleichzeitige Opposition der Deutschnationalen und der Sozialdemokraten gestürzt. Ich sehe ihn noch, wie er in einer kurzen, klaren, messerscharfen, dramatisch zugespitzten Rede vor einer kleinen politischen Schar im Bundesratssaal des Reichstages Abschied nahm von dem Sessel, auf dem einst Bismarck, wenn auch nicht an dieser Stelle, am Königsplatz, gesessen hatte. Wie in einem Abgesang kehrte immer von neuem gleich Zweizeilern die Mahnung wieder, nun rasch für einen neuen Mann Sorge zu tragen, damit, in dieser gespannten außen- und innenpolitischen Lage, kein verhängnisvolles Vakuum entstünde. Die Mahnung war umsonst gesprochen. Wie die törichten Jungfrauen hatten die Parteien das Oel auf ihren Lampen ausgehen lassen, und nun, da rasch ein neuer Kanzler aus der Versenkung auftauchen mußte, um sofort die Zügel in die Hand zu nehmen, begann hinter den verschlossenen Türen der Fraktionen ein Diskutieren und Debattieren, ein Reden und Herumreden, ein Feilschen und Projektemachen. Der Reichspräsident berief als Ersten Herrn v. Kardorff, dessen Namen die vielgewandte und vielkundige Frau v. Oheimb Herrn Ebert telephonisch ins Ohr geflüstert hatte, zu sich. Herr

v. Kardorff kam, sah und sondierte. Nach allen Seiten seine Fühlhörner ausstreckend. Auch zu den Deutschnationalen. Die lehnten ihn sofort als Apostata ab. Auch die Deutsche Volkspartei runzelte die Stirn. Große Auseinandersetzungen in der Fraktion. Mitten in dem Durcheinander der Meinungen erklärte Herr v. Raumer, sarkastisch lächelnd, die Fraktion komme ihm vor wie eine Quäkerversammlung. Alle suchten sie das Licht. Aber, höre man genauer hin, so quäkten sie nur. Herr v. Kardorff wurde auch von seinen eignen Fraktionsgenossen beiseite geschoben. Eine neue Runde begann. Der Reichskanzler berief Dr. Albert, der unter mehreren Kanzlern der Nachkriegszeit Staatssekretär der Reichskanzlei gewesen war. Der fand bei keiner Partei außer den Sozialdemokraten Gegenliebe. Doktor Jarres tauchte auf. Stegerwald lief vermittelnd herum. Die Deutschnationalen versuchten einen Bürgerblock zustande zu bringen. Parteipolitische Rechnungen wurden aufgemacht und Gegenrechnungen. Die Deutschnationalen verlangten als Morgengabe für ihren Eintritt ins Kabinett die Auflösung der großen Koalition in Preußen, um auch dort die Sozialdemokratie aufs Trockene zu setzen. Die Erregung schlug bis in den preußischen Landtag. Die deutschnationale Forderung wurde abgelehnt. In diesen Wirrwarr, der sich fast anderthalb Wochen hinzog, fiel plötzlich der Name Marx. Der Name des Zentrumsführers.

Marx nahm an, und rasch gelang ihm, ein Minderheitskabinett der bürgerlichen Mittelparteien zu bilden, mit einer leichten Wendung nach rechts. Denn in der neuen Regierung befanden sich auch der erst eben aus der Deutschnationalen Volkspartei ausgetretene Graf Kanitz und der auf dem äußersten rechten Flügel der Deutschen Volkspartei stehende Oberbürgermeister von Duisburg Dr. Jarres. Als Marx dann aber mit diesem Kabinett vor das Parlament trat, zeigten ihm die Deutschnationalen die kalte Schulter und gingen in eine lärmende Opposition. Und die Sozialdemokraten erklärten wie das schüchterne Mädchen zum begehrenden Freier: Ich sage nicht Nein, ich sage nicht Ja.

Marx begann zu regieren. Er kennt den glatten Boden des Parlaments und der Verwaltung wie irgendeiner. Der Jurist hat den ganzen weiten Weg vom Referendar und Assessor über den Untersuchungsrichter, Staatsanwalt, Landgerichtsrat, Oberlandesgerichtsrat bis schließlich zum Senatspräsidenten zurückgelegt. Der Politiker wurde preußischer Landtagsabgeordneter vor fünfundzwanzig Jahren, als Onkel Chlodwig (Hohenlohe) an der Spitze des Reiches und Preußens stand. In den Reichstag kam er erst 1910. In Wort und Schrift hat er, der getreue Zentrumsmann, für die konfessionelle Schule gekämpft, und noch jetzt können wir seine deutlichen Spuren in dem Schulkompromiß der Weimarer Verfassung verfolgen. Eine Zeitlang war er (nebenamtlich) Generaldirektor des Volksvereins für das katholische Deutschland in München-Gladbach und Leiter der katholischen Schulorganisation. Nach dem Tode Trimborns und Burlages wurde er vor etwa drei Jahren Vorsitzender der Zentrumsfraktion.

Marx ist ein abwägender Redner, dem die Formulierung einer Erklärung mehr liegt als die freie, nach allen Seiten hin aus-

strahlende Rede eines Rhetorikers. Trotzdem kein Buchstabenmensch, kein Paragraphenanbeter, sondern ein Mann mit starken Impulsen und klopfendem Herzen. Mitunter ging ihm, trotz allen Hemmungen als Beamter, in seiner Rede das Temperament, das er in tausend Fesseln gelegt zu haben glaubte, doch durch, und dann gabs auf der andern Seite, wo man sich angegriffen und verletzt fühlte, aufblitzende Opposition. Dennoch hat er kaum irgendwo im Parlament einen Feind. Politisch manchen Gegner, aber nicht persönlich. Als er einmal gefragt wurde, ob er nun in seiner Partei zum rechten oder zum linken Flügel gehöre, schnitt er diese Frage kurz mit den Worten ab: „Ich gehöre zum Zentrum." Weil er stets eine ausgleichende Haltung einnahm, nicht nur in seiner eignen Fraktion, wo nicht selten die Geister aufeinanderplatzten, sondern auch den andern Parteien gegenüber, hat sich das Zentrum nicht leicht entschließen können, ihn in die Feuerlinie zu schicken. Wie oft habe ich ihn im Parlament mit fliegenden Rockschößen, den Kopf nachdenklich gesenkt, von einer Fraktion zur andern eilen sehen, um Brücken zu schlagen und Kompromisse zu schmieden. Stets freundlich. Stets lächelnd. Stets entgegenkommend.

Die Mehrheit des Reichtags gab ihm das diktatorische Ermächtigungsgesetz in die Hand. Nun konnte er, unbehindert von parlamentarischen Einwänden, Einflüsterungen und Plötzlichkeiten, den graden Weg zur wirtschaftlichen, finanziellen und politischen Gesundung Deutschlands beschreiten. Noch nie wurden in der modernen deutschen Geschichte binnen wenigen Wochen so gewaltig umwälzende Maßnahmen auf dem bloßen Verordnungswege getroffen wie damals. Die Stabilisierung der Mark kam Marx zustatten. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, die sich vorher fast Tag für Tag verschlechtert hatten, festigten sich. Allerdings wurde die Inflationskrise von einer Stabilisierungskrise abgelöst. Aber so schmerzhaft sie für die Produktion und den Absatz im Augenblick sein mochte, so bedeutete sie doch, trotz der Millionen von Arbeitslosen, einen Genesungsprozeß. Eine neue Steuer jagte die andre, um dem Reiche so viele Einnahmequellen zu verschaffen, daß es endlich wieder, ohne Kredite in Anspruch nehmen zu müssen, die laufenden Ausgaben bestreiten konnte. Die Straf- und die Zivilprozeßreform wurden in Angriff genommen. Woran eine Generation von Juristen in hunderten von Kommissionssitzungen und tausenden von Denkschriften und Artikeln verblutet war, das wurde mit einem Federstrich verfügt. Freilich erhob sich dagegen heftigster Widerspruch. Die öffentliche Meinung marschierte in geschlossenen juristischen Phalangen auf. Je rascher die Verordnungsmühle mahlte, umso stärker wuchs die Opposition in allen Parteilagern an. Zuletzt ging der Kampf um die dritte Steuernotverordnung, die durch die Außerkurssetzung der Reichs- und Kriegsanleihen einen halben Staatsbankrott proklamierte und durch die Aufwertung der Hypotheken und die Mietzinssteuer sozialwirtschaftliche Fragen von unabsehbarer Tragweite aufrollte. Die dritte Steuernotverordnung wurde dennoch angenommen. Der Reichsetat wurde ausbalanziert. Eine vorläufige Golddiskontbank zur Ueberführung ausländischer Kredite wurde errichtet. Die Mark hielt allen Anfechtungen gegenüber stand und blieb stabil.

Die Preise begannen allmählich zu sinken. Die Arbeitslosenziffern gingen zurück. Die deutsche Produktion steigerte sich. Auch außenpolitisch begann sich der Himmel zu klären. In Frankreich trat, mit dem Sturz Poincarés, ein völliger Umschwung der Verhältnisse ein. Der Weg für eine Verständigung und für eine Lösung des Reparationsproblems war offen.

Da brachten die Maiwahlen 1924 dem Kanzler eine peinliche Ueberraschung. Die bürgerlichen Mittelparteien, auch die Sozialdemokraten, gingen aus den Reichstagswahlen erheblich geschwächt hervor. Die extremen Flügelparteien auf der Rechten und auf der Linken hatten einen stattlichen Zuwachs aufzuweisen, auch wenn sie nicht über eine Mehrheit verfügten. Die Deutschnationalen drängten auf einen Eintritt in die Regierung und präsentierten Herrn v. Tirpitz als Kanzler. Die Volksparteiler hielten ihnen die Steigbügel. Aber Marx blieb fest, und so wurde nichts daraus. Die Londoner Konferenz fand statt. Marx errang auch persönlich den Vertretern der Alliierten gegenüber Erfolge. Er verbreitete um sich eine Atmosphäre des Vertrauens. Stresemann, der ursprünglich in London Alles hatte allein machen wollen, rückte etwas in den Hintergrund. Der Ausgleich kam zustande. Das Abkommen wurde unterzeichnet. Deutschland nahm das Gutachten der internationalen Sachverständigen an. Frankreich sagte die Räumung der Ruhr zu. Die Deutschland-Anleihe wurde auf den internationalen Börsenplätzen aufgelegt. Die Deutschnationalen waren die heftigsten Gegner des Abkommens, nannten es „ein zweites Versailles" und organisierten eine Fronde im ganzen Reich. Nichtsdestoweniger waren sie, wenige Wochen danach, bereit, den Dawes-Gesetzen zuzustimmen, wenn man ihnen vier Ministersessel einräume. Ursprünglich hatten sie den Kopf des Herrn Stresemann und, als das abgelehnt wurde, den Kopf des Herrn Marx verlangt, um selbst das Kanzleramt zu beanspruchen. Vergebens. Die Verhandlungen im August 1924 versandeten. Im September wurden sie, auf Betreiben der Deutschen Volkspartei, wieder aufgenommen und zogen sich über dreieinhalb Wochen hin. Dr. Marx regte die Bildung einer Volksgemeinschaft an, die sowohl die Deutschnationalen wie die Sozialdemokraten umfassen sollte. Daraus konnte nichts werden. Die Rechtsparteien drängten auf einen Bürgerblock. Das Gros des Zentrum war bereit, diese Politik mitzumachen. Marx war dagegen und wollte nur dann einwilligen, wenn die Demokraten mit von der Partie sein würden. Die sagten Nein. Darauf wurde der Reichstag aufgelöst.

In dieser Krise, als der Kanzler wieder zu verhandeln begann und zu keinem Ende kommen konnte, haben Manche, haben Viele an seiner Ehrlichkeit gezweifelt. Rechts, links und in der Mitte wurden Vorwürfe laut. Die Deutschnationalen boten Alles auf, verleugneten dreimal am Tage ihr Programm und ihre Grundsätze, unterschrieben Alles und Jedes, um nur erst einmal den Fuß in die Regierung hineinsetzen zu können. Marx zog, nachdem er alle Verhandlungsmöglichkeiten und die Geduld selbst der lammblütigen Deutschen erschöpft hatte, einen Strich unter die Rechnung und jagte den Reichstag auseinander. Er appellierte ans Volk und stellte sich und seine Regierung zum zweiten Male der Brandung von Neuwahlen entgegen.

Politisches ABC von Cazotte

A. Der Arier killt um Gotteslohn —
Der Adolf ist sein Schutzpatron.
B. Des Bayern Sinn hängt an Belangen —
Der Bürgerblock ist schief gegangen.
C. Das Christentum den Krieg verehrt —
Auch China ist schon ganz bekehrt.
D. Der Dawesplan ordnet den Diskont —
In Doorn man sich am Dolchstoß sonnt.
E. Der Edelmensch das Ethos schuf —
Ein Ehrhardt mördert aus Beruf.
F. Der Frontbann reckt sich wie ein Baum —
Den deutschen Freistaat merkt man kaum.
G. Im Geist der Herr von Graefe spricht:
Des Geßlers Gösch genügt mir nicht.
H. Herr Hergt halbierte Luthers Wort —
Das Hakenkreuz ist Hitlers Hort.
I. Der Idioten Ingredienz:
Erst Inflation, dann Insolvenz.
J Der Jumbo weint um Juckenack —
Den Jungdo juckt der Judensack.
K. Kahr ging mit einem Kapp-Putsch ummi —
Die Knüppel-Kunzes haun mit Gummi.
L. Das Löwenfell wirkt nur auf Kinder —
Bei Lindström merkt das schon ein Blinder.
M. Marx hatte zwar in London Glück,
Doch ist er auch kein Meisterstück.
N. Den Nachttopf nennt man nur verlegen —
Die Neuwahl ist ein wahrer Segen.
O. Organisiert sind alle Stellen —
Die Orgesch schuf die Ordnungszellen.
P. Parteien — Pathos — Plattform — Sitzung —
Das Parlament braucht Bluteinspritzung.
Q. Das Reich entstand aus Quadernmassen -
Die Qualität hat nachgelassen.
R. Rettung der Republik ist Pflicht —
Reichswehr allein tuts freilich nicht.
S. Der Herr von Seeckt ist eine Sphinx —
Als Kreuzung Seipels-Severings.
Sch. Der Schutzzoll regelt den Bedarf —
Die Schupo schießt gewöhnlich scharf.
St. Im Staat tut Stresemann genau,
Als wär' er eine Stresefrau.
T. Das Trommeln ist kein Argument —
Der Treuschwur rechnet nach Prozent.
U Der Umfall scheint urdeutsch zu sein —
Zum Urian mit den Rechtspartein!
V Der Vö'kerbund schafft Weltsysteme —
Der Völkische Kurier faucht Veme.
W. Der Kaiser Wilhelm ging machulle —
Zu Wotan betet seitdem Wulle.
X. Die Xenien schmückt der Xylograph —
Xylander manchen Xaver traf.
Y. Ydillisch sind die Yankees Kerrs,
Yvonnenhaft in jedem Vers.
Z. Zibeben sind ein bös Kompott —
Das Zickzack ist der deutsche Gott.

Die Organisation Consul von Leo Lania

Ein Momentbild aus der Verhandlung — eines von vielen.

Kapitänleutnant Kautter erklärt, die Meinung, daß die Organisation C eine Mörderzentrale sei, wäre „auf die Hetze Wirths und Scheidemanns zurückzuführen".

Der Vorsitzende: „Der Verdacht, daß eine Mörderzentrale vorhanden sei, war doch in der damaligen Zeit sehr wohl begründet; denn die beiden Erzberger-Mörder Tillessen und Schulz waren doch damals unter dem jetzigen Angeklagten Killinger tätig. Es wird in Ihrem Interesse, Herr Angeklagter, besser sein, wenn Sie diesen Punkt nicht berühren."

Man berührte also diesen Punkt nicht — wenigstens nicht in öffentlicher Sitzung.

*

Die Geschichte der politischen Morde in Deutschland ist die Geschichte der Organisation C. Beim Rathenau-Mord, beim Erzberger-Mord, nach dem Attentat auf Scheidemann, bei allen Anschlägen gegen die Republik und ihre Führer liefen die Fäden in den Wiking-Bund, in die Organisation C. Und das ist ganz selbstverständlich. Roßbach und Hitler, Aulock und Werwolf und Jungdo haben nur ein verhältnismäßig kleines Aufmarschgebiet. Scharfe Gegensätze in der Haltung zu den Dynastien, zum Separatismus, zur Monarchie machen eine einheitliche Zusammenwirkung schwer, und die persönlichen Gegensätze vereiteln es im entscheidenden Augenblick völlig. Anders die Organisation C. Ehrhardt ist unter den Landsknechtführern ohne Zweifel der energischste und tatkräftigste. Seine Autorität reicht in alle völkischen Verbände, seine Beziehungen von Hitler bis Kahr, von Ludendorff bis zum Alldeutschen Verband des Justizrats Claß. Im Hitler-Prozeß war das besonders deutlich geworden. Dort gab es nur einen großen Unbekannten: den Consul. So heftig sich auch Kahr und Hitler befehdeten — darüber herrschte stillschweigende Uebereinstimmung: Ehrhardt durfte nicht belastet werden. Denn dieser Consul kann recht Unangenehmes enthüllen. Etwa: wer ihm die Möglichkeit zur Flucht aus dem Leipziger Staatsgefängnis gegeben hat, welche Rolle gewisse hohe Persönlichkeiten unmittelbar vor dem Kapp-Putsch und während der Vorbereitung der Reichswehraktion gegen Sachsen und Thüringen gespielt haben. Kapitänleutnant Ehrhardt wird keine Gelegenheit haben, diese Enthüllungen zu machen; es besteht nicht die Gefahr, daß er wieder einmal höchstpersönlich vor dem Staatsgerichtshof erscheint.

Am Beginn der ruhmreichen Nachkriegslaufbahn Ehrhardts steht seine „Unterstellung unter General v. Seeckt" Mitte März 1920. Im September 1920 wurde im Minster-Lager die Brigade Ehrhardt aufgelöst — der „Consul" verabschiedete sich in einem Tagesbefehl von seiner Truppe und ging nach Bayern und später nach Oesterreich. Seine Heldentaten und Abenteuer rund um München und die Prinzessin Hohenlohe sind samt seinem Ausflug aus dem Leipziger Untersuchungsgefängnis noch in frischer Erinnerung. Nach der Auflösung der Brigade im Minster-Lager bildeten sich drei Vereine:

1. Der umfassende Verein ehemaliger Angehöriger der 2. Marinebrigade.
2. Die Vereinigung ehemaliger Sturmsoldaten der 2. Marinebrigade.
3. Der Bund ehemaliger Offiziere der 2. Marinebrigade.

Der bedeutendste ist der dritte. Er wurde am 11. September 1920 im Minster-Lager von Kapitänleutnant Hoffmann gegründet, der als Vorsitzender figurierte; Kapitänleutnant Kautter wurde als Schriftführer bestellt. Der Verein hatte seinen Sitz in München und erklärte als seinen Zweck, den durch die Auflösung der Brigade Ehrhardt brotlos gewordenen Offizieren Arbeit zu beschaffen. Es wurden Arbeitsgemeinschaften gebildet, die vornehmlich in Bayern und Schwaben auf den Gütern von Gesinnungsgenossen mit dem Fällen von Bäumen und ähnlichen Arbeiten beschäftigt wurden. Die Firma, unter der diese „Arbeitsgemeinschaften" segelten, nannte sich: Bayrische Holzverwertungsgesellschaft.

Im Mai 1921 erschien eine Kompagnie von 200 Mann unter der Führung des Leutnants Koppe in voller Kriegsausrüstung in Oberschlesien, um im Rahmen des oberschlesischen „Selbstschutzes" gegen die Polen zu kämpfen. Leutnant Koppe wurde bald von Kapitänleutnant Killinger abgelöst, der die Kompagnie so hervorragend befehligte, daß der Consul sich nicht darauf beschränkte, seinen Soldaten und Offizieren den Dank und die Anerkennung auszusprechen, sondern eine Anzahl Leute mit seinem eignen „Verdienstabzeichen" dekorierte. So war die richtige Arbeitsteilung durchgeführt: Die Kompagnie erhielt von den republikanischen Reichsstellen — Intendanten in Oberschlesien — das Geld und die Verpflegung, von dem steckbrieflich verfolgten Ehrhardt die Auszeichnungen.

Es kam das Verbot der Organisation C, worauf an ihre Stelle der „Wiking-Bund" trat und ein „Neudeutscher Bund" als „unpolitischer Verein zur Pflege des vaterländischen Gedankens" gegründet wurde. Am 15. September sollte ein großer Kongreß in München die Zusammenfassung aller fascistischen Organisationen und ihre Angliederung an die O. C. besiegeln: da platzte dank dem übereifrigen, selbständigen Vorgehen des Badener Staatsanwalts die ganze Blase. Am 26. August war Erzberger ermordet worden, und im Verlauf der Nachforschungen nahm die Badener Staatsanwaltschaftsbehörde in München bei verschiedenen Führern der Ehrhardt-Organisation Haussuchungen vor; Killinger, Hoffmann, Kautter wurden verhaftet, der Kongreß nicht abgehalten.

Seit September 1921 währte also die Untersuchung gegen die Organisation C. Jetzt schreiben wir Oktober 1924. Im Januar dieses Jahres war die Untersuchung zum Abschluß gekommen, die Anklageschrift fertiggestellt. Seit der Zeit harrte man des Prozesses. Vergebens!

*

Nicht die Verhandlung vor dem Staatsgerichtshof, nicht das Urteil stempelt den jüngsten Prozeß in Leipzig zu einem unerhörten Skandal, sondern die Voruntersuchung, die Anklageschrift. So ist der gesunde Menschenverstand kaum je vergewaltigt worden. Daß man drei Jahre brauchte, um endlich eine Anklage zu

erheben wegen . . . „Geheimbündelei", worauf die furchtbare Strafe von — höchstens sechs Monaten steht! (Gründer und Vorsteher einer solchen geheimen Verbindung werden mit Gefängnis von einem Monat bis zu einem Jahre „bedroht". Ein Redakteur der ‚Roten Fahne' ist wegen Nachdrucks eines Artikels zu einem Jahre Gefängnis verurteilt worden. Von demselben Gericht.) Daß der Oberreichsanwalt seine Aufgabe darin sah, statt einer Begründung der Anklage eine Verteidigung der unschuldigen, von höchstem Patriotismus beseelten, ganz zu Unrecht verdächtigten Ehrhardt-Offiziere zu verfassen, die „nur aus vaterländischen Beweggründen zögerten, sich durch die Offenbarung der (mit gewissen Reichsstellen geschaffenen) Vereinbarungen zu verteidigen"! Daß alle möglichen „Beweise" glaubhaft machen mußten, weshalb „die Organisation C nicht an geheimen Umtrieben beteiligt war und nicht der geringste Anhalt dafür besteht, daß die Organisation andre als politische Ziele verfolgt hat, und daß sie insbesondere an keinerlei Attentaten gegen die Staatsverfassung und an keinem Morde beteiligt gewesen ist"! Daß die gesamte völkische Presse triumphierend verkünden kann: „Alle Anklagen gegen die Organisation C sind elend zusammengebrochen", und daß sie mit Recht triumphiert! Daß die 26 Edlen vor dem Staatsgerichtshof augenzwinkernd dem Reichsanwalt zu verstehen geben durften, sie könnten gar nicht belangt werden von wegen gewisser Verbindungen mit Reichsstellen, worauf dieser nicht entrüstet gegen solche Anbiederung Protest einlegte, sondern die — Oeffentlichkeit ausschloß! Das, all Das und noch manches Andre: Skandal, Skandal und kein Ende!

*

Die Anklageschrift weiß eine ganze Zahl von Belastungszeugen zu nennen. Es gibt deren fast ein Dutzend, die beeidigte Aussagen über die Mordkomplotte der Organisation C gemacht haben. Diese Belastungszeugen wurden sämtlich abgelehnt.

Da ist der Gärtner Theodor Brüdigam aus Hanau, der am 12. Juni 1922 auf dem Rathaus in Cassel eine schriftliche Aussage niederlegte, worin er Beweise für die Teilnahme der Organisation C am Erzberger- und Rathenau-Mord erbrachte: er ist „vorbestraft, daher unglaubwürdig". Da ist ein Felix Claus aus Zeitz, ehemaliges Mitglied der Organisation C — seine unter der Nummer 2341 veröffentlichten Aussagen haben seinerzeit in der deutschen Presse Aufsehen erregt —: „vorbestraft, daher unglaubwürdig". Da ist der Handlungsgehilfe Fritz Baer, der am 30. Juni 1922 in Hamburg gegen mehrere Führer der Organisation C die gleichen schwerwiegenden, mit authentischen Beweismaterial gestützten Anzeigen erhob: er ist nicht vorbestraft, aber seine Anschuldigungen werden als „unwahr" abgetan. Da ist der Tänzer August Hiller, der über das Vorhandensein einer völkischen „Tscheka" aussagt: er ist „Psychopath", daher unglaubwürdig. Da ist der Bankbeamte Kurt Wellenbrecher (Braunschweig), der am 18. September vor dem Amtsgericht in Zittau seine Aussagen über die Mordfeme der Organisation C machte, auch vom Reichsanwalt vernommen wurde: „er ist wegen Betrugs und Urkundenfälschung vorbestraft — unglaubwürdig". Der im sächsischen Strafgefängnis Waldheim untergebrachte Zuchthausgefangene Richard Beckmann teilte in einem Schreiben vom

19. Juli 1922 aus Offenbach dem Reichsminister mit, daß er von Mitgefangenen im Gefängnis des Polizeipräsidiums Cassel Näheres über die Organisation des Rathenau-Mordes gehört habe; da ist der mittlerweile ermordete Student Karl Bauer — sämtlich unglaubwürdig.

Und alle die andern Enthüllungen? Die mit genauen Unterlagen und einer Fülle von authentischem Material erhärteten Anklagen E. J. Gumbels in seinem umfangreichen Buche ‚Verschwörer'? Die Statuten des ‚Wiking-Bundes', in denen § 11 ausdrücklich lautet: „Verräter verfallen der Feme"? Die vom Oberreichsanwalt selbst festgestellten Versuche verschiedener, in Frankfurt wirkender Mitglieder der Organisation C, Angehörige der Schupo zum Eintritt in eine „Nationalarmee" zu bewegen? Der Oberreichsanwalt findet nur allzu erklärlich, daß „diese Werbungen bei jungen Leuten Anklang fanden, die in französischen und englischen Gefangenenlagern erfahren hatten, welche Behandlung wehrlos gemachte Deutsche von ihren Feinden zu erwarten haben". Die Verbindung der Erzberger-Mörder mit Kapitänleutnant Killinger ist nicht abzuleugnen. Bei der Haussuchung fanden sich Beweise dafür, daß die Mörder bei Killinger Unterkunft und Unterstützung gefunden haben — Kapitänleutnant Killinger hat am 13. September 1921 bis 13. Juni 1922 in Untersuchungshaft gesessen, alle Andern haben nur ein paar Wochen in Untersuchungshaft verbringen müssen. Sie Alle waren die ganzen drei Jahre auf freiem Fuße.

Und das Ende vom Liede? Gegen 26 Mitglieder der Organisation C von den 50, die ursprünglich für belastet erklärt worden waren, wurde endlich die Anklage auf Grund des § 126 St.G.B. erhoben. Aber um nicht mißverstanden zu werden, bemerkte der Oberreichsanwalt ausdrücklich: „Der auf dem Gebiete der innern Politik liegende Zweck der Organisation C, dessen Kenntnis für die Strafbarkeit aus § 128 des St.G.B. zu erfordern ist, blieb den meisten verborgen." Und so bleibt dem Oberreichsanwalt, um seine völlige Unparteilichkeit und seine Energie im Dienste der Republik zu erweisen, nichts übrig, als seine sogenannte Anklageschrift damit zu schließen, daß er gegen den ehemaligen Zeitfreiwilligen Wegelin die Anklage erhob, „eine Maschinenpistole bei sich in Leipzig verborgen gehalten zu haben".

*

Dieser Prozeß hat uns noch gefehlt. Wie beruhigend zu wissen, daß man von unsrer Justiz keine Ueberraschungen zu erwarten hat! Als die Verhandlung eröffnet wurde, kannte man bereits das Urteil. Man hatte höhernorts Alles reiflich erwogen, bedacht, vorgesorgt und vorgebaut, berücksichtigt und nichts vergessen. So lautete auch das Urteil: Bis zu 5 Monaten Gefängnis, unter Anrechnung der Untersuchungshaft. Der Reichsanwalt hatte als Verteidiger fungiert und in dieser Rolle selbst den Staatsanwalt des Hitler-Prozesses in den Schatten gestellt. Nichts bezeichnender, als daß ein Verteidiger ihm bezeugte, er habe ihm alle Argumente zu Gunsten seiner Mandanten vorweggenommen.

Inzwischen sitzen 7000 Arbeiter im Zuchthaus (hochverräterische Umtriebe!), macht man Jagd auf kommunistische Abgeordnete. Fechenbach! Mühsam! Der Nächste, bitte!

Dokumente bayrischer Justiz

Herausgegeben von Ernst Toller

III.

Zwangsjacke

Ich gebe eine Erzählung Fritz Saubers mit seinen eignen Worten wieder, eine Erzählung, für deren Richtigkeit ich mich verbürge. Saubers Verbrechen: Er nahm in München an der entscheidenden Nachtsitzung vom 5. zum 6. April teil, bei der sich bekanntlich — oder nicht bekanntlich — Minister der Regierung Bayerns mit der Ausrufung der Räte-Republik einverstanden erklärten. In jener Sitzung wurde der Beschluß gefaßt, Agitatoren zur Aufklärung der Bevölkerung ins Land zu schicken. Sauber war einer von ihnen. Er fuhr — man beachte das wohl: mit Zustimmung vom Landtag gewählter Minister — nach Aschaffenburg und Würzburg, um dort für die Räte-Republik zu wirken. Die Würzburger Räte-Republik bestand zwei Tage. Weiße Truppen warf sie nieder. (Nebenbei: Es existieren Verordnungen des Würzburger Vollzugsrates, die von Herrn Seisser, dem spätern münchner Polizeiobersten, damals Major und Führer des II. A.K. in Würzburg, gegengezeichnet sind. Auch er verschmähte es nicht, auf dem „Boden der Tatsachen" Gehalt zu beziehen.) Sauber wurde verhaftet. Vor Gericht beantragte der Staatsanwalt die Todesstrafe!! Das Standgericht verurteilte ihn zu 10 Jahren Festung! Die gleiche Strafe erhielt Hagemeister, über dessen furchtbaren Tod ich bald Dokumente veröffentlichen werde.

Sauber erzählt:

Am 23. Oktober 1923 erhielt ich Besuch von meiner Frau. An diesem Tag wurde ihr Besuch ganz besonders streng überwacht. Im Rapportzimmer des Gefängnisses erklärte mir der Oberwerkführer Fetsch, daß ich mich unter keinen Umständen mit meiner Frau politisch unterhalten dürfe. Sonst würde der Besuch sofort unterbrochen. Diese Ankündigung ist in der Gefängnisanstalt Niederschönenfeld üblich bei besonderer Verschärfung der politischen Lage. Ich habe daraufhin kaum das Familiäre mit meiner Frau besprochen. Der Aufsichtsbeamte Lechleitner, der den Besuch überwachte, prüfte in peinlichster Weise jedes Wort, das zwischen uns gewechselt wurde. Der Oberwerkführer Fetsch kam in den drei Besuchsstunden dreimal, um den Aufsichtsbeamten selbst zu kontrollieren, ob der nichts Anstößiges bemerkt habe, was den Vorwand zur Unterbrechung des Besuches hätte liefern können. Diese Beobachtung veranlaßte mich, noch mehr auf der Hut zu sein, um der von der Verwaltung gewollten Provokation aus dem Wege zu gehen. Als meine Besuchszeit ohne Beanstandung zu Ende war, meine Frau die Gittertore hinter sich hatte, rief man mich ins Rapportzimmer. Dort wurde mir von Fetsch Folgendes eröffnet: „. . . Herr Sauber, ich habe Ihnen im Namen des Herrn Vorstandes zu eröffnen, daß Sie nicht wieder nach oben kommen, ich muß Sie absondern." Ich fragte sofort, was ich mir zu Schulden kommen ließ, daß man mich ohne jede Begründung in Einzelhaft sperre. Fetsch erwiderte darauf: „Das kann ich Ihnen nicht sagen, das wird Ihnen morgen früh der Vorstand eröffnen." Ich gab mich mit dieser Erklärung nicht zufrieden, war ich mir doch bewußt, daß ich mich bei dem Besuch in keiner Weise

gegen die sogenannte Ordnung des Hauses vergangen hatte. Mein Protest half nichts, man führte mich ab und schloß mich in Einzelhaft, mit der Bemerkung, daß ich auch kein Licht erhalten würde, ich brauchte mich darum gar nicht zu bemühen. Diese erneute Verschärfung der an sich schon brutalen Disziplinierung der Niederschönenfelder steigerte meine Empörung noch mehr.

Ich teilte diesen Vorgang sofort meinem Mitgenossen Josef Schlaffer durch die Zellentür mit. Dieser befand sich nämlich bereits seit acht Tagen in Einzelhaft. Ich sprach mit ihm auch über die letzten politischen Vorgänge und bemerkte, daß unsre Einsperrung mit ihnen in Zusammenhang zu bringen sei. Weiter protestierte ich gegen die vollkommen ungesetzliche Handhabung des Lichtentzuges und äußerte mich über die außergewöhnliche Verschärfung der Hausordnung. Hierzu möchte ich noch bemerken, daß ich in jener Zeit an starker Erkältung und Nervenzerrüttung litt.

Am nächsten Tag ließ mich nun der Anstaltsvorstand Hoffmann rufen. Als ich ins Rapportzimmer kam, fragte ich ihn, was er von mir wolle, ob er erneut beabsichtige, mich zu quälen, ob er mich vollkommen zu Grunde richten wolle. Hoffmann eröffnete mir: „. . . Bei Ihnen wurde ein Exemplar der ‚Roten Fahne' gefunden. Die Verordnung des Generalstaatskommissariats verbietet sie. Sie wollten damit die Weiterverbreitung der Zeitung ermöglichen." (Der Generalstaatskommissar Kahr hatte einige Zeit vorher die Verbreitung kommunistischer und sozialrevolutionärer Zeitungen mit Gefängnisstrafe bedroht. Kahrs Erlaß gab dem Festungsvorstand Hoffmann Anlaß zu folgender Verordnung: Alle sozialrevolutionären und kommunistischen Schriften, die sich im Besitz von Festungsgefangenen befinden, müssen sofort abgeliefert werden. Wenn ein Festungsgefangener dem andern eine derartige Schrift leihe, sei das Weiterverbreitung. Er, der Festungsvorstand, würde, duldete er solches, sich selbst strafbar machen.) „Ich verfüge daher über Sie:

1. Einzelhaft bis auf weiteres.
2. Hofverbot bis auf weiteres.
3. Paketverbot bis auf weiteres.
4. Rauchverbot bis auf weiteres.
5. Zeitungsverbot bis auf weiteres.
6. Entzug des Lesens politischer Bücher bis auf weiteres.
7. Entzug des künstlichen Lichtes bis auf weiteres.
8. Briefverbot bis auf weiteres.
9. Besuchsverbot bis auf weiteres."

Dies alles wegen des Exemplars der berliner ‚Roten Fahne'. Ich muß in diesem Zusammenhang noch berichten, daß ich sowohl wie mein Genosse Schlaffer alles anrüchige Material, wie Bücher, Zeitschriften und Zeitungen, bei Erlaß des Generalstaatskommissars an die Verwaltung abgeliefert hatten. Wie nun trotzdem ein Exemplar der ‚Roten Fahne' — das, nebenbei bemerkt, schon ein halbes Jahr alt war — in die Hände der Verwaltung kam? Ungefähr im Mai 1923 wickelte ich einige leere Flaschen mit der berüchtigten Zeitung ein, um sie gelegentlich meiner Frau bei einem Besuche mitzugeben. Diese Tatsache wurde mir im Oktober 1923 zum Verhängnis. Die ‚Rote Fahne', die Oberwerkführer

Fetsch erspäht hatte, lag zerknittert als Beweismaterial vor Vorstand Hoffmann. Das war also das Verbrechen! Der vorliegende Tatbestand ließ mich natürlich erst recht nicht zur Ruhe kommen. Ich unterhielt mich täglich über diesen Fall mit Schlaffer durch die Zellentür. Auch sagte ich den Beamten, daß das an mir Verübte vollkommen gesetzwidrig sei, und daß sie für ihre Handlungen gelegentlich zur Rechenschaft gezogen würden.

Mein Sprechen mit dem Genossen Schlaffer und meine Aeußerungen gegen die Beamten veranlaßte den Vorstand erneut, mich am 6. Oktober in das Rapportzimmer zu rufen. Dort sagte Hoffmann zu mir: „Sie haben die Ruhe des Hauses gestört, Sie haben in unerhörter Weise die Beamten verhetzt, ich verfüge über Sie: Drei Tage Wasser und Brot." Ich erwiderte darauf in größter Aufregung: „Du kannst mit mir machen, was Du willst, nimm Deinen Revolver heraus und schieß auf mich, wenn Du Schneid hast!" Darauf sprang Hoffmann auf und rief: „Duzen Sie mich nicht andauernd!" Ich erwiderte: „Du hast wohl die Macht, nicht das Recht!" Daraufhin schrie Hoffmann mit lauter Stimme: „Jetzt aber sofort in die Zwangsjacke mit ihm!" Auf dieses Signal hin sprangen die Aufseher Fetsch, Rüplinger, Heinzel und der im Rapportzimmer anwesende Arzt Steindl auf und befolgten diesen Befehl. Ich selbst ging aus dem Zimmer heraus und wollte auf das Gangfenster zulaufen, um meine Genossen, die im Hof spazieren gingen, von dem neuerlichen Vorhaben gegen mich zu verständigen. Dazu kam ich aber nicht mehr. Rüplinger, Fetsch und weitere drei Beamte faßten mich, Rüplinger sagte: „Das gibt es jetzt nicht mehr." Man schob mich in eine Zelle, Rüplinger und Fetsch packten meine Arme, drückten mich auf die Bettkante und schnürten mich mit der Zwangsjacke wie ein Bündel Holz zusammen. Man warf einen Strohsack auf den Boden und legte mich darauf. Ich strengte meine letzten Kräfte an, um durch das offene Fenster den Genossen von meiner nunmehrigen Lage zu berichten. Daraufhin machte ein Beamter auch das Fenster zu. Hoffmann, fünf Beamte und der Arzt standen vor der Zellentür und flüsterten. Sie hielten anscheinend Rat. Nach gänzlicher Erschöpfung meinerseits betraten sie die Zelle, machten die Zwangsjacke auf, und Steindl untersuchte mich. Ich hatte starkes Herzklopfen, trotzdem wurde ich wieder in die Zwangsjacke geschnürt. Hoffmann hielt mit seinen Beamten nochmals Rat und kam nach kurzer Zeit wieder in meine Zelle, stellte sich vor mich hin und zwar so, daß er mit den Fußspitzen meinen Körper berühren konnte, ähnlich wie man einen Kadaver behandelt. In dieser Stellung rief er mit erhobener Hand mir zu: „Sie haben seit drei Tagen die Ruhe des Hauses gestört! Gegen Sie wird nur noch auf diese Weise die Ruhe und Ordnung des Hauses hergestellt." Nach dieser Rede verließen die Herren die Zelle. Am Spätnachmittag kamen Fetsch und Rüplinger im Auftrage des Vorstandes und eröffneten mir: „Herr Sauber, nachdem über Sie drei Tage Wasser und Brot verfügt sind, müssen wir Ihnen auch die übrigen Lebensmittel, die Sie noch in der Zelle haben, wegnehmen." Es wurden mir also auch die wenigen Lebensmittel, die meine Frau mir einige Tage zuvor mitgebracht hatte, weggenommen. Gegen diesen neuerlichen Akt konnte ich mich nicht wehren.

Lag ich doch in der Zwangsjacke. Nach diesem Vorgang eröffnete mir Fetsch, daß ich jetzt aus der Zwangsjacke käme. Der Vorstand ließe mir aber nochmals sagen, wenn ich nur einen Laut von mir gäbe, käme ich sofort wieder in die Zwangsjacke. Dieser Zustand wurde gegen mich neun Wochen lang aufrecht erhalten, mit Ausnahme des Hofverbots, das nach 14 Tagen, des Rauchverbots, das nach 7 Wochen aufgehoben wurde.

Während dieser Zeit wurde ich eines Tages ins Rapportzimmer gerufen, und es wurde mir von Hoffmann eröffnet, daß ich die Absonderung durchbrochen hätte und zwar dadurch, daß im Hof ein Zettel gefunden wurde, worin ich meine Genossen bat, mir Zeitungen zuzuschmuggeln. Der Zettel war ungefähr 40 Millimeter groß und trug keine Unterschrift. Dieses Beweisstück benützte Hoffmann, um erneut gegen mich vorzugehen. Er verfügte:

1. Hofentzug bis auf weiteres.
2. Weiterbestehen aller übrigen Maßnahmen.

Die Gesamtdauer dieser Maßnahmen betrug 9 Wochen. Davon hatte ich 4 Wochen Hofentzug. Mit vollkommen zerrütteten Nerven kam ich zu meinen Genossen zurück. Auch konnte ich kein lautes Wort mehr sprechen.

Gewehre auf Reisen

Berlin, 12. November 1923

Herrn

Hermann Bruns

Direktor des Kahn-Konzerns.

Berlin W. 10,

Hohenzollern-Straße 20

Ich offeriere Ihnen hiermit

50 000 Stück Mauser 98 fabrikneu mit üblichem Beschuß. Kaliber 7,9 komplett mit Mündungsstück, Bajonet, Riemen und je 1000 Stück dazu gehöriger S-Munition, messing.

Die Ware wird f. o. b. nordischem Hafen geliefert zum Preise von sh 90.— pro Gewehr nebst Zubehör plus 1000 Schuß.

Verpackung: Die Ware ist in Orginalkisten seemäßig verpackt.
Die Munition in verzinkten Kisten.

Zahlungsbedingungen: Es muß der Bonitätsnachweis für die betreffende „Ware" von einer erstklassigen Bank mit Korrespondenzbüro in England gestellt werden. Die Uebernahme der Ware hat gegen Gestellung eines Voll-Accreditivs in englischer Währung auf London zu erfolgen.

Sicherstellung meiner Provision: Die Sicherstellung meiner Provision hat gegen Gestellung von £ 5000.— gegen Accreditiv oder Garantieleistung durch eine mir konvenierende Firma zu geschehen.

Im Falle die Ware auf Grund einer zu erfolgenden Besichtigungsreise nicht geliefert wird oder der Zustand der Ware nicht dem einer fabrikneuen Ware entspricht, verpflichtet sich mein Mandant in England, die Spesen der Reise für einen Delegierten Ihrerseits nebst einem Sachverständigen zu übernehmen.

Das Angebot ist fest bis Mittwoch, den 14. 11. 23, 12 Uhr.

Hochachtungsvoll

Behrends.

Mexiko von Leo Matthias

V.

Korso und schwimmende Gärten

1.

Man sieht in den Vierteln des Mittelstands und der Reichen das internationale Bild: Ruhe, Sauberkeit, breite Straßen, hübsche Plätze mit bunten Brunnen. Man kann sich hier für wenig Geld statt der Etagenwohnung eine Villa mieten.

Neben der Villa steht oft der Rancho. Manche Straße sieht aus wie ein Gebiß mit Goldzähnen und fauligen Lücken.

Durch die hohen Eisengitter sieht man in das Geblühe der Patios, die seitlich vom Hause liegen. Von einer kleinen Terrasse, mit Tischen und Korbsesseln, gelangt man unmittelbar in die kühlen, fensterlosen Räume. Nur ein, zwei Zimmer nach vorn und hinten haben Scheiben. Das Licht fällt durch den Patio in die offenen Türen.

Es ist schön, auf der Terrasse zu sitzen; es ist unerträglich, sich in den Räumen aufzuhalten. Sie sind halb leer oder vollgestopft. Goldene Möbel mit Schlangenbeinen, wandhohe Facettespiegel, Vasen mit Gärtnerinnen — der ganze Kitsch vergangener Zeiten wird hier täglich abgestaubt. Es sind dieselben Dinge, die man in den Schaufenstern der Hauptstraßen fast ausschließlich findet. Die gesamte europäische Produktion, die in Europa unverkäuflich ist, wandert hierher und wird unsinnig bezahlt. Es ist nichts schwerer, als in Mexiko einen Tisch, einen Sessel, eine Lampe zu kaufen. Man bekommt entweder nur den europäischen Ausschuß, die primitiven Gegenstände der Mexikaner oder die guten, aber langweiligen Fabrikate Nord-Amerikas. Von hundert mexikanischen Wohnungen sind kaum sechs so eingerichtet, daß man darin leben könnte, und von diesen sechs gehören vier Ausländern, die Dinge, wie man sie in London, Paris und Berlin an jeder Straßenecke kaufen kann, Stück für Stück von Antiquaren erstanden haben.

Es ist nicht überraschend, in Italien derartige Wohnungen zu sehen. Der Italiener lebt vor seinem Hause. Er geht in die Theater, Restaurants, Cafés. Aber in Mexiko kann man diese Stätten zählen, und selbst diese wenigen sind leer.

Man fragt sich hier: Wo lebt der Mexikaner?

2.

Er lebt in dieser Wohnung und, wöchentlich einmal, am Sonntag morgen, auf dem Korso.

Der Korso von Chapultepec ersetzt Restaurant, Café, Theater, Konzert, Kunst, Literatur, Sommerreise — ausgenommen Kino, Stierkampf und Bordell. Man zieht es vor, seine besten Zimmer zu vermieten, einfacher zu essen — als sein Auto zu verkaufen. Solange man das Auto hat, kann man sich auf dem Korso zeigen, und solange man sich auf dem Korso zeigen kann, gehört man zur Gesellschaft. Fußgängerheere lassen sich mit Staub bepudern, um dieses Korsoschauspiel zu genießen.

Hat man es einmal gesehen, macht man am zweiten Sonntag einen Umweg. Die Mexikanerin ist nicht schön, nicht hübsch,

nicht reizvoll. In ihren Adern ist iberisches, römisches, keltisches, maurisches, hamitisches, indianisches, wahrscheinlich sogar mongolisches Blut. Die Natur scheint vor diesem chemischen Experiment kapituliert zu haben. In den Limousinen sitzen dunkle, busige Frauen und junge Mädchen mit häßlichen Nasen. Ihre Kleidung ist aufdringlich farbig oder ganz ohne Reiz. Trifft man sie auf der Straße, sehen sie aus, als ob sie zum Ball oder zum Kochherd gingen. In einem Jahr blickt man sich kaum nach drei Frauen um.

Der Geschmack der Männer ist internationaler. Sie wirken ruhiger durch die dunkle Kleidung. Die weiße Farbe ist verpönt. Angeblich soll Weiß eine „Herrscherfarbe" sein — und man ist hier demokratisch. Wahrscheinlicher ist, daß der Kreole lieber schwitzt als Gefahr läuft, daß man ihn mit einem weißbekittelten Indio verwechselt. Das alte spanische Gesetz, das dem Indio verbot, dieselbe Kleidung zu tragen wie der Spanier, wirkt wahrscheinlich noch heute durch die Sitte nach und gebietet nun, umgekehrt, dem Spanier und Kreolen, daß man nicht dieselbe Kleidung tragen dürfe wie der Indio.

Wahrscheinlich ist dies auch der Grund, warum man es liebt, sich sonntags im Charro-Kostüm zu zeigen. In der alten spanisch-mexikanischen Tracht, in langen, engen, silberverschnürten Reithosen, einer brokatgestickten kurzen Jacke, von der oft eine lange silberne Franse wie ein Kragen herunterhängt, den riesigen Tütenhut auf dem Kopf, reiten die Väter und Männer der rollenden Damen einzeln oder in Gruppen neben den Autos. Der Sattel, die Satteldecke, der breite Steigbügelriemen, der unförmige Steigbügelschuh, in dem man fast mit dem ganzen Fuß hineintritt, die faustgroßen Radsporen, der Trensenzügel, die Querteile der Kandare — jedes Stück ist kunstvoll gepreßt, gehämmert oder gegossen, mit Gold oder Silber bestickt. Es ist eine maurisch-orientalische Pracht, die neben einem Buickwagen etwas sonderbar wirkt, vielleicht sogar etwas komisch wirkt, aber wenigstens nicht langweilig ist.

Der Vormittagskorso in Chapultepec ist kein Bild, dem man unter berliner Asphalthimmeln nachträumt. Es fehlt hier, was der Reiz des Korsos ist: die Frau, der einheitliche Stil vom Sonnenschirm bis zum Pneumatik, die Todesherrlichkeit einer alten Kultur.

Dieser Korso ist eine kleinbürgerliche Angelegenheit.

3.

Die Umgebung Mexikos ist seltsam. Einer der seltsamsten Orte: Xochimilco.

Die Bahn fährt durch eine Gegend, die nach allen vier Richtungen Mexikos die gleiche ist: Hochplateau, einige Agavenfelder — die Blätterkerne der zapfreichen Pflanzen wie Federbälle verstreut —, kleine Häuser mit flachen Dächern, einige Gärten, Maiskulturen, plötzlich ein Stück Urland mit Steinblöcken, Sandmulden, Buschlawinen, beschmutzte Kalas im Straßengraben, eine Baumgruppe; kulissenartig hintereinander, riesige Särge auf dem Plateau: drei, vier kahle, erloschene Krater. Am Horizont, in einer Entfernung von etwa siebzig Kilometern, rund um die Mitte der Stadt: die Karawane der Berge; ein lagerndes Geschiebe von kistenfarbigen Formen, Säcken, Zeltpyramiden, Köpfen — an der Spitze ein beschneiter, erloschener Vulkan von fast sechs-

tausend Metern Höhe und der Gestalt einer liegenden Frau mit geöffneten Haaren; aztekisch: die „Iztac-cíhuatl". Zur Seite, etwas niedriger, weiß überdeckt, ein Scheiterhaufen, die „Rauch-Fahne", der „Popoca-tépetl".

Die Tram hält in einem Dorfe. Kubische Häuser, farbige Fronten, Indios, Palmenplätze mit Musikkapellen, Märkte.

Vor einem größern Gemäuer bleibt man stehen. Burghohe Mauern, dahinter kein Baum, kein Strauch — ein kahler Pflastersee; aber in der Mitte, wie das Aß auf einer Karte: die Kirche. Kleine Fenster unter dem Dach, schiefe Strebepfeiler wie Eisenbahnbrücken hinauf, zwei römische Türme, schmucklos, festungsgleich, ein Faustschlag in die Spielzeugschachtel dieses Dorfs. Im Mittelschiff sitzen einige hundert Indiokinder, halbnackt, in Gruppen geordnet; eine Halbwüchsige geht vor ihnen auf und ab. Die Größere betet das Vaterunser vor, die Kleinen plärren es nach und baumeln den Rhythmus mit den Beinen. Jede Gruppe ist bei einem andern Vers, keine läßt sich durch die andre stören. Die Augen schweifen umher, erst gefüllt, als sie mich sehen. Sie wandern von mir zum Priester, der in einer Ecke steht.

Unmittelbar neben dieser Kirche beginnen Kanäle. Kleine Gondeln, wie Fähren flach und breit an den Enden, Rand und Verdck mit Kalas umkränzt, stehen bereit. Auf einem winzigen Stühlchen nimmt man Platz; hinten, der stehende Indio.

Nach zwei, drei Bewegungen mit dem Ruder ist man in Polynesien. In einem Netz von konfetti-überschütteten, grünbealgten Kanälen liegen auf kleinen viereckigen Inseln zwischen hohen, pappelartigen Weiden, eingeklemmt wie Nester, dunkle Strohkugeln, vor denen Familien sitzen. Etwas weiter, stehen Pfahlhäuser im Wasser, von denen nackte Kinder wie von einer Badezelle herunterspringen. Junge Mädchen waschen sich am Ufer ihre schwarzen Haare. Jünglinge beplanschen sich. Männer kommen in Kähnen angefahren, vollgepackt mit Gemüse, Blumen, Radieschen von der Größe eines Unterarms.

Man ist in Xochimico in dem künstlichen Reich eines dunkeln Volkes, der Chichimecen. Ursprünglich, vor etwa siebenhundert Jahren, war hier nur ein riesiger See, etwa von gleicher Größe wie der, in dessen Mitte Mexiko lag. Und wie man sich dort mit Pfählen behalf, auf die man die Häuser baute, so behalf man sich hier mit Flößen. Man baute sie aus Zweigen, belud sie mit etwas Erde. stellte Hütten hinauf, pflanzte Gemüse an und zog mit seinem schwimmenden Lande umher. Hin und wieder ging ein Floß unter, hin und wieder wuchs es fest, die Zahl der Flöße vermehrte sich, schließlich ließ man sie liegen wie Kriegsschiffe in einem Hafen, eins neben dem andern, eins hinter dem andern, Quadrate wuchsen — der See war eines Tages verschwunden; statt das Land zu bewegen, bewegte sich wieder der Mensch. (Also erzählt Clavigero. Es wird von Andern bestritten, aber Clavigero hat wahrscheinlich recht.)

Man kann in diesem Reich der viereckigen Inseln, der „Chinampas", tagelang rudern. Man kann tagelang rudern zwischen Inseln mit Lilien, mit Nelken, mit Mohn; Weihnachtsblumen, Tulpen, Vergißmeinnicht; zwischen Narde-Inseln, Chrysanthemen-Inseln, Rosen-Inseln; Inseln mit Bohnen, Chile, Kohle, Zwiebel,

Spinat, Salat, Rüben, Radieschen, Petersilie, Knoblauch . . . zwischen Inseln mit allen Blumen und Gemüsen, mit allen Farben der Welt. Von breiten Kanälen zweigen schmale ab, von schmalen noch schmälere, durch die man nur mit einer Piragua, einem ausgehöhlten Baumstamm, hindurchkommt. Hütten und Krale werden seltener, hin und wieder sieht man eine Brücke; sonst nichts als unter hohen Weidenbäumen: Blüten.

Einige beladene Kanus fahren langsam in der Richtung des Kanals La Viga, der bis in die Straßen Mexikos führt, vor die Tore der Markthallen. Frauen und Kinder kommen angeglitten und bieten frischen Sellerie an.

Ausflügler speisen in ihren Kähnen.

Anatole France von Arthur Eloesser

Zwischen Thomas Mann und Josef Ponten hat sich ein Streit über die Begriffe Dichter und Schriftsteller und über die Rangordnung der beiden Typen erhoben. Von Thomas Mann soll das entzückende Paradox stammen: Ein Schriftsteller ist ein Mensch, dem das Schreiben schwer fällt. Josef Ponten begeistert sich mehr für eine blinde, unbewußte, mythisch beschattete Naturkraft, und er scheint nur den Schöpfer gelten zu lassen, von dem sich seine Geschöpfe zu einem so eignen selbständigen Leben losgelöst haben, daß sie den Vater vergessen machen. Der literarische Zeugungsakt vollzieht sich nicht viel anders als der natürliche. Ich meine, daß es für uns heutige und spätere Menschen kaum noch einen Dichter geben wird, der nicht im Sinne von Thomas Mann zugleich Schriftsteller sein muß, und ich meine ferner, daß es in jedem Falle weniger auf das Verfahren, warm oder kalt, als auf das Resultat ankommen wird. Flaubert war sicherlich ein Mann, dem das Schreiben schwer fiel, der kein Adjektiv ohne zäheste Arbeit, ohne bewußteste Selbstprüfung herausließ, von der eigentlich stilistischen Arbeit, von der rhythmischen Anordnung einer Periode so sehr eingenommen, daß er die immerhin nachweisbare Liebe zu seinen Geschöpfen darüber vergaß. Dennoch wird Emma Bovary, dennoch wird der Apotheker Homais leben. Dieser Schriftsteller hat eine Familie hinterlassen.

Es wird wohl im Allgemeinen auf zwei Extreme hinauskommen, die sich aber in der Mitte berühren und durcheinandergehen. Der eine Schriftsteller, um den allgemeinern Namen zu gebrauchen, verweist uns auf den Verkehr mit seinen Kindern, denen er nichts mehr zu sagen hat. Der andre spricht unmittelbar immer weiter zu uns, mit seiner eignen Stimme, und wenn ihm seine Kinder genommen würden, blieben immer noch seine Ansichten, seine Lebensanschauungen übrig. Es ist der Geist, der sich nicht unbedingt Körper bauen mußte; es ist sein Geist, der eines höchst Geprüften, tief Erleuchteten, der uns vom köstlichsten Salz der Erfahrung zu kosten gibt, auch wenn sein Werk nicht eine eigne Welt mythischen oder märchenhaften Ansehens, nicht eine Schöpfung in der Schöpfung bedeuten sollte. Solche Genien, die mehr kritisch als naiv sind, lassen die Welt stehen, wie sie ist, sie erschaffen ihr kein andres Klima, keine neue Vegetation, aber ihre Erklärungen bleiben unschätzbar und unverlierbar.

Anatole France war ein erklärender Geist. Wo wir mit ihm zu tun haben, haben wir direkt mit ihm zu tun, und seine Beweise sind nicht seine Figuren. Der Abbé Coignard, der Professor Bergeret, der Mönch, der über der Bekehrung einer Dirne zum Sünder wird, der römische Statthalter, der den Namen jenes von den Juden gekreuzigten Rabbi vergessen hat, das ist jedesmal seine Figur, seine Stimme, sein Lächeln, sein Wink, sein ironisches Entweichen und, wenn er fort ist, das Nachgefühl eines Trostes, mindestens der Beschwichtigung unsrer Leiden. O heilsamer Geist! Ließ er uns nicht auch einen Händedruck? Um auf die blöde Kontroverse meines Anfangs zurückzukommen, wenn ich an Anatole France denke, werde ich gar nicht daran denken, mir den Ablauf irgendeines seiner Romane zu vergegenwärtigen, aber ich werde mich an Sätze erinnern, von denen jeder ein Auge, sein Auge hat, ich werde unter Hunderten wundervoll geschliffener Prismen aussuchen können, die die unendliche Gebrochenheit des Welttreibens im Spektrum seiner Gemütsfarben reflektieren. Ich werde mich in den meisten Fällen gar nicht erst zu erinnern brauchen; dieser stille Mann ist mächtig über unser Leben gewesen, wenn wir es verdienten, er hat es mit dirigiert und kontrolliert. Dieser Zweifler hat uns denken, dieser Spötter hat uns human denken gelehrt. Der Franzose, wenn wir nicht sagen müssen: der Lateiner hatte, wie unser Theodor Fontane, zu seinem unabhängigen, unerschreckbaren Geist den gewissen sanften verführerischen Tonfall, der seine Cadenzen in unsern eignen Lebensrhythmus hineingleiten läßt. Man geht spazieren und fühlt sich plötzlich von ihm angesprochen; der Pariser und der Neuruppiner gehören zu den Leuten, denen man ganz unversehens und umso öfter begegnet, je weiter man im Leben vorwärtskommt. Mit andern Worten: je mehr man Vergnügen am Alleingehen findet, möglichst unbehelligt von den lieben Mitmenschen, die unsres Wohlwollens am sichersten sind, wenn sie uns nicht in einzelnen und notwendig unvollkommenen Exemplaren lästig fallen.

Meine Philosophie, sagt Anatole France einmal durch eine seiner Figuren, ist auf die menschliche Schwäche begründet und hat somit eine solide Grundlage. Von seinem Abbé Coignard, also wieder von ihm selbst heißt es, daß er eine Mischung von Epicur und dem heiligen Franciscus von Assisi war, daß er die Menschen mit Zärtlichkeit verachtete, die nur groß sind in ihren Wünschen und in ihren Leiden. Nie war ein Geist von gleicher Kühnheit so friedfertig und dämpfte seine Menschenverachtung mit mehr Milde. Der Professor Bergeret ist unter die Revisionisten gegangen. Während die Dreyfus-Gegner ihm die Fenster einzuwerfen beginnen, unterhält er sich mit seinem Freunde dem Rektor über das Wesen der Masse, die er etwas respektlos Pecus nennt: „Pecus ist mit allen Lügen genährt. Seine Geschicklichkeit für den Irrtum ist beträchtlich . . . Pecus denkt nicht nach. Darum darf man auch nicht sagen, daß er sich täuscht. Denn Alles täuscht ihn, und er ist elend. Er zweifelt nie, weil der Zweifel die Folge des Nachdenkens ist. Dennoch ändern sich seine Ideen unaufhörlich. Und manchmal geht er von der Stupidität zur Gewalt über. Er hat keine Größe; denn Alles, was groß ist, trennt sich sofort von ihm und gehört ihm nicht mehr. Aber er irrt, er schmachtet, er leidet.

Und man muß ihm eine tiefe und schmerzliche Sympathie bewahren, weil von ihm alle Tugend, alle Schönheit, aller menschlicher Ruhm kommt. Armer Pecus!" Als Herr Bergeret so gesprochen hatte, fiel ein Stein ins Zimmer. Die beiden Gelehrten betrachteten ihn mit Interesse. Der eine bemerkt, daß er rhombische Form hat, der andre, daß er keine Inschrift trägt. Darauf verbreiten sie sich über die höchst glücklichen Funde solcher Steine mit Inschrift aus der Zeit des zweiten Triumvirats. Auf der Straße tobt die Menge weiter: Nieder mit Zola! Tod den Juden! Der Schuhmacher Meyer, den man für einen Juden hält, wird halb tot geschlagen. „Er beklagte sich nicht, aus Furcht, es ganz zu werden, und weil die Justiz des Volkes verbunden mit der der Armee ihm eine stumme Bewunderung einflößte."

Anatole France, Sohn eines Antiquars, zwischen Büchern aufgewachsen, von Büchern genährt, Historiker, Philosoph, Skeptiker, Alexandriner, Grammatiker, letzter Lateiner, war nicht einmal literarischer Parteimann, sodaß er sich weder zu den Symbolisten noch zu den Parnassiern noch zu den Neumystikern schlug, weshalb er im Anfang den Einen und den Andern verdächtig und unzuverlässig schien. Erst als Zola sein J'accuse herausdonnerte, trat er in die Politik ein, mußte er Professor Bergeret werden aus der Gewissenhaftigkeit des Philologen, der die Dreyfus belastenden Dokumente nach ruhiger Prüfung als Fälschungen erkannt hatte. Dieser Entschluß kann dem von Büchern und Bibelots still umgebenen Genießer nicht leicht geworden sein; denn er hatte von Natur weder das Temperament noch die Robustheit für die Faustkämpfe im politischen Boxerring, und der untadlige Stilist, der mit der Sprache Voltaires und Diderots auskam, hatte zweifellos noch einen alten Abscheu gegen die Vulgarität des von ganz andrer Speise genährten Naturalisten zu überwinden. Anatole France hielt Zola die Gedächtnisrede, oder er las wenigstens an seinem Grabe etwas wundervoll Geschriebenes ab, da ihm die Gabe der Rede versagt war. Er war voll Weisheit, aber er war ein Mensch. Während des Krieges ließ er sich einmal vom Kriegsmythus verwirren; mit wieder freiem Kopfe, mit einem Herzen vor allem, über das sein Geist nicht mehr lächeln durfte, ergab er sich der Sache der geschlagenen Menschheit, die sich nicht als besiegt bekennen darf, erst Kommunist, dann Sozialist, wenn man der Richtung einen politischen Namen geben will, die ihm Frieden auf Erden und dem Geschlecht der Menschen nährende Hoffnung, aufrichtende Würde zu versprechen schien. Unser Denken muß die Zukunft schaffen, aber er ist auf dem Wege zur Goldenen Stadt, wenn er aus Leid und Wahn nach Klarheit verlangt. War dieser spöttisch Aufwiegelnde, dieser spöttisch Duldsame, dieser unendlich vergleichende, weil unendlich phantasievolle Intellektuelle, war dieser Nachfahre von Voltaire, Lucrez, Virgil, dieser von allen Assoziationen alter europäischer Kulturgemeinschaft bewußt Bestimmte, lustvoll Ernährte nur ein Schriftsteller und gar kein Dichter? Die Frage ist immer noch müßig. Anatole France war oder wurde ein Mann, der Bequeme zum Tätigen, der Lässige zum Fordernden. Damit hat er uns gesagt, wie wir uns die künftigen Dichter oder Schriftsteller Europas allein noch vorstellen können oder uns wünschen dürfen.

Die heilige Johanna

. . . hat man von je gekreuzigt und verbrannt. Die kleine Jeanne d'Arc — wofür? Dafür, daß sie groß war und triebhaft ganz, klaren Verstandes und besessen von ihrer Mission. Für die Mitwelt heißt das: vom Teufel. Die Mitwelt faßt nicht, wie Einer oder Eine unmittelbar mit Gott und König verkehren kann. Das ist Umsturz. Die adligen Lehnsherren beherrschen höchstselbst ihre Untertanen, weil für die der König nur eine wandernde Schaustellung ist, dem nichts gehört als die Landstraße, das Gemeingut Aller. Wenn Johanna leben bleibt, werden diese Feudalaristokraten aus Königsmachern livrierte Höflinge. Und soll etwa die Kirche überflüssig werden, ihr Brimborium, ihre Dome, ihre Diener und ihre Monstranzen, indem plötzlich Jemand auf freiem Felde Stimmen vom Himmel her vernimmt und dadurch fähig wird, den Feind zu besiegen?! Kurz: das Mädchen von Domremy hat durch Leistung und Existenz gegen Wesen und Tätigkeit der Gesamtheit rebelliert: der Beamten, der Priester, der Pairs, der Soldaten und sämtlicher andern Gebühren-, Gehalts- und Rentenempfänger — und darauf steht der Feuertod des seeleneinsam überragenden Menschen. Der wird hinterher heilig gesprochen. Der kehrt wieder. Der forscht, ob man jetzt vielleicht eine Verwendung für ihn habe. Der erfährt, daß die Sklavenschaft nichts zugelernt hat. Und scheidet zum zweiten Mal, mit der seufzenden Frage an den Schöpfer der wundervollen Kugel, wann endlich er sie reif werden lassen will, seine Ebenbilder zu empfangen.

Solange sie dazu keineswegs reif ist, gibt sie wenigstens freien Geistern wie Shaw Gelegenheit, sie mit ihrem frommen Spott dichterisch zu be-denken. Er sagt, was er über Katholizismus und Protestantismus, über Junkertum und Diplomatie, über Eroberungsfeldzüge und Verständigungsfrieden, über Imperialismus und Pazifismus, über Monarchie und Inquisition, über Gewalt und Recht und Machtwahn und den Vorzug der Hölle vor dem Kriege und die Schönheit der unverwüsteten Erde und die Selbstbeschwindlungsgabe ihrer Bewohner — was er über all Das und viel mehr auf seinem weisen, aber unberuhigten, unter der Eisdecke reiner Vernunft noch immer brennenden Herzen hat. Der Gesellschaftskritiker wird hier zu einem Religionsfanatiker mit umgekehrtem Vorzeichen. Er legt den irdischen Ehrgeiz der Hierarchie bloß, deren Erzbischöfe einen Liebling Gottes eher vernichten, als daß sie ihm ihre Altäre einräumen oder auch nur die Gunst des Volkes gönnen. England und Frankreich sind Feinde. Aber sie einigen sich auf der Stelle, selbst um den Preis sogenannter nationaler Ehre, in der gemeinsamen Feindschaft gegen ein junges Geschöpf, das vom Herdenweg abweicht. Denn dadurch allein ists imstande, die Fundamente der Staaten so zu erschüttern, wie kein Staat durch Besiegung des Nachbarn vermöchte. Erleuchtet sein in der Finsternis einer Kultur, die von Ausbeutung lebt: das ist die Todsünde, für die der tiefe Pessimismus des Sozialethikers Bernard Shaw keine geringere Strafe weiß als den Scheiterhaufen.

Dabei — und das macht seine Dramatische Chronik erst wahrhaft erquickend — vergottet er Johannen so wenig, wie er ihre Mörder entmenscht. Hätte die Führerin in der Schlacht nicht aus Eitelkeit ihren goldgestickten Ueberwurf getragen, dann hätte der burgundische Reiter sie nicht erkannt, also nicht vom Pferd reißen können. Aber diese Niederlage hatte der Skeptiker Dunois ihr aus einem andern Grund prophezeit: weil für die Entsetzung von Compiègne ihre Truppen nicht die gleiche zahlenmäßige Ueberlegenheit hätten wie bei Orleans. Aber was war denn dann dort das Wunder? Einfach dieses: daß ein unverbrauchter und unverbildeter Mensch, der sein Land und den Krieg liebt und den Glauben an sich selber begeistert zu übertragen vermag, die nichts als routinierten Fachleute hüben wie drüben immer mühelos ausstechen wird. Deutlicher: für den Naturanbeter Shaw ist ein Gebilde wie diese Johanna ein Wunder — aber durchaus nicht die Tatsache, daß ein Mädchen vom Acker, mit dessen Säften genährt, wohin es auch gestellt wird, mehr ausrichtet als ein Berufsgeneral. Plutarch hat gelogen. Shaw lügt nicht. Er nimmt jeder herkömmlich respektgebietenden Situation ihr Pathos. Dem König ist bei der eignen Krönung nichts weiter aufgefallen, als daß das berühmte heilige Oel ranzig war. Mit dieser Sorte Oel ist der weitaus größte Teil der historischen Weltdramatik geschmiert. Shaw — nicht nur, daß er, selbstverständlich, jede melodramatische Wirkung verschmäht: er verulkt schon von vorn herein die bloße Möglichkeit solcher Wirkung. Johannas Gegner sind keine Schurken. Und grade deshalb ergreift uns Johannas Schicksal: des Genies unter den Lebewesen des Durchschnitts.

*

Reinhardts schwelgerische Aufführung war ein Labsal. Oskar Strnad beköstigte unsre glanzentwöhnten Augen wie in der guten alten Zeit. Der glanzgewöhnte Regisseur war dessen so froh, daß er in den letzten beiden Bildern hinter seiner eignen Vergangenheit ein bißchen zurückblieb: für die Gerichtssitzung hätte er die bewährten Licht- und Schatten-Effekte des Gerichtsakts von ‚Dantons Tod' übernehmen sollen, und die Gespenstereien des Epilogs wären mit legitimen Scheinwerfern schärfer herauszuarbeiten gewesen. Aber die Freude an den Schauspielern hatte bei ihm wohl überwogen. Sie sprang vehement auf uns über. Forsters Dauphin terrible; Hartmanns hart-mannhaft strahlender Dunois; Ottos wurstig verschlagener Vertreter des realpolitischen Albion; Kühnes pompös gesteigerter Domingo; Francks nervenschwacher Hysteriker von Ketzerverbrenner; Gronaus rundlicher, die ganze Gilde durch Gutmütigkeit, den ganzen Schiller durch psychologische Wahrheit kompromittierender Inquisitor: es war die rechte Folie von talentiertester Schauspielkunst für die Einzelerscheinung Elisabeth Bergner. Shaw nennt seine Johanna: ein kluges, pfiffiges Landmädchen von außerordentlicher Geisteskraft. Das ist die Bergner; und wird darüber hinaus, was durch Glanz des seherischen Auges und Unwiderstehlichkeit einer stählernen Stimme aus einem körperlich zarten Kind werden kann.

Zwingburg von Paul Schlesinger

Wir sind Alle außerordentlich verlegen. Die Größten unter uns, die durch Leistung, Charakterstärke, Spruchsicherheit dazu befähigt sind, lebenslänglich an weithin sichtbaren Stellen zu wirken, schieben das Endurteil dem breitern Publikum zu. Das werde ja mal entscheiden, was dran ist. Bei der fünfzigsten Aufführung sehen wir uns wieder oder nicht. Das Ergebnis kann man voraussagen: ‚Wien, gib Acht!' ist viel wertvoller. Es ist schon jetzt öfter gespielt worden, als die ‚Zwingburg' je gespielt werden wird. Schade, daß ich nicht mehr weiß, wie der Komponist heißt. Aber die Größten unter uns werden es hoffentlich notiert haben.

Wir sind wirklich in Verlegenheit. Auch des Textes wegen. Unser Kollege von der Schauspielkritik hat uns erzählt, daß Toller schon was Aehnliches geschrieben hat, und daß das Genre Menschheit bereits erledigt sei. Na, und nun kommt noch Musik dazu.

Eins kann man sagen: keine Musik fürs Haus. Weder zwei- noch vierhändig noch etwa mit Gesang. Nicht in jeder Kritiker-Familie befindet sich ein Kleiber, der sowas einstudiert. Ablehnen ist das Sicherste, denn heute ist Krenek 24 Jahre alt. Wir sind gewöhnt, erst mit 50 anzuerkennen. Dann aber gründlich. Kreneks 50. Geburtstag erleben wir nicht mehr. Daß Jemand nach unserm Tode von uns spricht, ist ausgeschlossen. Blamage unmöglich. Also ablehnen.

Die Sache ist dennoch sehr schwer. Krenek leidet an einem bedenklichen Mangel: er ist frei von Gefallsucht. Er macht etwas, das sich an gar keinen Instinkt des Publikums wendet. Er meint es ernst. So ernst, daß es ihm tatsächlich nicht darauf ankommt, Ideenkreise abzuschreiten, die vor ihm Andre gegangen sind. Es liegt manchmal grade in solchem Wiederaufnahmeverfahren die große Ehrlichkeit, das bezwingende Bekenntnis.

Die fronende Menschheit bekommt einen Feiertag, mißbraucht ihn, stürmt an gegen die Gewalt, prallt ab, beugt wieder den Nacken; und über diese fronende Menschheit singt das liebende Lied der Leiermann.

Dies Geschehnis wäre anekdotisch abgewandelt an einem Einzelschicksal sicherlich sinnfälliger gewesen und hätte uns dann mit seiner immanenten Philosophie tiefer berührt. Möglich. Aber Krenek ist mal anders. Er erinnert sich, daß in Passionen und Oratorien die Chöre und manchmal sogar die Personen namenlos sind. Dann heißt so ein Mensch schlechthin: Tenor oder Alt — und wird von Musikkritikern (angeblich) dennoch verstanden. Krenek ist sogar deutlicher.

Aber der Ernst allein ist noch nicht das Ausschlaggebende: auch die Achtungserfolgler der Nachwagnerzeit waren bierernst. Schon weil ihnen nichts Andres einfiel. Wie aber hat man sich bei ihren schwerflüssigen Instrumentationen dünner Gedankenfäden gelangweilt! So etwas dauerte allerdings drei bis vier Stunden, und man konnte den Autor nicht gut denunzieren, er habe nicht mal genug Noten geschrieben, um einen Theaterabend zu füllen.

Dieser Krenek ballt also seinen Stoff zusammen, anstatt ihn auseinanderfließen zu lassen. Je größer er seine Form sieht, desto knapper faßt er sie und sich. Er führt die Gegensätze hart an ein-

ander heran, der enge Raum, den er der Entladung gönnt, wird bis an den Rand gefüllt. Deshalb stockt in keinem Augenblick das Interesse des Hörers. Ja, es scheint, daß das für die Bühnenhandlung abgetane individuelle Erlebnis ganz in die Musik verlegt ist — wiederum im Gegensatz zu der neudeutschen Schule, die eine anekdotische Handlung mit einer „allgemeinen" Musik zu servieren liebte. Oder sie illustrierte — suchte die Geste einer Person musikalisch nachzuzeichnen. Bei Krenek ist es umgekehrt: Die Akteure bewegen sich im Rhythmus seiner Musik, das heißt: seiner Vision oder seines Herzens.

Er nennt sein Werk: Szenische Kantate, gibt also eine Folge von Einzelgesängen, mehrstimmigen und Chorsätzen. Das dramatische Element, das in den frühesten Oratorien schon die bewegende Rolle spielte, ist ganz in den Vordergrund geschoben. Denn Kreneks Atem ist glühend. Seine Chöre haben Spannung und Wucht zugleich. Doch so leidenschaftgeboren diese Schöpfung ist: Krenek behält Distanz zu seinem Werke, er gestaltet, wo Andre sich fortreißen lassen, er bleibt Herr seines Werks. (In demselben Maße wie Wagner im ersten Akt von ‚Tristan und Isolde'. Wer könnte übersehen, daß Wagner die überströmende Fülle der Gesichte im zweiten Akt nicht mehr gemeistert hat! Daß wir diesen zweiten Akt dennoch, trotzdem, grade deshalb lieben, brauchen wir uns gegenseitig nicht zu versichern. Die Anführung dieses Beispiels war der Deutlichkeit halber notwendig.) Der Hörer selbst behält die Uebersicht. Er verliert sich nicht, bleibt im innerlichsten Kontakt mit dem Werk — gleichviel, ob es ihm gefällt oder nicht.

Nun sind da drei Fragen. Erste Frage: Wird Kreneks Herz, seine Vision deutlich? Gelingt ihm, nicht nur die „fronenden" Sänger und Orchesterspieler nach seinem Takt eine Stunde leben zu lassen — sondern auch die Hörer? Ja. Man könnte über die Eindeutigkeit des Textes reden, einiges blieb auch bei der hoftheatermäßigen — deshalb von höherer Stelle gerühmten — Vorlesung Fritz Scots unklar. Im Zusammenklang von Dichtung, Bühne, Gesang, Orchester wurde nicht nur dem Willigen Alles verständlich. Wir fühlten unser Schicksal, wir erlebten uns selbst.

Die zweite Frage: Ist diese Musik schön? Aber diese Frage ist unsinnig, da wir nicht wissen, was schön ist. Wir, die — wer weiß? — als Zeitgenossen Mozarts und Betthovens vielleicht auch versagt hätten: wir können nur die Wirkung dieser Musik auf uns untersuchen. (Wobei ich bemerke, daß ich von Kreneks Musik wenig kannte — also auch nicht den zur Einleitung gespielten, bisher nur in Cassel aufgeführten Symphoniesatz.) Das Ergebnis der Untersuchung? Nach einigen Chocs, die uns die atonal gleitenden Stimmen bei gelegentlichen Ueberschneidungn bereiten, weiß man, was der Komponist will. Weil er kann, was er will. Dieser Klangsinn muß sehr besonders sein, aber er ist echt. Wir folgen, wir verstehen, wie ein Deutscher, ohne Holländisch zu können, ein holländisches Buch bald lesen kann. Das ist deshalb noch kein Deutsch, aber es ist eine Sprache. Also ist Kreneks Musik eine Musik, die uns (in der Symphonie) in dieselben Gefühlsregionen weist wie jede andre musikkrittlich patentierte Musik. Da ist also: Spannung, Sehnsucht, Angst, Freude, Kampf, und was man sonst will.

Und da bleibt nur noch die dritte Frage: Ist diese Musik bei aller Modernität auch originell? Sie ist es nicht in allen Bestandteilen. Man dürfte Kreneks Tonvorstellung vergleichen mit einem farbigen Glase, durch das wir eine Landschaft sehen. Die Umrisse, ja die Schattierungen der Landschaft sind da; die Farben aber sind sämtlich zugunsten einer bestimmten Farbe aufgehoben. Die Rhythmik und die musikalische Phrase — überkommen, bekannt, gewohnt. Krenek läßt seine Symphonie weiteste Strecken lang in geruhsamem Viervierteltakt ein- und ausatmen. Da gibt es punktierte Noten, Synkopen, gebrochene Akkordbegleitungen, wie sonstwo. Das Bild einer Melodie, eines Motivs ist in den Intervallen alteriert, doch nicht neu. Es ist übersetzt in eine andre harmonische Vorstellungsart. Aber es darf nicht übersehen werden, daß diese Vorstellungsart wirklich neue kontrapunktische Zusammenführungen gestattet, die in ihrer Kühnheit außerordentlich, aber möglich sind: denn sie wurden gespielt und gesungen. Und sie wurden mitgefühlt — sonst hätte es eben doch einen Spektakel gegeben. Vor diesem Werk, seinem Ernst, seiner abseitigen Größe versagte die Schmähsucht der Radaulustigen. Wer sich unklar geblieben war, schwieg mit Achtung. Die Andern huldigten einem Menschen von 24 Jahren, der Außerordentliches hervorgebracht.

Und sie huldigten Kleiber, Rüdel, Hörth, Soot, Schorr, der Leider, dem Pirchan — und immer wieder Kleiber, dem man nicht nachsagen soll, er habe vor einer Symphonie von Beethoven versagt, wie etwa Busoni vor Mozart. Denn wer das sagt, versagt vor Kleiber, wie er vor Busoni versagt hat. Damit soll nichts weiter behauptet sein, als daß es eine Meisterschaft gibt, vor der man sich zu verbeugen hat, auch wenn man selbst (falls man überhaupt was machen könnte) Dieses oder Jenes anders gemacht hätte. Vielleicht gibt es auch Leute, die die ‚Zwingburg‘ anders dirigiert hätten — die meisten wären freilich nicht über die ersten vier Takte hinausgekommen.

Bearbeitungen von Lion Feuchtwanger

Ich, zum Beispiel, schreibe manchmal
Bearbeitungen, Manche nennen es auch
Nachdichtungen, und das ist so: Ich mache
aus altem Stoff ein neues Stück und
setze unter den Titel
den Namen eines toten Dichters, der sehr
berühmt ist und von Keinem gekannt, und setze vor
den Namen des toten Dichters das Wörtlein: „nach“.
Dann schreiben die Einen, ich sei
sehr voll Pietät, die Andern, ich sei ganz ohne, und was
dem toten Dichter mißglückt ist, das schreiben
sie mir zu, und was mir geglückt ist,
dem toten Dichter, der sehr
berühmt ist und von Keinem gekannt, und von dem
auch Keiner recht weiß, ob er seinesteils
der Dichter war oder vielleicht der
Bearbeiter.

Bemerkungen

Pariser Porträt

Am Tage vor der Reichstagsauflösung erklärte Stresemann sie noch für durchaus unerwünscht. ‚Oeuvre‘ sieht den Grund darin, daß er Bundesgenosse der Nationalisten sei, die zum Eintritt in das Kabinett Marx zu veranlassen er vielseitige Anstrengungen gemacht habe. Er fürchte Neuwahlen deshalb, weil er ihr Ergebnis voraussehe: schlimm für seine nationalistischen Freunde, gut für die demokratische und pazifistische deutsche Bewegung.

‚Petit Journal‘ stellt fest, daß Marx, um die Annahme der Dawes-Gesetze um jeden Preis zu erreichen, den deutschen Nationalisten versprochen habe, sie in die Regierung mitaufzunehmen. In diese Sackgasse sei er freilich erst durch Stresemann geführt worden, nachdem der sich selbst versichert hätte, daß die Rechte ihn als Außenminister halten, vielleicht gar zum Reichskanzler machen würde.

‚Temps‘ findet jedoch, daß Stresemann die Partie, die er gegen den Kanzler gespielt, verloren habe. Er habe im August den Nationalisten Versprechungen gemacht, die der Kanzler nicht hätte halten können, habe geglaubt, mit Hilfe der Nationalisten die Situation beherrschen, die deutsche Außenpolitik nach seinem Belieben leiten und Deutschland zu jenem nationalistischen Geist des Widerstandes gegen die Ausführung des Versailler Vertrages nicht nur, sondern sogar des Londoner Abkommens zurückführen zu können.

‚Débats‘ schließlich geben diesem Bildnis den letzten belebenden Firnis, wenn sie sagen: Stresemann hat am stärksten zu der nationalistischen Kombination getrieben. Dieser redegewandte, schlaue, durchtriebene Mensch ist mit echt germanischen Fehlern behaftet: ihm fehlen Gradheit und politischer Mut. Einerseits stark genug, um sich über gewisse Notwendigkeiten Rechenschaft zu geben, ist er andrerseits zu schwach für das Wagnis, von seinem Volk entsprechende Opfer zu verlangen. Bei der Beendigung des passiven Widerstandes hat er wie ein bissiger Hund zwar nachgegeben, aber gebellt.

Die Verurteilung ist also einhellig: Der deutsche Außenminister hat sich den Nationalisten verschrieben, halb um sich persönlich in seiner Stellung zu halten, womöglich zu verbessern, halb um die nationalistische Außenpolitik der Nichterfüllung zu betreiben. Stresemann wird hierauf vielleicht zu erwidern suchen, er habe die Nationalisten nicht ködern wollen, um ihnen zu folgen, sondern um sie zur Gefolgschaft zu zwingen. Der draußen, besonders in Frankreich entstandene Eindruck bleibt der: Stresemann hat jedes Vertrauen verloren.

Hat er es überhaupt je voll besessen? Nur Koalitionsnachsicht oder Sympathie mit jeder erfolgmöglichen Zweideutigkeit haben

das bisher vortäuschen können. Aber Marx wird man keine Neigung zur Zweideutigkeit nachsagen können. Umso unbegreiflicher die Duldung der erwiesenen Zweideutigkeit des Volksparteilers Stresemann, der den Pakt mit den Deutschnationalen abstreitet, trotzdem er mit seinem Wissen geschlossen war — diesen Pakt, der Herrn Hergt das Recht gab, Marx zum Verschwinden aufzufordern, diesen Pakt, der ein Dolchstoß war, wie ihn sich Ludendorff nicht schöner wünschen könnte. Ist mit solchen Methoden und solchen Charakteren überhaupt noch eine Gemeinschaft ehrlicher Republikaner, die mühsam vor dem Ausland erste Anfänge einer Glaubwürdigkeit wiedergewonnen haben, möglich, ist sie nur denkbar?

Wilhelm Wittich

Der Erbfeind

Wenn man durch die Straßen von Paris geht, so sieht man nicht selten ein merkwürdiges Bild:

Am Eingang eines Ladens sitzt ein Kätzchen und sonnt sich. Paris ist die Stadt der Katzen. Und zwei Schritt von ihr: ein riesiger Schlächterhund, der daliegt, die Pfoten lang vor sich hin gestreckt, stolz, ruhig, im Bewußtsein seiner Kraft. Um das Kätzchen kümmert er sich gar nicht. Das Kätzchen sieht auch ihn nicht an. Manchmal gehen sie an einander vorbei, wie eben alte Bekannte an einander vorbeigehen. Vielleicht begrüßen sie sich leise im Tier-Esperanto — aber sie beschnuppern sich nicht einmal. Katze und Hund — friedlich leben sie neben einander.

Als ich das zum ersten Mal sah, glaubte ich an ein Wunder der Dressur. So sehr war ich, aus Deutschland kommend, geneigt, den Zustand des ewigen Zähnefletschens, Heulens, Fauchens und Bellens als den primären anzusehen. Aber als ich immer und immer wieder beobachtete, wie hier Katze und Hund einträchtig mit einander auskommen, da schien es mir doch anders zu sein.

Man kann also, bei aller Verschiedenartigkeit des Wesens, so friedlich neben einander leben, ohne sich Löcher ins Fell zu beißen — es geht also. Aber warum geht es? Warum geht es hier?

Weil man die kleinen Katzen von Jugend an, wenn sie noch nicht sehen können, mit den Hunden zusammensperrt. Weil man die kleinen Hunde zu den Katzen trudeln läßt, wenn sie noch alle in einem Wollknäuel und in einem Milchnapf die Welt sehen. Und Niemand hetzt sie auf einander, Niemand findet Gefallen daran, daß „sein“ Hund schneller, kräftiger und männlicher ist als die Katze des Andern. Niemand gerät in einen Tobsuchtsanfall, wenn er eine Katze sieht, die doch stets mit allen Mitteln — Stöcken, Steinen und Hunden — verjagt werden muß. „Kutsch!“ und: „Such doch das Kätzchen! Wo ist die Katz — Katz — Katz?“ Denn es ist doch zu komisch, nicht wahr?, wenn ein Köter hinter der Katz her ist, und die springt auf einen Zaun und faucht von oben gebuckelt herunter. Ja, das ist eine Freude. Denn Zwist der Andern, das ist immer schön.

Wenn man aber die Lebewesen von klein auf richtig erzieht, in dem einzig möglichen Stadium abfängt, wo das Gehirn noch weich ist, wo es noch Eindrücke und Lehren empfangen kann — wenn man ihnen dann den Frieden als eine Selbstverständlichkeit aufzeigt: dann geht es auch. Es geht sogar besser. Aber freilich: die unvernünftigen Tiere haben keine Fahnen, keine Stahlhelme, keine Telephongenerale, keine Pfaffen, die zum Schlachtfest die Ware segnen, daß sie gut faule; keine Privatdozenten, die den Krieg sittlich fundieren, und keine Heldenmütter, die ihre Kinder für das Schußfeld eines M.G. aufziehen. Das haben die Tiere alles nicht.

Die pariser Katzen und Hunde werden also mit Erfolg zum Frie-

den erzogen. Ein ererbter Friede. Und wann treten wir an die Menschen heran? Wenn sie reif, erwachsen, ernsthaft, hart und fast unempfänglich geworden sind — wenn sie die alten Kinderlehren fest in Fleisch und Blut haben. Und wer hat bei uns die Kinder?

Geschichtslehrer, die zum Kriege hetzen; Universitätsprofessoren, die zum Kriege hetzen; Kindergärtnerinnen, die zum Kriege hetzen; Fürsorgevorsteher, die zum Kriege hetzen. Und dann leben wir nachher mit aller Welt, und mit Frankreich insbesondere, im Streit — wie Hund und Katze. Nein, leider nicht wie diese Hunde und Katzen. Sondern wie Hyänen: wie Ludendorff und Léon Daudet.

Ignaz Wrobel

Russisches Ballett

Die Erinnerung an das Russische Ballett war die Erinnerung an einen Traum. Wie ist es, wenn man die Russen jetzt, bei ihrem Gastspiel im Theater des Westens wiedersieht?

Sie haben inzwischen ihre Stars eingebüßt. Aber sie bringen die gleichen für sie erdachten, aus dem Geist ihrer Kultur geschaffenen Tanzdichtungen wie damals, jene wundervollen, zart poëtischen Gebilde, die nicht der Illustrierung und Verdeutlichung eines literarischen Werkes dienen, sondern aus eignem Gesetz entstanden sind. Jene Dichtungen, in denen sich der Genius von Musikern, Malern, Tänzern und Tänzerinnen vereint, um den großen, erhabenen, einzigen Augenblick herbeizuführen, wo das theatralische Kunstwerk entsteht: das aus dem Geist aller Künste geschaffene, das Gesamtkunstwerk, von dem der Magier aus Sachsen so ganz vergebens träumte.

Einiges ist hinzugekommen: so ‚Der Dreispitz‘ mit den Dekorationen und Kostümen von Pablo Picasso und der kühn-lebendigen, faszinierenden Musik des Spaniers Manuel de Falla. Aber seltsam: grade über diesem Werk, dem neusten, in dem sehr verschiedene Stilelemente nebeneinanderstehen, ohne zu einer Einheit zu verschmelzen, liegt ein Hauch von Staub. Grade hier merkt man, was sonst bei den Russen sehr selten geschieht, daß die Technik des Balletts die Schöpfung einer andern Epoche ist und sich manchen Ausdrucksmöglichkeiten widersetzt.

Aber dann tanzen sie wieder ‚Polovetzer Tänze‘ und ‚Scheherazade‘. Und wieder ist man entzückt, begeistert, berauscht.

Was sonst bestenfalls bei einzelnen Berufenen möglich ist, das ist hier bei Allen gleichmäßig zu bewundern: ein Niveau der Kunstfertigkeit, die sich über die Form zu der höchsten Freiheit des Künstlers erhebt. Man muß schon ein sehr scharfes Auge besitzen, um Verschiedenheiten des Könnens bei ihnen zu bemerken. In jedem Einzelnen wirkt der Geist, der sie Alle verbindet, die individuell besondere Leistung ist diesmal nicht vorhanden, aber sie ist auch nicht notwendig.

Sie haben die Ballett-Technik vom Artistisch-Akrobatischen fortentwickelt und sie zu einem Mittel gemacht, dem Körper jeden Ausdruck adliger Anmut zu entlocken. Wie reich ist ihre Skala edler Bewegungen! Da ist ihr Sprung: sie scheinen sich ohne Mühe zu erheben, und wenn sie den Boden wieder berühren, so landen sie wie auf einer Wolke. Ihr federndes Schreiten wird zu einem Gleiten und melodischen Fließen durch den Raum; und ihre Verbeugung ist von scheuer Grandezza, sicher, frei und zugleich von dem unbeschreiblichen Zauber einer Zurückhaltung, eines letzten Zögerns berührt, der über Allem liegt, was hier gezeigt wird.

Ob ihnen aus dieser Epoche neue Kraft zuströmt? Es ist kaum anzunehmen. Ludwig der Fünfzehnte tanzte einmal in einem Ballett mit, und vielleicht tanzt er in jedem Ballett. So ist dies vielleicht der letzte und beste Gruß aus der Zeit der Kaiser und Könige, der Höfe und der so hochmütigen wie kunstsinnigen Aristokraten.

Frank Warschauer

Antworten

Dr. Ernst Meyer, Mitglied des Preußischen Landtags. Sie schreiben mir: „Anbei übersende ich Ihnen einen schriftlichen Bericht des Abgeordneten Kuttner über die Versäumnisse der Justiz bei der Verfolgung des Mordes an Hans Paasche. Der Bericht wurde dem Untersuchungsausschuß des Preußischen Landtags zur Nachprüfung der Gumbel-Broschüre vorgelegt. Eine Besprechung hat nicht stattgefunden, da sämtliche Parteien gegen den Widerspruch der Kommunisten die Beendigung der Arbeiten des Untersuchungsausschusses beschlossen haben." Wozu man sie da erst begonnen hat — keine Ahnung! Aber hätte man die Beendigung auch nicht beschlossen: es wäre doch nichts herausgekommen. Kuttners Bericht würde zwölf Seiten der ‚Weltbühne' füllen . Einen Auszug zu machen, ist zwecklos, weil aus der Kette der Beweisführung kein Glied herausgebrochen werden kann. Ihn ganz zu drucken, ist zwecklos, weil ihn vor Ekel und Entsetzen doch Keiner zu Ende lesen würde. Ich habe mich tapfer hindurchgegraust. Und hoffentlich glaubt mir Jeder, daß an Hans Paasches Ermordung ebenso wenig zu zweifeln ist wie an dem Vorsatz, sie ungesühnt zu lassen. Durch die Bestrafung würde ja zugegeben werden, daß ein Verbrechen vorliegt. Diese Methode der Vertuschung hat sich seit sechs Jahren herrlich bewährt. Aber nicht die Deutschen sind Meuchler des Rechts, sondern die halbasiatischen Ungarn.

Frankfurter Zeitung. Du schreibst: „Die Herren Schiffer (und Genossen) sind . . . trotz vorübergehender besserer Einsichten in den Notjahren 1918 und 1919 keine wirklichen Demokraten gewesen." Das gewiß nicht. Aber glaubst du im Ernst, daß Herr Schiffer je eine bessere Einsicht gehabt hat? Richard Witting hat ihn genau gekannt und deshalb am 16. Oktober 1919 in der ‚Weltbühne' von ihm gesagt: „Der Schlimmsten einer war Herr Schiffer — unser neuer Vizekanzler; umso gefährlicher, weil er sein Wirken nicht so öffentlich prostituierte wie etwa sein damaliger Fraktionskollege Stresemann, der als Agent der Industrie positive Leistungen aufweisen mußte. Schiffer arbeitete mehr im Hintergrund. Wie dieser unermüdlich betriebsame Mann schon als Amtsrichter in Zabrze trotz unverkennbar jüdischer Abstammung durch eine stark antisemitisch gefärbte Schrift über richterliche Verhältnisse sich allen Gutgesinnten empfohlen und die Versetzung nach Magdeburg ins nationalliberale Kernland durchgesetzt hatte, so arbeitete er von dort aus als Parlamentarier rüstig weiter. Unter den Blinden sichert Gewandtheit dem Einäugigen bald eine erfreuliche Ueberlegenheit. Immer zur Stelle, immer bereit, immer formulierend und amendierend schiebt er sich mit dem öden parlamentarischen Kleinkram langsam, aber sicher vorwärts — ohne eignes Können, ohne einen einzigen eignen Gedanken. Bald ist er — barmherziger Himmel! — ‚Führer' in der Partei, und als Belohnung für Wohlverhalten (er fungierte als ständiger Verbindungsoffizier zwischen Regierung und Partei) winkt ihm eine Richterstelle beim Kammergericht, einige Jahre später beim Oberverwaltungsgericht. Nun ist er in Berlin, ist immer da und immer zu haben. Der Krieg bricht aus, und Herr Schiffer schwimmt selbstverständlich mitten in der Patriotardenflut. Stahl und Eisen, alter Preuße, mit Gott für König und Vaterland. Bald beginnt man in zivilen und militärischen Aemtern zu stöhnen; schon frühmorgens hängt Herr Schiffer am Telephon und will das Neuste vom Neuen wissen. Und den ‚Parteiführer' darf man doch nicht vor den Kopf stoßen. Die Rezepte, die er empfängt, verarztet er der Fraktion und den Zeitungen. Er hält auf gute Presse und hat innige Fühlung nach allen Seiten, insbesondere auch mit den Herren von der alldeutschen Farbe. Für Mitteleuropa stößt er ins Horn, für die U-Boote ficht er trotz dem Admiralstab, und in dem gradezu kindischen Unfug der deutsch-oesterreichischen ‚Waffenbrüder-

schaft' tragiert er eine führende Rolle. Immer besorgter Patriot, Hans Dampf in allen Gassen, gouvernemental bis in die Knochen aus einem naiven Instinkt. Wo die Macht, da ist allemal Herr Schiffer zu finden; er würde in einem Ministerium Haase-Crispien sich ebenso gut behaupten wie bei Lüttwitz-Westarp. Bürgerlich ist der bedürfnislose Mann honett, aber das Manko an politischer Gesinnung ist groß. Das verdeckt er durch ein besonderes, schmalziges Pathos, das ihm den Ruf eines bedeutenden Redners einbringt. Als es schief geht, wird die Beamtenregierung parlamentarisiert: Friedberg wird Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums, Spahn Justizminister. Schiffer heult auf; er sei übergangen, man habe die Versprechungen nicht gehalten. Schließlich erwirkt er bei dem gefälligen Grafen Roedern im Reichsschatzamt eine für ihn neu zu schaffende Stelle — in einem Gebiet also, das ihm so fremd ist wie etwa Herrn Ebert die Sphragistik. Am neunten November kommt die Revolution. Alles stürzt — nur Herr Schiffer taucht aus den Ruinen auf, nunmehr als Schatzsekretär. Niemand wußte, wie er zu dieser Würde gelangt war; aber Leuten von solcher Flinkheit und Standhaftigkeit ist eben der Himmel hold. Leider dauerte diesmal die Freude nur wenige Wochen; dann ging Herr Schiffer, und Dernburg kam. Seitdem hat Herr Schiffer unermüdlich an seiner Reaktivierung gearbeitet; jetzt endlich ist sie erreicht. Reichsjustizministerium, also das politisch ungefährlichste Ressort, und Vizekanzlerschaft . . ." Glücklicherweise hat auch das nicht lange gedauert. Aber die Forderung, die Richard Witting schon vor fünf Jahren erhoben hat: „Die Deutsche Demokratische Partei, als Partei der bürgerlichen Republikaner, soll und muß, will sie Existenzberechtigung haben, einen dicken Strich unter die Vergangenheit ziehen" — diese Forderung ist ein bißchen spät erfüllt worden und nicht einmal freiwillig. Der Jude Schiffer, der Deutschland am liebsten den Antisemiten ausgeliefert hätte, ist leider nicht gegangen worden, sondern gegangen. Immerhin: die Luft ist rein. Ohne die Demokraten hätten wir blutige Weihnachten gehabt, weil ja doch die Deutschnationalen fürs erste mit legalen Mitteln nicht wieder zu beseitigen gewesen wären, sondern sich zunächst einmal mit der Militärdiktatur zu behaupten versucht hätten. Jetzt hat die DDP nichts weiter nötig, als sich ihres Erfolges würdig zu zeigen.

Dutzende Leser. Ihr beklagt euch, daß die Fechenbach-Erklärung der Nummer 43 Platz für nur Eine Unterschrift hatte, wo doch Jeder von euch eine ganze Anzahl zusammenbringen könnte, und daß sie in den Umschlag gedruckt war, den Ihr ungern zerschneidet. Dieser- und jenerhalb hab' ich ein Blatt nach euern Wünschen herstellen und der Nummer 44 beilegen lassen. Wem das eine Exemplar nicht genügt, der verlange vom Verlag der Weltbühne eine beliebige Menge.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich für die Anzeigen: Heikl-Verlag G. m. b. H., Berlin W 35, Nolldf. 792, Blumeshof 1. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Prikopy 6.

Blockwahlen! von Alfons Steiniger

I.

Die Einheirat der Deutschnationalen in die Regierung der Republik hat sich vor der Tür des Standesamtes zerschlagen. Trotzdem die besten Geister aller Art vermittelten; trotzdem nach einigem Zögern sogar die katholische Kirche ihren Segen gab; trotzdem der Agent der Deutschen Volkspartei als aufgeregter Brautvater die Stunde nicht mehr erwarten konnte; trotzdem in der Ferne mit listigem Lächeln der kleine völkische Eros sein Heil zuwinkte; trotzdem ehrgeizige Pygmäenführer sich als Trauzeugen und Brautführer bereithielten; trotzdem Alle unter dem Schlachtruf: Nie wieder Wirth! bereit waren, dafür zu sorgen, daß das lieb' Vaterland endlich ruhig sein könne — trotzdem ist aus dem ganzen Geschäft nichts geworden, und statt der Monarchisten sitzen nun die Republikaner im Kabinett: Jarres, Stresemann und Luther. Das Erstaunliche an dieser Rettung der republikanischen „Belange" ist: daß sie der kleinsten und unzuverlässigsten Partei des Reichstags zugerechnet werden muß; und das Erfreuliche daran ist: daß das vielleicht doch etwas mehr bedeutet als einen zufälligen Abstimmungserfolg der Männer Schücking und Erkelenz über die Exzellenzen Schiffer und Geßler. Je weiter sich Stresemann, das alte Deutschland mit der Seele suchend, entfernte, desto klarer wurde das republikanische Bekenntnis und der demokratische Wille der Demokraten.

Diese Trennung und Klärung schafft wohl doch mehr als eine Wahlgegnerschaft, mehr als eine Wahlleidenschaft. Hier wird mit einem Mal die bürgerliche Demokratie im Innersten unruhig, und wie ein Albdruck fällt ihr die Fiktion ihres verheuchelten Daseins auf die Seele. Es ist, als hätte sie plötzlich den Kontakt mit den großen elektrischen Strömen der freien Geisteswelt gefunden: der Funke blitzt für einen Augenblick auf, und die ganze Fragwürdigkeit einer unwahrhaftigen Lebensführung wird ins Licht gezogen. In dieser qualvollen Stimmung sind aus den Zerrüttern der Republik ihre Retter geworden. Sie verdienen dafür gewiß ein paar neue Mandate und die Befreiung von einigen wirtschaftlichen Großinteressenten, einigen politischen Großunternehmern, die sie bisher dekorativ belasteten. Abar das wäre trotz Allem, vom Ganzen aus und von oben her gesehen, belanglos. Nicht die glücklichen Einsichten und Aussichten Einer Partei sollen hier gelobt und gestreichelt werden, sondern das Symptomatische des Vorgangs ist entscheidend. Etwas von der Erkenntnis, daß die Paraden des Reichsbanners den republikanischen Gedanken nicht im Mindesten weiterbrin-

gen, daß die Rettung und Reinigung der deutschen Staatsauffassung, die Gründung einer Republik nicht der leblosen, verhöhnten und mißachteten Paragraphen, sondern der blutvollen Wirklichkeit, nicht des Verstandes, sondern des Gewissens, nicht der Vernunft, sondern der Leidenschaft not tut — etwas von alle Dem hat diesen zufällig entscheidenden Beschluß der dreißig Demokraten zustande gebracht, die bis dahin am äußersten Rande der Republik eine zweifelhafte und verzweifelte Existenz geführt hatten und nun plötzlich dem gefährlichen heißen Mittelpunkt der Dinge näher gerückt sind.

Und dies ist der Sinn des Vorgangs: das Auflösungsdekret hat nicht nur diesen letzten Reichstag, beschämendes Abbild deutscher Verworrenheit, auseinandergejagt, sondern auch jene bürgerliche Gemeinschaftskruste aufgelöst, die Stresemann mit Marx und Marx mit Erkelenz verband. Das Plasma, bloßgelegt und für kurze Zeit flüssig geworden, fließt aus, aber schon droht es, sich wieder in unaufrichtigen und leblosen Programmpunkten zu verhärten. Aufgabe aller Wachen, Einsichtigen, Bereiten, aller ernsthaften Republikaner ist: dem fließenden Strom Richtung des Geistes, Form des Willens zu geben und ihn als reines, durchsichtiges, schimmerndes Gebilde Kristall werden zu lassen. Gradezu gesprochen: Der republikanische Block, das Reichsbanner der Geister und Herzen von innen her, muß jetzt kommen — jetzt oder nie! Als ich vor Jahr und Tag hier zu dieser Blockbildung aufrief, schloß ich: „Mag sein, daß der Ruf verhallt wie die vielen, die hinausgeschickt wurden in das Dunkel deutscher Not dieser Jahre." Das in Deutschland Unglaubliche ist geschehen: der Ruf ist nicht verhallt. Was damals abseitige Botschaft eines einsamen Publizisten war, ist heute legitime Verkündung beglaubigter Parteiführer. Vielleicht ist also, sogar in der Deutschen Republik, möglich: daß die Berufenen der Stimme, die sie rief und erreichte, nun auch folgen. Ein leiser erster Zweifel ist über die „behäbigen Jakobiner und Bürgergenerale", wie Rathenau die Meister von Weimar einmal nannte, gekommen. Vielleicht wird er ihre Tiefe lockern. Vielleicht wird in diesen fünf Wochen Wahlzeit der Homunculus Deutsche Republik, die, in der Retorte der Verfassungsmäßigkeit von Licht und Leben abgesperrt, erstickte, um Jahre verspätet, aber noch nicht zu spät, belebtes, blutvolles Wesen. Vielleicht bekommen wir eine Demokratie. Vielleicht wird uns der Staat geboren.

II.

Aber: Die Republik lebt nicht, wenn das Reichsbanner dreißig statt drei Millionen Kameraden hat, sondern die Republik lebt, wenn Fechenbach das bayrische Zuchthaus verläßt. Vorbildloses Hoffen, Glauben und Bauen fällt deutschen

Menschen nur schwer zu, sie aber machen aus ihrer Not eine billige Tugend: setzen vor den Glauben der Gegner das umgekehrte Zeichen und meinen, schon den Ausweg gefunden zu haben, wenn die jungen Burschen statt der grauen Hitler-Mütze die blaue Hörsing-Kappe tragen. Die Welt läßt sich nur von innen her neu bauen. Dabei mag ein Reichsbanner, das als Träger und Wächter sein wichtig-winziges Werk tut, nützlich und notwendig sein. Aber primär ist das Alles nicht. Oberstes, Wichtigstes, Drängendstes: die Hölle innen auszubrennen, leerzulöschen und den Himmel in sich aufzurichten, immer höher und heller. Mag Zwang und Zucht taugen, freie Menschen in ihren Versammlungen vor gemeinem Überfall zu schützen — im geistigen entscheidet nur: die Sehnsucht, der Entschluß, die Tat.

III.

Unsre Sehnsucht ist: uns nicht weiter zerstücken, zerfetzen und erniedrigen zu lassen, am wenigsten von der Müdigkeit unsrer Freunde. Wir wollen diese Wahl so führen: rechts den Block der Reaktion, der Monarchie — links der Block des Fortschritts, der Republik; und an den Seiten Alles, was Ordnung, Straffung, Eingliederung nicht vertragen kann. So weit sind wir. Das Wichtigste aber bleibt: die Tat! Zu schaffen bleibt: der Block der Deutschen Republik, der radikalen nationalen sozialen Demokratie, der Europäer, der Entschlossenen. Das Programm diese Bundes, für den die bürgerliche Demokratie sich reif gemacht hat, zu dem die deutschen Sozialisten erwachen müssen, der die katholische Demokratie von der katholischen Reaktion erlöst, sei kurz, knapp, klar: Republik — nicht als Verfassungsartikel, sondern als Leben in Justiz, Schule und Verwaltung; Demokratie — als Wirklichkeit in den Lehrstätten und im Leben der Städte und Straßen; sozialer Ausgleich der Lasten, unbekümmert um die Wünsche der Interessenten aus allen Winkeln; Gemeinschaft mit Europa, in und außerhalb des Völkerbundes; Jugend — frische freudige Kraft als Beweis, nicht matte versimpelte Fachmännlichkeit; Pazifismus — nicht der Worte und Gesten, sondern des Gewissens und der Tat. Sollte das unmöglich sein: Alle, die ernsthaft den neuen Staat wollen, die nicht die neue Fassade, sondern das neue Haus aufzurichten ausgehen, in diesen Sätzen zu einigen? Wenn aber Eitelkeit, Kleinheit, Erbärmlichkeit noch einmal den Willen der Entschlossenen zersplittert, dann verlangt die Gerechtigkeit des Weltgeschehens: daß es für uns rettungslos zu spät sei. Der Heilige Augustin schrie auf dem Totenbett auf: Sero te amavi — ich habe dich zu spät geliebt. Der Sterbeschrei wird als Einziges von uns bleiben, wenn wir auch dieses Mal wieder dem Rufe nicht folgen.

Unamuno spricht von Ignaz Wrobel

Ein kleines Bumstheater im Norden von Paris: Théâtre de la Fourmi. Die Galerien aus Holz, die bemalte Decke niedrig, der Vorhang ist aufgezogen und zeigt einen Aspekt hell geblümter Tapeten mit vielen Verwechslungstüren einer Vorstadtposse. Vorn, an der Rampe, steht ein Tisch mit drei Stühlen und handgeschriebenen Plakaten. Miguel de Unamuno spricht.

Der Club de Faubourg de Montmartre, eine bekannte Stätte für öffentliche Diskussionen, hat den Abend veranstaltet. Der Clubvorsitzende, Herr Poldès, ist ein geschickter und emsiger Mann: die besten und bekanntesten Leute Frankreichs sind bei ihm schon zu Gaste gewesen. Oft gibt es imaginäre Gerichtsverhandlungen: Raskolnikow wurde hier angeklagt und verteidigt, vor einem öffentlichen Forum. Diskussionsredner aller Parteien sind zugelassen. Heute abend geht es um die Spanier.

Es ist gesteckt voll. Sehr viel Intellektuelle, gute, feine Köpfe darunter — viele einfache Leute, ein paar spanische Arbeiter in weißen Mützen. Ein französischer Soldat in Uniform. Die elektrischen Lampen brennen trübe, es riecht nach Menschen, Dunst, Tabak und — merkwürdigerweise — Zitronen Unamuno betritt die Bühne.

Unamuno hat den Kopf eines Gelehrten: er ist ein älterer Herr mit weißem Vollbart, weißem Haar, Brille, schmalen Schläfen. Poldès spricht die Eingangsworte. Unamuno beginnt.

Der alte Mann, Rektor an der Universität Salamanca, an der er dreiunddreißig Jahre tätig gewesen, ist vor Primo de Rivera geflohen. Der spanische Ludendorff, der Reklame nach ein Mussolini, dem Aussehen nach ein feister Feldwebelleutnant, hat den Professor verbannt, dessen scharfer Stil ihm unbequem wurde, und der ist aus seiner Verbannungsinsel, die ihm den sichern Tod gebracht hätte, geflohen. Dieser geistige Kämpfer hat dem Rivera ordentlich zugesetzt, mit Witz, mit Schärfe, mit allen gesegneten Mitteln, gegen die der wahre Mann der Tat nicht aufbegehrt, die aber den Soldaten zur Verzweiflung bringen: denn hier endet sein Reich, das schlecht riecht und statt produktiver Arbeit das leere Klappern einer uniformierten Nichtstuergesellschaft belohnt und bezahlt. In Spanien.

Nun sitzt Unamuno in Paris, und heute abend spricht er sich einmal vor aller Öffentlichkeit über sein Heimatland aus. Er spricht französisch, was ihm sichtlich schwer fällt. Manchmal tastet er mit ängstlichen Handbewegungen nach Worten, wendet sich wie suchend an Poldès, der neben ihm sitzt. Er spricht leise.

Er spricht von der Historie des spanischen Staatsstreichs; von den alten Marokko-Niederlagen, die bis auf das Jahr 1898 zurückgehen; von den habsburgischen Königsphantasien Alphons des Dreizehnten, der — wie jener Karl — davon träumte, in seinem Reich die Sonne nicht untergehen zu sehen; von der völligen Verantwortungslosigkeit, mit der er regierte. Verantwortung? „Si j' en ai une!" hat er einmal gesagt. Er spricht von

der größenwahnsinnigen Kaste des spanischen Militärs, unter denen sich Analphabeten befänden; er spricht von den Verfolgungen, denen die Intellektuellen dort ausgesetzt sind und davon, daß sich die Deutschfreundlichkeit in Spanien eigentümlicherweise in den rechtsgerichteten Kreisen fände. Er berichtet von dem schlechten Privatleben des Diktators, von seiner Überheblichkeit, seiner politischen Unfähigkeit, seinem schwarzen Briefkabinett. Jedesmal, wenn er den verhaßten Namen Primo de Riveras ausspricht, zittert leise sein weißer Bart — wie muß er diesen Menschen hassen! Er spricht von dem marokkanischen Feldzug, der, mit dem falschen Pathos der Militärs versehen, den Charakter eines Kreuzzugs angenommen hatte, von Niederlagen und Fehlern, von Blutopfern und Korruption. Er ist der Typus des alten Liberalen, des feinen Individualisten, der die Welt, diese Welt nicht mehr versteht. Er schmeichelt sich bei den Franzosen nicht ein — er sagt, mit Recht: nicht auf die Staatsform — Republik oder Monarchie — komme es an, sondern auf die anständige Gesinnung, auf Das, was für das Land fruchtbar und heilbringend sei.

Manchmal, wenn es französisch gar nicht weitergeht, spricht er spanisch. Es müssen viele Spanier im Saale sein, denn jedesmal erweckt er lächenden Beifall, verständnisinniges Murmeln, Händeklatschen. Dann versucht er das spanisch Gesagte zu übersetzen — aber es klingt matt; es ist, wie wenn einer den abgeschossenen Pfeil aufhebt und noch einmal die Flugbahn daherträgt: Seht, so ist er geflogen! Er spricht davon, daß vor zwei Tagen, am ersten Oktober, alle Universitäten Spaniens ihr Wintersemester eröffnet hätten, auch seine, auch Salamanca, auch die, an der er so lange gelehrt und gearbeitet hat. In seinen Worten ist eine gewisse Befriedigung, sich wieder einmal vor Andern aussprechen zu können. „Et je vous prie de bien vouloir aider l'Espagne . . .!" Helfen? Ach, du lieber Gott! Wie wenn ein Schüler aus einer andern Schule seine Kollegen auffordert, zu helfen . . . Sie leiden ja selbst unter der Tyrannei ihrer Lehrer. Er gibt vorsichtig, sehr zögernd, ein Prognostikon für die Zukunft; wie alle Emigranten glaubt er, „so könne es nicht weitergehen". Gewöhnlich geht es aber so weiter. Ironisch, traurig-ironisch macht er die Bemerkung, auf den Sturz des Kabinetts Primo de Rivera warten zu wollen, hier, in Paris. „Wie ich hoffe, nicht mehr sehr lange." (Das erinnert an Carl Rösslers Wort vor dem wiener Staatsbeamten, der den ‚Feldherrnhügel' verbot — solange die habsburgische Monarchie bestehe . . .! Und Rössler: „Na, da warten wir halt noch die paar Wochen!" Das war im Jahre 1910.) Unamuno hat geendet.

Poldès erhebt sich. Er dankt Unamuno, er dankt den Zuhörern, und plötzlich sagt er: „Ich habe die Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß Einer unter uns im Saal ist . . .!" Und er nennt den Namen. Ein ohrenbetäubendes Händeklatschen und Beifallsrufen hebt an. Auch ich klatsche. Jean Goldsky ist im Theater, Jean Goldsky, der wegen „Landesverrats" vom Bloc

national angeklagt und ins Zuchthaus gesetzt worden ist, nunmehr begnadigt unter dem neuen Kurs. Goldsky erhebt sich bescheiden in seiner kleinen Holzloge: ein jüdisch aussehender Mann mit einem Kneifer und schwarzem Vollbart, etwas bleich und müde. Das Rufen ebbt ab. Die Diskussion beginnt.

In der Diskussion sprechen Franzosen, ein Portugiese, Spanier. Die Romanen sind meisterhafte Sprecher, mitunter nicht allzu fesselnd, auch sie — aber eigentlich immer wirkungsvoll. (Der Deutsche ist ein geborener schlechter Redner.) Es tritt auf ein Portugiese, Herr Christo.

Herr Christo ist Anhänger Mussolinis, hat ein Buch über diesen Helden geschrieben und sieht aus wie ein romanischer Reserveoffizier. Statt eines schwarzen Hemdes trägt er ein helles Monokel; er ist schlank, hat geölte, ganz glatte Haare, in denen sich die Birnen spiegeln, und ein paar böse Falten um den Mund. Er spricht durchaus nicht schlecht. „Ich bin enttäuscht", sagt er, „von dem, was Herr Unamuno uns gesagt hat. Ich hatte gehofft, eine exakte Darstellung von den jetzigen Zuständen Spaniens zu bekommen, und was hat er uns gegeben? Eine boshafte Anfeindung rein persönlicher Natur." Unamuno hats ihm leicht gemacht dem Angreifer — er hätte mehr Konkretes geben dürfen. Aber das ist nun vorbei. „Der General Primo de Rivera ist ein mittelmäßiger, aber ein ehrlicher Mann von reinstem Willen!" sagt Christo. „Huuuuu!" blökt die Versammlung. „Von reinstem Willen!" wiederholt der Redner. „Und sein Staatsstreich war durchaus notwendig, um ein Land aus dem tiefsten Staub emporzuziehen, in das es die Korruption des Parlamentarismus gebracht hat." Und nun kommt die Arie des Fascismus: Was? Ihr wißt nicht, daß der Parlamentarismus eine gänzlich veraltete, unmoderne, verrottete Sache des 19. Jahrhunderts ist? Daß er gar nicht mehr de notre temps ist? Was? Ihr habt noch weite Hosen? Aber meine Lieben, das trägt heute kein Mensch mehr! Wir, die Fascisten, sind die Modernen, die Revolutionäre! Ihr seid die Reaktion! Wir sind das Neue und die neue Zeit!

Unten brodelts. Dem Versammlungsleiter gelingt nur mit Mühe, das brandende Meer zu beruhigen. Nicht umsonst appelliert er an die Loyalität des Clubs de Faubourg. Das zieht. Herr Christo kann zu Ende sprechen. Er hat sicherlich Mut, dieser Florettfechter der Rede, denn es ist kein Spaß, vor einer fast geschlosseen Front von Gegnern ein Programm zu entwickeln. Der Mann glaubt, was er sagt, und sagts auch. Die Minorität klatscht ihm zu.

Unamuno antwortet, leise und nicht allzu wirkungsvoll. Umso lauter und umso wirkungsvoller aber antwortet der pariser Journalist Georges Pioch von der ‚Ere nouvelle'. Ein dicker Mann, mit Haargestrüppen hinter den Schläfen, er sieht aus wie ein Ableger von Chesterton. Er stellt sich mit seinen Elefantenbeinen direkt an die Rampe, spaziert da auf und ab und spricht, hinreißend, elegant, ganz locker, leicht und sehr klug und fein. Er fährt mit dem Fascismus ab, daß es nur so blitzt. Er windet

dem Portugiesen das Florett aus der Hand und kehrt die Spitze um: Wenn de Rivera wirklich nur eine Mittelmäßigkeit, ein Dummkopf mit eben nur reinem Willen ist — so sehen also eure Diktatoren aus! Das betet Ihr an? Das sind eure Leute? Nur reiner Wille? Aber ein böswilliges Genie ist mir zehnmal lieber! Und dann: de Rivera ist Militär! Und nun gehts los. „Un soldat complet — c'est le comble de l'imbécilité!" Und: „Déjà le fait d'avoir choisi la carrière de militaire . . .!" Der Saal steht auf dem Kopf und heult auf. Dieses siegreiche Land, in dem, wie man bei uns denken sollte und auch denkt, die Offiziere die Zivilisten von den Trottoirs herunterjagen könnten, schreit und jubelt. „A bas l armée! A bas l'armée!" Und Pioch schließt: „Ich werde in der nächsten Woche fünfzig Jahre. Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, so muß ich sagen, daß ich manches gut und manches schlecht gemacht habe. Eins habe ich gut gemacht: Ich bin Soldat der zweiten Klasse. Und wenn es eine vierte Klasse gäbe . . ." Er kann den Satz nicht vollenden, hundert Hände strecken sich ihm entgegen.

Christo antwortet. Unamuno antwortet. Pioch antwortet noch einmal, aus seiner Loge. Dabei fällt der Satz: „Das ist das Gute am Sozialismus, daß er nichts bezahlt. So hat er also auch Herrn Mussolini nicht bezahlen können. Sozialisten werden immer erst etwas, nachdem sie ihre Sache verraten haben!"

Wem sagen Sie das —!

Ein Spanier spricht, der nicht mit Unamuno einverstanden ist, noch ein Spanier. Ein französischer Student, sehr gebildet, sehr kultiviert, der in Spanien studiert hat. Er erzählt von der Uniformiertheit der spanischen Studenten, auch sie stets verfolgt und bedrückt von ihren Staatsfeldwebeln.

Poldès schließt und kündigt die nächsten Versammlungen an: französische Kolonialskandale; die Heirat der Kriegsverstümmelten; die Klerikalen Elsaß-Lothringens, vertreten durch einen Katholiken, die Gegner, vertreten durch einen Abgeordneten der Linken — gute Namen Frankreichs werden genannt.

Langsam drängen wir uns hinaus. Ich denke:

Wie sehen bei uns die Gelehrtenköpfe aus? Was sagen diese Gelehrten öffentlich? Hier sitzt Goldsky — wo sitzt Fechenbach? Wer befreit den? Wie hat ein siegreiches Land auf das Militär reagiert? Wie reagiert ein besiegtes? Wo sind unsre Vereinigten Sozialdemokraten, diese schlimmsten Feinde eines radikalen Fortschritts, wenn Diskussionen der Geistigen anheben? Wer kümmert sich bei uns um Unamuno und um ausländische Probleme? Wer weiß davon?

Dahinten liegt Montmartre mit den bunten Lichtern, die für viele Reisende den Inbegriff von Paris bilden. So, wie in Spanien Stiergefechte und Ballspiele, Castagnetten und schwarzäugige Frauen . . .

Ehre den vertriebenen Arbeitern und Intellektuellen, Ehre den Syndikalisten Spaniens, die das Joch der Fremde auf sich genommen haben um der Reinheit einer Idee willen und für den Traum einer neuen Zeit!

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XXV.

Otto Wels

Lysipps ausruhender Herakles steht, auf eine Keule gestützt, im Museo nazionale zu Neapel. Ein Bild verhaltener Kraft. Strotzende Muskeln in den Armen, den Beinen, dem Oberleib. Der sinnende Kopf ist etwas nach vorn geneigt. Krauses, lockiges Haar gibt diesem Menschen, in all seiner gebändigten Gewalt, etwas Anmutiges.

Otto Wels ist der Herakles der Sozialdemokratischen Partei. Wer sich ihn näher ansieht, findet schon äußerlich viele Parallelen mit der antiken Statue: die ungestüme Kraft, das Drauflosschlagen, die unbeirrbare Energie und, nicht zuletzt, den natürlichen gesunden Menschenverstand, der im rechten Augenblick die rechte, die entscheidende Tat zu vollbringen vermag. Die Stimme entbehrt jedes melodischen Reizes. Rauh und polternd ist sie. Ungeschliffen und ungeziert. Ohne Rhythmus. Wels ist kein Rhetoriker. Kein Wissenschaftler, auch wenn er Marx, Engels und Kautsky emsig studiert hat. Ein Naturbursche, wie jener Grieche des Mythos. Einer, der auch, wenns sein muß, eine Zeitlang auf der Keule ausruht, um sich zu verschnaufen.

Geboren Anfang der siebziger Jahre zu Berlin. Die Volksschule besucht. Das Tapeziererhandwerk erlernt. Damals war er Lehrling des Kleistertopfes. Später, als Politiker, wird er ein Meister, die auseinanderstrebenden Elemente der Partei in einen Topf zu bringen und die Gegensätze zu verkleistern. Als Geselle durchwandert er Nord- und Süddeutschland. Schon früh gerät er in die Politik, wird Sozialdemokrat und zählt sich zu den Radikalen. Er wird Angestellter des Verbandes der Tapezierer, Parteisekretär für die Provinz Brandenburg und schließlich von August Bebel in den Vorstand der Sozialdemokratischen Partei berufen. Er kommt (1912) in den Reichstag; betätigt sich, ehrenamtlich, in der Armen- und Schulkommission der Stadt Berlin; wird Vorsitzender der Arbeitnehmer in der Handwerkskammer; und so fort. Offenbar also gar nichts Besonderes Der normale Lebenslauf eines sozialdemokratischen Funktionärs.

Und die heraklischen Taten? Die Überwältigung des nemeischen Löwen, der lernäischen Schlange, des kretischen Stiers, der menschenfressenden Rosse, der stymphalischen Vögel?

Der Kampf um das preußische Dreiklassen-Wahlrecht, um dessen Beseitigung die Linke seit Jahrzehnten gerungen hatte, spitzte sich zu. Die Sozialdemokratische Partei beschloß, das Kampffeld aus den Versammlungsräumen auf die Straße zu verlegen Massenumzüge sollten veranstaltet werden. Massenkundgebungen. Vor dem dröhnenden Schritt der Arbeiterbataillone sollte die Regierung erzittern. Rosa Luxemburg hielt den Moment für gekommen, „die Brandfackel der Revolution" in die

Bewegung zu schleudern. Sie ging zu Bebel. Sie ging zu Scheidemann. Sie ging zu Ebert. Alle schüttelten den Kopf. Ihre letzte Hoffnung war Wels, der Radikale. Gleich den russischen Genossen müsse man jetzt, sagte sie, auf die Barrikaden gehen. Aber auch Wels lehnte ab. Und achselzuckend meinte er, sie sei wohl nicht recht gescheit. Ein paar Kompagnien der Gegenseite würden genügen, um die ganze Revolution im Nu niederzuknallen. Das hatte Rosa Luxemburg nicht erwartet, daß auch Wels sie im Stich lassen würde Aus der Revolution wurde nichts. Die berittene Polizei des Herrn v. Jagow sprengte bei den Aufzügen in die Reihen der Arbeiter. Der Zusammenstoß war blutig. Aber eine Revolution wurde dank der Disziplin der Massen vermieden. Wels hatte im richtigen Augenblick den gesunden Menschenverstand sprechen lassen. Trotzdem blieb er der Abgott der berliner Radikalen, war ein Liebling Bebels, wurde als Vorsitzender in die Pressekommission des ‚Vorwärts' berufen und sorgte für dessen Radikalisierung. Der Wahlkreis Calau-Luckau delegierte ihn ins Parlament. Und als der Krieg ausbrach, ging er in der Büroarbeit des Parteivorstandes unter. Der Radikalismus schliff sich ab. Die harten Konturen rundeten sich. Mit Ebert und Scheidemann arbeitete er einträchtig zusammen und lehnte, 1916, zur Überraschung aller Radikalen, die Fronde der Unabhängigen ab. Wieder ließ er den gesunden Menschenverstand sprechen und wartete.

Die Stunde der Tat kam, als im Oktober und November das alte Regime an der militärischen Front zusammenbrach. Am frühen Morgen des neunten November 1918 eilte Wels in die Kaserne der Alexandrinen-Straße und begann zu den Soldaten von kommenden Dingen zu reden. Die Offiziere wagten keinen Widerspruch. Dreitausend Soldaten stellten sich ihm, nach dieser suggestiven Rede, zur persönlichen Verfügung, und die aus Finnland eingetroffenen Naumburger Jäger besetzten mit Maschinengewehren den ‚Vorwärts'. Ehe sich noch die Berliner den Schlaf aus den Augen gerieben hatten, war die Revolution bereits ausgebrochen und beendet. Die Unabhängigen und die Spartakisten, die Ledebour, Barth und Genossen hatten für den Tag der Revolution einen ganzen Feldzugsplan ausgearbeitet. Aber an diesem neunten November hatten sie zu lange geschlafen. Als sie erwachten, war bereits, ohne sie, Alles geschehen. Diese Überrumplung haben sie Wels nie verziehen, die Tatsache, daß er ihnen die Revolution gestohlen hatte. Barth, dieser Revolutionär mit pathologischem Einschlag, bedrohte ihn sogar mit dem Revolver. Wels war es gelungen, durch diesen kühnen Handstreich die Soldaten fast durchweg zur Sozialdemokratie und damit auf die gemäßigtere Seite herüberzuziehen, während die Mehrheit der berliner Arbeiter und bald darauf auch die Matrosen sich den Unabhängigen und Spartakisten anschlossen. Aus dieser Entwicklung der Dinge ergab sich, daß in der großen lärmenden Revolutionsversammlung, die am zehnten November im Zirkus Busch stattfand, die Soldaten immerfort „Einigung, Einigung, Einigung!" riefen und so, durch

diesen Druck, die feindlichen sozialistischen Brüder zu einem Zusammengehen veranlaßten. Ledebour und Barth, die Opponenten, wurden überschrieen. Wels wurde von dieser Soldatenwelle weitergetragen, wurde Kommandant von Berlin, schaffte schnell Ordnung und hatte eine ganze Reihe von Regimentern „fest in der Hand", während Liebknecht, der die Revolution weitertreiben wollte, sich nur auf die Matrosen stützte. Der Kampf der beiden Richtungen sollte bald ausgetragen werden. Im Dezember kam es zu jenem Zwischenfall in der Chaussee-Straße, wo auf demonstrierende Massen geschossen wurde. Zum ersten Mal wurde in jenen Tagen auch das Wort „Bluthund" geprägt. Der Rat der Volksbeauftragten drängte auf eine Räumung des Schlosses, das die Matrosen besetzt hielten, und in dieser wirren Auseinandersetzung wurde Wels in der Kommandantur überrumpelt und zusammen mit seinem Adjutanten, dem Leutnant Fischer, und einem Zahlmeister festgenommen und verschleppt. Es schien um ihn geschehen. Er mußte damit rechnen, nach all den Drohungen, die gegen ihn ausgestoßen wurden, in wenigen Stunden von der verwilderten Revolutionssoldateska erschossen zu werden. Da marschierten Regierungstruppen unter dem General Lequis auf. Eine Kanonade gegen das Schloß begann. Die Besatzung kapitulierte. Wels war wieder frei.

In der Partei hatten sich inzwischen grundlegende Veränderungen vollzogen. Die Gemeinschaftsarbeit mit den Unabhängigen im Rat der Volksbeauftragten hatte sich, nach diesem blutigen Zwischenspiel, gelöst. Beide sozialistische Parteien gingen wieder ihre eignen Wege. Die Mehrheitssozialdemokratie hatte eine Reihe ihrer Prominenten in die leitenden Regierungsstellen entsandt. Die Parteiorganisation war bis zu einem gewissen Grade verwaist. Wels übernahm mit Hermann Müller den Parteivorsitz. Große Aufgaben waren zu lösen. Auf der ersten Internationalen Sozialistenkonferenz in Bern, wohin Wels mit Hermann Müller und Molkenbuhr delegiert war, spielte er, Anfang Februar 1919, eine entscheidende Rolle. Die Mehrheitssozialdemokratie sah sich hier von allen Entente-Sozialisten isoliert. Von den Neutralen hielten nur die Dänen zu ihnen. Selbst Branting wollte nichts von ihnen wissen. Man wollte Gericht abhalten über die Mehrheitssozialdemokratie und wollte sie zwingen, eine Schuld- und Reue-Erklärung abzugeben. Redeschlachten wurden geschlagen. Renaudel sprach. Thomas ereiferte sich. Kurt Eisner bekam einen roten Kopf. Wels kämpfte tagelang gegen diese gemeinsame Front. Alles setzte er daran, eine solche Sühne-Erklärung zu verhüten, schon um den Gegnern bei den Versailler Friedensverhandlungen kein willkommenes Stichwort zu geben. Die Franzosen und Belgier ließen sich nicht erweichen. Die Engländer lenkten dagegen ein, MacDonald und Henderson, die auf eine sachliche Zusammenarbeit den Hauptwert legten. Wels konnte schließlich einen nicht geringen, auch persönlichen Erfolg buchen. Sein gesunder Menschenverstand hatte sich durchgesetzt. Sein Ansehen stieg in der Internationale.

Wieder ruhte er, auf die Keule gestützt, eine Zeitlang aus. Ein Jahr später marschierte Ehrhardt auf Berlin. Nachts wurde Wels benachrichtigt. Sofort machte er sich von Friedrichshagen, seinem Wohnsitz, auf, fuhr morgens um sechs im Auto auf das Büro des Parteivorstandes und gab auf eigne Faust die Generalstreikparole aus. Millionen Flugblätter wurden gedruckt. Telephon und Telegraph halfen. Als Kapp in Berlin einzog, legten die Arbeiter die Arbeit nieder, und alle Räder standen still. Die Putschregierung bedrohte die Streikenden mit dem Tode, Wels schlief jede Nacht woanders, und dennoch hielt er ale Fäden in der Hand, namentlich, die nach Dresden oder nach Stuttgart führten, wohin sich die legale Regierung geflüchtet hatte. Zufällig war am Abend vor dem Kapp-Putsch eine Delegation der Internationale in Berlin eingetroffen, um zwischen den Sozialdemokraten und den Unabhängigen zu vermitteln. Am Morgen konnte Wels ihnen im Hotel sofort mitteilen, daß sie jetzt Zeuge einer imponierenden Abwehrbewegung gegen den Putsch sein würden. In wenigen Stunden, sagte er ihnen, würde kein Schornstein mehr rauchen und keine Bahn mehr fahren. Die Verwirklichung dieser Ankündigung machte auf die Delegierten einen starken Eindruck. Wieder stieg sein Ansehen im Auslande.

Wels wurde allmählich eine Autorität in der Partei. Gewissermaßen die letzte Schlichtungsinstanz bei Reibereien und Streitigkeiten. Im Herbst 1923, als die Ruhrpolitik der Regierung zusammenbrach, als der Totentanz der Papiermark begann, als das Kabinett Cuno stürzte und Stresemann, mitten in Straßenunruhen, das Kanzleramt antrat — da war für die Sozialdemokratie, die sich der Minderheitsregierung der bürgerlichen Mitte gegenüber neutral verhalten hatte, eine neue Situation gegeben. Stresemann forderte, um über das Chaos hinwegzukommen, die Bildung der Großen Koalition von der Deutschen Volkspartei über das Zentrum und die Demokratie bis zur Vereinigten Sozialdemokratie, und nun sollte die sozialistische Linke erklären, ob sie bereit sei, diese Politik der Zusammenfassung in einem Augenblick mitzumachen, wo überall Streiks und Lebensmittelkrawalle losgingen. In der entscheidenden Versammlung der berliner Sozialdemokraten übernahm Wels das Referat. Die Radikalen lärmten und tobten. Rollend und gischtend schlug die Brandung gegen ihn, und fast erstarb ihm schon jede Hoffnung, die Linke seiner Partei für die Große Koalition zu gewinnen. Da, in diesem Tumult, auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung, beschwor er den Geist August Bebels, dessen Todestag sich grade zum zehnten Male jährte, und nun begab sich was Sonderbares: Die wilden Wogen glätteten sich. Der Radau verstummte. Eine gradezu religiöse Stimmung ergriff die Versammlung. Ales stand auf. Alles war von einem mystischen Rausch erfaßt. Als Wels sein Referat beendet hatte, erhielt er stürmischen Beifall, und trotz aller frondierenden Anträge sprach sich eine, wenn auch knappe Mehrheit für die große Koalition aus . . .

Der Krieg als Geschäft von Leo Lania

In Nummer 43 ist von Ludendorffs geheimer Denkschrift aus dem Jahr 1916 die Rede gewesen. Lange nicht ausführlich genug. Es scheint mir ebenso lohnend wie nötig, mindestens noch die folgende Aufstellung über die Zerstörung der einzelnen Industrien des besetzten Frankreich wiederzugeben.

Steinkohlengruben

Von den 24 Steinkohlengruben mit 150 Schächten und 134 000 Arbeitern, die das nordfranzösische Kohlenrevier umfaßt, waren Anfang 1916 17 Gruben im Besitz der Deutschen; im Hinblick auf die Friedensproduktion waren 50% der gesamten französischen Steinkohlenindustrie durch den Krieg unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen worden. Dazu kommen die Werke von Bethune mit 11 Schächten, die eine jährliche Ausbeute von 2 400 000 Tonnen vor dem Kriege ergaben, und die, unter dem deutschen Feuer gelegen, als vollkommen zerstört zu betrachten sind. Die verschiedenen Werke und Gruben des nordfranzösischen Kohlenreviers haben in verschiedenem Maße gelitten; am meisten natürlich die in der Kriegszone gelegenen. Der schnelle Vormarsch der deutschen Truppen durch das Departement Nord bewahrte die in diesen Gebieten gelegenen Gruben vor größern Zerstörungen, ihre Anlagen blieben im großen Ganzen unbeschädigt. So wurde die Produktion in den Gruben von Crespien nicht einen einzigen Tag unterbrochen, Thivencelles und Anzin wurden nur für einige Tage infolge der Gefechte stillgelegt. In den andern Gruben konnte die Produktion in den folgenden Monaten des Jahres 1914/15 aufrecht erhalten werden. Späterhin verschlechterten sich die Verhältnisse. Alles Kupfer, Messing, Bronze wurde von den Maschinen, von den elektrischen Leitungen entfernt. Doch die Demontage der Maschinen konnte nicht immer von Sachverständigen vorgenommen werden, wodurch schwere Beschädigungen aller Anlagen und der elektrischen Leitungen entstanden, deren Behebung nicht nur sehr kostspielig, sondern schwierig und langsam sein wird. Infolge der Stillegung der Pumpen sind die Gruben von Drocourt, Lens, Liévain, Carvin und andre mehr vollkommen ersoffen; die von Dourges zum Teil, die Luftschächte stehen voll Wasser. Im Revier von Lens und Liévain ist nicht eine einzige Grube betriebsfähig. Das Zerstörungswerk konnte nicht dem feindlichen Feuer allein überlassen werden. Gewisse strategische Gründe zwangen uns zur Vernichtung der Anlagen. Die unterirdischen Verbindungsgänge zwischen den in der Frontlinie gelegenen Gruben, die für unsre Truppen gefährlich werden konnten, mußten zerstört und unter Wasser gesetzt werden. Man hat zu diesem Zweck alle Holzverschalungen in den Schächten gesprengt. Auf Jahre hinaus werden diese Gruben nicht mehr auszubeuten sein, steigt doch noch jetzt das Wasser unaufhörlich in den Gruben. Dabei ist zu bedenken, daß die nordfranzösischen Kohlengruben infolge des Krieges so viel Maschinen verloren haben, daß sie gezwungen sein werden, Hilfe im Ausland zu suchen, wenn sie nach Kriegsende ihre Arbeit wieder aufnehmen wollen. Welche Möglichkeiten sich auch immer inbezug auf die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich ergeben

sollten: die deutsche Industrie wird unter allen Umständen von ihrem guten Ruf Nutzen ziehen, auch daraus, daß England und Amerika in diesem Gebiet nicht gut eingeführt sind. Wenn selbst die reichen französischen Eisen- und Kohlenlager, die gegenwärtig durch die deutschen Truppen besetzt sind, Frankreich verbleiben sollten, so hat doch Deutschland die Aussicht, nach dem Kriege einen wesentlich größern Prozentsatz der Frankreich fehlenden Kohle nach diesem Lande exportieren zu können.

Kokereien

Die Produktion an Koks betrug im Jahre 1913 in den französischen Kokereien ungefähr 3 700 000 Tonnen. Das besetzte Gebiet zählt 18 Kokereien mit 2 138 Koksöfen, die im Jahre 1913 für 2 376 000 Francs Koks lieferten. Auch hier ist zu berücksichtigen, daß die Koksöfen von Bethune, obwohl sie noch im Besitz der Franzosen sind, durch die kriegerischen Operationen und durch das Feuer unsrer Artillerie völlig zerstört sind. Die im Osten gelegenen Kokereien (in der Nähe der belgischen Grenze) haben wenig gelitten. Die Werke im Departement Nord dagegen haben infolge der Zerstörung der Öfen, infolge der Entfernung der Kupferröhren, der Pfannen, Motore, Kabel sehr schweren Schaden genommen. Trotzdem können diese Kokereien in einigen Monaten nach Wiederherstellung der Öfen und Ersatz der fehlenden Teile in Betrieb genommen werden. Da es aber wenig wahrscheinlich ist, daß die Gruben, welche die Kohle für die Kokereien liefern, ebenso schnell instand gesetzt sein werden, so werden die Kokereien gezwungen sein, in großem Maße ausländische Kohle, vor allem die deutsche Fettkohle einzuführen. Anders steht es mit den in der Feuerlinie liegenden Kokereien des Pas-de-Calais. Hier sind die Öfen, Maschinen und Anlagen durch Explosionen und Granaten völlig zerstört worden, andre Teile wurden durch Feuer eingeäschert. Dies gilt besonders von den Anlagen in Lens. Weitere Anlagen, die das Armeekommando wegen ihrer Nähe zur Front nicht in Betrieb halten konnte, wurden durch die für Heereszwecke vorgenommene Demontage aller Metallteile der elektrischen Motoren und der Pumpen völlig zerstört. Ohne daß man hierbei auf die Erhaltung der Anlage für später irgendwelche Rücksicht hätte nehmen können. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Inbetriebsetzung der hinter der deutschen Front im Departement Pas-de-Calais gelegenen Kokereien nach Friedensschluß auf große Schwierigkeiten stoßen wird. Die auf diese Weise vernichteten Kokereien zählen 554 Öfen mit einer jährlichen Friedensproduktion von 620 000 Francs.

Industrie der Nebenprodukte

Die Industrie der Verarbeitung der Koksrückstände und der Teerdestillation hat in Frankreich erst kurz vor dem Kriege einen Aufschwung genommen. Dieser ist durch den Krieg zum Stillstand gekommen. Die Produkte der Kokereien und der mit der Teerdestillation beschäftigten französischen Fabriken hatten eine schwere Konkurrenz von Deutschland auszuhalten. Nun hat diese Industrie einen vernichtenden Schlag erlitten; die französischen Konsumenten werden nach Kriegsende auf den deutschen, englischen und belgischen Import angewiesen sein. Es ist daher für die Nachkriegszeit eine Hebung

des deutschen Exports in den Teer- und Steinkohlenderivaten nach Frankreich vorauszusehen.

Erzgruben

Die Minette-Lager im Osten Frankreichs zählen zu den bedeutendsten Erzlagern Europas. Hierzu gehören vor allem die Reviere von Briey und Longwy, die im Departement Meurthe-et-Moselle liegen und von den deutschen Truppen besetzt sind. Zusammen mit dem Revier von Nancy hat dieses Lager eine Ausdehnung von 61 000 Hektar. Man schätzt seinen Kohlenreichtum auf 3 Milliarden Tonnen. Die Ausbeute der Erzlager im Departement Meurthe-et-Moselle allein beträgt 90% der Gesamtproduktion Frankreichs. Die Lager von Longwy und Briey haben überdies eine ständig wachsende Bedeutung für die Erzversorgung Deutschlands. Die Erzeinfuhr nach Deutschland betrug im Jahre 1913 1 417 061, die Ausfuhr 9 745 863 Tonnen, davon allein 3 000 000 Tonnen im Werte von 15 Milliarden Mark nach Deutschland, die das Revier von Briey und Longwy lieferte. Von allen Erzlagern sind nur die von Landres ganz leicht beschädigt worden. Die Werke von Murville, Amermont und Pienne haben unmittelbar durch die Kriegsereignisse gelitten, doch wird die Inbetriebsetzung nach Beendigung des Krieges nur 6 bis 9 Monate brauchen. Auch die andern Gruben, die in die Verwaltung der Kommission zum Schutze der Minen und Hochöfen im besetzten Frankreich genommen worden sind, um der deutschen Metallindustrie das notwendig gebrauchte Erz zu liefern, werden in sehr kurzer Zeit nach Beendigung des Krieges voll ausgebeutet werden können.

Phosphorlager

Diese Werke haben in sehr verschiedenem Maße unter dem Kriege gelitten. Eine ganze Anzahl wird wahrscheinlich nicht produktionsfähig sein. Die Wiederherstellung gewisser Betriebe wird sich in Anbetracht der vollkommenen Zerstörung nutzlos erweisen. Andre Gruben wurden von der deutschen Militärverwaltung ausgebeutet und sind daher weniger zerstört. Endlich gibt es Werke, die nur leicht durch die teilweise Zerstörung von Maschinen gelitten haben und nach verhältnismäßig kurzer Zeit produktionsfähig sein werden. Doch hat die Phosphorindustrie auch vor dem Kriege keine Bedeutung für den deutschen Markt gehabt, und es ist nicht anzunehmen, daß sie nach dem Kriege einen wesentlichen Einfluß gewinnen wird, vor allem mit Rücksicht auf die Einfuhr der hochwertigen Phosphate aus Amerika und Afrika. Die Kriegsschäden, die die französische Metallindustrie erlitten hat, sind im Einzelnen nicht sehr groß, aber in der Gesamtheit recht beträchtlich. Auch hier handelt es sich in der Mehrzahl der Fälle um den Abtransport von Rohmaterial und Maschinen, von elektrischen Motoren, Transmissionen, Riemen, Beleuchtungszügen. In der vorliegenden Aufstellung ist die Lage im Januar 1916 zur Basis genommen, aber seither sind noch bedeutende Requisitionen und Zerstörungen vorgenommen worden. Was die Rückwirkung der Kriegsschäden auf Deutschland betrifft, so muß man berücksichtigen, ob ein Unternehmen solche Schäden erlitten hat, daß es nur auf längere Zeit lahm gelegt ist oder überhaupt nicht mehr in Betrieb gesetzt werden kann. Im letztern Fall hätte Deutschland den doppelten Vorteil, daß die Konkurrenz einerseits im Hinblick auf den Ein-

kauf von Erzen, andrerseits als Verkäufer auf dem Weltmarkt geschädigt und daß überdies die Gefahr eines Anwachsens der französischen Metallindustrie erheblich vermindert wird. Um die Wahrheit zu sagen, ist keines der Werke so zerstört, daß es für immer betriebsunfähig bleiben wird. Aber man kann mit Sicherheit sagen, daß alle Hochöfen, Stahlwerke, Metallfabriken auf lange Jahre schwer beschädigt sind, insbesondere die Metallfabriken im Departement Nord. Es ist auch möglich, daß infolge der schweren Schäden, die die französischen Lokomotiv- und Waggonfabriken erlitten haben, die französischen Eisenbahnen gezwungen sein werden, das rollende Material in Deutschland einzukaufen, und daß die deutschen Stahlwerke daraus Nutzen ziehen werden.

Unmöglich, die Schäden und Verwüstungen, die der Krieg und die „im Interesse der militärischen Notwendigkeiten durchgeführten Maßnahmen des deutschen Generalstabs" der französischen Industrie zugefügt haben, mit der Ausführlichkeit der Denkschrift hier zu schildern. Es ist auch unnötig. Jeder Satz beweist ja, daß der Krieg als Geschäft aufgefaßt und betrieben wurde.

Über die Lage in der Elektrizitätsindustrie heißt es:

Im Vergleich zur Bedeutung der deutschen Produktion kann man nicht von einer Konkurrenz der französischen Industrie auf dem Weltmarkt sprechen. Bei der geringen Bedeutung der Elektrizitätsindustrie in den von den deutschen Truppen besetzten Gebieten wird diese Industrie keine bedeutenden Schäden infolge des Krieges erleiden. Die Demontage einer großen Anzahl von elektrischen Leitungen in den Industriewerken des besetzten Gebietes, auch die Beschlagnahme aller Kupferleitungen wird eine erhöhte Nachfrage nach Elektrizitätsmaterial jeder Art zur Folge haben. Dieser Nachfrage werden die französischen Elektrizitätswerke nicht nachkommen können.

Dies ist bei Beschreibung der Schäden in den verschiedenen Industriezweigen das Leitmotiv: Die direkten Kriegsschäden sind bei weitem nicht so groß wie die durch die bewußte Zerten. Und diese Zerstörungen sind nicht von irgendwelchen unverantwortlichen Unterführern, nicht spontan im Verlauf der kriegerischen Operationen, sondern nach einem groß angelegten Plan durchgeführt worden. Immer wird reiflich erwogen: ob dieser oder jener Industriezweig konkurrenzfähig ist oder nicht, ob dieser Industriezweig gefährlich ist und daher vernichtet werden muß, ob jener als bedeutungslos am Leben belassen werden kann. So vorsichtig und allgemein gehalten auch die Denkschrift ist: sie zeigt ganz deutlich, daß man, zum Beispiel, die Werke im Revier von Longwy und Briey nicht zerstörte, und daß man dort keine Requisitionen und keine Demontage vornahm, während man die Kohlengruben bei Lens rücksichtslos vernichtete. Der Generalquartiermeister hält nicht für notwendig, diesen merkwürdigen Widerspruch aufzuklären. Wie kommt es denn, daß die „Kriegsnotwendigkeiten", vor allem die Blockade in einem Fall die Entfernung der Kupferdrähte und jedes Metallteilchens aus den nordfranzösischen Kohlen-

gruben erforderten, und daß diese Notwendigkeiten im Revier von Briey und Longwy nicht bestanden? Die Antwort ist sehr einfach: Das Revier von Longwy und Briey, dessen Annexion beschlossen war, wurde bereits als deutsches Gebiet betrachtet, also mußte es geschont werden.

Die Denkschrift des deutschen Generalquartiermeisters ist eine wahre Bibel des Krieges. Diese Zahlen und Tabellen sprechen eine eindringlichere Sprache als die flammendsten Aufrufe und alle Erklärungen der Heerführer und Minister. Hier ist nicht von Vaterlandsverteidigung, von Patriotismus, von Ehre und Nibelungentreue die Rede — nur vom Geschäft. Der ganze Krieg ist auf die simpelste Formel gebracht. Die Gleichung geht auf— es bleibt nur ein kleiner Rest: zehn Millionen Tote und Verwundete, zu Krüppeln geschlagene Menschen, ein in Schutt und Asche gelegtes blühendes Gebiet. Alles in Ordnung. Ein Konkurrent weniger. Man kann die Preise der Waren heraufsetzen.

Mexiko von Leo Matthias

VI.

Otomi-Indianer — Indianerfeste

1.

Es gibt unmittelbar vor den Toren der Stadt einen Ort, der noch seltsamer ist als dieser.

Eine Chaussee für Giganten, ein meilenbreiter Lavastrom liegt schlachtfeldgleich in der Landschaft. Es ist, als ob ein Berg umgefallen wäre und erst durch seinen Tod sein Körperliches offenbarte. Man geht über Glieder, Gedärme, Bruchstücke mit seltsamen Zotten, langes, graues Haar. Man geht über eine Leiche. Man steigt in eine Leiche hinein. Man bückt sich in tiefe Brusthöhlen, in eine Aorta, steht vor einem Becken, verliert den Weg in einer schwammartigen Lungenformation; Speichen, der Dorn eines Wirbels, Schenkelhälse starren hoch wie Kristalle. Zwischendurch: Fetzen von Moos, Erde, Gras, Baum. Es ist kein Gebirge und keine Ebene, keine Moräne und keine Landschaft, kein Acker und keine Öde — man nennt es: das Pedegral.

Am Ende dieses Pedegrals im Schutz einer zwanzig Meter hohen Lavawand, dicht neben der schönsten Villenkolonie der Stadt Mexiko, San Angel, haben Otomi-Indianer ihre Hütten. In Kegeln aus Maisstroh, meist zeltartig spitz, kaum zwei Meter hoch, eng zusammengequetscht, leben hier die Nachkommen der ältesten Rasse Amerikas. Sie hatten hier ihre Hütten schon vor 2000 Jahren, wahrscheinlich schon vor 5000 Jahren, undenkliche Zeit bevor die Chichimecen, Tolteken, Azteken nach Mexiko kamen. Durcheinander, nebeneinander stehen die gelben Kegel, regellos, ohne Weg, der hindurchführt. Wie in einem Lager scheucht man mit jedem Tritt, den man macht, irgendetwas auf: Kinder, Geflügel, Schweine, einen Indio, der in einer

Hängematte schaukelt, eine nackte Frau. Es ist, als ob man ohne Anmeldung in ein Zimmer tritt und Menschen bei intimen Verrichtungen überrascht. Man versucht möglichst schnell aus diesem Kral herauszukommen.

Ich drehte um. Eine India mit blauem Rebozo steht zwischen zwei Hütten, durch die ich hindurch muß. Sie rührt sich nicht. Mit einigen spanischen Worten bitte ich sie, mich durchzulassen. Ihre Augenlider ducken sich unter die Brauen, die Iris starrt. Etwas ungewiß, was ich tun soll, blicke ich sie an. Da neigt sie sich zu einem der Löcher, durch die man in die Hütten kriecht und ruft etwas hinein — in einer fremden Sprache.

Ich machte mich ihr sofort durch Zeichen verständlich. Niemals wäre ich auf den Gedanken gekommen, daß die Otomi-Indianer, die fünf Minuten von einer Villenkolonie entfernt leben und kaum eine Stunde vom Zentrum der Stadt, noch heute kein Wort Spanisch verstehen.

Einige Schritte von diesem Dorf entfernt hat man unterhalb des Lavastromes einen Gang in den Stein gebohrt. Man geht einige Stufen hinunter und tritt in eine schwarze, niedrige Höhlung, die elektrisch erleuchtet ist. In der Mitte, unter Glaskästen, auf dem hohen schwarzen Sockel des Steins: Gebeine. Es sind die Reste der Indianer, die von der Lava überrascht wurden — vor 10 000 Jahren, vor 1000 Jahren; die Meinungen gehen auseinander. Neben den Knochen fand man einige Scherben und Gegenstände, die schwer zu klassifizieren sind. Es ist nur gewiß, daß sie einem primitiven Volke gehörten, den Urbewohnern dieses Landes, wahrscheinlich denselben Otomis, die heute, hundert Meter davon, primitiv wie damals, in ihren Hütten leben.

Ein Otomi, der das Wort „excavaciones" — „Ausgrabungen" verstand, hatte mir den Weg gezeigt und wartete auf mich. Er kam jetzt auf mich zu. Mir war, als ob ein Sandalen-Römer aus der Zeit der Plinius und Sueton mich anspricht, während ich vor den Gebeinen der überraschten Sklaven in Pompeji stehe.

Als ich aus der Höhle heraustrat, mußte ich über einen Erdrutsch, der schief zur Lavawand lag. Mein Stock verfing sich in einem Regenloch. Ich mußte etwas genauer hinsehen, um ihn herauszuziehen. Dabei fiel mir ein sonderbarer dreieckiger Stein auf. Ich bückte mich — es war die prachtvoll bemalte Scherbe eines aztekischen Gefäßes. Ich stocherte im Sande herum: ein fünf Zentimeter großer Kopf rollte den Hügel hinunter, bevor ich ihn fassen konnte. Ich benutzte meine beiden Hände als Schaufeln: Köpfe, Rümpfe, Steinwerkzeuge, Scherben, manchmal nur dadurch nicht übersehen, daß ich systematisch von jedem Stein die Schmutzkruste abrieb, sammelten sich langsam. Es waren Produkte dreier übereinandergelagerter Kulturperioden, die ich hier fand, und die der Erdrutsch durch einander und an das Tageslicht geworfen hatte.

2.

Es gibt noch einen dritten Ort in der Umgebung Mexikos, der diesem Pedegral an Seltsamkeit nicht nachsteht: Guadalupe.

Geht man durch dieses Dorf spazieren, so wird man überrascht durch eine Unzahl von Läden, die Warenhauscharakter haben; durch vierstöckige Häuser, die, dem Schilde nach, Hotels sind; durch riesige offene Hallen mit Schlafmatten, Tonwaren und Hammelkeulen; durch andre große, aber leere Hallen; durch Trupps von herumbummelnden Händlern mit Wachskerzen und Marienbildern; durch einen kleinen Vergnügungspark; durch Frauen, die lange Rollen mit keksartigen Plätzchen zu verkaufen haben. Man denkt einen Augenblick lang an ein Heiligtum, gibt aber den Gedanken auf, da Priester, die in Wallfahrtsorten aufzufallen pflegen, nicht zu sehen sind. Man vermutet also, daß in diesem Dorf Messen abgehalten werden, daß man sich in einem kleinen Leipzig oder Nischni-Nowgorod befindet.

Geht man in die Kathedrale hinein, die in der Mitte dieses Dorfes liegt — so weiß man nicht recht, wo man mit seinen Gliedern hin soll. Man steht zwischen einigen tausend Menschen, die auf dem Boden liegen — hocken — knieen. Weiße, Farbige, Indias mit Kindern auf dem Rücken, Bettler, Damen, Bauern, Tramschaffner, Leprakranke, Herren im Zylinder, Soldaten, Syphiliszerfressene, Männer mit kopfgroßen Knieen, junge Mädchen in weißen Kleidern küssen den Boden, legen die Krücken neben sich, berühren mit ihren Wunden die Erde, als ob sie Schmerzendes in Öl tauchen, sprechen in unverständlichen Sprachen, schließen die Augen, bleiben Ewigkeiten lang unbeweglich, weinen, schluchzen, tragen die Hände, als ob sie das Geschenk eines kostbaren Balles erwarten, tragen sie geöffnet im Schoß, erhoben zum Himmel, wie zum Schutz um ein Kleinod, das auf dem Boden liegt.

Was wird hier verehrt — mit diesen Augen, mit diesen Lippen?

Man blickt suchend umher: doppelreihige korinthische Säulen; einige gigantische, aber anscheinend wertlose Fresken; eine lange, silberne Balustrade, die um den Hochaltar und den Chor läuft; der Teil hinter dem Hochaltar, etwas höher gelegen; einige Stufen hinauf; die Decke blau mit goldenen Sternen; die ganze Kathedrale: ein Dunkelgrün und Gold. Nichts, was durch außerordentliche Gedankenarbeit, Schönheit überraschte. In der Mitte des Hochaltars: eine stehende Madonna, eine schlechthin langweilige Madonna, in einem rosa Überwurf, mit einem Mantel ähnlich den Farben der Kirche: dunkelgrün mit goldenen Rändern; die Hände in der Höhe der Brust. Aber das Gesicht — trügen die Schatten? — braun-dunkel. Die Haare schwarz. Die Nase etwas gewölbt. Es ist das Gesicht einer India!

Man steht vor dem wundertätigen Bilde der heiligen Jungfrau von Guadalupe.

Man hat diesen Ort das Lourdes Amerikas genannt. Aber was ist Lourdes? Ein Modeort unter den Wunderstätten, eine

rein religiöse Angelegenheit ohne historische, politische Bedeutung. Hier aber, auf demselben Fleck, wo heute die Kathedrale steht, stand einstmals der Tempel der Göttin Tonantzin, der aztekischen Maria, der „Mutter der Erde". Hier ist der Ort, wo ein Experiment gewagt wurde, das in diesem Ausmaß alle tausend Jahre nur einmal versucht wird und nur alle zweitausend Jahre einmal gelingt: eine Religion auf eine andre zu pfropfen. Hier ist der Nabel eines halben Kontinents, der Ort, dessen Verehrung den Indio aus dem Norden Sonoras mit dem Indio aus dem Süden Yucatans verband, lange bevor es ein mexikanisches Volk gab.

Die Madonna von Guadalupe — sie ist das Heilige schlechthin. Mit dem Namen der Madonna von Guadalupe wurde die Pest im Jahre 1736 bekämpft und die Revolution von 1810 gesegnet. Mit dem Namen der Madonna von Guadalupe wurden die Freiheitskriege geschlagen, wie die Kreuzzüge mit dem Namen Jerusalems. Vor ihrem Bilde kniete Kaiser Maximilian nieder, als er Mexiko betrat. Hier ist der Ganges der Indios. Hier ist der Ort, wo nach einer Legende, die noch heute so lebendig ist wie vor vierhundert Jahren, am 12. Dezember 1531 Maria dem Indio Juan Diego zum letzten Male erschienen ist.

Und dieser Tag ist heute der größte Feiertag in Mexiko. Aber er ist ausschließlich ein Feiertag der Indios. Das größte Heiligtum Mexikos, vielleicht das einzige, das in diesem Lande von allen Dingen, die geheiligt werden können: Staat, Recht, Person, wirklich unantastbar ist — empfängt seine Sanktion von den „Indianern".

In den Hotels und offenen Hallen, die ich gesehen hatte, übernachten die Hunderttausende, die hierher zum 12. Dezember pilgern. Hammelkeulen, Tonwaren, Schlafmatten, die unzähligen Andenken, die kleinen, meistens silbernen Votivfigürchen, die langen Keksrollen in rot-weiß-grünem Nationalpapier, („Gorditas de la Virgen", „Mariaplätzchen" genannt), der Vergnügungspark — Alles ist für diese Pilger bestimmt. Da kleine Trupps auch zum 12. jedes Monats kommen, ist hier eine ständige Messe.

Ich habe das Dezemberfest nicht gesehen; ich kam einige Tage zu spät. Aber es muß seltsamer sein als das Kralfest irgendwelcher Neger — grade weil es ein christliches Kralfest ist. Wenn ein Volk zu Ehren des Gottes Un-Wo mit Beinschellen tanzt, so ist das nicht weiter seltsam. Aber wenn ein Volk wie hier — zu Ehren Marias! — sich Masken umbindet und bis zur völligen Erschöpfung tanzt, ununterbrochen, zwei, drei Tage lang, und nach denselben Regeln, mit denen man vor vierhundert Jahren die Feier der Erdmutter Tonantzin beging, so ist ein Komparativ kaum noch denkbar.

Als ich die Kathedrale verließ, sah ich aus einer Nebentür einen Herrn herauskommen, im grauen Sakkoanzug, mit Kragen und dunkler Krawatte, der mir bekannt schien. Es war der Priester, der in der Kathedrale eine halbe Stunde zuvor die Messe gelesen hatte.

Dokumente bayrischer Justiz

Herausgegeben von Ernst Toller

IV.

Bewährungsfrist

Diese Veröffentlichung will nicht nur Dokument bayrischer Justiz, sondern auch Beitrag zu der Forderung schneller Revision des gegenwärtigen Systems der Bewährungs-Frist-Erteilung sein.

Das System der Bewährungsfrist, wie es heute besteht, ist unhaltbar. Aus den folgenden Dokumenten wird man erkennen, welcher Willkür durch die Gerichte es Spielraum läßt. Darüber hinaus erzieht es Gefangene zu Charakterlosigkeit und Kriechertum gegenüber Anstaltsvorständen, zu Unsolidarität und Spitzeltum gegen Mitgefangene.

1.

Abschrift:

Das Volksgericht Würzburg hat am 7. XI. 1921 durch die unterfertigten Richter beschlossen:

Die Bewilligung einer Bewährungsfrist für H. wird abgelehnt. Die gerichtlich festgesetzte Strafe erstreckt sich noch auf fast 5 Jahre. Die bis jetzt verbüßte Strafe steht daher in keinem Verhältnis zur ausgesprochenen Strafe, wie sie das erkennende Gericht für schuldentsprechend erachtete. Außerdem verlangt die öffentliche Ruhe und Sicherheit, also das Gemeinwohl, daß der heißblütige und leidenschaftliche Gegner der bestehenden Staatsordnung weiterhin verhindert wird, umstürzlerisch tätig zu werden.

Die gute Führung des Strafgefangenen vermag daher keine Gewährschaft dafür bieten, daß er ernstlich Einkehr gehalten hat.

Gezeichnet:

Dr. K. Sauer. Schuler. Würtz.

Zur Beglaubigung:

Würzburg, 8. November 1921.

Gerichtschreiberei des Volksgerichts:

Walter, Inspektor.

H.s Verbrechen: Er war Mitglied des Würzburger Arbeiterrates, der nichts weiter tat, als den Beschlüssen des bayrischen Zentralrates zu München Geltung zu verschaffen. Der Staatsanwalt beantragte gegen H. lebenslängliche Festungshaft. H. wurde zu 7 Jahren Festungshaft verurteilt.

Denkt man an die Jurisdiktion bei der Amnestierung der Kapp-Putschisten mit ihrer Unterscheidung zwischen Führern und Geführten, so ist die Unterscheidung bayrischer Gerichte zwischen Führern und Geführten — ein Rotgardist, der am Münchner Karlsplatz drei Mann befehligte, wurde als Führer angesehen und dementsprechend verurteilt — umso bemerkenswerter.

2.

Abschrift:

Das Volksgericht Würzburg hat am 7. XI. 1921 durch die unterfertigten Richter beschlossen:

Die Bewilligung einer Bewährungsfrist für R. wird abgelehnt. R. hat erst einen verhältnismäßig kleinen Teil seiner Strafe verbüßt. Er war seinerzeit einer der Hauptführer. Seine jugendliche Unerfahrenheit und leidenschaftliche Einseitigkeit in der Beurteilung staatsrechtlicher Grundlagen sind während der Strafzeit unverändert geblieben. Es besteht daher ernste Gefahr, daß R., in Freiheit gesetzt, wieder Aufwiegler würde. Das allgemeine Staatswohl verbietet daher gleichfalls die vorläufige Freilassung.

Gezeichnet:

Dr. K. Sauer. Schuler. Würtz.

Zur Beglaubigung:

Würzburg, 8. November 1921.

Gerichtschreiberei des Volksgerichts:

(Unterschrift) Inspektor.

R. war, als er sein „Verbrechen" beging, 20 Jahre alt. Er war Mitglied des Würzburger Arbeiterrats und hatte zwei Tage lang das Amt eines Zeitungszensors inne. Er wurde zu 6 Jahren Festungshaft verurteilt. 4 Jahre davon mußte er im Gefängnis bleiben.

3.

Abschrift:

V. G. 220/19.

Das Volksgericht beim Landgerichte Würzburg hat am 20. XII. 1922, versammelt in geheimer Sitzung, wobei zugegen waren:

Oberlandesgerichtsrat Weiland, als Vorsitzender,
die Oberlandesgerichtsräte Sauer II und Klühspies,

in der Untersuchungssache gegen B., geboren 25. X. 1896 in B., ledig, Spenglergehilfe, zur Zeit Festungsgefangener in Niederschönenfeld wegen Hochverrates, hier Bewährungsfrist betreffend, folgenden Beschluß gefaßt:

Dem B., der durch Urteil des Standgerichts Würzburg vom 1. Juli 1919 wegen eines Verbrechens des Hochverrates zu 5 Jahren 6 Monaten Festungshaft unter Anrechnung der seit 17. April 1919 erlittenen Untersuchungshaft verurteilt wurde, wird ab 17. Januar 1923 mittags 12 Uhr für den Strafrest von 1 Jahr 11 Monaten Festungshaft eine Bewährungsfrist bis 1 Januar 1928 unter folgenden Bedingungen bewilligt:

a) daß B. sich gut, einwandfrei und straflos führt,
b) daß er jeden Wechsel seines Aufenthalts sofort der Staatsanwaltschaft Würzburg mitteilt,
c) daß er sich jeden agitatorischen politischen Hervortretens enthält.

Gründe: B. hat die Strafe bis zum 17. Januar 1923 3 Jahre und 7 Monate verbüßt, da die Strafzeit durch Verbüßung von 59 Tagen Gefängnis unterbrochen war, sodaß von genanntem Tage ab noch ein Strafrest von 1 Jahr 11 Monaten Festungshaft übrig ist. Nach den gepflogenen Erhebungen besteht Grund zur Annahme, daß B. durch den bisherigen Strafvollzug seine extrem politischen Anschauungen geändert hat, daß also der Strafzweck erreicht erscheint; hiernach dürfte die Erwartung gerechtfertigt sein, das er sich auch ohne die vollständige Vollstreckung der Strafe künftig wohl verhalten werde. (I 4 der Bekanntmachung vom 5. III. 1922 über Begnadigung undsoweiter.) Da auch nachgewiesen ist, daß B. sofort nach seiner Entlassung hier in Würzburg als Spenglergehilfe Arbeit findet, war seinem Gesuche vom 27. Oktober 1922 um Bewilligung einer Bewährungsfrist unter den oben festgesetzten Bedingungen zu entsprechen.

Gezeichnet:

Weiland. Sauer II. Klühspies.

B. war Mitglied des Würzburger Arbeiterrats. Man beachte bei diesem Beschluß: Festungshaft erhält Derjenige, dessen ehrenhafte Gesinnung das Gericht anerkennen muß. Ein Mensch also, der zu seiner Sache steht. Das Volksgericht Würzburg erteilt dem Gefangenen darum Bewährungsfrist, weil „nach den gepflogenen Erhebungen Grund zur Annahme besteht, daß er seine extrem poltischen Anschauungen geändert habe". Das Ungeheuerliche solcher Begründung wird deutlich, wenn man daran erinnert, daß Feststellung einer Gesinnungsänderung für verurteilende Gerichte — zum Beispiel im Falle Wadler — Anlaß gab, Angeklagte ins Zuchthaus zu schicken.

Das Volksgericht verbietet B. für die Dauer von 5 Jahren „jedes agitatorische Hervortreten", also sogar Hervortreten in verfassungstreuem Sinne. Es macht sich somit eines Verbrechens schuldig, da es Rechte, die die Verfassung jedem Bürger garantiert, aufhebt.

4.

Beglaubigte Abschrift:
Begn. reg. 369/22.
S. XXIV 246/1919.

München, den 19. Juni 1922.

Betreff:
T. wegen Beihilfe zum Hochverrat.

Beschluß des Volksgerichtes München I.

Der wiederholte Antrag des Bauhilfsarbeiters T. um Bewilligung einer Bewährungsfrist für den Rest seiner Strafe aus dem Urteile des Standgerichtes vom 19. VII. 1919 wird abge-

lehnt. Die unbefriedigende Führung des T. war nicht geeignet, die Auffassung des Volksgerichtes zu ändern.

Gezeichnet:

Neithardt, Direktor Vorsitzender. Horwitz Heintz Räte.

*

Beglaubigte Abschrift:
Begn. Reg. Nr. 641/1922.
Anz. Verz. S. XXIV 246/1919.

München, den 8. November 1922.

Betreff:
T. wegen Beihilfe zum Hochverrat.

Beschluß des Volksgerichtes München I.

Der Antrag des Bauhilfsarbeiters T. und seiner Mutter, ihm für den Rest seiner Strafe aus dem standgerichtlichen Urteil vom 19. Juli 1919 Bewährungsfrist zu bewilligen, wird abgelehnt.

Es haben sich keine Gründe ergeben, welche die Auffassung des Volksgerichtes, wie sie in frühern ablehnenden Beschlüssen zum Ausdruck kam, ändern könnten. Die Besserung in der Führung des T. läßt auf eine Sinnesänderung nicht schließen. Gegenüber dem Sühnezweck seiner Festungsstrafe muß die Berücksichtigung der von seiner Mutter dargelegten ungünstigen wirtschaftlichen Lage um so mehr zurückstehen, als bei dem Vorleben des Angeklagten auf Abstellung dieser Lage im Falle vorzeitiger Entlassung wohl nicht zu rechnen wäre.

Gezeichnet:

Neithardt, Direktor Vorsitzender. Horwitz Heintz Räte.

T. war Rotgardist. Er erhielt 4 Jahre Festungshaft, die er bis zum letzten Tag verbüßen mußte.

Unsre Hohenzollern von Albrecht v. Keil

Wenn ein Beamter noch Gefühl für Ehre, Anstand und Gewissen hat, so wird er in dem Augenblick, wo er glaubt, sich der Sozialdemokratie anschließen zu müssen, durchaus die Konsequenzen ziehen und aus seinem Amt ausscheiden. (Bravo rechts.) Tut er das nicht, dann wird er zum Eidbrecher und Heuchler. (Bravo rechts.) Das kann nicht geduldet werden." Diese heftigen Worte des Ministers v. Dallwitz aus dem Jahre 1912 müßten, wenn die Geschichte Logik hätte, unserm Bürgertum eingefallen sein, als Wilhelm von Doorn seinen notwendigen Jahresbedarf auf 1 250 000 Goldmark bezifferte und dessen Sicherstellung durch die preußische Dreiteufelsrepublik verlangte. Wer „Gefühl für Anstand, Ehre und Gewissen hat" und nicht „Eidbrecher und Heuchler" werden will, der

muß „die Konsequenzen ziehen". Ach, ja, die Konsequenzen! Daran leiden die Hohenzollern, daß ihnen gegenüber seit zehn Jahren die Konsequenzen nicht gezogen worden sind.

Die Ehre unsrer Monarchisten läßt sich dehnen wie Gummi, ihr Gewissen ist wie ein Jahrmarktsschweinchen, je nach Bedarf stolz anzusehen oder kläglich anzuhören, und der Anstand? Gott habe ihn selig — jetzt gehts doch um Geld! Deswegen haben wir so viele „republikanische" Dallwitze, die in Pensionssachen ganz gut ohne Gewissen auskommen. Sie leben nach dem Grundsatz, daß Anständigkeit ja doch Dummheit ist und Ehre kein Wartegeld einbringt

Etwa unter diesem Aspekt muß man die Forderungen betrachten, die Preußen erfüllen soll, um Wilhelm den Großsprecher materiell loszuwerden. (Er hängt ja nur noch mit dieser zarten Faser an seinen Untertanen a. D.) Das allein richtige Bild dieser wahrhaft hohenzollernschen Ansprüche bekommt man aber erst bei entsprechenden Vergleichen mit der Abbaupraxis, wie sie sonst geübt wird.

Als ER mit den Seinigen noch regierte, erhielt die Familie, die damals offiziell aus einunddreißig Köpfen bestand, vierteljährlich die folgenden Summen:

1.	Der Kaiser (monatlich im voraus)	440 000	Mark
2.	Die Kaiserin (vierteljährlich im voraus)	52 500	„
3.—10.	Kronprinz und Kinder	213 460	„
11.	Eitel Friedrich	107 750	„
12.—13.	Adalbert und Kinder	90 945	„
14.—15.	August Wilhelm und Kind	82 800	„
16.	Oskar	42 500	„
17.—18.	Joachim und Kinder	77 975	„
19.	Heinrich	85 068	„
20.	Waldemar	15 000	„
21.	Sigismund	12 500	„
22.	Friedrich Leopold	7 500	„
23.—24.	Friedrich Sigismund und Kinder	9 000	„
25.	Friedrich Leopold und Sohn	7 500	„
26.	Friedrich Heinrich	7 500	„
27.	Joachim Albrecht	7 500	„
28.—31.	Friedrich Wilhelm und Kinder	15 000	„

Diese sogenannten Schatullengelder und Apanagen waren die eigentlichen Gehälter der Allerhöchsten Herrschaften. Was sonst noch an Zivilliste existierte, das waren Verwaltungsspesen, Repräsentationsausgaben und Betriebskosten des monarchischen Hokuspokus; auch der kaiserliche Hofstaat wurde aus dem allgemeinen Kron-Etat bezahlt. Die Prinzen bezogen neben ihren Apanagen die Einkünfte aus ihrem eignen oder angeheiratetem Privatbesitz (sie waren zumeist nicht erheblich). Für die Nebenlinien bedeuteten die zufließenden Apanagen nichts andres als eine Art „Anerkennungsgebühr", zumal sie sämtlich recht wohlhabend, zum Teil sogar außerordentlich reich waren und sind.

Unter dem Betrachtungspunkt von Ehre, Anstand und Gewissen hätten also die Hohenzollern heute überhaupt nichts zu bekommen, unter dem Betrachtungspunkt der Sparsamkeit des Beamtenabbaus, der aussterbenden Stellen — nun, wir bieten die Hälfte.

Das abgebaute Hohenzollernhaus, das jetzt wohl — wenn wir nicht irren — aus zweiundvierzig Köpfen besteht, besitzt:

1. das kaiserliche Privatvermögen,
2. die — kleinen — Prinzenvermögen,
3. die großen Vermögen der Friedrich-Leopold- und der Albrecht-Linie.

An Ausgaben spart es die gesamten Hofhaltungskosten der Prinzen und die „Anerkennungsgebühren" an die Nebennummern. Der Kaiser und die Kaiserin erübrigten regelmäßig aus ihrem „Gehalt" recht erhebliche Beträge; der Kaiser hat sich aus diesen Überschüssen ein Millionenvermögen erspart. Dennoch verlangt man rund und nett hundert Prozent Pension, und das auf ewige Zeiten.

Nun könnte vielleicht angenommen werden, daß die Hohenzollern jetzt Not leiden, daß die Abfindung eine Art Entschädigung für entgangenen Verdienst darstellen soll. Aber auch das ist nicht richtig, denn seit dem 1. Januar 1924 bekommt die vormals kaiserliche Familie monatlich 50 000 Goldmark. Außerdem hat der Kaiser hohe Schriftstellerhonorare bezogen — die nicht an die Kriegsinvaliden gegangen sind —, er hat eine Frau geheiratet, die sich und ihre Kinder luxuriös selbst zu ernähren vermag, von einem Notstand ist also unter gar keinen Umständen die Rede. Man kann das auch bei den Prinzen sagen. Sie sind, zum wenigsten soweit es sich um die Ernährung handelt, durchaus gesichert. Sie erhalten ihre sämtlichen Bedürfnisse von den — beschlagnahmten! — Krongütern zu einem Drittel des Marktpreises geliefert. (Wie wäre es, verehrte Hofkammer und viellieber Chef, Exzellenz und Namensvetter, wenn diese günstigen Belieferungsvorschriften auf einhundert Kriegskrüppel und deren Kartoffelbedarf ausgedehnt würde!?)

Von den Kriegskrüppeln ist kein weiter Sprung bis zu den abgebauten Hofbeamten. Was ist eigentlich aus ihnen geworden? Es handelt sich, so Alles in Allem, um rund dreieinhalbtausend. Ein Teil — im besondern bei den Nebenlinien — ist in seiner alten Tätigkeit geblieben. Dann übernahm die staatliche Krongutverwaltung eine ganze Anzahl: Kastellane, Verwalter, Schreiber, und Wilhelm lud ein halbes Dutzend nach Doorn ein. Die übrigen wurden auf Wartegeld gesetzt, in andre Staatsbetriebe übernommen, pensioniert. Die Kosten zahlt fortlaufend sämtlich der preußische Staat.

Die Hofbeamten, denen der Kaiser vor fünfzehn Jahren, als ihnen der Magen knurrte, statt Brot eine papierne Allerhöchste Order überreichen ließ, wurden durch jenen feierlichen Akt „in jeder Hinsicht den Staatsbeamten gleichgestellt". Das hat bis zur Umwälzung außer der einmaligen Papier- und Tintenausgabe nichts gekostet, und nach dieser schuf es das verbriefte Recht auf Versorgung, den klagbaren Anspruch auf Pension. Die niedern Hofbeamten haben bald wieder irgendwelche Arbeit gesucht und gefunden und so dem preußischen Staat nicht allzu lange auf der Tasche gelegen. Aber die höhern und höchsten? Nun, sie werden, da die Hohenzollern sich aus deren materiellem Schicksal gar nichts machen, einstweilen von den preußischen Steuerzahlern mitunterhalten.

Derlei „Anstands"-Gesetze führen komische Situationen herbei. Als die Verordnung über die Versetzung der Hofbeamten in den

Ruhestand sich in Potsdam zum ersten Male auswirkte, gab es große Augen. Wir erinnern uns noch, wie eine Hofdame, als sie ihr „Wartegeld" bekam, erstaunt meinte: daß sie jetzt auch noch Geld bekomme und nach fünf Jahren „pensioniert" werde, das habe sie wirklich nicht erwartet. Die Dame war mit Recht erfreut, denn ohne die Revolution hätte sie sich mit einem Hausorden — Herstellungswert 13,50 Goldmark — und, vielleicht, einem Allerhöchsten Handschreiben begnügen müssen. Wir verstehen, daß auch ihr eine republikanische Pension lieber ist als jene ehrenvolle Dallwitzsche Taube auf dem Dache.

Vielleicht wird Seine Majestät der Wähler über die Wünsche seines ehemaligen Kollegen Wilhelm mit zu Gericht sitzen. Wers glaubt, bekommt 'nen Taler, wers nicht glaubt, kommt auch in den Himmel — sagt ein altes Sprichwort.

Filmflaute von Frank Aschau

Soll und Haben

Auf die zeitgemäße Idee, Gustav Freytags Heldenepos der Bourgeoisie: ‚Soll und Haben' in einen Film zu verwandeln, ist der Regisseur Carl Wilhelm gekommen. Dem Werk, das auf diese Weise entstanden ist, fehlt es nicht an Eigenart.

Selten geschieht, daß in einem Film eine derartig glanzvolle Reihe prominenter Schauspieler versammelt ist. Dem Zuschauer wird zunächst einmal eine lange Liste so guter Namen präsentiert, daß bei ihm, wenn er irgend Ehrfurcht vor dem Ruhm dieser Welt hat, jede kritische Regung sofort erblassen und verkümmern muß. Und nun beginnt der Regisseur sein Werk und bringt eine Leistung zustande, die auch im Film bemerkenswert ist.

Er reiht nämlich seine Szenen in so geistloser und unzusammenhängender Weise an einander, daß ein trübes Durcheinander entsteht, aus dem sich einzelne Gestalten mit vorwurfsvoller Eindringlichkeit erheben. Es ist ein Kampf der Schauspieler gegen den Regisseur, ein bewegtes Auf und Ab, in dem zuweilen Ilka Grüning, Ernst Deutsch, Heinrich George, Paul Graetz die Sieger scheinen, um im nächsten Augenblick endgültig geschlagen zu Boden zu sinken. Mit einer unglaublichen Geschicklichkeit verschwendet der Regisseur die Mittel, die ihm ein günstiges Geschick gegeben hat, in der kürzesten Zeit, ohne dabei einen armen Hungrigen zu speisen oder sich und Andern Vergnügen zu machen; und hilflos trauernd sitzt der Zuschauer dabei.

Nicht nur trauernd: sondern gereizt und erbost. Denn hier ist selbstverständlich die Gelegenheit benutzt, um die dem deutschen Volke nicht mehr ganz vertrauten Gestalten von Veitel Itzig und Löbel Pinkus wieder in der Weise vorzuführen, daß der Film in Großstadt und Provinz seine Anziehungskraft für bestimmte Kreise hat. Die dumm antisemitische Tendenz, die sozusagen der Konzeptionspunkt des Werkes ist (möge mir

dies Gundolf verzeihen), ist so sorgfältig verkleidet, daß sie von Niemand bemerkt werden kann außer vom Publikum. Besonders nicht von den Schauspielern und den Filmtheaterdirektoren. Diese können natürlich darauf hinweisen, daß auch „andre" jüdische Typen gezeigt werden, wenngleich flüchtig, nämlich der edle junge jüdische Gelehrte, und daß hier der Familiensinn und die Religiosität der Juden in ergreifender Weise dargestellt wird.

Es ist mir immer widerwärtig gewesen, daß sich immer wieder jüdische Schauspieler finden, die sehr bereit sind, jüdisch-abstoßende Gestalten vor einem gemischten Publikum darzustellen. Sie sind sich dabei sicherlich nicht darüber klar, was sie eigentlich tun — deswegen will ich versuchen, es ihnen zu sagen.

Solange sich kein neuer Typ im Bewußtsein des deutschen Volkes durchgesetzt hat, ist die Darstellung des absurderweise noch immer mit Buckel und Habgier geisternden Juden von Freytag für uns eine freche Feindseligkeit. Sie ist so gemeint, und sie hat auch diese Wirkung. Denn diese Typen können zu gar keinem andern Zweck gezeigt werden, als um Haß zu erregen und Haß zu bestätigen. Wenn Paul Graetz so eine Figur spielt, dann gibt er ihr etwas von dem flimmernd-ungewissen Licht, das um jeden jüdischen Menschen schwebt, gestaltet sie dadurch, befreit sie für den genau prüfenden Blick von einer Schicht ihrer Häßlichkeit.

Aber der Bauer in Hessen oder der Bürger in München oder Stettin wird das in diesem Falle bestimmt nicht sehen, sondern nur den bekannten Umriß eines Witzblattjudentums. Er wird sich in seiner blödesten, abgeschmacktesten Dummheit bestätigt fühlen. Diese Wirkung ist mit absoluter Sicherheit vorauszuberechnen.

Wer sie wünscht, ist, ob Jude oder Nichtjude, unser Feind. Hierauf die Herren Regisseure und Schauspieler mit Entschiedenheit hinzuweisen, bietet der an sich geringfügige Anlaß dieses schlechten Films erwünschte Gelegenheit.

Garragan

‚Garragan' ist ein Roman von Ludwig Wolff, der zur Verfilmung vorzüglich geeignet ist. Er hat ein Gerüst spannender Geschehnisse und eine Reihe leidlich scharf profilierter Charaktere, die für die typisierende Art des Films prädestiniert sind. Daß er in einer Zeitung erschien, kennzeichnet ihn als ein Gebilde, das der Anlage nach auf viele Menschen wirken kann.

Zu der Verfilmung hat sich der Autor eine Anzahl amerikanischer Darsteller geholt, um seine Gefilde mit einem Bächlein jener dort sprudelnden Filmherrlichkeit zu befruchten. Auch führt der Film nach Amerika und zeigt einige interessante Bilder aus der realen Märchenwelt von Fords Automobilfabriken. Aber der Hauptdarsteller Edward Burns bringt mit sich die langweilige Tradition amerikanischer Gesellschaftsfilme. Er ist

eindringlich, soweit er selbst den Typ repräsentiert, den er spielt; aber starr und wenig biegsam, wenn ihm die spezifischen Aufgaben eines Schauspielers gestellt werden.

Die Andern sind ähnlich, und nur ein deutscher Schauspieler Kurt von Lessen schiebt als amerikanischer Milliardär ein bemerkenswert scharfes Profil hinein.

Der Autor-Regisseur aber konnte die Bilder-Handlung nur auf das Niveau des leidlich-Unterhaltenden heben, und bis in jene Zone, wo der Film die Magie des Wirklichen zeigt, drang er nicht vor, obgleich ihm sein eignes Buch einen guten Anlaß dazu hätte geben können.

Die Marquise Yorisaka

‚Die Marquise Yorisaka' ist verfaßt nach dem Sensationsroman ‚La Bataille' von Claude Farrère; ein französischer Film, dessen Hauptrollen von Japanern gespielt werden. Ja, wären es nur Japaner! Aber es sind stark europäisch übertünchte Asiaten, die gelernt haben, sich selbst mit den Augen eines durchschnittlichen amerikanisch-englischen Short-story-Schreibers zu sehen. Dort werden in ganz bestimmter Weise die Geheimnisse des Ostens für den Hausgebrauch bearbeitet und verständlich gemacht.

Der Schauspieler Sessue Hayakawa freilich hat sehr starke Momente. Aber die Starrheit, die er über sein ganzes Wesen legt, hat nur zum Teil ihren Ursprung im Japanisch-Östlichen, zum andern Teil aber in solchen literarischen Einflüssen. Seine Partnerin Tsuru Aoki gar hat ihr Lächeln so lange umfrisiert, bis es an einer Grenze, wo es noch nicht pariserisch und nicht mehr japanisch ist, eine unglückliche Wirkung hervorbringt. So bekommen diese Darsteller, die es doch eigentlich nicht nötig hätten, fertig, das Pseudo-Japan der ‚Madame Butterfly' zu reproduzieren.

Die Hauptsache aber bei dem Ganzen ist eine Original-Seeschlacht und ein echtes Harakiri, bei dem, wie es scheint, der Dolch vorher in Papier eingewickelt wird. Die Original-Seeschlacht fand vor einiger Zeit im Hafen von Toulon statt, und zwar in der Weise, daß abgelieferte deutsche Kriegsschiffe zum Entzücken aller Filmgesellschaften der ganzen Welt mit echten Schüssen der verschiedensten Art in den Grund gebohrt wurden.

Das kann man hier sehen; und zwar so naturgetreu, daß die Flammen in knallroter Farbe aus den Kanonenrohren aufzucken.

Als eines dieser Schiffe in brillanter Weise unterging, rief ein dicker Mann hinter mir laut: Bravo! Der Gute dachte wahrscheinlich, es handle sich um ein Schiff des „Feindbundes". Welcher Irrtum, mein Herr!

Wir aber rufen nicht Bravo, sondern warten mit Spannung auf bessere Filme.

Der einsame Weg

Dies ist kein Schauspiel für die Menge. Sein Mangel an Erfolg beruht zu einem Teil auf dem Mangel an grellen Schlaglichtern, die für den Durchschnitt das Dunkel seelischer Vorgänge erhellen. Denn worauf es einem Psychologen von der Art Schnitzlers ankommt, das sind nicht die Geschehnisse an sich, sondern die zarten Schwingungen, die durch die Geschehnisse in den beteiligten Menschenseelen hervorgerufen werden. Wie diese Menschenseelen sich zu einander bewegt haben, sich nah und näher gekommen und vor einander geflohen sind, um hinfort einen einsamen Weg zu gehen: das ist das bißchen Vorfabel der undramatischen Dichtung. Ihr Inhalt aber ist: wie sich Schleier um Schleier von eben jener Vergangenheit hebt, die die Vorbedingungen für das tragische Ende, den melancholischen Ausklang der Dichtung geschaffen hat.

Schnitzler stimmt weich und leise eine Elegie an. Es herbstelt, das Laub fällt, und mit der Natur rüsten sich ein paar Menschen zum Sterben, nehmen andre, stillgefaßt, ihren Abschied von den Illusionen, dem Menschenglauben und der Hoffnung. Gealterte Augen blicken auf ein vergangenes Leben zurück und erkennen, daß es ein verlorenes Leben war. Junge Augen blicken seherhaft hell in eine Zukunft, die ihnen das Leben nicht lebenswert erscheinen läßt. Gegenseitige Schuldverstrickung löst sich, und Schicksale werden offenbar, die zwar die Herzen nicht gebrochen, aber ihnen einen Riß für immer gegeben haben. Von vielen Lebenslügen und unerfüllbaren idealen Forderungen fallen die Hüllen, und gegenüber stehen sich, entblößt und traurig, „Betrogene und Betrüger".

Der dieses Wort die Einsicht der Todesstunde eingibt, Frau Gabriele Wegrath, hat ihrem Gatten vor dreiundzwanzig Jahren einen Sohn geboren, auf den nach ihrem Tode Julian Fichtner Vaterrechte geltend macht. Diesem Maler sind in blühender Jugend Gelübde und bürgerliche Moral Mächte gewesen, denen sich sein individueller Freiheitsdrang durchaus gewachsen gezeigt hat. Jetzt aber, da seiner vereinsamten Seele die Schwungkraft verloren gegangen ist, möchte er auf den Trümmern der Vergangenheit ein letztes Glück ergreifen; will er weiter nichts als: seinem Sohn ein Vater sein. Er muß erleben, wie das Bekenntnis seiner Vaterschaft ihm den Sohn, seinen bisherigen Freund Felix, entfremdet, der fühlt, daß man sehr wenig für einen Menschen getan hat, wenn man nichts tat als: ihn in die Welt setzen. Und Julian wird den Weg hinab so allein gehen, wie ihn Alle gehen müssen, die „Niemandem gehört" haben.

Wieder ist es ein Todeskandidat, der in eine erklärende Reflexion faßt, was nicht ganz „verdichtet", das heißt: in Handlung und Charakteristik umgesetzt worden ist. Der Dichter Stephan von Sala ist es, dessen Verhältnis zu Felix Wegraths Schwester Johanna die zweite Handlung des Dramas bildet, dessen Niederlage im Kampf

um ein höheres Dasein die andre Hälfte der Dichtung ausfüllt. Um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts hieß Sala William Lovell und Roquairol, bei Bourget heißt er Dorsenne und Armand de Querne. Diese Menschen, sonst ganz verschieden, waren nie jung und von jeher skeptisch, früh friedlos und schnell leergebrannt, hatten immer zu viel Wissen und zu wenig Willen, keinerlei Unmittelbarkeit, aber das verfeinertste Nervensystem von schmerzlicher Erregbarkeit. Sala ist bei weitem der interessanteste. Seine Selbstbeobachtung verwehrt ihm die Hingabe an den Augenblick. Jede Empfindung geht ihm zuerst ins Hirn, wird da zersetzt und erreicht selten das Herz. Seine Dramen müssen nicht nur Irenen Herms, der Schauspielerin von starken Impulsen und warmblütiger Naivität, schrecklich gewesen sein. Die Kühle seines Naturells hat einen Abgrund um ihn geschaffen, in den er am Ende versinkt. Über den feinschmeckerischen Kosmopoliten aber, der noch sein Sterben zu arrangieren weiß, wie er sein Leben arrangiert hat, erhebt sich am Ende die ernste, wenn auch arme Auffassung vom nahen, aber bestimmten Lebensziel, von der begrenzten Wirksamkeit als der Schlußsumme aller Weisheit und der sichersten Art von Glück.

Von Glück? Ach, die schlecht und recht auf der goldenen Mittelstraße im Dutzend geblieben sind, werden bei Schnitzler noch weniger glücklich als die Libertiner der Phantasie und des Fleisches, die doch ihre blauen Jugendsehnsüchte und ihre höchst erdhaften Genüsse gehabt haben. War dieser Ausblick die Absicht, oder ist dem Dichter die Physiognomie seines Stückes so verschwommen geraten, daß sein menschlicher Standpunkt nicht klar wird? Auch sonst entstehen ja bei ihm ethische Fragwürdigkeiten aus künstlerischer Schwäche. Wie Ibsen hat Schnitzler in den engen Grenzen räumlicher und zeitlicher Einheit aus längstvergangenen Ereignissen und Empfindungen nur die letzten Schlüsse ziehen wollen. Aber wem das gelingen soll, der muß die Kunst besitzen, mit der bei Ibsen die Vergangenheit und der Augenblick sich gegenseitig durchleuchten. Es ist nötig, daß Julian Fichtner seinem Sohn Felix erzählt, wie er sich vor vierundzwanzig Jahren benommen hat. Schnitzler kann den Maler seine Handlungsweise nur so schildern lassen, wie er sie als junger leichtsinniger Bursch gesehen hat, als wär' er nicht inzwischen vierundzwanzig inhaltreiche Jahre älter geworden. Dieser ironiebegabte Dichter findet nicht den Ton, der jene Tat zugleich berichtete und kritisierte. Erst nach dem Ruf: „Er ist gerichtet!" darf der Ruf: „Er ist gerettet!" ertönen. In Schnitzlers Welt ist man schnell bereit, den Andern, und noch schneller, sich selbst zu verzeihen. Freilich gibt diese ethische Unbefangenheit der Dichtung ihren besondern Duft. „Das Klima der Begebenheit", wie Tieck zu sagen liebte, hat eine leichte Beigabe von Verwesungsgeruch. Morbidezza-Stimmungen schweben um das ganze Werk und um jede Zelle seines Baus, unendlich süß und von ergreifender Schwermut.

*

Das hab' ich vor zwanzig Jahren geschrieben. Ich lese es, bevor ich in die ‚Tribüne' gehe, und fühle eine leise Beklemmung: wird sich Schnitzler nach so langer, durch den Krieg doppelt lang gewordener Zeit noch behaupten? Und bin überrascht, wie er sich behauptet. Freilich nicht ohne dramaturgische Nachhilfe. Georg Altmann hat die fünf auf drei Akte (in vier Bildern) gebracht und damit erstens das gemächliche Schauspiel dem Tempo der Gegenwart einigermaßen angenähert, zweitens dem Dialog entzogen, was uns heute vielleicht doch auf die Nerven fallen würde. Die werden genug angegriffen von einer Inszenierung und einigen Mimen, die ... Aber laßt mich alten Mann lieber bejahen, und wenn ich mich dazu als Kind zurückträumen und Irene Trieschs gedenken müßte, deren Johanna, unter den Wissern und Nichtwissern die Ahnerin, anno 1904, das feuchte Auge für die verhüllten Dinge und die jäh ausbrechende Leidenschaft einer ersten und letzten Liebe hatte. Das Herz der neuen Aufführung ist die Höflich. Sie trifft meisterhaft den Ton, um den eine Bühnenkünstlerin Leid und Freud lauter äußert als jede andre Frau. Aber zugleich ist sie eine, die beides aus einer Tiefe empfindet, daß einem die Tränen kommen. Bei Schnitzler sind die Klagen der Schauspielerin, nicht Mutter geworden zu sein, von Ella Rentheim. Bei der Höflich haben sie eine überwältigende Ursprünglichkeit. Diesem anbetungswürdigen Stück Natur steht ein erlesenes Kunstgebilde gegenüber. Sala hat sich von Jugend auf bemüht, sein Leben zu schmücken, ihm Stil zu geben, er sei, woher er sei. Bewußt hat er sich die edelste Kulturfinesse des Europäers anzueignen gesucht: den bezaubernden Charme des Parisers und die überlegene Gemessenheit und Zurückhaltung des Engländers. Das vereint Bassermann mit der sublimsten Selbstverständlichkeit. Das allein aber wäre für diesen prachtvollen grauen Künstlerkopf zu wenig. Er ist auch von der Tragik lebenslänglicher Einsamkeit und von einer Poesie der Todgeweihtheit umwittert, die die Gestalt ganz groß und so erschütternd machen, wie nur die höchsten Gebilde der Kunst es sind.

Gedicht aus der Stadt von Willy Gutermann

Tage vergehen in Glut
Und die laute Stadt.
Liebende singen sich Mut
Und küssen sich satt.

Gucken sich liebgroß an
Mit verstörtem Gesicht.
Fangen zu tuscheln an
Und vergessen die Pflicht.

Abende schleichen davon,
Sternenüberdacht.
Liebende gehen fromm,
Beschmeicheln die Nacht.

Bemerkungen

Der Kronprinz: M. d. R.

Kinder, warum soll er nicht? Westarp bestreitet die berliner ‚World'-Meldung", er habe dem Exkronprinzen in einer Besprechung die Spitzenkandidatur der Deutschnationalen angeboten. Nun, dann wars vielleicht schriftlich oder gegenüber einem Mittelsmann, und wars nicht er, dann wars ein Andrer. Nach allen Erfahrungen mit deutschnationalem Ja und Nein darf man darauf rechnen, daß die deutschnationale Reichsliste als ersten Namen Wilhelm von Hohenzollern tragen wird.

Für den Republikaner besteht nicht der geringste Anlaß, sich über diese Wahrscheinlichkeit zu erbosen, geschweige den damit verbundenen „Wortbruch" des Kandidaten Hohenzollern in Frage zu stellen. Es wäre ja doch der erste nicht in der Familie und bei den Friedrich Wilhelmen.

Als Gustav Stresemann, den Kanzlersessel frisch und voll ausfüllend, nach dem ersten jungfräulichen Briefbogen griff, der oben links das beseligende „Der Reichskanzler" trug, schrieb er an „einen der schlechtesten Deutschen nicht", der neben Goethe, dem Berliner Flaschenbierhandel und Napoleon sein nachschaffendes Temperament in Wallung versetzt hatte, an den literarischen Hahnrei Karl Rosners sofort ungefähr: „Willy, kehre zurück, es ist Dir Alles verziehen!" Auf die Versicherung hin, der Bürger Hohenzollern werde sich künftig in seinem Vaterlande jeder politischen Betätigung ent- und dementsprechend weder in Berlin noch in Potsdam aufhalten, gewann Stresemann für diese seine erste Kanzlertat nicht nur die Zustimmung des Reichskabinetts mit seinen damaligen sozialdemokratischen Anhängseln, sondern sogar der preußischen Regierung Braun-Severing.

Daraufhin hält sich der angebliche Gutsherr von Oels abwechselnd in Berlin und auf dem Potsdamer Cäcilienhof auf. Was tut es also, wenn er zwischendurch auch etwas im Reichstag sitzt, falls man das überhaupt als politische Betätigung ansehn will! Es gibt für ihn und seinesgleichen keine bessere Gelegenheit, ihn zur politischen Impotenz zu verurteilen. Man stelle sich nur den Versuch dieses Sportköpfchens vor, in der Debatte aufzutreten. Wer sich erinnert, wie Ludendorff bei einer Geschäftsordnungs - Abstimmung dieses Sommers, von deren Zweck er nichts ahnte, auf die Ja-Parole seiner christlich-germanischen Bundesgenossen um Katz und Scholem und das Nein-Gebrull seiner deutschnationalen Feindnachbarn hin zwischen Aufstehen und Sitzen ratlos in der Haltung eines Dukatenmännchens ver-

harrte — wer das mit heiter staunenden Augen gesehen hat: der kann als guter Republikaner sich kein schöneres Erlebnis für den künftigen deutschnationalen Spitzenkandidaten wünschen.

Erhard Ocke

Deutschland und Dänemark

Hans Kohn hat in Nummer 43 der ‚Weltbühne' Dänemark als das liberalste Land Europas bezeichnet. Diese Charakteristik erfordert eine Nuancierung dahin, daß es sich hier nicht um einen ideologischen Liberalismus handelt, sondern um einen solchen, der jedesmal aus Erkenntnis der politischen Notwendigkeiten geboren ist. Dänemark hat seine amerikanischen Kolonien verkauft, ja — aber durch die Vereinigten Staaten dazu gezwungen. Der darauf bezügliche Volksentscheid ging von der nüchternen Erwägung aus, es sei besser, etwas gegen Entgelt fortzugeben, als es sich mit Gewalt entreißen zu lassen. Ebenso hat Dänemark Island seine Unabhängigkeit bewilligt, weil es wußte, daß es die Insel mit Gewalt nicht beim Mutterlande halten konnte. Auch in der schleswigschen Frage hat die damalige demokratische Regierung Zahle-Scavenius insofern eine vorbildliche Mäßigung bewiesen, als es die von französischer Seite aufgedrängte Annektierung eines zum Teil rein deutschen Schleswig immerhin auf eine Abstimmung in zwei Zonen beschränkte. Die Abstimmung in der 2. Zone hat ja denn auch dem nationalen Selbstbestimmungsrecht dadurch Rechnung getragen, daß es dieses Gebiet mit seiner überwiegend deutschen Bevölkerung bei Deutschland beließ. Hingegen hat der En-bloc-Abstimmungs-Modus in der 1. Zone erhebliche deutsche Minderheiten zu Dänemark geschlagen, die bei der in der 2. Zone angewandten Abstimmung nach Gemeinden bei Deutschland verblieben waren. Es handelt sich hierbei ganz besonders um das Gebiet um Tondern herum. Aber auch sonst hätte die Grenze nördlicher geführt werden müssen, als sie jetzt festgelegt ist, und als sie bereits vor der Abstimmung von Johannes Tidge in richtiger Kenntnis der Verhältnisse angegeben war. Diese Versäumnis läßt leider auch bei nicht nationalistisch gesinnten Deutschen immer noch die Forderung nach einer spätern Korrektur der Grenze auf Grund freiwilliger gegenseitiger Uebereinkunft zurück. Daß sich Dänemark jeder Propaganda in Schleswig selbst (also in dem bei Deutschland verbliebenen Teil) enthalten habe, ist leider nicht zutreffend und ein ständiger Anlaß zu Reibungen, mindestens im Grenzgebiet selbst. Der dänische Reichstag hat bis jetzt regelmäßig 200 000 Kronen jährlich für eine sogenannte dänische Kultur-Propaganda im deutschen Schleswig ausgeworfen, die für Einrichtung und Erhaltung von Schulen, Bibliotheken, Vereinen, Versammlungshäusern und dergleichen mehr bestimmt ist, in Wirklichkeit aber auch ausgesprochen politischen Expansionsbestrebungen dient. So wurden, zum Beispiel, drei deutsch-sprachige Dänenblätter in Flensburg, Schleswig und Niebüll, die im vorigen Winter, bei ihrer Bedeutungslosigkeit ganz überflüssigerweise, auf Grund des Ausnahmezustandes vom Militär verboten wurden, aus öffentlichen dänischen Mitteln unterhalten, und der Abgeordnete H. P. Hanssen, der Vorkämpfer der dänischen Irredenta im alten deutschen Reichstag, hat unlängst öffentlich zu verstehen gegeben, daß gewisse dänische Kreise wirtschaftlich an einer Verlegung der Grenze nach Süden interessiert seien. Dieses in seiner Objektivität unumstößliche Zeugnis spricht leider deutlich genug, wenn auch selbstverständlich keine dänische Regie-

rung seit der Abtretung sich offiziell zum Parteigänger dieser Expansionsbestrebungen hat machen wollen. Allerdings steht zu hoffen, daß die jetzige sozialdemokratische Regierung und die sonst bewiesene politische Liberalität der dänischen Bevölkerung, noch dazu bei so ungünstigem Währungsstand, diese Expansionsbestrebungen mindestens auf das rein kulturelle Gebiet beschränken wird.

Hafniensis

Hetze auf Zwölfjährige

Kürzlich wurde gegen eine Anzahl Kleinbürger verhandelt, die eine Zwölfjährige vergewaltigt und verkuppelt hatten. Das Gericht gelangte zu dem Beschluß, die Zwölfjährige sei moralisch verkommen gewesen, die Erwachsenen kamen deshalb mit der Mindeststrafe davon.

So weit haben wir es nun also schon gebracht, daß gerichtlich festgestellt werden darf: Eine Zwölfjährige ist schuld, wenn Erwachsene sie mißbrauchen, verkuppeln, Geschäfte mit ihr machen. Wir sind nun so weit, daß keine, aber auch keine Stimme für ein solches verludertes Geschöpf spricht, daß sich Niemand für ein Kind, ein zwölfjähriges Mädchen regt, das nur und nur ein Opfer ist, dem Niemand geholfen hat, das schon mit zehn Jahren verführt und im Automobil verschleppt worden ist. Keine Stimme erhebt sich gegen die Menschen, die die Veranlagung eines solchen herumgestoßenen, verwahrlosten, preisgegebenen Geschöpfes in gewissenlosester Weise ausgenutzt haben. Festgestellt wird nur: Das Mädchen war so und so — basta; das Mädchen war „moralisch stark heruntergekommen" (eine Zwölfjährige!). Deshalb also kann man Erwachsenen nicht übel nehmen, daß sie über dieses Stück Fleisch herfallen; deshalb kommt das Gericht zur Erkennung der Mindeststrafe; deshalb wird der Eindruck erweckt, als seien alle diese Erwachsenen die Verführten gewesen. Und weil das Kind „sittlich nicht auf besonders hoher Stufe steht", drückt man sich um die Zeugenvernehmung und schont die ganze Erbärmlichkeit dieser geilen, „geschäftstüchtigen" Kleinbürger. Nicht Eine menschliche Regung, nicht einmal der Einwand: Aber weshalb seid Ihr nicht mit diesem Kind zu Fürsorgeeinrichtungen marschiert statt ins Bett?! Nicht Ein Wort der Kritik für die Struktur einer Gesellschaftsordnung, in der ein solcher Fall überhaupt möglich ist, in der ein solches Kind hoffnungslos versinkt — und obendrein noch tiefer hineingestoßen wird, nun erst recht durch diesen Gerichtsspruch (der ein Spruch gegen das Kind ist)! Alle zucken mehr verächtlich als bedauernd (und dieser Rest von Bedauern ist nur Heuchelei) die Achseln, ja Alle nehmen eine gewisse anklagende Haltung ein. In der Mitte tragisch verstrickt, ahnungslos, jenseits von allen moralischen Begriffen das Opfer, die „Verkommene", nach der mit Steinen fuderweise geworfen wird — und ringsum spricht man sich aufatmend frei, erkennt höchstens das „Mindestmaß" an . . .

Wissen möchte ich nur noch das: Was wird aus diesem Kinde? Wer kümmert sich darum?

Kurt Kersten

Antworten

Dr. Alfred R. Sie schicken die Erklärung für Fechenbach unterzeichnet zurück und schreiben dazu: „Warum tritt ein Blatt wie das Berliner Tageblatt nicht in derselben Weise wie Sie für diese Sache ein? Könnten Sie daran nichts ändern?" Ich? Was für ein Einfall! Der Chefredakteur des Berliner Tageblatts ist Theodor Wolff, und der würde sich meine Versuche, auf den Inhalt seines Blattes Einfluß zu üben, sehr energisch verbitten. Aber vielleicht stellen Sie ihm einmal vor, wieviel leichter und schneller voraussichtlich Fechenbach zu befreien wäre, wenn eine Zeitung von der Verbreitung der seinen Unterschriften sammelte.

René Schickele. In Nummer 42 hab' ich die Postkarte einer Geisteskraft wie des deutschvölkischen Verlegers J. F. Lehmann veröffentlicht, der überzeugt ist, daß seine Autoren nur deshalb auf keine deutsche Bühne gelangen, weil sie Christen sind. Dazu schreiben Sie mir: „Die unjüdischen Dramatiker des Verlegers J. F. Lehmann haben mich auf einen Gedanken gebracht, und ich kann sie trösten. Es geht mir genau wie ihnen. Keiner der verdammten jüdischen Theaterdirektoren führt ein Stück von mir auf. Natürlich nur, weil ich nicht Jude bin. Bei mir stellen sie es aber ganz raffiniert an, vielleicht, weil ich als Elsässer einen mildernden Umstand für mich habe — Elsässer, Dänen, Polen und Pazifisten rangieren bekanntlich gleich mit den Juden. Tatsächlich leben wir im katholischen Els mit diesem Gesindel in unanständiger Harmonie. Deshalb wohl pflegen ihre Theaterdirektoren lebhaftes Interesse für ein neues Stück von mir zu heucheln. Denn sie schreiben an den Dreimasken-Verlag dringend, sie möchten es lesen, das Stück geht an zwanzig, dreißig Adressen, und dann herrscht Schweigen, grausig wie in einem leeren Theater. Bisher hatte ich gedacht, sie seien enttäuscht, weil das Zeugs unbrauchbar sei, auf der Bühne ebenso geisterhaft, ebenso anstößig wirken müßte wie etwa ein Theaterdirektor des heurigen Jahrgangs in guter Gesellschaft. Sie irren sich, hatte ich bisher gedacht: ich nehme es, wenn es mal zu einer Aufführung kommt, sowohl mit Wildenbruch wie mit Georg Kaiser auf, denen Unruh und Sternheim, das sich innig liebende Paar, bei dem Matsch sogar noch assistieren dürften. Nur kommt es eben nicht dazu! Die Theaterdirektoren verstehn etwas von allem Möglichen, leider nur nichts vom Theater! Ist es nicht überall so? Sollte nicht der Ludendorff Kadetten die

germanische Mythologie lehren, der Stresemann alleweil pokern, der Lloyd George Barnums Nachfolge vertreten, Mussolini Max Reinhardts Cromwell werden und ihn Weihnachten in der Peterskirche krönen lassen (eine Aufgabe, der Felix Hollaender trotz Allem auf die Dauer halt doch nicht gewachsen war)? So also hatte ich bisher gedacht, so mich getröstet. Wie ein Gott, nicht wahr? Und jetzt sehe ich: ich war viel zu bescheiden! Wenn die Theaterdirektoren mich nicht aufführen, so liegt das nicht daran, daß sie nichts vom Theater verstehn, im Gegenteil. Sie verstehn zuviel davon. Sie wissen: führen sie mich Uebergoi auf, so gibt es einen derartigen Erfolg, daß sich auf ein Jahrzehnt hindurch kein Jude mehr traut, ein Stück zu schreiben. Und das wollen sie ihren Stammesbrüdern nun doch nicht antun. Drum lassen sie die Finger von meinen Stücken. Obwohl ich also Elsässer bin und Pazifist und überdies noch einen jüdischen Verleger habe, befinde ich mich in derselben Lage wie Lehmanns Bühnendichter, die ihre Eier unter völkischer Flagge legen. Drücken wir einander die Hand. Die Verschwörung der jüdischen Intellektuellen reicht viel tiefer, als sie und ich je gedacht hätten." Und geht so weit, daß sie der Sicherheit halber den jüdischen Dramatikern, die in den letzten Jahren auf die Bühne gelangt sind, so arische Namen beigelegt haben wie Ernst Barlach, Bert Brecht, Arnolt Bronnen, Alfred Brust, Hans Franck, Reinhold Goering, Walter Hasenclever, Fritz v. Unruh, Carl Zuckmayer.

Johannes Fischart. Sie sind in Kneipgesängen offenbar ebenso wenig beschlagen wie ich. Von allen Seiten werde ich unsanft belehrt, daß seinerzeit nicht der Ahn Hans v. Raumers grad aus dem Wirtshaus herausgekommen sei, sondern der Kultusminister v. Mühler. Wie schade für uns, daß Herrn Boelitz so feuchtfröhliche Poesien keineswegs zuzutrauen sind!

Verleger. Der Inhaber einer großen berliner Buchhandlung schreibt mir ungeniert auf einer Postkarte: „Ich bin Käufer zu guten Preisen von Rezensionsexemplaren. Sollten Sie oder einer Ihrer Herren Mitarbeiter die Absicht haben, Bücher, die Sie nicht interessieren, zu verkaufen, so wäre ich Ihnen für freundliches Angebot sehr dankbar." Der Mann wird anderswo zweifellos Glück haben. Daß aber dergleichen möglich ist, sollte euch zu erwägen geben, ob euer System der Versendung von Rezensionsexemplaren nicht einer durchgreifenden Änderung bedarf.

Dieser Nummer ist ein Prospekt des Verlags Carl Reißner eingeheftet.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich f. d. Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin W35, Nlldf. 791, Blumeshof 1. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Prikopy 6

Zwiegespräche über die Große Zeit

Die Zwiegespräche 1, 2, 3 sind in Nummer 32 erschienen

4.

Prometheus: Wie gefällt Ihnen mein Rundfunkhorchgerät? Bald ist meine Ordnungswidrigkeit allgegenwärtiger und allmächtiger als die natürliche Ordnung. Die Götterschöpfung platzt in allen Nähten.

Herakles: Ich bin kein Freund von Auto, Kino, Radio. Ich bin und bleibe Beschützer biologischer Vervollkommnungen, beschwinge den Fuß, putze das Auge, spitze das Ohr, ringe und boxe lieber, als daß ich schieße, und wo ich die Technik billige, da soll sie vom Genießer so erlebt werden, wie wenn er sie erfunden hätte. Ich will die Muskeln, Nerven, Sinne kräftigen. Was ist mir also ein Geschlecht, dessen fauliges Gebein von irgendeinem Ingenieur, Monteur, Chauffeur zum beschleunigten Raumfraß geladen wird, und dessen degenerierten und denaturierten Organen man die Vielseherei und Fernschnüffelei serviert? Verkümmertes Subjekt einer abstrakten Sensation, mag das Objekt ein noch so konkretes Surrogat sein.

Prometheus: Aber Herakles! Sie, mein Vorläufer, ein vorsintflutlicher zwar und grobschlächtiger, aber, potz Blitz, ein gründlicher Umstürzler, Sie Vater des Handwerkzeuges, des Wagenrades, der Wasserspülung, Sie schnauben, als ob Sie meine Fackel ausblasen wollten? Und fielen mir doch als Erster um den Hals, als ich sie entzündete.

Herakles: Ich habe Sie als Rebellen gegen die Herrschaft der Zufälle verehrt. Ich werde Sie als Tyrannen der geknechteten Instinkte verachten. Das sind Sie, sobald sie gutheißen, daß man törichte Sklaven vermöge ihrer Neugier und ihres Neides durch die endlose Schraube sogenannter Fortschritte antreibt und verdreht. Das Zivilisationsbedürfnis, dessen Erregung von einer beliebig dummen Routine und Reklame herrührt, dessen Deckung einen verschwenderischen Stoff- und Arbeitsaufwand bedingt, und dessen Befriedigung nicht einmal an das bescheidene Vergnügen gestillten Hungers heranreicht, diese albern zappelige und lustlos unfruchtbare Geilheit widert mich an.

Prometheus: Gewiß gibt es zwischen Subjekt und Objekt auf jedem technischen Niveau optimale Relationen. Aber es handelt sich eben um relative Relationen. Der Inder verbrennt turmhohe Stapel importierter Kleidung und gelobt seinem Gandhi die Wiederaufnahme der Hausspinnerei und -weberei, weil er seine Seele durch übermäßige Mechanistik zu ritzen fürchtet. Der Yankee, von Ford gekitzelt, steckt jähr-

lich mehr Wert in seine Verkehrsmaschinerie, als er auf seinen Feldern erntet, und verrenkt sich daran sein Wesen so wenig, daß man erwarten darf, ihm werden eines Tages, ganz wie Sie es fordern, Gummireifenbeine und Viertaktherzen wachsen.

Herakles: Mich interessieren Ihre exotischen Extreme nicht. Der Europäer, unser gemeinsames Patenkind, hat für die Silberlinge eines Scheinerfolges seinen Charakter verraten und stolpert heute wie ein Schwindelgründer über seine Neubauruinen.

Prometheus: Europa ist ein von der Majestät Ihres Herrn Papa betrogener Schoß. In dieser Hölle der Tantaliden und Sisyphiden figurieren Sie als Sportvater Jahn und Kukirolreisender. Und ich?? Bastele im Lunapark. Aber wer spricht denn noch von Europa!

5.

Industrieller: Neulich saß auf Ihrem Stuhl ein roter Gewerkschaftssekretär und prophezeite, zur Abwechslung mehr bakuninisch als marxistisch, die Stadtflucht der Industriearbeiter und die Massenokkupation des Landes. Ich habe ihn ausgelacht.

Agrarier: Da Sie (seit der Ermordung) mit Rathenau die Mechanisierung für eine unvermeidliche Folge von Überbevölkerung und mithin die Industrie für eine automatisierte Lebensversicherung der Zuvielgeborenen halten, so werden Sie wohl auch über mich die Achseln zucken, wenn ich die Antithese aufstelle, daß China, das so dicht wie Europa bewohnt ist (und dreimal so dicht wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika!), infolge von Menschenüberfluß trotz regem technischen Talent die Mechanisierung vermeiden konnte, während Amerika, dieselbe prometheische Anlage wie in Europa vorausgesetzt, infolge von Unterbevölkerung spiritus rector der Mechanisierung werden mußte.

Industrieller: Sie haben zu viel unter der Winterlampe spintisiert. Den Sommer über sind Sie am Ende ganz zufrieden, daß wir Industriellen dem europäischen Agrarier seine behagliche Existenz befestigt haben. Oder möchten Sie Ihre Äcker unter den überzähligen Bauernlümmeln und dem erwerbslosen Stadtpöbel aufteilen?

Agrarier: Schweifen Sie nicht zu meinen Eigentümersorgen ab. Bleiben wir bei der Vorfrage, warum und wozu ein flächenarmes Volk seine Wirtschaft mechanisiert. Der einheimischen Urproduktion zuliebe? Primär beabsichtigt es ja grade, den ihm vermeintlich fehlenden Rohstoff- und Nahrungsmittelbetrag gegen exportierte Industriewaren einzuheimsen, und erst sekundär entschließt es sich bisweilen, daneben der Verwilderung seiner Fluren durch Schutzzölle vorzubeugen, nicht ohne

sich jeden Bissen mit dem galligen Beigeschmack der Brotverteuerung zu verbittern. Unsereiner, der seine politische Überzeugung nicht erst in der Scholle zu „verankern" braucht, sondern ebendaher aus Wurzeln saugt, mißtraut auch Ihren Professoren, die das Katheder besteigen, um tertiär Ihrer nationalen Vorsehung ein Lob zu hudeln. Der Köder soll dem Bauernfang dienen, wird aber bald genug keinen Hund mehr locken; denn Ihr Kram, der ohnedies zur Hälfte aus Aufmachung und Bewegung besteht, wirft nur privaten Nutzen ab: auf Kosten der Völker, der fremden und der eignen.

Industrieller: Irrationale Phantasien! Wir kompensieren das Gesetz vom sinkenden Reingewinn der Agrarier. Wir schonen die Nation aus Patriotismus. Wenn Ihnen die Gemeinschaft mit uns nicht mehr paßt, nun, so internationalisieren wir uns. In den Vereinigten Staaten der Erde würde man auf europäischen Roggen nicht mehr angewiesen sein. Je mehr Tausch und Verkehr, desto mehr Friede und Glück in der Welt.

Agrarier: Je mehr Abhängigkeit, desto mehr Reibung. Je mehr Umsatz, desto mehr Umweg. Je mehr Reiz, desto weniger Reizwirkungsgrad — nicht nur in der Saatkrume. Das Glück schwebt nicht vierstöckig über der Planetenkruste. Die Intensität will direkt gewollt sein. Sie allein verleiht dem seßhaften Volk seinen Sinn. Ich gedenke eine europäische Getreidegärtnerschule zu gründen

6.

Aphrodite: Warum haben Sie denn die blauen Strümpfe abgelegt, Ehrendoktrix aller Fakultäten?

Athene: Die gleichberechtigte Frau kann es sich leisten, wieder naturrein weiblich zu sein.

Aphrodite: Mit Maßen. Ich bin Ihnen gern behilflich, die Natur ein bißchen nett herzurichten.

Athene: Werden Sie nicht anzüglich. Ich brauche Ihren Firlefanz nicht und bin mir selbst genug.

Aphrodite: Was haben Sie von dem Spaß, den Sie sich selbst bereiten? Männer mögen eigenbröteln. Wir sind gesellig, und sei es im Spiegel, und schon der schaltet zwischen mich und mich einen Dritten.

Athene: Aha, den Mann!

Aphrodite: Nein, leider meistens eine Frau, und zwar grade deswegen, weil Ihre Bildung die Männer als Arbeiter und Verdiener zu wichtig nimmt und als Männchen zu kühl und zu nüchtern macht.

Athene: Also bitte: Neigt die heutige Frau zu viel oder zu wenig zur Allüre des Weibchens? Es ist nicht wahr, daß ich die Geschlechter einander entfremde. Aber die Frau sei sich ihres Ergänzungsberufes bewußt. Duldet sie den Zustand

ihrer unwürdigen Anhängselschaft, so verfällt sie in feile Devotion nebst allen Ihren Mätzchen.

Aphrodite: Bin selbst eine ausrangierte Schachtel, Athene, und darf Ihnen ohne Schärfe antworten, daß Sie als alte Jungfer nun einmal nicht Bescheid wissen. Ergänzungsberuf hin und Anhängselschaft her, Sie haben mit Ihrer trivialen Emanzipation mehr als mit Ihrer Prüderie den Eros verscheucht. Madonna Maria hielt ihn noch auf dem Schoß. Ihr, der Frau, räumte sogar der keusche Jehova den Thron ein. Was im sauern Engel mein süßer Eros wachküßt, das schläfert im süßen Luder Ihre saure Erotik ein. Ihre Atmosphäre ist wissenschaftlich lackiert und riecht nach Normaltemperament, Schneiderakademie, Sittentarif, Abnormitätenstatistik. Ihre sweet girls haben boyish lines und Ihre Kavaliere Germaniafiguren. Je mehr die Weiber der Konkurrenzverstand juckt, desto seltener sind die Männer zum lyrischen Vorwort genötigt, desto leichter verwandelt sich das Weibersakrament in ein Sakrileg.

Athene: Männerlogik! Wenn das Mädel Kamerad sein will, betet der Bengel nicht mehr an?

Aphrodite: Der Bursche betet gar zu gern an, in Amerika wie in Attika. Wut ist es nicht, in die er überschnappt. Aber vor lauter Neutralität verblassen die Mysterien.

Athene: Und siegt die Vernunft.

Aphrodite: Und erstickt das Blut. Die Leiche heißt praktische Berlinerin, wählt den Gespensterreichstag mit und trommelt Etappenmusik zum Kanonenkrieg.

Spanisch-Marokko von Hanns-Erich Kaminski

Tetuan, 27. Oktober 1924.

Ein kurzer Aufenthalt in Marokko genügt, um zweierlei sofort zu begreifen. Einmal, daß die Araber auf einer viel höhern Stufe stehen, als man im Allgemeinen annimmt. Zweitens, daß die Schwierigkeiten, denen die spanische Kriegführung hier gegenübersteht, womöglich noch mehr unterschätzt zu werden pflegen.

Wirklich spanisch sind eigentlich nur der kleine Hafen Ceuta und die Großstadt Melilla. In Tetuan, Xanen und Larache dagegen ist das spanische Element nur sehr an der Oberfläche geblieben. Die Grundlage ist noch ganz und gar marokkanisch, marokkanischer als in den Zentren Französisch-Marokkos oder Algeriens. Die Spanier leben im europäischen Viertel wie die Marokkaner im marokkanischen und die Juden im jüdischen, und von einem intimern Kontakt dieser verschiedenen Gruppen kann keine Rede sein. Allenfalls im Judenviertel sieht man europäische Kleidung, die Araber jedoch fahren fort, ihre malerischen Gewänder zu tragen, nur ein

paar Wohlhabende haben die Pantoffeln mit modernen Schuhen und Strümpfen vertauscht. Aber sie sprechen ausnahmslos spanisch; und viele auch französisch.

Die Waren, die sie in ihren Puppenläden feilhalten, sind selbstverständlich auch meist europäischen Ursprungs. Außer den arabischen Handarbeiten und der Kleidung stammt fast Alles aus den Fabriken unsrer gelobten Zivilisation. Aber auch hier ist von einer Vorherrschaft des Spanischen nichts zu bemerken. Das Meiste kommt aus Deutschland oder Frankreich.

Die Wahrheit ist, daß die Marokkaner ihre „Protektoren" verachten. Die Bequemern, die jedem Fortschritt abgeneigt sind, ziehen sie den Franzosen vor, obgleich sie sich von diesen mehr auf gleichem Fuße behandelt fühlen. Aber in den Franzosen erkennen sie doch eine gewisse Überlegenheit an; gegenüber den Spaniern, unter denen so viele Analphabeten sind, empfinden sie nichts dergleichen. Sie halten sich für sauberer und gebildeter, und in der Tat sprechen viele Marokkaner ein reineres Spanisch als die meisten sich hier aufhaltenden Spanier.

Das durch den Krieg geschaffene spanische Milieu — andre Europäer gibt es nicht viele — ist kaum geeignet, diese Eindrücke zu verbessern. Wer weiß, was das Wort: Etappe bedeutet, wird weit entfernt sein, Spanien daraus einen besonderen Vorwurf zu machen. Schieber, Bordelle und Betrunkene scheinen nun einmal die notwendige Ergänzung jedes kriegführenden Heeres zu sein. Aber es ist klar, daß dabei das Gefühl der zivilisatorischen Überlegenheit, das erste Erfordernis zum Kolonisieren, verloren gehen muß.

So kommt es, daß die spanische Herrschaft beinahe nur ein Geduldetwerden zu sein scheint, hinter dem allerdings der Zwang der spanischen Waffen steht. In Wirklichkeit kümmern sich die Kolonisatoren kaum um die Marokkaner. Es gibt keine Dienstpflicht, keine Steuern, keine Anmeldepflicht für die Eingeborenen, und was sich außerhalb des Tageslichts in Marokko abspielt, entzieht sich völlig der Kenntnis der Spanier, von denen kaum einer arabisch spricht. „Nachts herrscht Abd el Krim in Marokko", sagte mir Jemand auf der Plaza de Espana, dem Hauptplatz Tetuans.

Auf dem flachen Lande herrscht Abd el Krim auch am Tage. (Was freilich nur ein Euphemismus ist. Eher könnte man von der Herrschaft des Korans sprechen.) Die Spanier beherrschen jedenfalls nur die Bahnlinie Ceuta-Tetuan. Der Weg nach Xanen, von dem man immer noch nicht sagen kann, ob es geräumt werden soll oder nicht, wird fast ständig von Scharfschützen beschossen, die Straße nach Tanger ist gleichfalls stets gefährdet, Melilla ist nur zu Schiff zu erreichen, und nach Larache existiert überhaupt keine Verbindung. Ganz Spanisch-Marokko ist also Kampfgebiet, aber wo der Feind denn eigentlich steht, kann Niemand erklären.

Tetuan, in das vor ein paar Wochen hineingeschossen wurde, ist allerdings entsetzt, die Gefahrzone beginnt jedoch immer noch direkt unter den Mauern der Stadt. Die Soldaten

Abd el Krims tauchen auf und verschwinden, sie liegen vereinzelt hinter den Büschen, zwischen den Felsen und auf den Bergen, und jeder Posten, jede Kolonne, jedes vorgeschobene Detachement muß damit rechnen, von ihnen angegriffen zu werden. Sie schießen ausgezeichnet, finden die Unterstützung der gesamten Bevölkerung und besitzen eine vollendete Kenntnis des überaus schwierigen Terrains.

Die Verluste der Spanier sind denn auch sehr beträchtlich. Besonders die Fremdenlegion, in der leider sehr viele Deutsche sind, muß furchtbar bluten. Die armen Teufel, die den afrikanischen Krieg für ein Kinderspiel gehalten und auf ein bequemes Leben gerechnet hatten, sind selbstverständlich verzweifelt, die härtesten Entbehrungen und ein kaum zweifelhaftes Schicksal gefunden zu haben. Denn die Fremdenlegion hat die „Ehre", die Elite der spanischen Armee zu sein, das heißt: fast ununterbrochen im Kampf zu stehen und sich immer von neuem auszubluten. Es sind sicherlich nicht die Besten, die sich im „Tercio" zusammengefunden haben, und von dem, was sie erzählen, kann man ruhig einen großen Teil abstreichen. Aber es bleibt für unser Mitleid mit diesen Deklassierten, die um nichts kämpfen und sterben, genug übrig.

Nachdem Primo de Rivera außer dem Präsidium des Direktoriums nun auch noch das Generalkommissariat übernommen hat, legen die Spanier Alles darauf an, den Küstenstrich, in dem sie zu bleiben wünschen, fest in die Hand zu bekommen und dann durch einen Friedensvertrag mit Abd el Krim ihren Besitz zu sichern. Aber man hat hier den Eindruck, als ob auch das nur eine sehr provisorische, sehr problematische Lösung sein würde. Ein Riffstaat ohne Küste ist schon rein geographisch eine Unmöglichkeit. Und er wäre wirtschaftlich lebensunfähig, wenn er das Eisen, das der Atlas birgt, nicht ans Meer bringen könnte. Wie groß das Vorkommen dieses Eisens, und ob es wahr ist, daß englische Gesellschaften Abd el Krim bereits Vorschüsse auf ihre Ausbeutung gezahlt haben, entzieht sich unsrer Kenntnis. Jedenfalls sind die Spanier, deren Bodenschätze im eignen Lande brachliegen, nicht imstande, Marokko zu industrialisieren. Und die Kabylen können den Krieg ewig fortführen. Spanien ist dazu nicht reich genug.

Auf der andern Seite muß man freilich in Zweifel ziehen, ob ein selbständiger Riffstaat, der auf europäisches Kapital angewiesen wäre, sich allen politischen Einflüssen entziehen könnte. Im Nordwesten wäre er von Tanger, das man weiß nicht recht was ist, im Süden und Osten von französischem Gebiet begrenzt; im Norden kann man den Felsen von Gibraltar deutlich erkennen. Und Engländer und Franzosen, so mißtrauisch sie einander belauern, würden sich sofort zusammenfinden, sobald sie ein wirtschaftspolitisches Eindringen Deutschlands an diesem fatalen Punkte witterten. Spanien regiert in Marokko schlecht oder gar nicht. Aber es darf immerhin als der Wächter einer Tür angesehen werden, hinter der gefährliche Sprengstoffe lagern.

Mexiko von Leo Matthias

VII.

Mexikanische Gefängnisse

1.

Man kennt ein Volk nicht, wenn man seine Gefängnisse nicht kennt

Geht man in die Penitenciaria der Stadt, so steht man in einem Rondell von vergitterten Höfen; in der Mitte: ein eiserner Turm, von dem aus man das Ganze überblickt.

Ein Russe, dem es gestattet war, hier nach der Binet-Methode Intelligenzprüfungen zu machen, empfing mich und führte mich in sein Zimmer. Stellte mich einem seiner Mitarbeiter vor — einem sehr schönen jungen Menschen im weißen Sweater — und ließ mich einige Minuten warten.

Ich unterhalte mich sehr angeregt mit dem Sweatermenschen.

Als ich mit dem Professor weitergehe, erzählt er mir, daß dieser Mitarbeiter ein Sträfling ist, der 100 000 Dollars gestohlen hat. Aber er hatte sich bisher gut geführt und durfte sich daher frei bewegen. Er hatte sogar die Erlaubnis, an jedem Sonnabend Abend in die Stadt zu gehen; am Sonntag Morgen war er wieder pünktlich im Gefängnis.

Der Fall war selbst für mexikanische Verhältnisse etwas ungewöhnlich; aber auch die Freiheit, die man den andern Gefangenen gewährte, war außerordentlich groß. Man zwang selbst die Sträflinge des vierten Hofes (die Klassifizierung geschah nicht nach Verbrechen oder Strafmaß, sondern ausschließlich nach der Führung im Allgemeinen) nicht zur Arbeit. Dagegen gab man dem, der arbeitete, nach Ablauf der halben Strafzeit die bedingte Freiheit. Jeder Gefangene hatte das Recht, sich seine Beschäftigung zu wählen. Werkstätten, Maschinen für Mechaniker, Tischler, Drucker, Schuster, Weber ... waren vorhanden. Für Analphabeten (80—90%) gab es Schulen.

Wer wegen Rückfälligkeit, schlechter Führung und dergleichen keine Aussicht hatte, vor Ablauf der vollen Straffrist freizukommen, lungerte im Hof herum, ließ sich frisieren, die Stiefel putzen, unterhielt sich mit seinen Kindern (denen der Eintritt gestattet war), spielte mit Hunden, musizierte unter blauem Himmel. Andre, hauptsächlich Indios, schnitzten aus Kokosschalen, Obstkernen, Knochen kleine Gegenstände (Affen, Männchen, Pokale, winzige Dominokästchen), die auf illegalem Wege hinausgeschafft und verkauft wurden. Man bot mir viele Dinge heimlich an. Jeder Gegenstand war von vollkommener Schönheit.

2.

Es herrschte grade große Aufregung in einem der Höfe, die ich durchquerte. Ein Major der gegenrevolutionären Truppen, ein junger Mensch von 28 Jahren, der auf Befehl einen Eisenbahnzug überfallen hatte, sollte am nächsten Morgen erschossen

werden. Er teilte daraufhin dem Direktor der Anstalt mit: er habe durch Freunde vor wenigen Stunden erfahren, daß er begnadigt worden sei. Aber der Exekutionsbefehl war bisher nicht widerrufen worden. Der Direktor der Anstalt wußte von nichts; das Justizministerium wußte von nichts; der Präsident der Republik, den man telephonisch anrief, war verreist.

Es bildeten sich zwei Parteien. Die eine (mit dem Direktor der Anstalt an der Spitze) behauptete: die Geschichte mit der Begnadigung sei erfunden; sie sei ein Trick, um die Exekution zu verzögern. Die andre Partei dagegen war davon überzeugt, daß es sich um den Racheakt irgendeines Unterbeamten handle, daß die Begnadigung tatsächlich ausgesprochen sei, aber daß irgendeine Instanz das Urteil nicht weitergegeben habe, mit der Absicht, es erst nach der Exekution der Anstalt zuzustellen. Diese Partei wurde geführt von dem Professor, der als Russe jede andre Erklärung für „menschlich unwahrscheinlich" hielt.

Der Kampf zwischen dem Russen und dem Mexikaner dauerte etwa eine halbe Stunde. Das Ergebnis war, daß man dem 28jährigen Major freistellte, den gesamten Büroapparat des Gefängnisses zu benutzen, um die Wahrheit seiner Behauptung zu erbringen.

Am 16. Mai um 4 Uhr morgens sollte der Major erschossen werden. Am 15. um 2 Uhr nachmittags setzte er sich an das Telephon, diktierte Depeschen, jagte einen Boten nach dem andern in die Stadt, ließ seine Freunde suchen, die grade auf das Land gefahren waren. Er hatte genau drei Stunden Zeit, denn um 5 Uhr schlossen die Ministerien. Das Begnadigungsurteil war nur zu finden, solange die Möglichkeit bestand, sich in sämtlichen Büros der zuständigen Instanzen herumzufragen und bestimmte Beamte möglichst gleichzeitig auszuhorchen.

Es war nicht ganz so wie im Film; das Urteil wurde nicht zwei Minuten vor Fünf gefunden — aber es hat immerhin zweieinhalb Stunden gedauert, bis man es dort fand, wo man es vermutet hatte.

Der Schuldige war ein Kreole.

Ein Indio kann totschlagen, stehlen, grausam sein; aber Gemeinheiten dieses Genres wird er nicht begehen.

3.

Das Leben eines Mexikaners, der nicht grade ständig in der Stadt lebt, ist noch heute wie vor 100 Jahren fast in jedem Augenblick bedroht.

Wodurch es bedroht ist, ergibt sich aus dem Lebenslauf eines alten Gefangenen der Penetenciaria, eines Militärs, der seine Frau während eines Wortwechsels erschlagen hat.

Ich gebe von den 30 Fällen, die er aufzählt, 18 wieder: 1.) Überschritt Brücke eine Mine, die zusammenbrach; stürzte dreimal in den Schacht, weil Bretter faul. 2.) Wurde nachts durch Wölfe bedroht. 3.) S. stach nach mir mit Dolch.

4.) N. schoß auf mich aus Unachtsamkeit. 5.) Wurde mit Steinwürfen bombardiert. 6.) Floh aus P., wo ich füsiliert werden sollte. 7.) Entkam aus der Hacienda X. den Mördern D. und D. 8.) Sollte in A. füsiliert werden; floh. 9. Sollte in A. gehenkt werden; floh. 10.) Wurde plötzlich in T. von Giftschlangen überrascht. 11.) Rettete mich vor Mord durch eine Frau. 12.) In Z. vom Pferde fast zu Tode geschleift. 13.) Wurde narkotisiert, damit ich vom Pferd fallen sollte. 14.) Wurde in U. gesteinigt; wunderbare Rettung. 15.) In T. beinahe gehängt; floh. 16.) In S. beinahe füsiliert; floh. 17.) Wurde schwer verletzt durch Kugel. 18.) Sollte gehängt werden; floh

Furcht ist dem Mexikaner unbekannt. Als man einen Verbrecher fragte, was Furcht sei, konnte er keine Antwort geben. Als man ihn fragte, was feige sei, antwortete er: Feige ist, wer Angst hat, zu schlagen. (El cobarde es el que tiene miedo para pegar.)

Die Zahl der Totschläge und Morde ist in Mexiko außerordentlich hoch. Es kommen auf 100 000 Einwohner etwa 1000; in Deutschland etwa 3; in Italien etwa 70.

Nach den englischen Wahlen

von Joseph Friedfeld

London, 3. November 1924

Daß die englischen Wahlen im Dezember 1923 ein Ministerium der Labour Party ergeben hatten, galt allgemein als Zeichen für den Anstieg der Welle des Sozialismus. Die überwiegende Majorität, über die das konservative Ministerium in England nach den Wahlen vom 29. Oktober 1924 verfügen wird, begrüßt man in manchen Kreisen als den Beginn des Endes der sozialistischen Unruhe nach dem Weltkrieg.

Beide Urteile beruhen auf allzu bequemer Verallgemeinerung.

Vor elf Monaten konnte die Labour Party nur infolge der eigentümlichen Verhältnisse des englischen Parlamentarismus das Ministerium übernehmen. Sie hatte damals nur 192 von 615 Abgeordneten, und im Lande selbst waren nur 4 348 000 Stimmen für sie abgegeben worden, mehr als eine Million weniger als für die Konservative Partei und nur verschwindend mehr als für die Liberale Partei. Es war voreilig, daraufhin von einem sozialistischen Siege zu sprechen. Ein Sieg war es nur im Hinblick auf die Vergangenheit: auf die ständige Zunahme der Anzahl sozialistischer Wähler seit zwanzig Jahren.

Bei den neuen Wahlen haben die Sozialisten 5 475 000 Stimmen erhalten, also die Zahl ihrer Wähler beträchtlich vermehrt. Der Fortschritt ist bedeutend größer als der Fortschritt von der Wahl im Jahre 1922 zu der „siegreichen" von 1923, wo er kaum 200 000 Stimmen betragen hat. Die Zahl der Abgeordneten ist freilich geringer als nach den Wahlen von 1923, aber noch immer höher als nach den Wahlen von 1922 und ganz unvergleichbar höher als in den frühern Jahren. Die Stärke der konservativen Majorität ist zwar in dem neuen

Parlament so gewaltig, wie sie in diesem Umfang keine Regierung seit Jahrzehnten erlebt hat. Die konservativen Stimmen im Lande sind um 2 000 000 angewachsen; aber nicht auf Kosten der Labour Party, sondern der Liberalen Partei. Der große Gegensatz zwischen der Stärke der Parteien in dem alten und in dem neuen Palamente stammt mehr aus der Technik des Wahlsystems als etwa aus einem plötzlichen Wechsel in der Gesinnung der britischen Nation.

Trotz dieser Überlegungen ist die Bedeutung der überwältigenden Majorität der Konservativen Partei im neuen Parlament gar nicht zu überschätzen. Denn obwohl die Zahl der sozialistischen Wähler sich nicht nur nicht verringert hat, sondern sehr beträchtlich angewachsen ist, kann man doch nicht verkennen, daß MacDonalds Regierung in den letzten Monaten an Einfluß und Achtung eingebüßt hat. Wären die Wahlen im August gekommen, so hätten sie ein völlig andres Gesicht getragen, und nicht nur die Labour Party, sondern wahrscheinlich auch die Liberalen wären gestärkt aus ihnen hervorgegangen. Ein progressiver Block hätte damals die Folge sein können, und der hätte Englands Schicksal umgestalten müssen. Es waren weniger prinzipielle Gegensätze als taktische Erwägungen, weshalb MacDonald sich dagegen entschied. Man nahm eine konservative Mehrheit für viele Jahre in Kauf, um so die Liberale Partei zu zertrümmern und später eine desto sicherere Majorität für die Labour Party zu gewinnen.

Diese Rechnung auf lange Sicht mag richtig sein; aber sie liefert das britische Reich und alle andern Nationen für mindestens fünf Jahre den größten Gefahren aus. In diesen fünf Jahren kann sich Manches ereignen — oder es kann dafür gesorgt werden, daß sichs ereignet —, was den keimenden Geist internationaler Solidarität zerstört und den Nationalismus in den einzelnen Ländern wieder kräftigt. MacDonald hat ein überaus gewagtes Spiel gespielt. Das darf man in der Politik nur, wenn man es meistert. Der sozialistische Premier aber hatte im September und Oktober jenes Maß von Überlegenheit verloren, das zur Beherrschung der Lage notwendig gewesen wäre. In seinen Äußerungen zeigte er eine Unklarheit, eine Unsicherheit, eine Gereiztheit und Empfindlichkeit, die weit unter dem Niveau blieben, das man in England von weit unbegabtern Ministern gewöhnt ist. Sein Fehler, der schon zu Beginn seiner Regierung — in seinem berühmten Brief nach Indien vom Januar 1924; in der Berufung des reaktionären Lord Chelmsford als Minister für Indien; in der Angelegenheit der fünf Kreuzer — enttäuscht hatte, nämlich der Mangel an Prinzipien und das Liebäugeln mit der Gunst der Andern trat nirgends so deutlich zutage wie in seiner Behandlung der Campbell-Affäre und des Sinowjew-Briefes. Seine maßlosen Ausfälle gegen die Liberalen, seine Beschuldigung, daß ein Komplott gegen sein Ministerium bestehe — dies und das hat ihm mehr geschadet als seinen Gegnern. Die große, der Labour Party nahestehende, von den Fabians gegründete Wochenschrift ‚New

Statesman' hat gleich nach der Auflösung des Parlaments in einem viel bemerkten Artikel MacDonald angegriffen und hervorstechenden Fehlern seines persönlichen Charakters die Schuld an allen Verwicklungen und an der Rückkehr der Reaktion gegeben. Heute, wo die Wahlen vorbei sind, wagt auch das offizielle Organ der Independent Labour Party und sogar MacDonalds eigner Gruppe, der ‚New Leader', in einem Artikel der Redaktion diese Ansicht auszusprechen. MacDonald hatte die Forderung einer Untersuchung der Campbell-Affäre als eine Kränkung zurückgewiesen, obwohl seine und seiner Regierung Rolle darin durchaus zweifelhaft war, und obwohl Asquith den Wunsch nach einer Untersuchung in einer Weise vorgebracht hatte, die zu den großen Meisterstücken parlamentarischer Vornehmheit gehört. ‚New Leader' schreibt:

> Wir haben unzweifelhaft schwer gebüßt für unser unglückseliges Verhalten in der Campbell-Affäre und in der Sinowjew-Affäre. Wir haben fertig gebracht, unaufrichtig zu erscheinen. Unsre Erklärungen kamen spät und konnten den Verdacht nicht verscheuchen, daß etwas Ungebührliches verheimlicht würde. Wenn wir auf die ereignisreichen Wochen zurückblicken, mehrt sich unser Zweifel, ob wir gut daran getan haben, die Untersuchung der Campbell-Affäre abzulehnen Unsre Führer haben zu oft Freimütigkeit vermissen lassen. Unser Führer war allzu bereit, ernst gemeinte Fragen als Beleidigungen zu empfinden. Er dachte zu viel an Verschwörungen und legte den Rücksichten auf Wahlmachinationen ein übertriebenes Gewicht bei. Als die Entscheidung kam, hat er unter dem Druck der Erregung und Überarbeitung nicht vermocht, das Problem auf die Höhe ernster Diskussion zu heben.

Und es ist in der gleichen offiziellen Zeitung, daß MacDonalds Politik mit einem Gefühl „der Scham und der Entrüstung" aufs schärfste verurteilt wird.

MacDonald hatte versucht, das Vertrauen der Wählerschaft durch die Preisgabe seiner Prinzipien zu gewinnen. Es ist ihm nicht gelungen — er selbst ist daran zerbrochen. Aber die Wahlen haben bewiesen, daß das sozialistische Bewußtsein weite Massen, vor allem in den Industriestädten, erfaßt hat. Die kommenden Jahre werden einer innern Konsolidierung der sozialistischen Partei gewidmet sein. Sie wird gestärkt werden. Die Monate ihrer ersten Amtsperiode werden ihr eine Lehre gewesen sein. „Wir haben das Amt verloren. Wir haben das Recht wiedergewonnen, wir selbst zu sein", schreibt H. N. Brailsford.

Was die große Masse der Wähler bewogen hat, konservativ zu wählen und von der Liberalen Partei abzugehen, war der Wunsch nach einer Stabilisierung der Regierung. In den letzten Monaten konnte man unmöglich voraussagen, wie lange die Regierung noch bleiben, wer ihr folgen, wie die Grundzüge der Politik sein würden. Die überwiegende Majorität der Konservativen Partei sichert dem Lande eine stabile Regierung für die nächsten Jahre. Das Programm, auf das die neue Regierung gewählt wurde, verheißt Ruhe. Sonst enthält es keine

Ideen und keinen Ansatz zu irgendwelcher Initiative. Dieser Stillstand allein wäre noch keine Gefahr. Aber die Lage im britischen Weltreich selbst, in Irland, Indien und Aegypten, birgt die Gefahr, daß die Konservativen die Initiative, die ihnen auf dem Gebiet der innern Politik mangelt, auf dem Gebiet der Reichspolitik betätigen werden. Was wird die Folge sein? Daß sich die irischen Zustände von 1920 in allen diesen Ländern erneuern werden. Die wahrscheinliche Initiative der konservativen Regierung auf dem Gebiet der äußern Politik: in der Errichtung der Flottenbasis in Singapore und in dem Ausbau der See- und Luftstreitkräfte, wird ihre verhängnisvolle Wirkung wohl nicht so bald direkt üben. Es bleibt abzuwarten, ob nach einigen Jahren ein neues Ministerium der Labour Party den Willen und die Macht haben wird, das Unheil abzuwenden.

All right! von Theobald Tiger

Tausend englische Gentlemen nehmen wieder in Ruhe ihr Breakfast und ihren Lunch,
denn es hat sich ausgemacdonaldt — gefallen ist endlich der ekelhafte Mensch . . .
All right — !

Das Gleichgewicht ist wieder hergestellt. Unten bleibt unten, und oben ist oben —
darum laßt uns Alle den lieben Gott und den Provinzkomiker Churchill loben!
Hipp hipp . . .

So hätten wir denn für längere Zeit vor dem bösen Sozialismus Ruh.
Moskau ist und bleibt doch ein himmlisch praktischer Bubu . . .
All right — !

Tausend deutsche Schentelmen wittern ihrerseits frische Morgenluft:
Noch einen Ruck, und wir haben die letzten Novemberkerls heruntergepufft.
Aber feste!

Tausend deutsche Bankiers und Reeder fühlten sich schon als Tories, als sie die Resultate lasen.
Aber der Unterschied ist wie zwischen einem Beefsteak und einem falschen Hasen.
Denn was uns so der Herrgott als herrschende Klasse geschickt . . .
All rickt — !

Ein englischer Tory mit allen seinen Kriegsschiffen, Kolonien und Soldaten
ist immer noch tausendmal demokratischer als unsre Demo- und Sozialdemokraten!
Ein geschlagener Macdonald und ein siegreicher Breitscheid — nur kein Neid!
All right — !

Dokumente bayrischer Justiz

Herausgegeben von Ernst Toller

V.

Aus dem Kollektiv-Urteil eines Bayrischen Volksgerichts

Anz.Verz. Ziff. S. XVIII 163, 173, 181, 202, 754/1919.
Proz. Reg. No. 984/19.

Beglaubigte Abschrift:

Das standrechtliche Gericht München hat in seiner öffentlichen Sitzung vom 29. Juli 1919 nachstehendes Urteil erlassen:

M., geboren am 2. II. 1896 in M., protestantisch, ledig, Heizer, zur Zeit in Untersuchungshaft, ist schuldig:

eines Verbrechens der Beihilfe zum Hochverrat und wird hierwegen zur Strafe der Festungshaft von 1 Jahr 9 Monaten, unter Anrechnung von 2 Monaten Untersuchungshaft sowie zur Tragung der Kosten des Verfahrens und der Strafvollstreckung verurteilt.

Gezeichnet:

Keidel Himmelstoß Morgenroth Kobell Gewinner

Gründe:

Bezüglich des Angeklagten M. wurde ein Nachweis dafür, daß er durch eine hetzerische Tätigkeit die Stellungnahme der Truppe beeinflußt hat, nicht erbracht; immerhin hat er nach seinem eignen Vorbringen einen erheblichen Einfluß auf die Truppe gehabt; diesen Einfluß hätte er, wenn er die Mannschaften von ihrem verbrecherischen und unsinnigen Vorhaben, gegen die Regierungstruppen zu kämpfen, hätte abhalten wollen, unbedingt geltend machen müssen; weil er dies nicht getan hat, trifft ihn die Verantwortung für die Handlungen der übrigen Kämpfer in erheblichem Maße.

Er gibt selbst an, mit ungefähr 50 Mann der Pioniere angerückt zu sein; nach seinen Angaben war er bis zum letzten Augenblick schwankend, hat sich aber dann, aus welchen Gründen kann ununtersucht bleiben, für den Kampf gegen die Regierungstruppen entschieden. Darüber, daß der im Hofe der Kaserne zusammengetretene Trupp von ungefähr 50 Mann keine Polizeitruppe sein konnte, hatte der Angeklagte M. nach der Äußerung der Leute, sie rückten notwendigen Falles auch ohne Führer gegen die Regierungstruppen aus, und nach seiner Begrüßung durch die Leute: „Jetzt kommt der M. auch!", keinen Zweifel; er hat gewußt, was die Leute wollten, und ist für seine Person nach der Überzeugung des Gerichts ausgezogen, um den Kampf mit den Regierungstruppen aufzunehmen.

Bestimmte Kampfhandlungen oder Befehle für solche sind ihm nicht nachgewiesen; seine Handlungsweise begründet aber auch so — nach dem oben Ausgeführten — ein Verbrechen der Beihilfe zum Hochverrat, dessen er einstimmig für schuldig befunden wurde.

Unter Zubilligung mildernder Umstände erschien bei dem erhöhten Einfluß, den er besessen, aber nicht ausgeübt hat,

eine Festungshaft von der Dauer von 1 Jahr 9 Monaten schuldentsprechend, auf welche Strafe 2 Monate der Untersuchungshaft in Anrechnung gebracht werden.

Der Anspruch im Kostenpunkt bei den verurteilten Angeklagten stützt sich auf die Paragraphen 496—497 StrPO.

München, den 22. Oktober 1919.

Der Gerichtsschreiber des Volksgerichts München I.

(Unterschrift.)

Man beachte: Das Gericht stellt fest, daß M. bestimmte Kampfhandlungen oder Beihilfe zu solchen nicht nachgewiesen sind. Weil er aber einen Einfluß, von dem das Gericht glaubt, daß er ihn besessen habe, nicht geltend machte, wird er eines Verbrechens zur Beihilfe des Hochverrates für schuldig erklärt und verurteilt. Der Staatsanwalt hatte gegen M 5 Jahre Festungshaft beantragt!

Gegen Urteile des bayrischen Volksgerichts gibt es keine Rechtsmittel. Auch heute noch nicht. Die bürgerlichen Parteien des letzten Reichstags besaßen nicht den kümmerlichen Mut, in dritter Lesung das Gesetz, das Revision von Urteilen bayrischer Volksgerichte ermöglichte, anzunehmen. Ihre Zivilcourage versagte vor den münchner regierungsoffiziösen Drohungen. Welch ein robustes Gewissen haben diese Herren!

Sinn und Schicksal der Revolution

von **Arthur Holitscher**

In den langen Jahren russischer Kriegsgefangenschaft hat Hans Kohn genug vom Wesen und der spezifischen, für uns Europäer schwer verständlichen Veranlagung des großen russischen Volkes erfahren, um — in einem Buche: ‚Sinn und Schicksal der Revolution' (bei E. P. Tal & Co. in Wien) — ein kompetentes Urteil über die ungeheure Umwälzung abgeben zu können, die 1917 die Grundfesten nicht nur dieser Volksgemeinschaft erschüttert hat

Die Wurzeln dieser russischen Revolution, die erst Kerenski, dann die Bolschewiki zur Macht emporgehoben hat, liegen in dem vergangenen Jahrhundert bloß, das die Dekabristen, die Nihilisten, die Narodniki, die Tolstoianer, und die von Marx, Bakunin und Tschernischewski inspirierten Intellektuellen kommen, schwinden und bleiben sah. Man muß das Erdreich kennen, aus dem diese Wurzeln die Kraft sogen. Aus dem, wie Kohn es sehr gut ausdrückt, der „Einheitsmensch" aufsteigen konnte — dieser fruchtbare Brodem, Erdgeruch, Erdgeistnebel, der der russischen Erde und damit der russischen Revolution eigen ist, wie keiner zweiten auf diesem Erdball.

Kohn gelingt es in seinem kleinen Buche auch, das komplizierte Wesen des russischen Führer-Intelligents, dieses zwischen Demut und Hybris zuweilen asiatisch schwankenden Produkts einer Zwischenkultur, zu lokalisieren. Wie ihm auch das Wesen des Bourgeois offenbar ist — des Bourgeois, der, ob nun in Rußland oder anderswo, von denselben Instinkten erfüllt ist; in der bürgerlich-demokratischen Revolution liegen diese

Instinkte besonders schamlos klar zutage — man braucht nur die Haltung unsrer Deutschen Demokratischen Partei gegenüber den in den Kerkern schmachtenden achttausend politischen Gefangenen zu beobachten: die Revolution ist gut, die Andern haben sie für uns gemacht, wir genießen ihre Früchte — aber jetzt ists genug!

Nun unterscheidet sich die russische Revolution, das heißt: nicht die menschewistische Kerenskis, sondern die bolschewistische Oktober-Revolution von allen bisher in der Geschichte bekannten eben dadurch, daß sie weiter gegangen ist. als dem Bürger lieb ist. Sie glitt naturnotwendig von Kerenski zu Lenin hinüber, weil Lenin der Mann war, der dem Volk, dem armseligen — das, wie Kohn sehr treffend sagt: verlangt, aber nicht weiß: was — Alles gegeben hat. Das ist der Mythos des ungeheuern Geschehens von 1917.

Versagen muß Kohn, dessen Analyse bis zu diesem Punkte musterhaft ist, sobald er es unternimmt, Prognosen zu stellen. Seit seiner Flucht in den ersten Monaten der Revolution hat er die Ereignisse in Rußland nur aus der Distanz und, wie es scheint, ohne den richtigen Kontakt mit maßgebenden Faktoren oder Persönlichkeiten des revolutionären Rußland erlebt. Die Psychobiologie des revolutionären Menschen ist ihm — wie jedem Hohes, Ewiges anstrebenden Manne — klar bewußt, aber er läßt sich nunmehr allzu willig vom Schwung seiner unbedingt Ja sagenden Begeisterung hinreißen und zieht mit einem Mal um das primäre Geschehen viel zu weite Kreise. Sodaß eine empfindliche Lücke, eine peinliche Distanz wahrnehmbar wird — zwischen dem Erworbenen der Revolution, das der aufrichtige Revolutionär nicht preisgeben mag, und der Beurteilung des Einflusses, den dieses Faktum der Revolution auf die breiteste Allgemeinheit ausübt. Vielleicht haben ihm — wie, ach, so Vielen und nicht den Schlechtesten! — die peinlichen Kompromisse, die die russische Revolution auf ihrem Dornenpfad einzugehen genötigt war, den Blick getrübt. Das wäre, wie gesagt, nicht verwunderlich. Nur zu unsicher und mit zu großem Widerstreben folgt der Intellektuelle, der Enthusiast den verschlungenen Mäandern der Realpolitik.

Wo er aber festen Fuß faßt, das ist bei der Betrachtung der tiefen Parallelität, besser gesagt: der Begegnung im Messianischen—Rußlands und des Judentums. Und auch bei der Analyse des Widerspruchs: wie sich eine religiöse Bewegung im Sozial-Ethischen zu bewähren sucht. Er deckt da den heillosen, verhängnisvollen Dualismus: des visionär Anarchischen und des auf Tatsachen ruhenden Archismus auf.

Dabei befremdet allerdings — bei einem Zionisten eigentlich doppelt — sein furchtsames Sichvorbeidrücken an dem Phänomen Trotzki. Wenn in irgendeiner noch im Menschlichen faßbaren Gestalt, hat sich in diesem unsterblichen, einmaligen Menschen der reine Trieb der ewig gärenden, ans Licht drängenden, die Menschheit mächtig zu ihren Höhen emporstoßenden geistigen, jüdischen Energie verkörpert.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XXVI.

Rudolf Hilferding

Man sieht ihn überall, wo politisch was los ist: diesen mittelgroßen, ein bißchen untersetzten, schwarzlockigen Mann, mit den kleinen zwinkernden Augen hinter dem wippenden Kneifer, den etwas hervorstehenden kräftigen weißen Zähnen oder, richtiger, Hauern, diesem Lachen um die Mundwinkel und der immer qualmenden langen Zigarre. Ein politischer Peripathetiker, auch er; wie Breitscheid und Kardoff. Einer, der im Umherwandeln Politik macht. Immer gesprächig. Immer witzig. Immer freundlich. Der Sonnenstrahl der Sozialdemokratie, der immer wieder die Wolken durchbricht.

Eigentlich war er gar nicht für die Politik bestimmt gewesen Geboren August 1877 in Wien. Vater Beamter einer Versicherungsgesellschaft. Bürgerliches Milieu. Auf dem Gymnasium ein mittlerer Schüler. Kein Streber. Aber seine Eltern wollten mit ihm hoch hinaus. Gewiß schätzte er, halb Knabe noch, halb Jüngling, Caesar, Cicero und Ovid. Noch mehr interessierte ihn, schon mit fünfzehn Jahren, die große soziale Bewegung, die unter der Decke der kaiserlichen-bürgerlichen Welt zu rumoren begann, die hitzige Schriften hinausschleuderte, und die so geheimnisvoll aufregende Worte zu prägen verstand. Montaigne: „Man lehrt uns die Kunst zu leben, wenn unser Leben dahin ist." Gleich als Hilferding es geistig begann, baute er sich seinen eignen Weg neben dem herkömmlichen. Abiturium. Universität. Ein Brotstudium: Medizin. Aber Hilferdings eigentliches Interesse galt der Nationaloekonomie und dem Sozialismus. Um die Jahrhundertwende Promotion und Etablierung — ohne daß aus der Praxis was wurde. Ich kann mir denken, daß er einem Patienten, der mit einem Furunkel am Genick zu ihm kam, zunächst einen längeren, wissenschaftlich fundierten Vortrag über die modernen sozialen Krankheitserscheinungen, insbesondere über die Furunkulose der Bourgeoisie hielt, ihm aber schließlich, auf die Schulter klopfend, sagte: Mit Ihrem Furunkel gehen sie am besten zu einem Arzt.

Nein, das Kurieren am Menschenkörper lag ihm nicht. Wohl aber das Kurieren am Menschheitskörper. Zunächst weniger ein Praktiker als ein Theoretiker. Einer, der sich in die Gedankengänge des Karl Marx hineinbohrte und -vertiefte und der dann, weiterbauend, das marxistische System anwandte auf die Forderungen der Gegenwart. Er geriet an Karl Kautsky. Zwei verwandte Naturen. Kautsky freilich schrieb unaufhörlich Bücher, Broschüren, Flugblätter, Aufsätze. Hilferding dagegen nahm sich dies oder das Problem heraus und versuchte, es mit der ganzen Schärfe seines Verstandes zu bewältigen. Kautsky holte sich ihn in die Redaktion der ‚Neuen Zeit', der entschieden-sozialistischen Zeitschrift gegenüber den refor-

mistischen ‚Sozialistischen Monatsheften'. Es waren die Zeiten, da nach dem Dresdner Parteitag die Sozialdemokratie eine zweite Sturm- und -Drang-Periode durchmachte, da Bebel mit seinem Feuerkopf die Revisionisten, die Eisner, Heine, Braun in Acht und Bann tat und die revisionistische Hochburg des ‚Vorwärts' radikal säuberte. Damals, 1906, zog Hilferding in das Zentralorgan der Partei ein, und wenn es in jenen Jahren dort auch keinen Chefredakteur, sondern nur ein Kollegialsystem in der Redaktion gab, so setzte er sich in diesem radikalen Gremium sozialistischer Journalisten, zwischen den Ströbel, Stadthagen und Genossen, doch bald als führender Kopf durch. In diese Periode fallen seine ‚Marx-Studien' und sein großes, grundlegendes Werk über das ‚Finanzkapital'. Jean Jaurès nannte es, noch in einer seiner letzten Kammerreden, mit das beste Werk der marxistischen Literatur.

Es kam der Krieg. Der Oesterreicher Hilferding wurde 1915 in den blaugrauen Rock gesteckt und als Militärarzt erst nach Wien, dann an die oesterreichisch-italienische Front geschickt, das Spital von Valsugana zu leiten. Diese Kriegsjahre entzogen ihn völlig der Politik. Als der militärische Zusammenbruch der Mittemächte ihn wieder nach Berlin zurückbrachte, schloß er sich den Unabhängigen an. Die scharfe Frontstellung, die die oesterreichischen Genossen von vorn herein gegen die deutsche Mehrheitssozialdemokratie eingenommen hatten, mag dabei nicht ohne Einfluß gewesen sein. Der ‚Vorwärts' sah ihn nicht wieder. Die neubegründete ‚Freiheit' stellte ihn an ihre Spitze. Zunächst überschlug sich dieses Organ, unter dem Eindruck der russischen Vorgänge, in Radikalismus. Die Revolution sollte weitergetrieben werden. Allmählich aber stemmte sich Hilferding, zusammen mit dem Parteichef Haase, diesem Radikalismus entgegen. Vorsichtig wurde, in längern Zeitabständen, das Steuerruder von ihm gewendet. Die Partei murrte und grollte. Hilferding sah über den Tag hinaus und erkannte, daß ein in drei Richtungen zersplitterter Sozialismus sehr bald vor der Bourgeoisie werde kapitulieren müssen, wenn man nicht rechtzeitig auf eine Zusammenfassung der Arbeiterschaft bedacht sei.

Als Haase das Opfer eines Attentats geworden war, verlor Hilferding den Rückhalt in der Partei und kämpfte auf einem verlorenen Posten. Auf den Parteitagen stand er auf dem rechten Flügel; aber seine Anhängerschaft schrumpfte zu einer Minderheit zusammen. Sein Schwanengesang war jene großartige rhetorische Auseinandersetzung mit Sinowjew, 1920, auf dem Spaltungsparteitag von Halle. Sinowjew hatte, stundenlang, mit glitzernder Dialektik gesprochen, hatte alle Register einer überlegenen Redekunst gezogen und die Zuhörer fast in eine Narkose versetzt. Beinah die Hälfte der Unabhängigen schwenkte zu den Kommunisten ab, und als dann Hilferding erwiderte, ein, zwei, drei Stunden, als er der Linken weitgehende Konzessionen machte, um die Parteieinheit zu retten, da war es doch nur noch ein Rückzugsgefecht. Sinowjews Vor-

würfen begegnete er mit diesen Worten: „Wir in Deutschland haben nie an der Wiederherstellung des Kapitalismus gearbeitet. Wir haben uns gegen alle Illusionen der Planwirtschaft, alle Illusionen einer Arbeitsgemeinschaft zwischen Kapital und Unternehmertum, alle Illusionen der Bündnispolitik zwischen politischen Parteien und uns immer auf das schärfste gestemmt und haben der Arbeiterklasse gesagt: In dieser Krise gibt es für euch nur eine Rettung vor der fortschreitenden Verelendung, und das ist der Kampf um den Sozialismus, das ist die Verwirklichung des Sozialismus." Weiter: „Als wir am neunten November zur Macht kamen, wurde Deutschland der Verfasung nach als Sowjet-Republik konstruiert, und wir als Unabhängige Sozialdemokratie haben damals den Standpunkt vertreten: Keine Wahl zur Nationalversammlung, sondern Aufrechterhaltung der Diktatur des Proletariats durch die Vertretung der politischen Arbeiterräte bis zur Durchführung, bis zur Vertreibung der Bourgeoisie aus ihren wichtigsten Machtpositionen. Das war unser Standpunkt. Diesen Standpunkt haben auch Haase und seine Freunde in der Regierung vertreten. Auch Dittmann hat ihn vertreten — aber durchgeführt konnte er nicht werden. Und warum nicht? Weil neun Zehntel der Arbeiterräte auf dem Räte-Kongreß, fast die gesamte organisierte Arbeitermasse bis auf einen kleinen Teil, gegen uns gestanden haben. Da haben wir genau dieselben Gedanken gehabt, genau dieselbe Taktik einschlagen wollen, die Lenin empfohlen und durchgeführt hat. Lenin hat seinerzeit gesagt: Wenn wir die Sowjet-Republik nicht durchführen können, und dazu sind wir jetzt zu schwach, dann müssen wir den Arbeitern sagen: Republik ist besser als Monarchie, und eine bürgerliche Republik mit einer Nationalversammlung ist besser als eine ohne Nationalversammlung." Endlich: „Wenn wir für die Diktatur des Proletariats sind, so möchte ich sagen, daß grade die deutschen Verhältnisse es sind, die uns dazu bewegen, der Arbeiterschaft zu sagen: Mit dem demokratischen Mittel kommt Ihr nicht aus, und zwar deswegen nicht, weil in Deutschland die Art der historischen Entwicklung eine Periode der Diktatur des Proletariats unumgänglich notwendig macht. . . Denn es ist nicht möglich, aus einem Lande, das so reaktionär gewesen ist wie Deutschland, wo die reaktionäre Auffassung, der Glaube an die Allmacht der Gewalt so fest in den Köpfen des Bürgertums sitzt, mit demokratischen Mitteln zuzufassen." Er sprach umsonst. Die Scheidung der Geister war nicht mehr aufzuhalten. Die Neukommunisten etablierten sich als Kommunistische Arbeitsgemeinschaft und führten so, dem Schein nach, eine Zeitlang noch ein gewisses Sonderdasein.

Hilferding hat sich seitdem, wenn man so sagen will, weiter nach rechts entwickelt. Der Gedanke einer Einigung wenigstens der sozialistischen Elemente überwucherte in ihm alles Andre. In der ‚Freiheit' war kein Platz mehr für ihn. Von den Ledebour, Crispien und Dittmann wurde er überrannt. Es

schien, als ob die Einigung wieder in eine weite Ferne gerückt sei. Da gab der plötzliche Mord an Rathenau, im Sommer 1922, den Dingen eine neue Wendung. Die Arbeiterschaft war impulsiv, wie ein Mann, zum Protest aufgestanden, und die Einigungsidee wurde in ihren Köpfen lebendiger denn je. Hilferding kämpfte dafür in Wort und Schrift. Zu dem Reichskanzler Wirth war er als Finanzkenner schon vorher in ein intimeres politisches Verhältnis getreten. Die Regierung hatte ihn als Sachverständigen nach Genua delegiert. Im Reichswirtschaftsrat hatte er, als Vertreter der Arbeitnehmer, wie früher in der Sozialisierungskommission die Aufmerksamkeit der wirtschaftlich interessierten Kreise auf sich gelenkt. Und eines Tages kam es zur Verschmelzung der Mehrheitssozialisten und der Unabhängigen. Die Sozialdemokratie stand dem Kabinett Cuno in abwartender Neutralität gegenüber und stürzte es, als, im Hochsommer 1923, dank dem Währungszusammenbruch politisch und wirtschaftlich Alles drunter und drüber zu gehen drohte.

In das erste Kabinett des Herrn Stresemann, als die Große Koalition von der Deutschen Volkspartei bis zur Sozialdemokratie zustandekam, wurde Hilferding neben Radbruch und Sollmann in die Regierung aufgenommen. Er trat das trostlose Erbe des Finanzministers Hermes an. Es galt, eine neue Währung aus dem Boden zu stampfen. Seine Tätigkeit auf diesem Ministerposten ist, auch in seiner eignen Partei, vielfach bemängelt worden. Warum nahm er keine Personalveränderungen vor? Warum führte er die neue Währung nicht sofort ein? Leichter gesagt als getan. War er tatsächlich nur ein Theoretiker und kein Praktiker? Von vorn herein verfocht er die Ansicht, daß man die neue Währung so lange nicht ins Leben rufen könne, wie nicht die Notenpresse abgestoppt und die völlig uferlose Finanzierung des passiven Widerstands an der Ruhr aufgegeben sei, sonst würde auch die neue Währung sofort in die Inflation hineingerissen werden, und Alles würde, schon nach wenigen Wochen, sich als vergeblich erweisen. Er berief, um die finanzielle Situation zu klären, Sachverständige, darunter, unvoreingenommen, den Doktor Helfferich, seinen schärfsten politischen und finanzpolitischen Gegner. Dessen Projekt, die neue Währung auf eine — Roggenbasis zu stellen, verwarf er. Er sah voraus, daß bei sinkenden Roggenpreisen die Währung entsprechend entwertet werden würde, eine Annahme, die der spätere Gang der Dinge gerechtfertigt hat. Der Kampf gegen Hilferding als Cunctator setzte auf der ganzen Linie ein. Selbst Stresemann ließ ihn im Stich, und so mußte er sein Portefeuille, mitten in den Vorarbeiten für die Stabilisierung der Währung, aufgeben. Für seine Objektivität sprach, daß er sich in jenen kritischen Tagen trotzdem für die Aufrechterhaltung der Großen Koalition und für das Verbleiben der andern sozialdemokratischen Minister im Kabinett, mit Erfolg, einsetzte

Durch die Neuwahlen 1924 kam er, endlich, in den Reichstag.

Eine deutsche Kindheit von Ignaz Wrobel

„Auf! Nieder! — Auf! Nieder"!
Pestalozzi

Vor Jahren hat einmal ein früherer Kadett und Offizier, Joachim Freiherr v. Reitzenstein, ein Buch geschrieben, das ich hier angezeigt habe und das seine Kinderjahre in einem preußischen Kadettencorps schildert: ‚Vergitterte Jugend' (erschienen im Verlag Dr. Eysler & Co. zu Berlin). Herr v. Reitzenstein war damals bei mir, und ich habe ihn gefragt, ob die novellistische Fassung dieser Erinnerungen der Wirklichkeit entspräche. Er erzählte mir, daß die Wirklichkeit tausendmal grauenhafter gewesen sei, und daß er die novellistische Form aus vielerlei Gründen gewählt habe; der Wahrheit täte sie aber keinen Abbruch. Die Geschichten enthielten die jämmerlichsten und rohesten Quälereien der Kadetten untereinander, Scheußlichkeiten von einem fast krankhaften Ausmaß, durchaus unterstützt durch die militärische Erziehung und das militärische System. Die Angaben des Autors sollten sonderbar bestätigt werden.

Ein Universitätslehrer hat im Verlag Paul Steegemann zu Hannover Erinnerungen aus seinen Kadettenjahren erscheinen lassen (Leopold v. Wiese: ‚Kindheit'). Das ruhig geschriebene und würdige kleine Werk enthält Satz für Satz und Faktum für Faktum dieselben Dinge wie Reitzensteins Geschichtensammlung.

*

Der erste Eindruck des Zehnjährigen im Kadettenhaus Wahlstatt ist ein Trommelsignal und das Kommando des Offiziers vom Dienst beim Abendbrot: „Wir wollen beten!" Der zweite: „Der Stubenälteste kam auf mich zu und fragte, warum ich noch nicht eingekleidet wäre. Ich antwortete, daß ich es nicht wüßte. ‚Na, du scheinst ja ein netter Dussel zu sein', war die Entgegnung. Mir brannte die Wange von der ersten Backpfeife, die ich zur Begrüßung erhalten hatte."

Aus Kinderbriefen schreit die Not eines gequälten Herzens, ein Kind ruft aus dem Dunkel nach der Mutter, weil es sich nicht mehr zu helfen weiß. Es regnet Püffe, Fußtritte und Ohrfeigen. Es hagelt Schläge mit dem Lineal und boshafte Quälereien. Die tun dem Körper weh. Schlimmer ist, daß die Seele gepeinigt wird: gepeinigt von der seelenlosen Stupidität einer rohen Rotte, die nichts von dem natürlichen und kraftüberquellenden Übermut gesunder Jungen hat, sondern schon im Keim, karikaturistisch überzüchtet, alle schlechten Eigenschaften der spätern Kaste: Herzensroheit, Verachtung alles Geistigen, individuelle Feigheit und Mißbrauch der Gruppenübermacht. Das Kind weiß nicht mehr ein noch aus. Schreibt verzweifelte Briefe nach Hause. Weint. Will fliehen. Macht ein, zwei vergebliche Fluchtversuche. Stellt sich verrückt. Und ist doch so eingeschüchtert und überrumpelt von der Umwelt, die seine einzige greifbare Realität darstellt, daß es sich

nicht muckst und rührt, daß es der Mutter nicht und nicht dem Kommandeur sagt, was es auf dem Herzen hat, wen es auf dem Herzen hat. Es „petzt" nicht. Und als es gar nicht mehr weitergeht, wird der Stube von dem preußischen Erzieher, einem Offizier, mitgeteilt, daß es ihre Pflicht sei, noch mehr als bisher „an seiner militärischen Erziehung zu arbeiten". Das ist die klare und selbstverständlich strafbare Aufforderung zur Mißhandlung.

„Die Stube wußte Bescheid; bald auch die Kompagnie. Hier lag offenbar der Tatbestand für eine glatte Lage vor." Was ist eine glatte Lage?

Die glatte Lage ist das Ideal aller guten Nationalisten. Es ist die rohe körperliche Züchtigung eines Einzelnen durch die Kollektivität, deren einzelne Angehörige keine Verantwortung tragen, und gegen die es keine Berufung gibt. Es wird mit Instrumenten geschlagen. Das Opfer wird gewöhnlich nach einer Minute ohnmächtig. Wiese wird es.

Am schlimmsten sind nicht einmal die Vorgesetzten, am schlimmsten sind die kleinen Vorgesetzten: die Kameraden.

Es ist kein Zufall, daß ein Soziologe dieses Buch von der Kindheit geschrieben hat. Die hohenzollern-brandenburgische Tradition, die militärische Tradition folgt in ihrem Bestreben, Untergruppen durch Eifersüchteleien zu schwächen, sodaß sie als ganze nicht mehr gefährlich werden können, einem alten Gesetz. „Es war allgemeine Übung der Inkas," sagt Simmel, „einen neueroberten Stamm in zwei ungefähr gleiche Hälften zu teilen und in beide je einen Vorsteher einzusetzen, und zwar mit einer geringen Rangdifferenz zwischen beiden." So auch hier. Die deutschen „Untertanen", stets viel zu sehr beschäftigt, die Reihenfolge ihrer kleinen Würden unter sich auszumachen, haben niemals Zeit gehabt, gegen ihre eigentlichen Bedrücker vorzugehen, deren schlimmste allerdings sie selbst waren. Die Stubenältesten und die offiziell nicht abgestempelten, aber um so stärkern Vorgesetzten durch Prestige hausten im Kadettencorps wie die Räuber. Das hatte auch seine materiellen Gründe: diese zukünftige Elite der Nation erpreßte Geld und Nahrungsmittel von den Kameraden, wo sie nur konnte. Wiese: „In Wirklichkeit waren es erpreßte Abgaben, auf die man einging, um sich etwas Ruhe vor den Peinigern zu verschaffen. Freilich war das auf die Dauer ein Irrtum. Wie überall in der Welt, wo der Schwächere dem Stärkern schutzlos gegenübersteht, weckte jeder entrichtete Zins stärkeres Begehren nach größern Leistungen." Und wenn man ein paar Breitengrade weiter südlich geht und die weiße Hautfarbe in ein dunkleres Braun verwandelt, so ändert sich nichts. Albert Londres berichtet in seinem Aufsehen erregenden Werk: ‚Dante n'avait rien vu' über die französischen Militärstraflager in Nordafrika, ‚Biribi' genannt, von den Funktionen der dortigen Stubenältesten, die man „caïd" nennt. (Caïd ist eigentlich die Bezeichnung für einen arabischen Statthalter.) Londres sagt darüber: „Wenn ein Gefangener von seiner Familie ein

Paket bekommt, so trägt er es zunächst zum caïd. Der caïd trifft seine Wahl und läßt liegen, was ihm nicht gefällt. Bei der Bataillonsausgabe von Wein setzt der caïd den Zuber neben sich und gibt selbst aus. Was übrig bleibt, gehört ihm; er verwendet es für sich oder verkauft es. Der Tabak, den Jeder empfängt, gehört dem caïd. Wenn der Strafgefangene dem caïd Tabak gibt, so ist das keine Gefälligkeit, sondern eine Zinszahlung (il lui paie une redevance.)" Man beachte die gleiche Terminologie zweier so verschiedener Autoren. Beide sprechen von einem „Zins" Nun, diesen Zins hat der kleine Wiese reichlich bezahlen müssen.

Heute betrachtet er sein Unglück soziologisch. „Daß der Gruppengeist trotz aller versachlichten Normen und trotz der Grade von der Eigenart der vorbildlichen oder autoritären Menschen abhängig ist, zeigte sich mir besonders darin, daß das Gemeinschaftsleben innerhalb der Kompagnie in jedem Jahre wesentlich anders, daß auch das Verhalten der Kadetten zwischen den beiden Kompagnien sehr verschieden war ... Am entscheidendsten war stets der Umstand, welche ‚Clique' tonangebend war." Dabei erwähnt Wiese allerdings nicht, daß diese Clique nicht vom Himmel heruntergefallen ist, sondern daß die Gruppe sie als ihren Extrakt gewissermaßen ausgeschwitzt hat. Es gibt keine Regierung, die einem nicht zu den Heloten zu zählenden Volk auf die Dauer künstlich aufgepfropft wäre: jede Regierung ist im Tiefsten, besonders im Passiven, der Ausdruck ihres ganzen Volkes. Die Einzelheiten aber, die Wiese von diesen Kadettencliquen angibt, schreien zum Himmel.

Prügel. In die Fresse schlagen. Die glatte Lage. Eisernes Lineal auf weiche Kinderhände. Spitze Federn in die Kehrseite. Ein Maikäfer wird an einen Faden gebunden, dem Opfer zum Schlucken gegeben und wieder herausgezogen. (Strafverschärfung: der Maikäfer wird vorher in Tinte gebadet.) Stundenlanges Strammstehen. Herunterstopfen sämtlicher Tellerabfälle einer ganzen Tischgemeinschaft. Würgen mit der Halsbinde, bis der Gewürgte ohnmächtig wird. Von den sexuellen Anomalien soll hier nicht gesprochen werden. Das ungefähr waren die Grundpfeiler der gerühmten deutschen Heereserziehung.

Wer waren die Erzieher? Die Erzieher waren ehemalige Kadetten, die nicht einsehen konnten, warum es Andre besser haben sollten, als sie es selbst einmal gehabt hatten, und die sich einredeten, „doch auch recht tüchtige und ordentliche Menschen geworden zu sein". Sie ließen die Dinge also nicht nur treiben, sondern begünstigten und provozierten sie sogar. Sie verhinderten nicht, sie stifteten an. Daß dabei einer dieser Jugenderzieher einen uns auch sonst teuern Namen trägt, mag als lustiger Zufall gebucht werden. „Der Kompagniechef, der im Herbst 87 den Hauptmann v. Scheidt abgelöst hatte, Herr Noske, war zeitweise ein ganz jovialer Mann, der sich sehr gern reden hörte und sich irrigerweise für ein pädagogisches Genie hielt." Es scheint in der Familie zu liegen.

Wiese litt annähernd acht Jahre unter diesem Auswurf einer Nation. Bei der Konfirmation stand ein Haken seines Uniformkragens offen, und einer der als Hauptleute kostümierten ewigen Feldwebel sagte zu der Mutter des Kadetten: „Er wird sich sehr zusammennehmen und noch sehr bessern müssen, wenn noch was Ordentliches aus ihm werden soll, gnädige Frau!" Hoffentlich hat er dann später immer hübsch seine Kragen geschlossen gehalten.

*

„Wenn ich diese Aufzeichnungen veröffentliche, geschieht es, weil sie mir Warnungen zu enthalten scheinen, deren die Gegenwart bedarf. Viele Eltern und Lehrer sehnen sich heute nach der alten, mehr oder weniger militärischen Erziehungsweise zurück und wähnen, daß den Kindern die Zucht und Bindung der Internate alten Stils, vor allem des Kadettencorps, not täte. Überall in Deutschland mehren sich die Anzeichen einer freiwilligen ‚Militarisierung' des Erziehungswesens, wobei ich unter Militarisierung nicht äußere Kriegsvorbereitung, sondern eine innere Formung der Jugend nach Regeln und Grundsätzen eines unfreien Geistes verstehe." Leopold v. Wiese, der uns wegen seiner anständigen und menschlichen Haltung im Kriege im besten Gedächtnis ist, ein Mann, dessen künstlerische Vergangenheit und wissenschaftliche Leistungen dafür bürgen, daß er nicht eine blinde Hetzschrift geschrieben, hat hier das schärfste sachliche Urteil über die militärische Erziehung gesprochen.

Die militärische Erziehung macht den Menschen zu einem Gruppenbestandteil und stützt die Fiktion mit den schlechtesten Mitteln. Sie appelliert dabei an tiefe barbarische Urinstinkte des Menschen, an seine Eitelkeit, an gewisse Berührungspunkte der Sexualität mit dem Sadismus, an das Männchen im Mann und an das Fleischfressende im Menschen. Die Verantwortung ist so aufgeteilt, daß Niemand sie mehr trägt, und hier ist an die vorzügliche Stelle aus Simmels Soziologie zu erinnern: „Ebenso gefährlich wird dem Einzelnen die Zugehörigkeit zu einer Gesamtheit auch nach der Seite des Tuns, hier handelt es sich darum, daß das wahre oder das vorgebliche Interesse einer Gemeinschaft den Einzelnen zu Handlungen berechtigt oder verpflichtet, für die er als Einzelner die Verantwortung nicht tragen möchte . . . Korporationen politischer . . . Art üben so empörende Unterdrückungen individueller Rechte — wie es dem Einzelnen, wenn er als Person sie verantworten sollte, doch unmöglich wäre oder doch ein Erröten abzwingen würde." Die Faulheit und geistige Unfähigkeit von Erziehern und Vorgesetzten, wirtschaftliche Interessen und ein Tiefstand der öffentlichen Gruppenmoral haben das deutsche Militär groß gemacht. Dieser Militarismus ist in alle Berufszweige und Schichten so tief eingedrungen, daß er die Deutschen unfähig gemacht hat, koordiniert zu arbeiten. Sie können es nur subordiniert. Die dauernd gestellte Frage, wer ‚mehr zu sagen" hat, schiebt sich als tote Last in jeden Ar-

beitsorganismus ein. Eine unproduktive Hemmung, eine Verderbnis der Seelen und ein Mord an Tausenden und Abertausenden der jungen Generation.

„Am befremdlichsten ist mir beim Rückblick auf die wahlstätter Jahre, daß mir aus der langen Zeit meines Aufenthalts im Vorcorps kaum ein Fall bekannt ist, den ich als Beweis von Ritterlichkeit unter den Kadetten anführen könnte."

Und: „Eine Möglichkeit, durch irgendetwas andres als durch Körperkraft und physischen Mut legal zu imponieren, gab es nicht. Geistige Leistungen erregten bis zum Beweise des Gegenteils den Verdacht der Schlappheit." Schlapp sind unsre Heerführer nie gewesen.

Nicht nur die Reichswehr mit einem demokratischen Minister an der repräsentativen Spitze hat sich die Aufgabe gestellt, die „Tradition" hochzuhalten. Schulen, Internate, ein Teil der Volksschullehrer, die Oberlehrer, ein Teil der Universitäten, selbstverständlich die Studenten, diese phantasielosen Rivalen der alten Offiziercorps: die ganze herrschende Klasse Deutschlands, soweit sie von Einfluß ist, seufzt nach einem neuen, staatlich sanktionierten Militarismus und nimmt vorläufig mit dem privat konstruierten kleinern Kreise vorlieb. Viel ethisch und praktisch begründeter Widerstand ist nicht vorhanden. Selbst die Kommunisten schwenken langsam in Gruppen rechts ein und ersehnen sich einen neuen Militarismus mit umgekehrten Vorzeichen.

Das Buch Leopold v. Wieses ist ein Warnungsfanal für ein verhetztes Volk. Von der Reichsleitung ist nach ihrer Vorbildung und Klassenzugehörigkeit nicht das geringste Verständnis für Das, was in dem Buche schmerzlich und ruhig ausgesprochen ist, zu erhoffen. Es wird an uns sein, einer verkommenen und in Roheit verluderten Schicht im Innern und einer Welt draußen zu sagen, daß es noch andre Deutsche als diese, daß es neben den Unteroffizieren und Generalstabskadetten, neben brüllenden Wachtmeistern und rotangelaufenen Frontgötzen, neben größenwahnsinnig gewordenen Beamten, neben Prügelnden und Verprügelten noch andre Deutsche, daß es noch Menschen in Deutschland gibt.

Bureau von Thomas Schramek

Wind, der Berge ferner Atem
Rein im Sonnensieb der Wälder,
Bläst im Straßenkahlgebirge
Staub in meine müde Lunge.
Wiesenheu verduftet alt,
Matt die Fliegen lassen sich erschlagen.
Meine Augen sehn so arm und kalt.
Tag um Tag nur Plagen für den Magen.
Zahlen, die mein Hirn belauern,
Wände, die mein Herz vermauern,
Sind mein Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

Dickicht

Was geht vor? Soweit ich diesen ,Untergang einer Familie' verstanden habe: daß die Herrschaften Garga, Eltern, Sohn und Tochter, aus den Savannen nach Chicago geraten, aus Freiluft ins Dickicht, und daß sie dort allesamt vom Teufel geholt werden, wenn unter Bertolt Brechts literarischen Paten auch Hamsun ist und wenn man den malayischen Holzhändler Shlink einen Teufel nennen darf. Er scheint einmal ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, und dann scheint es wieder umgekehrt: daß er das Gute will und das Böse schafft. Jedenfalls enthebt er sich zuletzt durch Gift der Anstandspflicht, die Wasser-, Schnaps- und Messerleichen zu zählen, über die seine Liebe zu George Garga geschritten ist.

Der Kampf um diese Liebe ist der Gegenstand einer ,Folge von zehn Bildern'. Aber, läßt Brecht, bevor er beginnt, uns durch einen Schalltrichter zurufen: „zerbrechen Sie sich nicht den Kopf über die Motive dieses Kampfes, sondern beteiligen Sie sich an den menschlichen Einsätzen, beurteilen Sie unparteiisch die Fähigkeiten der Gegner und achten Sie auf das Finish." Gemacht. Was brauchts auch außer dem einen Motiv, daß Shlink zu George, George aber zu Jane neigt! Unglückliche Liebe ist der Inhalt der meisten Dramen. Nur daß hier eben Subjekt und Objekt desselben Geschlechts sind.

Schwieriger ists schon mit unsrer Beteiligung an den menschlichen Einsätzen. Der Zauberkünstler Brecht hat menschlich nicht allzu viel einzusetzen; ich müßte denn im Lauf eines Kritikerdaseins verlernt haben, das natürliche Rot von dem geschminkten der Manege zu unterscheiden. Also wirds mit der Menschlichkeit auch seiner Figuren nicht weit her sein. Der lasterhafte Herr Shlink verkündigt fernasiatische Weisheit, die er aus den Beleidigungen und Erniedrigungen seiner Jugend gesogen haben will. Aber der kleinen Frau seines George rennt er, mit vierundfünfzig Jahren, aus Eifersucht den Dolch in die Brust, und den jungen Offizier der Heilsarmee spuckt er an. Und dann wundert er sich, daß er seeleneinsam ist, und münzt aus dieser Verwunderung elegische Epigramme über die Ungeselligkeit der zweibeinigen Geschöpfe.

Drittens sind wir gehalten, unparteiisch die Fähigkeiten der Gegner zu beurteilen. Welche? Der weiße Georg läuft — sonst hat er keine Fähigkeiten, wofern nicht er es ist, der den Hallelujajüngling ausspuckt —; und der gelbe Shlink läuft nicht, sondern gleitet leise immer hinter ihm her. In jedem Bild taucht der Malaye plötzlich auf; und es ist gewiß sehr respektlos von mir, daß ich den ganzen Abend an den Meister von Palmyra gedacht habe, dem der Dichter Adolf Wilbrandt zu ähnlich billiger Theaterwirkung in jeder Szene den Tod auf den Hals schickt. Damals, vor dreißig Jahren, diente zu derselben Symbolik wie heute die neue Welt die alte; und man sprach von dem großen Pan so wie heute von einem Finish.

Achten Sie auf das Finish! ruft Brecht. Und wirklich hat er sich angekurbelt und eingerast, um es in bester, allerbester Form zu nehmen. Also warum vor einem echtbürtigen Sohn der Gegenwart mit verblichenen Begriffen hantieren? Weg mit allen Erinnerungen! ‚Dickicht' verschafft mir die Emotionen nicht der Tragödie, sondern der Rennbahn, des Sportplatzes, des Varietés und des Films. Die traurigen Geschicke dieser Leute rühren mich nicht, weil hier nur zum Schein geköpft wird. Schwindel? Ja, wenn ich für möglich halte, daß Brecht sich dieser Scheinhaftigkeit nicht bewußt ist. Aber Wahrheit, wenn ich ihm die Bescheidenheit seiner Zusicherung, nichts als ein ‚Schaustück' zu geben, glaube. Dann macht er die Heuchelei vieler Generationen von phrasengeschwollenen Dramatikern offenbar. Dann ist er, der kalten Herzens die Regungen seiner Puppen erhitzt, genau so amüsant wie Baggesen, der mit Tellern jongliert. Dann soll man ihn mit diesem Dänen und noch nicht einmal mit einem Artisten der Exotik wie Johannes V. Jensen vergleichen. Dann ist sein Mangel an Langweiligkeit umso erstaunlicher, je weniger faßlich die Begebenheiten für den Verstand eines Publikums von Verstandesmenschen sind. Keine Kleinigkeit, uns zweieinhalb Stunden mit nichts als der penetranten Farbigkeit einer Unterwelt zu fesseln; mit Marionetten, die zum Takt von Orchestrionmusik bewegt werden; mit Trinkerdunst, Spielerbrodem, Hurenmief, Boxerschweiß und andern Parfums, deren Stelle in gebildetern Dramen feingeistige Erörterungen einnehmen. Kriterium: würde ich dieses nervenerregende Schaustück zum zweiten Mal sehen wollen? Sofort!

*

Allerdings ist die Leistung des Regisseurs Erich Engel im Deutschen Theater an und für sich eine Sehenswürdigkeit. Zunächst werden auf der Drehbühne die zehn Schauplätze hintereinander vorgeführt. Weshalb aber dreht man dann nicht nach jedem Bilde gleich weiter, sondern läßt fortwährend den schweren Vorhang fallen — hier, wo ja doch Tempo Alles ist? Graugrün breitet Chicago sich aus, dschungelhaft, atembeklemmend, immer ein unsichtbares Reich hinter dem sichtbaren: von der schmutzigen Leihbibliothek bis zum Schlupfwinkel im Dickicht — wo die Lemuren sterben, ohne etwa gelebt zu haben. Diesen allgemeinen Lemurencharakter völlig verschieden gescheckter Menagerie- oder Dickichtbewohner hat Engel ebenso meisterhaft dem Ensemble- wie dem Solospiel nutzbar gemacht. Aus einem Spezialisten für Adelsmenschen wie Paul Bildt wird ein Wurm, aus einem sogenannten Jugendlichen Liebhaber wie Lothar Müthel ein Pavian, daß man erschrickt. Die schwarze Dirne Gerda Müller und die blonde Dirne Franziska Kinz liefern prima Seele und prima Seelenlosigkeit. Kinz wird von Walter Franck geliebt, dem weißen George, und Müller liebt Kortner, den gelben Shlink, der wieder von Franck nicht loskann. Und in Francks Adern hat Blut zu rollen, und Kortner hat die undurchdringliche Maske des Chinesen zu tragen. Und Beide dienen gleichermaßen Brecht und unserm Vergnügen.

Wirtschaftspolitische Filme von Willy Meyer

Als sechste Großmacht gilt die Presse. Die siebente kann der Film werden. Allerdings ist dazu nötig, den Film in ganz andrer Weise als bisher in den Dienst von Politik und Wirtschaft zu stellen. Es sollte kein Drama und kein Lustspiel mehr im Kino gezeigt werden, ohne daß ein kleiner politisch-wirtschaftlicher Film von etwa 10 Minuten Dauer vorausgegangen wäre. Wir leben im Zeitalter der kompliziertesten Wirtschaftsprobleme. Wir werden diese Probleme leichter und besser lösen, wenn sie in ihrer Bedeutung und ihren Zusammenhängen der Allgemeinheit klarer als bisher vor Augen geführt werden. Welches Mittel wäre dazu geeigneter als der Film, dessen Publikum zudem noch unvergleichlich größer ist als das der Presse, der Verlage und der Redner! Selbstverständlich wird eine wirtschaftspolitische Aufklärung durch den Film Presse, Bücher und öffentliche Diskussionen nicht überflüssig machen. Aber sie wird sie in wirkungsvoller Weise ergänzen und vertiefen.

Um den Anfang zu machen, möge man das Dawes-Gutachten verfilmen. Eine ganze Reihe von Punkten dieses Berichtes eignen sich meines Erachtens vorzüglich dazu. Jede Woche ein neues Thema. Später wird man zu größern Filmen übergehen, die zusammen mit einem kleinen Lustspiel oder Drama den Abend füllen. Wieviel Buch- und Spieldramen, die sich gar nicht zur Verfilmung eignen, sind nicht schon verfilmt worden! Wärs nicht besser gewesen, man hätte die Bücher von Keynes, Nitti und Norman Angell verfilmt, die so viel dazu beigetragen haben, daß man begonnen hat, den Vertrag von Versailles zu revidieren?

Aber werden genügend wissenschaftliche und technische Kräfte zur Verfügung stehen, um den schwierigen Stoff leichtfaßlich, anschaulich und möglichst wenig oberlehrerhaft für den Film zu gestalten? Ich glaube: ja. Die Schwierigkeiten liegen auf einem andern Gebiet Dem finanziellen. Die ganz großen Filmgesellschaften allerdings würden wohl Kosten und Risiko der Einführung des wirtschaftspolitischen Films tragen können; aber das würde vielleicht zu Lasten der kulturellen und naturwissenschaftlichen Filme gehen, die kaum Gewinn abwerfen, und eine Verminderung dieser Produktion wäre sehr bedauerlich

Meines Erachtens sollte die Regierung die Herstellung von wirtschaftspolitischen Filmen, wenigstens für den Anfang, ausreichend subventionieren. Das hierauf verwendete Geld wäre wirklich werbend angelegt. Gute wirtschaftspolitische Aufklärung wird eine gute Politik ermöglichen. In der schwierigen Lage, in der wir uns befinden und wahrscheinlich noch auf Jahre hinaus befinden werden, ist nicht zu verantworten, daß man sich dieser Art Aufklärung nicht bedient Man läßt das stärkste Mittel, das man besitzt, um der Welt unsre Lage klarzumachen, ungenützt liegen.

Ich mache einen Vorschlag. Zunächst bildet sich ein Gremium aus Regierungsmitgliedern, Parlamentariern, Pressevertretern, Volkswirtschaftlern, Wirtschaftlern und Filmsachverständigen — Männern von Ruf und Namen. Unter deren Aegide wird eine AG gegründet. Einige Mitglieder des Gremiums werden in den Aufsichtsrat gehen, andre werden als technisch-wirtschaftlicher Beirat der AG vereinigt bleiben. Ein Teil des Gesellschaftskapitals wird von der Regierung übernommen, der Rest von Privatleuten. Bei der Gesellschaft kann sich jeder Mann oder jede Organisation gegen entsprechende Bezahlung einen wirtschaftspolitischen Film bestellen, wobei der Gesellschaft selbstverständlich freisteht, den Auftrag abzulehnen. Um der Gesellschaft, die wir einmal „Filmgesellschaft für Politik, Wirtschaft und Geschichte" nennen wollen, über die Anfangsschwierigkeiten hinwegzuhelfen, verpflichtet sich bereits bei der Gesellschaftsgründung die Regierung, ihr für die ersten fünf Jahre einen Gesamtauftrag — sagen wir: von einer Goldmillion im Jahr zu geben. Anzahl und Inhalt der pauschal in Auftrag gegebenen Filme werden später gemeinsam festgelegt.

Eine andre wesentliche Aufgabe der Gesellschaft würde sein, gegen eine angemessene Vermittlungsgebühr die bestellten fertigen Filme im Inland und, wo es empfehlenswert ist, auch im Ausland unterzubringen. Es wird also nötig sein, daß die Gesellschaft sich der großen Verleihinstitute bedient und mit diesen sowie mit einer Reihe von Besitzern großer Lichtspieltheater gute Beziehungen und ständige Fühlung unterhält, um die Plazierung der Filme zu sichern; denn es ist denkbar, daß Konkurrenz-Gesellschaften gegründet werden und daß eine Art Saalabtreiberei — in gewissen Fällen vielleicht aus parteipolitischen Gründen — stattfindet. Hat sich nämlich erst einmal der wirtschaftspolitische Film eingeführt, dann wird wahrscheinlich keine Partei darauf verzichten wollen, ihre Stellungnahme zu wichtigen Fragen durch den Film in allen den Fällen zu erläutern, wo es technisch möglich ist. Die Koalition der Regierungsparteien und die Opposition werden ihren Meinungsstreit auf der Leinwand vor den Augen des Volkes austragen. Große Organisationen und Verbände werden Ideen, die sie verfolgen, durch den Film der Allgemeinheit bekanntgeben. Im Wahlkampf wird der Film eine außerordentliche Rolle spielen. Dies Alles wird zu einer viel innigern, schließlich auch verständnisvoll werdenden Anteilnahme des Volkes an den Problemen der Zeit führen. Und das wird sicherlich zum Nutzen des Ganzen sein. Die geistige Bereicherung aus solchen Aufklärungsfilmen dürfte sich in der einen oder andern Form auch materiell auswirken. Verlieren wir keine Zeit mehr. Grade weil wir arm geworden sind und in schwerster wirtschaftlicher Bedrängnis leben, sollten wir den wirtschaftspolitischen Film so bald wie möglich ins Leben rufen.

Castiglioni von Justin Steinfeld

Die Kehrseite

Die Affäre Castiglioni ist keine Affäre mehr. Zum Krach im Finanzbau ists nicht gekommen. Nur ein paar Sparren des aufgestockten Dachgeschosses sind weggefegt worden. Vielleicht werden noch einige fallen. Und Castiglioni selbst? Nun er, war ein Parvenu im Wortsinn. (Wie Napoleon.) In den gefestigten Zeiten vor dem Jahre des Heils 1914 ein kleiner Makler mit ausgefransten Hosen.

Die altangesehene Kaufmannschaft und ihre Presse stellt dies mit Befriedigung fest; auch daß fast alle Opfer der letzten Krisen so kleine Krauter waren, die vor der großen Zeit in ausgefransten Hosen herumliefen. soweit sie damals überhaupt schon lange Hosen trugen

Und, noch einmal, Castiglioni selbst? Man gibt zu: er war so übel nicht. Aber er gehörte da eben nicht hin, wo er sich plaziert hatte. Auch Klubsessel sollen ererbt sein. Wer sich einfach einen kauft, ist doch nur ein Schieber, und die verschwinden jetzt halt wieder. Das also stellt man mit Befriedigung fest. Man — die Besitzenden von gestern und ehegestern, die Feudalen der Wirtschaft.

Das eben ist die Kehrseite. Zunächst ist ja nicht Jeder ein Schieber, der gerackert und geschuftet und den Ertrag in Besitz hat anlegen können. Es war Unkraut, aber auch genügend wirkliche Befähigung da.

Wie war das im industriellen und merkantilen Reiche Europas vor 1914? In der Zeit etwa von 1870 bis 1900; den Entwicklungsjahren der großen Industrien, konnte Jeder, der fleißig und tüchtig war, es zu etwas bringen. Vom Lehrling bis zum mählich erstarkenden Betriebsherrn — das war mit Anstand, Fleiß und Sparsamkeit in eines Lebens erster Arbeitshälfte zu schaffen. Auch damals saß eine Klasse in Amt und Rang, die Neuankömmlinge nicht gern sah. Aber noch galt der Satz: Leben und leben lassen. Dann kam die Zeit der Vergesellschaftung, der Syndikate, der Trusts, der Allmacht des Kapitals. Europa war um 1900 herum wirtschaftlich saturiert und nun galt der Satz: Wer hat, der hat, und wer nicht hat (und nicht erbt), dem soll auch nicht gegeben werden. Damals, als es noch eine Sozialdemokratie gab, fand diese das bitterböse Wort vom „Stehkragenproletariat". Dem gehörten Hunderttausende an, die es nicht ahnten, zumindest nicht eingestanden. In kaufmännischen Betrieben spricht ein Jeder in der Plural-Form. „Wir sind. Wir brauchen. Wir wollen." Gefiel aber dem Chef eine Nase nicht mehr, und der „junge Mann" flog hinaus, dann konnte er wieder „ich" sagen. Ich spreche vier Sprachen, kenne die Baumwolle von der Blüte bis zum Kattun und wäre mit bescheidenem Gehalt zufrieden.

Wenn aber so ein junger Mann sich auf eigne Füße stellte, weil er das Zeug hatte, seine Kenntnisse und Erfahrungen zum eignen Besten auszunutzen: dann stand der ganze eingesessene „trade" wie ein Mann gegen ihn. Wie gegen ein wildes Tier, das in den Kral einbrechen will. Wenn er nicht durch gute Beziehungen zur Großfinanz, also wieder zu den Arrivierten, starkes Kapital hinter sich hatte, blieb er im Drahtverhau passiver Resistenz hängen. Man braucht

nur bei den großen Handelskammern die Listen des „Vereins der am Baumwoll-, Zucker-, Getreide . . . . . Handel beteiligten Firmen" aus den Jahren 1906 bis 1913 durchzusehen. Wie viele kommen und gehen da, und schließlich sind immer die gleichen wie am Anfang vorhanden. Selten kann ein neuer Name sich durchsetzen. Sind denn alle neuen Unternehmungen von minder befähigten, unerfahrenen Leuten gegründet worden? Gewiß nicht. Vielleicht war manch ein Ballin, Fürstenberg, Warburg, Karstadt darunter. Das Genie setzt sich durch? Vielleicht kanns in der Welt der Kunst sich durchhungern. Hier aber kam man ohne Namen, ohne Auto und Gehpelz nicht bis in die Vorzimmer der königlichen Kaufleute.

Daß die Hosenmätze von 1914 während des Krieges und besonders gegen Kriegsende in leitende Stellungen aufrückten, sich Direktoren nannten, weil sie Wechselstuben, Kinotheater, Sektdielen dirigierten — das war sehr häßlich, hat sich aber ganz von selbst reguliert, nachdem die Männer heimgekommen waren. Als nun 1919, 20, 21 die Gemüter sich beruhigten, als man keine Pappschilder mit der Aufschrift: „Freie Bahn dem Tüchtigen" mehr herumtrug, als den Herren aus angestammter Herrschaft und von Besitz das Herz, das in die Hosen gefallen war, wieder bis zur Höhe des Scheckbuchs in der Brusttasche stieg: da setzte der Kampf gegen die inzwischen Arrivierten ein, gegen die Parvenüs, die Schieber.

Die Presse, die Handels- und Gewerbekammern, die ihr Dasein hinschleppenden Kriegsämter, das Publikum wurden mobil gemacht. Jeder, der unter den veränderten Verhältnissen in das Reich von Besitz und werbendem Kapital gelangte, wurde als Schieber angeprangert, der „Treu und Glauben" nicht kennt, alle Tage Sekt trinkt, in Parkettlogen sich räkelt, falsches Deutsch spricht.

Kein Zweifel: es waren üble Elemente darunter. Zwar benahm sich auch bei den Legitimen besonders der Nachwuchs oft miserabel. Immerhin: Fettwarenhändler und Mechaniker im nagelneuen Automobil, das waren schlimme Gesellen. Aber . . . . Aber . . .

Wäre nicht vielleicht schon der Sohn auf Gymnasium und Universität, die Tochter in Lyceum und Tennisclub ein Gentleman, eine Dame geworden? Wie war das mit den Fuggern, den Rothschilds, den Vanderbilts? War der Stammherr, als er ein Dutzend Wirtschaftsklassen übersprang, nicht eigentlich ein Schieber? Haben nicht, lang, lang ists her, Gründer uralter Lübecker Weinfirmen, Hamburger Zimmethäuser, Breslauer Saatanstalten den Grundstock mit dadurch gelegt, daß sie gelegentlich den Wein ein wenig panschten, Cassia wässerten, Weißklee schwefelten? Dergleichen haben selbst die wirklichen Schieber unsrer großen Zeit nicht getan.

Was aber taten die altlegitimen Kaufleute in der Zeit von August 1914 bis November 1923? Sie sagten sehr stolz: „Wir machen das wilde Geschäft nicht mit." Hatten sie auch gar nicht nötig! Sie erhielten ja von den zuständigen Reichsstellen ihre Kontingente zugeteilt, zu Preisen, die meilenweit unter Weltmarktparität lagen. Erhielten von Reichs- und Großbank ihre Devisen täglich zugewiesen, zu Bruchteilen dessen, was der böse Schieber zahlte, der, um Papiermarkverdienste nicht verwahrlosen zu lassen, Devisen „schwarz" hamstern mußte. (Frage an die Firmen, die des offiziellen Devisen-

empfangs teilhaft waren: Wo kamen die Pfunde, Dollars, Gulden eigentlich her, die schwarz verkauft wurden?) Sowas hatten die Altrenommierten wahrhaftig nicht nötig, die schon vor 1914 Reichsbankkonten führten. Sie brauchten nur die ihnen gewährten Reichsbankkredite in Anspruch zu nehmen. Der gute Herr Havenstein, unseligen Angedenkens, diskontierte ihre Wechsel in jeder Höhe. Ging der Markverfall nicht schnell genug, so wurde prolongiert, bis die Kredite, die bei Erteilung tausende von Dollars währten, mit dem Gegenwert eines Trambahnscheines bezahlt werden konnten. Armer Schieber, der inzwischen ein paar Waggons alter Gummischuhe hin und her handelte! Werden wir jemals erfahren, wieviel Geld auf die Weise aus den Safes der Reichsbank in die Hände von Großhandel und Industrie versch—rieben worden ist? Hier ließ man sogar manchen Brocken für die Neuen abfallen, bis endlich der Mann von der Straße im November 1923 mit der Faust aufschlug und drohte, die Bude an allen vier Ecken anzuzünden, wenn die Mißwirtschaft — von deren Ungeheuerlichkeit er gar keine Vorstellung hatte — noch weiter ginge.

Armer Schieber, der du diese schönen, wertbeständigen Geschäfte nicht mitmachen konntest! Du mußtest, um deine Gewinne zu sichern, dir Silberservice, Perserteppiche, allenfalls Auto und Villa kaufen. Sachwerte! Was werten die Sachen jetzt? Oder du hast, da dir das Aufgeld für schwarze Devisen gar zu hanebüchen erschien, Aktienpakete erworben. Spare in der Zeit, so hast du in der Not — auch nichts. Als du deine Aktien-Notgroschen realisieren wolltest, holte das alte, stark gebliebene Kapital zum entscheidenden Schlag aus, nahm die Aktien nicht auf, verweigerte den Kredit darauf — und so kamen die Not- und Zwangsverkäufe, klackerten die Kurse herunter, an die Grenze des Altpapierwertes für die schönen Pakete.

Das Resultat? Der Feudalismus in Handel, Industrie, Gewerbe und Wirtschaft hat den Kampf auf Tod und Leben gekämpft und hat ihn gewonnen. Auch hier hat vereinzelt Einer „schief gelegen" und ist auf der Strecke geblieben. C'est la guerre. Aber wenn im nächsten Jahr von den maßgebenden Kammern, Vereinen und Vereinigungen die Mitgliederlisten herausgegeben werden, dann vergleiche man mit den Listen von 1913. Da werden fast die gleichen Namen stehen und an neuen Firmen nicht viel da sein.

Die Castiglionis? Werden wieder als kleine Makler sich die Absätze schief laufen, antichambrieren, bis, da der Senior-Chef keine Zeit hat, der kronprinzliche Junior-Chef ihm sagen wird, daß wir, wir, wir zur Zeit nicht im Markt sind. Sie werden wieder „junger Mann" sein, werden ihr Gehalt hart an der Grenze des Existenzminimums empfangen und werden, wenn die Tochter des Chefs sich verlobt, zum Diner zweiter Klasse sich einen Smoking borgen.

Dem Tüchtigen? Freie Bahn! Ja. Abends nach Acht. Kegelbahn.

Die Legitimen, uff, atmen auf, vom Albdruck befreit. Sie sind wieder unter sich, und für eine Generation scheint die Herrschaft gesichert. Alltäglich rauscht es im Blätterwald, daß nun wieder Fleiß und Tüchtigkeit den Erfolg verbürgen. Jawohl! Jener Fleiß, der schon immer das Erbe der Kronprinzen und Thronfolger war. Die Bonapartes, Castiglionis, die Condottieri, die Illegitimen ist man los. Uff. Man stellt fest. Mit Befriedigung. Zur Beruhigung. . . . .

Kehrseite!

Bemerkungen

Überfremdungsgefahr — Überfremdungssegen

In wie schamloser Weise hat man seinerzeit die Kleinaktionäre bestohlen, indem man Schutzaktien schuf und diese „der Verwaltung überließ"!

Mit welcher Entrüstung hat man seinerzeit eine Lösung der Reparationsfrage durch Beteiligung der Entente an den deutschen Aktiengesellschaften abgelehnt!

Alles unter der Maske des Kampfes gegen die Überfremdung!

Nachdem jetzt die Kleinaktionäre ausgeplündert, nachdem jetzt die Reparationsfrage auf Kosten der Staatssouveränität und der Verbraucher zugunsten der Kapitalisten „gelöst' ist, liest mans ganz anders. Jetzt liest man, zum Beispiel, im Handelsteil der Nummer 524 des ‚Berliner Tageblatts' vom 4. November:

> Verkauf von Aktienpaketen der Commerz- und Privatbank nach England und Amerika. Wie wir hören, ist es in Nachwirkung der Auslandsreisen des Direktors Neuerburg gelungen, einen größern Aktienposten der Commerz- und Privatbank an erste englische Finanzkreise und in geringem Umfang auch an amerikanische Geschäftsfreunde zu veräußern. Die Commerzbank bezweckt mit der Aktienübergabe die Interessennahme der Auslandsunternehmungen, die ihr Kredite zur Verfügung gestellt haben, an ihrer Firma . . .

R. Kuczynski

Ich schlage vor .

Es kann einem in Deutschland passieren — bei dem Vielen, was einem passieren kann —, daß man glaubt, einen Menschen vor sich zu haben, bis man plötzlich entdeckt, daß es nur ein Völkischer ist. Das auf den Popo gemalte Hakenkreuz ist eben in unserm Klima durch Kleidung bedeckt, und da entstehen dann oft Mißverständnisse.

Es muß auch für das Aeußere unsrer Edeldeutschen etwas geschehen.

Mein türkischer Gewährsmann schreibt mir, daß dort der Politiker schon an der Kopfbedekkung zu kennen ist. Wem es „wurscht" ist, der trägt einen hellroten Fez, wer konservativ ist, einen dunkelroten. Die Nationalisten aber tragen eine schwarze Mütze aus Lammsfell. Stimmen sie mit der Regierung überein, dann liegt die Falte der — besonders im höllenheißen Sommer — sehr praktischen Pelzmütze quer. Machen sie aber gehorsamste Opposition, dann liegt sie von vorn nach hinten. Die bösen konservativ-klerikalen Hodjas tragen einen weißen Turban; wer die vorgeschriebene Wallfahrt nach Mekka gemacht hat, heißt Hadschi und trägt

einen grünen Turban; und so weiter.

Außerordentlich gut! Nur können alle diese Abzeichen je nach dem bekannten „Boden der Tatsachen", auf dem man, wie das Geschäft es so verlangt, zu stehen sich genötigt sieht, ausgewechselt werden. (Absichtliche Satzkonstruktion, um anzudeuten, wie schwierig das ist.)

Wir Deutsche brauchten einen ganzen Hutladen, um allen Forderungen unsres politischen Charakters gerecht zu werden. So ein armer deutscher Bürger! Bei die Angst!! Jeden Tag einen andern Hut — und dann diese Zwischenformen! Also das geht nicht bei uns.

Aber für zwei Gruppen im schönen Stinnesien möchte ich doch bestimmte Abzeichen vorschlagen. Für die Juden und für die Deutschvölkischen.

Die Juden sollten eine zwölfteilige Ringscheibe auf dem Bauch tragen, damit unsern Heldenjünglingen das Morden durch leichtern Zielpunkt erleichtert werde. Oder besser doch: die Scheibe im Rücken! Es ist dann gefahrloser für unsre Jugend. Parole: Von hinten!

Die Völkischen aber sollten so viel Ueberzeugungstreue und Traditionsgeist besitzen, sich das Hakenkreuz in das Ohrläppchen einbrennen zu lassen. Man tat das im alten Indien ja auch mit dem Rindvieh. Warum also so eine alte arische Sitte nicht wieder einführen? Auch bei der Auferstehung findet sich all das so Gezeichnete dann leichter zusammen.

Welcher Vorteil auch für Gerichtsverhandlungen, wenn dieser Vorschlag angenommen würde! Statt daß Lossow, Kahr, Seißer Ehrenwörter oder Versprechungen geben, halten sie ihr Ohrläppchen hin. Sie werden als Das gestempelt, was sie sind, und dann gibt es beim Verhör keine Ausflüchte mehr, die Ehrlichkeit des politischen Verkehrs würde zunehmen, Täuschungen, wie sie jetzt alle Tage vorkommen, wären ausgeschlossen. Und die à la altes Indien Gestempelten würden, auch äußerlich erkennbar, die Edelherde bilden, an deren Wesen Alles genesen könnte, was dazu Lust verspürt.

Raus aus der Herde kann Keiner mehr. Lindströms sind ausgeschlossen, denn im Paß heißt es: „Trägt deutschen Edelstempel im linken Ohrläppchen" und wenn auch das feudale Monocle in die Hose plumpst mitsamt dem Heldenherzen: das eingebrannte Hakenkreuz bleibt.

Mein Vorschlag ist so gut, daß er durchfallen wird.

Paul Zöllner

Seddin

Der Kunstkritiker hat weder Anlaß noch Beruf, Jenen zu widersprechen, die dem Verein Deutscher Ingenieure für seine Leistung in Seddin begeisterte Anerkennung zollen. Er bezweifelt keinen Augenblick, daß eine bewundernswerte Arbeit geleistet worden ist.

Warum also meldet er sich zum Wort?

Nun, seine Kritik zielt selbstverständlich nicht auf Das, was an der Eisenbahntechnischen Ausstellung „Technik" war, sondern auf jene Dinge, die in die Sphäre des künstlerischen Geschmacks fallen.

Man könnte sagen, die wären so untergeordnet, daß es nicht

erforderlich sei, von ihnen besonders zu sprechen.

Der Meinung sind wir nicht. Vom Bahnhofsgebäude bis zur Fahrkarte muß die Eisenbahn den Forderungen künstlerischer Kultur genügen — nicht auf Kosten der Technik, sondern als ihre unbedingte Vollendung.

Wie kostbare aesthetische Eindrücke dem offenen Auge die reine Ingenieursarbeit zu bieten vermag, wissen wir nicht erst seit gestern. Die Fähigkeit der modernen Schnellzug-Lokomotiven, der Krahne, der Spezialwagen, der Signalanlagen, uns durch ihre klare Oekonomie, ihre sachliche Materialbehandlung, ihre Präzision, Blankheit und Wahrheit zu bezaubern, bewährte sich auch in Seddin sehr eindrucksvoll.

Grade die junge Generation der Künstler hat sehr große Hoffnungen auf die pädagogische Wirkung der Ingenieursarbeit gesetzt. Sie sah in der phrasenlos exakten Arbeit des Konstrukteurs den besten Bundesgenossen bei der Erweckung einer gleich männlichen, gleich energischen, gleich unsentimentalen Empfindung auch der Kunst gegenüber. Wie oft hat nicht der moderne Künstler, der fortschrittliche Pädagoge, wenn er den Sinn wachrufen wollte für die Schönheit des Schlichten, Klaren und Eindeutigen, wenn er etwa die Unwahrhaftigkeit unsrer Fassaden-Architektur bloßstellen wollte, auf die überzeugende Form unserer Eisenbahn-Anlagen, auf die rationell eingerichteten Schlafkabinen und ihre knappen Einrichtungen hingewiesen.

Da mußte ihn die Ausstellung in Seddin enttäuschen. In dem Moment, da er in der Architektur und im Kunstgewerbe vielleicht einen ersten Schritt zur Besserung in Richtung auf das Einfache und Klare konstatieren kann, sieht er die Eisenbahn-Ingenieure dort, wo aesthetisch-künstlerische Aufgaben zu lösen sind, zurückkehren zu dem seichten Geschmack unsrer verstorbenen Tante Malchen.

Wer sich an die Verkehrs-Ausstellung des Deutschen Werkbundes vor genau 10 Jahren in Köln erinnert (Wagentypen von Gropius und Endell); wer zurückdenkt an die frühen vorbildlichen Arbeiten von Peter Behrens für die AEG (vor 16 Jahren!), der muß in Seddin einen ganz gewaltigen Schritt rückwärts konstatieren.

Ich spreche hier nicht von den Wagen, die für Serbien oder Rumänien gebaut sind; denn ich weiß nicht, welcher Geschmack da für die Einrichtung etwa ausbedungen war — ich spreche ausschließlich von jenen Wagen, die das amtliche Wappen der Deutschen Reichsbahn trugen (für deren Gestaltung also wohl unser Reichskunstwart mitverantwortlich ist?).

Da sehen wir in Seddin — und nicht etwa vereinzelt, sondern leider als die Regel! — die Stoffe der Bezüge zurückkehren zu farbig scheußlichen, kleinlichen Blümchen-Mustern; die Manschetten der elektrischen Birnen zu verschnörkelten Blumenkelchen aus ornamentiertem Preßglas; die Fensterscheiben zu Rosenguirlanden im Jugendstil; ja, wir sahen an einem Wagen außen über den Fenstern schön gezackte Lambrequins — aus Blech! Der „Stil" dieser Schlaf-, Wohn- und Speisewagen ist damit wohl gekennzeichnet.

Entsprach die räumliche Gestaltung der Wagen den letzten Ansprüchen auf praktische Ausnutzung aller Möglichkeiten? War jenes Maximum von Komfort erreicht, das nur durch eine ganz besondere „rationelle Phantasie" geschaffen werden kann? War die Verwendung der Materialien: des Glases, der Stoffe, der Metalle, des Holzes, des Steingutes, des Linoleums gut im Sinne einer alle Mätzchen ablehnenden, alle Werte aber voll ausnutzenden Gestaltung? Leider war von einem Ehrgeiz, aus allen Gegebenheiten das Letzte herauszuholen, wenig zu spüren. Ohne Frage war technisch Alles vortrefflich und einwandfrei — aber die Arbeit der besten frühen Werkbund-Jahre scheint für die Erbauer dieser Wagen umsonst gewesen zu sein.

Das Betrübliche war nicht so sehr dies, daß lästige Ornamente aneinandergeklebt waren (so unerfreulich das auch schon ist), sondern: daß das Ornament hier wieder auftreten durfte als Ersatz für Qualität.

Man kann gegen die stuttgarter Ausstellung dieses Sommers: Die Form ohne Ornament (vergleiche auch die gleich lautende Publikation Wolfgang Pfleiderers bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart) gewiß einwenden, daß allein die Abwesenheit des Ornaments noch kein Gebilde zur „Form" mache. Dennoch ist das Ziel, das jene Ausstellung verfolgte, durch den Verzicht auf das Ornament prinzipiell den Gestalter zur höchsten sachlichen Verantwortlichkeit zu zwingen, das richtige und wertvolle. Sonst — am Horizont taucht eine Blitzzug-Lokomotive auf: Modell Biedermeier 1925 mit Blümchen-Ornamenten auf dem Kessel und einem neckischen Schleifchen um den Schornstein.

Adolf Behne

Kunstausschüsse

Dreiviertel Jahre nach der Verfügung über die Bildung von Kunstausschüssen, die den Polizeibehörden zur Vermeidung allzu großer Zensurmißgriffe beigesellt werden sollen, haben jetzt die preußischen Ministerien des Innern, der Justiz und der Kultur Ausführungsbestimmungen zum besten gegeben, wonach die ganze Einrichtung völlig illusorisch sein wird. Diese Ausschüsse für (für Bühne, Literatur und bildende Kunst) werden gebildet — von wem? Von den Polizeipräsidenten im Einvernehmen mit dem Generalstaatsanwalt. Da es doch grotesk wäre, die Opposition ernennen zu lassen durch die Behörden denen sie eben opponieren, deren Dummheiten sie korrigieren soll, so werden, darüber muß man sich klar sein, nicht Anwälte der gefährdeten geistigen Interessen.

sondern neue Behörden bestellt, die die bisherigen entlasten dürfen, aber nicht einmal was zu sagen haben. Denn weder die Polizei noch die Staatsanwaltschaft ist im mindesten an den Spruch dieser Gutachten gebunden. Sie kann sich wohl auch daran nicht binden, denn sie hat ja ganz andre Interessen zu schützen als die künstlerischen, und ihre können gewiß ausschlaggebend sein. Eben darum ist es aber ein Unsinn, die Veto-Instanz behördlich ernennen zu lassen. Sie kann der Exekutivmacht entraten, wenn sie der freie Ausdruck der Sachkenntnis ist, der sich vornehmlich geltend machen kann. Wird sie jedoch als Hilfsbehörde eingerichtet, so muß ihr absolutes Verfügungsrecht zugebilligt werden, oder das Ganze ist nur eine Farce, und die Ausschüsse sind weiter nichts als eine bequeme Rückendeckung amtlichen Banausentums.

Willi Wolfradt

Aus einer kleinen Republik

Von andern Verteidigern unterstützt, bezeichnet der Reichsanwalt die Verlesung als unbedenklich. Geheimhaltung erscheine nur betreffs der Beziehungen zwischen O. C. und der Reichsregierung geboten.

Die Reihenfolge

Herr Dr. Stresemann zu dem Vertreter des ‚Petit Parisien': Er wundere sich, daß sich Frankreich so viel um die deutschen Sozialisten, die doch gar keinen Einfluß hätten, bekümmere, statt mit den Männern zu verhandeln, die die Nation wirtlich führten: Industrielle, Finanzleute, Staatsmänner und Intellektuelle.

Ein Inserat

Ein waghalsiger Mensch

27 Jahre alt, unbescholt., übernormale Kräfte und ferngesund, will seine ganze Lage ändern. Scheue für nichts zurück und bin zu jeder Gefahr bereit. Bei gegenseitigem Uebereinkommen verpfl. ich mich auf 5 Jahre. Erstklassige Referenzen stehen zur Verfügung. Nur streng national gesinnte Zuschriften sind zu richten an:

Fritz Kuk,

per Adr.: **Heise,** Haimar, Post Schude bei Hannover.

Hamburger Fremdenblatt

Liebe Weltbühne!

In der Auslage einer großen frankfurter Buchhandlung sehe ich die Ankündigung von Zolas ‚Traum'. Begierig, zu erfahren, ob die Übersetzung von meiner verehrten Freundin Lucy v. Jacobi stammt — ich weiß, daß sie einige Bände der Rougon-Macquart-Serie überträgt — trete ich ein, bitte den Inhaber selbst um Auskunft und erhalte zur Antwort: „Der Traum — ? Ach, das sind diese Moulin-Rouge-Bücher von Kurt Wolff?! Gewiß . . . ist erschienen!"

Antworten

Benno Reinard. Sie wünschen zu wissen, in welcher Weise die Unterschriften, die die ‚Weltbühne' sammelt, „dem Interesse Fechenbachs dienstbar gemacht werden sollen". Sie werden Fechenbachs klugem, tapferm, unermüdlichem Anwalt Max Hirschberg in München übergeben, der die größte Fähigkeit und die beste Gelegenheit hat, sie auszuwerten.

Philosemit. Sie hat gefreut, was ich in Nummer 39 über den Erfinder der Nationaldeutschen Juden gesagt habe? Ihre Freude kann erneut und verstärkt werden. Am dritten September hat im Hauptausschuß des Preußischen Landtags eine Debatte über den Haushalt des Preußischen Ministeriums des Innern stattgefunden. Und da hat das Mitglied der SPD., Landrat Schubert, eine Rede gehalten, und die gibt die ‚Jüdische Rundschau' so wieder: „Wenn der deutschnationale Redner dem Minister wegen seiner unzureichenden Tätigkeit in der Ostjudenfrage Vorwürfe gemacht habe und sich zum Beweise für die Berechtigung dieser Vorwürfe auf einen Juden Naumann berufen habe, so sei ihm daran besonders interessant gewesen, daß die Deutschnationalen sich jetzt ausgerechnet diesen Herrn Naumann als Eideshelfer heranholten. Er könne sich nämlich ein Urteil über diesen Herrn und seine Zeitung deshalb gestatten, weil er — ganz gegen seinen Willen von Herrn Naumann fortgesetzt durch die Zusendung seiner Blätter belästigt werde. Aus gelegentlicher Lektüre dieser Blätter habe er den Eindruck gewonnen, daß Herr Naumann offenbar zu jener höchst unerfreulichen Sorte jüdischer Mitbürger gehöre, die glaubten, sich dadurch, daß sie ihr eignes Nest beschmutzten, bei den Antisemiten anbiedern zu können: anscheinend hoffe Naumann, er werde, wenn er selbst sich noch antisemitischer gebärde als die berufsmäßigen Antisemiten, wenigstens für seine Person und seinen Anhang den Schutz der Völkischen finden. Die widerliche und für jeden aufrechten Deutschen und Juden ganz unerträgliche Art dieses Auftretens habe sehr treffend Georg Bernhard in einer Versammlung gekennzeichnet. Georg Bernhard habe etwa gesagt: Selbst der verbohrteste Völkische könne irgendeinem Juden gegenüber nicht ein solches Maß von Verachtung aufbringen, wie es jeder anständige Jude und Nichtjude gegenüber diesem Herrn Naumann und seinem Anhang empfinden müsse, die da glaubten, durch Preisgabe eines Teiles ihrer Stammesgenossen für sich selbst einen Unterschlupf beim Gegner finden zu können. Er, Redner, könne über diese Dinge deshalb um so unbefangener urteilen, weil er selbst weder Jude noch jüdischer Abstammung sei." Weshalb er sich auch so höflich ausdrückt.

Bremenser. Der Ruhm der Stadt Königsberg, in Nummer 43 von mir verkündet, läßt Sie nicht schlafen. Sie schicken mir aus den Familiennachrichten einer der Zeitungen Ihres Gemeinwesens diesen Ausschnitt: „Kleines U-Boot mit Sehrohr angekommen. Hans Suhl und Frau Thea, geborene Viol. Klubhaus B.K.C. Zur Zeit Wöchnerinnenheim." Wenn da nur Alles gut gegangen ist!

Analphabet. In Nummer 34 der ‚Weltbühne' steht folgende Antwort an einen „Teutschen": „Inserat oder Anzeige in einem deiner Organe oder Blätter: ‚Gedächtnis-Schlager! Für Private, Vereine und Gesellschaften: Schlageter-Feuerzeuge in garantiert Alpakka-Silber per Stück G.M. 1,50 gegen Vorkasse oder Nachnahme. Vereine und Gesellschaften bei Einholung von Offerte Sonderangebot.' Geschäft ist Geschäft oder: Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun heißt eine Sache." Das ist unmöglich mißzuverstehen nicht wahr? Das würdest selbst du kapieren, wenn mans dir vorläse

nicht wahr? Anders ein Herr Dr. — Doktor! — Karl Wilker. Der apostrophiert in der Wochenschrift ‚Junge Gemeinde' den Reichspräsidenten dergestalt: „Wir verlangen nicht von Ihnen, Herr Präsident, daß Sie einem Unfug steuern wie etwa dem, daß ausgerechnet in einer Zeitschrift, die sich ‚Weltbühne' nennt, ‚Schlageter-Feuerzeuge in garantiert Alpacca-Silber per Stück 1,50 Mark' angeboten werden, für Vereine und Gesellschaften sogar mit Sonderrabatt. Aber wir möchten, Herr Präsident, daß Sie aus solchen Dingen den Geist der Zeit erkennen." Die ‚Junge Gemeinde', die zu uns gehört, hat sich zwar in der nächsten Nummer bestürzt entschuldigt. Aber wie muß ein Blatt redigiert sein, dem sowas passieren kann!

Polizeipräsident a. D. Poehner in München. In dem Königsberger Kommunistenprozeß hat der Senatspräsident beim Reichsgericht Niedener als Vorsitzender des Staatsgerichtshofs die folgenden Urteile verkündet: Delvendahl 7 Jahre Zuchthaus und 1000 Mark Geldstrafe; Kalcher 6 Jahre Zuchthaus und 600 Mark Geldstrafe; Seigeld 5 Jahre und 500 Mark Geldstrafe. Und so weiter. Aber Sie — haben Sie keine Angst. Es handelt sich um Urteile deutscher Richter. Also geschieht Ihnen nichts.

Richard K. Sie schreiben mir: „Sie haben als Antwort auf Alfons Steinigers Brief an die deutschen Kommunisten in Nummer 37 ein halbes Dutzend Ausführungen von kommunistischer Seite angekündigt. Bisher erschien nur die von Friedrich Schwag in Nummer 40. Folgen die übrigen noch?" Angekündigt? Das ist ein Mißverständnis. Ich habe, bevor ich eine Wagenladung von Einsendungen gesichtet hatte, nur den Entschluß ausgesprochen, keineswegs in mehr als sechs Heften je einen Beitrag an dieses Thema zu wenden. Damit wollte ich, wie Zusammenhang und Wortlaut deutlich besagen, nicht ein Minimum festsetzen, sondern ein Maximum. Die Sichtung der Einsendungen hat nun ergeben, daß außer der Erwiderung von Schwag grade eine weltbühnenreif geraten ist. Die werde ich wahrscheinlich noch bringen. Und dann wird sich zeigen, ob daraufhin neue brauchbare Einsendungen erfolgen.

Provinzjournalist. Sie fragen bescheiden, ergebenst und mit hochachtungsvollem Gruße an, ob mir „in der kommenden Spielzeit" Ihre „künstlerischen Werturteile" über die Leistungen folgender Bühnen erwünscht seien: Landestheater Coburg, Stadttheater Eisenach, Stadttheater Erfurt, Reußisches Theater Gera, Landestheater Gotha, Landestheater Meiningen, Landestheater Rudolstadt, Landestheater Sondershausen, Nationaltheater Weimar. Es täte mir aufrichtig leid, Sie zu verletzen — aber so neugierig ich auch bin: das will ich nicht wissen.

Walter Knippel in Beuthen. Ihr ‚Oberschlesischer Wanderer' schreibt oder schreit: „Frauen!! In Berlin haben sozialistische Lehrer den Schulkindern Nacktänze beigebracht! So schamlos verdirbt der Marxismus die Seelen der Kinder! Soll das sozialistische Gift weiterfressen? Soll unser Nachwuchs völlig verwahrlosen? Wollt Ihr Eure Kinder vor Zucht- und Sittenlosigkeit bewahren, so wählt deutschnational! Die Deutschnationale Volkspartei." So sieht sie aus. Zwar sind die konservativen Geschlechtsteile der Kinder vom Marxismus unzernagt geblieben. Aber daß eine Partei, die unter Gebrüll und Freibier die Jugend eines ganzen Landes lieber heut als morgen wieder in Ackergräben verbluten sähe, sich als Hüterin des Nachwuchses aufspielt: das ist ebenso deutsch wie national.

Verantwortlicher Redakteur. Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich f. d. Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H. Berlin W35 Nlldf. 792. Blumeshof 1. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Prikopy 6.

Außenpolitik und Reichstagskampf

von Felix Stössinger

Für die Reichstagswahlen sind bereits mehrere gute Parolen ausgegeben worden. Es soll für die Republik und gegen die Monarchie, für den Aufbau und gegen die Zerstörung Deutschlands, für den Dawes-Plan und gegen den Revanchekrieg gewählt werden. Gewiß! Und so wird es hoffentlich auch geschehen. Aber was dann, wenn die Linke in diesem Zeichen gesiegt hat? Alle diese Parolen bezeichnen doch nur ein Ziel, aber keinen Weg — nicht einmal die Dawes-Parole bezeichnet mehr. Denn auch der Dawes-Plan läßt vielen politischen Kombinationen Raum, und auch in seinem Rahmen haben wir noch das Recht, uns auf- oder zu Grunde zu richten.

Im Gegensatz zu der allgemeinen Annahme ist unsre auswärtige Politik durch den Londoner Pakt nicht eindeutig bestimmt. Die Meisten halten sie heute für etwas Fertiges, woran nichts mehr zu gestalten ist. Für sie ist der Pakt von London ein Befehl, dessen Zwangsläufigkeit alles Handeln ausschließt, ein Schicksal, gegen das sich aufzulehnen gefährlich ist.

In Wahrheit liegen die Dinge ganz anders. Nicht der Pakt von London verurteilt uns außenpolitisch zur Passivität, sondern unsre eigne Ohnmacht, die seit langem alle Verhältnisse, wie sie auch liegen, zum Vorwand nimmt, sie von selbst laufen zu lassen, wie sie gehen. Selbst wenn wirklich der Pakt von London unser Schicksal wäre, so müßte ein lebenswilliges Volk auch solchen Zustand liebevoll gestalten, um noch aus ihm das Beste zu holen, was alle Schöpfergaben der Natur dem tätigen Menschen in Freiheit gelassen haben.

Der Dawes-Plan aber ist nun ganz und gar kein Schicksal. Er wird erst von Jenen dazu gemacht, die dem Reparationsproblem gegenüber nur Passivität aufgebracht haben, vor der Niederlage an der Ruhr tückischen Widerstand, nachher einen stummen Gehorsam, im gegebenen günstigen Augenblick wahrscheinlich eine neue Hetze gegen die Erfüllung. Denn auch daran wird gedacht. Der beschämend unsubstanziierte Protest gegen die vertragsgemäß eingeführte französische Reparationsabgabe war wohl nur ein Nachklang der alten Zeit, da prinzipiell gegen jede Handlung Frankreichs protestiert wurde. Er zeigt aber auch, zu welchen Friedensstörungen

die Schiedsgerichtsklausel des Paktes mißbraucht werden kann, wenn die Kontrahenten sich nicht ihrer ganzen Verantwortung, das heißt: ihrer Verantwortung für Europa bewußt sind.

Schon dieser kleine, auf deutschen Wunsch wahrscheinlich wenig beachtete Zwischenfall zeigt, daß Deutschland nach wie vor störend, also handelnd auftreten kann, daß der Dawes-Plan keineswegs jedes Handeln ausschließt. Politisch hat der Dawes-Plan ja auch nur die Bedeutung, daß er die englische Reparationssabotage von der brutalen Art Lloyd Georges und von der etwas hilflosern Bonar Laws endgültig liquidiert, den Reparationsstreit zwischen Deutschland und Frankreich zunächst aus der Welt geschafft und so die Annäherung beider Staaten eingeleitet hat.

Aber nachdem dies geschehen ist, haben wir nun mit höchster Aktivität die Konsequenzen dieser Annäherung zu ziehen, damit in keiner Zukunft wieder geschehen kann, was sich in den letzten fünf Jahren zwischen Deutschland und Frankreich abgespielt hat.

Das Minimum dessen, was uns der Dawes-Plan auferlegt, ist Loyalität. Aber dieses Minimum genügt nicht. Das Gesetz allein, der Buchstabe allein ist viel zu schwach, um die gewaltigen Leistungen zu bewirken, die die Zukunft von uns verlangt. Damit die neue Aera wirklich eine neue Aera werde, müssen wir nicht nur mit einer Aufrichtigkeit, die jeder Einzelne von uns sich seit zehn Jahren abgewöhnt hat, die Erfüllung wollen: wir müssen auch unsre Beziehungen zu Frankreich als etwas vollständig Neues begreifen und umgestalten.

Frankreich ist nicht ein beliebiger Nachbar, sondern unser nächster. Ja, noch viel mehr: er ist, wie die Entwicklung täglich klarer zeigt, kaum noch ein Nachbar von uns, sondern ein Teil des Ganzen, zu dem wir selbst gehören. Er mit uns zusammen ist der Kern des neu sich bildenden europäischen Wirtschaftsimperiums, und dieses Wirtschaftsimperium Kontinentaleuropa — dessen Werden allein die ‚Sozialistischen Monatshefte' seit zehn Jahren mit bewunderungswürdigem Scharfblick vorausgesehen haben — ist die neu entstehende Synthese des heute zerrissenen, lebensunfähigen, mit Bankrott und Krieg noch immer pestartig erfüllten, balkanisierten Europa. Zerrissen wurde dieses Europa in Versailles, aber neu zusammengefügt wurde es dort nicht. Dazu war die Völkerbundsform Wilsons viel zu lose und ungestrafft. Freilich war sie der angelsächsischen Politik höchst nützlich.

Denn während England die Zerrissenheit Europas verewigen wollte, um je nach den Umständen aus ihr Bundesgenossen für den nächsten Krieg gegen Frankreich herauszuholen — einen Krieg, den wir längst gehabt hätten, wenn Frankreich sich nicht zum höchsten Heile Europas und der ganzen Welt militärisch und politisch unangreifbar gemacht hätte —, währenddessen hat Frankreich Alles getan, um das zerrissene Europa zusammenzuschließen und seinen samt Deutschlands Untergang zu verhindern. Mag sein, daß die Kleine Entente einmal nichts andres als ein Staatenbündnis alten Stils war. Auf dem Wege von Genua nach Genf ist sie jedenfalls etwas Neues geworden, die Zelle des neuen Europa, jenes Wirtschaftsimperiums Europa, worin auch Deutschland nach seiner Verständigung mit Frankreich die Rolle spielen wird, die ihm in einer friedensgesicherten Welt nach Produktion, Bevölkerungszahl und in Zukunft hoffentlich auch wieder geistigen Leistungen zukommt.

Deutschland muß diese Entwicklung erkennen und sie fördern, statt sich ihr wie bisher erschwerend in den Weg zu stellen. Hindern kann es sie sowieso nicht mehr. Denn die Konzentration Europas geht ihren Weg, und sie wird auch über Deutschlands Widerstände hinweg erfolgen. Sucht Deutschland aber endlich die Gemeinschaft mit Frankreich, und nicht nur eine vage Verständigung, dann wird es nicht in eine Gemeinschaft von Siegern und Besiegten eintreten, von Starken und Schwachen, von Herren und Knechten, sondern in eine Gemeinschaft leidender, in sehr verwandter Situation befindlicher Länder. Es wird bewußt in die kontinental-europäische Gemeinschaft der Schuldner eintreten, deren übermächtige Gläubiger: England und Amerika durch ihren Widerstand gegen den Schuldenausgleich die wahren Zerstörer des Kontinents geworden sind.

Es ist Zeit, daß Deutschland diese Lage erkennt. Denn über kurz oder lang werden die Schulden und zugleich die wichtigsten Fragen des Reparationskomplexes geregelt werden, für die der Dawes-Plan noch keine Lösung geschaffen hat.

Zu lösen ist erstens: die Regelung der interalliierten Schulden; zweitens: die Placierung der deutschen Dawes-Obligationen auf dem Weltmarkt, nach französischer Schätzung 16 bis 19 Milliarden; drittens: die Fixierung der deutschen Gesamtschuld.

Man braucht sich diese gewaltigen Objekte nur anzusehen, um zu verstehen, daß der Dawes-Plan sie gar nicht behandeln konnte. Sie setzen Beruhigung der Welt, korrekte Beziehungen zwischen den Staaten, geordnete Wechselkurse aller Länder voraus.

Prüft man Deutschlands Stellung zu diesen Fragen, so sieht es aus, als ob Deutschland bis auf Punkt Drei sich eine passive Rolle leisten könnte. Nichts ist falscher! Von der Lösung aller drei Fragen hängt der ganze Reparationsplan ab: vom alliierten Schuldenausgleich die deutsche Gesamtschuld, von der Mobilisierung des Weltmarktes für die Obligationen das Funktionieren des Dawes-Plans. Man hört manchmal die Meinung, wir sollten die Schwierigkeiten des Transfers und die Verwandlung der deutschen Leistungen in Geldwerte als künftige Privatsorge der Gläubiger betrachten, deren Lösung uns nichts angeht. Wieder falsch! Deutschland muß Alles tun, um die Verwandlung seiner Leistungen in Werte zu erleichtern, denn nur dann ist Reparation geleistet. Jedes Zugeständnis, das England und Amerika den Franzosen versagen, verwandelt sich automatisch in eine Belastung Deutschlands. Jede Konzession, die ihnen Frankreich abringt, wirkt sich automatisch als Entlastung Deutschlands aus.

Während Deutschland bisher in englischen Diensten jeden Druck auf Frankreich wie einen eignen Sieg kindisch bejubelte, muß es jetzt, vor den Entscheidungen, endlich die richtige Position beziehen und in dem Streit zwischen England und Frankreich — der in Wahrheit ein Kampf des alten England gegen das neue Europa ist — für die richtige Seite: für Frankreich optieren. Die Angst, daß uns das bei England schaden könnte, ist sinnlos. Die ganze Kleine Entente hat für Frankreich optiert und verdankt nur dieser Stellung ihre politische Stärke. Schaden auf dem Kontinent hat nur Deutschland erlitten, nicht trotzdem, sondern weil es gegen Frankreich optiert hat.

Deutschlands Stellung hat in dieser Frage moralisch und bekennerisch zu sein. Deutschland kann keinen Schuldennachlaß für sich fordern, ohne die moralischen Gründe dafür auch für den Schuldenerlaß der Angelsachsen an Frankreich ins Treffen zu führen. Wer von seinem Gläubiger Nachsicht fordert, kann nicht auf ihn seine Schuldner hetzen. Deutschland muß sich zur Gemeinschaft der Weltschuldner gegen die Gemeinschaft der Weltgläubiger bekennen. Dieser Gedanke des her-

vorragenden Jean Herbette, der als Gesandter in Moskau kaum der Welt dieselben Dienste leisten wird wie Tag für Tag durch seine außenpolitischen Leitartikel im ‚Temps' — dieser Gedanke wird sich durchsetzen. Deutschland wird durch ein solches Bekenntnis konstituierend am Aufbau von Kontinentaleuropa mitwirken und seine eigne Bedeutung durch eine moralisch und politisch richtige Haltung steigern. Denn die Verfechtung der richtigen Ansicht verleiht Macht.

Noch wichtiger für uns wird die Placierung der Obligationen auf dem Weltmarkt sein. Erst wenn das gelungen ist, ist das Reparationsproblem gelöst. Und erst dann wird die deutsche Industrie als Gesamtheit wieder obligationsfähig werden; denn wie soll sie ihre eignen Obligationen unterbringen, solange die Dawes-Obligationen unverkäuflich sind!

Der Weltfinanz werden Deutschland und Frankreich die größte Sicherheit, die es gibt, anbieten: ihre Gemeinschaft! Diese Gemeinschaft der Geldnehmer wird sich keine Halsabschneiderzinsen mehr von der Gemeinschaft der Bankherren vorschreiben lassen, die an unverzinsbarem Kapitalüberfluß leiden.

Erst wenn diese Probleme gelöst sind, kommt die Fixierung der deutschen Gesamtschuld dran. In einem zerrissenen Europa ist sie ein Machtpfand. In einem geeinigten und schaffenden Europa wird sie keines neuen Streites wert sein, und die fixierte Summe wird uns nicht erschrecken müssen, besonders, wenn die Goldentwertung, wie seit zehn Jahren, fortschreitet und die deutsche Gesamtschuld nach ihrem Realwert vermindert.

Ein ganz gewaltiger Stoß von Aufgaben lastet also auf Deutschland. Der Dawes-Plan hat unsern außenpolitischen Aufgabenkreis nicht verengt, sondern seinen riesigen Umfang erst recht sichtbar gemacht. Die Probleme des Zusammenschlusses der europäischen Kleinstaaten zu einem Wirtschaftsimperium sind durch ihn drängend und reif geworden. Wenige haben diese Dinge noch geahnt, und mit Erstaunen sehen sie, wie übermächtig sie gediehen sind.

Noch gibt es keine Parteien, sondern nur einzelne Persönlichkeiten, die diese Politik wollen. Ja, noch werden diese Ideen, die außerhalb Deutschlands alle politischen Köpfe kennen, die von ausgezeichneten Männern ministeriell vertreten werden, von den meisten deutschen Parteien und ihren Zeitungen belächelt, totgeschwiegen,

unwissend oder böswillig boykottiert. Die Außenpolitik wird von diesen Kreisen weiter als ganz mechanische Exekution bestimmter Verpflichtungen aufgefaßt. Aber was tut das! Nachdem die Parteien mit dem Lehrgeld des Volkes gelernt haben, die Erfüllungspolitik zur Wahlparole zu machen, werden sie auch lernen müssen, den nächsten Reichstagskampf mit der Parole: Für oder gegen Kontinentaleuropa zur Entscheidung zu bringen. Die Zeit wäre allerdings heute dazu schon reif. Deutschland ist es leider noch nicht.

Kriegsgebet von Mark Twain

Dieses Gebet schrieb Mark Twain und sagte davon: „Das ist die ganze Wahrheit, und nur ein Toter kann in dieser Welt die ganze Wahrheit sagen — mag es nach meinem Tode veröffentlicht werden." Und das geschah.

O Herr, unser Gott, laß uns ihre Soldaten mit unsern Granaten in blutige Fetzen zerreißen —

Laß uns ihre lächelnden Felder mit den bleichen Gestalten ihrer Toten bedecken —

Laß uns den Donner ihrer Geschütze mit dem Geschrei ihrer sich in Schmerzen windenden Verwundeten übertönen —

Laß uns ihre bescheidenen Häuslichkeiten mit dem Sturmwind des Feuers verwüsten —

Laß uns die Herzen ihrer unschuldigen Witwen mit ewigem Kummer zerreißen —

Hilf sie aus ihren Häusern vertreiben, auf daß sie hilflos und freudlos mit ihren kleinen Kindern wandern mögen —

Durch die Wüste ihres zerstörten Landes in Lumpen und Hunger und Durst —

Ein Opfer der flammenden Sonne des Sommers und der eisigen Winde des Winters —

Gebrochen im Geist, verschlissen in Kummer —

Dich, ohne erhört zu werden, um die Zuflucht des Grabes anrufend —

Um unsertwillen, der wir Dich verehren, o Herr —

Vernichte ihre Hoffnungen, zerstöre ihr Leben, verlängere ihre bittere Pilgerschaft —

Mach schwer ihre Schritte, ertränke ihren Weg in Tränen, färbe den weißen Schnee mit dem Blute ihrer wunden Füße!

Wir bitten Dich darum, denn Du bist der Geist der Liebe und die nie versagende Zuflucht und der Freund aller Bedrängten —

Und wir suchen Deine Hilfe mit demütigen und reuigen Herzen —

Erhöre unser Gebet, o Herr, und Dein sei der Preis und die Ehre und der Ruhm jetzt und immerdar!

Amen.

Der Fall Nathusius von Ignaz Wrobel

Sechs Jahre nach Kriegsschluß haben die Franzosen einen deutschen General, Herrn v. Nathusius, verhaftet. Der ist, um das Grab seines Schwiegervaters zu besuchen, zu Allerseelen nach Forbach im Elsaß gekommen, auf Grund einer allgemeinen Erlaubnis, die für solche Fälle besteht. Er wurde erkannt, verhaftet, nach Lille und dann nach Metz geschafft.

Vorangegangen war ein Gerichtsverfahren in contumaciam, das mit der Verurteilung des Generals zu fünf Jahren Gefängnis wegen Möbeldiebstahls, begangen in Lille, geendet hatte. Solcher Gerichtsverfahren hat es bei den Franzosen eine Menge gegeben. Die deutsche Okkupation hatte eine wahnsinnige Wut, eine Weißglut von Haß unter den maßlos gequälten Bürgern hervorgerufen. Der bis zum Siedepunkt überhitzte Kessel, vier Jahre ohne Ventil, entlud sich in einer Reihe von Gerichtsverhandlungen gegen deutsche Offiziere und Mannschaften, und die wurden zur großen Befriedigung der französischen Bürger, die ihren Staat nun nicht mehr vergeblich angerufen hatten, wenigstens formell bestraft.

Die Maßnahme der französischen Behörden ist als unrichtig zu bezeichnen.

Ich habe im Jahre 1919 an dieser Stelle in einer langen Reihe von Aufsätzen die Brutalitäten, die Dummheiten, die Roheiten, die Unterschlagungen und die Diebstähle, die viehische Knechtung der eignen Landsleute und die erbarmungslose Behandlung Fremder durch die deutschen Offiziere gekennzeichnet. In einem einzigen Fall ist die damals noch kleinlaute Militärbehörde an den Herausgeber der ,Weltbühne' herangetreten und hat ihn und mich um nähere Angaben ersucht. Diese Angaben sind ihr geworden; wir haben niemals auf eine Antwort gewartet, und bis heute ist keine erteilt worden.

Der persönliche Fall des Generals von Nathusius ist uninteressant. Ich weiß nicht, ob er schuldig ist; auch ist er im Augenblick wehrlos und könnte sich gegen Angriffe nicht verteidigen. Hier interessiert nur das Allgemeine.

Selbstverständlich haben deutsche Offiziere während des Krieges Möbel gestohlen. Die Sache verlief meist so, daß die höhern Stäbe oder die Untergötzen gegen irgendeinen Wisch Papier Einrichtungsgegenstände „requirierten", sie bei Verlegung des Stabes umherschleppten, zunächst vielleicht in der Ortschaft selber, sie dann aus der Stadt entfernten und schließlich in die Heimat transportierten. Nur militärisch Verzückte oder nationale Politiker können diesen dauernden Mißbrauch der Dienstgewalt leugnen; Tausende von einfachen Soldaten werden ihn bezeugen.

Der Krieg war ein Kollektivverbrechen in Reinkultur.

Die siegreichen Staaten haben nach dem Kriege eine Kriegsverbrecherliste zusammengestellt und die Auslieferung der so bezeichneten Männer gefordert. Die Liste war sicherlich nicht sorgfältig bearbeitet, kein Wunder bei der Unmöglichkeit, die

Führung von vierzehn Millionen Menschen im Einzelnen zu beurteilen. Allein in dem mir bekannten Bezirk Rumänien fanden sich die schlimmsten Übeltäter nicht auf der Liste, mein guter trottliger Hauptmann steht drauf, die schlimmsten Wüteriche seiner Umgebung fehlen. Gott weiß, nach welchen Grundsätzen diese Liste angefertigt worden ist.

Und dann wurde sie nicht einmal angewendet! Die einfachste pädagogische Grundregel ist, einem Kinde keine Prügel anzudrohen, die man doch nicht austeilen will, und man kann sich ungefähr die Wirkung vorstellen, die damals durch die Reihen dieser mehr oder minder beteiligten Kollektivverbrecher gegangen ist. Die einen schwuren Rache, die andern machten sich in die Hosen, der Gasprofessor Fritz Haber ließ schon einen Flugapparat anspannen, um in die gastliche Schweiz zu entfliehen, und alle zusammen atmeten auf, als es dann doch nichts wurde und die berüchtigte „Verantwortung" zum Glück nicht getragen zu werden brauchte.

Diese ressortmäßig verteilte Verantwortung ließ Keinen sich als verantwortlich empfinden: Jeder hatte auf Befehl gehandelt, Jeder hatte „alle unnötigen Härten vermieden", und Jeder wußte von nichts. Damit war aber dem Bürger in Lille nicht geholfen: der Schreibtisch war verschwunden, das Leinenzeug beschädigt, die alte Mutter beleidigt worden.

Den in Doorn traf es überhaupt nicht.

Er erklärte gleich, nur vor seinen Gott zum Beten, aber nicht vor ein menschlisches Gericht treten zu wollen, und beschäftigte sich im übrigen damit, aus der Untertanenrepublik des Herrn Ebert an Geldeswert herauszuschlagen, was irgend herauszuschlagen war.

Die Möbeldiebstähle also stehen fest. (Die Rumänen, zum Beispiel, haben in Bukarest nach dem deutschen Rückzug eine Ausstellung aller Mobilien veranstaltet, die der frühere Cirkusclown und spätere Polizeikommissar Pinkoffs hat stehlen, aber deren Abtransport er nicht mehr hat bewerkstelligen können.)

Wir hier sind wohl von jedem Verdacht des Nationalismus frei. Umso nachdrücklicher ist zu sagen, daß man die Haltung der französischen Behörden in dieser Sache nicht gutheißen kann.

Die gerichtliche Verurteilung einzelner Individuen wegen einzelner Delikte nach einem solchen Massenverbrechen kommt ungefähr dem Versuch gleich, dem Soldaten, der am Kriege teilgenommen hat, eine Geldstrafe wegen ruhestörenden Lärms und wegen unbefugten Waffengebrauchs aufzubrummen.

Ja, aber das Völkerrecht, gegen das sich die deutschen Offiziere vergangen haben! Du lieber Gott! Sämtliche Haager Abkommen sind in diesem Kriege auf allen Seiten mißachtet worden. Es ist nicht wahr, daß dieser Krieg nur zwischen den bewaffneten Kontingenten der einzelnen Staaten unter Schonung des Privateigentums geführt worden ist. Fliegerangriffe, Bombenbelegung und Besetzung haben gleichermaßen Militär und Zivil getroffen. Die jämmerliche theoretische Unterscheidung zwischen dem „Bürger" und dem „Soldaten" des feind-

lichen Staates hat sich nicht durchführen lassen; die bunte Jacke hat diese nicht zu alleinigen Kämpfern gemacht und jene nicht vor Gewalttat und Verletzung an Leib und Gut geschützt.

Müßiger Versuch, der Rechtlosigkeit zwischen Staaten durch ein Gerichtsverfahren beizukommen, das dem Privatstreit zwischen Müller und Schulze um des Nachbars Esel nachgebildet ist. Die Diskrepanz zwischen rührend kleinlichen Gerichtsverfahren und jener barbarischen Weltungeheuerlichkeit reizte zur Satire, wenn es nicht stets so traurig endete.

Der kümmerliche Versuch, eine einmal losgelassene Menschheit mitten im Lauf anzuhalten und den einen Mord mit einem Blechstückchen zu belohnen, den andern aber mit Zuchthaus zu bestrafen, ist unausführbar. Wo ist der Übergang vom Erlaubten zum Verbotenen in diesem Tohuwabohu von Gruppentotschlag, Einzelmord, Diensthandlung, falscher Auslegung eines Armeebefehls und überflüssiger Requisition? Die Bergpredigt ganz und gar, das Strafgesetzbuch zum Teil aufzuheben und dann hinterher noch zu „verurteilen" — dazu gehört die ganze Kaltschnäuzigkeit dieser Nationalstaaten, die ihre Wirtschaftsgesetze mit sittlichen Imperativen verdecken. Wären es noch natürliche Stämme und Rassen des Bluts oder der Bodenbildung! Armselige Gefüge, die bei der leisesten Lüpfung der Schutzzollgrenzen ins Nichts zusammenkrachen, fahnendrapierte Laufjungen ihrer Finanzleute und Nutznießer! Und Jeder hat einen „Erbfeind" — er weiß nur noch nicht, wo.

Der Wahnsinn der Staatenspielerei nach einer solchen mißachteten Lehre fängt an, unerträglich zu werden. Die Verhaftung des Generals v. Nathusius, die wirkt, wie wenn sie sich ein deutsch-nationaler Propagandist für die Reichstagswahlen ausgedacht hat, um dem Sinowjew-Brief in England Konkurrenz zu machen, ist eines der tausend Fanale, die wir uns zur Warnung aufleuchten sehen.

Wie diese Affäre enden mag, und wie man sich gegenseitig arrangiert, ist heute und von Südfrankreich aus nicht zu übersehen. Aber was zu übersehen ist, ist dieses:

Jeweils ganze Völker mit dem Fluchwort des „Prestige" in die Fahnentollheit zu hetzen, das arme Luder Staat, hörig den Großbauern und den produzierenden, transportierenden Kaufleuten unterworfen, als einen Götzen aufzublähen, den die Machtlosen anzubeten haben, ein Regierungsgebäude, Annex der Börse, siegreich oder im Racheschwur zu beflaggen: das ist ein Verbrechen, gegen das sich alle Anständigen zu wehren haben.

Neben den Kaufleuten sind es die Beamtenschichten, die sich durch Kooption ergänzen und den Staat als eine Pensionsanstalt, einzig dazu bestimmt, sie vor immer zu erneuerndem Lebenskampfe zu schützen, sind es die Beamten, die das größte Interesse an der Erhaltung des Aberglaubens: Staat haben.

Hier und nur hier liegt das tiefe Problem europäischer Unfruchtbarkeit. Sie spielen Staat. Immer noch spielen sie Staat und haben nicht eingesehen und wollen nicht einsehen, daß sie längst Beute und Spielball einer über alle Grenzpfähle hinaus-

langenden Internationalen von Händlern geworden sind, die Gesetze machen und anwenden lassen, wie das Geschäft es befiehlt. Immer noch nehmen sie das Spiel ernst; immer noch stellen sie sich im Viereck um die Gräber der armen Opfer einer nutzlosen Schlächterei auf, beschweren die Skelette mit geschmacklosen Mälern, blasen die jeweilige Hymne und bepredigen sich den geschwellten Gehrock. In allen diesen Totenfeiern steckt die Gutheißung des Krieges und die Reklame für einen neuen.

Dieser neue wird die „Zivilbevölkerung" eines Besseren und Tödlicheren belehren. Man wird die Städte vergasen, und Schützengraben und Schlachtfeld wird Haus, Keller und Bodenluke sein. Ich wünschte, es würde so. Vielleicht würden dann die heillosen Staatsuntertanen einsehen, was Krieg ist. Je größer die Masse der Verlierenden sein wird, umso gefährdeter wird die Stellung der Kriegsgewinnler werden. Und sie sind immer noch die einzigen Kriegsgewinner gewesen.

Wollte Gott, Frankreich besänne sich im Falle Nathusius. Bliebe es hart, es könnte unsern Nationalisten keinen größern Gefallen tun. Will es wirklich demokratische und pazifistische Politik machen, wie es die reine Absicht des Blocks der Linken ist, so muß es seine Ansicht über die Individualaburteilung von Kollektivverbrechern revidieren.

Alle meine Freunde, die belgische, ehemals okkupierte Städte besucht haben, berichten den gleichen Eindruck: heute noch, nach sechs Jahren, eine dumpfe, stets latente, sich an jeder Gelegenheit neu entzündende, unermeßliche Wut, in Erinnerung an Alles, was man ihnen dort angetan hat. Der versöhnlichere Charakter breiter französischer Volksschichten mag rascher über das Vergangene hinweggeglitten sein. Umsomehr Grund für das Kabinett Herriot, durch Freilassung des Generals v. Nathusius etwas zu bezeugen, das mehr wäre als eine Geste: der Anfang eines praktischen, wirklichen Sozialismus.

Ich halte es grade für unsre Pflicht, die wir immer einer versöhnlichen Politik zwischen Frankreich und Deutschland das Wort geredet haben, auf falsch basierte und gänzlich überflüssige Härten der andern Seite hinzuweisen.

Über diesen Einzelfall hinaus aber bleibt uns die harte Arbeit, Grenzpfähle zu zerschlagen, an denen das einzig Wetterfeste die Ölfarbe ist, und einer europäischen Menschheit immer wieder zu zeigen, zu wessen Nutzen sie sich in metaphysisch zusammengekleisterte Klumpen ballt.

Was ist der Fall Nathusius? Ein Pickel an einem schwer infizierten Körper. Sie doktern an dem Pickel herum und getrauen sich nicht an die einzige Kur, die hier hilft und die man in feiner Gesellschaft nicht einmal ausspricht: Aufgabe der absoluten Souveränität, Abschaffung der Staatsgrenzen.

Im Mittelalter wars die Kirche. Tausende und Hunderttausende haben sich ihr unterworfen ohne Einsicht und gegen bessere Einsicht, weil sie Zehntausende verbrannt hat. Sie war Gemeingut, kleineres Übel, verklemmter Schmerz. Die ihrem

Jahrhundert voraus waren, heulten es in ihre Tagebücher oder wählten sonderbar verschnörkelte Formen, um vermummt vor ihre Zeitgenossen zu treten. Wer Ohren hatte, der sollte hören . . . Die Kirche hat viel Gutes getan, aber sie lastete auf Allem, was da frei war, und drehte das Rad der Zeit perpetuierlich zurück. Im Mittelalter war es die Kirche.

Heute ist es der Nationalstaat.

Mal singen, Leute —! von Theobald Tiger

Für Kate Kühl

Der Seemann schifft ins Meer hinaus,
ihm ist so leicht zu Sinn.
Marie weint sich die Augen aus —
er segelt rasch dahin.
Er sitzt in der Kombüse
und stochert im Gemüse
und denkt sich: Wenns Marie nicht ist, na, dann ists eine Negerin!
Der hat
In jeder Stadt 'ne Braut —!
Die erste für die Seele,
die zweite fürs Gemüt;
die dritte wegen Hoppeldibopp —
auf Nacht, wenns Keiner sieht!

Mein Freund, daß du geheirat hast,
das will mir gar nicht ein.
Dein Stück Malheur ist eine Last!
Komm, wirf sie in den Rhein!
Er sagt: „Ich wünscht, ich kann es!
Wem sagst du das, Johannes!
Ich denk so oft, wenn die Alte schnarcht: Ach, wär ich jetzt allein!
Ich hätt
In jeder Stadt 'ne Braut —!
Die erste für die Seele,
die zweite fürs Gemüt;
die dritte für das Hoppeldibopp —
auf Nacht, wenns Keiner sieht!

Mensch, unser Gustav Stresemann
das ist wohl ein Filou!
Er meiert sich bei Jedem an
und singt was Schöns dazu.
Er steht am Wasserglase
und redet durch die Nase,
mal rechts durchs Loch, mal links durchs Loch — der Junge ist Atout!
Der hat
In jeder Stadt 'ne Braut —!
Die erste für die Seele,
die zweite fürs Gemüt;
die dritte wegen Hoppeldibopp —
auf Nacht, wenns Keiner sieht!
Das macht der Reiz seines Angesichts!
Und die eine weiß von der andern nichts,
daß er ihr Programm geklaut!
In jeder Stadt
in jeder Stadt
in jeder Stadt 'ne Braut —!

Dokumente bayrischer Justiz

Herausgegeben von Ernst Toller

VI.

Vier Tage Niederschönenfeld

Aus Tagebuchnotizen

1. Juli 1921

. . . Frau K. fragte mich an, ob ich ein Telegramm mit bezahlter Rückantwort erhalten habe, das sie aus Sorge um ihren Mann (über den wochenlang Schreibverbot verhängt war, ohne daß er seiner Frau davon Mitteilung machen durfte) an mich schickte. Da ich dieses Telegramm nicht bekommen hatte, erkundigte ich mich höflich beim Festungsvorstand. Ich werde zum Werkführer Schneider gerufen und bekomme diese „Eröffnung": ich müßte wissen, daß, wenn das Telegramm zurückbehalten wäre, ich Benachrichtigung erhalten hätte. Dann liest Schneider den bezeichnenden Satz des Herrn Staatsanwalts Kraus vor: „T.s Anfrage enthält eine vollkommen unnötige, den Geschäftsgang der Verwaltung ohne jede Veranlassung belastende Vielschreiberei, der ich im Wiederholungsfall durch Briefverbot vorbeugen werde."

D.s Roman beschlagnahmt, trotzdem früherer Festungsvorstand Dr. Vollmann und Regierungsrat Badum das Manuskript „unbeanstandet" passieren ließen. Beschluß: D. verherrliche Deserteure und Meuterer. Wenn er noch einmal einen derartigen Roman schreibe (!!), würden weitere Maßnahmen gegen ihn ergriffen. Wer wird in der Festung noch Bücher schreiben können, wenn die Zustände sich nicht ändern! Wahrscheinlich ist das nicht. Die Handhabung des Strafvollzugs hängt von den Machtverhältnissen draußen ab . . .

Vor einigen Tagen wurde Erich M. mit acht Tagen Bettentzug und acht Tagen Hofentzug bestraft, weil man . . . in seinen Papieren anläßlich einer Durchsuchung ein Hölz-Gedicht gefunden hat. T., W., I. erhalten Einzelhaft, acht Tage Bettentzug, T. auch Bücherentzug! F. W. transportiert man morgen nach Donauwörth. Muß zwei Monate absitzen, zu denen er wegen seiner Flucht aus der Festung Oberhaus verurteilt wurde.

. . . Herr Reichsjustizminister Schiffer erklärt im Reichstag: „Der Haftbefehl gegen den Kappisten Jagow ist außer Wirksamkeit gesetzt worden, weil Jagow in seiner Jugend tuberkulös war, kränklich sei, frische Luft und täglich kalte Abreibungen brauche." Am 27. Juni erklärte Jagow in der Kreuzzeitung in dem von seiner frühern Amtszeit her bekannten Stil: „Laut Berliner Tageblatt vom 24. Juni Nummer 292 hat der Reichsjustizminister Schiffer ausgeführt: Zum Fall Jagow könne noch kein Verfahren stattfinden, weil Jagow krank sei. Tatbestand: Ich war seit März 1920 nicht einen Tag krank. Jagow." Wenn ich an die kranken Arbeiter denke, mit denen zusammen ich eingesperrt bin! W. in Eichstädt 39,5 Fieber. Mußte auf Befehl des Staatsanwalts, gegen ärztlichen Ein-

spruch, das Krankenhaus verlassen, weil der Staatsanwalt ihn im Verdacht hatte, einen Brief aus dem Krankenhaus geschmuggelt zu haben.

2. Juli

. . . Werführer Schneider eröffnete mir, daß mein sechs Seiten langer Brief an N. „wegen agitatorischen Inhalts" beschlagnahmt wurde. Aufzeichnungen von drei Wochen. Wenn dieser Brief „agitatorisch" ist, was kann man dann noch an Menschen schreiben! Welche Last wird Briefschreiben hier drinnen! Seiltänzer der Worte wird man. Immer spürt man schon im Schreiben den hämischen Griff des Zensors. Erscheint ihm der Inhalt eines Briefes gar zu harmlos, wird der Brief wegen „verschleierten Inhalts" beschlagnahmt. Endlose Quälerei!

3. Juli

. . . T. fragte den Staatsanwalt, auf Grund welches Paragraphen der Werkführer berechtigt sei, ihm die Bücher vorzuenthalten. Antwort des Staatsanwalts: fünf Tage Kostentzug . . .

. . . W. Hof-, Bett-, Kostentzug, weil er vor Regierungsrat Schmauser „anstößige Haltung" eingenommen . . .

4. Juli

. . . Vor einigen Tagen wandte sich H. an den Gärtner mit der Bitte um einige Pflanzen (gegen Bezahlung) für seinen kleinen Garten, den er auf dem Hof angelegt. Antwort des Staatsanwalts Kraus: „Abgelehnt. Solche Kulturen vertragen sich nicht mit dem Strafvollzug." R. bittet um einige kleine Bohnenhölzer (gegen Bezahlung). Antwort des Staatsanwalts Kraus: „Wenn solche unbescheidenen Bitten in Zukunft noch einmal gestellt werden, dann Weiterungen."

Der ‚Sozialdemokrat' veröffentlicht ein Lied, das Orgesch-Jünglinge singen:

Du tapfrer Held, du schoßt den Gareis nieder,
Du brachtest allen uns Befreiung wieder
Von einem saubern Sozihund,
Welch Licht in unsrer Trauerstund!
Auch Rathenau, der Walther,
Erreicht kein hohes Alter.
Die Rache, die ist nah,
Hurra, Hurra, Hurra!
Laßt uns froh und munter sein,
Schlagt dem Wirth den Schädel ein,
Lustig, lustig, trallerallala,
Bald ist Wilhelm wieder da!
Wenn einst der Kaiser kommen wird,
Schlagen wir zum Krüppel Dr. Wirth,
Knallen die Gewehre tack, tack, tack
Aufs schwarze und das rote Pack.
Haut immer feste auf den Wirth,
Haut seinen Schädel, daß er klirrt.
Knallt ab den Walther Rathenau,
Die gottverfluchte Judensau.

Mexiko von Leo Matthias

VIII.

Auswanderung nach Mexiko

1.

Die Artikelserie über Mexiko, die hier erschienen ist (und die aus andern Zusammenhängen herausgerissen wurde), soll nicht abgeschlossen werden, ohne vor einer Auswanderung nach Mexiko zu warnen.

Das Interesse der mexikanischen Regierung an deutscher Einwanderung ist außerordentlich groß — aber die Hilfe, die die mexikanische Regierung bisher gewährte, war außerordentlich klein.

2.

Das Interesse der Regierung ist groß, weil der Deutsche im Auslande Fähigkeiten entwickelt, die man gebrauchen kann. Wie jene wenigen Deutschen, die ausnahmslos die Politik negieren mußten, um etwas Ganzes (wenn auch etwas Ganz-Musisches oder Ganz-Gelehrtes) zu schaffen, das als Gegebenheit den Schöpfungen des englisch-französischen Kulturkreises zugeordnet werden konnte, zugeordnet werden mußte — so gewinnt auch der deutsche Bauer, Techniker, Kaufmann erst die Grundschicht seiner eigentlichen Begabung, wenn er isoliert ist, gelöst aus dem tausendjährigen Wirrwarr seiner politischen Existenz. Es zeigt sich dann, daß er zwar weniger Charakter besitzt als der Amerikaner, Engländer, Franzose, Italiener, daß er auf alle Masken von der Schiller-Verehrung bis zur Deutschland-Deutschland-Überzeugung sehr schnell verzichtet; aber was zum Vorschein kommt, ist wenigstens unverlogen — es zeigt sich auch beim Individuum jene ungewöhnliche Assimilationsbegabung, die in der deutschen Produktion seit jeher sichtbar war. Die Wurzel der deutschen Verlogenheit, das System: die Mimikry auf dem Weltmarkt als Plus, in der Ethik und Politik als Minus zu verbuchen, diese doppelte Buchführung der Deutschen, die sie seit Bismarcks Tagen zwang, sich entweder ständig ins Gesicht zu speien oder mit jeder Eroberung eines neuen Absatzgebietes die Maske tiefer ins Gesicht zu drücken — diese Wurzel aller, aber auch ausnahmslos aller deutschen Übel verdorrt. Das Individuum wird wie seine Ware. Hin und wieder eine beispiellose Einzelleistung (Anilin, Zeppelin, Zeiß-Gläser, Sensen) — sonst: etwas billig, aber brauchbar.

Der Deutsche (dessen sympathischster Typus im Ausland der Techniker ist) ist überall willkommen, wo es an Menschen fehlt, besonders in Mexiko. Er kann lesen, schreiben, schuften, sich ducken, warten, ackern, imitieren, übertrumpfen; ist sauber, zahlt, paßt sich an, ist sehr selten unbequem. Er hat die Summe aller guten Eigenschaften des Chinesen, aber mit dem Vorzeichen des Europäers.

3.

Die Versuche, die die mexikanische Regierung macht, um deutsche Einwanderer zu gewinnen, sind die üblichen. Sie stellt Land zur Verfügung, verspricht wohl auch hier und dort Kredit. Als ich abreiste, wurde sogar erwogen, Einwanderern die Ozeanpassage zu erleichtern. Auch soll eine Kreditgesellschaft existieren, die von sich aus die Einwanderung nach Mexiko betreibt.

Die Verhältnisse scheinen demnach ebenso günstig zu liegen wie einst in den Staaten. Aber der Unterschied ist groß. Denn ist man auf Kredite der Regierung angewiesen, so kann man die Zahlungsanweisung eines Ministers in der Tasche haben, ohne das Geld dann zu bekommen, wenn man es gebraucht. Und hat man schließlich dieses Geld, so reicht die Summe meistens nur bis zur ersten Ernte. Fällt die Ernte schlecht aus, muß man über außerordentliche Verbindungen verfügen, um einen zweiten Kredit zu erhalten, und erhält man ihn nicht, so bleibt nichts andres übrig, als das Land zu verkaufen. Man kann als „peon", für einen Hungerlohn, dann seinen eignen ehemaligen Boden pflügen.

Der Fall liegt selbstverständlich ganz entsprechend, wenn man von einer Gesellschaft Kredit empfängt — nur mit dem Unterschied, daß die Gesellschaft, im Gegensatz zur Regierung, noch ein Interesse daran hat, daß die erste Ernte fehlschlägt; denn sie erhält auf diese Weise nicht nur billig Land, sondern auch noch einen intelligenten Arbeiter, der dieses Land beackert.

Irgendeinen Schutz gegen derartige Ausbeutung gibt es nicht. Irgendeine Möglichkeit, sich vom peon heraufzuarbeiten, ebensowenig. Der Lohn reicht kaum für das Notwendigste.

Ich fuhr von Mexiko zurück mit einem grundgescheiten Schwaben, einem Bauern und Obstzüchter, den irgendeine Gesellschaft mit Versprechungen hinübergelockt hatte, und der sein Land hatte verkaufen müssen. Er mußte sich als peon verdingen, arbeitete 14 Stunden täglich, gönnte sich nicht die Butter auf dem Brot und hat es schließlich geschafft, sich das Reisegeld 3. Klasse zu ersparen. Da er grundgescheit war, hatte er sein Land am Bodensee nicht verkauft, Frau und Kind erwarteten ihn zu Hause, und er war daher gerettet, als er die Schiffsplanken betrat.

Ich werde den Blick dieses prachtvollen Menschen nicht vergessen, als die Schiffssirene aufschrie. Er stellte sich an den Bug des Schiffes und hat sich nicht umgesehen, bevor das Land verschwunden war.

4.

Selbstverständlich gibt es Ausnahmen.

Einer der bekanntesten Fälle ist der einer deutschen Unterseebootsbesatzung, die 1916 gezwungen war, einen mexikanischen Hafen anzulaufen, und aus irgendwelchen Gründen in diesem Hafen liegen blieb. Da weder Kapitän noch Heizer wußten, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollten, ließen sie sich von

der Regierung Land geben und pflanzten Uruapan-Kaffee an, der der beste Kaffee der Welt ist, aber besonders selten; es gibt nur ein newyorker und ein londoner Haus, die ihn verkaufen. Sie hatten Glück, die Ernte wurde gut, sie sind heute die reichsten Leute der Provinz Nayarit.

Der Fall ist eine Ausnahme, zeigt aber trotzdem, wie man die Sache anfassen muß, um als Ansiedler Erfolg zu haben. Denn ausreichender Kredit allein genügt nicht. Die meisten deutschen Einwanderer haben keine Ahnung, in welcher Gegend das Klima für Deutsche günstig ist; in welchen Produkten die Konkurrenz am kleinsten ist, und wie die Häuser heißen, mit denen man sich in Verbindung setzen muß, um selbst die hohen Aufschläge des Zwischenhandels zu verdienen. Auch kommen sie allein oder mit Frau und Kind — was beides falsch ist.

Frau und Kind können in den ersten beiden Jahren außerordentlich wenig helfen; der Mann ist, abgesehen von der Beschaffung des Lebensunterhaltes, fast ausnahmslos auch noch gezwungen, die tausend Angelegenheiten des Alltags selbst zu regeln, da die Frau die fremde Sprache schwerer erlernt als er und auch in andrer Beziehung nicht die gleiche Assimilationskraft hat. (Erst nach einigen Jahren dreht sich das Verhältnis um; der Mann bleibt meistens länger Deutscher als die Frau.)

Fährt er dagegen ohne Frau und Kind, so ist er beim Roden und beim Ackern auf die Hilfe der Indios angewiesen, und es ist sehr schwer, mit Eingeborenen zu arbeiten. Sie sind prachtvolle Menschen, von beispielloser Handgeschicklichkeit, außerordentliche Künstler — aber sie sind auch außerordentlich langsam, hin und wieder unzuverlässig und trinken in Pulque-Gegenden so stark, daß der Montag als Arbeitstag fast immer ausfällt. Ich habe keinen Ansiedler gesprochen, der nicht auf die Indios geflucht hätte, weil es unmöglich ist, von ihnen bestimmte Arbeitsleistungen in bestimmten Zeiten zu erreichen. Sie sind eben keine Europäer.

Will man das europäische Tempo, so muß man es halten wie die Besatzung des Unterseeboots: man muß in Gemeinschaft mit seinesgleichen (und ohne Frauen) roden, ackern, ernten.

5.

Will man das versuchen, so bringe man sich jedoch nicht in die Gefahr, schon nach dem ersten Hafen vor der Frage zu stehen, ob es nicht doch besser sei, umzukehren — und vermeide die Schiffe der Holland-Amerika-Linie.

Diese Linie hat angeblich nur eine 2. und 3. Klasse und wird deshalb von vielen Deutschen benutzt, weil man annimmt, daß die 2. Klasse, wie auf andern Einheitsschiffen, ein Mittelding zwischen 1. und 2. Klasse ist. Aber dies ist grade der Irrtum, der dieser Linie den Gewinn bringt. Es gibt nicht nur eine 1. Klasse mit eignem Deck und eigner Küche, sondern die 2. Klasse ist schlechter als die 3. eines deutschen

Dampfers. Die Gesellschaft bezeichnet sie als „oekonomische" — was jeder Mensch, da es angeblich keine 1. Klasse gibt, so versteht, daß man die Oekonomie „macht", die 1. Klasse zu sparen —, was aber heißen soll, daß man die 2. Klasse spart.

Ich habe es mitangesehen, daß widerstandsfähige Menschen auf diesen Schiffen schon nach 8 Tagen zusammengebrochen sind und die übrigen 18 Tage in einem Zustande vollkommener Lethargie verbrachten. Es besteht auf diesen Schiffen noch nicht einmal die Möglichkeit, ruhig zu schlafen, da die Kabinen oben und unten offen sind, sodaß man am Bug jedes Kind hört, das am Heck schreit. Es gibt keine Klingeln, keine Möglichkeit, die Kabine zu verdunkeln; es gibt keine Badewanne, keine Ventilatoren für die Tropen, keine Möglichkeit, sich an Bord ein Paket Keks, etwas Schokolade oder auch nur eine europäische Zigarette zu kaufen; es gibt nur eine Kantine, die schlecht ist; es gibt nur einen Arzt, der noch nicht einmal einen Zahn ziehen kann; es gibt ein unverschämtes Personal und einen Kapitän, der noch nicht einmal weiß, daß man seine Passagiere morgens begrüßt. (Ich spreche von der ‚Spaarndam'; aber die andern Mexiko-Schiffe dieser Linie sind gleich gebaut, und die Verhältnisse werden vermutlich ähnlich sein.) Es hat keinen Sinn, noch mehr Einzelheiten aufzuzählen; es hat keinen Sinn, zuzugeben, daß der Purser dieser Schiffe sich redlich bemüht, diese Zustände zu bessern — der eine Mann ist ohnmächtig gegen das System.

Will man mit keinem deutschen Dampfer fahren, um nicht täglich „Deutschland, Deutschland über Alles" zu hören, so benutze man ein englisches Schiff bis Cuba.

Highgate Cem. No 24748 von Arthur Holitscher

Beim Tor händigt mir der „Gatekeeper", ein freundliches Individuum wie von Dickens, in Frack, Zylinder und Gamaschen, einen Zettel ein. Es sollen heute um drei Uhr dreißig Minuten Carlier, Jean Bessie, um vier aber Kent, Sarah Jane oben zwischen den Büschen des ansteigenden Hügels beigesetzt werden. Auf die Rückseite des Zettels hat mir der gefällige Torwart, nett und genau, einen Plan des Friedhofs aufgezeichnet, damit ich die ziemlich abseitige, versteckt liegende Nummer 24 748 finden könne.

„Kommen viele Leute, das Grab zu sehen?" frage ich den Befrackten. „O ja, und zwar quite international public. Neulich waren zwei Inder hier, auch Australier und Japaner kommen. Zumeist aber Russen. Immer sehr viele auf ein Mal."

An der Hand des Plans taste ich mich durch die hügeligen Alleen, Seitenwege, bis zur sehr schönen und frei daliegenden Grabstatt Derer von Scrimgeoor vorwärts. (Scrimgeoor — hieß der kommunistische Abgeordnete nicht so?)

Dann beginnt, um die Ecke, ein Gewirr von Steinen, Kreuzen, marmorumränderten Platten, von eben erst aufgeschichteten, von vor langer Zeit zusammengefallenen Grabhügelchen.

Offenbar ist dies hier eine Armeleute-Ecke des Friedhofs. Hier und dort, in blauem Glase, ein paar welke Blumen vor einem Stein mit verwitterten Lettern.

No 24 748 — an den Stätten der Lebenden finde ich mich leidlich zurecht, an den Stätten der Toten läßt mich mein Orientierungsvermögen im Stich. Da — Nelken, rote Nelken um ein Grab! Das wird es sein! Ich gehe näher, aber es ist das Grab von Jemima und Edwin Purchase, nicht No 24 748, nicht seines.

Ich habe mich verirrt und werde den Weg zu Scrimgeoor zurück müssen; stolpere, einen Ausweg suchend, vorwärts — stehe auf einmal vor dem Grab. Dem Grab No 24 748.

Längliches, liegendes Viereck, Steinränder um einen ganz schmalen, ungepflegten, gelblichen Rasenfleck, auf dem ein flacher Bronzekranz liegt. Am Kopf-Ende die Inschrift:

JENNY von WESTPHALEN
the beloved wife of
KARL MARX.
Born 12. February 1814,
died 2. December 1881,
and KARL MARX
born May 5. 1818, died March 14. 1883,
and HARRY LONGUET
their grandson,
born July 4. 1878, died March 20. 1883,
and HELENA DEMUTH
born January 1. 1823, died November 4. 1890.

Helene Demuth, die treue Dienerin des Hauses, in Unglück und Not bewährt, ruht im gleichen Grabe mit Marx und den Seinen.

Ich lese auf dem Bronzekranz:

PEOPLES OF THE UNION OF THE SOVJET-REPUBLICS

Darunter die Sichel und der Hammer.

In die Sichel hat ein Besucher, Schuft von einem Besucher, seinen halbverbrannten Zigarettenstummel hineingedrückt . . .

Keine Blume. Ein Zettel: Russische Studenten waren hier. Das ist Alles.

*

Jean Longuet, überlebender Enkel Karl Marxens, Mitglied der II. Internationale, hat das Ersuchen der russischen Regierung im Namen der Familie abgelehnt: Karl Marx, Jean Longuets Familienangehöriger, wird also nicht am Fuße der Kreml-Mauer bestattet werden, wo Lenin liegt, Swerdlow, Woroffski, Reed und die andern Kämpfer für die Befreiung des Proletariats. Marxisten, die ihr Leben ließen um den Marxismus, immerhin ihr Leben. Longuet weist das Ansinnen mit Entrüstung zurück: die Gattin vom Gatten zu trennen, das Grab der Zerstörung preiszugeben, die Stätte zu entweihen! Ich habe den Brief Longuets an Moskau gelesen. Ach, er enthält eine Blütenlese der Rethorik, aber auf dem Grab des Großvaters

wächst keine einzige Blume. Wie genau kenne ich dieses Pathos, das die bürgerliche Familie an eine Grabstätte verschwendet, die im übrigen verwahrlost, zerfällt, ohne ein Zeichen der Pietät, ohne ein Liebeszeichen! Wie gut kenne ich dieses Pathos, diese Rhetorik! Es ist die Rhetorik der II. Internationale.

Genosse Longuet, ich will Ihnen gern den Weg zu dem Grabe zeigen, das zum Wallfahrtsort des Weltproletariats bestimmt wäre, wenn Sie ihm seine Stätte an der Kreml-Mauer nicht verweigerten. Man fährt mit der Untergrundbahn nach der Station Highgate, steigt die Straße zum Krankenhaus empor: das zweite Tor links ist das Tor des Friedhofs. Der freundliche Herr, der dieses Tor hütet, wird Ihnen aufzeichnen, wie der Weg weiter läuft. Doch gehen Sie ja nicht den Hügelweg rechter Hand weiter, sondern schlagen Sie den Seitenpfad zu dem Grabmal ein, auf dem der Name „Scrimgeoor" steht. Und dann, nicht weit von dem mit roten Blumen geschmückten Stein Jemimas und Edwins Purchase, das schmale, verfallene, schmucklose, arme, heilige Grab, das ist das Grab von Karl Marx, Ihres Großvaters Grab, Genosse Longuet.

Das menschliche Leben

von Hoffmann von Hoffmannswaldau

Dieser Dichter, der von 1617 bis 1679 gelebt hat, wird auf Schulen und Universitäten zusammen mit dem wirklich ungenießbaren Lohenstein als schwülstig abgetan. Wie unrecht das ist, zeigt dieses Gedicht.

Wie dürftig scheint dem Menschen das Gelücke.
Die Dornen pflastern seine Bahn;
Er spürt mehr Blitz als Sonnenblicke
Und rührt gar selten Rosen an.
Die Wiege blüht nicht ohne heiße Tränen.
Die Jugend lernt mit Fallen gehn.
Sie muß sich halb verbrennen, halb versehnen
Und zwischen Sturm und wilden Klippen stehn.

Wir betten uns auf Dornen und auf Spitzen
Und stören unsre Ruh und Lust.
Läßt uns der Feind gleich sicher sitzen,
So tobt der Feind in unsrer Brust.
Die größte Not wächst uns aus eignen Händen,
Wir stürmen unser Herz und Haus.
Und will uns gleich ein Fremder nicht verblenden,
So stechen wir uns selbst die Augen aus.

So taumeln wir als trunken aus dem Leben,
Gar reich an Wollust, arm an Gut,
Bis wir den Zoll dem Tode geben,
Der uns erschüttert Fleisch und Blut.
Dann schauet man der Menschen Pracht verschwinden.
Der Firnis fällt. Sein Grund entweicht.
Auch unser Grab ist endlich nicht zu finden,
Wenn Heuchelei nicht dessen Stein bestreicht.

Der Gott der Rache

Wenn in dem Drama dieses Titels der Bordellbesitzer Jankel Schepschowitsch sich in seiner ganzen Dreistigkeit zu dem Toraschreiber Reb Aron an den Tisch setzt und ihm ausmalt, wie er „mit all Dem" ein Ende machen und in Zukunft am Sabbat mit seinem Schwiegersohn die heilige Tora studieren wird: da erhebt sich der fromme Mann mit einer jähen Gebärde des Ekels und wendet sich zum Gehen. Diese Gebärde steht nicht im Buch. Aber sie ist unsre Gebärde gegen das Stück. Si parva licet componere magnis: im ‚Parsifal' empört die Verwendung des heiligen Abendmahls als Zierat, als Füllsel, als Effekt neben andern Effekten gläubige Seelen wie eine Blasphemie. Uns Andre nimmt das Theatergenie Richard Wagners gefangen. Aber auch ein unorthodoxes Gemüt muß sich ziemlich angeekelt von einem Drama abwenden, das Himmel und Hölle, Unzucht und Gottesdienst, Bethaus und Freudenhaus, Kult und Kuppelei mit skrupelloser Brutalität und schließlich doch ohne Kraft zusammenschweißt. Dieses dichterische Unvermögen ist es, das nie verspürte religiöse Instinkte rege machen kann. Es ist nicht einmal ausgeschlossen, daß Herr Schalom Asch im Stande der Unschuld und der löblichsten Absichten lebt: der unfähige und aesthetisch erfolglose Dramatiker ist es, der uns zu einem mindestens verdächtigen Dramatiker wird. Das wäre in vielen Fällen schiefe Psychologie. Hier kommen kalte Raffiniertheiten der Technik hinzu, uns mißtrauisch zu machen.

Aber Reinheit hin, Reinheit her. Ihre erwiesene Anwesenheit oder Abwesenheit könnte nur den Ton der Ablehnung bestimmen. Denn was ich an diesem ‚Gott der Rache' anerkennen sollte, wüßte ich wirklich nicht. Auch wenn ich mein Judentum vollständig ausschalte, bleibt dieses Drama unwahr und widerwärtig. Der Verfasser verlangt unser Mitgefühl für einen Mann, der durch den Handel mit Mädchenfleisch Geld geschafft, dabei seine einzige Tochter sauber gehalten hat, ihr zur rechten Zeit für sein Geld einen anständigen Mann kaufen will und erleben muß, daß ihm sein Kind durch sein eignes Bordell entrissen wird. Halb zog es sie, halb sank sie hin, und der Vater, in seiner Verzweiflung, stößt sie vollends und für immer hinab. Das mag in seinem Verlauf durchaus wahrscheinlich sein. Es ist keinerlei Begründung nötig, um selbst einen Gegner der Vererbungstheorie glauben zu machen, daß der Sproß einer verhurten Mutter und eines kupplerischen Vaters solch ein Schicksal haben kann. Wäre es gleichmütig abgemalt, so würde man, wie über eine Selbstverständlichkeit, gleichmütig darüber hinweggehen. Die Unwahrheit und Widerwärtigkeit beginnt erst damit, daß uns dieser Fall als tragisch aufgeschwatzt werden soll, ohne daß auch nur mit einem Zuge versucht wird, die Seele des gottgeschlagenen Mannes als eine besonders tiefe, besonders leidensfähige oder sonstwie besondere Seele zu zeigen. Junger Zuhälter, alter Betbruder. Das ist der Lauf der Welt. Darum wollen

wir nicht Moses und die Propheten und den lieben Gott dazu in Bewegung gesetzt sehen. Wir empfinden das als überflüssig, wenn wir Atheisten, wir empfinden es als lästerlich, wenn wir gute Juden sind. Aber selbst wenn wir die besten Juden wären, wären wir vielleicht daneben Aesthetiker genug, uns durch artistische Tugenden versöhnen zu lassen. Wo sind sie? Das Stück ist, bei aller Kürze, langweilig. Es wandelt das eine Motiv von dem gnädigen, barmherzigen Judengott, der aber auch ein Gott des Zornes und der Rache ist, bis zum Ueberdruß ab. Da das Ende bereits am Anfang angekündigt wird, fehlt jede grobe, da keine einzige Figur mich angeht, jede feinere Spannung. Das Bordell ist am schlimmsten mißraten, weil hier ein an sich gleichgültiges Laster durch die ranzigste Sentimentalität, man weiß nicht, ob verherrlicht oder nur gerettet oder einfach lebensähnlich gemacht werden soll. Und wenn! Wenn so das Leben ist? Dann haben wir im Drama des Herrn Asch den Lebensabklatsch ohne Lebensüberwindung, der die Mode von vorvorgestern ist.

*

Ohne Wahl verteilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück. Die Große Volksoper, der eine Anzahl verheißungsvoll schöner Eindrücke zu verdanken waren, ist tot, und das Theater am Kurfürstendamm lebt oder vegetiert doch wenigstens. Aus dem ‚Gott der Rache' wäre das Drama herauszuschlagen, herauszuhämmern gewesen. Das hätte uns nicht beglückt, aber unsern Kummer ein bißchen vermindert. Nur hätte dann der Dreiakter kaum für anderthalb Stunden gelangt; und sollte ja doch den Abend füllen. Auf welche Weise ist das zu machen? Durch geduldige Betreuung der Zustandsschilderung. Im Bordell erfährst du ausgiebig von der lesbischen wie von der masochistischen Liebe der Insassinnen und kannst dir von dem heulenden Elend der Dirnenromantik die Augen feuchten lassen. Einen Stock höher geht es scheingesitteter, aber ebenso umständlich zu. Der angeblichen Lebensechtheit dienen alle Künste der Kleinmalerei. Kein Wunder, daß Jankel Schepschowitsch zu Gewinn gekommen ist bei dieser Begabung, sein Bordell mit den appetitlichsten Rackern, von Käthe Haack bis Kitty Aschenbach, zu versorgen. Die meiste Gelegenheit, Künstlerschaft zu erweisen, hat unter ihnen Emilie Unda; und nimmt sie in hohem Grade wahr. Ihr Sklavenhalter Granach ist ein blonder, vollbärtiger Bauer mit überströmender jüdischer Vaterzärtlichkeit. Wer stärkere Erregungen von ihm erwartet hatte, dem sei gesagt, daß vor achtzehn Jahren eine ostgalizische Urnatur wie Rudolf Schildkraut keineswegs mehr aus der dürftigen Rolle zu holen gewußt hat. Wie Schildkraut dazumal hinter Hedwig Wangel, so stand diesmal Granach hinter der Grüning zurück, die als Bordellwirtin in einer Szene ihre dirnenhafte Vergangenheit und zugleich die Herzensangst um ihr Kind durch Blicke und Töne übertrug und dabei mit den leisesten, den unscheinbarsten Mitteln zeigte, daß selbst die Mutterschaft sie nicht unbedingt vor einer dirnenhaften Vergangenheit bewahren würde.

Auslandsdeutsche von Morus

Allen Freunden der Natur, der deutschen Staatskunst und der andern neun Musen empfehle ich, eine Reichstagsauflösung in Andalusien zu erleben. Man sitzt, wie König Wilhelm, ganz heiter, liest in irgendeinem klerikalen Diario — ich glaube, Alcantarilla hieß das Nest — auf der dritten Seite, in kleinstem Druck, eine niedliche Notiz: „Der Reichstag ist aufgelöst", und hat, während der Zug drei Stunden bis zur nächsten Station braucht, Muße, darüber nachzudenken, wer an den kleinen Lettern Schuld hat: Andalusien oder Deutschland.

Ich hätte gewiß diesen Dummköpfen von Andalusiern Schuld gegeben, die eine deutsche Reichstagsauflösung so respektlos behandeln, hätte ich nicht vorher die deutschen Vertretungen in Barcelona, in Madrid und in Lissabon kennen gelernt. Aber nun wußte ich, wie weit dieses Land von Deutschland entfernt liegt. Vor einigen Monaten habe ich einmal wenig Rühmenswertes über Herrn v. Hoesch aus Paris berichtet. Aber ich muß gestehen: dieser Mann, der sich als Geschäftsträger in Madrid einen Kampfstier hielt und jetzt in Paris einen Salon hält, ist ein Riese gegen die Leute, die wir als zweite oder dritte Garnitur hinausschicken. Im Ganzen sind es zwei Typen, die unsre Botschaften und Gesandtschaften bevölkern. Der eine Typ mit einer etwas bierburschikos überlegenen Skepsis, sicherm Blick, scharfem Urteil und der Fähigkeit, Zusammenhänge zu sehen: kleine Kiderlen-Wächters. Das sind zweifellos noch die bessern, denn sie verstehen wenigstens, Berlin leidlich richtig zu informieren. Schlimmer ist die andre Art, diese schmißbedeckten, näselnden, schnarrenden Herren, die den Ton und den Horizont des preußischen Offizierskasinos ins Ausland verpflanzen. Beiden Spezies aber gemeinsam ist der ärgste Fehler, den ein Diplomat nur haben kann: die völlige Unfähigkeit, sich in das Volk einzufühlen, bei dem sie Deutschland repräsentieren sollen; diese innere und äußere Überheblichkeit über Alles, was nicht made in Germany ist.

Was am meisten deprimiert: daß es nicht etwa nur der Restbestand der Kaiserzeit, die abgetakelten wilhelminischen Gestalten sind, die auf solche Weise Deutschlands Interessen betreuen, sondern daß fast ärger noch ist, was an Nachwuchs von der Republik hinausgeschickt wird. Kein Regierungsassessor in Köslin oder Insterburg brauchte vor diesen Legationssekretären (Monarchismus und schwarz-weiß-rot: Ehrensache), die man in die Gebiete südlich der Pyrenäen gesandt hat, zu kapitulieren. Und dann laßt uns von unsern Konsuln schweigen. Demokratische Gemüter haben sich immer dafür eingesetzt, daß zwischen der diplomatischen und der Konsularkarriere keine Schranken aufgerichtet werden, und daß die Herren aus den Niederungen der Handelsvertretungen auch einmal in die höhern Regionen steigen sollten. O du mei! Fast wärs uns da unten passiert, und der Generalkonsul v. Hassel in Barcelona, Tirpitzens Schwiegersohn, wäre Staatssekretär im Auswärtigen Amt geworden, hätte nicht Maltzans Pfiffigkeit sich den Posten gesichert. Gelobt sei Ago v. Maltzans Pfiffigkeit!

Nun ist gewiß in der Ordnung, daß die bessere Qualität, von der wenig genug da ist, auf die großen Botschaften kommt. Aber nichts

verkehrter, als die Bedeutung der kleinern Plätze zu unterschätzen. Schließlich warens doch die 27, die Deutschland kleingekriegt haben, und die 50 sinds, die Englands Macht begründen. Was in Paris, in London, in Washington geleistet werden kann, ist immer begrenzt. Da wissen die Andern schon, was und wie weit sie wollen. Bei den kleinen und den mittlern Staaten können, ohne große Bündnisse und Komplotts, durch Geschicklichkeit Sympathien erworben, Antipathien beseitigt werden. Mit den Langwerth, Vorbetsch, Tucher, die Ihr da unten habt, schafft Ihrs nicht.

Damit keine Irrtümer aufkommen: Deutschland ist in Spanien und auch in Portugal, das England zum Kriege abkommandiert hatte, keineswegs unbeliebt. Wie in allen neutralen Ländern sind in Spanien deutschfreundlich die Reaktionäre, ententefreundlicher die Linken. Wie sollte es anders sein, bei diesen deutschen Ämtern, bei diesen deutschen Kolonien? In allen spanischen Hotels liegt eine Zeitschrift aus: ‚Revista económica', ein gutes Wirtschaftsblatt über Zentralamerika in spanischer Sprache; aber jedesmal ist ein französischer, ein englischer und ein deutscher Artikel drin. Die Franzosen schreiben uber den Hafen von Marseille, die Engländer über Arbeiterschutz. Der deutsche Beitrag heißt: ‚Weshalb Auslandsdeutsche das Deutschtum aufgeben.' Weshalb? Weil „der im Ausland, unter nicht immer freudenreichen Verhältnissen kämpfende deutsche Handelspionier absolut kein Verständnis hat für die an Biedermeierei erinnernde Flagge, die, mit einem intellektuell wenig hervorragenden Staatsoberhaupt, in der Weimarer Verfassung dem Volk aufgedrängt wurde, dem die Philosophie Leibniz, Kant, Hegel, Büchner, Fechner und Wundt zu verdanken hat". Weil „im Momente schwerster Entscheidungsstunde sich von Sowjets verseuchte Rohlinge und sogar ‚Deutsche' finden konnten, die den heldenmütigen Kämpfern in den Rücken fallen konnten, um die Monarchie, der Deutschland Alles zu verdanken hat, zu vernichten". Das ist Urwald, zugegeben. So etwas tun die Deutschen in Spanien nicht. Das Blättchen, das sie während des Krieges mit amtlichem Propagandageld in Barcelona gegründet haben, und die deutsche Handelskammer mischen sich nicht in deutsche Innenpolitik. Sie sind schlechthin „patriotisch", das heißt: monarchistisch. So wie es die Herren auf der Botschaft und im Generalkonsulat mögen.

Aber auch die Beurteilung der Spanier durch die Deutschen geht streng nach patriotischen „Belangen" vor sich: die Arbeiter (die hier den streng eingehaltenen Achtstundentag haben) sind selbstverständlich Schweine, die Liberalen Schufte, die Konservativen — nun ja, Der einzige Mann aber, den die deutsche Kolonie in Madrid und in Barcelona verehrt, ist Primo de Rivera, der rundliche Militär-Diktator. Nirgendwo anders im Lande habe ich mit so viel Bewunderung von dem General sprechen hören. Daß Primo durchaus nicht besonders deutschfreundlich ist, stört nicht. Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme. Korporale stehen stramm vor einem robusten Hauptmann. Das ist nun mal so.

Im Zivilberuf sind diese Korporale Kaufleute, Kommissionäre, Leiter deutscher Filialen. Zieht man die Gesinnungstüchtigkeit ab, so bleibt sicherlich eine Menge Tüchtigkeit übrig. Spanien ist kein Einwandererland, wo es Dieser oder Jener rasch vorwärts bringt.

Mittlere Existenzen, ruhiges, gesättigtes Bürgertum, karg gehaltene Angestellte. Wenig Glanz, aber auch wenig Schiffbrüchige, obzwar immer mal Einer über Bord geht. Peinlich, daß den größten Bankkrach, den Spanien in letzter Zeit gehabt hat, ein Deutscher verschuldet. Den Banco de Castilla, der in diesem Jahr mit 15 Millionen Peseten verkracht ist, leitete ein Herr Klimsch, der durch leichtsinnige Engagements und schließlich durch Schiebungen mit amerikanischen Schecks außer dem Eigenkapital der Bank 6 Millionen Kundengelder verspekuliert hat. Die sorgfältig geleiteten deutschen Bankfilialen in Madrid, vor allem der Deutsch-Überseebank (Deutsche Bank), haben an der Kriegskonjunktur Spaniens wacker mitverdient, ohne sich in den unrationellen Gründungstaumel hineinreißen zu lassen, in dem die Spanier ihre Kriegsgewinne wieder sehr schnell verpraßt haben. Die deutschen Pioniere verstehen ihr Handwerk. Nur manchmal verlieren sie einen Krieg.

Wippchen von Arthur Eloesser

Lies und lach! Wippchens lustige Auslese' — unter diesem Titel hat Julie Leipziger Stettenheim eine Auswahl aus dem Schriften ihres Vaters Julius Stettenheim bei Hoffmann & Campe herausgegeben.

Das war nett von Ihnen, liebe Julie, aber unter uns gesagt, es war auch die höchste Zeit, und ich hatte mir eingebildet, daß der Geist von „Julius", wie ihn seine Töchter zwanglos nannten, allen seinen fünf Kindern, darunter ein Literat, schon abwechselnd erschienen sein müsse, wenn auch nicht in fragwürdiger, geschweige denn in erschreckender Gestalt. Julius Stettenheim war das zierlichste Männchen, das ich je gesehen habe; noch der Greis, wenn er je einer wurde, hatte die Figur eines jungen alten Knaben. Wenn er wirklich Geist gespielt haben sollte, war er von Natur gut vorbereitet; mit leisern Sohlen hat Keiner die liebe Erde gestreichelt. Bei einem seiner, aber wirklich unvergeßlichen Dienstag-Kaffees sagte er einmal zu mir: Jetzt werde ich ganz leise in mein Arbeitszimmer gehen, und Keiner wird merken, daß ich weg bin. Dann werde ich ganz leise wiederkommen, und Keiner wird merken, daß ich wieder da bin. So geschah es, aber er sagte nicht, daß er zwischen den beiden Auftritten wahrscheinlich einen Kriegsbericht Wippchens aus Bernau geschrieben hatte, damit wir so viel Kuchen essen konnten.

Der Dienstag bei Stettenheims war der einzige literarische Tee, den ich in Berlin, sonst auf die Versicherungen der Literarhistoriker angewiesen, noch wirklich kennen gelernt habe. Dieser literarische Tee hatte den Vorzug, daß er aus Kaffee bestand. Das lag wohl an der oesterreichischen Herkunft der gemächlich liebenswürdigen und immer noch hübschen Hausfrau, die mit zunehmender Fülle mehr und mehr einem behaglichen Kaffeekännchen glich. Der literarische Tee hatte noch den andern Vorzug, daß er durchaus nicht literarisch war, obgleich die berühmtesten Leute, Einheimische und Durchreisende, ihn

als eine der wichtigsten berliner Einrichtungen schätzten. Es wurde niemals mit berlinischer Schärfe oder Rechthaberei debattiert, es wurden nach meiner Erinnerung überhaupt keine Probleme an- oder aufgeschnitten, sondern wir plauderten recht fröhlich, indem wir ungemein viel Kaffee und Kuchen vertilgten, und wir junge Studenten fühlten uns so heimisch, so unbedrückt auch von den gewichtigsten Zeitgenossen, als ob das Haus mit den auf verschiedene Weise, also zum Aussuchen hübschen Töchtern eigentlich der Jugend gehörte. Wehe dem Reiche, dessen König ein Kind ist! Heil, trotz Allem, dem Hause, dessen Vater ein Kind ist. Noch dazu ein leichtsinniges! Nachdem Julius, um seine Worte zu gebrauchen, dornenvolle Kinderschuhe durchlebt, und obgleich er die Hippokrene immer noch nicht ausgezogen hatte, machte er sich zum Vater von fünf Kindern. Das kommt heute in der Literatur nicht mehr vor. Vor Allem aber kommt es nicht mehr vor, daß ein Schreibender, ein armer Teufel, oder daß der noch ärmere Geistige Arbeiter von heute seine Einfälle mündlich und gratis abgibt. Dieser Verschwender, der sich doch einige sechzig Jahre redlich geplagt hat, sprudelte in Gesellschaft von den entzückendsten Einfällen, ganz ohne Sorge, daß sie ihm dann an seinem Manuskript fehlen könnten.

Liebe Julie Stettenheim, in Ihrem sehr feinen und töchterlich, fast könnte man sagen mütterlich zurückhaltenden Nachwelt als einen heitern Mann, oder was man so einen Optides ‚Humoristischen Deutschland' und namentlich Wippchen der Nachwelt als einen heitern Mann, oder was man so einen Optimisten nennt. Das war er natürlich, war es schon deshalb, weil er in voller Anspruchslosigkeit das Leben lieb hatte. Aber er wäre kein richtiger, kein ausdauernder Humorist gewesen, wenn er seine gute Laune nicht mit Bitterkeit gemenget, wenn er nicht seinen Übermut aus viel Unmut und einiger Wehmut bezogen hätte. Der Schriftsteller, der nie verwöhnt worden war, der sich nie auf einem Erfolg ausruhen konnte, weil er doch nur „Kleinigkeiten" in den Tag und in was für Tageszeitungen hinein schrieb, hatte eine sehr lebhafte Empfindung von der Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist. Es murrte etwas in ihm, genau wie in dem auch sogenannten Optimisten Fontane, und das war eine kritische Urbanität, die sich besonders gern gegen die allzu Berechnenden, die Kargen, die Filzigen, die Ungroßmütigen stachelte. Julius hatte wie jeder denkende Mensch einige alte Freunde, die er bei sonstiger bürgerlicher Rechtschaffenheit allein wegen des notwendigsten Mangels an anständigem Leichtsinn durchaus nicht leiden konnte, und denen er seine entzückendsten und ungedrucktesten Epigramme mit unerschöpflich guter böser Laune angeheftet hat. In dem Sammelbuch ‚Lies und lach!' finde ich die Parabel von dem jungen Hasen, der seinen erfahrenen Onkel fragt, wohin er kommen würde, wenn er immer weiter liefe. Wohin? antwortet der ältere Hase. Wohin wir auch laufen, wir kommen immer in die Küche. Das lese ich gerne, aber wer

ihn kannte, wird nicht mit vollen Backen zu lachen bereit sein, und wer ihn jetzt erst kennen lernt, wird in seinen Schnurren eine Menge auch melancholischer Lebensweisheit finden. Julius Stettenheim fand die Welt gewiß nicht übel, aber er hätte sie noch angenehmer gefunden, wenn die Menschen sich in ihr mit mehr Rücksicht, mit bessern Manieren, mit mehr Menschlichkeit einrichteten.

Artikel im Brockhaus und im Meyer! wie der alte Nörgler Fontane sagt. Stettenheim stand schon bei Lebzeiten drin, in meinem Bande ‚Sozial bis Türken' von 1903 mit zweiundzwanzig Zeilen, also ungefähr mit den Ehren eines Generalmajors, der aber vor größern Kriegstaten schon in Pension ging. Dem sonst mit keinem Wort charakterisierten „humoristischen Schriftsteller", damals erst siebzig Jahre alt, werden nach meiner sorgfältigen Addition dreißig Bände heiterer Schriften nachgesagt. Es war gewiß nicht leicht, da das Richtige herauszufinden, und die sehr erwünschte, nicht nur von mir lange erwartete Sammlung leidet vielleicht daran, daß die Herausgeberin von jeder Sorte etwas geben wollte. Ich begrüße die sehr feinen, die bei aller Gutmütigkeit sehr philosophischen Jugenderinnerungen, besonders die an den stärkern und darum groben Schulfreund, zu dem Julius in engste Beziehung trat durch die vielen Prügel, die er von ihm bekam. Diese Beziehung schuf Freundschaft. Was für eine wahre Geschichte!

Andres ist sehr harmlos geworden; für den schwiemelnden Strohwitwer, für die bittere alte Jungfer, für den beherzten Pegasussonntagsreiter bringen wir die nötige Andacht wohl nicht mehr auf, nachdem die Satire sich immer mehr mit sozialer Galle verfinstert hat. Julius Stettenheim war am besten, und ist noch heute nachhaltig, wenn er sich in eine Figur verwandelte. Sein Wippchen hat die Unsterblichkeit, aber auch sein Muckenich, den ich etwas undankbar vergessen hatte, ist nicht zu verachten, besonders auf dem Karnevalsfest von „Lustje Beule", von dem die letzten Gäste sich erst in der vierten Morgenstunde zur benachbarten Sanitätswache begaben, um sich den ersten Verband anlegen zu lassen. Stettenheim war ferner am besten, wenn er ein bestimmtes Thema mit unendlichen Einfällen variieren konnte. Ich hatte einen kinderlosen und darum sehr geliebten Onkel, der durch eigne Tüchtigkeit zum Rentier befördert sich und uns im Alter nicht wenig langweilte, weil er in der Jugend das Lesen, wenigstens das Bücherlesen, nicht ordentlich gelernt hatte. Zu seinem sechzigsten Geburtstag schenkte ich ihm ‚Eine Kiste Monopolzigarren oder die Kunst, eine Zigarre anzubieten'; es war wohl das einzige Buch, das der Geliebte und Gefürchtete wirklich gelesen hat, und das mir eine Reise nach Paris einbrachte. Es war aber ein ehrliches Geschenk; denn ich las das Buch ebenso gern, und ich habe eine Auslese davon in dieser Auslese mit unvermindertem Vergnügen wiedergefunden.

Vor Allem Wippchen, meinen, unsern Wippchen bei Plewna, in Aegypten, in China, in Dahomey, und immer in Bernau. Es

sind die einzigen Kriegsberichte, die ich immer noch und immer wieder lesen kann, und die im Vergleich mit den uns später angetanen die Ehrlichkeit haben, eben aus Bernau datiert zu sein. Und welche Menschlichkeit! „Eines Tages stürmten sie ein griechisches Dorf; ich war Zeuge einer rührenden Szene. Aus einem brennenden Hause hörte ich ein Kind schreien. Ich trat ein und das Kind rief mir in der Muttersprache Alpha! Alpha! entgegen. Ich legte es trocken, denn ich hatte es verstanden. Inmitten der Greuel des Krieges ein Idyll!" Oder Wippchen als Diplomat. „Füge ich noch hinzu, daß die Botschafterkonferenz kein Resultat nach dem andern erzielt, so haben Sie die Lage der Dinge." Der Kaiser von China ist im Begriff, sein Reich bis zur Unkenntlichkeit zu zivilisieren. Der Palast des Khedive ist nach dem Bombardement selbst für Den, der ihn nie gesehen hat, nicht mehr zu erkennen. Lies und lach! Wir werden Bessres tun, wir werden sogar lächeln. Julius Stettenheim war ein Meister des Wortspiels, nur nicht in dem üblen Sinne, daß er aus einem Worte zwei widersprechende Bedeutungen herauspreßt. Sondern in dem Sinne, daß die Worte zu spielen beginnen, daß sie lachend und tanzend wieder Kinder werden, die man nie mißbraucht hat, daß sie ihre graziöse Unabhängigkeit erklären und sich über den sauren alten Menschen lustig machen. Wippchen hat über sechzig Jahre in schwerer Fron geschuftet, und es wird ihm zuletzt nicht leicht geworden sein, immer noch Wippchen zu bleiben. Aber er erhielt sich ebenso lange als Kind, weil der Spieltrieb in ihm froh und grün und unschuldig blieb. Seine Kunst und seine Weisheit hat er sehr früh gehabt, sodaß er sich nicht zu ändern, nicht zu steigern brauchte. Wippchen war — sagen wir nicht, daß er ein Genie war. Denn was zu viel ist, das ist nichts: warnt uns ein sehr philosophisches Wort von ihm. So wollen wir ihm nachsagen, daß er ein geniales Naturell gehabt hat. Wippchen starb an seinem fünfundachtzigsten Geburtstag, er machte beides in einem ab, und er ist gewiß auch da ganz leise weggegangen.

Geschwister von Friedrich Markus Huebner

Wir brauchen uns nicht heiß erst zu umwinden,
damit die Fremdheit zwischen Haut und Haut,
die unsre Leiber scheidet, endlich taut
und unsre Seelen sich zusammenfinden.

Auch ohne dies verschließen keine Rinden
uns vor einander. Und ein Jeder schaut,
wie sich im Andern stets er selber baut,
und daß sich Ich und Du hier nicht entschwinden.

Nur wächst dies Wissen, dessen friedlich Schalten
am Tag uns hegt, des Nachts, wenn unsre Blöße
sich trunken gattet, auf zu solcher Größe,

daß die Unmöglichkeit, uns scharf zu spalten
in Mann und Frau, in Traut und Unbekannt,
uns tödlich, wie Entsetzen, übermannt.

Bemerkungen

Egloffstein

Man müßte schon ein Handbuch schreiben: Wie wirkt man heute vor Gericht? Der Stoff ist reich; ich wundere mich, daß man diese Broschüre noch nicht im Straßenhandel vertreibt. Vielleicht glaubt man, unsre Richter wiegten sich so sehr in der Ueberzeugung ihrer Objektivität, daß sie stutzig und sich über ihre ‚Objektivität' klar werden könnten — man soll den Schlaf der Gerechten nicht stören.

Ein solcher kleiner schmutziger Hochstapler wie dieser Freiherr v. Egloffstein weiß Bescheid; für ihn braucht die Broschüre nicht geschrieben zu werden; er kennt seine Richter; er weiß, wie man sie packt. Als „Alles verloren" ist, holt er zum letzten Coup aus; alle professionellen schwarzweißroten Mörder, Verschwörer und Banditen ziehen vor den hohen Gerichten erfolgreich dieses Register: „die nationale Sache" — „dafür floß unser Blut" — „dafür schlug unser Herz" — dafür, dafür (füllte sich die Tasche) . .

Auch der Nachfahre des Hauptmanns von Köpenik klimpert diese Saiten: er war „werbendes Mitglied in leitender Stellung des Bundes zum Schutze der persönlichen Freiheit und des Lebens Wilhelms des Zweiten", er vertrieb Flugblätter des „Görlitzer Bundes deutscher Männer und Frauen" — diesen Trumpf spielt er aus; nachdem er die dümmsten Bürgerweiber und eingeschrumpftesten Ehrenjungfrauen eingeseift hatte, erzeugte diese „vaterländische" Tätigkeit in seinem Herzen einen solchen Antisemitismus, daß er Juden nicht aufhing — man ist doch zivilisiert —: er betrog sie. Wahrscheinlich glaubte er, auf diese Weise in Wilhelms Interesse zu handeln; wahrscheinlich stand Judenbetrug im Programm des Bundes, dessen Ziel „letzter vaterländischer Nationalismus" ist. Wilhelm hat vielleicht zuweilen Abgesandte dieses Bundes empfangen; vielleicht hat er dann eine seiner 300 Uniformen angezogen; vielleicht hat er geglaubt, nun das „wahre" Deutschland zu begrüßen — „ja, Grüß Gott, Herr von Egloffstein!"

Aber diese Glossierung ist billig; ich will etwas Andres sagen. Der kleine schmutzige Hochstapler hat nämlich seine nationalistische Walze vergebens eingelegt: der Staatsanwalt hört nur ein Quietschen, aber keine Musik; er glaubt dem Burschen nicht; er zweifelt sein nationalistisches Bekenntnis an — denn er kann ihm unterstellen, daß er an „kommunistischen Unruhen" beteiligt war, und „Mitglied eines Vollzugsrats" gewesen sein soll.

Nun hat dieser Bursche mit der ganzen kommunistischen Be-

wegung so viel zu tun gehabt wie etwa der Staatsanwalt selbst. Der Bursche hat beim Zusammenbruch sich an allerlei Schiebungen beteiligt; eine eigentliche „kommunistische Bewegung" gab es damals nicht. Der Staatsanwalt aber versucht die Monarchisten von einem Lumpen zu befreien, identifiziert Kommunist und Verbrecher und schüttelt für die Monarchisten den Hochstapler ab. Diese Methode ist jesuitisch. Der Hochstapler bleibt wenigstens konsequent und erklärt, er habe auch beim Zusammenbruch aus idealen Gründen gehandelt; in der Uebersetzung: er war hier wie dort ein Gauner.

Der Staatsanwalt sagt nicht etwa offen heraus: Dieser Mensch ist ein Betrüger — solche Individuen schützen die monarchistische Bewegung. Der Staatsanwalt sagt einfach: Dieser Mensch war ein Kommunist. (Dabei war er gar keiner). Hätte man nicht Material aus der Zeit des Zusammenbruches gegen den Burschen in der Hand: sicherlich wären ihm wegen seiner monarchistischen Betätigung mildernde Umstände zugebilligt worden. So kann man ihn nicht retten, verurteilt ihn und schürt die Kommunistenhetze.

Kurt Kersten

Karl Scheffler

Paul Fechter und Max Osborn haben von Karl Scheffler gesagt, er verstünde die neuere nachimpressionistische Kunst nicht mehr, weil er, der impressionistischen Generation zugehörig, schon zu alt sei, um sich noch umstellen zu können. Scheffler hat recht, wenn er sich dagegen auflehnt. Denn das Alter brauchte tatsächlich kein Hindernis zu sein. Man denke an die Theaterkritiken des alten Theodor Fontane — besonders an die der ‚Familie Selicke'. „Kein Naturgesetz bestimmt," sagt Scheffler, „ein Mann müsse 1924 dümmer sein als 1904." Ganz recht! Aber Tatsache bleibt, daß Schefflers Urteil aussetzt so ziemlich vor Allem, was nach Liebermann gekommen ist. Ich will nicht Urteil gegen Urteil halten, weil das gar keinen Sinn hätte, und weil der Fall ja nur prinzipiell interessiert. Ich frage aber: Sollte denn tatsächlich Alles, was nach Liebermann gekommen ist, mit ganz wenigen Ausnahmen Unsinn sein? Es kann doch eigentlich kein Mensch, der sich ein bißchen in der Geschichte der Kunst umgetan hat, verkennen, daß eine sehr tief gehende, innerlich konsequente und logisch fortschreitende Bewegung die letzten 25 Jahre ausgefüllt hat — eine Bewegung, ein Stilwandel, wie er analog in frühern Epochen vorgekommen ist. Es kann sich der Künstler, der Kritiker gegen bestimmte literarische oder politische Deutungen dieser Bewegung wenden; er kann mit äußerster Skepsis die Spreu vom Weizen zu sondern versuchen; er kann dem Neuen gegenüber den Wert der Tradition betonen; er kann schließlich offen bekennen, daß ihm persönlich die Bewegung unsympathisch sei — aber er kann doch, solange er noch sehen will, nicht verkennen, daß die Bewegung da ist. Was sich seit 1900 in allen europäischen Ländern ereignet hat, läßt sich ohne verzwicktesten Krampf nicht gut als

„Mache" abtun. Daß sich Karl Scheffler auf das Auge beruft als auf das maßgebende Organ — „dieses Organ muß in Ordnung sein, darauf allein kommt es an" — und eben dieses Organ vor bestimmten Erscheinungen einfach zumacht, verschließt, außer Betrieb setzt: darin liegt das Tragische seines Falles. Das Auge muß als Organ in Ordnung sein. Allerdings! Aber, Herr Scheffler: es muß auch der gute Wille vorhanden sein, es zu gebrauchen, es wenigstens aufzumachen.

Und dann kommt es so sehr auf den Maßstab an. Sie werfen Feininger, Paula Modersohn, Macke und Seehaus in die Rumpelkammer. Warum sollte es nicht einen Menschen geben, dessen Urteil so streng ist, daß diese Künstler nicht standhalten? Ich kann mir einen Menschen denken, vor dem selbst Michelangelo nicht zu bestehen vermag. Aber — wenn dieser Mensch dann einen Bronzino anerkennt? Es kann gewiß Einer die Modersohn, Feininger, Seehaus, Macke ablehnen: aber kann das derselbe Mensch sein, der die Oppler, Breyer, Leo Putz, Engelmann, Schultze-Naumburg, Banzer und Kallmorgen bejaht hat? Sie werden sagen, Herr Scheffler, daß diese Maler freilich keine sehr großen Lichter seien; daß sie aber tüchtig, ernst und bei wohlwollender Betrachtung durchaus der Förderung wert waren. Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden. Nichts ist schlimmer als Engherzigkeit. Aber wie wäre es, wenn Sie solches Wohlwollen einmal auch den Andern zuwenden wollten? Das Auge, Herr Scheffler, sieht, was sein Besitzer sehen will. Das Auge sieht, wohlwollend gestimmt, bei allen Schwächen Vorzüge — und das ist sehr schön —, und es sieht, mißwollend gestimmt, Fehler über Fehler.

Sie sind bestimmt nicht dümmer als 1904, aber verschlossener. In demselben Moment, da Sie einmal unverbittert, innerlich frei und offen und froh bereit, Schönes zu finden, sich die Aquarelle Mackes aus Tunis, die Radierungen von Seehaus oder die Bilder Feiningers und der Modersohn (weil Sie grade diese genannt haben) ansehen und nicht den ersten Anlaß als willkommen benutzen wollten, die Beschäftigung wieder aufzugeben, ganz ohne Widerstreben und mit demselben Wohlwollen, mit dem Sie die Impressionisten betrachteten, ja vielleicht mit einem größern — in demselben Moment würden Sie wieder im Gleichgewicht der Gerechtigkeit sein und mehr im Sinne der von Ihnen mit Recht so sehr bewunderten großen Franzosen handeln.

Es liegt nämlich weder am Auge noch am Intellekt — sondern am Willen.

Adolf Behne

Windrose

Ueber die alte Hafeneinfahrt von Marseille spannt sich eine luftige Brücke, der Pont transbordeur, ein stählernes Spinnennetz. Oben, auf der Brücke, steht ein kleines Restaurant, die Brücke ist hoch, die Preise auch. Oben, vor dem Restaurant, steht ein Tisch. Auf dem Tisch ist eine Windrose aus Emaille; es ist eine runde Platte, auf der das ganze große Panorama, das man da hat, abgebildet und wiederholt ist. Da sieht man Hügel und Täler, Kirchen und andre öffentliche Häuser, Küsten, Inseln und das Meer, Alles noch einmal. Und am Rand des Windrosenkreises steht jeweils, an jeder Himmelsrichtung, die Stadt, die dort, weit hinter den Bergen von Gemenos und den Tälern von Saint-Pons, wie man bei uns zu Hause so schön sagt: zu liegen kommt. Und über das Emaille gebückt, hoch oben auf der zugigen Brücke, sehe ich wie der liebe Gott über die ganze Welt.

Konstantinopel . . . Das Auge wandert die Himmelsrichtung entlang, die ein Pfeil ihm angibt. Da, hinter jenen Gäßchen, liegt es. Konstantinopel. Elektrische in den Straßen, politische Schieber, die gute Geschäfte, merkantile, die schlechte Geschäfte machen, im Harem kein Aas, die Cafés stippevoll bei leeren Tischplatten, Zeitungen, Kinos, Telephone und — bei einem Pascha — ein Wasserklosett. In einer Ecke kratzt Jemand gutmütig einen flohbeladenen Hund mit einem Stöckchen, dann erhebt er sich und setzt sich vor seine Wasserpfeife. Sie ist verstopft. Er reinigt sie mit dem Stöckchen. Pera — du Stadt unsrer Träume!

Bern. Also da, hinter jener Kirche, und dann wohl noch ein kleines Stückchen . . . Elektrische klingeln in den Straßen, artige Sittsamkeit, Korrektheit, Bravheit, die geborenen Hoteliers der alten Klasse, Natur mit Ei und einige Engländerinnen, die den quick-lunch nehmen, weil es so im Reisehandbuch steht. Kinos, Zeitungen, Telephone und etwas Radio — aber eine gesunde Luft. Im Regierungsgebäude berät grade Herr Nationalrat Muggli mit Herrn Kaufmann Mögli über einen Volksentscheid zur Einführung des Alkoholverbots in schweizerischen Seemannsheimen . . . . . Bern — du gute Schweizerstadt!

London . . . Nein, zu sehen bist du nicht. Aber da, hinter dem Neuen Hafen, gleich da, wo der kleine dicke, phallusrunde Leuchtturm steht, dahinter wirst du wohl liegen. Elektrische klingeln in den Straßen, ernsthafte Engländer gehen vorbei, mit nicht so übermäßig vergnügten Gesichtern; die das Wort „Lady" wie „Laidi" aussprechen, was nicht gerade von Feinheit zeugt, sind fröhlicher als die andern, denen es besser, aber nicht so gut wie früher, also schlechter geht. Kinos, Zeitungen und Telephone, Nebel und eine emsige Wahlbewegung mit traditioneller Aufgeregtheit. Am Tisch eines Boardinghauses sprechen grade fünf Damen und ein unglücklicher Mann mit einander. „Ein feiner Tag heute!" „Haben Sie gestern gutes Frühstück gehabt?" „Wir hatten ein sehr gutes Frühstück!" „Der König ist heute nach Windsor gefahren!" So prallen die aufgeregten Leidenschaften auf einander. Und andre Frauen, die sich langsam vom Kontinent herübergeholt haben, was ihnen so lange gefehlt hat. . . . sie tragen die neue Erotik mit wenig Glück, scheints . . . . Sei gegrüßt —!

Paris! Die Elektrischen klingeln durch die Straßen, die riesigen Autobusse jagen um die Ecken; daß die Sonne untergeht, ist nicht gewiß, daß Gott aber

am zweiten Tage das Déjeuner und am dritten das Diner schuf, das ist ganz bestimmt. Wie unromantisch du bist, du beschwingte Stadt! La Fouchardière schreibt grade seinen täglichen Artikel, zwei Sozietärinnen der Comédie Française sind in einen tödlichen Streit geraten, der nie, spätestens aber morgen nachmittag enden wird, ein Zeitungsverkäufer schwingt seine Blätter, eine Hymne singend, die heißt: „Intran — — —Spoooort!" und die Theaterdirektoren Brüder Isola sind traurig, weil ihnen ein ungetreuer Kassierer die Karriere verdorben hat. Die gestrige Skandalaffäre ist im Verblassen. Nur ein kleiner deutscher Schmock schlachtet sie noch aus, weil er davon lebt, von den faits divers (französisch: Schmonzès), und morgen wird sein kümmerliches Deutsch im heimischen Blatt prangen. „Viel Aufsehen erregt in Paris . . . ." Kein Mensch weiß etwas davon. Und Kinos, Telephone und Zeitungen . . . Bon soir, les copains —!

So suche ich den ganzen Horizont ab, da oben auf meiner Brücke. Und während vom Mittelländischen Ozean her der Wind in meinen Locken spielt, entdecke ich an einer Stelle der Windrose etwas, einen Namen, zwei kleine Silben, nicht ausgekratzt, wahrhaftig unversehrt, klar und deutlich.

Berlin. Sehnsüchtig wende ich mich ab und zeige ihr eine ganze volle Kehrseite.

Peter Panter

Unmittelbar

„Seine Majestät der Kaiser haben mich hierher befohlen. Ich komme unmittelbar aus den Kämpfen an der Somme und benutze die erste Gelegenheit, um mich dem Hause vorzustellen."

Kriegsminister von Stein im Reichstag am 3. XI. 1916

Antworten

Leser. Ihr fragt, bis wann Unterschriften für Fechenbach angenommen werden. So lange, bis feststeht, daß unsre Aktion den angestrebten Erfolg haben wird.

Cohen & Epstein in Duisburg. Sie schicken mir einen Schneeballbrief und schreiben dazu: „Diese Kette wurde von einem amerikanischen Offizier angefangen und soll dreimal um die Welt gehen. Kopieren Sie dieses innerhalb vierundzwanzig Stunden nach Kenntnisnahme, und rechnen Sie neun Tage hinzu, und Sie werden Glück haben. Was dieses bedeutet, ist uns und unsern Vorgängern nicht klar. Da viele vernünftige Firmen und Leute in dieser Kette sind, machen wir mit." Die letzten beiden Sätze beziehen sich nicht auf die deutsche Politik, und der Unfug ist von sehr anständigen Namen unterzeichnet. Wenn keine Fälschung vorliegt, so haben sich an dieser Zeitverschwendung, unter Andern, beteiligt: Continental A.-G. Rheinmetall, Bankier Dr. Hausmann in Cochem, Staatsanwalt Sprung in Coblenz. Vergnügten Schneeball!

Münchner Schauspieler. Gibt es eigentlich Ihren Fritz Basil noch? Diesen belanglosen, aber nicht belangelosen Schauspieler haben Ihre Völkischen vor einiger Zeit wie die bockbierbetrunkenen Narren begrüßt, besungen, beglückwünscht, gefeiert und ihm zum Schluß das Benzin ausgespannt. Warum? Herr Basil war ins besetzte Gebiet gefahren, wollte einen Koffer voll aufreizender Flugschriften einschmuggeln und bekam von den Franzosen drei Monate Haft. Rückkehr, Frontkriegerbund, Defiliermarsch, Unteroffiziersvereinigung und, Ende und Höhepunkt aller politischen Ereignisse in Bayern: Löwenbräukeller. Daselbst eine Ansprache des Menschendarstellers: „Von einer Erhebung wird lange nicht die Rede sein können. Aber Eines können wir: wir können den Haß in uns nähren gegen dieses sadistisch ruchlose Volk. Dieser Haß soll grünen und wachsen wie die deutsche Eiche, und in ihm wollen und müssen wir einig werden." Stürmischer Beifall durchbrauste den Saal. Im bayrischen Reiche Wächst eine Eiche, Grün wie der Haß, Prost Naß! Gsuffa!

Gedienter Mann. Das Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt hat endlich herausgefunden, warum der Betrieb der Großen Berliner Straßenbahn nicht funktioniert. „Der leitende Direktor verwies in einer Unterredung darauf, ein wie ganz andres Menschenmaterial früher in den ausgebildeten Soldaten zur Verfügung gestanden habe. Die Einstellungen neuen Personals erfolgten früher vorzugsweise im Herbst, zu der Zeit, wenn" — gemeint ist: wo — „die ausgedienten Mannschaften aus dem Heeresdienste entlassen wurden, und es ist ohne weiteres klar, daß dieser Nachwuchs in andrer Weise an Ordnung, Sauberkeit, Präzision, Gehorchen und Innehaltung von Instruk-

tionen gewöhnt war als der heutige." Wenn es nur das „Gehorchen" und die „Innehaltung von Instruktionen" ist, so besteht die Redaktion des Berliner Lokal-Anzeigers allerdings aus gedienten Leuten. Die Versicherung des „leitenden Direktors" hingegen ist ungehörig und unwahr dazu. Der „gediente Mann", den der leitende Direktor so lobt, war, du weißt es ja von dir selbst, ein zurechtgepufftes Stück Unglück, weitaus dümmer, als die Polizei, in die er als Militäranwärter eintrat, erlaubt. Daß solche leitenden Direktoren, deren Reserve-Uniform förmlich vor einem erglänzt, nur mit Stumpfböcken wie den dressierten Gefreiten der alten Armee zurechtkamen, beweist ihre Unfähigkeit, zu leiten, zu dirigieren, also ihren hochtönenden Titel zu rechtfertigen. Die Amerikaner werden sich schön schämen, daß sie keine gedienten Leute haben, mit denen sie ihre Untergrundbahn in Schwung halten können, und werden sich schleunigst danach umsehen. Man sollte den leitenden Direktor abgeben.

Auslandsdeutscher. Otto Grautoff hat nach einer Informationsreise in der ‚Vossischen Zeitung' ausgesprochen: „Das Elsaß will uns nicht, die Elsässer sind uns verloren." Weil er dabei auch lokale Eitelkeiten verletzt hat, verbreitet die ‚Arbeitsgemeinschaft Deutscher Zeitschriften für die Interessen des Grenz- und Auslandsdeutschtums' einen Brief, worin zu lesen steht: „Ein Mann wie Grautoff muß nach der politischen Seite hin ungefährlich gemacht werden." Die Arbeitsgemeinschaft fügt dieser bemerkenswert schlecht stilisierten Boykottaufforderung die „dringende Bitte" hinzu, „die selbstverständilchen Folgerungen gegenüber Herrn Grautoff zu ziehen". Die selbstverständlichen Folgerungen gegenüber Herrn Grautoff sind: daß ihm jederzeit die Möglichkeit gegeben wird, die Dinge so zu schildern, wie er sie sieht. Auf der Boykottaufforderung steht: Streng vertraulich! Ich halte es für eine Anstandspflicht unabhängiger Blätter, dieses Vertrauen nicht zu rechtfertigen.

Geschäftliche Mitteilungen

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Verlags Erich Reiß bei.

•

Das Inserat des Musarion-Verlags in Nummer 44 hat als Preis des Halbleinenbandes der Werke von Anatole France 3 Mark angegeben. Es mußte heißen: 4 Mark.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich f. d. Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin W35, Nlldf. 792, Blumeshof 1. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Prikopy 6

Wirth-Block von Kurt Hiller

Seit der ‚Wahlparole', die ich in Nummer 44 ausgab, bin ich für meine kommunistelnden Halbfreunde „erledigt". Nicht an einen Tisch mehr wolle man sich mit mir setzen; alle anständigen Sozialisten wüßten in Zukunft, wie sie sich mir gegenüber zu verhalten hätten; ein ganz schmutziger Renegat sei ich. Als ob ich irgendwann in meinem Leben die Losung: „Wählt Sinowjewioten!" ausgegeben hätte! Zwar schimpfen sie selber privatim in tollern Tönen auf die Kommunistische Partei, als ich es je tat (und freilich auch in tollern auf die Sozialdemokratische als ich je — wie denn überhaupt ihre politische Aktivität sich darin erschöpft, daß sie täglich von 9 Uhr abends bis 1 Uhr nachts im Romanischen Café schimpfen, schimpfen, schimpfen); aber für die SPD stimmen, das sei Feigheit; die Intellektuellen hätten „nicht den Mut, sich offen zum Kommunismus zu bekennen". Ich glaube, es ist sehr primitiv, es Einem in den Charakter zu schieben, wenn ihn sein Denken zu einer politischen Überzeugung geführt hat, die von der landläufig-oppositionellen abweicht, und wenn er seine Überzeugung bekennt. Ich glaube, daß wenig Mut dazu gehört, die Backentaschen mit Revoluzz zu füllen und vorgeschriebene Demagogismen zu fauchen. Ich glaube, es gehört am meisten Mut und das stärkste Rückgrat dazu, zwischen den Stühlen der Parteien Platz zu nehmen und auf die stützende Lehne einer Massenorganisation im Rücken zu verzichten. Wer mir Irrtümer vorwirft, mag im Einzelfall recht haben und möge mich belehren; wer mir Mangel an Mut vorwirft, ist einfach dumm. Wir wollen uns doch nicht als Krachmaier und Radaubolde auftun, sondern wollen versuchen, Verwirklicher zu sein; das heißt, da sich von heute auf morgen die Ideen nunmal nicht komplett verwirklichen lassen: den Mitmenschen die Politik empfehlen, die uns der Verwirklichung der Ideen am immerhin nächsten bringt.

Der Apfel Sozialdemokratie ist mir inzwischen nicht süßer geworden; die Sinnlosigkeit einer kommunistischen Wahl desto klarer. Mathematik, Horatio!

Der Reichstag vom vierten Mai setzte sich zusammen aus 142 Reaktionären (Völkischen, Deutschsozialen, Deutschnationalen), 75 Gemäßigt-Reaktionären (Deutsche Volkspartei, Bayrische Volkspartei, Wirtschaftliche Ver-

einigung), 193 Schwarzrotgoldnen (Zentrum, Demokraten, Sozialdemokraten) und 62 Kommunisten. Die Mehrheit betrug 237 Stimmen. Hätten die Deutschen mehr politische Kultur, als sie haben; begriffen sie, daß die Normen der politischen Ideologie andre sind als die Normen der politischen Praxis (daß, beispielsweise, Blockpolitik nicht Opportunismus sein muß); wären die Republikaner nicht solche Kommunistenfresser und die Kommunisten nicht solche Republikanerfresser —: dann wäre auch in dem üblen Reichstag vom vierten Mai eine linke, eine anti-schwarzweißrote Mehrheit möglich gewesen. Der Block von Marx bis zu den Marxisten hätte 255 Abgeordnete umfaßt — gegen 217 von Ludendorff bis Stresemann (die Hilfsvölker rechts eingerechnet). Aber solche Hypothesen sind, wie der Deutsche einmal gebaut ist, Phantasterei. Die Kommunisten stimmten unentwegt mit Ludendorff: sodaß für die Mehrheitsbildung die Stresemänner — in Einem Falle, wie man weiß, sogar die Deutschnationalen — benötigt wurden.

Da die Kommunistische Partei weit davon entfernt ist, für die Zukunft eine elastischere Taktik beschlossen zu haben, da sie vielmehr nach wie vor überzeugt scheint, nur durch amokläuferische Intransigenz, nur durch Opposition um jeden Preis könne sie Werbekraft bei den proletarischen Massen entfalten (ein schwerer psychologischer Schnitzer — aber Sinowjew ist unheilbar!), so wird der große Linksblock, die schwarzrotgolden-rote Entente im kommenden Reichstag leider genau so unmöglich sein wie im verflossenen. Wäre sie möglich, würde meine Parole anders gelautet haben. Da sie unmöglich ist, kommt Alles darauf an, den Block der republikanischen Parteien, und innerhalb seiner freilich dessen Linke, zu stärken — ihn, wenn es geht, so stark zu machen, daß er, um die Regierung zu übernehmen, auf die Stresemänner verzichten kann.

Für Jeden, der Realitäten zu sehen vermag, ist klar, daß es sich nach dem siebenten Dezember nur um folgende Alternative handelt: sogenannte Große Koalition (von Stresemann bis Löbe) oder Wirth-Block (Zentrum, unter Präponderanz seines linken Flügels, Demokratische Partei, Sozialdemokratie). Wir wollen nicht zu optimistisch sein: daß die nationalistischen Reaktionäre von 142 tiefer als auf 110 herabgedrückt werden, wollen wir nicht zu hoffen wagen. Dagegen dürften die gemäßigt-reaktionären Gruppen von 75 auf mindestens 95 anwachsen; der Deutschen Volkspartei strömen ehemals deutschnatio-

nale und gewiß auch einige ehemals demokratische Wähler zu; der Bayrischen Volkspartei sicherlich viele enttäuschte Deutschvölkische. Den republikanischen Parteien würde demnach von rechts her nur ein Gewinn von rund ein Dutzend Mandaten zufallen. Sie würden von 193 auf 205 steigen. Bleibt zu ihrer Linken eine 62 Mann starke Kommunistenfraktion bestehn, so würden sie abermals eine Minderheit bilden (205 gegen 267) und auf die Koalition mit der Deutschen Volkspartei angewiesen sein. Das wären sie erst dann nicht mehr, wenn sie den Kommunisten so viel Sitze abnähmen, wie sie zur absoluten Mehrheit (237) brauchen, nämlich 32 Sitze.

Mit andern Worten: Eine in ihrem Bestand unverminderte Kommunistische Fraktion würde, infolge ihrer eignen taktischen Starrheit, dazu führen, daß die Große Koalition gebildet, daß eine monarchistische, kryptorevanchistische, sozial scharfmacherische Partei, die Deutsche Volkspartei — womöglich daneben noch die Partei Kahr-Emminger — in die Regierung aufgenommen werden müßte. Eine dagegen auf die Hälfte reduzierte Kommunistische Fraktion würde den Wirth-Block ermöglichen. Es bedarf keiner Erklärung, weshalb außenpolitisch wie innenpolitisch (Verteilung der Lasten; Republikanisierung der Verwaltung; Amnestie; Strafrechtsreform) der Wirth-Block der Stresemann-Koalition vorzuziehen ist — so wenig der Wirth-Block etwa das Ideal darstellt. Gemessen am Ideal, ist er ein Übel. Aber er ist von allen Übeln, die in Frage kommen, für jeden Linksrepublikaner, für jeden Pazifisten und Sozialisten das kleinste. Es klingt paradox: Je schmäler die nächste Kommunistenfraktion, desto linker die nächste Reichsregierung! Es klingt paradox, aber es stimmt. Und wenn ein kleiner Lautsprecher mit auswechselbarer Gesinnung (in Leipzig — ‚Drache' — pflügt er mit meinem Kalbe; in Halle — ‚Wort' — lügt er, ich sei ein Schwein) . . . . wenn jener Benjamin unter den Schmöcken mir zukreischt: „Indem Sie die Wahlparole für die SPD ausgeben, verraten Sie die politischen Gefangenen. Sie helfen bei den Wahlen mit, daß weiter Fechenbach, Mühsam und die Übrigen . . . unbefreit bleiben, und beweisen damit, daß Sie im Grunde Ihres Herzens nicht ein Sozialist, sondern ein Konterrevulutionär sind" — so liegt der Fall persönlich und sachlich strikt umgekehrt. Über das Persönliche laßt uns schweigen. Aber sachlich: Von einem Kabinett Wirth-Löbe wäre möglicherweise zu erreichen, was ein Kabinett Jarres-Stegerwald(-Wels) bestimmt nie-

mals bewilligen würde: die Amnestie. Und unter Wirth-Löbe ist gesichert, was unter Jarres-Stegewald schwer gefährdet wäre: das Reichs-Wiederaufnahmegesetz (gegen die bayrischen „Volkgerichte"). Je weniger Kommunisten aber im Reichstag, desto mehr Aussicht auf ein Kabinett Wirth-Löbe. Ergo: Jede Stimme, am siebenten Dezember der KPD gegeben, verschlechtert die Chancen Fechenbachs!

Man stärkt, wenn man kommunistisch wählt, „die Opposition", und darauf kommt es an? Lieben Freunde: man stärkt, wenn man kommunistisch wählt, die Schwerindustrie, die Großbanken, den patriotischen Oberlehrer, die bayrische Justiz, Herrn Heinze, Herrn Lensch, Herrn v. Seeckt und das virtuose Schaukelpferd im Auswärtigen Amt. Diese Mächte wollen wir schwächen. Das ists, worauf es ankommt!

Preußen von Alfieri

Die Selbstbiographie des größten italienischen Dramatikers, der von 1749 bis 1803 gelebt hat, ist seit 1812 in Deutschland nicht wieder aufgelegt worden. Sie erscheint jetzt in neuer Übersetzung, reich illustriert, unter dem Titel: ‚Leben des Vittorio Alfieri aus Asti von ihm selbst geschrieben', bei der Frankfurter Verlagsanstalt. Hier folgt eine kleine Probe.

Beim Eintritt in die Staaten des großen Friedrich, die mir eine einzige Wachtstube schienen, fühlte ich meinen Widerwillen gegen jenes niederträchtige Soldatenhandwerk, die abscheulichste und einzige Basis der willkürlichen Gewalt, die immer die notwendige Folge so vieler Tausend angeworbener Schergen ist, sich verdoppeln und verdreifachen. Ich ward dem König vorgestellt. Bei seinem Anblick empfand ich weder eine Regung der Bewunderung noch der Ehrfurcht, wohl aber der Entrüstung und der Wut: Regungen, die sich täglich in mir verstärkten und vermehrten bei dem Anblick so vieler und so mannigfacher Dinge, die nicht sind, wie sie sein sollten, und die sich bei ihrer Verkehrtheit doch die Miene und den Ruf des Richtigen anmaßen. Der königliche Minister Graf von Finck, der mich vorstellte, fragte mich, warum ich nicht, da ich doch in meines Königs Diensten stehe, an diesem Tag die Uniform angelegt hätte. Ich antwortete ihm: weil mir an diesem Hof Uniformen genug zu sein schienen. Der König sagte mir die üblichen drei Worte; ich beobachtete ihn gründlich, indem ich ihm ehrfurchtsvoll, aber scharf in die Augen sah, und dankte dem Himmel, daß er mich nicht als seinen Sklaven hatte geboren werden lassen. Gegen Mitte November verließ ich jene allgemeine preußische Kaserne, mit dem ihr gebührenden Abscheu.

Ich reiste über Königsberg und Danzig weiter; diese bis dahin freie und reiche Stadt begann just in jenem Jahr, von dem bösen Nachbar, dem preußischen Despoten, heimgesucht zu werden, der dort seine feigen Henkersknechte mit offener Gewalt bereits hatte eindringen lassen. Daher verfluchte ich Russen und Borussen und was sich sonst, unter dem erlogenen Anschein von Menschen, schlimmer als unvernünftige Tiere von seinen Tyrannen solcherart mißhandeln läßt; und indem ich, gezwungenerweise, mit meinem Namen, Alter, Stand, meiner Stellung und meinen Absichten allenthalben um mich warf (denn nach all diesen Dingen wird in jedem noch so kleinen Ort beim Hineinfahren, Durchfahren, Stillhalten und Hinausfahren von einem Feldwebel gefragt), fand ich mich schließlich zum zweiten Mal wieder in Berlin, nach einer etwa vierwöchentlichen Reise, der abscheulichsten, langweiligsten und lästigsten, die je gemacht werden kann, die Fahrt in den Orkus mit eingeschlossen, der nimmermehr finsterer, unfreundlicher und unwirtlicher sein kann.

Als ich durch Zorndorf kam, besuchte ich das Schlachtfeld der Russen und Preußen, wo so viele Tausende von beiden Haufen ihre Gebeine ließen und so aus ihrem Joch befreit wurden. Die weiten Massengräber wurden durch das lebhaftere Grün und die dichtern Ähren des Korns deutlich bezeichnet, das in dem übrigen an sich dürren und undankbaren Erdboden dünn und ärmlich aufgeschossen war. Ich mußte damals die traurige, aber nur zu wahre Betrachtung machen, daß die Sklaven wirklich nur geboren sind, um als Dünger zu dienen. Das ganze preußische Wesen lehrte mich immer mehr das gesegnete England erkennen und ersehnen.

Ich befreite mich also in drei Tagen von diesem zweiten berliner Aufenthalt und hielt mich selbst aus keinem andern Grund so lange auf, als um ein wenig von einer so ungemächlichen Reise auszuruhen. Ich reiste gegen Ende Juli nach Magdeburg, Braunschweig, Göttingen, Cassel und Frankfurt.

Als ich in Göttingen einfuhr, das bekanntlich eine sehr blühende Universität hat, traf ich auf ein Eselein, das ich sehr froh begrüßte, da ich ungefähr seit einem Jahr keines mehr gesehen hatten; denn in dem äußersten Norden, in den ich mich seitdem gestürzt hatte, kann dieses Tier sich weder fortpflanzen noch gedeihen. Dieses Zusammentreffen eines italienischen Esels mit einem deutschen Eselein auf einer so berühmten Universität würde mich zu irgendeinem lustigen und bizarren Gedicht gereizt haben, wenn Sprache und Feder meinem Geist hätten zu Hilfe kommen können; aber mein schriftstellerisches Unvermögen wurde mit jedem Tage entschiedener. Ich begnügte mich daher, bei mir selbst darüber zu phantasieren und brachte so einen sehr festlichen Tag hin, ganz allein mit mir und meinem Esel. Und die festlichen Tage waren selten für mich; denn immer war ich für mich ganz allein, meist sogar ohne zu lesen oder etwas vorzunehmen, ja ohne nur den Mund aufzutun.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XXVII.

Rupprecht von Bayern

Ich entsinne mich noch genau des Tages, da in der Weimarer Nationalversammlung die bayrischen Mitglieder des Zentrums, unter dem Doktor Georg Heim, sich von der Partei als Hospitanten loslösten, sich völlig selbständig machten und nun auch im Reichsparlament die Bayrische Volkspartei etablierten. In Bayern war der erste deutsche König von der Revolution weggeschwemmt worden. In Bayern hatte sich, für kurze Zeit, eine Räte-Republik aufgetan. In Bayern verdrängte der Kapp-Putsch auf trockenem Wege die verfassungsmäßige Regierung. In Bayern ließ sich General Ludendorff nieder. In Bayern entrollte Hitler, dieser Demagoge und wirre Revanche-Mystiker, die Fahne des Nationalsozialismus, von der Bayrischen Volkspartei anfänglich in jeder Beziehung begünstigt. In Bayern bereitete Herr v. Kahr als Generalstaatskommissar und Landesverweser für den heimlichen König Rupprecht dem Monarchismus die Wege und hielt, in Allem, engste Fühlung mit Seiner Majestät. In Bayern versuchten, am 8. November 1923, Ludendorff und Hitler das Land und auch das Reich, freilich nur in einem münchner Bürgerbräukeller, zu überrumpeln. Rupprecht hatte schon vier Wochen vorher, hinter den Kulissen, bei dem heraufziehenden Ungewitter die bayrischen Offiziere ermahnt, sich vor Herrn v. Kahr zu stellen. Der Generalstaatskommissar, der eben noch Hitler vor einer jubelnden Menschenmenge sein Manneswort gegeben hatte, pfiff ein paar Stunden später, in der Nacht, die Bewegung zurück, und Alles verlief im Sande. Ludendorff plauderte nachher aus der Schule und teilte mit, daß Rupprecht deshalb gegen das Unternehmen gewesen sei, weil er selbst eins für wenige Tage später geplant habe. Wirklich? An diesem kritischen Novembertage hat die Bayrische Volkspartei dem Nationalsozialismus einen Fußtritt versetzt und sich ganz in die Gefolgschaft Rupprechts begeben. Steht das Land vor einem neuen Anfall politischer Hysterie? Glaubt Rupprecht, daß die Stunde für ihn bereits gekommen ist?

Er steht heute auf der Höhe seines Lebens. Da er bereits die Mitte der Fünfziger erreicht hat, kann er nicht mehr allzu lange warten. Ist er ein Dämon wie Napoleon der Erste? Ein zäher, kluger und maßlos ehrgeiziger Mann wie Napoleon der Dritte? Ist er eine nach allen Seiten ausstrahlende Herrschernatur wie Caesar? Ist er ein Komödiant auf dem Thron wie Wilhelm der Zweite? Nichts von alledem. Ein Durchschnittsmensch. Nichts weiter. Gefühlchen statt Gefühle. Sehnsüchte statt Sehnen. Regierenwollen statt herrschen. Als Heerführer: an der Spitze stehen statt führen. Liebenswürdig und klug, keineswegs überragend. Der älteste aus einer großen Kinderschar, die sonst durch einen gradezu auffallenden Mangel an

Reiz ausgezeichnet war. Die Wittelsbacher der letzten hundert Jahre waren oft merkwürdige Menschen, manchmal mit einem Stich ins Geniale bis zum Wahnsinn. Ludwig I. und Maximilian II. auf ihre Weise ehrliche Förderer der schönen Künste. Ludwig II. ein schwärmerischer Sonderling, den die echt bayrischen „Patrioten" zu seinen Lebzeiten bissig befehdeten und nach seinem Ende im Starnberger See ebenso verstiegen verhimmelten. Luitpold ein verdienstvoller Herrscher, insofern, als er die richtigen Leute ungestört regieren ließ, und ein trefflicher Pfleger der Künste, da er den Künstlern Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten gab und einzelne von ihnen in zwangslosester Geselligkeit gern um sich sah. Ludwig III., Rupprechts Vater, war von anderm Schlag. Ihn wurmte das ewige Kronprinzentum. Seit dem Ende der sechziger Jahre bereits konnte er sich als Thronerben betrachten. Zwei Vettern, Ludwig II. und später Otto, der schon in den siebziger Jahren einem hoffnungslosen Irrsinn verfiel, standen im Wege. Der eigne Vater, Prinzregent Luitpold, wurde über neunzig Jahre alt. Luitpold hatte niemals nach der Königskrone gelangt. Ludwig aber, der „Vielfältige" (wegen seiner stets herausfordernd ungebügelten Beinkleider), hielt das Regententum nicht lange aus. Schon im zweiten Jahr nach des Vaters Tode betrieb er die Absetzung des geisteskranken Otto mit aller Energie. Aber merkwürdigerweise setzte grade die Partei, der er so nahe stand, das bayrische Zentrum, diesem Bestreben zuerst heftigen Widerstand entgegen. Der Vater mußte für die Sünden des Sohnes büßen. Während Ludwig — der fünf Jahrzehnte zuvor in der Landeshauptstadt sogar als Zentrumskandidat ein Reichstagsmandat erstrebt und kurz vor dem Ableben des Prinzregenten Luitpold die Ernennung des ersten Zentrumsministers, seines Vertrauensmannes: des Grafen v. Hertling, durchgesetzt hatte — bei den herrschenden Parteien mehr als wohlgelitten war, herrschte gegen Rupprecht tiefstes Mißtrauen. Er war, wie das gelegentlich auch anderswo bei Thronfolgern vorkam, liberaler Neigungen verdächtig. Und schlimmer noch: er galt nicht als ein treuer Sohn der Kirche. Einmal hatte er sogar schweres Ärgernis gegeben, als er in Bamberg, wo er längere Zeit als Corpskommandeur residierte, in vorgerückter Stunde, angeregt vom Frankenwein, einige Äußerungen tat — Äußerungen, die man kaum wiedergeben kann, die einen Sterblichen mindern Ranges jedenfalls wegen Herabsetzung heiliger Einrichtungen vor den Kadi gebracht hätten. Sein Schwager und Freund, Graf Törring, war in der Kammer der Reichsräte sogar gegen die Jesuiten-Aktion des Ministerpräsidenten Hertling vorgegangen. Das Zentrum kalkulierte nun so: Ludwig ist alt. Schaffen wir heute die Regentschaft ab, so kommt das Königstum der Luitpold-Linie über ein kleines diesem höchst verdächtigen Rupprecht zu gute. Da ist es besser, wir halten am Gottesgnadentum des geisteskranken Otto fest. Was dann hinter den Kulissen geschah, ob Rupprecht vielleicht beruhigende Zusicherungen ge-

geben hat, ist unbekannt geblieben. Genug: nach etwa einem Jahr wurde die Königsfrage erneut „angeschnitten". Das Zentrum opferte den Fraktionsvorsitzenden, der sich vorher so scharf gegen die Lösung festgelegt hatte. Ein hohes Staatsamt entschädigte den Gestürzten. Die Partei fiel glatt um und Ludwig errang die heißersehnte Krone. Beim Krönungszug: peinlich bemerkte Kühle des Publikums auf den Straßen, als der Prunkwagen des neuen Königs vorüberfährt, auffallend die warme Begrüßung Rupprechts, des Kronprinzen. Die Landeshauptstadt München mit ihren damals starken liberalen Elementen verdarb der herrschenden Zentrumspartei immer das Konzept.

In der Familie hatte Rupprecht viel Unglück. Kurz hinter einander starb einer seiner Söhne und die Gattin. Die Häuser Wittelsbach und Habsburg heirateten allzu oft in der nächsten Verwandtschaft. Das erwies sich als nicht förderlich für das Gedeihen des Stammes. Der Wittelsbacher Rupprecht hatte eine Wittelsbacherin zur Frau, eine der drei schönen Töchter des Herzogs Karl Theodor. Von den Schwestern war die eine mit dem König von Belgien, die andre mit dem Grafen Törring vermählt. Später als König ohne Land heiratete er zum zweiten Mal, die junge anmutige luxemburgische Prinzessin, die seinetwegen auf den Thron der Heimat verzichtete.

Vor dem Kriege hatte er sich Indien und China besehen und mehr als mäßige Bücher mit Bildern darüber veröffentlicht. Bessere Unterhaltungslektüre. Der Krieg führte ihn an die Spitze der Heeresgruppe, die zuerst in Lothringen stand. Der Lorbeer der ersten großen Schlacht, zwischen Metz und den Vogesen, war sein. Viele Militärkritiker freilich betrachten heute sein verfrühtes Losschlagen als einen der verhängnisvollsten Fehler, die zu Kriegsbeginn gemacht werden konnten. Und das vergebliche Anrennen gegen Nancy kostete unnötig viel kostbares Blut. Bald tauchte die „Heeresgruppe Rupprecht" an einer andern Stelle der Westfront auf, wo es zwar viele harte Kämpfe, aber keine großen „Siege" mehr gab. Je länger der Kronprinz im Felde stand, desto nüchterner wurde sein Urteil über die Möglichkeiten des Ausgangs. Im Jahre 1917 verfaßte er eine Denkschrift, die mit den Illusionen über den U-Boot-Krieg scharf ins Gericht ging und einen Frieden ohne Annexionen forderte — ganz im Gegensatz zum Vater, der sich, unbekümmert um die geographische Tatsache, daß der Rhein in dem westlichen Holland mündet, einmal öffentlich für eine „deutsche Rheinmündung" eingesetzt hatte. Eine praktische Wirkung hatte die Denkschrift nicht, wenn man nicht das gespannte Verhältnis zu Ludendorff, das schon damals eintrat, als eine solche Wirkung ansehen will. An den Machterweiterungsplänen des Vaters, der am liebsten das ganze Elsaß und das heute zu Baden gehörige ehemals kurpfälzische Gebiet von Mannheim über Heidelberg bis zur Grenze von Unterfranken für Bayern gewinnen wollte, nahm

Rupprecht keinen Anteil. Über sein Leben an der Front waren, mit Recht oder mit Unrecht, Gerüchte verbreitet, die noch im Jahre 1919 einem führenden Abgeordneten der Bayrischen Volkspartei, dem Doktor Schlittenbauer, bittere Worte gegen die Restaurationsbestrebungen eingaben.

Als die Revolution ausbrach, verzichtete Rupprecht sofort auf den Oberbefehl und versuchte, sich so schnell wie möglich aus dem Staube zu machen. Er bangte um sein Leben, ohne daß irgendeine Veranlassung dazu vorlag. Im Gegenteil: der Brüsseler Soldatenrat war es, der ihm kategorisch erklären ließ, es sei unmöglich, daß der Führer einer Heeresgruppe sie in der schwierigsten Lage im Stich lasse. Rupprecht gab nicht nach. Wiederum schickte er seinen Vetter, den Herzog Luitpold, an den Soldatenrat und erneuerte seine Bitte, nach Holland flüchten zu dürfen. Der Soldatenrat bewilligte ihm auf dieses Drängen hin sicheres Geleit nach Deutschland, falls er tatsächlich außerstande sei, seine Truppen noch zu führen. Aber Rupprechts Angst war so groß, daß er sofort ins Ausland gehen wollte — und was nun folgte, das schildert am besten der amtliche Bericht des damaligen kaiserlichen deutschen Gesandten in Brüssel, des Herrn v. Lancken, an die Reichsregierung.

Kronprinz Rupprecht von Bayern hatte sich am zehnten, begleitet von Herzog Luitpold von Bayern und seinem Adjutanten, Rittmeister von Hirschberg, auf die spanische Gesandtschaft in Brüssel begeben, um dort Asyl zu nehmen. Als mir der spanische Gesandte dies am Montag vormittag mitteilte, machte ich ihm lebhafte Vorwürfe, daß er sich nicht vor Aufnahme des Kronprinzen mit mir in Verbindung gesetzt habe. Der spanische Gesandte hielt mir entgegen, er habe einen sich im Unglück befindlichen Verwandten seines königlichen Hauses nicht von der Schwelle weisen können. Im übrigen habe ihm der Kronprinz mitgeteilt, er hätte am Sonntag sein Kommando als Armeeführer niedergelegt und betrachte sich deswegen für völlig frei. Gleichzeitig teilte mir der spanische Gesandte mit, der Kronprinz habe ihn gebeten, ihn im Gesandten-Automobil nach Holland zu überführen. Auch hiergegen erhob ich lebhaften Einspruch. Auf dringenden Wunsch des Kronprinzen habe ich mich dann Sonntag abend auf die spanische Gesandtschaft begeben und den Kronprinzen erneut darauf hingewiesen, daß ich es in jeder Hinsicht für falsch hielte, wenn er ins Ausland flüchtete. Er sei und bleibe Deutscher und dürfe meines Erachtens, wenn er kein militärisches Amt mehr ausübe, nur nach Deutschland zurückkehren. Außerdem glaubte ich nicht, daß seine persönliche Sicherheit in Deutschland irgendwie gefährdet sei. Der Kronprinz schien mir recht zu geben, und wir vereinbarten, daß ich den Soldatenrat tags darauf bäte, für ihn und seine Begleitung Pässe nach Deutschland auszustellen und ihm ein besonderes Abteil in einem Eisenbahnzuge nach Deutschland zur Verfügung zu stellen. Außerdem würde ich eine Sicherheitswache von zuverlässigen

Soldaten für ihn erbitten. Zu meinem lebhaftesten Erstaunen erschien am 12. November mittags der spanische Gesandte erneut bei mir, um mir zu sagen, der Kronprinz bestehe nunmehr doch auf der Ausfahrt nach Holland. Er, der Gesandte, fände, daß die Ehre Spaniens engagiert sei, nachdem der Prinz nun einmal sich unter spanischen Schutz gestellt habe, und er werde mit aller Energie beim Soldatenrat das Verlangen nach Ausstellung der Pässe für den Prinzen vorbringen. Ohne daß ich es hindern konnte, begab sich der spanische Gesandte in großer Aufregung auf das Generalgouvernementsgebäude und das Zimmer, in dem der Vollzugsausschuß tagte. Um peinliche Zwischenfälle zu vermeiden, begab ich mich gleichzeitig in den Raum und fungierte als Dolmetscher. Die von dem Gesandten in seiner Aufregung mit einer gewissen Heftigkeit vorgebrachten und von mir in der Übersetzung etwas abgemilderten Worte führten dahin, daß der Soldatenrat die Ausstellung der Pässe vollzog.

Daraufhin begab sich in der Nacht vom 12. auf den 13. November der spanische Gesandte mit Kronprinz Rupprecht im spanischen Automobil nach Roosendaal, woselbst der Prinz in Zivil den Zug bestieg, um nach Amsterdam zu fahren, und dort bei einem ihm befreundeten Professor Wohnung zu nehmen. Herzog Luitpold kehrte zu seinem Armeestabe, bei dem er sich als Ordonnanzoffizier befand, zurück.

Außer dem Paß und einer roten Fahne war dem Kronprinzen Rupprecht als persönlicher Adjutant bis zur Grenze ein Künstler, ein bayrischer Offizier, vom Soldatenrat mitgeben worden. Der erzählte nachher: „An der Grenze hat er mich nach meinem Namen gefragt und sich bedankt. Napoleon hätte mir wahrscheinlich als Andenken seine goldene Uhr geschenkt. Rupprecht wünschte meine Adresse, damit er an mich denken könne." In Holland reiste er dann unter dem falschen Namen Landsberg und begab sich später nach Oesterreich, bis es in Bayern ruhiger geworden war. Nachher erinnerte er sich seiner Pensionsberechtigung und ließ sich fortlaufend, obwohl er seinerzeit von seinen Truppen fortgelaufen war, sein Ruhegehalt von der Republik auszahlen.

Inzwischen war in Bayern der Heimat- und Königsbund begründet worden. Herr v. Kahr nahm neben oder richtiger: über dem Kabinett und dem Parlament die Geschicke des Landes in die Hand. Graf Soden, der bis dahin politischer Referent des Bundes ‚Bayern und Reich' gewesen war, stellte sich Rupprecht als Kabinettschef zur Verfügung. Der monarchistische Rummel setzte auf der ganzen Linie ein. Rupprecht hielt Paraden ab. Rupprecht empfing Minister. Rupprecht genehmigte (inoffiziell) wichtige Personaländerungen in der Regierung. Rupprecht zeigte sich bei den Veranstaltungen der Sängervereine, des Offizierbundes, der Wehrkraftvereine, der militärischen Vereinigungen und so fort. Rupprecht, immer in Uniform mit dem Marschallstab in der Hand, ließ sich landauf, landab feiern. Rupprecht steht auf dem Sprungbrett. Wird er

abspringen? Bedenken nagen an seiner Seele. Einmal sagte er, als die Bevölkerung ihm bei einer Wagenfahrt in den münchner Straßen zujubelte: „Heute so, und in vier Wochen vielleicht anders." Ein zweites Mal erklärte er Vertrauten: „Ich will von weißgekleideten Jungfrauen in München empfangen werden, nicht aber von Leuten mit dem Schießgewehr."

So hat er bereits die Hand auf dem Türdrücker. Aber er wartet und wartet. Und die Bayrische Volkspartei, die ihm und seinem Königstraum ununterbrochen zuredet, schwankt und wankt doch immer wieder, wenn Einer von der Tat spricht. So möchten sie beide: der heimliche König und ein gut Teil der Bevölkerung. Und so möchten sie beide wiederum nicht, weil die Stunde noch nicht gekommen sein könnte. Und so warten sie und warten.

Maximen Bonapartes

Diese Maximen hat K. v. Fredericks gesammelt und 1922 in Holland zum ersten Mal veröffentlicht.

Eine stabile Regierung kann nur entstehen, wenn das Volk tatsächlich in ihr vertreten ist. Dann wird man die Einrichtungen des Staates unterstützen — andernfalls in Feindschaft oder Gleichgültigkeit verharren.

*

Fontanes, wissen Sie, was ich am meisten in der Welt bewundre? Die Ohnmacht der Gewalt, irgendetwas zu organisieren. Es gibt nur zwei Gewalten in der Welt: den Säbel und den Geist. Schließlich wird der Säbel immer vom Geist besiegt.

*

In allen Ländern beugt sich Gewalt vor bürgerlichen Eigenschaften. . . Ich habe den Militärs gesagt, daß eine Militärherrschaft in Frankreich erst von Bestand sein könne, nachdem man die Nation durch eine fünfzigjährige Verdummung brutalisiert hätte.

*

Militärische Qualitäten sind nur unter besondern Umständen erforderlich. Die bürgerlichen Tugenden, Charakteristika des wahren Herrschers, sind zu allen Zeiten von Einfluß auf das öffentliche Wohlbefinden gewesen.

*

Militärische Autorität ist zwecklos und falsch angebracht in zivilen Angelegenheiten. Man soll sich nicht wie ein Unteroffizier benehmen.

*

Wenn die Regierung schwach ist, herrscht die Armee.

*

Unter einer schwachen Regierung vermag jede Einrichtung zu einem gefährlichen Instrument zu werden.

*

Tragt Sorge, daß die Autorität möglichst wenig empfunden werde und nicht zu schwer auf dem Volke laste!

*

Die menschliche Vernunft und ihre Entwicklung, sowie die Entwicklung unsrer Fähigkeiten — das ist der soziale Schlüssel, das ganze Geheimnis des Gesetzgebers.

*

An Louis Bonaparte: Die militärische Verwaltung sollte sich nicht in die zivile Verwaltung einmischen. Wenn Sie fortfahren, Ihr Land ohne Teilung der Autorität zu regieren, wird das Resultat ein Chaos sein.

*

Die Kunst der Polizei besteht darin, Das nicht zu sehn, was zu sehen doch keinen Zweck hat.

*

Ich wünsche keine Zensur, weil jeder Herausgeber für seine Bücher verantwortlich ist, weil ich mich für die lächerlichen Dinge, die geschrieben werden, nicht selber verantwortlich machen will, und weil ich keinem Beamten erlauben werde, den Geist zu tyrannisieren und das Genie zu verstümmeln.

*

Gedankenfreiheit ist die wichtigste Errungenschaft des Zeitalters.

*

Ich wünsche die Buchzensur vollständig abgeschafft zu sehen. Dieses Land ist engherzig genug und braucht nicht noch engherziger gemacht zu werden.

*

In einem Lande, wo die Justiz Kompromisse schließt, besteht keine soziale Ordnung mehr.

*

Die Gesetze sind für die Bürger gemacht und Rücksichten auf Geburt und Geld dürfen nie die Gerichte beeinflussen und den Grund für gnädige Urteile bilden.

*

Gute Gesetze und unparteiische Gerichte bestimmen mehr als irgendetwas das Glück des Volkes.

*

Der Kaiser betrachtet das Papiergeld als die größte Geißel des Volkes. Es ist für die Moral so schlimm wie die Pest für den Körper.

*

Jeder Priester, der sich um politische Dinge kümmert, verscherzt die seiner Stellung gebührende Achtung.

*

Unser Bestreben geht dahin, den Glauben der Juden mit den Pflichten der Franzosen in Einklang zu bringen und brauchbare Bürger aus ihnen zu machen.

*

Die Juden sind Brüder der Bewohner aller Länder, in denen sie nicht nur Duldung, sondern Schutz erfahren, und in denen man ihnen gestattet, sich aller Vorteile des politischen und bürgerlichen Lebens zu erfreuen.

Dokumente bayrischer Justiz

Herausgegeben von Ernst Toller

VII.

Militärjustiz

1.

Der Starnberger Geiselmord

Die bürgerliche Öffentlichkeit verbindet mit dem Begriff: Bayrische Räte-Republik die Vorstellung furchtbarer Greuel- und Bluttaten, die ihren Gipfel im „Geiselmord" fanden.

Es wissen nur Wenige, daß das Blut- und Greuelregiment, wie so oft, logificatio post festum, Sinngebung von nachhinein, ist, nicht zuletzt, um die Taten der Weißen zu rechtfertigen. Erinnert man sich noch an die Tatarennachricht des Berliner Tageblatts, daß Gustav Landauer in München die Weiber sozialisiert habe? Erinnert man sich an die Meldungen, daß der münchner Bahnhof aus Mutwillen von Rotgardisten in Brand geschossen sei; daß die Rote Armee in der Ludwig-Straße Schießübungen auf lebende Ziele veranstaltet habe; daß Mädchen vergewaltigt, Frauen die Brüste abgeschnitten worden seien, und wie das Arsenal der Phrasen heißt, das gewisser Tagesschreiber unverlierbarer Besitz ist?

Wie kam es zu jener Tat im Luitpold-Gymnasium, über die unzählige Bücher, Broschüren, Tatsachenberichte, Moritaten (in Volksausgabe und Vorzugsdruck) geschrieben worden sind? War diese Tat eine Tat zynischer Berechnung oder wuchs sie spontan aus der Atmosphäre aufgewühlter Affekte? Klären mag diese Frage die Erzählung, die ich heute veröffentliche.

Der Starnberger Mord geschah am 29. April 1919, einen Tag vor der Tat im Luitpold-Gymnasium. Andres noch ereignete sich am 29. und 30. April. So wurde ein roter Sanitäter, der in die Hände der Weißen gefallen war, sofort erschossen. Waffenlose Rotgardisten, die von preußischen Freicorps in Dachau waren gefangen worden, füsilierte man ohne Urteil, nachdem sie eine halbe Stunde Kniebeuge hatten machen müssen. Ich würde diese Einzelheit nicht erwähnen, hätten sie mir nicht verschiedene Zeugen bestätigt.

Die Täter vom Luitpold-Gymnasum wurden in einem Prozeß, der wie die Sensation einer Vorstadtschmiere inszeniert war — man frage den Verteidiger Theodor Liebknecht — zum Tode verurteilt und erschossen. Sogar ein junger Mensch, der als Ordonanz einen verschlossenen Befehl überbracht hatte, wurde an die Mauer gestellt.

Den Starnberger Tätern geschah nichts.

Die Veröffentlichung ist der Bericht eines jungen Intellektuellen, der in Niederschönenfeld einige Zeit mein Zellennachbar war, da das Standgericht ihn, der seit jenen Stunden grauhaarig und nervenkrank ist, zu einigen Jahren Festung verurteilt hatte.

Ich habe den Bericht des Erzählers durch Befragung von Zeugen nachgeprüft.

Kein Zweifel mehr: der Zusammenbruch war da. Schon in der Frühe um 6 Uhr weckte mich dumpfer Kanonenschlag; bald konnte ich das Tacken der Maschinengewehre und das Knattern des Infanteriefeuers vernehmen. Um 8 Uhr klingelte das Telephon. Ein kleiner Beamter des städtischen Gerichts: „Herr Sch., die Truppen des Generals Epp stehen vor Starnberg. Sie erschießen rücksichtslos jeden Revolutionär, der mit der Waffe in der Hand betroffen wird! Machen Sie schleunigst, daß Sie davonkommen." Ich dankte.

Um 9 Uhr begann die Sitzung des Arbeiterrats, die letzte. Ein Beschluß wurde gefaßt: Kein Mitglied des Arbeiterrats verläßt seinen Posten. Eben wollten die Arbeiterräte auseinandergehen, als der Oberbefehlshaber der roten Truppe mit seinem Adjutanten erschien. Er klärte kurz auf, daß er Starnberg nicht halten könne und sich zurückziehen müsse. Dies war also das Ende. Der Zusammenbruch riß auch uns Sozialdemokraten in seinen Strudel. Starnberg war der Schlüssel zur Hauptstadt. Fiel Starnberg, so war München von Norden her schutzlos den Angriffen der Weißgardisten preisgegeben.

Wir rechneten: Um 1 Uhr würden die Truppen des General Epp in Starnberg sein. Um 1 Uhr hatte sich daher der Arbeiterrat vollzählig im Rathause einzufinden.

Die weißen Truppen kamen schon um 12 Uhr. So wurde ich beim Mittagessen überrascht. Ich hörte schwere Schritte die Treppe heraufkommen. Es waren jedoch keine weißen Soldaten, sondern zwei junge Mitglieder der Bürgerwehr, die beim Einrücken der Truppen wie aus dem Boden gewachsen auf ein Mal da waren und den Weißgardisten bei Verhaftungen und Ähnlichem an die Hand gingen.

Als ich mit meinen beiden „Beschützern" aus dem Hause trat, bog um die Ecke ein Leutnant mit etwa einem Dutzend Stahlhelmsoldaten. Der Leutnant in Friedensuniform, Monocle, ja wahrhaftig Monocle! Eine knarrende Stimme: „Sie sind Herr Sch.?" „Jawohl, Herr Leutnant!" „Sie sind festgenommen!" Ein Wink — die beiden Bürgerwehrleute traten weg, zwei Stahlhelme nahmen mich in die Mitte. Jetzt war ich über mein Schicksal klar.

Bald stand ich vor dem Major v. J., Kommandeur der Spitzentruppen: „Sind Sie der Vorsitzende des revolutionären Arbeiterrats?" „Jawohl!" Der Major stampfte mit dem Fuß auf den Boden: „Tun Sie Ihre Hand aus der Tasche!" (Ich habe einen verkrüppelten Arm, dessen Hand ich meist in der Tasche trage.) „Herr Major, Sie sind nicht mein Vorgesetzter!" Kaum hatte ich dies gesagt, hagelten von allen Seiten Hiebe auf mich ein. Mit Handgranatenstielen, Gewehrkolben, Reitpeitschen, Kommißschuhen schlug und stieß man auf mich ein. Blutend sank ich zu Boden, man hätte mich wohl auf dem Platz erschlagen, wenn mich nicht ein Bekannter, ein in Starnberg ansässiger oesterreichischer Offizier, aus dem Haufen der wütenden Mannschaften hervorgezogen und Einspruch gegen die barbarische Mißhandlung erhoben hätte. Die Soldaten ließen von mir ab. Man schleppte mich halb bewußtlos ins Gefängnis.

Ich war nicht der einzige Verhaftete: Rotgardisten, fast alle mehr oder minder schwer verwundet, auch einige Arbeiter, waren schon vor mir eingebracht worden. Nach den üblichen Formalitäten kam ich in die Zelle im ersten Stock. Es dauerte kaum zehn Minuten, da

wurde die Tür geöffnet, und mein Freund M., Mitglied des Arbeiterrats, trat herein, den Kopf verbunden, unter dem Tuch sickerte das Blut hervor. Von ihm erfuhr ich, daß fast der ganze Arbeiterrat verhaftet und in das Gefängnis eingeliefert worden sei. Beim Verlassen des Rathauses wurden sie von der inzwischen zusammengelaufenen bürgerlichen Menge auf das Wütendste beschimpft, bespuckt und geschlagen. Auch die militärische Begleitung ließ sich aufhetzen, und ein Soldat schlug meinem Freund den Gewehrkolben übern Schädel.

Ich: „M., wir müssen uns auf das Schlimmste gefaßt machen." Er nickte. War sehr niedergeschlagen.

„Herr Sch., es ist Befehl, Sie in Einzelhaft zu bringen. Bitte!" Warum? Der Gefängnisverwalter zuckte die Achseln. M. mußte ebenfalls auf höhern Befehl in Einzelhaft.

Ich war nun allein, doch nicht lange. Nach einer halben Stunde wurde ich in das Büro des Gefängnisverwalters hinuntergeführt. Ein Hauptmann und ein Unteroffizier saßen an einem Tisch, auf dem einige von mir unterzeichnete Aufrufe und Verfügungen lagen. Nach Erhebung der Personalien wurde ich gefragt, ob ich die Aufrufe unterzeichnet hätte. Ich gab dies natürlich zu. „Dann haben Sie Hochverrat begangen". Nach einer kurzen Pause: „Sie sind zum Tode verurteilt. Abführen."

Ein formloses Verhör. Nachher erfuhr ich, daß dies das — Feldgericht war!! Ein Feldgericht besetzt mit Einem Richter!!!

Es war mittlerweile 4 Uhr geworden. Da begann die schrecklichste Stunde meines Lebens.

Ich schrak auf. Unten vor dem Gefängnis Stimmengewirr, unterbrochen von scharfen Kommandorufen. Der schlurfende Schritt des Gefängnisverwalters kam die Treppe herauf, näherte sich meiner Zelle. Der Schlüssel kreischte im Schloß. „Herr Sch., es steht nicht gut. Ich wünsche Ihnen viel Glück, aber es steht nicht gut." Nun hatte ich volle Gewißheit. Ich trat an die Zelle, in die ich zuerst gesperrt worden war. „Genosse M.!" „Sch., was ist?" „Adieu, M., grüß mir . . ." Ich konnte nicht weiterreden. „Sch.!" Mehr hörte ich nicht.

Zwei Stahlhelmleute kamen die Treppe heraufgestürmt: „Sie werden erschossen!!" Ein Leutnant stand auf dem Treppenabsatz und schleuderte mich die Treppe hinab. „Heraus mit Dir, Bürschel!"

Ich raffte mich auf, trat aus dem Gefängnis auf die Straße. Ein Offizier sprang auf mich zu. Auf das Gefängnis deutend schrie er mich an: „Was tun Sie da drinnen? Marsch in die Reihe!" In die Reihe? Ja, da standen sie, mehr als zwanzig junge, zum größten Teil verbundene, also verwundete Rotgardisten und Arbeiter, umgeben von je zwei Reihen weißer Soldaten: das Exekutionspeleton. Ich weiß nicht, wie lange wir so standen.

Der Führer des Zuges schien noch auf etwas zu warten. Richtig, da erschien der Vorstand des Bezirksgerichts. Er trat auf mich zu, zog sein Notizbuch, fragte jeden der Todeskandidaten nach seinem Namen auch den meinigen schrieb er auf. Fein säuberlich, sine ira et studio. Ein Kommandoruf, ein ganz kurzer Trommelwirbel.

In diesem Augenblick packte mich das Grauen.

Ich behielt meine Haltung ganz automatisch, wie eine Puppe, die man in eine bestimmte Stellung gebracht hat. Der Zug bewegte

sich über den Hauptplatz. Hunderte von Menschen als Zuschauer . . . Der Zug näherte sich der Deichwiese, der Exekutionsstätte.

Dann kam etwas ganz Schreckliches: da stand mitten in der Straße ein großer grauer Wagen. Der schwenkte vor der Spitze unsres Zuges ein, fuhr vor uns her. Ein eigentümlicher Geruch ging von ihm aus: wie der süßliche Karbolgeruch von desinfiziertem Verbandszeug. Wir brauchten kein Verbandszeug mehr!

Der Wagen schien größer, immer größer zu werden. Ich hatte plötzlich das Gefühl: dieser Wagen, grau und riesengroß, ist der Abschluß meines Lebens.

Wir standen auf der Bleichwiese. Diese wurde im Westen durch einen Bahndamm abgeschlossen. In einer Entfernung von 100 Metern standen Scharen Neugieriger.

Wir wurden mit dem Rücken an den Bahndamm gestellt. Soldaten nahmen in einer Entfernung von etwa 8 Metern vor uns Aufstellung. Da stürzt einer von uns zu dem Leutnant, der das Peloton kommandierte. Hastig, mit der Stimme sich mehrmals überschlagend, stammelte er: Während des Krieges U-Boot-Matrose in der kaiserlichen deutschen Marine — nach der Demobilisierung arbeitslos — auch der Vater war arbeitslos, die Mutter krank — was die rote Armee bezweckte, wüßte er nicht — aber Hunger tut weh — so sei er der roten Garde beigetreten. Er bat, er flehte — es half ihm nichts, Stahlbehelmte stießen ihn in die Reihe zurück.

In diesem Moment geschah etwas Unerwartetes. Die infolge des Vorfalls mit dem U-Boot-Matrosen entstandene Verwirrung nutzte ein Andrer entschlossen aus: ein Sprung — zwei Stahlhelme taumelten zur Seite, ein dritter erhielt einen Schlag ins Gesicht, daß ihm sofort das Blut aus der Nase rann. Ein Moment allgemeiner Überraschung — einige Soldaten schossen mit Gewehr und Revolver dem Fliehenden nach, trafen nicht, andre liefen dem Ausreißer nach, hinderten aber dadurch die Zurückbleibenden, weiter auf den Flüchtling zu schießen. Dieser, dem die Todesangst Windesschnelle verlieh, lief den Sümpfen der Würm zu. Erreichte er das hohe Schilf, so war er gerettet. Im letzten Augenblick noch scheint ein Hindernis ihn aufzuhalten: ein Arbeiter stellte sich mit ausgebreiteten Armen dem Fliehenden in den Weg, um ihn aufzuhalten und den Henkern zurückzugeben. Die Todesfurcht gab Riesenkräfte. Der Kerl erhielt einen Stoß, daß er mehrere Meter zurücktaumelte. Der Flüchtling erreichte das schützende Schilf.

Die Aufmerksamkeit der Henker wandte sich nun wieder uns zu.

Der Offizier deutete auf mich: „Dies ist der Rädelsführer, der muß erst zusehen, wie es geht!" Ich wurde zur Seite geführt.

„Hände hoch!" Die Armen hoben die Hände in die Höhe. „Ihr habt die Waffe getragen gegen eure rechtmäßige Regierung. Darauf steht die Todesstrafe." Ein halblautes, dünnes Wimmern war die Antwort. Mir stand das Herz still — ich wandte mich halb zur Seite, um nichts zu sehen. Eine Waffe getragen? Ich hatte gleich Andern nie eine Waffe getragen.

Da ertönte die Stimme des Offiziers: „Revolver links und rechts an seine Schläfen. Willst Du hinschaun, Du Hund!" Ich mußte mich dem Zwange fügen, sah hin und sah die Unglücklichen im Feuer zu-

sammenbrechen, sie fielen hintenüber wie die Säcke. Nach der ersten Salve noch einige unregelmäßig abgefeuerte Schüsse. Einer schrie noch nach dem zweiten Schuß. Da trat ein Soldat bis auf zwei Meter an ihn heran und gab ihm den Fangschuß.

Der Offizier wandte sich zu mir.

Da keuchte Jemand zu mir heran: „Herr Sch., Sie werden nicht . . . . Herr Leutnant warten . . . da!" Er deutete auf die Straße, die wir gekommen waren, da lief ein Mann aus Leibeskräften, schon von weitem mit einem weißen Zettel winkend. Es war der Ortsvorsteher. Wortlos reichte er dem Offizier das Papier. Dieser las, machte ein enttäuschtes Gesicht.

„Der Mann ist in das Gefängnis zurückzuführen — er wird dem ordentlichen Gericht unterstellt!"

Ich wurde ins Gefängnis zurückgeführt.

Ich war wieder in meiner Zelle. Erschöpft sank ich aufs Lager. Unbändige Lebensfreude überkam mich. Ich wußte: ich war gerettet.

Um 10 Uhr besuchte mich ein guter Freund. Von ihm erfuhr ich, daß noch einer der zum Tode Verurteilten gerettet worden war. Diesen Mann hatten zwei Lungenschüsse nicht getötet. Nach mehreren Stunden gab er Lebenszeichen von sich. Rohe Soldaten wollten dem Bedauernswerten, der wie die andern Erschossenen von den Hütern der Ordnung bis auf Hemd und Hose ausgeraubt worden war, vollends den Garaus machen. Ein junger Lehrer sowie dessen Bruder luden ihn jedoch schleunigst auf eine Tragbahre und brachten ihn ins Krankenhaus. Den Soldaten, die nach einigen Minuten vor dem Krankenhaus die Herausgabe des ihnen entrissenen Opfers forderten, wehrte der Arzt den Eintritt.

Um 11 Uhr wurde mein väterlicher Freund, Genosse T., erschossen. Ein furchtbares Jammern und Schreien und Flehen schreckte uns Alle auf, erfüllte alle Gänge des Gefängnisses. Plötzlich wurde es ruhig, ein Schuß krachte, noch einer: „Herr T. ist eben erschossen worden — er wollte die Eisenbahnbrücke nach München sprengen!" flüsterte der Gefängnisverwalter in meiner Zelle. Ich wußte, daß ein Mord geschehen war. Vor 14 Tagen war es, als in eine wichtige Sitzung des Arbeiterrats das Telegramm der Regierung Hoffmann aus Bamberg wie eine Bombe geplatzt war. Auf den Sozialdemokraten T. machte das Telegramm tiefen Eindruck. Er bat ums Wort: „Genossen, ich bin Beamter, bin Bahnmeister — ich habe Familie. Ich darf es nicht riskieren, brotlos zu werden — ich erkläre meinen Austritt aus dem Arbeiterrat." Wir hielten ihn nicht. Nun war er tot — standrechtlich erschossen, trotz aller Vorsicht. Der Mann hätte niemals eine Brücke gesprengt!

5 Uhr abends. Vor dem Gefängnis Stimmengewirr, Schreien, Tritte von vielen, vielen Menschen. Drei Rotgardisten werden eingebracht, alle drei blutüberströmt; der eine, ein junger einheimischer Genosse bis zur Unkenntlichkeit geschlagen, das Gesicht aufgeschwollen und in allen Farben spielend. Zweimal haben sie ihn an die Wand gestellt! Er aber schlug wie rasend um sich, biß, wälzte sich auf dem Boden, schnellte empor.

8 Uhr abends. „Herr Sch., Sie kommen nach Stadelheim."

Um 11 Uhr nachts führten sie uns hinaus.

Nationales von Peter Panter

Die Engländer sind die Römer der Neuzeit. Die Franzosen sind die Chinesen des Westens. Die Japaner sind die Engländer des Ostens. Die Belgier sind die Polen des Westens. Nur was die Bayern eigentlich für ein Volksstamm sind — das hat noch kein Mensch herausbekommen.

*

Die Dänen sind geiziger als die Italiener. Die spanischen Frauen geben sich leichter der verbotenen Liebe hin als die deutschen. Alle Letten stehlen. Alle Bulgaren riechen schlecht. Rumänen sind tapferer als Franzosen. Russen unterschlagen Geld. Das ist Alles nicht wahr — wird aber im nächsten Kriege gedruckt zu lesen sein.

*

Man kann sich einen Franzosen vorstellen, der englisch spricht. Man kann sich auch einen Amerikaner vorstellen, der amerikanisch spricht. Man kann sich zur Not einen Engländer vorstellen, der französisch spricht. Ja, man kann sich sogar einen Eskimo vorstellen, der italienische Arien singt. Aber einen Neger, der sächselt: das kann man sich nicht vorstellen.

*

Der Deutsche denkt sichs aus; der Italiener erfindets; der Engländer setzt es in die Praxis um; der Amerikaner kauft das Patent; der Japaner machts nach; der Spanier wills gar nicht haben; bei dem Norweger spricht sichs langsam herum — und der Franzose ernennt alle Beteiligten zu Mitgliedern der Akademie Réaumur. Hierauf schreibt der erstaunte Deutsche eine Bibliographie des Vorfalls.

*

Unter der gleichen Tünche von Religion, Telephon, Kino, Presse und Polizei offenbaren die europäischen Staaten in der Tiefe ihre eigentlichen Charaktere: Golf, Stierkämpfe, Ordensbändchen, Skat, Theaterklatsch und Paprika. Über die Religion und die andern abstrakten Dinge läßt sich handeln— in diesen Nationaleigentümlichkeiten sind die Vereine von unnachgiebig strenger Individualität.

*

Auf der Straße liegt ein toter Mann. Der Deutsche legt ihn rechts; der Engländer prüft, ob er sich nicht etwa das Leben genommen hat; der Franzose klebt ihm eine Stempelmarke auf den Bauch — und Mussolini läßt auf alle Fälle dementieren, er sei es nicht gewesen.

*

Die falschen Staaten von Europa: England, Frankreich, Spanien, Italien, Ungarn, Preußen, Esthland, Lettland, Rumänien, Bayern. Die Grenzen stehen fest. Die richtigen Staaten von Europa: Arbeitslose, Arbeitsmänner, Arbeitgeber und Nutznießer fremder Arbeit. Die Grenzen fließen.

*

Man ist in Europa ein Mal Staatsbürger und zweiundzwanzig Mal Ausländer. Wer weise ist: dreiundzwanzig Mal.

Das Spiel mit dem Feuer von Otto Flake

Willy Haas hat im Verlag Die Schmiede Prosaschriften unter dem Titel: ‚Das Spiel mit dem Feuer' gesammelt und sich mit einem Schlag als Kopf dokumentiert.

Ich weiß nichts von diesem Autor. Es ist möglich, daß er von der Mathematik, und wahrscheinlich, daß er von der Psychoanalyse herkommt. Er hat einen zart-eleganten Stil, mit dem er schwierige seelische Probleme von hinten beleuchtet, von dort, wo die Dialektik sitzt und die doppelte Methode übt: das Differenzierte auf den Einheitspunkt zurückzuführen und das Einheitliche in kontrapunktierende Gegensätze zu spalten.

Er ist vermutlich Jude, aber wenn er es ist, nimmt er eine Höhe ein, auf der die Dialektik nicht mehr, wie bei so vielen Juden, zur Gefahr wird. Statt geistreich zu sein, hat er Geist. Die Solidität seiner Haltung, offenbar durch gründliche Studien verstärkt, ergibt im Verein mit der Leichtigkeit seiner Feder einen Charme.

Ein Mensch, der das Rüstzeug der modernen Methoden beherrscht, ohne dadurch plump geworden zu sein. Es entstanden so Seelenskizzen (der Ton auf dem zweiten Wort) von bemerkenswertem Tiefgang. Man könnte sagen, die Heiterkeit des Gehaltvollen sei hier gelungen.

Nicht immer ist das Thema ganz rund umschritten, sondern nur, allerdings nach dem Zentrum zu, sozusagen angegangen. Wenn Haas sagt: „Niemals, seitdem es Selbstmorde gibt, ist ein Selbstmord aus Liebe geschehen, ohne daß der andre, überlebende Teil es nicht in seinem Innern so gewollt hätte", so ist das ein profundes Wort, das durch den Zusatz „... in tief unterbewußter Eitelkeit" abgeschwächt wird.

Ist nicht der Fall denkbar, daß die hier angedeutete Auseinandersetzung zweier Menschen sich so in äußerster Bewußtheit bewegt hat, daß der widerstrebende Teil dem andern erklärte: „Wenn du mich zu etwas zwingen willst, was ich ablehne, und mich nicht zwingen kannst, bleibt in der Tat nur übrig, die Drohung des Selbstmordes wahr zu machen." Von Eitelkeit wäre hier nicht mehr die Rede — welcher Einsicht sich der kluge Haas dann doch selbst nähert, wenn er ein seltsames Wort Hebbels über den Selbstmord anführt.

Der gründlichste Aufsatz untersucht den Unterschied in der deutschen und französischen Seelenstruktur und liefert eine höchste, brauchbare Norm des Vergleichs. Haas nennt sie die Coexistenzidee. Was ist wichtiger: das Individuum in seiner immer wieder traditionslosen Irrationalität oder Das, was über alle Generationen hinweg dem Individuum Ort und Inhalt anweist, die Nation, die Gesellschaft, der Staat? Für die französische Zivilisation die zweite Auffassung.

Das Problem der Zivilisation ist so zurückgeführt auf das Zentralproblem des Verhältnisses der Begriffe Ich und Wir, zugleich aber ist eine nationale Struktur auf die „Idee" zurückgeführt und diese als die eigentliche Realität nachgewiesen.

Was ist in diesem Zusammenhang nach Haas der Deutsche? Derjenige, der seine Aktivität, das „Wir" bejaht, aber im Unterschied zum Westländer „als Sünde". Und Derjenige, der auch sein einsames Ich-Erlebnis bejaht, wiederum „als Sünde". Es enthüllt sich der Mensch des Schwankens, des ewigen Wanderns, der Suche sowohl nach dem Absoluten wie nach dem klar erfaßten Diesseits; es enthüllt sich die ganze deutsche Situation.

Höchst bedeutsam auch die Studie über Gerhart Hauptmann. Hauptmanns Visionen sind Haas Verflüchtigungen des Bewußtseins, nicht Konzentrationen. Dieser Griff ins Wesentliche erlaubt ihm, „der wunderbaren deutschen Seelenhaftigkeit" des Dichters gerecht zu werden und mit demselben Blick das „Disparate" in ihm zu sehen.

Folgt eine ganz tiefe und enthüllende Exegese über dichterische Taubheit als Form einer spezifischen Selbstbehauptung. Folgt eine ebenso fruchtbare Exegese über Hauptmanns Männlichkeit, die als „Mitarbeit an der Erlösung" (im Gegensatz zur privaten Erlösung) bezeichnet wird.

Und drittens erwähne ich den Aufsatz über Borchardt: ‚Zur Morphologie des dichterischen Selbsthasses'. Er arbeitet ein Negatives heraus, das sich in dieser Natur mit Hilfe eines vielfachen Saltomortale verbirgt; er schält es aus den Hüllen eines Auftretens von äußerstem Positivismus. Aber ich habe hier schon einmal auf diese Analyse Borchardts hingewiesen und erwähne lieber noch die dem Film gewidmeten Kapitel, in denen die Stelle interessieren dürfte, wo das Lob des geliebten und verehrten Chaplin eine Einschränkung erfährt, die man gelten lassen muß.

Das Stückchen Unglück von Theobald Tiger

Ich bin ein Deutscher, und bald darf ich wählen.
Ich lasse mir von Keinem was erzählen.
Gescheh, was will: ich glaube, was ich glaub.
Ich bin taub.

Ich lese nur die eine — meine Zeitung.
Die orientiert mich über die Verbreitung
meiner Partei — und was die andern sind . . .
Ich bin blind.

Wenn nur die Propaganda viel Skandal macht!
Was die Partei dann nachher, nach der Wahl, macht,
was sie bewilligt — scher ich mich nicht drum.
Ich bin stumm.

Im großen Kriege trug ich meine Tressen.
Ich habe nichts gelernt — den Rest vergessen.
Versailles? Die Ruhr? Ich weiß nicht, wie es kam.
Ich bin lahm.

Am Stammtisch leg ich abends Pique und Coeur hin.
Wenn ich auch sonst ein kleines Stück Malheur bin:
Ich wähle meinen Stiefel — und am End:
Ich bin taub, blind, stumm, lahm, verstopft —
und eine ganze Kleinigkeit impotent.

Traurige Komödien

Wölfe in der Nacht': nach solchem Stück Unnatur wird man lange suchen müssen. Warum soll ein Dichter nicht fertig kriegen, um einen Mörder, der frei ausgeht, drei Lustspielakte zu machen? Wenn der ermordete Greis nichts mehr nütze war, ja, dem Mörder, der menschliche Zukunft hat, unerbittlich im Wege, und wenn überdies der Prozeß ein Anlaß wird, die Fehlbarkeit und Anmaßung der Justiz zu entblößen: dann braucht der Autor wahrscheinlich nichts als geistige Überlegenheit, um die Frage nach Schuld oder Unschuld zurückzudrängen. Bei Thaddäus Rittner habe ich überhaupt keine andre Empfindung, als daß es abgeschmackt bis zur Unerträglichkeit ist, einen belanglosen alten Mann von einem belanglosen jungen Windhund totbeißen zu lassen, damit wir Zeugen einer Reihe von irrsinnigen Vorfällen werden. Dem Mörder ist möglich, der Frau seines Staatsanwalts in einem Brief den Mord zu gestehen. Ein fideles Untersuchungsgefängnis. Die Dame sieht ihm nach Güte und Einsicht aus und wird seine Tat begreifen. Zunächst freilich ist sie zu nervös, um ihre Briefe zu öffnen. Der Gatte tuts, freut sich seines Funds und würde ihn selbstverständlich verwerten, wenn nicht des Mörders Freundin erschiene, den Mann des Gesetzes an eine verjährte, aber keineswegs folgenlose Begegnung erinnerte und ihm damit den Brief entlockte. Im zweiten Akt hat die Frau des Staatsanwalts seine alte Freundin samt vierzehnjährigem „Liebespfand" zu sich genommen und in ihre Wohnung ein Rendezvouz mit dem Mörder gelegt. Als der hört, daß er keineswegs der Güte und Einsicht dieses hysterischen Frauenbilds den Freispruch verdankt, wird er tobsüchtig und bekennt sich vor keinem geringern Zeugen als dem Gerichtspräsidenten zu dem Mord. Der Staatsanwalt muß einen Haftbefehl schreiben. Wird die Geschichte etwa von vorn losgehen? Na, es kommt nicht dazu. Der interessante Fall zieht vor, mit der Freundin zu fliehen, die ihr Töchterlein dem Verursacher hinterläßt; der hat inzwischen den Haftbefehl wieder aufgehoben; und ich hoffe inständig, daß die Inhaltsangabe mir die Kritik erspart. Für diese Herrschaften hat der Berliner das eine erschöpfende Wort: Plemmplemm Manoli linksrum. Damit bedenkt er auch Wesen, zu denen wir zärtlich neigen? Gewiß. Thaddäus Rittner aber hat jede Fähigkeit gefehlt, eine bürgerliche Verdrehtheit als Künstler zu legitimieren. Die Unternehmungen seiner Personen sind verschroben, nicht ihre Konturen. Zu einem Komödiendichter verhielt er sich wie sein galanter Gerichtspräsident zum Gerichtsrat Brack. Ort der Tat: Die Tribüne.

*

Ort der nächsten Tat: Die Komödie. Das Haus ist ein Meisterwerk Oscar Kaufmanns. Dem ist damit allein in Berlin das sechste Theater gelungen, das den übrigen fünf genau so wenig ähnelt wie diese sich unter einander. Ein Künstler also von unerschöpflich schöpferischer Phantasie, von berückender Farbenfreudigkeit und

dem erlesen-diskreten Geschmack für ein Gesellschaftstheater, in das hoffentlich die Zukunft hineinbescheren wird, was seine Voraussetzung hätte bilden müssen: die Gesellschaft. Am Kurfürstendamm sitzt sie ganz bestimmt nicht. Die Reste im alten Westen sind außerstande, die Eintrittspreise von heute zu zahlen oder stellen doch dafür höhere Ansprüche, als die meisten Bühnen von heute befriedigen. Der Smoking macht es wahrhaftig nicht. Was an meinem Abend drinsteckte, war schlimmer anzusehen als ringsherum alle grauen Arbeitsjacketts und alle braunen Korkzieherhosen; von der Weiblichkeit nicht zu reden, mit der Niemand das Bedürfnis gehabt haben wird, sich während des Spiels in den galanten Vor- und Hinterraum einer Loge zurückzuziehen. Die Leute jenseits der Rampe sind feiner. Haben zum Landhaus bei Paris einen Teich und Rhododendron dran und führen eine Ehe, die nach zehn Jahren den weiblichen Teil zu langweilen anfängt. Der Autor hat sich im ersten Akt den Wunsch erfüllt, diese Langeweile dem Parkett mit unentrinnbarer Vehemenz mitzuteilen. Aimée — so heißt Paul Géraldys „Heldin" und nach ihr das Schauspiel — fragt einmal ängstlich: „Ich bin doch nicht etwa eine unanständige Frau?" Ach, wäre sie's! Aber sie möchte nur und kann nicht. Ihr Hin und Her zwischen Henri und Chalange macht die andern beiden Akte ein bißchen munterer. Als wär' sie von Feuillet oder Ohnet, so wird sie am Ende durch das Bild ihres toten Kindes festgehalten — am Ende des Stückes wenigstens, nach dessen Abschluß das Hin und Her weiter und womöglich mit umgekehrtem Ergebnis weiter gehen wird —; und als wäre die Kunst der Dramatik seit jenen alten Franzosen nicht fortgeschritten, so läßt der junge Franzose, was er über das Wesen der Frau im Allgemeinen denkt, von dieser besondern, ach, leider gar nicht besondern Frau sagen, aufsagen. Die beiden Männer sind nicht persönlicher. Der Zwang, diesem Trio zuzuhören, ist somit ziemlich lose. Kurz: dem eleganten Gesellschaftstheater fehlt vorläufig außer der Gesellschaft das dramatische Genre, durch das eine zu entwickeln wäre, wie nach dem deutsch-französischen Kriege Paul Lindau durch seine Salonstücke eine gezüchtet hat, freilich eine, die in keiner Beziehung Muster für die Gegenwart sein dürfte. Auch Reinhardt und seine Schauspieler verdienen ein wertvolleres Material. Nicht, daß die zwei Herren vollkommen wären. Walter Janssen ist blaß. Und einem Ritter Dunois wie Paul Hartmann steht es besser, freudig Alles an seine Ehre als an seine Ehe zu setzen, für deren Schwierigkeiten ein gepreßter Grabeston nicht der rechte ist. Aber Helene Thimig ist zauberhaft. Bis auf ihre alte Neigung zu falschen Betonungen. Henri ruft ins Nebenzimmer: „Ein Brief von Mama". Aimé ruft zurück: „Wie gehts Deiner Mutter?" Da betont sie „Mutter" statt „gehts". Hier ist ja wirklich der Klang nicht wichtiger als der Sinn. Nun, sonst trifft Helene Thimig diesen und jenen zugleich. Sie ist ein Vögelchen und eine mater dolorosa. Sie hat den Schmerz und den Schmelz. Sie sei gegrüßt in Berlin, das sie lange genug entbehrt hat.

26 Prozent von Morus

Im Jahre 1913 wurde, damit wir den Krieg auch ganz sicher gewönnen, zur Anschaffung neuer Soldaten und neuer Kanonen eine Vermögensabgabe von einer Milliarde Mark beschlossen. Damals erzählte der Simpl, wie eine Weddingblüte seinen Freund fragt: „Orje, warum hat denn dein Vater heut soon Krach jemacht?", und Orje anwortet: „Du, ick jloobe, se wollten 'ne Milliarde von ihm ham."

An diesen hübschen Dialog erinnert ein bißchen, was man sich heute so von den 26 Prozent erzählt, die die Franzosen von uns ham wolln. In der deutschen Öffentlichkeit wird wieder mal gedrosselt — wenns auch nur der deutsche Export ist, den uns der Erbfeind rauben will. Deshalb, zur Beruhigung, ein kleiner historischer Ausschweif.

Die 26prozentige Exportabgabe, die jetzt Frankreich von uns fordert, hat eine bewegte Vorgeschichte. Sie war ursprünglich eine Strafmaßnahme, eine Zwangsexekution angeblicher Reparationsforderungen, die nach dem Scheitern der Londoner Reparationsverhandlungen unter Simons im März 1921 eingeführt wurde. In dem Londoner Zahlungsplan vom Mai 1921 (dem Londoner Ultimatum) behielt man die Exportabgabe bei, aber sie hatte schon einen andern Sinn. Sie sollte zwar auch eine Präventivmaßnahme sein, damit die Alliierten auf alle Fälle etwas von Deutschland bekämen, aber zugleich war sie der „variable Faktor" in der Reparationsrechnung. Außer der starren Annuität von mehreren Milliarden sollten 26 (25 + 1) Prozent des deutschen Ausfuhrwertes jährlich an die Entente gezahlt werden — also ein primitiveres, aber ähnliches Verfahren, wie es im Dawes-Plan durch den Wohlstandsindex gegeben ist. Daneben war dieser „Reparationszoll" Lloyd George eine willkommene Gelegenheit, die Schwenkung vom Freihandel zum Schutzzoll einzuleiten, die er damals, unter dem Einfluß Chamberlains vornahm. England machte dann auch als erster Staat von der Erhebung der Exportabgabe praktischen Gebrauch. Auf Grund der German Reparation Recovery Act wurden 50 Prozent, nach dem Londoner Ultimatum 26 Prozent auf alle deutschen Importwaren erhoben, in denen weniger als der vierte Teil des Wertes auf die Herstellung oder Verarbeitung in außerdeutschen Ländern entfällt. Andre Länder wollten dem Beispiel Englands folgen — besonders Jugoslawien nahm einen Anlauf dazu —, unterließen es aber dann doch. Immerhin verpflichtete sich Deutschland im Artikel 9 des Londoner Zahlungsplans vom 5. Mai 1921, „alle gesetzgeberischen und Verwaltungsmaßnahmen zu ergreifen, die notwendig sind, um die Handhabung des englischen Gesetzes und gleichartiger Gesetze andrer Staaten zu erleichern".

Durch die Sachlieferungsverträge, die man im Lauf des Jahres 1922 schloß, wurde die Durchführung der Exportabgaben etwas modifiziert; aber von einer Aufhebung war nicht die Rede. England wandte die Reparation Recovery Act weiter

an und erhielt daraus erhebliche Beträge. Schon bis zum 1. Mai 1922 waren 72 Millionen Goldmark von der englischen Regierung erhoben und von der deutschen Regierung den deutschen Exporteuren rückvergütet worden. Selbst während des Ruhrkampfs wurden diese Zahlungen fortgesetzt, und erst am 15. November im Verlauf der Stabilisierungsaktion erklärte die Reichsregierung, daß sie vorläufig die Sachlieferungen nicht mehr finanzieren könne. Da England aber die Abgabe von der deutschen Einfuhr beibehielt, so kamen die deutschen Exporteure in eine sehr mißliche Lage. Die Reparationsabgabe wurde jetzt für sie ein Schutzzoll, gegen den nicht aufzukommen war. Der Export nach England war also faktisch unterbunden. Die Reichsregierung lenkte dann auch ein, und neue Verhandlungen mit England führten dazu, daß das Kabinett MacDonald im Januar die Reparationsabgabe von 26 auf 5% ermäßigte, sodaß die Rückerstattungskosten für das Reich gering waren. Die Ermäßigung, die erst nur für ein paar Wochen galt, wurde dann mehrfach verlängert, und da man der Frage keine große finanzielle Wichtigkeit beimaß, so fiel nicht weiter auf, daß auch in dem Dawes-Plan die Exportabgabe auf Grund der Reparation Recovery Act nicht beseitigt wurde. An mehreren Stellen des Sachverständigen-Plans wurden die Leistungen auf Grund dieses Gesetzes ausdrücklich den übrigen Sachleistungen gleichgestellt.

Kaum war der Dawes-Plan angenommen und der Londoner Pakt unterzeichnet, da führte England wieder die 26-prozentige Abgabe ein. In der deutschen Presse hielt man dies — irrtümlich — für einen Sonderzoll gegen Deutschland und äußerte sich sehr unfreundlich darüber. Das Reichswirtschaftsministerium und besonders der Reichswirtschaftsrat Trendelenburg belehrte sie jedoch eines Besseren: es handle sich dabei nur um eine Abgabe im Rahmen des Dawes-Plans, deren Zahlung durchaus ungefährlich sei. Aber als einige Wochen darauf Frankreich und Belgien ankündigten, daß auch sie die Ausfuhrabgabe erheben würden, brach plötzlich bei der deutschen Regierung und in deutschen Wirtschaftskreisen große Empörung aus. Erstens ginge es nicht, und zweitens sei das ein Verstoß gegen den Geist und den Wortlaut des Dawes-Plans. Nun ist in der Tat im Dawes-Plan immer nur von dem englischen Gesetz die Rede, nicht allgemein von der Berechtigung der Alliierten, eine Abgabe vom deutschen Export zu erheben. Aber nach der ganzen Entwicklung dieser Frage kann nicht zweifelhaft sein, daß England hier gegenüber Deutschland kein Sonderrecht eingeräumt ist, sondern daß das gleiche Recht allen Reparationsgläubigern zusteht. Daß England bisher allein davon Gebrauch gemacht hatte, hing damit zusammen, daß Belgien bei der Verteilung der Reparationen bevorrechtigt war und auch Frankreich gewisse Voransprüche hatte. Demgegenüber suchte England auf eigne Faust sein Schäfchen ins Trockene zu bringen. Es wollte einen Trumpf in der Hand behalten, der aber nicht gegen Deutschland, sondern gegen die

andern Alliierten ausgespielt werden soll. Und diese Methode machten sich nun die andern Alliierten zu eigen.

In diese zweifelsfrei interalliierte Auseinandersetzung mischte sich Deutschland, indem es eine Reparationsabgabe vom französischen oder belgischen Export glatt ablehnte. Begründet wurde dieser Standpunkt damit, daß man prinzipiell das Transfer-System des Dawes-Plans nicht durchbrechen lassen könne, und daß eine Sondererhebung der Abgabe von Reparationsleistungen in den verschiedenen alliierten Ländern zum Ruin der deutschen Wirtschaft werde führen müssen. Was die Wirtschaft anbelangt, so ist die Exportabgabe gewiß für die Exporteure recht unbequem. In der Zeit der Inflation war sie dazu auch noch mit einem großen Risiko verbunden, denn bei der Rückvergütung durch die deutsche Regierung gab es fortwährend Differenzen über den Stichtag, über die Devisenumrechnung und Ähnliches, und jede Verzögerung der Auszahlung um ein paar Stunden bedeutete ja schließlich einen Verlust für den Gläubiger. Das Alles fällt jetzt selbstverständlich fort. Aber auch die Gefahr für die Währung ist beseitigt. Bestand sie vielleicht noch in der Übergangszeit der Rentenmark, wo man die deutsche Währung noch behandeln mußte wie ein rohes Ei, so kann in der künftigen goldgesicherten Reichswährung die Devisenbeschaffung kein Problem mehr sein. Die Leute, die das Gegenteil behaupten, sind eben noch immer in der Zahlungsbilanztheorie befangen, die schon während der Inflation viel Unheil angerichtet hat, in der Vorstellung nämlich, daß eine aktive Zahlungsbilanz und ihr wichtigster Teil, eine aktive Handelsbilanz, die Voraussetzung für die Stabilhaltung der Währung sei. Einen wirklichen Einfluß auf unsre Zahlungsbilanz hat die Exportabgabe außerdem darum, weil sie jetzt ja in die gesamten Zahlungen auf Grund des Dawes-Plans eingegliedert werden muß, also de facto keine Mehrzahlung erfolgt. Aber es erfolgt auch nicht einmal eine provisorische Mehrzahlung, die etwa erst durch Rückzahlungen ausgeglichen werden müßte. Denn es kann als ganz ausgeschlossen gelten, daß selbst eine 26prozentige Abgabe an alle reparationsberechtigten Staaten die Jahresleistungen überschreiten würde, die uns durch den Dawes-Plan auferlegt sind.

Nichts wäre also törichter, als den schlauen Versuchen Frankreichs, Belgiens und der kleinen Entente-Staaten nachzugeben und das Problem der Exportabgabe mit den jetzigen Handelsvertragsverhandlungen zu verquicken. Auch wenn Deutschland, wie das jetzt in wenig geschickter Weise Herr Trendelenburg in Paris getan hat, sich strikt weigert, die Exportabgaben zu zahlen, so eröffnet es doch faktisch damit die Debatte über dieses Thema, mit dem Erfolg, daß es sich schließlich doch zu einem Kompromiß wird herbeilassen müssen, bei dem es ganz unnötigerweise wichtige Konzessionen in andrer Richtung macht, um sich von der Exportabgabe „loszukaufen". Die Exportabgabe — es sei

wiederholt — geht Deutschland überhaupt nichts an. Sie ist eine interalliierte Angelegenheit, ein Kampfmittel bei der Verteilung der Beute. Die deutsche Regierung sollte sich lieber um eine möglichst schnelle gerechte Verteilung der Reparationslasten bekümmern.

Aphorismen von Eduard Saenger

Eine gewisse Liebenswürdigkeit muß man auch im Verkehr mit seinem Schicksal aufbringen.

*

Eigentlich könnten wir immer das herrlichste Wetter haben, denn die Sonne steht ja jeden Tag über uns und ist klar und beständig, wenn nur nicht die fatalen Wolken sich dazwischenlegten. Angesichts dieser Tatsache steht Jedem frei, zu verzweifeln oder tiefselig-heiter zu sein.

*

Ich kann mir nicht denken, daß Menschen, die an Ideen unfruchtbar sind, Ideen richtig verstehen können. Sie wandeln sie sofort in Begriffe um, katalogisieren sie und sind mit ihnen fertig.

*

Alljährlich, an einem bestimmten bürgerlichen Datum, ist jeder noch so gesunde Mensch Geburtstagspatient.

*

Wenn man sieht, wie erwachsene Menschen den einfachsten allgemeinen Problemen gegenüber versagen, für die klarsten logischen Zusammenhänge unempfänglich sind und die abgelebtesten, widerlegbarsten Ansichten gegen ihre tägliche und stündliche Erfahrung festhalten, als wären sie entschlossen, mit ihrer Dummheit über Leichen zu schreiten: dann begreift man oft nicht, wie diese Menschen imstande sind, nützliche Arbeit zu verrichten, Familien zu versorgen, in ihrem Kreise Ansehen zu genießen, Verantwortungen zu tragen und, insbesondere, Kinder zu erziehen; oder man begreift eben, daß alle ihre Handlungen in einem wesentlichen Punkte unzulänglich geschehen, und daß die Welt von ihnen mit Notwendigkeit so verdorben wird, wie sie es eben ist.

*

Statt: „höchstes Recht — höchstes Unrecht" sage auch ich: Die größte Gleichheit ist die größte Ungleichheit. Wir müssen uns erst als Individuen und als ganz ungleich fühlen lernen, ehe wir daran denken können, gleich zu sein. Die rechte „Ungleichheit" aber werden wir erst gewinnen, wenn wir die falsche Ungleichheit vernichtet haben werden.

*

Ein Gedicht, das wir empfangen haben und im Entwurf mit der Hoffnung auf Vollendung herumtragen, ist wie eine heimliche Geliebte, mit der wir noch nicht viele, aber entscheidende Worte gewechselt haben, uns in stillem Einvernehmen fühlen, neue Zusammenkünfte verabredet haben und, von neuen Lebensmelodien berauscht, seligen Erfüllungen entgegensehen. In beiden Fällen haben wir die Seligkeit vorweg und wollen nicht wissen, daß Vollendetes enttäuscht, weil Erfüllung immer nur im Erfüllen ist.

*

Ein großer Dichter ist nicht volkstümlich; im günstigsten Falle kann ein Volk dichtertümlich werden.

Bemerkungen

Deutsche Propaganda

Der General v. Nathusius ist vom französischen Kriegsgericht zu Einem Jahr Gefängnis verurteilt worden, und die Strafe könnte ausnahmsweise vollstreckt werden, da der General einer von den wenigen ist, die in die Hände der Franzosen gefallen sind. Ich verzichte darauf, den Franzosen Unrecht zu geben, da das Ignaz Wrobel in Nummer 47 mit Recht schon getan hat. Ich verzichte auch darauf, mich an dem Entrüstungssturm zu beteiligen, da für diesen die Tageszeitungen ausgiebig genug sorgen (ohne daran zu erinnern, wieviel ärger als der Fall Nathusius der Fall Fechenbach ist). Eine Frage aber läßt sich bei dieser Gelegenheit nicht unterdrücken: Wie war möglich, daß Nathusius arglos und harmlos über die Grenze ging und so sich selber, die deutsche Regierung und auch — darüber braucht man wohl kaum ein Wort zu verlieren — die französische Regierung in eine höchst peinliche Lage brachte?

Wir beschäftigen ein ganzes Heer von Beamten und freiwilligen — das heißt selbstverständlich nicht: unbezahlten — Helfern, um die Schuldfrage zu klären. Ungeheuer die Zahl der Leute, die in der großen Zeit des Ruhrkriegs zur Aufrechterhaltung des glorreichen passiven Widerstandes teils ständig gegen Entgelt, teils gelegentlich in Befriedigung ihrer Abenteuerlust beschäftigt waren, vom weißhaarigen Pensionär bis hinunter zum unreifen Gamaschen-Jüngling mit der Hitlerjacke. Noch ungeheurer die Geldsummen, die auf solche Weise vertan wurden. Ein beträchtlicher Teil dieser Leute gab vor, Aufklärungsarbeit zu leisten. Die beste Aufklärungsarbeit wäre entschieden gewesen, französische Zeitungen zu lesen, und der beste Erkundungsdienst wäre eine genaue Kontrolle über die Leistungen der französischen Kriegsgerichte gewesen. Hätte in diesem Punkt Alles richtig funktioniert, so wäre das Malheur vermieden worden: Herr v. Nathusius könnte ruhig zu Hause sitzen und seine Pension verzehren, und die deutsche Regierung brauchte sich nicht zu ihren vielen andern Sorgen noch mit den diplomatischen Aktionen um Begnadigung, Freilassung, Strafaufschub und dergleichen zu beschäftigen. Der französischen Regierung wäre die Blamage erspart geblieben, die das Militär ihr jetzt zugefügt hat, das Militär, das in allen Staaten gleich ist und überall die gleichen Methoden zur Brüskierung der Zivilgewalt anwendet. Die deutsch-französischen Beziehungen, eben auf dem Wege einer wirklichen Besserung, wären in ihrer Entwicklung nicht gestört worden.

Die Nationalisten beider Länder hätten kein neues Material für die Sabotage jeder wahren Friedensarbeit erhalten.

Moral: Wenn schon Reichsgelder und Industriegelder für Aufklärungs- alias Propaganda-Zwecke ausgegeben werden, dann sorge man dafür, daß ihre Verwendung wenigstens zur Verhütung von Torheiten dient, wie sie im Fall Nathusius auf allen Seiten begangen worden sind.

Walter Schmöller

Wahlvergleichung

Es ist in letzter Zeit üblich geworden, die Wahlresultate der verschiedenen Länder miteinander zu vergleichen und ihre gegenseitige Beeinflussung zu untersuchen. Das ist ein müßiges Spiel.

Der Wähler wählt in den meisten Fällen nicht das, was man nachträglich in seine Wahl hineinlegt. Er hat einen lokal eng begrenzten Horizont; der Leitartikler, manchmal, einen etwas weitern. Man darf nie vergessen, wie kleinliche, gefühlsmäßige, nur dem Landsmann verständliche Gründe für die Stimmabgabe eines Wählers maßgebend sind. Die Franzosen haben im Mai dieses Jahres keine deutschfreundliche Wahl gehabt; die Politik, die sie, größtenteils, aus rein innenpolitischen Gründen gemacht haben wollten, ergab dann unter anderm auch eine friedlichere Stimmung gegen Deutschland — maßgebend für die Wahl des Einzelnen war das nicht. Die Wahlresultate Englands haben tausend innenpolitische Gründe, künstlich geweckte Sentiments der letzten Minute, die nun für ein paar Jahre stabilisiert sind — daraus Sieg oder Niedergang des demokratischen oder des konservativen Weltgedankens zu folgern, ist Unsinn.

Denn eine neue amüsante Spielerei hat begonnen: die Einflüsse darzulegen, die die eine Wahl auf die andre gehabt hat, haben wird, wird haben können Ach, der Kaufmann des einen Staats hat dieselben Interessen wie der des andern, und im Grunde wollen sie alle das Selbe. Was ist das für ein törichter Unfug, sich und den andern Leuten einzureden, der Wähler sondiere sorgfältig alle Wahlresultate der umliegenden kleinen Dörfer und gebe danach seine Stimme ab. Gewöhnlich denkt sich der Wähler viel, viel weniger, als man denkt, und wenn die Linke des einen Landes die Niederlage der Rechten im andern voll Freude begrüßt, so folgt sie darin einer schönen Überlieferung, die keinen praktischen Wert hat.

Man sollte genug aus den letzten zehn Jahren gelernt haben. Demokratische Regierungen haben sich benommen wie die wilden Tyrannen, und konservative sind mit artiger Milde an ihr Werk gegangen — auch sie getrieben oder geschoben von den Umständen. Den emsigen und ewigen Politikastern aber ist zu sagen, daß die Politik eine viel kleinere Rolle auf der Welt spielt als die meisten Wichtigmacher unter ihnen wahr haben wollen. Es gibt Menschen, die nie aus dieser Welt der Ausschußsitzungen, Mehrheitsbeschlüsse, Wahlkreisgeometrien herauskommen und nicht über die Abgeordneten, ihre Reichskanzler und Kommissionen, ihre Kompromisse und Vertagungen hinauszusehen vermögen. Mag sein, daß da in diesen Réunions viele Gesetze angefertigt werden — regiert wird die Welt meist anderswo. Aber es tut so wohl, das wichtig zu nehmen und sich auch so vorzukommen. Man lese politische Leitartikel dieser Sorte, die etwa ein Jahr alt sind — und man hat ein Bild von dem vertanen Quantum Intelligenz, Arbeit, Kombinationsgabe, Zeit. Die Politik ist auch ein Stigma eines Landes — ihr ein-

ziges oder gar hervorragendstes ist sie nicht.

Und solche politischen Leitartikel zu schreiben, mag ein Beruf sein und eine ansprechende Beschäftigung. Irgendeine tiefere Bedeutung kommt diesem Treiben nicht zu.

Ignaz Wrobel

Rettet die Ehre des § 218!

Der Volksbund: ‚Rettet die Ehre', der nach den Angaben seines Begründers, des Dompredigers O. Hartwich zu Bremen, in Deutschland keine Mitglieder, sondern nur „Gönner" hat — allerdings der Art, daß der Bund „nur steigende Erfolge und niemals Not hatte" und so mit Recht ein Volksbund zu nennen ist —, der setzt sich auch das Ziel, den Geburtenrückgang in Deutschland aufzuhalten. Früher, in der guten, alten Zeit, als noch Zucht und Sitte, Kaiser und Kronprinz herrschten und dem Volk ein Beispiel gaben: da konnte das Reich auf einen jährlichen Überschuß von einigen hunderttausend Knaben blicken, die man in Listen eintrug, um sie gelegentlich hohen patriotischen Aufgaben zuzuführen. Aber seit einigen Jahren will sich kein Überschuß mehr zeigen — im Gegenteil: es geht zurück. Woher kommt denn das? Hören wir unsern Domprediger: „Wir haben eine Schrift verbreitet: Der Geburtenrückgang. Diese bringt den Nachweis, daß und wie deutsche Agenten in französischem Solde auf den Dörfern Mittel anbieten, um den Kindersegen zu verhüten, und daß, wenn es so weiter geht, in wenigen Jahrzehnten die 20 Millionen Einwohner, die Deutschland nach französischer Meinung ‚zu viel' hat, beseitigt sein werden." Daß die Franzosen am deutschen Geburtenrückgang schuld sind, ist selbstverständlich — woran sind sie nicht schuld, sie, die Juden und die Radfahrer! Ein Glück, daß diese Agenten in französischem Solde nur „auf die Dörfer" gehen — sie könnten sonst auch, huhu, nach Bremen kommen! Und nun erfolgt ein allerliebster, christlicher Vorschlag: Der Herr Domprediger stellt den Antrag, daß Müttern die eine Verfehlung gegen den § 218 in die Arme des Richters getrieben hat, eine kurzfristige Amnestie gewährt wird, falls sie in der Amnestiezeit als Zeugen gegen ihren Helfer oder ihre Helferin auftreten. Der Herr Domprediger will sich Denunziantinnen züchten und die Angst der unglücklichen Opfer vor dem Gefängnis ausnutzen — ein wahrhaft christliches Herze! Von der theologischen Fakultät der Universität Jena zum Doctor honoris causa ernannt! Wir möchten auch den übrigen Fakultäten (besonders der medizinischen in Königsberg, die ja auch Herrn Ludendorff zum Dr. h. c. gemacht hat) raten, sich diesen Mann nicht entgehen zu lassen. Denn sein Streben ist außerordentlich und wahrhaft theologisch, juristisch, medizinisch und philosophisch.

Willy Küsters

Povero Amadeo!

Es ist erreicht: endlich haben wir auch Mozarts etwas öde Klarheit durch den Rauch unsrer Weltschmerzen, durch Dunst und Schweiß unsres dämonischen Chaos ins Menschliche erhoben. Jetzt ist er Unser, mag das stolze Wort den Klingklang

seines Tanzschritts übertönen! Und Niemand fühlt, rügt dieses Attentat, das in der Philharmonie die instinktlosen Hörer zu Beifallsstürmen hingerissen hat. Denn da hat ein junger Herr (opus 34) Don Juans Champagner-Arie nicht etwa als Thema con variazioni glossiert, wie man das begreifen könnte: er wagts, mißbraucht den Götterbrio als Abflug für seine stöhnenden Träume und darf einem Tausend Menschen, die sämtlich das Original erkennen, eine „romantisch-klassische Phantasmagorie nach einem Thema von Mozart" vorsetzen, in der er kurzerhand den Don Juan auf Erden und zur Hölle neu herunter komponiert. Hier ist kein Geist, der sich in neuer Form dem alten Problem nähert; hier ist ein Nutznießer, der über den Augen in der berühmten Melodie den Hörern zulächelt, nur eben Alles „vertieft", vergrößert, aus einem Liedchen ewige Akkorde zieht! Das war die Schwüle, das Wühlen, Brüten und Wüten, was diese Nerven auch nach Jazz-Band noch exzitiert, auf diese Variante fliegen Alle, und anstatt daß hier tausend Hörer, die überdies lauter Deutsche sind, die Zerquälung ihrer höchsten Musiken als Fälschung auspfeifen, finden es Alle hochinteressant. Povero Amadeo! Als Du nachher rein zu unsern Ohren kamst, lächelten diese Reifen über die leichte Musik, beklatschten nur die edle Wiedergabe, und der Herr in der Garderobe nannte deine veraltete Musik „tänzelnd".

Emil Ludwig

Theater!

In einem alten pariser Schauspielhaus, von kleinen Leuten viel besucht, sah ich ein Stück, das hatte folgenden Inhalt:

Der strenge Untersuchungsrichter stößt seine Tochter in die rauhe Welt, weil sie sich verführen ließ. Die Verstoßene gebiert ein Knäblein, Robert, das dann, als Jüngling, mit seinem Freunde, einem muntern Nichtstuer, dessen Reichtum sein Mutterwitz, als Straßensänger durch Paris zieht. Eines Tages, es ist das Fest des vierzehnten Juli, tritt die Versuchung den Jüngling an, und zwar in Gestalt eines Apachen, der Helfer sucht, um einen betrunkenen Viehhändler auszurauben. Bei diesem Unternehmen, von Robert mehr als Ulk genommen, geht, unter des Apachen Zugriff, dem Viehhändler die Luft aus; er bleibt tot in den Armen des bestürzten Jünglings, indes der Mörder mit seiner Beute entflieht. Jetzt tritt Bibi auf den Plan, und die beiden Freunde schleppen den Kadaver, vortäuschend, es sei das ein vergnügter Dritter in ihrem Bund, durch die lachenden Straßen von Paris. Schließlich werden sie doch arretiert, kommen vor den Richter. Vor welchen? Vor jenen natürlich, der, zwanzig Jahre ist es her, die Tochter verstoßen hat, deren Sohn Robert ist. Die Tochter, schwer hustend, tritt auf, und der Untersuchungsrichter erfährt, daß es sein Enkel ist, der, des Mordes bezichtigt, vor ihm steht. Infolgedessen und nebenbei auch weil die Unschuld der beiden Freunde sich erweist, werden Robert und Bibi freigesprochen. Tochter und Enkel ziehen in das väterliche respektive großväterliche Haus. und lebten in Frieden, wenn nicht plötzlich „le sinistre apache" erschiene, von Robert unter verwegenen Drohungen fordernd, daß er ihm zur eisernen Kasse des Großvaters den Weg zeige. Der schüchterne Jüngling sagt oui, aber zum Glück wacht Bibi und schießt den Einbrecher im entscheidenden Augenblick tot.

Dieses lächerliche Drama in fünf Akten und sieben Bildern erschüttert nun schon ein paar Monate lang, allabendlich, Sonn- und Feiertags aber zweimal, das Volk von Paris. Für den Spaß der Sache sorgt Biscot (Bibi le

purée), deutschem Publikum ein guter Bekannter aus vielen Kinostücken, in denen seine Klugheit und unheroische Courage immer grade noch im letzten Augenblick der verfolgten Unschuld aus der Klemme und teuflischen Banditen an den Galgen hilft. Die Mischung von Gedrücktheit und Verwegenheit in seiner Art, der Mutterwitz seiner Gliedmaßen, das Argot seines Mienenspiels, der arglose Frohsinn seiner hochgezogenen, etwas kälbernen Augen (eben der Hinterhalt, in den die Verbrecher geraten) machen aus Biscot eine liebenswerte komische Persönlichkeit. Auf der Sprechbühne hat sein Spiel trotz derber Kontur und harlekinischer Ueberfarbe eine Herzensfröhlichkeit, die als guter Hirte alle Grimassen und Clownerieen treulich beisammenhält, eine menschliche Wärme, die Behagen vermittelt, eine Grazie im Komischen, die an Girardi erinnert.

Doch wollte ich nicht von Biscot erzählen, sondern von dem Publikum des Dramas in fünf Akten und sieben Bildern, hingegegeben weniger der spannenden Aktion als vielmehr den von ihr angerissenen Gefühls-Komplexen, am Kampf zwischen Recht und Unrecht nicht allzu sehr interessiert, aber mit tiefen, wohligen Atemzügen den sentimentalischen Staub schluckend, den er aufwirbelt.

Was für sonderbar kindliche Menschen diese Pariser, gutmütig und erbarmungslos, hingerissen von der Phrase und voll tiefer Freude an der Verhöhnung der Phrase, herzlich und schadenfroh, mit feinster Witterung für die Lächerlichkeit des Pathos jedem Pathos ohne Widerstand ausgeliefert. Welches Gelächter, da Robert und Bibi den toten Viehhändler, als ob er lebe, durch die festlichen Straßen schleppen ... ein Viehhändler freilich nur, und ein dicker noch dazu, aber immerhin ein mausetoter Viehhändler! Was für Schluchzen und Schlucken und Schneuzen, da der Richter, nachdems ihm die Hustende gründlich gesagt hat, an die Rampe tritt und, die eine Hand auf dem Herzen, die andre zum Himmel gereckt, ausruft: „Le coupable, c'est moi"! Und welcher Jubel, wenn Bibi den Einbrecher erschießt, solcher Jubel, daß der Schauspieler, wie man eine Strophe im Chanson wiederholt, noch einmal und noch ein drittes Mal auf den schon tot daliegenden Verbrecher die Pistole abdrückt. Höchst merkwürdig diese Mischung von Herzensfreude und Roheit, von Hinrichtung und Gelächter. Es ist der bekannte Tanz um die

Guillotine. Man versteht die große Revolution besser, wenn man im Musée Carnavalet war und bei ‚Bibi la purée' im Eldorado.

Am lebhaftesten, aus einer Ueberfülle zustimmenden Empfindens heraus, beklatschten des Einbrechers Schicksal ein paar verdächtige Gesellen hinten im Parterre, nach Blick und Stirn, Frisur, Gehaben und Sprache der apachischen Welt gewiß eher als der bürgerlichen solidarisch verbunden. O hohe Magie des Theaters, die es bewirkt, daß die Einbrecher im Zuschauerraum vom Mißgeschick der Einbrecher auf der Szene tief erbaut sind! Nicht minder als dem Guten behagt dem Bösen (auf dem Theatersitz) der Triumph des Guten. Ein Phaenomen, das nicht als moralisches, sondern als mechanisches Phaenomen verstanden werden will. Der Mensch, sieht er einem Kampfe zu, ist mit seinen Sympathien unwillkürlich auf Seite der geringern Sieges-Chance. Und nicht, weil es eben der Bessere ist, der siegt, freut der Sieg des Bessern auch die Falloten im Zuschauerraum, sondern weil der Bessere als solcher naturgemäß auch der Schwächere ist. Der Bosheit kommt im sittlichen Weltgefüge die überlegene Position zu. Deshalb muß ihre Niederlage im dramatischen Ring, nach Papierform nicht zu erwarten, vom Publikum jeglicher moralischer Schattierung als reizvolle und prickelnde Ueberraschung empfunden werden.

Alfred Polgar

Liebe Weltbühne!

Wilhelm II. besichtigte einen Kriegerverein. Kurz vor dessen Aufstellung knöpft sich ein Flügeladjutant den Vereinsvorstand vor und hält ihm folgende Ansprache:

„S. M. werden nunmehr Ihre Front abnehmen. Der Herr, vor dem S. M. stehen bleibt, und den er durch Kopfheben dazu auffordert, nennt seinen Namen, seine Stellung, seine Orden, die mitgemachten Schlachten und Gefechte sowie, gegebenenfalls, Verwundungen. Seine Majestät lieben kurze und präzise Antworten. Mo'jn, meine Herren."

Eine Viertelstunde später schreitet Wilhelm II. die Front ab. Er bleibt beim linken Flügelmann stehen und blitzt ihn an. Der Mann nimmt all seinen Mut zusammen und schnurrt seine Walze ab: „Alois Huber, Eisenbahnsekretär I. Klasse, Eisernes Kreuz Zweiter, Kronenorden Vierter, Schwarzburgscher Hausorden mit Schleife; vier Schlachten, sechs Gefechte; vier Verwundungen, davon drei tödlich."

Niemand außer mir bemerkte die Entgleisung: in der Zeit des Kadavergehorsams war man an lebende Leichname gewöhnt.

Antworten

Max H. in Duisburg. In der ‚Bergisch-Märkischen Zeitung', einem Nationalistenblatt, neben dem die ‚Deutsche Tageszeitung' beinah intelligent wirkt, findet sich diese Überschrift: ‚Im Banne des Völkerbundes — Schrittweises Hineinschliddern Deutschlands'. Ja, während Deutschland zum Weltkrieg eingeladen worden ist, schliddert es in den Völkerbund hinein. Der wird der „Club von Genf" genannt; und in derselben Nummer der General Dawes ein Gauner. Aber das ist nicht die größte Schmeichelei. Das Wort General ist in Anführungszeichen gesetzt. Offenbar können die Unteroffiziere der ‚Bergisch-Märkischen Zeitung' sich nicht vorstellen, daß auch die Feinde einen General hatten, daß es neben dem Originalgeneral Lindström noch Generale gibt. Man sollte in den Fremdwörterbüchern das Wort Niveau anders verteutschen. Es heißt: Zustand.

Professor R. Neunzig. In Nummer 46 hat Joseph Friedfeld sich mit den englischen Wahlen befaßt. Dazu schreiben Sie mir: „Auf Seite 725 wird eine Stelle des ‚New Leader' wiedergegeben, der das Verhalten der Führerschaft des Labour-Kabinetts in der Campbell- und der Sinowjewbrief-Affäre freimütiger Kritik unterzieht. Ihr Korrespondent behauptet dann weiter, in der gleichen offiziellen Parteizeitung werde MacDonalds Politik „mit einem Gefühl ‚der Scham und der Entrüstung' aufs schwerste verurteilt". Diese Behauptung, die jedem Kenner Englands von vorn herein als unmöglich erscheinen muß, ist durchaus irreführend. Die Stelle des ‚New Leader' — sie ist einem Artikel über indische Angelegenheiten entnommen — faßt durchaus nicht, wie es in der ‚Weltbühne' den Anschein erweckt, MacDonalds Gesamtpolitik ins Auge. Viel mehr kehrt sich die ‚Scham und Entrüstung' — mit Recht — gegen ein vom Kabinett nicht abgestelltes System, wonach die indische Polizei bestimmte Zeugenaussagen gegen eingeborene Verschwörer verwertet." Da mein Blatt wahrhaftig keinen Grund hat, der Reaktion, die über MacDonalds Abgang frohlockt, Waffen gegen die Demokratie zu liefern, so drucke ich Ihre Berichtigung mit besonderm Vergnügen ab.

Idiot der Reichshauptstadt. Dein Leibblatt ist ohne gleichen; aber die ‚Woche' desselben Verlags ist auch nicht ohne. „Gewinngier und kühle Zweckmäßigkeit machen vor den Erinnerungswerten des Feindes nicht Halt: Die deutsche Hochseeflotte, die am 19. November 1918 unter dem Druck der provisorischen Regierung und der Waffenstillstandsbedingungen den Passionsweg in die angebliche neutrale Internierung antrat, die dann unter Bruch der gegebenen Versprechungen in Scapa Flow eingeschlossen und am 21. Juni 1919, als die Besitzergreifung drohte, durch die hochsinnige Tat des Admirals von Reuter und seiner zu Pflicht und Ehre zurückgekehrten Besatzungen frei-

willig versenkt wurde — sie soll jetzt gehoben und prosaischen Handelszwecken nutzbar gemacht werden." Gewiß: die Engländer hätten ein Denkmal auf die See setzen sollen, eine Germania mit hochgebürstetem Schnurrbart, einen Stahlhelm auf dem Kopf, vorn und hinten mit Orden behängt, in der linken Hand den Berliner Lokal-Anzeiger und in der rechten einen Korb voll Papiergeld des Herrn Cuno, zwischen den Beinen das reisige Schwert. Und damit dieses Symbol deutscher Kraft und Stärke nicht untergehe, aus dem einzigen Material, das hier angebracht ist: aus Kork.

Cohen & Epstein in Dortmund. O je, o je, wie schmerzt mich dies! Sie haben mir einen Schneeballbrief geschickt, von dem ich in Nummer 47 Notiz genommen habe. Nun ergibt sich, daß ein paar Sätze gar nicht von Ihnen stammten, sondern daß Sie sich grade über diese Sätze lustig machen wollten. Es ist eine Verwechslung von Gänsefüßchen vorgekommen. Meines Erachtens: durch Ihre Schuld. Aber Schuld hin, Schuld her: Sie flehen mich so erschütternd pathetisch an, Ihren guten Ruf wiederherzustellen, daß ich nicht umhin kann, so zu tun, als ob er wirklich gelitten hätte.

Historiker. Was brühen Sie mir da für olle Kamellen auf! Die Antezedentien eines politischen Lebens sollen in Deutschland schaden? In Deutschland schadet Keinem nie nichts. Unfähige und ihrer Unfähigkeit überführte Staatsrepräsentanten — zum Beispiel jener Herr Leymann, der uns in Genf, zweifellos instruktionsgemäß, auf der Achtstundentag-Konferenz blamiert hat — fallen die Treppe herauf; Leute mit dubiösen Affären — zum Beispiel Herr Hermes — können morgen Reichskanzler werden. Geschlagene Generale, Bankrotteure der Politik, wandelbare Journalisten, Chauffeure, die den Wagen 1914 mal umgeworfen haben — wie heißt es in dem neuen Couplet? „Hurra, hurra! Es ist Alles wieder da!" Treiben Sie keine Geschichte. Graben Sie nicht aus. Graben Sie lieber ein.

Deutscher Richter. Sind Sie schon einmal auf einer Polizeiwache verhauen worden? Sie sollten das nicht versäumen. Es übt sehr. Aber sicherlich sind Sie noch nie, denn sonst wären diese lächerlichen Strafen unerklärlich, die Sie über rohe Polizeibeamte, Mißbraucher ihrer Dienstgewalt verhängen. Geldstrafen, Strafaufschub, Milde, Milde, Milde. Ihre Urteile über diese Missetäter werden veröffentlicht. Die Urteile des Volkes über Sie leider nicht.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich f. d. Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin W35, Nlldf.792, Blumeshof 1.
Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Prikopy 6.

Fort mit Stresemann! von Hans Schwann

I.

Es ist die einzige Wahlparole, die Sinn, die Zweck hat, auf die es ankommt! Unter diesem Minister ist für das deutsche Volk außenpolitisch nichts zu erreichen. Ein deutschnationaler Nein-Sager wäre vorzuziehen. Da weiß man wenigstens zuhause und draußen, wohin die Reise geht. Aber Stresemann? Nein! Dieser Mann ist die lebendig gewordene Erbsünde des Krieges. Und die Welt will Frieden.

Schwarz-Rot-Gold — Schwarz-Weiß-Rot sind die Farben, um die gekämpft wird. Das Eine oder das Andre! Diese Farben sind Gegensätze, sind Programme geworden. Stresemann ist kein Programm; er ist nicht einmal ein Gegensatz: er ist ein Zustand — und einer, der aufhören muß. Unerträglich noch länger ein Außenminister, von dem man sich täglich fragt: Wie wird er morgen reden?! Dieser Mann kann Alles. Und erreicht dadurch nichts. Windfahnen sind gut und nützlich — auf dem Gebäude des Außenministeriums eines Volkes brauchts eine Standarte! Geschicklichkeit und Behendigkeit mag man bewundern — in einen Außenminister gehört Rückgrat! Schlangenmenschen sind lustig anzusehen — die politische Bühne sollte was mehr sein als ein Tingeltangel!

II.

Unter Stresemann habe Deutschland doch wieder angefangen, Außenpolitik zu treiben? Ihm sei die Liquidierung des Ruhrkriegs, die Annahme des Dawes-Gutachtens zu verdanken? Der Ruhrkrieg ist durch die Papierfluten der Billionen erstickt worden. Das Erbe, das Stresemann antrat, erforderte Mut — ich sage nicht, daß er feige sei. Aber die Billionenfetzen hat nicht der Außenminister weggefegt, sondern der Reichsbankpräsident. Schachts eiserner Besen hat den Weg nach London freigemacht. Am 11. Mai der Sieg der französischen Demokratie — derselben Kreise, die hierzulande Vaterlandsverräter geschimpft werden — hat die Abfahrt ermöglicht. Der Kanzler Marx und das Vertrauen, das man dem Charme dieses Rheinländers entgegenbringt, haben zum Erfolg geführt. Stresemann ist auch dabei gewesen.

III.

Ich habe jetzt im Ausland wieder Gelegenheit gehabt, mit politischen Persönlichkeiten zusammenzukommen, die nicht nur für ihr Land, sondern für die internationale Politik Faktoren ersten Ranges sind. Ich habe gesehen, wie sich die politische Zukunft in diesen Köpfen malt. Ich habe gefühlt, wie

Wille, Einsicht und Persönlichkeit in Einklang stehen. Daß diese Männer die Interessen ihres Landes in erster Linie zu wahren suchen, ist klar. Dazu sind sie da. Daß Alles, was sie einem sagen, abgewogen ist und ihre letzten Gedanken nicht enthüllt, ist ebenfalls klar. Dazu sind sie Politiker. Daß sie über die eignen Interessen die Interessen der Gegner nicht vergessen und diese zu erfassen versuchen, um daraus Schlüsse für ihre eigne Politik zu ziehen: das ist etwas, was nur verstehen kann, wer die Atmosphäre von Genf kennt. Der deutsche Außenminister kennt sie nicht. Noch heute hat das Völkerbund-Referat in seinem Ministerium ein Herr, der gegen den Völkerbund ist; und das jetzt, wo Deutschland auch von Baldwin in Genf erwartet wird. Der deutsche Außenminister kennt sie nicht, sonst hätte er als verantwortlicher Staatsmann aus dem Ministerium Diejenigen hinausgefeuert, die in diesem Herbst dem offiziellen, redlich sich mühenden Vertreter der deutschen Regierung Harry Graf Keßler einen Knüppel nach dem andern zwischen die Beine geworfen und die deutsche Politik der Lächerlichkeit preisgegeben haben.

IV.

Der Wege zu deutscher Außenpolitik gibt es viele. Auf einem der Hauptwege liegt der Völkerbund. Wer darin Erfolge haben will, muß mehr sein als ein Jongleur. Worauf beruht der Erfolg der Herriot, MacDonald, Benesch, Politis und der Andern? In ihrer Persönlichkeit. In dem Dreiklang ihrer Einsicht, ihres Willens und ihres Charakters. Worin offenbart sich Herr Stresemann? In seinen Reden. In Reden, über die die Welt lächelt, in denen Alles ist und nur Eines nicht: Charakter! Aber ohne eine charaktervolle Persönlichkeit unterliegt Deutschland in den außenpolitischen Fragen. Ohne Erfolg in der Außenpolitik geht der Zersetzungsprozeß innerhalb unsres Volkes weiter.

Deutschland darf nicht wieder unterliegen. Darum: Fort mit Stresemann!

Ein Inserat

Wer die Anzüge gesehen hat, ist Käufer.

Fertige

Herren-Konfektion

Keine Kriegsqualität oder Deckenstoffe, sondern schöne moderne Muster

Artikel „Politik“, fester Arbeitsanzug, dunkelfarbig . . . . M. 28.20
„ „Auto“, fester Arbeitsanzug, dunkelfarbig . . . . „ 31.25
„ „Potsdam“, Fischgrätenmuster, sehr beliebt . . . „ 33.—
„ „Apollo“, sehr fester Homespun, guter Straßenanzug . „ 34.20
„ „Stresemann“, weicher, hellfarbiger Sommerstoff, verschiedene Farben . . . . „ 47.40

Kaufen Sie keine alten Ladenhüter aus Kriegsstoffen.

Kommunalbedarf-Aktiengesellschaft

Berlin W 9, Potsdamer Straße 22a

Jaurès im Panthéon von Ignaz Wrobel

Der Staatssekretär Abel Ferry: „Was werden Sie nun tun?"
Jaurès: „Unsre Campagne gegen den Krieg fortsetzen!"
Der Staatssekretär: „Das werden Sie nicht. Man würde Sie an der nächsten Straßenecke totschlagen!"

Unterhaltung am 31. Juli 1914

Es ist totenstill. Unter dem grau verhangenen Winterhimmel warten die Tausende — der Beginn des Zuges steht, sacht ansteigend, auf der Concorde-Brücke, man sieht die roten Fahnen und die ersten Männergruppen, entblößten Hauptes. Auf der großen Freitreppe des Palais Bourbon, darin die Deputierten tagen, steht vor einer ungeheuern blau-weiß-roten Dekoration ein schwarzer Katafalk; daneben auf jeder Seite sechs Arbeitsmänner in blauen Blusen, mit schwarzen Kappen und der Hacke in den Händen. Arbeiter aus Carmaux, seinem Wahlkreis. Hinter dem Katafalk rollt ohne Musik ein langer Trommelwirbel — die weite Fahne wogt leise. Niemand spricht, ein einziges Herz schlägt. Und mahnt. Ein zweiter großer Katafalk, wie ein Tank anzusehen und von sechzig Arbeitern getragen, nimmt die Asche Dessen auf, der noch zu allerletzt gemahnt und gewarnt und für das zu bewahrende Leben der Andern sein Leben hingegeben hat. Herriot mit seinen Ministern, Nollet und den Andern, geht an uns vorüber, oben stehen die Arbeiter und kein Soldat. Und kein Soldat. Langsam setzt sich der Zug in Bewegung.

Am 31. Juli 1914 hat ein Leser der französischen Lokalanzeiger im Café du Croissant der Rue Montmartre den großen Sozialisten Jean Jaurès ermordet. Der war noch am Morgen dieses Tages ins Parlament gestürzt, die Nachricht von der deutschen Verkündigung des „Kriegsgefahrzustandes" in der Tasche, hatte die genaue Bedeutung des Wortes im Lexikon nachgeschlagen und in unverwüstlichem Glauben ausgerufen: „Ce n'est pas encore la guerre!" Zwei Stunden später hatte sich die Voraussage eines der französischen Staatssekretäre erfüllt — Der, der immer gegen den Völkerkrieg aufgerufen hatte, lag tot auf dem Tisch eines Restaurants in Paris. Heute hängt da eine Gedenktafel, die den Mord und die Erinnerung an den Gemordeten aufzeichnet. Schon früher hatte man sie anbringen wollen — aber Herr Poincaré war der Meinung gewesen, es sei nicht opportun. Was ihn nicht gehindert hat, nun, da Jener tot ist, ihm in einem schmeichelhaften Brief an eine Redaktion seine Ehrung darzubringen.

Die französische Regierung Herriot hat den ersten Toten des Weltkrieges nach zehn Jahren, am 23. November 1924, ins Panthéon überführen lassen, die größte Ehrung, die dieses Volk zu vergeben hat. Die Asche hatte schon in Albi geruht, wo Jaurès am Lyceum gelehrt hatte. Er ist ein schlichter Mann gewesen, und diese pompöse Ehrung galt zwar ihm, aber

sie gilt seiner Idee, seinen Idealen und seiner politischen Welt. Diese Überführung ist eine Ehrung, eine Erinnerung, eine Mahnung und ein Bekenntnis.

Langsam, langsam schwankt das Schaugerüst durch den konservativen Boulevard Saint-Germain. Hinter uns mögen vielleicht dreißigtausend Menschen gehen; dreht man den Kopf rückwärts, so sieht man in einen wandelnden Wald roter Fahnen. Hier stehen an den Seiten Soldaten, die vor den dichten Menschenmassen Spalier bilden, mit angefaßtem Gewehr. An manchen Stellen sind Lautsprecher angebracht, in ihnen kocht Musik. Wir, die Delegierten der Deutschen Liga für Menschenrechte, gehen ungefähr sechzig Schritt hinter der Spitze. Und wo die Träger mit ihrer Last anlangen, steigt ein einziger Schrei auf; eine Dreiviertelstunde lang hören wir dieses Reihenrufen, man unterscheidet: „Vive Jaurès!" und immer, immer wieder: „A bas la guerre!" Ganz vereinzelt eine abweisende Gebärde und wohl ein Pfiff: das sind die Camelots du Roy und die Camelots du roi Sinowjew. Vor einer Querstraße wird die mitziehende Menge lebhaft, die „Hu!" ertönen, Pfiffe, Verwünschungen. Hier wohnt der böse Geist von Paris: Léon Daudet. Vorüber zieht der unermeßliche Zug an dieser Ludendorff-Filiale in Frankreich.

Da gehen: die internationalen Delegationen, Vandervelde ist unter ihnen und Tom Shaw; die Freimaurer mit ihren blauroten Schärpen, Männer, die vielleicht nicht ahnen, daß es in Deutschland „Brüder" in den Landeslogen gibt, die den freimaurerischen Gedanken durch Völkerhaß und dumpfe Verblendung schänden; die französische Liga für Menschenrechte, die unter dem vorbereitenden Organisationen dieser Ehrung die erste Stelle einnimmt; die Abordnungen aller sozialistischen Parteien, Arbeiter, Vereine, Frauen und Männer. Vor uns: die Regierung, die Magistratsvertreter von Paris, der Bruder von Jaurès. Alle, Alle gehen mit. Sie haben ihn geliebt. Sie stellten sein Bild zwischen ihre Familienbilder, und Einer, der gefragt wurde, warum er geweihten Buchsbaum hinter den Rahmen gesteckt habe, sagte: „Er ist der Heilige des Friedens!" Vielleicht der Einzige: die andern waren ja sämtlich unter die Fahnen gerückt . . .

Er fiel als Erster. Wo mag, während wir unter dem nebligen Wintertag gehen, der Mörder sein? Er ist gut davongekommen: ein Fleck französischer nationalistischer Justiz. Er soll interniert worden sein; Andre behaupten, er sei in Freiheit, sei irgendein Concierge. . . Vielleicht ißt er jetzt grade in stiller Ruhe Mittag. Guten Appetit —! Auf den Redaktionssesseln sitzen die (bezahlten) Schuldigen und wissen von nichts, haben es nicht so gemeint, taten nur ihre vaterländische Pflicht. . . Er war der Erste. Das Gesindel, das nicht an den Millionen Verfaulter genug hatte, wütete nachher im Bürgerkrieg weiter: die uniformierten Edelmenschen warfen die sechzigjährige Rosa Luxemburg ins Wasser, fielen über den wehrlosen Karl Liebknecht zu Sechsen unter dunkeln Bäumen her,

logen vor Gericht, kniffen und wurden schließlich aus dem Gefängnis befreit. Erzberger verblutete auf der Chaussee; die beiden ehemaligen deutschen Offiziere, die wie die Strauchdiebe hinter ihm her waren, sahen von einer Anhöhe zu, bis er zu Ende gezuckt hatte. Rathenau fiel; seine Mörder, die ehemaligen deutschen Offiziere, hatten tausendfache Hilfe in allen ihren Lagern gehabt. Kein nationalistischer Verband hat sich jemals aufgeschwungen, auch nur schandenhalber diese Lumpen von sich abzuschütteln. Es war ihr Werk, ihr Fleisch und Blut, es waren ihre Leute. Hugo Haase fiel — wie mag da Einer aufgeatmet haben! —; was in dem großen Gemetzel lebend davonkam, fiel in die Hände der Richter und wurde da besorgt und aufgehoben.

Man sagt immer: „Aber die Idee konnten sie nicht töten!" Die Idee nicht. Aber Jener ist tot. Mag er tausendmal Märtyrer sein, mag manches der Opfer, wie man hinterher zu sagen pflegt, „zur rechten Zeit gestorben sein" — eine tote Rosa Luxemburg ist ungefährlich, unschädlich, dahin. Und was eine führerlose Gruppe für ein Schicksal erleidet, ist ja an den deutschen Kommunisten zu sehen, an denen der deutsche Staat bodenloses, unsittliches, rohes Unrecht verübt. Über siebentausend sitzen. Um der Ordnung willen — um dieser Ordnung willen.

Weiter geht der Zug. Jetzt biegt er in den Boulevard Saint-Michel ein, dichter wird das Gedränge, lauter die Rufe. Alle Fenster stecken voll Leute, oben auf den Dächern stehn sie, auf den Bäumen, auf den Laternen. „A bas la guerre! A bas la guerre!" Der Schrei ist aus den winterlichen Straßen aufgestiegen — kein kleiner Landgerichtsrat in Berlin und kein Staatsanwalt in rotem Talar zu Leipzig kann ihn ersticken. A bas la guerre!

Jetzt macht die Spitze eine Schwenkung — da liegt das Panthéon. Der ein wenig kalte Bau liegt heute im schleiernden Grau — so tief ziehen die Regenschwaden. Seine Spitze ist kaum zu sehen; sie verliert sich im silbrigen Nebel. Das Haus ist so unwirklich, in das Der da einzieht. Halt.

Da steht der Abguß seiner Büste aus Albi. Der Redner Jaurès ist es, den sie abgebildet haben: der starke, untersetzte Mann steht hinter einer Balustrade, in vorgebeugter Haltung, er sagt grade etwas Eindringliches, er bittet, er beschwört — die Figur ruft: Es darf nicht sein! Es soll nicht sein! Es kann ja nicht sein! . . . Es war.

Grünlichhell flackern im Panthéon die Flammen in den großen Schalen. Herriot spricht. Die Stimme hallt. Und der Mann bekennt sich zu Dem, der den Frieden gewollt hat. Ein voller Chorgesang strömt über die Asche.

Draußen wallt es auf den Straßen — nach den Sozialisten die Kommunisten; ohne organisatorischen Zusammenhang mit einander. Sie tragen Schilder: „Amnestie!" und, auch sie: „Krieg dem Kriege!" Sie bestreiten Herriot die Berechtigung, Jaurès zu feiern, der einer der Ihren gewesen sei — aber

in ihrer Gesamtheit sind sie doch klug genug, eine Manifestation nicht zu stören, die gegen den gemeinsamen Feind geht. Und Alle defilieren noch einmal an der Büste vor dem Panthéon vorbei — zwanzigtausend Sozialdemokraten und fünfzehntausend Kommunisten und die Zehntausende, die sich anschließen. Der Vorbeimarsch dauert zweiundeinehalbe Stunde. Die Gruppen der Kommunisten sind lebhafter, viel mehr bei ihrer Sache als die Andern, aufgeregt und durchtost von Liedern und Gebraus. In manchen Zügen gehen die Männer der Reihen Hand in Hand, verbrüdert, zusammengeschweißt.

Jetzt ist es dunkler geworden, noch haben sich die Straßen nicht beruhigt, immer noch ziehen, den ganzen Damm ausfüllend, die breiten Züge der Demonstranten, die Leute stauen sich, schieben sich langsam vorwärts, es brodelt und ruft, Kapellen spielen, und Alles singt. Die Internationale.

Welche? Die zweite? Die dritte? Aber die deutschen Bürger stehen vor der nullten.

Denn hier streiten sich die Leute, gewissermaßen, um den Unterschied zwischen französischer und russischer Literatur — und die deutsche herrschende Klasse kann noch nicht einmal lesen! Es ist ja nicht wahr, daß sie begriffen haben: immer noch sehen sie das einzige Heil in einem „Großdeutschland", oder wie dieser Unfug heißen mag; immer noch glauben sie Alle, es käme Alles wieder, wie es gewesen ist; immer noch sehen Alle ihr Geschäft und die Geschäfte, Staatsgrenzen und die absolute Unterdrückung der Arbeitenden, die man — vielleicht — mit Ach und Krach „wohltätig" tröstet.

Es kommt nichts wieder. Und wenn die ganze Beamtenklasse, die Berufssoldaten, die bezahlte Presse, die Lehrer und die Universitätsprofessoren, alle bis herunter zu den Richtern in ohnmächtiger oder mächtiger Wut gegen ihre Zeit antoben, wenn sie schlagen und prügeln lassen, einsperren, vernichten und aufs Pflaster werfen — es hilft nicht. In der Welt ist etwas am Werk, das sie zwingen wird, andre Produktionssysteme, andre Vergesellschaftungsgruppen, andre Institutionen zu treffen. Sie werden müssen — sie werden nicht gefragt werden.

Die Überführung von Jaurès in das Panthéon ist mehr als eine Geste. Sie ist die Offenbarung des festen Willens einer Regierung und breiter französischer Schichten, im Frieden mit Europa zu leben, im Frieden mit den Nachbarn auszukommen und im Frieden zu arbeiten. Tausende und Tausende warten allerdings auf etwas Andres; die Karriere, der Verdienst, die persönliche Geltung und die Verwertung ihrer Fähigkeiten hängen daran. Das niedrigste Gefühl, das im Menschen schlummert: das Hordengefühl, lauert auf den Ausbruch und drapiert sich mit dem Wort „Vaterland".

Deutschland steht heute vor den Wahlen und von der Wahl.

Es hat zu wählen, ob es ein Räuberstaat unter Räuberstaaten sein will, ob es zurückgehen will: in neues Elend — oder vorwärts: den steinigen, schweren Weg zur Völkervereinigung. Mögen Rückschläge erfolgen, mögen sozialistische

Regierungen an wirtschaftlichen Gruppen, die heute noch mächtiger sind als sie, scheitern, mögen zur Macht gelangte Demokraten Erwartungen enttäuschen, weil sie glauben, Staatsmacht und Ausbeuterprosperität seien selbstverständliche Voraussetzungen, unter denen man getrost riskieren dürfe, einige nichtssagende Floskeln in Verfassungen zu setzen — die Absatzländer für eine ungehemmte Produktion, die in ödem Stumpfsinn ihre überflüssigen Produkte in die Welt hineinpreßt, um des Verdienstes Weniger willen, sind nicht mehr gegeben.

Jaurès war nur Einer. Millionen und Millionen aber sehnen sich heute nach wirtschaftlicher Freiheit. In Frankreich werden sie, wie die Dinge liegen, gar nicht daran denken, noch einmal „für die Großen" sterben zu gehen. Das ist vorbei. Wenn Deutschland einsehen wird, daß die Parole Schwarz-Rot-Gold allein nicht genügt, daß es nicht darauf ankommt, demagogisch Massen aufzurütteln, um irgendwelche Stimmzettel abzugeben, sondern daß die kleinste Zelle, die Familie, das Geschäft, das kleine Amtsbureau, die Kommune durchtränkt sein müssen von dem festen Willen, mit einander und nicht von einander zu leben — so hat es die richtige Wahl getroffen. Entschließt es sich, diese Alten, die nie jung gewesen sind, aus seinen politischen Organisationen hinauszuwerfen, entschließt es sich, endlich, endlich einmal den abgewirtschafteten Typen der politischen Bureaukratie klar zu machen, daß ihre Zeit um ist — so hat es einen größern Sieg errungen, als es ihn 1914 erringen wollte, und als ihn heute noch so viele Deutsche ersehnen. Dann ist Jaurès nicht umsonst gestorben.

Die deutschen Kommunisten von A. Sigrist

Antwort an Steiniger

Der Ihnen hier zu antworten versucht, ist zwar ein Kommunist, und da es Ihre Anrede so will und ich nun eben einmal in Deutschland lebe — also meinetwegen ein deutscher Kommunist. Und dennoch keiner, den Sie mit Ihrem Offenen Brief in Nummer 37 der ‚Weltbühne' angesprochen hätten. Denn ich bin weder als Parlamentarier noch als Parteibonze, weder als Unterführer noch auch nur als gewöhnliches Mitglied der Partei, an die Sie sich wenden, verantwortlich für Das, was die Abgeordneten der KPD im Deutschen Reichstag tun und lassen.

Um gleich zu sagen, worin ich Ihnen recht gebe, so ist es Ihr Urteil über das Gebaren der kommunistischen Reichstagsfraktion, das Sie „trostlos kindisch" nennen. Auch scheint mir Ihre Frage gut formuliert: „Was bleibt, wenn ich mir die Kühnheit nehme, den lyrischen Radikalismus vom geistigen Kapital Ihrer Bewegung als schwammig wässerige Substanz zu substrahieren?" — gut formuliert, wenn Sie sich, wie deutlich zu

sehen, nur an die im politischen Alltagsleben sichtbaren Erscheinungen der Bewegung halten. Sie selbst scheinen ja zu wissen, daß Sie damit nur einen Ausschnitt des Gesamtkomplexes treffen, denn sonst könnten sie nicht sprechen von einer ‚Bewegung, die so immense geistige Werte einzusetzen hat."

Aber wie ist mir denn? Steht nicht auf der Seite vorher jene Gegenüberstellung des kommunistischen Glaubens mit dem kommunistischen Gedanken, wobei dieser so schlecht wegkommt, daß er sich die Bezeichnung „Nonsens" = non essens, das Nichtseiende, das „lebensunfähige, ewig totgeborene Geschöpf" gefallen lassen muß? Nämlich Nonsens, je mehr der kommunistische Gedanke sich der politisch-oekonomischen Wirklichkeitsebene nähert?

Ihr scheinbarer Widerspruch gegen sich selbst ist einfach genug zu erklären: Sie haben offenbar selbst keine rechte Vorstellung von den „immensen geistigen Werten", die die kommunistische Bewegung einzusetzen hat — die Bewegung, nicht die Partei —, und Sie haben eine zu enge Vorstellung von dem, was Sie „Annäherung an die politisch-oekonomische Wirklichkeitsebene" nennen.

Ja, man kann sagen, daß in dem einen Wort „Annäherung" die von Ihnen sonst mit erklärter Absicht vermiedene demokratische Vorstellung vollständig enthalten ist. Denn ich wette 10 gegen 1, oder Karl Marx gegen Ruth Fischer, daß Sie bei diesem Wort nicht nur an die Nähe im Sinn einer philosophischen Systematik gedacht haben, sondern auch an die Nähe des Gegenwartspolitikers im Gegensatz zur Entferntheit des in der reinen Idee lebenden Gläubigen. Eine Gegenüberstellung, die selbstverständlich innerhalb eines marxistischen, dialektischen Denkens und Handelns keinen Platz hat. Was Sie meinen, und was Sie treibt, die Kommunisten zur Auswahl einer geistigern, würdigern, sagen wir: seriösen Schar von Abgeordneten zu ermuntern, ist doch wohl der Wunsch, die Bewegung möge sich der politischen Wirklichkeitsebene — wie Sie sie sehen — so weit annähern, daß ihre Führer, wie die aller bürgerlichen Parteien mitsamt der Sozialdemokratie, den Kampf aufnehmen „Idee gegen Idee, Kopf gegen Kopf". Das heißt also: den Kampf auf der Basis der bürgerlichen Demokratie, den Kampf im Reichstag, den Kampf im Rahmen der Geschäftsordnung — jenen Kampf, bei dem die Spielregeln erlauben, heiligste Grundsätze mit 50% zu verkaufen gegen Ministersitze.

Merkwürdig, daß ein Mann wie Sie ausgerechnet den Kommunisten zumuten will, als Einzige — außer ein paar überlebenden 48ern — das Parlament noch ernst zu nehmen, es zu nehmen als ein Stätte nicht nur der Krisenschiebungen und der alltäglichen Gesetzmacherei, sondern sogar als eine Stätte geistigen Kampfes, wo man Ideen einsetzt und sich nicht nur korrekt, sondern sogar würdig aufführt. Der Fehler der Kommunistischen Partei — einer ihrer großen und ihre Verwahrlosung, die nicht bestritten werden soll, kennzeichnenden Fehler — war der, daß sie sich an diese Stätte überhaupt begeben.

hat. Wenn sie sich nicht in ihrer schweren Krise und gegen den Willen von Moskau noch entschließt, dort wieder wegzugehen, wo sie nichts zu suchen hat, dann wird sie allerdings nach meiner Überzeugung in dem Sumpfgelände entarten, wie die Sozialdemokratie entartet ist, wird zu einer zweiten Sozialdemokratie werden und die Gefolgschaft der Arbeiter grade in dem Augenblick verlieren, wo die äußern Umstände einen neuen Schritt der Revolution um Lebens und Sterbens willen erheischen. Seien Sie also unbesorgt: die Kommunisten werden wahrscheinlich die Rüdigkeiten, die wir Abgesprungenen und Unversöhnlichen mit halber Freude als letzten Rest revolutionärer Respektlosigkeit betrachten, bald genug ablegen und den Kampf „Idee gegen Idee" um Ministersessel oder kleinere Gefälligkeiten im üblichen Rahmen aufnehmen.

Denn auch vom Parlament gilt der Satz: Qui mange du pape, en meurt.

Damit soll nicht geleugnet werden, daß die deutsche Demokratie, wenn ich mich einmal auf ihren Standpunkt stellen will, auch noch als Demokratie einer ernsthaften sozialistischen Oppositionspartei dringend bedürfte, das heißt: einer nicht revolutionären — denn Revolution und Opposition sind Gegensätze —, sondern einer reformistischen, aber auf dem festen Boden sozialistischer Grundsätze und auf jenem Platz stehenden Partei, der durch die Abwanderung der Sozialdemokratie in einen kleinbürgerlichen Ministerialismus frei geworden ist. Oder vielmehr frei geworden zu sein scheint. Denn wenn ich mir die Dinge konkret betrachte, ohne das Schema einer demokratischen Staatsdoktrin, so sehe ich auch schon, daß eine solche Partei auf der Grundlage der heutigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Welt nicht mehr möglich ist, wenigstens nicht in Deutschland.

Allerdings weiß auch ich Ihnen in diesem Rahmen auf Ihre Frage nach dem Zukunftsbild nichts andres zu zeigen als die Generalpause der Revolution und das schöpferische Chaos der Diktatur. Nur freilich würde ich in der Lage sein, aus meinen Studien und meiner positiven Mitarbeit in einem Kreis von Proletariern Ihnen einigermaßen konkretere Bilder von diesem schöpferischen „Chaos" zu geben und ihnen klarzumachen, daß und wie diese angebliche Generalpause ausgefüllt sein wird. Dazu wäre nötig zu sprechen über sehr langweilige und in gewissem Sinn ganz unpolitische Dinge, zum Beispiel: über die Eroberung der Betriebe durch die Arbeiter; über die Technisierung der Landwirtschaft; über den Grad der notwendigen Unterstützung durch die Proletarier der Nachbarländer; über das große und schwere Problem der wirtschaftlichen und politischen Beziehung zu dem schon wieder auf Privateigentum gegründeten Bauernstaat Rußland — ein Problem, dessen völlige Vernachlässigung zu den frevelhaftesten Gedankenlosigkeiten der offiziellen Parlamentskommunisten gehört. Ich müßte sprechen über das allerdings hochpolitische Problem des Verhältnisses zwischen der Diktatur der

revolutionären Räte zu einer wachsenden Demokratie der proletarischen Klasse und überhaupt über das Räte-System, mit dessen Verwässerung zu demokratisch „anerkannten Wirtschaftsräten" und zu einer plebiszitären Wirkungsform wir uns keinesfalls zufrieden geben werden.

Aber Sie finden dies Alles — und viel besser, als ich es sagen könnte — in Lenins ‚Staat und Revolution', in Rosa Luxemburgs Kritik der russischen Revolution und in mancher andern Schrift, die man freilich kennen muß, wenn man über solche Dinge schreiben will, und die auch wirklich gekannt wird von einer Elite von Arbeitern, die an Zahl vielleicht doch mit der Gesamtheit der deutschen politischen Schriftsteller sich messen kann; vielleicht sogar sonst noch in mancher Beziehung. Und wenn Sie sich schon orientieren wollen, so sehen Sie sich vielleicht einmal das Programm der Kommunistischen Arbeiter-Partei an, einer kleinen Gruppe, die den Vorzug hat, daß man sie in den Sitzungsberichten des Reichstags vergeblich suchen wird, und daß sie auch keine Direktiven von der russischen Bauernrepublik entgegennimmt.

Aber schließlich liegt Ihnen weniger an Mitteilungen über die „konkreten nachrevolutionären Pläne der kommunistischen Bewegung". Sie meinen vielmehr, daß die „Wirklichkeit draußen auf Entscheidungen brennt". Nun, mag sie auf Entscheidungen der parlamentarischen Kommunisten immerhin brennen: ich kann nicht sagen, was für eine Antwort sie bekommen wird, ich kann nur meiner Überzeugung Ausdruck geben, daß die kommunistische Bewegung sich von Denen, die sie im Parlament zu vertreten vorgeben, immer weiter entfernen wird, je mehr diese Vertreter sich genötigt fühlen, zu den Krisen, die die bürgerliche Welt erschüttern, ihre Entscheidungen mit abzugeben, als ob sie dazu gehörten. Diese sogenannten Entscheidungen sind gewiß sehr interessant als Material; aber im übrigen lassen sie uns kühl, und soweit wir gefühlsmäßig teilnehmen, gilt für uns der alte Spruch der echten Bolschewiken: Je schlimmer, desto besser.

Gewiß, aus alledem geht hervor, daß die Bewegung weit zurück geworfen ist; man muß nicht so dumm sein, das leugnen zu wollen. Mag sein, daß der Mangel an Führern, den zu verschärfen sich die Republik ja die redlichste Mühe gegeben hat, zum Teil daran schuld ist. Aber solange sich die Arbeiter von rechten und linken Gewerkschafts- und Parteibonzen nasführen lassen, muß die Bewegung eben Zeit haben, muß weiter kämpfen und bohren, Idee gegen Idee, Kopf gegen Kopf, nur eben nicht in Reichs- und Landtagen, die längst verwesende Kadaver sind, sondern dort, wo die Arbeiter beisammen sind: in den Fabriken, in den Kohlengruben und Eisenbahnwerkstätten, nicht zu vergessen die Arbeitsnachweise, Versammlungen und Kneipen.

Im Hinterzimmer einer Arbeiterkneipe in Lichtenberg kann mehr „Boden der Wirklichkeit" sein als in allen staatlichen und kommunalen Parlamenten zusammengenommen.

Hohenzollern-Tüchtigkeit von Albrecht Keil

Die Hohenzollern sind jetzt dabei, Preußen auf Alimente zu verklagen, obgleich sie doch beanspruchen, diesen Staat in die Welt gesetzt zu haben. Das stärkste Stück aus der sogenannten Begründung ihrer Forderungen ist wohl die Behauptung, daß die Krondomänen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts an den Staat abgetreten worden seien, und daß die darauf aufgebaute Kronfideikommißrente deshalb ebenso zum unveräußerlichen Hohenzollernschen Menschenrecht gehöre wie deren Kapitalsgrundlage.

Die unradikale ‚Rheinisch-Westfälische Zeitung' hat über die Forderung einer Erhöhung der Zivilliste schon 1910 geschrieben: „Hier muß aus dem Volke klar und deutlich eine Antwort erfolgen: Diese Krondomänen und Forsten gehören von Rechts wegen überhaupt gar nicht dem Monarchen, sondern dem Staate und sind von den einzelnen Fürsten widerrechtlich an sich gebracht worden." Beim Zerfall des Reiches und bei der Selbständigmachung der einzelnen Fürsten seien diese Werte immer mehr dem Privatvermögen der Fürsten einverleibt worden. Seit der französischen Revolution seien dann die Krondomänen zersprengt und zersplittert worden, die Staatsausgaben gewaltig gestiegen: „Die Steuern wurden allenthalben verzehnfacht und verzwanzigfacht, vor Allem wälzte jetzt der Fürst die Unterhaltung des Staates, die Gerichtspflege und die Kriegsmacht auf die Finanzschultern des Volkes ab. Es war bei diesem Anlaß selbstverständlich eine einfache Pflicht der Fürsten, auch die Gegenwerte, das heißt: auch die Domänen dem Staate herauszugeben, denn diesem hatten sie stets in Wirklichkeit gehört, und nicht der Privatschatulle der Fürsten. Wenn dafür die Fürsten noch obendrein eine Geldentschädigung bekamen, so hat das Volk grade genug geleistet."

Während der letzten Jahre vor dem Kriege standen die Staatsoberhäupter — nach Gehaltsklassen geordnet — mit den folgenden Ausgabeposten in den Etats ihrer Länder:

Der Präsident der Vereinigten Staaten . . .	200 000	Mark
Der Fürst Reuß ältere Linie	300 000	„
Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin	400 000	„
Der Herzog von Sachsen-Altenburg . . .	800 000	„
Der Präsident der französischen Republik	1 000 000	„
Der Herzog von Braunschweig	1 125 000	„
Der König von Dänemark	1 130 000	„
Der König von Schweden	1 500 000	„
Der Herzog von Anhalt	1 688 000	„
Die Königin von Holland	2 100 000	„
Der König von Württemberg	2 140 000	„
Der König von Bayern	4 200 000	„
Der König von Sachsen	4 680 000	„
Der König von Spanien	7 500 000	„
Der König von England	8 200 000	„
Der König von Italien	12 600 000	„
Der Kaiser von Oesterreich	15 750 000	„

Der Kaiser von Deutschland		19 230 000	Mark
Der Kaiser von Rußland		34 200 000	„

Aus dieser kleinen Lohnliste ist zu ersehen, daß die deutschen Bundesstaaten — auch Wilhelm wurde von Preußen besoldet — es wirklich hoch bezahlt haben, regiert zu werden.

Heute wird so getan, als habe man früher den Hohenzollern die Gehaltszulagen gradezu aufdrängen müssen. Dazu ist festzustellen, daß unter der Regierung Wilhelms II. jede Erhöhung der Zivilliste eine Art öffentlicher Skandal war. Während dieser feine Monarch die Notwendigkeit einer Erhöhung der Zivilliste mit dringenden Gehaltsaufbesserungen seiner untern und mittlern Beamten begründete, die sonst nicht durchgeführt werden könnten, sparte er aus der Apanage durch riesenhafte jährliche Rücklagen ein entsprechendes Privatvermögen.

Die Eigenart der Hohenzollernschen Hofverwaltung war in den intimen monarchischen Kreisen kein Geheimnis. Deswegen konnte damals auch die hochkonservative schwerindustrielle ‚Post' ungehindert schreiben, daß man sich bei der Finanzlage Preußens die Befriedigung dringlicher Bedürfnisse verkneifen müsse, daß sogar die Besserstellung der altpensionierten Beamten und Lehrer unmöglich, daß deswegen aber auch eine Erhöhung der Zivilliste nichts weniger als erwünscht sei. Die ‚Rheinisch-Westfälische Zeitung' wagte sogar, an die empfindliche Notlage der Kriegsinvaliden von 1870/71 zu erinnern! „Auch sonst wäre mancherlei über die finanzielle Verlegenheit des Kaisers zu sagen; sie entspricht doch zum Teil einer Repräsentation, der man eine sachliche Berechtigung nicht unterlegen kann. Die Millionenschöpfung der Siegesallee mit ihren steifen Denkmalspuppen, der unbegreifliche und entsetzlich kostspielige Ankauf des Marmorschlosses auf Korfu und manches Andre ist weder vom deutschnationalen noch vom künstlerischen noch vom repräsentativen Standpunkt aus zu rechtfertigen."

Nun, das Pack schimpfte, aber es berappte; und das war die Hauptsache. Und in der Schatulle wuchs Jahr um Jahr das Privatvermögen aus den persönlichen Rücklagen, die sich Wilhelm der Notleidende mit Hilfe seiner überreichen Apanage zu leisten vermochte.

Von 1888 — dem Jahr des Regierungsantritts — bis 1918 — dem Jahr des mutigen Abtritts — ergaben sich so die folgenden wahrhaft kaiserlichen Ersparnisse und Kapitalbildungen:

1888		181 908,44	Mark
1889	+	610 069,47	„
1890	+	1 020 000,—	„
1891	+	828 500,—	„
1892	+	938 060,03	„
1893	+	950 000,—	„
1894	+	900 100,—	„
1895	+	924 000,—	„
1896	+	510 000,—	„
1897	+	452 000,—	„
	Zu übertragen:	7 314 637,94	Mark

	Uebertrag:	7 314 637,94 Mark
1898		+ 420 000,— „
1899	— 330 000,— Mark	
1900		+ 27 000,— „
1901		+ 650 000,— „
1902		+ 380 000,— „
1903		+ 710 000,01 „
1904		+ 400 000,— „
1905		+ 602 000,— „
1906		+ 400 000,— „
1907	— 289 000,— „	
1908		+ 190 000,— „
1909		+ 325 362,05 „
1910		+ 1 000 000,— „
1911		+ 750 000,— „
1912		+ 750 000,— „
1913		+ 220 000,— „
1914		+ 620 000,— „
1915		+ 1 125 000,— „
1916		+ 1 150 000,— „
1917		+ 1 100 000,— „
1918		+ 650 000,— „
	619 000,— Mark	18 784 000,— Mark
		— 619 000,— „
		18 165 000,— Mark.

Trotz dieser erklecklichen Ersparnisse ließ Wilhelm für seine Hofbeamten den preußischen Landtag sorgen. ER hat ihnen bekanntlich nur eine „Allerhöchste Ordre" gestiftet, die sie den Staatsbeamten gleichstellte. (Die Kosten dieser damals nichtssagenden Geste trägt seit 1918 das preußische Volk: es hat die Pensionen und Wartegelder der Hohenzollernschen Hofbeamten durch Steuern aufzubringen.)

Wilhelm II. war nicht völlig privatbesitzlos an die Regierung gekommen: er hatte mit einem Grundstock von etwa 1.2 Millionen Mark zu sparen begonnen. So konnte er sein Vermögen wachsen und gedeihen sehen, denn zu den Ersparnissen kamen ja auch die Zinsen der Vermögensanlagen. Die Bankhäuser Mendelssohn & Co. und Delbrück, Leo & Co. besorgten für den Kaiser die Effektengeschäfte.

Als der Krieg ausbrach, war die Privatschatulle Wilhelms II., also sein allerhöchstpersönliches Sparkassenbuch bei einem Guthaben von 31 Goldmillionen angelangt. Als der Krieg zu Ende ging, betrug die Schlußsumme — infolge besonders großer Apanage-Ersparnisse und infolge der laufenden Zinseinnahmen — etwa 42 Millionen Goldmark. An Gehalt hat Wilhelm von 1914 bis 1918 genau 4 645 000 Goldmark zurückzulegen vermocht!

Womit der Beweis erbracht ist, daß Wilhelm der Letzte sein eignes Vermögen recht gut zu verwalten verstanden hat. Das Gut des deutschen Volkes ist dabei nicht ganz so rentabel davongekommen. Deswegen müssen wir fürs erste wenigstens in Bayern wieder einen König haben. Zum Wiederangewöhnen!

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XXVIII.

Katharina von Oheimb

Eine politische Ninon de Lenclos. Charmant. Urwüchsig. Mutig. Suggestiv. Unverwüstlich. Lest Zolas Roman nach, jenes große Epos über die Fruchtbarkeit. Jeder der Abschnitte endet da mit dem Gleichnis: Der Sämann ging aus und streute den Samen — die Erde nahm ihn fruchtbar auf, und wenn die Sonne schien, wuchs und gedieh Alles. Auch sie begann ein-, zwei-, dreimal ihr Leben von neuem. Heiratete und heiratete wieder. Gebar Kinder und noch einmal Kinder. Männer starben. Aber sie ging ungeknickt über Alles, was ihr das Schicksal zufügte, hinweg und schöpfte aus Allem nur neuen Lebensmut und Lebensdrang. Eine Künstlernatur, in der sich Impulse, Bohèmetum und zielklares Wollen seltsam mischen — nicht eine Künstlerin, die artistische Werke hervorbringt, aber eine Künstlerin des Lebens und der Tat. Eine Frau, die immer in sich Bewegung hat, und die immer auch Bewegung um sich haben muß. Anhängerinnen und Anhänger. Freundinnen und Freunde. Ein Mensch, der in philosophisch-epikureischer Auffassung das Leben lebt, ohne es zu vergeuden und zu verschleudern. Eine Frau, die genießt, arbeitet, Ideen ausstrahlt und nichts in der farbigen Vielfalt des Daseins ungenutzt läßt.

Geboren ist sie im Januar 1879 zu Neuß. Ihr Vater war Kaufmann. In ihrer Familie herrschte rheinische Fröhlichkeit. Ihre Schwester, die spätere Frau Böhm van Endert, ging zur Opernbühne. Katharina wurde, obwohl evangelisch, eine Zeitlang von katholischen Geistlichen erzogen, besuchte später die Klosterschule der Ursulinerinnen und hatte früh schon ein starkes soziales Empfinden. Bald heiratete sie. Bald wurde sie in schwierigste Erbprozesse verwickelt, als ihr zweiter Mann, ein Fabrikant, auf einer Tour in den Dolomiten tödlich verunglückt war. Bald lernte sie, in den Auseinandersetzungen mit ihren Widersachern, sich völlig auf eigne Füße zu stellen, und übernahm aus dem Nachlaß ihres Gatten die Leitung einer keramischen Fabrik zu Goslar. Noch heute verbringt sie dort, in einer schönen Villa, den größten Teil des Jahres. Nur während der politischen und gesellschaftlichen Saison wohnt sie am Kurfürstendamm. Hier trifft man bei den Empfängen Alles, was Rang und Klang hat. Besonders die Favoriten des Hauses, die Herren v. Kardoff, Graf Kanitz, Doktor Geßler, mitunter den Admiral v. Scheer und viele Andre. Auch Doktor Stresemann ist hier mehr als einmal ein- und ausgegangen. Aber die politischen Beziehungen haben sich gelockert und gelöst, als er in der Partei, nach rechts schielend, Wege zu gehen begann, auf denen Frau v. Oheimb ihm nicht zu folgen vermochte. Sie gehört zum linken Flügel der Deutschen Volkspartei, zu den sozial und demokratisch empfindenden Elementen, die, nüchtern denkend, auf dem Boden der Republik als einer gegebenen Tatsache

stehen und daraus politisch die letzten praktischen Konsequenzen ziehen.

1920 kam sie, vom Magdeburger Wahlkreis entsendet, in den Reichstag und wirkte in der damals bunt zusammengewürfelten Fraktion aufmunternd und belebend, immer darum bemüht, daß das Steuer links gehalten werde. Manchen, Vielen wurde sie dadurch unbequem. Im Parlament ließ man sie, wie die Frauen aller Fraktionen, nur ganz selten zum Wort. Dafür war ihr persönlicher Einfluß, auf dem gesellschaftlichen Umwege, umso größer. Rasch nahm sie Gedanken auf. Rasch vermittelte sie. Rasch griff sie zur Feder, um in temperamentvollen Aufsätzen zur breitern Öffentlichkeit zu sprechen. Rasch auch bestieg sie in Versammlungen die Rednertribüne, um laut für Das zu zeugen, was sie als richtig erkannt hatte. Immer hatte sie das Auge des Lesers und das Ohr des Hörers. Man freute sich an diesen kleinen Kraterausbrüchen, an dem polemischen Schwefelregen und an dem schlagenden Witz, mit dem sie, an rechter Stelle und zur rechten Zeit, den Gegner abfertigte. Als Stresemann vom Kanzleramt zurücktrat und Tage vergingen, bis sich ein neues Kabinett konstituierte, als die verschiedensten Namen genannt wurden, die für den Kanzlerposten in Betracht kamen: da wurde viel auch von der politischen Tätigkeit der Frau v. Oheimb hinter den Kulissen gesprochen. Die Rechtspresse hetzte. Die deutschnationale Ostpreußische Zeitung in Königsberg schrieb bissig von der Unterrockspolitik der Frau v. Oheimb. Darauf sandte sie dem Blatt folgende drastische Erwiderung: „Mit lebhaftem Interesse habe ich Ihren Artikel ‚Auf der Suche nach einem Ausweg‘ gelesen. Zu Ihrer notwendigen politischen Aufklärung teile ich Ihnen mit, daß ich der Mode entsprechend momentan keine Unterröcke trage."

Als die Mai-Wahlen 1924 ausgeschrieben wurden, trat sie aus der Front zurück. Hatte sie genug vom politischen Treiben? Nein. Dazu war sie ein viel zu aktiver Mensch. Aber hatte sie genug von dem Durcheinander in der Deutschen Volkspartei? Wahrscheinlich. Jedenfalls kehrte sie nicht wieder in den Reichstag zurück. Ihr politischer Einfluß blieb trotzdem. Für die Dezember-Wahlen gedachten die Demokraten sie als Kandidatin zu nominieren. Sie schüttelte mit dem Kopf. Das Angebot sei sehr ehrenvoll. Doch wolle sie selbst den Schein vermeiden, als könnte sie ihrer Partei untreu werden. Die Volksparteiler, wenigstens die Parteileitung, dankte ihr das wenig. Man ließ sie draußen.

Neben den politischen liefen die sozialen Arbeiten und die Bemühungen um die politische Erziehung des deutschen Volkes. Sie wurde die Gründerin und Vorsitzende eines Nationalverbands deutscher Frauen und Männer und die Leiterin der politischen Ausbildungskurse in Goslar.

Ein Daimler-Motor, der durch fortwährende Explosionen getrieben wird. Eine Frau, die, wenn sie auch einmal fast zu zerbrechen drohte, immer weiter durch und über das Leben hinwegstürmt.

Dokumente bayrischer Justiz

Herausgegeben von Ernst Toller

VII.

Militärjustiz

2.

Gustav Landauer

Ich veröffentliche den Bericht eines Kameraden, der in den letzten Stunden vor Gustav Landauers Ermordung sein Gefährte war.

Ein Zeuge, an dessen Vertrauenswürdigkeit ich nicht zweifle, berichtete mir, daß die letzten Worte Gustav Landauers, die er seinen Folterern, seinen Mördern zurief, lauteten: „Erschlagt mich doch! Daß Ihr Menschen seid!"

Es war am Abend des 1. Mai 1919, als im Amtsgerichtsgefängnis in Starnberg, wo die am Tage vorher, nach dem Einzug der weißen Garden verhafteten Arbeiterräte von Starnberg untergebracht waren, großer Lärm und Spektakel vermuten ließ, daß wieder ein Schwerverbrecher eingeliefert worden sei. Es war dies, wie wir nach einiger Zeit erfahren konnten, unser Genosse Landauer.

Er war außerhalb Münchens verhaftet worden, und da er wohl infolge des Kampfes um München nicht gut dort eingeliefert werden konnte, nach Starnberg gebracht worden. Nachdem wir uns am andern Tage in der Frühe hatten begrüßen können, fragten wir den Genossen Landauer, wie er eigentlich über die jetzige Situation denke. Landauer meinte, nachdem wir unsre Befüchtungen, welche später leider allzu wahr gemacht wurden, geäußert hatten, diese Erregung werde sich in einigen Tagen wieder legen. Wie sehr er sich darin getäuscht hatte, sollte sich bald an ihm selbst zeigen.

Am 2. Mai ungefähr früh 10 Uhr kam der Gefängniswärter und rief die Namen: Landauer, Mayer, Burgmeier, Salzmann.

Als wir ins Aufnahmezimmer kamen, wurde uns gesagt, daß wir fortkämen, aber nicht wohin. Wir 4 Mann wurden von 5 Weißgardisten mit aufgepflanztem Seitengewehr zu einem in der Nähe stehenden Lastauto eskortiert. Wir mußten das Auto besteigen, dann gings los, durch den Forsterrieder Park nach Stadelheim, wie uns die Weißgardisten sagten.

In Fürstenried, beim Gasthaus Kreuzstraße, wurde zum ersten Mal Halt gemacht. Hier waren große Truppenmassen und anscheinend ein Hauptkommando. Die Soldaten, welche von uns drei Arbeiterräten nicht viel Notiz nahmen, waren an Landauer sehr interessiert, wollten abwechselnd immer auf das Auto steigen. Landauer muß hier schon das Gefühl gehabt haben, daß die Geschichte schließlich schief gehen könnte, denn ich hörte, wie er zu dem Führer der Begleitmannschaft sagte: „Herr, schützen Sie mich." Worauf der, soweit es in seiner Macht lag, die Soldaten vom Wagen fernhielt.

Hier wollte Landauer, welcher anscheinend in der Nähe von Fürstenried verhaftet worden war, seinen Rucksack, den

man ihm abgenommen hatte, wiederhaben. Er ersuchte den Führer, sich darum zu bemühen, was dieser auch tat. Nach einiger Zeit kam ein Offizier aus dem Gasthof und erklärte: „Landauer bekommt seinen Rucksack nicht."

Endlich gings weiter, nach Solln, wo die Begleitmannschaften Essen faßten. Auf meine Klage, daß wir ebenfalls Hunger hätten und heute wohl nichts mehr zu essen bekommen würden, gaben uns die Soldaten Brot. Ich gab auch Genossen Landauer davon. Was er mit Dank annahm. Auch eine Zigarette bot ich ihm an, welche er rauchte; dabei klagte er, daß ihm sein Rucksack nicht ausgehändigt worden war, in dem sich Zigaretten befänden.

Von Solln kamen wir nach dem Sendlinger Oberfeld, bis vor eine Fabrik, wo uns bedeutet wurde, daß wir nicht mehr weiter fahren könnten. Es wurde hier noch gekämpft. Wir mußten über das freie Feld nach Stadelheim gehen. Dabei wurden wir von den zur Stadt ziehenden Truppen fast nicht beachtet.

Das Bild änderte sich, als wir nach Stadelheim kamen. Da ging der Teufel los. Rufe wie: „Den Landauer, den Landauer bringens! Schlagt sie tot, die Hunde!" wurden laut. Von einer Rotte Soldaten in die Mitte genommen, vorwärts geschoben und gestoßen, kamen wir vor das Aufnahmezimmer.

Hier wurde Landauer ein heftiger Stoß oder Schlag versetzt, daß ihm seine Gläser herunterfielen. Dann ging die Schieberei wieder los. Unsre Personalien wurden nicht aufgenommen, und wir kamen vor die Tür zum ‚Frauenhof'.

Hier wurde Landauer, nachdem er etwas über den verfluchten Militarismus gesagt hatte, von einem Soldaten wieder ein heftiger Schlag mit der Hand ins Gesicht versetzt. Worauf Landauer erklärte, er meine auch den Militarismus der roten Armee. Hier soll ein Offizier gerufen haben: Halt, Landauer wird sofort erschossen!

Ich sah nur, nachdem wir bis in die Mitte des Hofes gedrängt worden waren, wie ein großer starker Mann unsern Genossen Landauer mit umgekehrter Reitpeitsche (kann auch ein Gummiknüppel gewesen sein) ins Gesicht schlug, worauf Landauer mit der Hand vor dem Gesicht stürzte. In diesem Augenblick kam ein Soldat an uns drei Arbeiterräte heran und sagte, wir sollten ihm folgen. Da krachte ein Schuß, dem, als wir durch das Tor von dem kleinen in den größern Hof gingen, ein zweiter folgte. Ich hörte, wie der Führer der Begleitmannschaft (welcher, nebenbei bemerkt, anständig war) noch sagte: bis hierher hätte er seinen Auftrag erfüllt — nun sei er aber machtlos gewesen.

Wir Drei wurden von jenem Soldaten und einem Aufseher durch eine Pforte außen an der Mauer von Stadelheim wieder nach dem Aufnahmezimmer geführt, wo unsre Personalien aufgenommen wurden. Als wir bei dem Gang nach dem Neubau durch den kleinen Hof mußten, lag unser armer Genosse Landauer tot in dessen Mitte. Einer der Soldaten sagte: „Da liegt er jetzt, euer Spezi."

Philipp Eulenburg von Arthur Eloesser

Eulenburgs Erinnerungen ‚Aus 50 Jahren' (die ich in Nummer 20 dieses Jahrgangs der ‚Weltbühne' angezeigt habe) hat der tübinger Professor Johannes Haller nun einen zweiten Band folgen lassen, der als eine vorläufige Rettung gedacht ist, bevor die Figur eines Verfolgten und Verkannten ganz aus den historischen Dokumenten zusammengesetzt werden kann: ‚Aus dem Leben des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld' (bei Gebrüder Paetel in Berlin).

Der Fürst, der zweifellos nicht nur für den Gerichtsarzt krank war, ist am Harden-Prozeß elend zu Grunde gegangen, aufgegeben von seinen Freunden und Standesgenossen, aufgegeben von seinem sehr geliebten Kaiser, zu dessen niedrigsten Charakterzügen es gehört, daß er nach Jahrzehnten der regis voluntas suprema lex nicht einmal für seine eigensten Handlungen die Verantwortlichkeit tragen will. Auch wo nichts mehr zu verlieren ist.

Doch für die Eintracht meiner Würd' und Zeit
Hatt' ich kein Ohr, verletztes Maß zu hören.
Die Zeit verdarb ich, nun verderbt sie mich,
Denn ihre Uhr hat sie aus mir gemacht . . .

— so klagt Richard II. im Gefängnis, übrigens die einzige christliche Figur, die der Renaissancemensch Shakespeare geschaffen hat, die einzige, die ihre tragische Würde durch Leiden und Büßen erwirkt. Der Angeklagte Eulenburg, der sich schließlich mit seinen ärztlichen Attesten und nach einer Kaution von einer halben Million in sein nicht unliebliches Asyl Liebenberg zum sehr allmählichen Sterben zurückziehen konnte, galt als der Hauptverderber des Kaisers, galt als Hauptvertreter des Geistes von Potsdam, sobald wir uns darüber einig sind, daß es in Wahrheit zwei Geister von Potsdam gibt. Philipp Eulenburg, der Dichter der Rosen- und Skaldenlieder, der für alle Künste Begeisterte, soweit sie makartisch das Leben schmücken, hatte die Soldatenstiefel, die ihn drückten, so früh wie möglich ausgezogen. Seine Bildung war dekorativ, wie es sich für einen Fürsten, noch dazu für eine weiche, melancholische, mit den wirklichen Notständen des Lebens unvertraute Natur gehört. Als ein aesthetisch Verwöhnter konnte er den Kommißduft nicht vertragen und als Mann von Geist, als Plauderer hohen Ranges das Zusammenschlagen der Hacken nicht für die einzige Antwort auf alle möglichen Zumutungen halten.

Es gibt noch einen andern Geist von Potsdam, einen der flachen Romantik und des spielenden Mystizismus, wenn er auch noch weit her mit den Kleist und Arnim und Marwitz etwas blutsverwandt gewesen sein mag von der Zeit her, da der preußische Adel gegen nüchternen Rationalismus in charaktervollen Erscheinungen protestierte. Wir sind so klug, und dennoch spukts in Tegel. Es hat auch in Potsdam gespukt, und

schon unter Friedrich Wilhelm IV. war da ein großes Tischrücken. Der alte Wilhelm hätte solche Klopfgeister in Arrest geschickt; sie wagten sich erst unter seinem Enkel wieder heraus, der schließlich auch in seiner Armee nur durch Vorschriften regierte, die er allerhöchstzuerst selbst nicht befolgte. Von Eulenburg hieß es, daß er die Kamarilla dirigierte in einer abgeschlossenen, schwülen, weichlichen Luft, die durch homosexuelle Beziehungen noch besonders verdickt war. Erotik der Garde. also ganz erstklassig.

Aus den sehr reichlichen Mitteilungen des Professors Haller, dem ja auch Konrad Haußmann als literarischer Testamentsvollstrecker zur Seite gestellt war, kann sicher gefolgert werden, daß Fürst Eulenburg an der Spitze dieser Kamarilla nicht gestanden hat, daß er vielmehr die unheilvollen Einflüsse einer Maison militaire früh erkannt und durch seinen freundschaftlichen Einfluß auf den Kaiser stets bekämpft hat. Soweit sich der Kaiser an irgendeiner Stange halten ließ, selbst von einem Freunde, den er anständiger als die Andern behandelte, und dem er die bessern Seiten seines Wesen zukehrte. Als ein Mensch, der mit einem gewissen, allerdings nicht vorhaltenden Rechtfertigungs- und Bußbedürfnis auch einmal gescholten sein will, um sich und Andern versichern zu können: Ich bin wirklich nicht Derjenige, der auf Niemand hört und die Wahrheit nicht vertragen kann. Ein femininer Zug wie viele unter seiner von Haby frisierten Männlichkeit; Frauen, die keinen Halt haben, die ihren Zuständen nachgeben, bis sie sich an der eignen Laune langweilen, brauchen von Zeit zu Zeit eine kleine Buße mit folgender Absolution, um wieder frisch und unverantwortlich anfangen zu können.

Der geschulte und kritische Eulenburg war keiner von den Tischrückern mit oder ohne eine erotische Kette. Der Makel der Homosexualität, ob er sie nun anderswo sozusagen privatim ausgeübt haben mag, ist ihm sehr wahrscheinlich ohne Grund angeheftet worden. Und wenn selbst, so mag es uns auch gleichgiltig sein, da diese Neigung sich keinesfalls in politische Hintergründe verloren hat. Warum sich mit dieser Frage überhaupt beschäftigen, heute, da Fechenbach noch im Zuchthaus sitzt, da unsre Justitia ihre Binde täglich beschmutzt und durchlöchert? Weil wir uns ein noch und noch gepriesenes und zurückgewünschtes Regime immer wieder vor Augen stellen müssen, weil wir uns der Glaubwürdigkeit, der Zuständigkeit der vielen Zeugen versichern müssen, die sich heute, wenn auch etwas spät, meistens postum und darum unvereidigt vernehmen lassen. Die Monarchie oder diese Monarchie hat mit oder ohne Willen keine schärfern Kritiker als ihre grundsätzlichen Anhänger, die Waldersee, Zedlitz-Trützschler und selbst Ludendorff und selbst Tirpitz, die allerdings ihr volles Herz besser zu wahren wußten als dieser Eulenburg, der keine stumme Kassandra war und nicht erst aus dem Grabe zu weissagen anfängt. Phili der Freund war im Grunde der Einzige, der noch nach

vielen Enttäuschungen an den Kaiser glaubte, der ihn vorsichtig, aber nicht ängstlich zurechtzurücken versuchte, während Bülow, aber immer noch Liebling der liberalen Presse, sogar für das Verfassungsleben gewonnene Positionen willfährig aufgab, während der unheimliche Holstein, ein halb verrückter Jago, mit dem Gedanken umging oder vielmehr spielte, wie man den gefährlichsten Mann im Reich um seine Krone oder auch gleich um alles Übrige bringen könnte.

Der Troubadour Phili hat dem Kaiser seine Skaldenlieder vorgesungen, für die im Hause Bismarck kein Gehör zu erhalten war, aber der Fürst Eulenburg hat sich zu Wasser oder zu Lande nicht an den Freiübungen beteiligt, die der Kaiser seiner Umgebung vorschrieb. Wir dürfen das Bild einer Wikingerfahrt nicht verlieren mit dem nicht mehr jungen Admiral des Atlantischen Ozeans und seinen alten Knackstiefeln, die aber nicht nur zu Militär und Diplomatie, die auch zur Kunst, zur Wissenschaft und leider auch zur Theologie gehören.

> Es sind die fünfzehn Jahre Nordlandsreise nicht spurlos an Körper und Geist vorübergegangen. Vieles ist geklärter, Manches bitterer geworden. Die Widerspruch der Jahre zu der krampfhaften Heiterkeit verletzt mich am meisten. Die Fahrtgenossen sind ohne Ausnahme zu hohen Würden gestiegen: Fürsten, Exzellenzen, Geheime Räte und Professoren sind aus den Grafen, Majoren und Malern geworden, und sie sind alle recht verbraucht. Aber es bleibt doch noch genug Energie, um frisch, witzig, ja geistreich zu erscheinen. So frisch, daß Alles morgens turnen kann. Ich kann diese Exzellenzen, die die Kniebeuge machen, nicht mehr ertragen, auch nicht mehr Witze vor morgens neun Uhr. Bisweilen frage ich mich, wie der Kaiser es erträgt, der doch auch schon fünfzehn Jahre älter wurde. Und er stiftet gar Alles an.

Dieser Wikingerfürst und oft seekranke Herr der Fluten, der auch am Sonntag als sein eigner Hofprediger das Evangelium verkündete, machte sich das Vergnügen, seine Exzellenzen umzustoßen, während sie im Krampf der Kniebeugen zitterten. Wir haben uns später selbst überzeugt, wie leicht diese Herren, aber auch die Jüngeren, umzustoßen waren. Der scharfe Luftzug vom 9. November 1918 hat genügt, um sie bis zur Unsichtbarkeit wegzublasen, aber wie es scheint, haben wir das auch schon wieder vergessen.

Philipp Eulenburg ist nicht nur in seinen Tagebüchern mutig gewesen, er hat dem Kaiser, er allein, oft die Wahrheit gesagt, gewiß mit einer erlaubten Geschicklichkeit, die zunächst einen etwas pedantischen Nörgler oder sonst lächerlichen Gegner konstruiert, dann aber mit einer Aufrichtigkeit, die nichts nachgibt, und trotz Altersunterschied von nur zehn Jahren mit einem väterlichen Zugriff, der einen Schuljungen bei den Ohren nimmt.

> Schließlich darf ich es nicht unterlassen, Ew. Majestät von der Wirkung zu berichten, die das Wort „regis voluntas suprema lex" hervorrief. Weshalb Ew. Majestät das Wort schrieben, habe ich nicht zu fragen. Aber ich würde ein feiges

Unrecht begehen, wenn ich nicht von der Wirkung schriebe, die das Wort in Süddeutschland verursachte, wo mich Ew. Majestät (als preußischen Gesandten in München) zum Aufpassen hingesetzt haben. In erster Linie hat das Wort an höchster Stelle und bei der Regierung deshalb sehr verletzt, weil regis voluntas — Wahnsinn ist. (Wahnsinn zweier Könige.) Auch weil die Leute, hiervon abgesehen, eine Art persönlichen kaiserlichen Willen über den bayrischen Willen herauszulesen meinten. Alle Parteien ohne Ausnahme haben sich über das Wort Ew. Majestät verletzt gefühlt, und es war dazu angetan, in schmählichster Weise gegen Ew. Majestät ausgebeutet zu werden. Daß Ew. Majestät Denjenigen, die mit allen Kräften für Ew. Majestät arbeiten, durch ein solches Wort die Arbeit recht schwer machen und ihnen viele errungene Vorteile wieder zerstören, davon zu reden widerstrebt mir eigentlich, denn jede Arbeit für meinen geliebten Kaiser bleibt mir eine Freude, und die Freude wird je größer, je schwieriger die Arbeit ist. Aber es gibt Naturen, die nicht diesen intensiven Zusammenhang mit Ew. Majestät im Herzen haben und durch solche Eindrücke erlahmen und abfallen. Das ist in einer Zeit bedenklich, wo wir königstreue Leute brauchen.

Dieser Verweis wurde auch dem Auswärtigen Amt mitgeteilt, von dem Eulenburg einmal sagt, daß er es nicht mehr betreten konnte, ohne vorher einen Schnaps genommen zu haben. Wo Alles sich schlägt und beißt und gegenseitig betrügt, seitdem der Druck von Bismarcks dickem Daumen sie nicht mehr zusammenhält. Ist der Schnaps nicht heute auch noch zu nehmen, und haben wir nicht einen Außenminister, der sich selbst gegenseitig betrügt? Holstein bewunderte den Brief als eine Heldentat und jubelte wahrscheinlich umso lieber, als er hoffte, daß der Freund des Kaisers darüber fallen würde. Der aber erst später und nicht ohne seine Mitwirkung fiel. „Betracht' ich die Sache ganz genau, so brauchten wir gar keinen Kaiser." Heine war gleich für die Republik trotz den schwarzrotgoldenen Quasten an ihrem Pfeifenrohr. Solche Frage hat sich der treue Vasall Eulenburg, obgleich „durch und durch Demokrat", nie vorgelegt, und nicht einmal die Unterfrage, ob wir einen solchen Kaiser brauchten. Der auch mit den Jahren nicht zu Verstande kam, der nur an sich und an seine Flügeladjutanten glaubte. Eulenburg hat am längsten an ihn geglaubt. Das war wieder Phili, der Troubadour, das war Blondel mit der Laute, die den unglücklichen Herrn in der Gefangenschaft tröstet. Bis der ihn verstieß, hat der Sänger die letzten Einwände eines sehr gediegenen Menschenkenners überhört. Alle Dichter sind Menschenkenner, sind es bis zur Grausamkeit, sind es gegen Weib und Kinder und Brüder trotz allen Abhängigkeiten von Gemüt und Gewohnheit. Wenn Phili ein besserer Dichter war, wäre Eulenburg weniger treu gewesen. Der Fürst und auch sein Biograph versichern uns, daß er keinen Ehrgeiz gehabt habe; er hätte ihn haben sollen. Von den besondern Dienern Wilhelms war er der redlichste, und so stimmt es wohl auch, daß er am kläglichsten geendet hat.

Ausländer

Stücke wie ‚Papa' sollte man nicht mehr nach Deutschland herübernehmen. Ihre Nichtigkeit kann allein durch den Klang des französischen Idioms, durch ein paar Boulevardlöwen von selbstverständlicher Haltung und Eleganz und durch eine mondäne Weiblichkeit nicht nur von sehenswerter Emballage, sondern auch von Jugend, Schönheit und Talent erträglich gemacht werden. Ein fünfundzwanzigjähriger natürlicher Sohn will mit Charme, Delikatesse und Vornehmheit gefunden, anerkannt und um die Braut gebracht sein. Sind diese drei Eigenschaften nicht leuchtend genug, so wird man die Komödie von Flers und Caillavet als recht gleichgültig, sind sie nicht vorhanden, als unappetitlich empfinden. Die Sache wäre gar nicht schlimm, wenn die Geschlechtlichkeit eine lustspielmäßige Leichtigkeit behielte, wenn lachend gezeigt würde, daß das Alter eines Liebeskünstlers weder ihn noch ein junges Mädchen vor Torheit schützt. Aber die beiden Autoren haben anno 1910 ihre simple Geschichte beseelt, vertieft, belastet und verdickt, mit Süßlichkeit getränkt und eine Sentimentalität hineingeschwindelt, als hätten sie nicht in erster Reihe an die pariser Aufführungsserie, sondern an die Eroberung sämtlicher deutschen Provinzen gedacht. Oder ist das vorm Kriege dernier goût parisien gewesen? Dann täte das Kleine Theater, das sich aus den Beständen des eignen Landes nicht zu versorgen weiß, auf alle Fälle besser, gleich bis zu Dumas und Sardou zurückzugehen. Diese Generation brauchte doch nicht so schäbig hauszuhalten. Sie brauchte sich nicht für die eine Situation des zweiten Aktes den ersten Akt lang zu sammeln und den dritten Akt lang von den Strapazen auszuruhen. Sie bildete sich nicht ein, durch einen trägen und ausgelaugten Dialog Ton und Niveau einer Schicht wiederzugeben, die ihre Siege durch Esprit, durch die Schnellkraft des Wortes erficht oder wenigstens erfocht. Sie verstand, ein Theaterstück zu bauen und überaus wohnlich zu machen. In den Nothäuschen, die Flers und Caillavet nach dem Tode Emanuel Arrènes zusammengehauen haben, kann man nur schlafen.

Der Strindberg der ‚Kronbraut' ist nicht der stärkste Strindberg. Dies Märchenspiel: eins in Moll, was kein Fehler zu sein brauchte. Gretchen im schwedischen Hochgebirge, also Kersti Margreta Hausdotter. Sie entfernt ihr Kind, um eine Kronbraut sein zu können. Es kommt, wie es kommen muß. Verschuldung, Delirien der Angst, Schauer innerer Gesichte, Verdammung, Ketten, Tod, Sühne und Versöhnung auch Derjenigen, die bei Kerstis Lebzeiten mit ihr und unter einander gehadert hatten, ihrer pharisäischen Verwandten, nordländischer Montecchi und Capuletti. Ohne diesen geschlechteralten Familienzwist des Mühlvolks und der Mordlinge hätte das Spiel keine rechte dramatische Bewegung, ohne den ekstatischen Abschluß einer allgemeinen Menschenverbrüderung nicht die Weihe des Kreuzes, an dem

Strindberg hier niedergesunken ist, bevor er ein Gebild gestaltet hat. Der liebe Gott geht durch den Wald, als ein Amtmann, der die Strenge mit der Milde paart; ein Wassermann betet mit Opernsängerstimme für Kersti und sich um Erlösung; Tiere werden mit Seele und Nächstenliebe begabt; Religion ist Alles; und der Sieg der ewigen Harmonie über zeitliche Wirrsal wäre tröstlich ergreifend, wenn mir zunächst einmal die zeitliche Wirrsal auf den Leib gerückt wäre. Nicht etwa handgreiflich und kontrollierbar. Herrlich Strindbergs Zusammenhang mit der Natur, mit den Wogenwirbeln von Nebelmeeren, mit Wasserfällen und Wolken und wehendem Wind und Sonne und Mond und Sternen. Herrlich, ein Geisterreich schneeig leuchten zu sehen, einen Albdruck zu fühlen, einen Fieberspuk, eine Qualvision, eine schattenhafte Umarmung. Damit ist eine eigne Welt geschaffen, die ihre eignen Gesetze hat. Darin also soll nicht etwa ein pralles und dralles Menschenkind die Merkmale der Alltäglichkeit aufweisen. Wohl aber soll ein spirituelles Menschenkind vom Schlag oder vom Hauch Titanias meinesgleichen werden. Denn die Bühne ist nichts, die nicht Mittel zum Zweck der Menschendarstellung ist — ob der Mensch nun märchenhaft oder naturalistisch dargestellt wird. Der Charakteristiker Strindberg taumelt zwischen den Stilen. Er belädt seine Kersti mit einem Leid, dessen er sich entlädt. Was Goethes Gretchen und Hebbels Maria Magdalene erleiden, ist nichts gegen Das, was Kersti erleidet. Ist darum nichts, weil dort Faust und Meister Anton die eigentlichen Helden sind, während hier fünf abendfüllende Bilder lang auf der einen Saite von Kerstis Verzweiflung gespielt wird — und weil das leider eine Verzweiflung ist, deren Grund wir nur noch verstandesmäßig erfassen können. „Was steckt denn auch in Kronen, Schleiern, rost'gen Schwertern, das ewig wäre!" Es ist nicht mehr möglich, sich das Geflenne nahegehen zu lassen, das um eine verlorene Jungfernschaft anhebt. Aber das Stück handelt ja gar nicht von der verlorenen Jungfernschaft, sondern von den Folgen des Kindesmords? Gewiß. Aber dieser Kindesmord wäre nie begangen worden, wenn der Verlust der Jungfernschaft nicht als Schande gälte. Für uns, denen er nicht als Schande gilt, müßte Kersti schon ein besonderer Mensch — oder, was ihr zustößt, müßte von symbolischer Bedeutung sein. Sicherlich hat Strindberg geglaubt, daß diese sich ergebe: daß er ein Drama der Gewissensnot überhaupt, ein Drama von Schuld und Sühne, von jeglicher Schuld und ihrer Sühne gedichtet habe. Dann bekenne ich für mein Teil, daß ich ungerührt bleibe. Ich fühle, wie Strindberg mich mit einer dunkeln, starren, lastenden Stimmung umnebeln und durchtränken will. Es gelingt ihm auch — aber es gelingt ihm nur bis zu der Grenze, wo die Wirkung einer Tragödie erst anfängt: wo der fremde Schmerz mein eigner Schmerz wird. Tat twam asi: die Voraussetzung alles Vergnügens an tragischen Dingen, das bei der ‚Kronbraut' eben nicht eintritt. Strindberg versucht es so herum

und so herum, von den Elementen und von den Geschöpfen seines lieben Gottes her. Aber der geht durch den Wald und segnet nicht ihn, nur Kersti, indem er ihr den Jammer erst voll Härte zumißt und dann voll Güte mit ihrem Leben von ihr nimmt.

In der Filiale des Staatstheaters am Knie, deren Schillertheaterpublikum sich nicht so schnell der Aera Pategg entwöhnen kann, hat Karlheinz Martin den ersten Regisseur dieses Märchenspiels: Rudolf Bernauer nicht erreicht. Dazu hätte er ihn, nach elf Jahren, überbieten müssen. Er überbietet ihn höchstens technisch: durch den Besitz der Drehbühne, die aber den Nachteil hat, daß Kerstis Martern über verschiedene Räume ausgebreitet werden, statt allein aus ihrer Seele heraus auf uns einzudringen. Umso erfreulicher der Eindruck, den mindestens drei von zwanzig Schauspielern machen. Margarete Anton hat für die jungfräuliche Anführerin der Pharisäer einen zischenden Ton spitziger Gehässigkeit. Elsa Wagner, die als Hebamme das Kind zur Welt befördert hat, beförderts als Hexe von packender Verve zur Hölle. Und Kersti ist Gerda Müller: ein unskandinavisch schwarzes Bauernmädel; mehr für die Qual der Liebe als für ihre Freuden geschaffen; aber deshalb nicht etwa grüblerisch, sondern ein grader Instinktmensch, aus einer einzigen Wunde blutend und unsres tiefsten Anteils würdig.

Die Pächter von Theobald Tiger

Frauen sind eitel? I bewahre.
Das ist nichts gegen männliche Exemplare.

Einer versteht was von Pferderennen.
Einer kann Falsifikate erkennen
in Briefmarken . . . Einer ist Tourist.
Einer weiß, was Romantik ist.
Einer ist mal in Japan gewesen.
Einer kann fließend Kontrapunkt lesen.
Einer reist in Amerika.
Einer brilliert in Algebra.
Einer macht in Illustrationen.
Einer weiß, wie die Sowjets wohnen.
Einer bearbeitet Alles von Liszt,
und Einer ist Original-Pazifist.

Und Jeder hat, was er treibt und betrachtet,
ein für alle Mal gepachtet.
Was er da tut, ist tabu und immun —
und das darf nie wieder ein Andrer tun.

Amerika, Gleitflug, Berlin und Franzosen —
besetzt! Die Falsifikats-Diagnosen —
besetzt! Die Sowjets, Photographien —
besetzt! Es geht ja nicht ohne IHN!
Das ist für deinen Lebenslauf
besetzt. Es sitzt nämlich schon Einer drauf.
Paris, Japan, das Rhône-Thal:
Erledigt. Ein für alle Mal.

Du hast nur um Entschuldigung zu stammeln.
Und es bleibt dir nichts übrig, als Menschen zu sammeln.

Goldbilanz von Morus

Großbankbilanzen

Die Wertbegriffe ändern sich. Es ist kaum ein paar Monate her, da gehörte es zur selbstverständlichen Wirtschaftsweisheit und vor Allem zur patriotischen Pflicht, davon zu sprechen, daß Deutschland durch Reparation und Inflation wenigstens die Hälfte seines Vermögens verloren habe, vielleicht sogar zwei Drittel — es kam gar nicht darauf an. Man brauchte nur, wie es in offiziösen Propagandaberechnungen getan wurde, den Verlust der deutschen Kolonien mit 100 Milliarden Goldmark anzusetzen — und was blieb noch von den 300 Milliarden, die Helfferich zum Regierungsjubiläum Wilhelms des Zweiten berechnet hatte? Derselbe Altmeister der deutschen Rechenkunst hatte ja noch in der letzten Inflationszeit von der Reichstagstribüne erklärt, unsre Industriewerke, deren Aktien an der Berliner Börse gehandelt würden, seien vor dem Kriege insgesamt 16 Milliarden Goldmark wert gewesen und jetzt nur noch 2 Milliarden wert. Ergo ist unser Industrievermögen auf den achten Teil zusammengeschrumpft. Mit den Häusern war es noch schlimmer. Da bekam man noch nicht den zehnten Teil des „Friedenswertes". Und woher stammte die Kapitalnot? Doch nur von der furchtbaren Verarmung Deutschlands.

Aber siehe da: seitdem der Lenz der Goldmarkbilanzen ins Land gezogen ist, sind eine ganze Reihe von Industrieunternehmungen mehr „wert" als zur Friedenszeit, und wo das Aktienkapital und die offenen Reserven — von den stillen laßt uns still sein — stärker als um ein Drittel hinter der Vorkriegszeit zurückbleiben, da machen die Aktionäre jetzt schon lange Gesichter. Nun aber kommt das Seltsamste: die Großbanken setzen ihr Eigenkapital um dreißig, vierzig Prozent niedriger fest als anno 1913, und im Chor ruft man ihnen entgegen: Kinder, schwindelt doch nicht so — Ihr könntet doch ganz anders, wenn Ihr wolltet! A propos: das sind dieselben Banken, die bei der letzten Papiermarkbilanz noch so ungefähr Alles verloren hatten, die während der Inflation die größten Verluste erlitten haben sollten, weil „auf ihren Rücken spekuliert" worden war. Am meisten regen sich selbstverständlich die Aktionäre auf, die während der Inflation oder auch im letzten Sommer die Aktien für ein Butterbrot erworben und nun enttäuscht sind, daß sie nicht noch mehr daran verdient haben.

Hätten die Menschen nicht, wenns ums Geld und um die Politik geht, so ein furchtbar schlechtes Gedächtnis, so müßte jetzt eigentlich ein einziges Erstaunen durch die Bevölkerung gehen: auch das mit der Verarmung war Gewäsch; selbst die Banken, die doch bei der Inflation gewiß am besten abgeschnitten haben und zweifellos gegenüber dem Industriekapital ins Hintertreffen gekommen sind, besitzen wahrscheinlich noch annähernd ebenso viel und auf manchen Gebieten noch mehr als früher — denn die 100 Häuser, die der Deutschen Bank heute gehören, sind doch tatsächlich mehr als die 30, die sie

früher besaß, auch wenn die Häuser jetzt nur mit dem dritten Teil des Vorkriegswertes in die Bilanz eingesetzt werden. Es stellt sich eben heraus, daß die großen Inflationsverluste des gesamten Volksvermögens, von denen so lange gefaselt wurde, gar nicht existieren. Die Substanz hat sich abgenutzt, es ist manches verbraucht und nicht wieder ersetzt worden. Im übrigen aber hat nur eine Umschichtung, keine Zerstörung des volkswirtschaftlichen Kapitals stattgefunden. Die Unterproduktion, die Jahre hindurch die überflüssigen Händler und Nullenschieber hervorgerufen hatten, ist wettgemacht worden durch den Unterkonsum großer Volksschichten.

Während man also — volkswirtschaftlich gesehen — über die Mehrzahl der Goldbilanzen und vor Allem über die neuen Bankbilanzen höchst zufrieden sein müßte, wird als eine nationale Tat gefeiert, daß die Deutsche Bank mehr als den vierten Teil ihres Besitzes ins Ausland gegeben hat. Denn wenn auch Herr James Speyer, der Bruder des Frankfurter Georg und des Londoner Lord Edgar, erst als erwachsener Mensch nach New York gegangen ist und auch Herr Schroeder in London erst in zweiter Generation Engländer ist, so bedeutet doch die Übergabe von 40 Millionen Deutsche-Bank-Aktien an die Speyer-Schroeder-Gruppe eine Teilüberfremdung des größten deutschen Kreditinstituts. Dazu gehört dem newyorker Bankkonsortium außer Speyer ein nicht genannt sein wollender Herr an. Daß die Angli- und Amerikanisierung der Deutschen Bank ausgerechnet mit Hilfe der Schutzaktien durchgeführt wird, die während der Inflation, besonders nach dem Cyprut-Stinnes-Kauf der Berliner Handelsgesellschaft, zur Abwehr der Überfremdung geschaffen worden sind, ist einer der niedlichsten Treppenwitze der Inflationsgeschichte.

Die Deutsche Bank hat den Verkauf ihrer Schutzaktien ins Ausland hauptsächlich damit entschuldigt, daß sie selbst an den Gewinnen der neuen Kapitaleinlage reichlich beteiligt sei und also auch ihren Aktionären gute Geschäfte in Aussicht stellen könne. Was aber kommt für die deutsche Wirtschaft dabei heraus? Gewiß braucht man keine krankhafte Angst vor ausländischen Beteiligungen an deutschen Unternehmungen zu haben. Vielleicht ist es sogar besser, ausländisches Kapital hier und da unmittelbar mitarbeiten zu lassen, als zu Zinssätzen, die auf die Dauer unerträglich hoch sind, ausländische Kredite aufzunehmen. Auch tut wirtschaftliche und finanzielle Zusammenarbeit mit dem Ausland gewiß not. Aber in dem Dreibund, zu dem man sich jetzt in der Mauer-Straße entschlossen hat, ist doch die Deutsche Bank unstreitig der schwächste Teil. Man mag die Sache noch so schön bemänteln: die größte deutsche Bank begibt sich dadurch in weitgehende Abhängigkeit von dem ausländischen Finanzkapital. Dazu kommt schon aus Amerika die Meldung, daß bei einer andern deutschen Großbank eine ähnliche Transaktion im Gange sei. Soll sich jetzt in der Deflation bei uns das Selbe vollziehen, was sich bei den Wiener Großbanken während der Inflation vollzogen hat?

Offenlegung der Steuerlisten

Auch die Schwaben haben manchmal gute Einfälle. Der Verband Württembergischer Landgemeinden hat kürzlich das Steuerprogramm aufgestellt, in dem sich auch die Forderung nach Offenlegung der Steuerlisten befindet. Irgendeine Resonanz hat der Vorschlag bisher nicht gefunden. Offenbar wittert man dahinter was ganz Verruchtes, Agrarbolschewistisches oder so.

Immerhin läßt sich nicht ganz verschweigen, daß selbst ein so wenig vom Bolschewismus angekränkeltes Land wie die Vereinigten Staaten ein vollkommen öffentliches Steuerverfahren haben, und daß die Veranlagung zur Einkommensteuer kein Staatsgeheimnis ist. Zwar versucht in jüngster Zeit wieder das Großkapital, sich von dieser peinlichen Publikationspflicht zu befreien; aber es besteht wenig Aussicht, daß den Herren, die das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen haben, gelingen wird, die Geheimhaltung der Steuern wieder einzuführen. Und außerdem gibt es immer noch genug Leute, die gern ihre eigne Steuererklärung publizieren, wenn sie nur auf diese Weise erfahren, was der Nachbar verdient, wieviel er angibt und nicht angibt. Ein ähnliches Verfahren wie die Vereinigten Staaten hat übrigens auch ein europäisches Land, das trotz seines rötlichen Ministerpräsidenten Branting nicht eben in Verruf steht, revolutionär zu sein: Schweden.

Aus diesen beiden Beispielen ersieht man, daß die Offenlegung der Steuerlisten gewiß noch nicht der Weg zu großen Staatsumwälzungen ist — aber sie erschwert doch schon den gewerbs- und gewohnheitsmäßigen Steuerhinterziehern ein wenig das Handwerk. Grade deshalb darf man sich wohl nicht der Hoffnung hingeben, daß so etwas nun auch in Deutschland eingeführt wird. Denn scheinbar geht ja hier Alles wie am Schnürchen, und das Reich, die Länder und die Kommunen erhalten von Steuerzahlern mehr, als sie vorerst gebrauchen. Fragt sich nur, von welchen Steuerzahlern. Von den Steuereingängen des laufenden Etatsjahrs stellt die Vermögenssteuer noch nicht den fünfzigsten Teil. Und wer die zahlt, die mittlern oder die großen Vermögen, und wieviel mittlere und wieviel große Vermögen, den Steuererklärungen nach, aus der Inflation übriggeblieben sind: darüber schweigt doch immer des Sängers Höflichkeit. Das Reichsfinanzministerium hat noch keine Zeit gefunden, sich darüber zu äußern, und das hat wahrscheinlich seine guten Gründe. Denn selbst den Ministerialdirektoren am Wilhelmplatz scheinen die Deklarationen zur Vermögenssteuer so gefärbt und gefälscht, „uneinheitlich" und „unübersichtlich" zu sein, daß sie erst noch die Deklarationen des nächsten Jahres abwarten wollen. Man hat ja Zeit. Daß die Erklärungen der Vermögenssteuer einmal die Grundlagen zu einer allgemeinen Erfassung der Inflationsgewinne bilden sollten, ist wohl längst wieder vergessen. Die Lohnsteuer funktioniert ja, und an Vergangenes soll der Mensch nicht rühren.

Bemerkungen

Bayern

Ich kann den Namen Fechenbach gar nicht mehr hören, und ist es nicht überhaupt Unsinn, immer von Fechenbach zu reden? Müßte man nicht von den Bayern reden, über die Bayern — gegen die Bayern Vereine gründen, um aus ihnen Menschen zu machen mit modernen Humanitätsgedanken, modernem Rechtsempfinden? Wäre es nicht das Wichtigste, in ganz Deutschland außerhalb Bayerns Vereine zu gründen, in denen Vorträge gehalten werden über bayrische Staatsregierung und Banditismus, bayrische Justizskandale, bayrische Reichsuntreue und Verfassungsbrüche, bayrische Verletzung der Reichsgesetze durch Behörden, bayrische Strafrechtspflege und bayrische Polizei?

Ist es doch so weit gekommen, daß ein Verbrecher, der die Redaktion des sozialdemokratischen Blattes in Münster mit Dynamit in die Luft gesprengt hatte und nach München flüchtete, später bei der Verhandlung in Münster erklärte, er habe geglaubt, sich bei der bayrischen Polizei besonders insinuieren zu können, wenn er sich sofort als Täter des Verbrechens bekennte.

Ich erinnere weiter an das Versprechen einer Anstellung im bayrischen Staatsdienst, das Jemand einem Mörder als Belohnung für eine Mordtat geben zu können glaubte. Solche Dinge reden doch Bände.

Schon im Kriege stimmte es nachdenklich, daß die Franzosen, wenn wir ihnen die Schwarzen vorwarfen, uns das Schlachten von Gefangenen durch die Bayern entgegenhielten. Die Franzosen hatten dafür das Wort erfunden: „Bavoiriser quel'qu un", das heißt: Jemand mit dem Taschenmesser den Hals abschneiden! Und als im Jahre 16 mein preußisches Infanterieregiment in einer bayrischen Division fechtend im Elsaß einen Grabensturm machte, griffen die gefangenen Franzosen uns oft ängstlich an die Rockärmel mit den Worten: „Couronne ou chat?" Couronne war die preußische Krone auf unsern Knöpfen. Sie verbürgte den Franzosen angeblich, daß sie am Leben blieben. Chat war die Katze, der bayrische Löwe. Sahen die gefangenen Franzosen ihn auf den Uniformknöpfen, so fürchteten sie, von den wilden Bajuvaren getötet zu werden.

Aber auch die Bayern haben doch ein gewisses Ehrgefühl. Wenn man in jeder norddeutschen Großstadt in Volksversammlungen nach Einladung der am Orte wohnenden Bayern über den gegenwärtigen Tiefstand der Kultur in Bayern öffentlich verhandelte, würden sich zunächst die außerhalb Bayerns wohnen-

den Bajuvaren schämen und nach Hause an ihre Verwandten schreiben, wie man außerhalb Bayerns über Bayern denkt und urteilt, und daß alle sittlich empfindenden Deutschen sich der bayrischen Zustände schämten.

Wir können doch nicht dauernd im Deutschen Reich mit einem Volke zusammen leben, dessen Behörden und Gerichte so verfahren, wie die letzten Nummern der ‚Weltbühne' dokumentarisch festgestellt haben. Gründen wir Anti-Bayern-Vereine, zur innern Mission unter den Bajuvaren und zur sittlichen Vervollkommnung dieser merkwürdigen Nachkommen der keltischen Bojer, die das Deutschtum in allen fünf Erdteilen so furchtbar kompromittieren, und sagen wir jedem Bayern, der unter uns wohnt, so lange und so deutlich, was wir von seinen Landsleuten, seinen Behörden und seinen Gerichten halten, bis unter dem Druck der öffentlichen Meinung die Besserung eintritt, die die Reichsbehörden durchzusetzen anscheinend unvermögend sind.

Lothar Engelbert Schücking

Herman Heijermans

Herman Heijermanns ist gestorben; vielleicht besinnt sich noch Mancher auf ihn. Er hat einmal in Berlin gelebt, wo er ein sehr geschickter und behender Tagesschriftsteller war: er vereinigte Abenteuerlust mit Geschmack, eine nicht grade häufige Verbindung, und es war kein geringes Aufsehen, das seine Schilderungen aus dem Berliner Asyl für Obdachlose machten. Er hatte da eine Nacht in Lumpenkleidung geschlafen und berichtete nun über Fehler und Mängel des Hauses. Und er hat ein Stück geschrieben, das von reisenden Virtuosen viel gegeben wurde; es hieß wohl: ‚Der Brandstifter' und zeigte das Verhör von sieben Menschen vor einem Untersuchungsrichter, und diese Menschen waren nach einander auf der Bühne und konnten so von einem einzigen Schauspieler dargestellt werden. Aber das ist es nicht, warum ich einen kleinen Kranz auf das Grab dieses Mannes niederlegen möchte.

Heijermans ist der Verfasser der ‚Kettenglieder', eines alten, längst vergessenen Stückes. Es kam im Deutschen Theater zu Berlin acht Tage vor ‚König Lear' heraus, und beide Male spielte Schildkraut die Hauptrolle. Beide Male: einen alten Vater. Sein Lear mag große Werte aufzuweisen gehabt haben — größer, menschlicher, aufpeitschender war er bei Heijermans. Aber der Dichter war an dem starken Erfolg nicht unbeteiligt.

Da war ein alter Mann, ein Witwer, mit Söhnen und Töchtern und einer Familie, die

schließlich, mein Gott, wohl wußte, daß alle Menschen sterben müssen, und daß manche Tode mitunter manche Gelder bringen . . . Der Mann wirtschaftete so im Hause umher, im Geschäft, in der Familie . . . Und bekam plötzlich eines Tages den Einfall, sich noch einmal verheiraten zu wollen.

Gab das einen Stank —! Die ganze Familie stand auf dem Kopf. Was? Noch einmal heiraten? Dieser alte Knacker —? Das wär' gelacht. Es wurde aber nicht gelacht — es wurde getobt, geschimpft, gekämpft, mit einer Erbitterung, einem Haß, einer Verbissenheit, mit der sich eben nur Verwandte hassen können. Ein dicker Brodem stieg einem in die Nase.

Und was machte Schildkraut da nicht Alles —! In den ersten Akten ging er froh umher — ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre, so fühlte er sich. Er lachte, telephonierte — mir ist ganz unvergeßlich, wie er am Telephon saß und sich einen unsichtbaren Witz erzählen ließ: man hörte die Pointe ordentlich, ohne zu wissen, wer da sprach, und was da gesprochen wurde ... Na, und sein Sohn! Diese Affenliebe war gar nicht zu beschreiben. Einmal behandelte ihn der wie Staub am Absatz, der Alte sah ihm bewundernd nach, ein Leuchten stieg in seinen Augen auf, und er sagte, mit hochgezogenen Augenbrauen, leise vor sich hin: „Mein Sohn ..." Er war noch auf die Schläge stolz, die er von ihm bekam. (So liebt auch Rudolf Schildkraut seinen wahren — und bessern Sohn, den Josef.) Er war ein herrlicher Vater.

Und dann, als Alles vorbei war und nach dem unendlichen Familienskandal, in dem die schönen und wahren Worte fielen: „Wir sind doch nicht auf der Welt, um einander Freude zu machen!" — als da dem Alten klar wurde, daß es nichts mehr sei mit der Heirat, daß sie ihm die zukünftige Frau, den Eheplan und sein Lebensglück zu nichte gemacht hatten, da spielte Rudolf Schildkraut etwas, was außer ihm heute wohl nur noch Emil Jannings spielen kann: ein Leben in einer Geste. Er saß vor einem kleinen Tischchen, auf dem stand eine Flasche Cognac. Das war die Schlußszene des Stückes, die Bühne war sonst leer. Er sagte nichts. Er nahm den Stöpsel der Flasche ab, warf ihn in die Ecke, zögerte und schenkte sich ein: entschlossen, programmatisch, erstes Mal von vielen Malen. Das — das wird nun noch bleiben, bis an sein Lebensende. Alle Leute hatten nasse Augen, als der Beifallssturm losging.

Der Dichter, der dies ausgedacht hat, ist tot. Er war verbittert, heißt es, weil er trotz seiner großen Arbeitskraft zum Schluß ein Bettler war, der von den Gaben seiner Freunde leben mußte. Er war einmal gut genug gewesen, den leeren Raum zwischen Inseraten zu füllen, und

man hat ihn dafür bezahlt, ich bitte Sie. Hatte er mehr erwartet?

Leb wohl, Herman Heijermans. Du bist kein Inserent gewesen, und daher hast du es zu nichts gebracht als zu Elend und Bettelei und ein paar grünen Blättern auf deinem Sarg. Laß mich einen Zweig dazulegen.

Peter Panter

Rote Revue

Draußen in den Arbeiterbezirken ist ein Gedanke Wirklichkeit geworden, der zu den besten Traditionen volkstümlicher Kunst in einem merkwürdigen Verwandtschaftsverhältnis steht. Volkstümlich, im besten und tiefsten Sinne des Wortes, ist das Komödiespielen aus dem Leben für das Leben. Es ist nicht grade die Passion Christi, die das österlich erbaute Volk an das Leid des Lamms mahnt. Nein, es sind die Helden des politischen Theaters, die hier zu einem Rüpelspiel auf den dürftigen Brettern der Pharussäle verzerrt und verzogen erscheinen. Und wenn man nachdenkt, ist es doch ein Passionsspiel. O du großes Schaf Volk, daß du so lange ein Lamm geblieben bist!

Kommunisten haben diesen politischen Wanderzirkus aufgemacht. Sie nennen ihn, in der Inszenierung Piscators: Rote Revue in 14 Bildern. Nicht als ob das Spiel so überaus sehenswert wäre oder die Musik so hörenswert. Staunenswert aber dies Volk, das dichtgedrängt den Saal füllt. Wo gibt es noch ein Theater, das so wirkt — so aufwühlend, begeisternd, vernichtend, hinreißend? An der Wirkung sollt Ihr sie erkennen, die Kunst nämlich. Da begleiten — eine groteske, aber folgerichtige Anwendung des griechischen Chors — zwei Männer mit ihren Glossen das Spiel auf Bühne und Leinwand. Sie sind der Mensch gewordene Klassenkampf: der Kurzarbeiter und der Bürger (Muster: Rindvieh engros). Dem Volke aber sind sie blutrünstige Wirklichkeit. Diese Frauen haben schon beim zweiten Bild vergessen, daß Alles nur Spiel ist: sie äffen wutschnaubend den Herrn Bürger nach, der dem Staatsanwalt beipflichtet, und sie jubeln dem Arbeiter zu, der die Frau des Straßenbahnschaffners aufklärt. Wir sehen, daß der Komödiant auch den Politiker, den politischen Redner lehren könnte. Da wird ein Kommunist ins Zuchthaus geschickt. Er verteidigt sich; seine Verteidigung wird zur Wahlrede, deren Stichhaltigkeit unwiderlegbar ist: geht er doch ins Zuchthaus für seine Ueberzeugung! Der Marsbewohner macht die Entdeckung, daß es Menschen gibt, die schuften und hungern, damit andre Geld verdienen. Er erklärt sich das mit der weiten Verbreitung einer Gattung Wahnsinniger, die man auf Erden „Proletarier" nennt. Sentimental, aber hier nicht minder wirksam ist die Szene: der Mann der Arbeit in der Sektdiele. Zum Schluß wird

unter großem Beifall Alles kurz und klein geschlagen.

Der rote Zirkus als Werbemittel — ein guter Gedanke.

Bruno Frei

Erotik des Bubikopfs

Warum reden zu dieser Angelegenheit nur Haarnadelfabrikanten, Friseure und Vollbartmänner von echtem Schrot und Korn?

Warum redet nicht Der, für Den, von der Haartracht bis zum Strumpfmuster, im Grunde alle Moden geschaffen werden — der Erotiker?

Warum hat noch Keiner seiner Kategorie gesagt, daß es hundertfach angenehmer ist, kurzgelocktes Frauenhaar zu kosen als langwallendes, da ja der Streichelnde Frisur und Stimmung seines Opfers gleichermaßen zerstört, wenn ihr Haar aufgesteckt ist, und ihr meistens weh tut, wenn es offen hängt?

Warum wird darüber geschwiegen, daß auch unauffälliges, nicht sehr reiches Haar Reiz und Fülle gewinnt, sobald der nichtssagende Knoten geopfert ist?

Warum hat noch Keiner bekannt, daß der Nacken der Geliebten sich um vieles süßer küßt unterm geschnittenen Haar als unterm nadelgespickten Knoten?

Warum hört man so selten derlei zielsichere Aussprüche wie den jenes ehrenfesten schweizer Spießbürgers, der in meiner Gegenwart jüngst auf der Terrasse des Zürcher Sonnenbergs zu einer andächtig zustimmenden Runde von Standes- und Gesinnungsgenossen also sprach: „Allsamt sollte' sie sich d' Haar abschniede, die Frauenzimmer! Denn z'waas send sie guët? Zu waas, frag' ich? Zu dem, daß, wenn man oabends z' Bett gechangen ischt und es ischt recht gemütlich, daß dann d' Frau auf einmal Au schreit . . . Abschniede, sag ich, nor abschniede . . ."

Warum also hört man dergleichen Ehrlichkeiten nicht öfter? Weil die Erotiker dies und Alles ohnehin wissen. Und weil die Andern sich doch nicht belehren lassen. Und weil wir allesamt Heuchler sind!

Hans Glenk

Antworten

Katholik. Auf dem Festkommers Ihres letzten Katholikentages sprach Herr Professor Timpe: „Nicht nur im Privatleben, nein, auch im Leben der Völker haben die ewig göttlichen Gesetze ihre Geltung. Der Krieg aus Gründen der Notwehr ist nach den Lehren der Kirche und denen des vierten Gebotes sittliche Pflicht." Nach den Lehren der Kirche vielleicht, nach den Lehren der Bibel sicherlich nicht — und, was wichtiger ist: nach den Lehren der Vernunft und der Menschlichkeit ist er ein unnützes Verbrechen. Aber wer wird trübetimplig sein, wenns gilt, einen Mord zu segnen! 10 Uhr 50: Abbruch der Feuervorbereitungen, 10 Uhr 55: Sturmangriff. Lasset uns beten!

Dr. Werner Randolph. Auf meine Antwort in Nummer 40 erwidern Sie: „Ja, das Baden in Skandinavien ist ein besonderer Fall. Und ein Ausnahmefall, der sich kaum zur Regel für die ganze Welt machen läßt. Ist es aber auch so wichtig oder erstrebenswert, oder wäre so viel damit gewonnen? Doch das sei dahingestellt: mir will scheinen, daß zwischen Turnen und Baden ein großer Unterschied ist. Adolf Koch zwingt seinen Kindern, die jedenfalls in Gruppen vereint sind, einen ungewohnten, ihre Neugier weckenden Anblick auf, der unsern übrigen Lebensgewohnheiten widerspricht. Männer und Frauen und Kinder im skandinavischen Seebad sind — so vermute ich — dazu erzogen und daran gewöhnt, sich nicht neugierig zu begaffen, und überdies jederzeit imstande, Stand- und Liegeort so zu wählen, daß sie nicht zum Sehen und Gesehenwerden gradezu gezwungen werden. Nackte Menschen in Reih und Glied sind etwas Andres als Badende in freier Bewegung. Zudem sind nasse Hüllen auf der Haut lästig, ja, bei längerm Verweilen in der — womöglich nicht sehr warmen — Luft schädlich. Beim Turnen mit trockenem Körper kommt dies Alles gar nicht in Betracht." Der Autor des umstrittenen Aufsatzes, Walther von Hollander, hält eine Antwort darauf für „zwecklos".

Kalendermacher. Erst heute hast du dich von deinem Staunen erholt. Am 28. Juli bekamst du das Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt in die Hände, und da lasest du in einer Plauderei: „. . . . Und überhaupt: im vorigen Jahre wars immer die Inflation, in diesem ist es nur die Deflation. Es ist eben mit den ganzen Inflationen nichts. Na, laß man, am 4. Mai wirst du mit ‚ihnen' abrechnen." Am 4. Mai? Was ist am 4. Mai 1925 zu erwarten? Ich wills dir sagen, auf daß ein verständnisinniges Grinsen über dein Gesicht gehe: Diese Plauderei ist vor den Maiwahlen entstanden und ein bißchen auf der Redaktion liegen geblieben. Der Redakteur hat nichts gemerkt — und der Leser des Berliner Lokal-Anzeigers? Ja, wenn der die Fähigkeit hätte. überhaupt was zu merken, würde er doch zunächst einmal merken, welch eine Sorte Blatt er da liest. Und zu einer andern übergehen.

Dr. Karl Wolff in Altona. Die Hamburger Nachrichten veröffentlichen zwei Spalten, die über die ganze Seite gehen: „Herzogliche Hochzeit in Ludwigslust. Momentbilder von der Hochzeit des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg-Schwerin mit der Herzogin Johanna Albrecht." In Ludwigslust und im Kopf eines Schmocks der

Hamburger Nachrichten geht es folgendermaßen zu: „Wege an stillen Wassern werden zum leuchtenden Teppich, auf dem allstündlich Frau Fama leichtfüßig vom Schloß in das Getriebe des Städtchens huscht und neue frohe Erregungen vor schwerfällige Haustüren schüttet . . . Die schwarze Gästetafel des Hauses biegt sich an der getäfelten Wand fast unter der Wucht der alten Geschlechter und plaudert harmlos die kreidestiftigen Indiskretionen aus: sie erzählt, daß Graf Dumonceau, der niederländische Oberhofmeister, ein Frühaufsteher ist — er hat zu 7½ Uhr bereits sein Bad bestellt und wünscht um 9 Uhr das Frühstück . . . Das häßliche Toben der Novemberwinde von anno 18 hat sich an den alten Eichenkronen des Parkes gebrochen . . . Der Hochzeitsmorgen selbst kam ein wenig trübe herauf, aber die Flaggen lagen gut im Oktoberwehn . . . Im Park wird noch einmal die letzte Zurüstung getroffen. Die Hoflakaien zupfen die weißen Handschuhe zurecht und beobachten sorgfältig den graden Sitz der Naht des hellen Strumpfes . . . Es ist keine Kleinigkeit, das Hochzeitsmenu herzustellen, die Seezungenschnitzel mit Champignons, die übersülzte Gänseleber, den Wildrücken mit . . . 11 Uhr 50. Die Autos, Equipagen fahren am Schloßportal vor. Unter dunkeln Zivilmänteln sieht man das Gold, das Blau, das Rot der großen Gala-Uniformen. Viele markante, schneidige Erscheinungen, ordengeschmückt, straff in der Haltung, manche schöne majestätische Frau . . . Es ist fast ganz wie in alten Tagen . . . Unten die Menge freut sich am Glanz ihres Herzogshauses, tuschelt und schaut und fragt . . . Ein letztes Hupensignal, eine letzte blaue Husarenuniform, ein letztes Schlagen der großen Tür, ein letzter Blick auf den frohen Glanz solcher Festlichkeit, den es Gott sei Dank noch gibt in unsern nüchternen Tagen . . . Er legte seinen Worten den Bibeltext Jes. 28 Vers 29 zu Grunde: ‚Des Herrn Rat ist wunderbarlich und führt es herrlich hinaus.' . . . Zur Trauung führten dem hohen Paare voranschreitend: der Großherzog, die Königin der Niederlande . . . mit der Großherzogin Alexander, weiter Prinzessin Helene zu Ysenburg und Büdingen, Prinz Ernst Heinrich zu Stolberg-Roßla . . . und die Herzogin Woyzlawa. Die Offiziere der Regimenter des Herzogs brachten ihre Geschenke, die Hofstaaten, die Vereine . . . Unter den übrigen Gästen befanden sich . . . Ferner der Generalstabschef des Kronprinzen . . . Und es trugen: der Herzog die Gala-Uniform der kaiserlichen Schutztruppe . . . dunkelblaue Robe mit indischen Brokatstickereien . . . Millionenwerte alten königlichen und fürstlichen Familienschmucks . . . Da nahm der Herzog und die Frau Herzogin eine guirlandengeschmückte offene Viktoria und fuhren an fröhlichen Mecklenburgern vorbei zum Bahnhof." Der Schmock blieb zurück, nicht ohne sich über den „Ober" des Hotels lustig gemacht zu haben: „In der Schloßstraße hat der Ober ein paar Ehrfurchtsfalten im Gesicht: Prinz Heinrich von Holland hat im Verlaufe des Dienstag Nachmittag, man denke! huldvolle Worte an ihn gerichtet." Aber der Schmock der Hamburger Nachrichten hat, man denke! den Bratenduft der allerhöchsten Herrschaften aufriechen dürfen, und es trifft auf ihn zu, was er von seinem „Ober" sagt: „Er haspelt und ver-

beugt sich und hat bereits ganz feudale Handbewegungen." Die politische Absicht der Hamburger Nachrichten ist klar: die törichte Schilderung appelliert an die knechtseligen Masochisten unter den Deutschen und will keine Männer, sondern Zaungäste in den Straßen. Schützenuniformen nicht existierender Regimenter; Regimenter, die der Herzog selbstverständlich nicht „hat"; Trara und Bumbum; Sehnsucht nach der vergangenen Zeit — und ein Friedensberichterstatter von einer Qualität, daß sogar Holzbock den Versuch machen könnte, sich heut noch die Haare einer vergangenen Zeit auszuraufen. Die Hamburger Nachrichten aber sehen aus, wie, nach dieser Schilderung Küche und Vorratskammer des Schlosses in Ludwigslust: „Da kann man einen Blick auf das herzogliche Eingemachte werfen."

Joseph Friedfeld in London. Sie schreiben mir: „Ich bin Herrn Professor Neunzig für die Berichtigung in Nummer 48 aufrichtig dankbar. Tatsächlich sollte es ‚MacDonalds indische Politik' heißen. Ob das Wort ‚indische' auf dem Weg von der Feder zum Papier oder vom Manuskript in den Satz weggefallen ist, weiß ich nicht; aber ich bedaure, daß dieser Wegfall den Anschein einer voreingenommenen Berichterstattung erwecken konnte. In der Sache selbst glaube ich recht zu haben. Obwohl ich den Reaktionären gegen MacDonald nicht gern helfe (denn ich bin wie Kurt Hiller in Nummer 48 der Meinung, daß Wirth besser als Stresemann und MacDonald viel besser als Baldwin ist), hat doch MacDonald nicht nur in Angelegenheit des Sinowjew-Briefes, sondern in vielem Andern, auch und vor Allem in der Frage der Flottenkreuzer, Indiens und Aegyptens, schwere Fehler gemacht (nicht im Sinne der Reaktionäre selbstverständlich) — Fehler, an die der ‚rank and file' der Independent Labour Party mit Scham zurückdenkt, und die sich jetzt bitter rächen. Sein Kabinett hat nicht nur, wie Herr Professor Neunzig schreibt, ein System nicht abgestellt, wonach die indische Polizei bestimmte Zeugenaussagen gegen eingeborene Verschwörer verwertet, sondern die Einführung von Ausnahmebestimmungen verfügt oder gutgeheißen. Dies war nur eine konsequente Fortsetzung jener Politik, die Ramsay MacDonald — zur Bestürzung der Independent Labour Party — mit seinem Briefe nach Indien im Januar 1924 eingeleitet hat." Woraus zu folgern wäre, daß wir auf dem Festland MacDonald fälschlich höher bewerten als unsre Noskes. Denn der Unterschied, daß er wenigstens anders kann als unsre armen Hascherl, ist unbeträchtlich, da er ja doch nicht anders tut. MacDonald ist, seit für ihn die Aussicht bestand, Minister zu werden, ein Verfechter des Friedens zwischen Kapital und Arbeit, also Gegner der Streiks und ruft bei allen Lohnforderungen der Arbeiter: Profitgier! und: Mangel an sozialer Verantwortung! So ist offenbar auf der ganzen Welt dafür gesorgt, daß wir nicht gar zu neidisch zu werden brauchen.

Reklamechef. Das ist noch gar nichts. Im Buchhändlerbörsenblatt, das zu den reaktionärsten und trotzdem amüsantesten Fachblättern Deutschlands gehört, zeigt ein wittenberger Verleger den Dichter Planitz in einer Reihe von Inseraten an. Die Sache begann

ganz harmlos und normal so, daß zunächst ein Inserat auftauchte: „Nach langjähriger Krankheit hat der Dichter Edler von der Planitz seine dichterische Betätigung wieder aufgenommen." Und jetzt muß im Verlag ein Unglück geschehen sein, denn es begibt sich Folgendes: „Dante formte in seiner ‚Göttlichen Komödie' das Jenseitsmysterium Italiens. Planitz versinnbildlichte mit der ‚Hexe von Goslar' das Diesseitsproblem Deutschlands. Shakespeare dichtete aus phantastischen Stoffen sein ‚Wintermärchen'. Planitz schuf aus wirklichen Ereignissen in seinem ‚Königsmärchen' eine in Mondschein und Wellenglanz schimmernde Märchendichtung. Schiller bekämpft in seinen ‚Räubern', Planitz in seinem Schauspiel ‚Sisyphus' Geschlecht' sozialrevolutionär den jeweiligen Zeitgeist. Homer reihte in der ‚Ilias' waffenklirrende Schlachtenbilder von antiker Größe. Planitz zeichnete in seinem ‚Sturm auf Vionville' das grandioseste Schlachtengemälde, das die moderne Dichtung kennt. Goethes erschütternder Ballade ‚Die Braut von Korinth' steht als Parallele desselben Grundgedankens Planitz' prachtvolle antike Ballade ‚Die Nacht Aphroditens' gegenüber. Planitz' ‚Die letzten Buren' fordern die Frage heraus: Welcher moderne Dichter meißelte eine Heldenschar von solcher Monumentalität? ‚Wir stehen im Walde und halten Wacht, Die letzten Männer der Buren. Wir sitzen im Sattel bei Tag und Nacht, Wie wirs auf die Bibel uns schwuren. . .' Ich erkenne freudig an, schreibt Graf Hochberg, ehedem Generalintendant der Königlichen Schauspiele in Berlin, daß Planitz' ‚Hyänen der Liebe' geschildert werden, wie sie wirklich sind, im Gegensatz von Dumas' ‚Dame aux Camélias' und andern rührseligen Huren, die nur eine Fratze sind und mit dem Stande dieser Weiber versöhnen sollen. Es liegt hier im Gegensatz zu Dumas eine wahrhaft sittliche Idee vor . . . Ich stehe nicht an, erklärt Studienrat Dr. Karl Menne, Privatdozent an der Universität in Köln, Planitz' Schauspiel ‚Sisyphus Geschlecht' aesthetisch höher zu bewerten als die Hauptmannschen Dramen . . . Planitz' ‚Pan im Busch' endlich fand bisher keine Parallele. Dieser eigenartigen, Altertum, Mittelalter und Gegenwart zu einer einheitlichen Handlung verschmelzenden Dichtung fehlt das Gegenstück in der Weltliteratur." Schade. Jammerschade.

Dieser Nummer liegen Prospekte des Propyläen-Verlags und des Verlags S. Fischer bei.

Verantwortlicher Redakteur. Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich f. d. Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin W35, Nlldf. 792, Blumeshof 1. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Politische Diagnose von John St. Loe Strachey

London, Ende November 1924

In der Politik ist, wie in der Heilkunde, die Diagnose der Anfang aller Dinge. Stellt der Staatsmann, wie der Arzt, die richtige Diagnose, so ist die Verordnung des wirksamsten aller erreichbaren Mittel eine verhältnismäßig leichte Sache. Meist aber irrt der politische Arzt in der Erkenntnis des augenblicklichen Krankheitsbildes seines Staates, und dann nützen ihm andre gute Eigenschaften gar nichts. Konstruktives Staatsmannstum, Kenntnisse der Sozialwissenschaft, Oekonomie und Jurisprudenz, Rednergabe und Fähigkeit, mit Menschen umzugehen — so wichtig auch diese Hilfsmittel sämtlich sind: sie ersetzen doch nicht die grundlegende und wesentliche Begabung, eine Diagnose stellen zu können. Das Genie, das sich in der Politik nicht auf Diagnose versteht, wird ausgestochen von dem Talent, das sich auf sie versteht.

*

Ein bemerkenswertes Beispiel hierfür ist der Sturz Ramsay MacDonalds. Woran ist er samt seinem Kabinett gescheitert, wenn nicht an der falschen Diagnose! MacDonald besitzt viele große Eigenschaften eines Parteiführers, ja, eines Staatsmanns, — aber: eines keltischen Staatsmanns. Diese Besonderheit hat ihm, wie schon Andern vor ihm, eine gewisse Anziehungskraft für Engländer verliehen, denn der Engländer, obwohl oder grade weil sein Geist ganz anders als der keltische arbeitet, neigt dazu, der dämmerigen Inspiration der Kelten zu unterliegen. Dieser Vorteil des keltischen Politikers wird jedoch aufgewogen durch sein mangelhaftes Verständnis für die geistige Beschaffenheit des englischen Volkes und seine Unfähigkeit, eine richtige Diagnose für England zu stellen.

Daher MacDonalds seltsamer Irrtum im Falle Campbell. Campbell hatte einen Artikel geschrieben, aus dem hervorging, daß er die englischen Truppen der Marine aufreizen wollte. Daraufhin hatte die Staatsanwaltschaft ein Verfahren eingeleitet und — wieder eingestellt. Wie behauptet, aber nicht zugegeben wurde: veranlaßt durch MacDonald. Schon die Annahme, daß ein solcher Eingriff in ein schwebendes Verfahren stattgefunden haben könnte, ist für englische Begriffe unerträglich. Dem Durchschnittsengländer erscheint diese Angelegenheit sogar so unglaublich, daß er nach einer unliebsamen Erklärung des Zwischenfalles sucht, obgleich wahrscheinlich gar keine existiert. MacDonald hat jedenfalls eine Untersuchung im Unterhaus verweigert. Wer Anspruch auf politische Kenntnisse zu haben glaubt, sollte wissen, daß Einer, der das Ver-

trauen der Wählerschaft gewinnen will — und ein Premierminister ganz besonders muß es gewinnen wollen —, durch die Verweigerung einer Interpellation auf dem besten Wege ist, es zu verlieren. Das Recht der Interpellation ist mit tausend Fäden in den Teppich der Verfassung verwoben. Nicht umsonst nennt sich das Unterhaus: die höchste Instanz der Nation. Das Recht des Parlaments, Alles — vom Einkommen des Herrschers bis zur Dauer der Mittagspause der untern Staatsbeamten — zu erörtern, ist noch nie in Frage gestellt worden ohne Schaden für Die, die das taten. Bevor MacDonald endgültig die Untersuchung der Regierungsmaßnahmen im Falle Campell ablehnte, war er wiederholt darauf hingewiesen worden, daß die unionistische Regierung zwar ungern, doch unverzüglich in die Untersuchung des Falles Jameson eingewilligt hatte. Nicht anders im Falle Marconi. Asquith und seine Regierung fanden dergleichen selbstverständlich und unerläßlich. Auf Grund von Präzedenzfällen oder intuitiv wußten sie, daß die Verweigerung einer Interpellation, ob auch zu Unrecht, wenn nicht als Schuldgeständnis, so doch zum mindesten als unzulässige Geheimniskrämerei betrachtet wird. Die kategorische Forderung des englischen Volkes, Tatsachen zu erfahren und nichts vorenthalten zu bekommen, ist das untrügliche Merkmal seines Herrentums, seiner Fähigkeit, sich selbst zu regieren. Es hat nicht die Absicht, sich einzumischen oder einen „unfairen" Druck auf beauftragte und ausführende Behörden auszuüben — aber Geheimniskrämerei duldet es einfach nicht. Nebenbei gesagt, identifizierte sich hierin die Königin Victoria vollständig mit ihrem Volke. Sie kannte die Grenzen ihrer Macht als konstitutionelle Herrscherin und versuchte niemals, ihre Macht zu erweitern oder die Wichtigkeit und Allmacht des Unterhauses zu untergraben. Auf etwas aber bestand sie stets, und das war: genau über die Tatsachen orientiert zu sein. Sie duldete es nicht, im Unklaren gelassen zu werden, sondern beanspruchte als ihr unantastbares Recht: zu wissen, was ihre Minister vorhatten. Das englische Volk duldet aus einem tiefen und großen Bewußtsein seiner Macht keine Geheimniskrämerei, wie unschuldig auch der Grund dafür, und wie sehr auch gekränkte Eigenliebe im Spiel sein mag. In Einer Hinsicht bringt dieser Vorwand das englische Volk nur noch mehr auf. Er verletzt es an seiner empfindlichsten Stelle: in seinem Stolz auf sein Gerechtigkeitsgefühl. „Ihr wißt oder solltet wissen, daß wir euch, sobald die Tatsachen uns bekannt sind, in allen Punkten gerecht und ‚fair' behandeln werden. Wir sind nicht eure politischen Gegner. Wir kümmern uns nicht im geringsten um Bericht und Spruch der Gerichte. Wir halten uns an die Tatsachen, die die Untersuchung zu Tage

gefördert hat. Zu sagen, daß wir nicht befugt sind, diese zu kennen, heißt: unsre Rechte ableugnen — und das werden wir niemals zugeben."

MacDonald aber machte nicht nur den Fehler, zu vergessen oder zu ignorieren, daß der Engländer an die Interpellation als Allerweltsmittel ebenso glaubt wie daran, daß Informiertheit nicht nur ein Machtbeweis, sondern die Macht selbst ist. Der Zufall wollte, daß er dank seiner falschen Diagnose einen noch verhängnisvollern Fehler machte. Das britische Volk lehnt nichts so sehr ab wie Einmischung in die Gerichtsbarkeit. Instinktmäßig verabscheuen die Engländer die Art, wie die Exekutive im Ausland versucht, die Figuren des politischen Schachbretts zu bewegen, und das „droit administratif" ist ihnen ein wahres Schreckbild. Sie freuen sich, daß Richter sich niemals ihr Recht, Recht zu sprechen, von Polizisten verkürzen lassen. Vor den Schranken des Gerichts ist die Aufklärung und Beurteilung des vorliegenden Falles ausschließlich ihre Sache. „Wir wünschen eine automatisch funktionierende Gerichtsbarkeit und keine der Menschenwillkür unterworfene. Bringt die Sache vors Gericht und laßt ein unparteiisches Verhör stattfinden" — dies ist stets das instinktmäßige Verlangen des englischen Volkes. Das tritt besonders stark hervor, wenn ein Fall tatsächlich vor Gericht gekommen ist und dort ohne Abbitte oder Unterwerfung des Angeklagten zurückgezogen wird — und nicht etwa wegen eines technischen Irrtums, sondern weil die Behörde anscheinend andrer Meinung geworden ist. Dies ist auch der Grund, warum das Recht zur Niederschlagung des Urteils während der großen Revolution und der Regierung Karls II. dem englischen Volk so verhaßt war. Man war immer der Meinung, daß die Exekutive kein Recht hat, den Hahn der Gerichtsbarkeit nach Belieben auf- und zuzudrehen. Wird dies einmal nicht aus reinen Rechtsgrundsätzen zugelassen — wie sie, zum Beispiel, sich aus dem Instanzenweg, wegen einer nicht statthaften Anklage, einer unrichtig oder nicht rechtmäßig zugestellten Vorladung, ergeben könnten —, sondern aus Opportunitätsgründen: dann kann das Gesetz nach Gutdünken der Exekutive gehandhabt werden. Die Ausübung der Gerichtsbarkeit muß in unparteiischen Händen und nicht in den Händen einer Partei liegen.

Weil ich auf MacDonalds Mangel an politischer Diagnose so ausführlich eingegangen bin, darf man nicht annehmen, daß ich ihn für den Einzigen halte, der in dieser Hinsicht einen Bock geschossen hat. Mehrere Unionistenführer sind, wenn auch auf andre Weise, ebenso töricht gewesen wie er. Dem Durchschnittsengländer ist nichts so zuwider wie der Versuch bei den Wahlen, die Wichtigkeit der politischen Fehler seiner Führer

zu unterstreichen. Genau so wie der Richter dem Anwalt die größte Freiheit in seinen Darlegungen einräumt, überzeugt, daß Übertreibungen keinen Einfluß auf sein Urteil haben können, und daß ihm schon gelingen wird, durch seine Bemerkungen eine Beeinflussung der Geschworenen zu verhindern: so bringt das englische Volk bei politischen Streitfragen Das, was Lord St. Leonards den Auktionssaaltratsch nennt, immer in Abrechnung. Einmal versuchte ein Kläger, einen Kaufabschluß auf einer Auktion rückgängig zu machen, indem er geltend machte, daß die Lieferung den Anpreisungen des Auktionssaales nicht entspräche. Das Gericht aber war der Meinung, daß es unvernünftig wäre, die Anpreisungen des bezahlten Auktionators als verbindlich zu betrachten. In gleicher Weise beharrt das englische Volk darauf, das Geschwätz des politischen Auktionssaals cum grano salis zu nehmen, und kümmert sich wenig um die geschwollenen Phrasen in einer politischen Rede. Hiermit meine ich, daß es als „unfair" empfindet, Jemand Verräter, Unpatriot oder schlechten Bürger zu nennen, weil er sich auf der Rednerplattform in lächerlichen Gemeinplätzen ergeht. Diese Tatsache sollte, finde ich, von Staatsmännern wie Churchill und Lord Birkenhead und von der ‚Morning Post' beherzigt werden, wenn sie über die Arbeiterpartei herfallen. Ich sage nicht, daß die Plattformhetze keine Gefahr birgt, oder daß es so etwas wie Verrat einfach nicht gibt — aber ob nun mit Recht oder Unrecht: der Engländer wird schwerlich das wilde Gerede der Plattform als guten Grund für eine Aechtung ansehen. Dies hindert ihn nicht, der Meinung zu sein, daß Jemand, der in seinen Schriften für Anstachelung zum Aufruhr eintritt und weder zugibt, daß er unbesonnen spreche oder schreibe, noch erlaubt, daß Andre für ihn diese Entschuldigung geltend machen, vors Gericht gehöre. Die Geschworenen vermögen sehr gut zu beurteilen, ob politisches Auktionssaalgeschwätz oder was Schlimmeres die Anstachelung zum Aufruhr verursacht hat.

*

Und die Lehre meines Abstechers in die Pathologie der Politik? Sie ist, meine ich, in Einem Satz enthalten. Der Staatsmann sollte sich eher vom Instinkt des Volkes, dem er seine Führerschaft anbietet, leiten lassen als von der reinen Logik. Keineswegs aber darf er seinem eignen Instinkt vertrauen, es sei denn, daß er sicher ist, dieselbe „Mentalität" zu haben wie die Mehrzahl seiner Landsleute. Ist seine „Mentalität" keltisch gefärbt und will er in England wirken, so muß er besonders darauf bedacht sein, die Kunst der Diagnose — denn sie ist eine und, wie so viele andre, eine instinktmäßige — so sehr wie möglich zu pflegen!

Seipels Sturz von Alexander Herrmann

Wien, Anfang Dezember 1924

Der „Retter Oesterreichs", der „Märtyrer der Seelensanierung", der „bedeutendste Politiker Mitteleuropas" ist vom Schauplatz seiner Tätigkeit verschwunden. Eine bankrotte Volkswirtschaft; eine verfahrene Staatswirtschaft; trostlose politische und oekonomische Verhältnisse; ein zugrunde gehendes Volk: das sind die Ergebnisse seiner zweijährigen erfolgreichen Politik. Seipels Demission, die nach den Meldungen der Blätter überraschend, „wie ein Blitz aus heiterm Himmel" kam, ist nichts andres als der Schlußpunkt eines traurigen Kapitels oesterreichischer Geschichte, das von Dummheit und Böswilligkeit, von Ignoranz und Gewissenlosigkeit erzählt, eines Kapitels, das mit dem Blut tausender Schaffender geschrieben ist und den Titel: Sanierung Oesterreichs durch den Völkerbund führt, künftig aber den Titel: Die Exploitierung Oesterreichs durch das Ententekapital führen wird. Lange Zeit erwartet, ist Seipels Demission nur die Anerkennung bestehender Verhältnisse, die Bestätigung der unhaltbaren Lage Oesterreichs.

Als Seipel von seiner letzten genfer Reise zurückkehrte und statt der erhofften Erleichterungen Verschärfungen der Kontrolle heimbrachte, begann man schon von einer Umänderung der Regierung zu sprechen. Es tauchten Gerüchte auf, die von einer persönlichen Bindung Seipels dem Völkerbund gegenüber erzählten, Gerüchte, die auf Wahrheit beruhten. Auch aus Seipels persönlicher Haltung ersah man bald, daß er nur auf die Gelegenheit zum Davonlaufen wartete. Am liebsten wäre den bürgerlichen Parteien gewesen, den Sozialdemokraten die Verantwortung für das Fiasko der Sanierung aufzuhalsen, und es erschienen in den Zeitungen aller Parteischattierungen, von der ‚Reichspost' bis zur ‚Stunde', von der ‚Neuen Freien Presse' bis zum ‚Tag' Artikel, die mehr oder weniger deutlich die Sozialdemokraten zu einer neuerlichen Koalition einluden. Doch die Sozialdemokraten taten ihren Gegnern nicht den Gefallen; was dem politischen Verstand ihrer Führer alle Ehre macht und sich in absehbarer Zeit als nützlich erweisen wird. Sobald Seipel die Aussichtslosigkeit aller Bemühungen um die Sozialdemokratie erkannt hatte, begann er, gegen die Opposition anzugehen. Er ritt eine frischfröhliche Attacke gegen die weltliche Schule, in der Hoffnung, wenigstens im Kampf eine gute Möglichkeit für seinen Rücktritt zu finden. Er hatte aber nicht mit der zähen Anhänglichkeit seiner deutschnationalen Kollegen an ihre Ministerfauteuils gerechnet. Sie stellten ihr Kulturkampfprogramm zurück, und die Regierung Seipel war wieder einmal gerettet. Leider — wie Seipel damals sagen mochte.

Inzwischen wurde die Lage immer unhaltbarer. Durch innere neue Finanzskandale schwer kompromittiert, verlor die

Regierung die letzten Reste von Autorität. Die einseitige Bevorzugung der Banken, besonders von Instituten, die der Regierungspartei nahe stehen, mußte in dem Augenblick die Stellung der Regierung erschüttern, wo der faule Kern der zahllosen Neugründungen ruchbar und sichtbar wurde. Es zeigte sich, daß sämtliche Verordnungen und Gesetze zugunsten der Banken durchlöchert wurden. Wir haben ein Gesetz, das den privaten Handel mit ausländischen Zahlungsmitteln verbietet — und an der Börse wurde ganz offiziell eine Frankenkulisse etabliert. Der Verlust an der Frankenkontermine und der darauf folgenden Börsenbaisse beläuft sich nach vorsichtigen Schätzungen auf 5½ Billionen Kronen, die größtenteils ins Ausland abwanderten. Staatsgelder wurden in offensichtlich faule Banken, wie die Nordisch-Oesterreichische Bank, eingelegt und, trotz wiederholter Warnungen, darin belassen, weil man Parteifreunden Gefälligkeiten erweisen wollte. Wie man bei der Erteilung von Bewilligungen zu Kapitalsvermehrungen vorging, spottet jeder Beschreibung. Schwindelgründungen, wie die Konzernunternehmungen der Dr. Maria Braun-Stammfest, erhielten die Bewilligung, ihre wertlosen Aktien unbeschränkt zu vermehren und sie so tausend kleinen Leuten anzuhängen. Hinzu kam eine erschreckende Unwissenheit in oekonomischen Dingen. Ein klassisches Beispiel dafür war die Schaffung der Silberschillinge, die, trotz der Warnung Otto Bauers, hochwertig ausgeprägt wurden. Überall im In- und Ausland gehamstert, verschwanden sie im Nu aus dem Verkehr, und jetzt sieht sich die Regierung, infolge der Silberhausse auf dem Weltmarkt, genötigt, sie einzuziehen, da ihr Silberwert das Nominale übersteigt. Selbstverständlich fällt keinem Menschen ein, sie abzuliefern, und so ist wieder ein beträchtlicher Teil oesterreichischen Nationalvermögens ins Ausland abgeflossen. Korruption und Unwissenheit im Finanzministerium, Korruption und Unwissenheit im Heeresministerium, wo der Trainrittmeister Vaugouin regiert, und wo wir seiner „Pflege der ruhmreichen habsburgischen Tradition" wieder Prozesse wegen Soldatenmißhandlungen, Selbstmorde von Wehrmännern, Zusammenstöße zwischen Zivilisten und Offizieren verdanken.

Aus diesem Sumpf von Korruption und Mißwirtschaft, den Oesterreich darstellt, ragt eine Insel hervor: Wien, das sich unter der sozialistischen Führung zu bemerkenswerter Blüte aufgeschwungen hat. Es ist daher nicht verwunderlich, daß zwischen der Gemeinde Wien und der Bundesregierung ein heftiger Kampf entbrannt ist. In diesem Kampf stieß nun die Regierung plötzlich auf den erbitterten Widerstand ihrer eignen Gefolgschaft in der Provinz — die christlich-sozialen Landeshauptleute meuterten. Und das ist so gekommen:

Die oesterreichische Verfassung ist föderativ — innerhalb des Bundes hat jedes Land politische und oekonomische Autonomie. Diese Verfassung, zur Zeit der Koalitionsregierung unter dem direkten Druck Seipels geschaffen, hatte den Zweck, der damals unter sozialdemokratischem Einfluß stehenden Re-

gierung christlich-soziale Bollwerke in den Ländern entgegenzustellen. Die Sozialdemokraten begnügten sich, Wien, wo sie herrschten, ebenfalls die staatsrechtliche Stellung eines Landes zu verschaffen, um wenigstens hier ihre Wirtschaftspolitik unabhängig von der Regierung durchführen zu können. Der Erfolg stellte sich ein, die wiener Finanzen entwickelten sich überraschend gut, kein Wunder also, daß Seipel sich seit Jahr und Tag krampfhaft bemühte, die Wiener, die ohnedies den größten Teil der Bundeslasten zu tragen haben, noch stärker zu Steuerzahlungen heranzuziehen. Aber dies wäre nur durchführbar gewesen, wenn die Regierung auch die andern Länder finanzpolitisch mit gleichem Maß gemessen hätte. Daher die zentralistische Tendenz im Finanzministerium, daher die Bemühungen des Finanzministers Kienböck, unter dem Vorwand der Sanierung die Länder unter seine finanzielle Oberhoheit zu bringen. Doch wo es um Geld geht, hört auch im christlichsozialen Lager die Gemütlichkeit auf. Die Abgeordneten der Länder bildeten eine geschlossene Front gegen die Bundesregierung, wobei sie politisch weiter blickten als Seipel selbst. Denn gesetzt den Fall, die Regierung ginge in sozialistische Hände über, so würden die Christlich-Sozialen, wenn die beabsichtigten Reformen jetzt verwirklicht würden, später ihre letzten Stützpunkte in den Ländern verlieren. So kam es, daß Seipel und Kienböck einen Zwei-Fronten-Krieg in der Frage der Abgabenteilung zu führen hatten: gegen die Sozialdemokraten und Wien — gegen die christlich-soziale Front in den Ländern.

Der Ausbruch des Eisenbahnerstreiks bewies, wohin die Regierung steuerte. Der Präsident der Bundesbahnen wurde von der Regierung gezwungen, die Forderungen der Eisenbahner abzulehnen und zu demissionieren, worauf auch die Regierung zurücktrat und das mit Günthers Rücktritt begründete. Da sah man aber, in welches Wespennest man gestochen hatte. Der Vizepräsident der Bundesbahnen ist ein sozialdemokratischer Gewerkschaftler, und der erklärte, daß er gemäß dem Statut nach dem Rücktritt des Präsidenten die Führung der Geschäfte übernehmen werde. Darauf erklärte nun wieder die Regierung, sie nähme die Demission des Prädenten Günther nicht an und betraue ihn weiter mit der Amtsführung. Der Eisenbahnerstreik endete unter solchen Umständen selbstverständlich mit einer Blamage der Regierung und einem Erfolg der Streikenden.

Nun hatte Seipel feierlich kundgetan, er würde nur dann auf seinen Posten zurückkehren, wenn er „Sicherheiten" für die ungestörte Durchführung der Sanierung erhielte. Diese Erklärung war ursprünglich als eine Demonstration gegen die Streikenden gedacht, und man sprach allgemein von einem Streikverbot für Bundesangestellte. Auf die ersten Gerüchte hin erließen die Sozialdemokratische Partei und die Gewerkschaften einen Aufruf, worin sie jeden Versuch einer Beschränkung des Streikrechts mit dem Generalstreik zu beantworten droh-

ten. Daraufhin ließ Seipel melden, er hätte unter den „Sicherheiten" nur gewisse Erklärungen der Sozialdemokratie gemeint. Auch hier holte er sich einen Fußtritt. Die Opposition lehnte ab, ihre Stellung zu Seipel und zu Genf einer Revision zu unterziehen. Da wandte sich Seipel an die Länder. Die christlich-sozialen Landeshauptleute wurden zu einer Konferenz nach Wien berufen. Auch sie waren nicht gewillt, ihren Standpunkt in der Steuerfrage aufzugeben. Seipel aber benutzte die günstige Gelegenheit, sich der drückenden Würde der Verantwortung zu entziehen und einem aus Ländervertretern gebildeten Kabinett die Regierung zu übertragen. Zu seinem Nachfolger ernannte er den Justizminister Ramek. Seipel hatte geglaubt, durch ganz Oesterreich werde Ein Ruf erschallen: Bleibe im Amte! Nichts davon. An der Börse wurde Seipels Sturz mit einer Aufwärtsbewegung der Kurse gefeiert. Sogar das Bürgertum rückte von ihm ab. Diese Tatsache spricht deutlich. Die Börse glaubt nicht mehr an die Sanierung, sie glaubt nicht mehr an die Krone, sie eskomptiert bereits ihren Fall. Weder Ramek noch die andern Größen im Kabinett werden den Zusammenbruch der Sanierung aufhalten können. Die Sozialdemokraten aber gehen dank ihrer klugen Politik ungeschwächt und unbelastet der Zukunft entgegen. Die nächsten Wahlen, die vielleicht nahe sind, werden das erhärten.

---

§ 218 von Friedrich dem Großen

Wird das Abtreiben der Leibesfrucht bei uns nicht sehr hart bestraft? Gott verhüte, daß ich die Greuel jener Medeen entschuldige, die, grausam gegen sich selbst und taub gegen die Stimme des eignen Blutes, das künftige Geschlecht ersticken, noch ehe es — wenn ich so sagen darf — das Licht der Welt erblicken durfte! Aber der Leser streife einmal alle hergebrachten Vorurteile ab und schenke den folgenden Betrachtungen einige Aufmerksamkeit:

Ist durch die Gesetze nicht eine Art von Schande mit der heimlichen Niederkunft verknüpft? Kommt ein Mädchen von zu zärtlichem Gemüt, das sich durch die Schwüre eines Wüstlings hat verführen lassen, infolge ihrer Leichtgläubigkeit nicht in die Notlage, zwischen dem Verlust ihrer Ehre und ihrer unglücklichen Leibesfrucht zu wählen? Ist es nicht Schuld der Gesetze, daß sie in eine so grausame Lage gerät? Und raubt die Strenge der Richter dem Staate nicht zwei Untertanen zugleich: die abgetriebene Frucht und die Mutter, die den Verlust durch eheliche Geburten reichlich wettmachen könnte? Hierauf erwidert man: Es gibt ja Findelhäuser. Ich weiß wohl, daß sie einer Unmenge unehelicher Kinder das Leben retten. Aber wäre es nicht besser, das Übel mit der Wurzel auszurotten und so viele arme Geschöpfe, die jetzt elend umkommen, zu erhalten, indem man die Folgen einer unvorsichtigen und flatterhaften Liebe nicht mehr mit Schande bedeckt?

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XXIX.

Otto Braun

Ein Sozialdemokrat und damit ein Internationalist? Nein. Ein Preuße. Ein typischer Preuße. Ein Ostpreuße. Groß. Schlank. Ernst und gemessen. Gewissenhaft. Fleißig. Energisch. Ausdauernd. Vor Allem aber intelligent. Nicht ein Mann von universeller Geistigkeit; auch nicht von einer scholastischen Dialektik. Eine Intelligenz, die wägt, abwägt und ausgleicht. Beherrscher einer politischen Arithmetik, die immer die Unbekannte, das x, das psychologische Imponderabile vorsichtig tastend zu errechnen versucht, ehe zur Tat, zum Handeln geschritten wird. So macht er, körperlich von so überragender Gestalt, den Eindruck einer gefrorenen Zurückhaltung.

Geboren zu Königsberg im Januar 1872. Von Kants reiner Vernunft hat er auch was im täglichen Leben, in seinem Verhältnis zur wechselnden Politik, zur schimmernden Religion (er ist Dissident). Volksschule der Heimatstadt. Er wird Steindrucker, Buchdrucker, Buchdruckereibesitzer, Redakteur, Beamter der Krankenkasse. Früh schon stand er im Dienst der Sozialdemokratie, begann er, die politisch spröde Provinz agitatorisch zu beackern. Von Königsberg aus unternahm er, soweit er freie Zeit hatte, vornehmlich sonntags, Reisen ins Land, nach Allenstein, nach Ortelsburg, nach Goldap, nach Tilsit, nach Insterburg, bis hinauf nach Memel und Gumbinnen. Aber das flache Land war ihm ebenso wichtig wie die Städte. Die Landarbeiterfrage war vor dem Kriege ein interessantes soziales Problem. Hier auf diesen weiten Flächen, die sich über die Grenzen hinaus fortsetzten in der russisch-polnischen Ebene — hier herrschte der Junker, der Großgrundbesitzer. Einer neben dem andern. Nur wenig Bauernschaften schoben sich zwischen diese Riesengüter. Alles war von dem Herrn wirtschaftlich und daneben auch politisch abhängig. Die Kätner, die Instleute, kurz: das Gesinde aller Art umgab ihn wie das gemeine Volk einen absoluten König. Im Sommer strömten die bedürfnislosen polnischen Landarbeiter, die sogenannten Sachsengänger, herein, drückten mit ihren niedrigen Löhnen die ohnehin schon schlechte soziale Lage der heimischen Landarbeiter, und das alte Gesinderecht, das Verbot, Organisationen zu bilden oder gar in den Streik zu treten, verstärkte dieses Abhängigkeitsverhältnis noch mehr. Da versuchte der Sozialdemokrat Otto Braun eine Bresche zu legen. Aber erst die Revolution führte ihn zu Erfolgen. Das Koalitionsverbot fiel. Das Gesinderecht, wenigstens in der antiquierten Form, stürzte nach. Der Landarbeiterverband trat ins Leben. Siedlungsfragen wurden aufgeworfen. Der Bund der Landwirte erweiterte sich unter einer Namensänderung zum Reichslandbund, nahm sich scheinbar der Arbeiter an und begründete eigne Arbeitnehmergruppen, eine Parallelerscheinung zu den Gelben in der Industrie.

Brauns Interesse erschöpfte sich aber keineswegs in der politischen Agitation. Wohl war sie seine Leidenschaft. Wohl entsprang sie seinem (wenn auch gemessenen) Temperament. Aber ebenso sehr war sein Sinn von jeher auch auf die sachlich-praktische Arbeit gerichtet. Als Kassenbeamter vertiefte er sich schnell in die vielfältige Materie der Krankenkassen und wurde bald so vertraut mit dem ganzen Fragenkomplex, daß er als Delegierter zu den Verbandstagen geschickt und hier allmählich unter den Sachverständigen Der Sachverständige wurde. Schon vor dem Kriege kam er, bei dem zweiten Schub, 1913, in den Preußischen Landtag, nachdem die Sozialdemokratie die passive Resistenz gegen die Beteiligung an den Dreiklassenwahlen aufgegeben hatte. Winzig war das Grüppchen der Sozialdemokraten im Abgeordnetenhaus, winzig ihr Einfluß. Proteste, nichts als Proteste. Reden, ins Land, ins Leere hinaus gehalten. Die parlamentarische Arbeit war an sich gleich null, da die Sozialdemokraten zuerst nicht einmal einen Sitz in den Kommissionen, infolge ihrer geringen Mandatszahl, beanspruchen konnten. Im Kriege verfiel dieses Fraktiönchen noch mehr, als die Unabhängigen sich lossagten, ihre eignen Wege gingen, und als Paul Hirsch, der Fraktionsvorsitzende, einige Wochen unentschieden, bei den Unabhängigen ein kurzes Gastspiel gab. Braun hielt sich zur Mehrheit der Partei. Schon 1912 war er in den Parteivorstand berufen worden und deshalb nach Berlin übergesiedelt. In dem ersten verfassungsmäßigen preußischen Kabinett nach der Revolution übernahm er, in der Koalition der Sozialdemokraten mit dem Zentrum und den Demokraten, die Leitung des Landwirtschaftsministeriums. Die Rechte schrie. Die Agrarier tobten. Ihre Presse grub Maulwurfsgänge. Umsonst. Braun ging ruhig an die Arbeit. In fast zwei Jahren kamen die verschiedensten Gesetze und Verordnungen heraus. Die Landeskulturbehörden wurden eingesetzt. Ein Pachtschutz wurde ausgesprochen. Das Landesoekonomie-Kollegium, ein Rudiment aus der Zeit Friedrichs des Großen, wurde beseitigt. Die Landwirtschaftskammern wurden modernisiert. Der Siedlung wurde im Rahmen des Reichsgesetzes in Preußen die Bahn frei gemacht. Daneben wurden, noch in den Monaten der nachrevolutionären Wirren, die landwirtschaftlichen Arbeiten durch eine Verordnung sichergestellt, um Streiks auf dem Lande nicht zu einer Gefährdung der Ernte ausarten zu lassen. Hingegen scheiterte Brauns Versuch, die künstlichen Düngemittel einer Zwangsbewirtschaftung zu unterstellen, um die Landwirtschaft von den mächtigen Syndikaten und ihrer Preis- und Konditionenpolitik unabhängig zu machen.

1921 wurde ein neuer Landtag gewählt. Die Deutsche Volkspartei errang einen starken Wahlerfolg. Die Sozialdemokratie wehrte sich wie wild gegen eine Koalition mit ihr. Das Kabinett Stegerwald, das schließlich nur das Zentrum und die Demokraten umfaßte, also eine parlamentarische Minderheit, kam zustande. Heftig schaukelnd stach das Staatsschiff in See. Bald war es auf die Unterstützung von rechts oder von links

angewiesen. Ungewißheit und Unklarheit wuchsen mit jedem Tag mehr. Da zogen, um dieser unerquicklichen Situation ein Ende zu bereiten, die Demokraten eines Tages ihre Minister aus der Regierung. Stegerwald stürzte, und nun wurde, noch im Herbst desselben Jahres, die Große Koalition doch verwirklicht.

An ihre Spitze trat Braun als Ministerpräsident. Wie der Kaiser von Japan blieb er hinter dem Vorhang der Politik. Nur selten ergriff er zu programmatischen Äußerungen der Regierung im Landtag das Wort. Behutsam, aber doch klar und entschieden führte er die Große Koalition über alle Klippen hinweg. Die Deutsche Volkspartei fügte sich in den Rahmen seiner Politik. Die Sozialdemokratie desgleichen. Zentrum und Demokratie bildeten die Mitte. Severing sorgte als Innenminister für die innere Ordnung, während Bayern, Sachsen, Thüringen und Hamburg zeitweise von innenpolitischen Explosionen, bald der äußersten Rechten, bald der äußersten Linken, heimgesucht wurden. Der Volksparteiler v. Richter sanierte, nach der Inflationsperiode, die Finanzen. Der Volksparteiler Boelitz ging an den Aufbau einer organischen Schulreform. Der Demokrat Wendorff widmete sich dem Siedlungswerk. In aller Stille begann im Reich der Wiederaufstieg Preußens. Es machte moralische Eroberungen. Pyrmont, Waldeck, Schaumburg baten, in den preußischen Staatsverband aufgenommen zu werden. Die Rheinlande schwuren, trotz allen separatistischen Umtrieben, von neuem Treue. Nur in einem geriet Preußen, staatspolitisch, ins Hintertreffen. Durch die Verfassung haben die Provinzen Anrecht auf eine selbständige Vertretung im Reichsrat. Früher, im alten Bundesrat, wurden die Vertreter der einzelnen Staaten von ihren Regierungen genau instruiert und ihre Stimmabgabe von den Landeszentralbehörden, also von den Staatsministerien, geleitet. Jetzt dagegen stimmten die Delegierten der Provinzen nach eignem Ermessen, und da die Provinziallandtage vielfach eine andre parteipolitische Zusammensetzung hatten als das Preußische Staatsministerium, so ergab sich mehr als einmal, daß die Vertreter des Staatsministeriums im Reichsrat mit Ja und die Vertreter der Provinzen mit Nein stimmten oder umgekehrt. Dadurch, durch diese Aufhebung der Stimmen, durch dieses Ja minus Nein schaltete Preußen sich selbst aus. Die Reichspolitik wurde weniger von dem größten Freistaat als von der Summe der mittlern und kleinern Bundesstaaten maßgebend beeinflußt. Braun hatte diesen Fehler der Verfassung sehr rasch herausgefunden. Aber ehe er noch an eine Reform herangehen konnte, wurde die Legislaturperiode, im Zusammenhang mit der plötzlichen Reichstagsauflösung, vorzeitig beendet und gleich dieser notwendigen gesetzgeberischen Arbeit mußten auch die Reformpläne für die Vereinfachung der Verwaltung, für die Städte- und Landgemeinde-, für die Provinzial- und Kreis-Ordnung zunächst vertagt werden.

Haarmann von Bruno Frei

Hannover, 5. Dezember 1924

Die Berichterstattung der deutschen Presse über den Fall Haarmann fordert zur Kritik heraus. Die Herren Berichterstatter, die vom Vorsitzenden am ersten Verhandlungstag ermahnt wurden, nicht zur Befriedigung der Sensationslust Einzelheiten unnötig breit zu treten, können sich nicht genug tun, nicht nur an Ekel und Abscheu — das wäre begreiflich —, sondern auch an Haß und Verhetzung gegen den Angeklagten Haarmann. Er wird als Verbrecher ohne Beispiel, als überlebensgroßes Scheusal, als ein hemmungsloser Unhold von bestialischem Blutdurst, voll von Gier und Raubsucht, geschildert. All das Grauenerregende, Blutig-Widerwärtige des Falles wird durch die Linse dieser Berichterstattung auf den imaginären Brennpunkt der Persönlichkeit Haarmanns konzentriert. Ja, die ‚Deutsche Zeitung' fragt sogar: „Wozu wird mit einem solchen Angeklagten noch weiter verhandelt?" Ein „solcher" Angeklagter, das ist ein „Untier", von „zynischer Frechheit", „Bestie klingt noch wie ein Ehrenname", und so weiter.

Wenn man diese und andre Berichte liest, muß man annehmen, daß Haarmann, ein Riese unter den Verbrechern, mit überlegenen Geistes- und Körperkräften den Kampf gegen die Gesellschaft und gegen die Behörden geführt habe, und daß es demnach kein Wunder ist, wenn die Kräfte der Abwehr, die Mittel der Polizei im Kampf mit einem „solchen" Verbrecher von Riesenmaßen versagten.

Dies Alles ist aber nicht wahr.

Haarmann ist ein ungeschlachter Mann mit der Stimme eines alten Weibes und dem Verstand eines Kindes. Er ist — das steht für mich nach den Szenen dieser Vernehmung fest — irrsinnig. Wie er, zwischen den Polizeibeamten sitzend, ins Leere schaut oder aufgeregt umhertänzelt, mit den Händen herumfuchtelt, heiser kreischend die Sätze hervorsprudelt, dann wieder plötzlich aufhört, sich hilflos über die Augen fährt und Alles vergessen zu haben scheint; wie er sich kindisch gegen alte Geschichten wehrt, die ihm der Vorsitzende zusammen mit seinen Vorstrafen vorhält; wie er verständnislos die Relation der Dinge zu einander auf den Kopf stellt und sich dabei kokett auf sein gutes Gedächtnis beruft; wie er sich belastet, wenn er sich verteidigt, und wie er sich verteidigt, wenn er sich belastet: ein Mensch mit den infantilen Geisteskräften eines Haarmann kann dies Alles unmöglich simulieren. Und so wundern wir uns nicht, wenn wir hören, daß er schon mehrere Male im Irrenhaus war, wo man ihn als gemeingefährlichen Geisteskranken erkannt hatte.

Hier aber beginnt der Fall Haarmann. Es ist gar nichts Wunderbares an der Tatsache, daß Haarmann im Laufe von sechs Jahren 27 junge Burschen abgeschlachtet hat. Ein Irrsinniger ist kein psychologisches Problem. Jeder Insasse jeder gemeingefährlichen Abteilung jedes Irrenhauses würde, wenn

ihn Niemand hinderte, Ähnliches „leisten". Wo keine innern Hemmungen vorhanden sind und die untermenschliche Tiernatur entfesselt hervorbricht — hat man vergessen, daß wir nicht von Engeln abstammen? —: da müssen, soll eine soziale Gemeinschaft möglich sein, äußere Hemmungen, Zwang und Gegenwehr in Funktion treten. Irrenhaus, Zuchthaus oder das Hackmesser des Blutrichters sind für die Zivilisation Formen der Abwehr gegen den Einbruch der Urzeit.

Der Fall Haarmann ist also kein psychologisches Monstrum, sondern ein soziologisches. Was weder die sechs Gewerbetreibenden von Hannover, die im Namen des Volkes über Schuld und Strafe erkennen sollen, noch die hohen Vertreter einer hohen Regierung, die im Zuschauerraum sitzen, beantwortet erhalten werden, lautet in der einfachsten, unpolitischen Form: Warum versagte der Abwehrapparat der Gesellschaft in Hannover?

Das Ministerium hat in einer amtlichen Darstellung erklärt: Die Polizei in Hannover trifft kein Verschulden. Trotzdem aber wurde gegen einige, selbstverständlich untergeordnete, Beamte des Polizeipräsidiums von Hannover, darunter gegen den Kriminalkommissar Müller, eine Disziplinaruntersuchung eingeleitet.

In der Gerichtsverhandlung von Hannover hat der Staatsanwalt eine doppelte Funktion: er muß den Angeklagten angreifen und zugleich die Polizei verteidigen. Es gibt Leute, die behaupten, das werde nicht gut ausgehen. Vielleicht wird sich die Gerichtsverhandlung dann auch mit der Frage beschäftigen müssen, wie es kam, daß man bei den Hausdurchsuchungen in Haarmanns Wohnung gelegentlich wohl blutbefleckte Tücher gefunden habe, ohne ihnen irgendeine Bedeutung beizumessen, nie aber die später dort gefundenen Kleider und Gebrauchsgegenstände der Ermordeten. Vielleicht wird sich dann auch aufklären, warum die vielen Anzeigen gegen Haarmann von den Eltern vermißter junger Menschen, von seiner Hauswirtin, von zwei Mädchen, die einmal in der Mörderhöhle übernachteten, warum die vielen Verdachtsmomente gegen den stadtbekannten Homosexuellen Haarmann sich nicht schon früher bis zu seiner Unschädlichmachung verdichteten. Man kannte ihn, man nahm seine Dienste in Anspruch, man unterhielt sich mit ihm, während er mordend und immer weiter mordend jeglichen Maßstab für seine Taten verlor. Es braucht nicht wahr zu sein, was man gerüchtweise behauptete, daß Haarmann nicht nur für eigne Rechnung gearbeitet habe; aber selbst ohne diesen immerhin noch faßbaren Hintergrund und Urgrund bleibt die Frage:

Wie konnte dieser minderbegabte Kranke von Niemand gehindert die Grundlagen unsrer Rechtssicherheit so gründlich untergraben?

In welchem europäischen Lande wäre denkbar, daß ein solches Ereignis ohne Folgen für die verantwortlichen Behörden bliebe?

Was heißt das: Verantwortung? Etwa nur die persönliche Haftung für eigne Fahrlässigkeit? In jedem kaufmännischen Betrieb ist jeder Ressortleiter für alle in seinem Ressort sich ereignenden Vorfälle verantwortlich. Die Gesamtverantwortung entsteht durch die Summe der Einzelverantwortungen.

Es gehört zum Wesen des unverantwortlichen Obrigkeitsstaates mit seinem überspannten Autoritätswahn, die Verantwortung des Chefs — der ist immer tabu — für die Zustände in seinem Ressort nicht anzuerkennen.

Von der preußischen Polizei ist in der letzten Zeit viel zu viel gesprochen worden, als daß ihr Ruf darunter nicht hätte Schaden nehmen müssen. Diejenige Polizei ist die beste, von der man am wenigsten spricht. Die preußische Polizei aber hat in der Hitze des täglichen Kampfes gegen die politischen „Verbrecher" vergessen, daß sie auch andere Aufgaben hat. Sie kam nicht dazu, Haarmann rechtzeitig das Handwerk zu legen, denn sie war zu dieser Zeit mit der Rettung der Republik beschäftigt.

Das ist der Sinn — der einzige Sinn — des Falles Haarmann. Die Dienstmädchen in Hannover beschäftigen sich mit der Frage, „ob der Kopp heruntergeht" oder nicht. Wir wissen schon heute: wenn der strafenden Gerechtigkeit ein Kopf geopfert werden soll, wird es sicherlich der falsche sein.

Wo Giftblasen aufsteigen, da muß ein Sumpf sein. Damit, daß man die Giftblasen aufsticht, wird der Sumpf nicht trocken gelegt.

Der Richter von Margarete Liebmann

O, ich möchte nicht Richter sein,
Richter über zerstörte Seelen —
ihre Schatten noch würden mich quälen
in schlaffliehender Nächte Pein.

Wenn der Wahnsinn der Enge kreist
in ihren Hirnen, die dumpf sich zerschlagen,
müßt' ich das Joch ihrer Leiden tragen,
das in den Abgrund der Irre weist —

Und ich müßte mich schuldverwirrt
demuttief allem Schuldigen beugen,
müßte Schwäche und Unwert zeugen,
dumpfes Erraten, das immer irrt.

Rätselversunken bist Du und ich —
dunkles Geheimnis noch deutlichstes Bild.
Alles Erkannte der Seele Schild:
Bin ich Du — bist Du ich?

Dokumente bayrischer Justiz
Herausgegeben von Ernst Toller

VIII.

Aera Kraus

Der Leser kennt aus den Tagebuchnotizen der Nummer 47 den Namen des Staatsanwalts Kraus. Ihn ernannte der deutschnational-völkische Justizminister Roth, der am 8. November 1918 dem Soldatenrat im Generalkommando seine loyale Mitarbeit angeboten hatte, zum Festungsvorstand von Niederschönenfeld.

Nach dem Gesetz ist Festungshaft „diejenige Form der Strafhaft, bei der die durch die Strafe gebotenen Eingriffe in die persönliche Freiheit sich auf das geringste Maß beschränken."

Nach dem Gesetz gibt es gegen Festungsgefangene keine Disziplinarstrafen. Nur Sicherheitsmaßnahmen sind erlaubt.

Erinnert sich der Leser an die Festungshaft, die in Wilhelminischer Zeit Offiziere und Studenten verbüßten? Erinnert sich der Leser daran, daß Graf Arco, Eisners Mörder, vor vier Monaten von der bayrischen Regierung begnadigt, während seiner Haft auf einem Gut in der Umgebung Landsbergs landwirtschaftliche Studien, ja, monarchistische Propaganda treiben konnte?

Und nun betrachte man, wie Herr Kraus, der, gleichsam zur Belohnung für seine Heldentaten in Niederschönenfeld, Oberstaatsanwalt in Augsburg geworden ist, agierte.

Diesem Manne sind meine Kameraden im Festungsgefängnis Niederschönenfeld, im Zuchthaus Straubing anvertraut. Diesem Manne sind, als Aufsichtsinstanz für alle Gefängnisse seines Bezirkes, viele hundert kriminelle Gefangene anvertraut.

Justizminister Gürtner (den kein Oberreichsanwalt wegen Freiheitsberaubung Fechenbachs zur Rechenschaft ziehen wird) ist sein Vorgesetzter. Armes Deutschland.

Herr Oberstaatsanwalt Kraus, als Sie bei einer Bestrafung mit Einzelhaft undsoweiter, die unter irgendwelchem stupiden Vorwand erfolgte, zu mir sagten: „Ich werde Sie schon klein kriegen", antwortete ich Ihnen: „Welch ein Mut gehört dazu, einen Menschen, den man in seiner Macht hat, physisch klein zu kriegen!" Und ich fuhr fort: „Ich halte Sie nicht für ein Organ des Rechts, vielmehr für ein Organ schlimmster Willkür."

Was ich damals in Erregung Ihnen zurief, wiederhole ich heute. Ich erwarte, daß Sie sich vor einem außerbayrischen Gericht — Sie wissen, ich bin aus Bayern ausgewiesen — Gelegenheit geben werden, mich der Verleumdung zu überführen.

Wie Kraus sein Amt auffaßte

Aeußerungen (Verkehrston Gebrüll):

Zu M.: „Ich werde in Niederschönenfeld Zustände schaffen, daß Sie in voller Sehnsucht an die frühern Zustände zurückdenken."

„Beschwerden an den Oberstaatsanwalt oder Justizminister nützen Ihnen nichts, das sage ich Ihnen von vorne herein!"

Zu M.: „Wer innerhalb von 14 Tagen mit mehr als einer Bitte kommt, von dem nehme ich drei Monate keinen Wunsch entgegen. Die Bitte bleibt volle drei Monate liegen und wird nicht berücksich-

tigt, auch wenn Inhalt der Bitte den Fall betrifft, daß Frau oder Eltern gestorben sind."

„Ich sperre auf Monate Tag und Nacht die Zellen ab mit einer Stunde Hofzeit . . . ."

Zu Sch.: „Ich kann mit Festungsgefangenen machen, was ich will. Wollen Sie das bestreiten? Ich bin mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet!"

Zu M.: „Ich bin Festungsvorstand, Sie Gefangener! Ich befehle, Sie gehorchen. Ich weiß, warum ich hier bin. Ich bin hergekommen, um durchzugreifen, und ich greife durch, wenn es sein muß mit Waffengewalt!"

Zu H.: „Widersetzlichkeit bedeutet Tod . . . Wer sich nicht fügt, wird es körperlich zu fühlen bekommen!"

Zu Sch.: „Es ist selbstverständlich, daß die Angehörigen vom Strafvollzug betroffen werden müssen."

Vorwände zur Disziplinierung von Gefangenen

M. wurde am 28. VII. 21 mit Einzelhaft bestraft, „weil er eine Bewegung mit dem linken Fuß beim Rapport machte, mit der er dem Vorstand seine Nichtachtung bezeugen wollte". Die Aufhebung der Einzelhaft erfolgte mit der Bemerkung, „daß er in Zukunft wohl die schuldige Achtung bezeugen und eine derartige Fußbewegung wohl unterlassen werde . . ."

W. erhielt verschärfte Einzelhaft, weil er beim Betreten des Rapportzimmers die vom zweiten Vorstand gewünschte vorschriftsmäßige „Stellung" nicht einnehmen konnte.

Sch. wurde mit Einzelhaft bestraft, weil er im Zellengang einen F . . . gelassen und damit dem am Gitter stehenden Aufseher seine Nichtachtung bezeigen wollte.

Schikanen

Verbot, nach neun Uhr eignes Licht zu brennen oder auf dem erleuchteten Gang zu lesen oder zu schreiben.

Dem Festungsgefangenen M., der an schweren Magenkrämpfen leidet, wird verboten, nachts Licht anzuzünden, um die vom Arzt verordnete Medizin einzunehmen.

E. und S. bitten um Zahnbehandlung. Die Genehmigung wird als besondere Vergünstigung in Aussicht gestellt, „wenn sie sich gut führen". E. litt an Kiefereiterung, S. an heftigen Zahnschmerzen.

Anordnungen der Ärzte hatten für Kraus keine Bedeutung. Krankenbrot entzog er nach Gutdünken. Der Anstaltsarzt Dr. Steindl wehrte sich nicht — er sei „in erster Linie Beamter".

Am 4. Juni 1921 ließ Kraus zwölf Festungsgefangene von dreißig schwerbewaffneten Sipoleuten und einem Dutzend mit Pistolen bewaffneten Aufsehern aus dem Hof „kriegsmäßig" in ihre Zellen treiben, weil sie in einem Schreiben gesetzlichen Vollzug der Festungshaft gefordert hatten.

Vom März bis zum 11. Juni 1921 hatten siebzehn Festungsgefangene Schreib- und Besuchsverbot.

Es erfolgte eine Verringerung der sechsstündigen Besuchszeit auf zwei, eine oder sogar eine Viertelstunde.

Entwürdigende Durchsuchung der besuchenden Frauen.

Zensur der Briefe durch münchner Geheimpolizisten. Dadurch ständige Polizeikontrolle aller in Bayern wohnender Adressaten.

T., P., W. verbot Kraus die Bestellung technischer, philosophischer und allgemeinwissenschaftlicher Werke, mit der Begründung, daß sie nur dazu benutzt würden, den Umsturz zu fördern.

K. wurden Bücher wissenschaftlichen und militärischen Inhalts, die er seit Jahren unbeanstandet in Besitz gehabt, bei der Zellendurchsuchung mit der gleichen Begründung beschlagnahmt. Außerdem wurde ihm Verschärfung seiner Strafe und Absonderung angedroht, wenn er sich weiter „mit solchen Dingen" beschäftige.

Androhung dauernder Absonderung des Festungsgefangenen Sch., weil er wiederholt um ein Bücherregal gebeten hatte.

Ein Schreiben W.s an den Reichspräsidenten wurde beschlagnahmt, weil es eine Aufhetzung der Reichsregierung gegen Bayern, besonders gegen Niederschönenfeld sowie Bedrohung des Vorstands bedeute und agitatorischen Zwecken diene. Ebenso Beschlagnahme der Eingabe M.s an den Reichsjustizminister.

T. bittet um Besuchserlaubnis für seine Mutter. Antwort von Kraus: „Voraussetzung entsprechendes Betragen."

T. bittet um Sprecherlaubnis für seinen berliner Rechtsanwalt, den er in zivilprozessualer Angelegenheit sprechen mußte. Darauf Kraus: „T. soll das künftig schriftlich abmachen. Nur eine Stunde. In Zukunft werden Rechtsvertreter in Geschäftssachen nicht mehr zugelassen."

W. erhält Einzelhaft zwecks Charakterfeststellung am 18. V. 1921, weil ein Eisen vom Bett los ist. W. beschwert sich am gleichen Tage. Am 20. erhält er acht Tage hartes Lager, weil er sich beschwert. Am gleichen Tage reicht er eine Beschwerde an den Oberstaatsanwalt ein. Am 25. erhält er, weil er gewagt hat, sich wieder zu beschweren, drei Tage Wasser und Brot. M., der auf W.s Geisteszustand aufmerksam gemacht hatte, erhielt Einzelhaft wegen Einmischung und weil er sich Führerrolle anmaße. „Es soll M. Gelegenheit gegeben werden, nachzudenken, ob ihm das zukomme." Acht Monate später kam W. wegen Geisteskrankheit nach Erlangen. Eine Anfrage M.s an den Minister, wie man sich zu verhalten habe, wenn für einen Kameraden Gefahr drohe, blieb unbeantwortet. Dagegen erhielt M. sieben Wochen Einzelhaft. Eine schwere Verschlimmerung seiner Herzkrankheit trat ein.

Am 20. Mai 1921 wollte T. sein früherer Arzt Dr. M. besuchen. Er wurde, obwohl er eigens aus Ebenhausen nach Niederschönenfeld gereist war, von Kraus im Büro abgewiesen.

I. erhielt wegen Unterernährung Milchzusatz. Kraus gab ihm wegen irgendeines Vergehens: „Kostentzug". I. beschwerte sich beim Arzt. Dieser erklärt: „Wenn der Vorstand Wasser und Brot anordnet, bleibt es dabei. Von mir erhalten Sie weiter Milchzusatz. Also als allgemeine Kost: Wasser und Brot. Als Zusatz: Milch."

Sch. erhielt jahrelang keine Erlaubnis, seine Braut zu heiraten, obwohl sie die Mutter seines Kindes ist. Als Sch. sich an seinen Vater, der Rechtsanwalt ist, wandte und ihn nach der rechtlichen Unterlage für solch ein Verbot fragte, wurde er mit Einzelhaft und Kostentzug bestraft.

raus und Bewährungsfrist

Zu K.: „Wer seine Gesinnung nicht ändert, wird nicht entlassen."

Zu M.: „Wenn ein Gefangener auch vom Gericht Bewährungsfrist erhalten hat, so ist er noch lange nicht frei. Es kostet mich nur eine Zeile an unsern Staatskommissar Kahr, der ganz vorzüglich arbeitet, und der Gefangene wird nach seiner Freilassung aufgehoben."

Aenderung auch im Verhalten der Unterbeamten

Werkführer Fetsch griff am 26. IX. 1921 T. tätlich an.

Am 6. VI. 1921 bedrohte er den Festungsgefangenen H. mit der Pistole.

Kraus und Beschwerden

„Beschwerden sind Vielschreiberei und beweisen hetzerische Unzufriedenheit."

Zum Sechzigsten von Theobald Tiger

Sechzig Jahre . . .? Warten Sie mal . . .
  Stahl —?

Eine ganze Zeit aus der Taufe gehoben,
leise im Tadel, leise im Loben,
immer für alles Gute gekämpft,
immer fein, immer gedämpft.
Immer erfrischend die Wahrheit gesagt,
nie nach Helden und Händlern gefragt.
Blick für Gesichter, für Material —
  Stahl.

Jahre vergehen. Die Jungen rücken
an mit neuen, mit ihren Stücken.
Mit ihren Augen. Mit ihren Bildern.
Wollen die Welt ganz anders schildern.
Er: immer unbeirrt.
Sieht, was Einer ist — was Einer wird.
Verlangt aber: Handwerk. Verlangt aber: Könner.
Kreischen der Snobs und Kreischen der Gönner.
Polemik. Hin- und Hergezottel.
„Wissen Se, Stahl ist eigentlich 'n Trottel —!"
Der lächelt leise und bleibt im Skandal
  Stahl.

Lasse man, die mit den runden Brillen . . .!

Ich aber lieb ihn um dessentwillen:
Dieser Charme, dieser Stil —
leider, davon gibts nicht viel.
Diese leichte, feine Hand —
wer hat die noch im Panke-Land?
Millionen haben dich gelesen.
Stehst du heut unterm Baldachin?
Du bist uns, was du immer gewesen:
  bestes altes Berlin.

Brief an Carl Sternheim

Lieber Herr Jacobsohn,

Carl Sternheim teilte mir vor zwei Jahren mit, daß er mich wegen meiner Schrift: ‚Die Belebung des Nichts' gründlich zerrupfen wolle. Die Zerrupfung ist erschienen in der Form seines Romans: ‚Gauguin und van Gogh'. Ich möchte an Herrn Sternheim nun ein Wörtlein der Erwiderung richten und bitte Sie, dieses in die ‚Weltbühne' aufzunehmen.

Sehr geehrter Herr Sternheim,

die Lektüre Ihres ‚Gauguin und van Gogh', eines Buches, das mir der Verlag ‚Die Schmiede' zur Rezension zusandte, war mir überaus erbaulich. Wie von einer Tarantel gestochen, haben Sie sich gegen die ‚Belebung des Nichts' aufgereckt und meiner kleinen Schrift, die Sie Ihrem Roman als Gerüste einbauten — reaktiv schöpferisch werdend an Andrer Gedanken — jenen Fluch nachgeschmettert, den schrecklichsten, den Sie zu vergeben haben, den eines „gigantischen bürgerlichen Kitschs"!

Im Ertragen dieses Fluchs wollen wir uns denn, meine ich, redlich teilen. Denn wenn es irgendeines Beweises bedurfte, daß die Dinge „Nichts" sind, aber Alles werden durch des Menschen „Belebung", so liefert ihn Ihr Roman. Leben Sie der Meinung, die Vorgänge, die Menschen, die Gesinnungen hätten „wirklich" das Gesicht gehabt, welches Sie zu schildern belieben? Leben Sie der Meinung, sehr geehrter Ironiker, die reale Realität: Arles-Auvers 1888 zwischen den Händen gehabt zu haben? Gewiß, Sie hatten sie zwischen den Händen, doch nur um ihr, in hanebüchener Vergewaltigung, dasjenige Ansehen einzupressen, das Sie ihr einpressen wollten und konnten. Sie schufen aus dem „Allmöglichen" (da Sie Fremdworte bevorzugen: dem Latenten, dem Potentiellen) des Vincent-Paul-Stoffs (wieviel mal nach Ihnen wird er nicht noch aufgegriffen und gewendet werden!) das Ihnen Einmögliche. Sie belebten das Nichts, nach Ihrer Façon.

Gleich gewaltsam (notwendig gewaltsam) verfuhren Sie gegen mein kleines Aphorismenbuch. Aus diesem lasen Sie die Begriffe „Wirklichkeit", „Belebung", „Möglichkeit" mit jenen Deutungen — recht flachen Deutungen! — heraus, die Sie mitbrachten und hineintrugen. Auch dieser Komplex mußte, willfährig und wehrlos, die Ummodelung über sich ergehen lassen, eine Ummodelung, die bis zur Entstellung hier meiner Ansichten, dort des Zerwürfnisses zwischen van Gogh und Gauguin geht.

Jene tolle Erdichtung, mit der Sie die Polemik gegen meine Gedanken abschließen und krönen, nämlich daß dieser Gedanken wegen van Gogh sich in den Bauch geschossen habe, braucht mich gottlob nicht zu beunruhigen, da Sie, lieber Herr Sternheim, flammender Wortführer des Abscheus von van Gogh, diese Konsequenz, zu meiner Freude, selber nicht gezogen haben.

In aller Hochachtung

Im Haag, 16. 11. 1924

F. M. Huebner

Filme von Frank Warschauer (Aschau)

Das Wachsfigurenkabinett

Verfasser und Regisseur dieses Films suchen phantastische Wirkungen mit den alten Mitteln zu erzielen, indem sie die Wirklichkeit umschaffen und verändern, wie es zuerst im Caligari-Film versucht wurde. Sie begehen damit Seitenpfade, die sie abseits von der übrigen Entwicklung führen. Denn sonst hat man allgemein begriffen, daß die dem Film am meisten entsprechende Art des Phantastischen sich von der in den reinen Künsten möglichen unterscheidet wie der Vogel Rukh aus Sindbads Reisen von einem Aëroplan oder eine Radio-Funkstation von den Flügeln des Hermes oder ein Gedicht Walt Withmans von einem Gesang des Homer. Diese Phantastik bildet die Wirklichkeit nicht um, sondern setzt die Elemente des Wirklichen in neuer Weise zusammen. Harald Lloyd, zum Beispiel, konstruiert sich keinen dichterischen Kinderwagen oder einen symbolischen Wolkenkratzer, sondern er bildet diese Gegenstände zunächst einmal ab wie sie sind, um dann ganz frei über sie zu disponieren; der Kinderwagen fährt munter-geheimnisvoll den gleichen Berg wieder hinauf, den er eben hinabgeschoben worden, und der Wolkenkratzer ist ein unbesiegbares und schließlich doch besiegtes Ungetüm, ohne im geringsten einem Drachen ähnlich zu sein.

Der Maler Paul Leni, der im ‚Wachsfigurenkabinett' die Regie führt, hat keine Neigung, auf die Vorrechte des Künstlers zu verzichten, und erschafft sich Räume und Dinge eigner Prägung. Er tut es aber so geschickt und mit so zweckmäßigen Begründungen, daß er sehr starke Wirkungen erzielt. Der Besitzer eines Wachsfigurenkabinetts sucht einen Dichter, der das Leben seiner Hauptfiguren beschreiben soll, findet ihn, und Dichtungen und Träume dieses jugendlichen Poeten ergeben die drei Handlungen des Films von ‚Iwan dem Schrecklichen', ‚Jack dem Bauchaufschlitzer' und dem ‚Kalifen Harun al Raschid'.

Jede dieser Geschichten spielt in einer eignen Tonart. Die erste ist balladesk-unheimlich und traumhaft-prächtig mit Conrad Veidt als schrecklichem Iwan, die zweite spukhaft vorbeihuschend, ein nicht ganz geglückter Albdruck in gar nicht seltsamen kunstgewerblich-expressionistischen Räumen; und die dritte ist burlesk lustspielhaft. Diese ist mit ihrem Tonfall harmloser, frischer und ein wenig kindlicher Lustigkeit die angenehmste. Hier ist Emil Jannings ein überaus dicker, überaus komischer Märchen-Kalif mit einem großmächtigen Schnurrbart aus einer freundlich-behaglichen Parodie von Tausend und einer Nacht; in seine Partnerin, die schöne Frau des Pastetenbäckers (Olga Belajeff) ist er mit vollkommenem Recht verliebt.

Daß der Regisseur Paul Leni Maler ist, zeigt sich am vorteilhaftesten in der filmtechnischen Gestaltung des Bildes. Er versteht sehr gut, die Möglichkeiten des photographischen Apparats auszunutzen, zum Beispiel die schrägen Stellungen, die eigentümlich veränderte und belebte Bilder ergeben. Nur ist das Bild bei ihm oft zu kompliziert und unübersichtlich. Daß es immer einfach und deutlich, aus

wenigen Elementen zusammengesetzt sein sollte, vergißt man überhaupt bei uns zu leicht. Auch hierin sollte man sich die guten amerikanischen Filme zum Muster nehmen.

Nju

Nju, ein aus Zartheit und Entschiedenheit sehr schön zusammengesetztes Geschöpf, ist Elisabeth Bergner. Sie ist es mit allem Ernst, aller Entschiedenheit und Intensität, deren sie fähig ist. Sie hat dieser ihrer ersten Filmrolle die geistige Kraft und die Melodie ihres Wesens mitgegeben. Nju ist ein Geschöpf geworden aus Elfenbein und zugleich aus Stahl.

Sie begegnet einem Dichter, verläßt ihren massiv-bürgerlichen Ehemann, folgt dem Fremden, wird zurückgestoßen, geht ins Wasser: die alltägliche Handlung nach Ossip Dymow begrenzt nur ungefähr die Möglichkeiten der Darsteller, gibt ihnen aber zugleich in einigen geschickten Modulationen gute Anlässe, zu zeigen, wer sie sind.

Eine Fülle unaussprechbarer Empfindungen in einer Gebärde, einem Lächeln erklingen zu lassen, diese für den Film so wichtige Fähigkeit hat Elisabeth Bergner in einigen wunderbar lebendigen und wahren Szenen. Wie sie zum ersten Mal dem Dichter begegnet und gläubig-schwärmerisch, kindlich und zugleich sicher, naiv und seltsam den Weg des Abenteuers betritt: welch reiche Instrumentation der leisesten Gefühle! Wie aufschlußreich ist da in jedem Augenblick ihr Gesicht! Wie genau lernt man dieses Frauenwesen da kennen, sie und die Geschichte ihres Lebens! Und so ist Vieles. Es gibt keine toten Momente und keine Theaterei, gegen die man im Filmtheater ja so besonders empfindlich ist. Diese Gestalt lebt und prägt sich tief und deutlich ein.

Emil Jannings als Gatte entfesselt schonungslos alle Schrecknisse eines bürgerlichen Ehemanns. Er liebt, mit breitem Pinsel zu malen; aber seine Partnerin zeichnet in diesem Kammerspiel mit spitzer Feder. In Momenten der Erschütterung ist er viel stärker als in denen seiner drastisch-tolpatschigen Selbstherrlichkeit. Conrad Veidt als der Dritte ist überlegen unbewegt bis zur Starrheit und recht kahl, aber an Ausdruck und Klangfarbe des Wesens durchaus an der richtigen Stelle.

Der Regisseur Paul Czinner hat viel Sinn für das Dramatisch-Bewegte so einer leisen Handlung, für die Rhythmisierung der Gebärden, für Akzent und Einschnitt. Aber hier fehlt dem photographischen Bilde noch viel stärker Deutlichkeit und plastische Eindringlichkeit. Die feinen Regungen werden eben noch mit Mühe erfaßt, aber nicht wie in der ‚Ehe im Kreise' weithin sichtbar gemacht. Schade, daß die Kostbarkeiten dieses Films nur sehr mangelhaft in das Technische gebettet sind. Ich sah ihn das zweite Mal in einem kleinen Kino auf einer kleinern Projektionsfläche: da war alles Differenziertere verweht, und es blieb nur ein Gerüst übrig.

Oliver Twist

In diesem Film gibt Jackie Coogan eine neue Variation seines Hauptthemas und schlägt sich wieder sehr wacker durch die Bösartigkeiten von Kindern und Erwachsenen, bis er schließlich im Glück

landet. Es ist Alles ernster als in seinen andern Filmen, die Welt der Feinde ist sehr bedrohlich, und wenn man nicht den Roman kennte, müßte man sehr besorgt sein, ob der kleine Mann triumphieren wird. Sein Weg führt ihn diesmal in das Gebiet echter Tragik, und seine Schicksale sind erschütternd.

Nach wie vor gehört dieser kleine Freund zu den erstaunlichsten und schönsten Figuren auf dem großen, aber an Figuren so armen Welttheater.

Auto-Kritik von Cyril Malo

Erläuternde Beschreibung

Franz Blei hat den Grundstein gelegt zu einer zoologischen, Ferdinand Hardekopf den zu einer knappen Literaturgeschichte. Nach ihnen sei erlaubt, den Versuch einer autokritischen zu unternehmen, die, als zu primitiv, sich mit jenen zwar nicht messen will, aber den großen Vorteil absoluter Objektivität besitzt: der Verfasser rezensiert sich selbst, und da die meisten Autoren keine geringe Meinung von sich haben, wird jede Unterschätzung vermieden. Nachstehende Liste mit 25 Nummern, alphabetisch geordnet, kann, den vielen Dichtern entsprechend, ins Unendliche verlängert werden.

Anleitung

Man nehme einen Autor, konfrontiere ihn mit dem ihm zukommenden Titel eines seiner Bücher, und die Auto-Kritik ist fertig. Die Verantwortung für Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung des Lustspiels muß den Mitwirkenden überlassen werden.

Beispiele

Hermann Bahr: Der muntere Seifensieder
Rudolf Hans Bartsch: Schwammerl.
Gottfried Benn: Fleisch
Franz Blei: Der Geist des Rokoko
Ernst Bloch: Geist der Utopie
Hedwig Courths-Mahler: Von welcher Art bist du?
Max Dauthendey: Ewige Hochzeit
Kasimir Edschmid: Der Engel mit dem Spleen
Albert Ehrenstein: Nicht da, nicht dort
Otto Ernst: Appelschnut
Hanns Heinz Ewers: Die verkaufte Großmutter
Gustave Flaubert: Der Büchernarr
Anatole France: Die rote Lilie
Gerhart Hauptmann: Die versunkene Glocke
Wilhelmine Heimburg: Eine unbedeutende Frau
Franz Hessel: Der Kramladen des Glücks
Hugo von Hofmannsthal: Der Rosenkavalier
Oskar Loerke: Der Chimärenreiter
Maurice Maeterlinck: Der begrabene Tempel
Heinrich Mann: Zwischen den Rassen
Thomas Mann: Das Wunderkind
E. Marlitt: Im Hause des Kommerzienrats
René Schickele: Schreie auf dem Boulevard
Bernard Shaw: Der Amateur-Sozialist
Rudolf Stratz: Das deutsche Wunder

Scheinverluste von Morus

Industriebilanzen

Die Aufrechterhaltung der deutschen Verelendungstheorie wird immer schwieriger. Ich habe hier das letzte Mal auf das überraschend günstige Ergebnis der Bankbilanzen aufmerksam gemacht. Und nun muß auch von amtlicher Seite zugegeben werden, daß es mit den Kapitalverlusten in Deutschland nicht ganz so grauenvoll ist, wie die Sache bisher dargestellt wurde. Es müßte wenigstens zugegeben werden. Denn das offizielle Blatt des Statistischen Reichsamts ‚Wirtschaft und Statistik' veröffentlicht jetzt die Ergebnisse der Goldmarkbilanzen bis Ende September, und da stellt sich klinkerklar heraus, daß die Mehrzahl der alten, schon seit der Vorkriegszeit bestehenden Aktiengesellschaften ihr Goldkapital nicht verringert haben, sondern daß es mindestens gleich groß geblieben ist. Bei den 38 Gesellschaften der Schwerindustrie, die bis dahin die Goldumstellung vorgenommen hatten, sind das Kapital um 28 Prozent und die offenen Reserven um 45 Prozent größer als vor dem Kriege, bei den 62 Verkehrsgesellschaften beträgt die Zunahme des Kapitals 16, der Reserven 68 Prozent, und bei den 262 Gesellschaften der verarbeitenden Industrie ist das Kapital um 36 Prozent größer geworden, während die offenen Reserven um 46 Prozent zurückgegangen sind; das gesamte Eigenkapital hat auch hier um 15 Prozent zugenommen. Eine wirkliche Abnahme haben nur die Handelsgesellschaften, die Banken und das Versicherungsgewerbe aufzuweisen. Bei den 19 Warenhandelhandelsgesellschaften hat sich das Eigenkapital um knapp den vierten Teil verringert, bei 35 Versicherungsgesellschaften um knapp die Hälfte, bei 16 Gesellschaften des Grundstückhandels um etwas mehr als die Hälfte und bei 22 Banken um 60 Prozent. Dazu wird noch eine Sammelrubrik von 24 der „übrigen" Gesellschaften geführt, deren Eigenkapital um einige 20 Prozent niedriger ist als vor dem Kriege. Im Ganzen betrug das Kapital dieser 478 Gesellschaften im Jahre 1913 830 Millionen Mark, wozu noch 248 Millionen offene Reserven kamen, und jetzt beträgt es 941 Millionen plus 135 Millionen an offenen Reserven. Das gesamte Eigenkapital ist also von 1078 Millionen auf 1075 Millionen „gesunken". Aber Niemand wird wohl bestreiten, daß die offenen Reserven heute im Allgemeinen vorsichtiger „aufgemacht" werden als früher.

Das Statistische Reichsamt, übrigens immer noch eine der anständigsten Behörden in Deutschland, schämt sich denn auch wohl so ein ganz klein wenig der Verluststatistiken, die es bei frühern Gelegenheiten, besonders während des Ruhrkampfes, aufstellen mußte. Um seine Scham zu verbergen, hat es aber eine ganz eigenartige Zusatzberechnung vorgenommen. Es vergleicht nicht nur das alte und das jetzige Eigenkapital miteinander, sondern es addiert noch die Obligationen, Hypotheken und andre Schulden und kommt dann zu einer „Summe der

arbeitenden Mittel". Gottlob: diese „Summe" hat gegenüber der Vorkriegszeit um 20 Prozent abgenommen — das Vaterland ist gerettet. Tatsächlich sind die Hypotheken und Obligationen dieser 478 Gesellschaften um 214 Millionen oder um 70 Prozent ihres frühern Standes zurückgegangen, und die übrigen Schulden um weitere 214 Millionen. Während früher die Gesellschaften mit 80 Prozent des Eigenkapitals verschuldet waren, sind sie es jetzt nur noch mit 40 Prozent. Aber es ist selbstverständlich Unsinn, das Zusammenschrumpfen dieser Schulden, die zumeist zur Errichtung neuer Anlagen aufgenommen und während der Inflation mit entwertetem Gelde zurückgezahlt worden sind, als Abnahme der „arbeitenden Mittel" zu buchen. Sie gehören auf die Gewinn-, nicht auf die Verlustseite der Bilanz.

Die Inflationsgewinne oder, wie es das Statistische Reichsamt benamst, die „Verluste der alten Aktiengesellschaften an arbeitenden Mitteln" kommen auch schon bei der Goldbilanzstatistik an einer andern Stelle zum Vorschein. In der Kriegs- und Nachkriegszeit sind in Deutschland rund 12 000 Aktiengesellschaften gegründet worden, zum nicht geringen Teil als Schachtel- und Zweiggesellschaften der alten, die diese mit Hilfe ihrer Inflationsgewinne aus Obligationen und Hypotheken errichten konnten. Wie diese neuen Aktiengesellschaften sich nach der Goldumstellung ausnehmen werden, läßt sich noch nicht übersehen, denn von den 12 000 Pausen hatten erst 700 bis Ende September die Goldbilanz veröffentlicht. Wenn auch eine beträchtliche Zahl der Gesellschaften als A.-G. ihre edle Seele werden aufgeben müssen, so bleiben doch auch hier recht respektable Kapitalien übrig, sodaß das Märchen von den Substanzverlusten der deutschen Industrie sich in dieser Form beim besten Willen nicht mehr aufrechterhalten läßt.

Deflationsgewinnler

Warum soll man das Kind nicht beim rechten Namen nennen? Ein russischer Jude, namens Kutisker, einer von den ganz Gesiebten, hat die Geheimräte der Preußischen Seehandlung schön hereingelegt. Vielleicht hätte Herr Iwan Kutisker die 14 Millionen Kredit nicht so leicht bekommen, wenn er nicht als Generaldirektor des Bankhauses E. v. Stein gezeichnet hätte, und vielleicht wäre auch nicht, wenn nicht . . Aber daran darf man jetzt wohl nicht mehr ungestraft zweifeln, nachdem der Herr Staatsbankpräsident Schroeder und der Herr Finanzminister v. Richter erklärt haben, die Weste der Seehändler sei weiß wie Schnee und unbefleckt wie die heilige Empfängnis. Drei Beamte, die etwas leichtsinnig Kredite an Kutisker gegeben haben, sind schon entlassen worden, ehe der Skandal ruchbar wurde, ein andrer Beamter, der auf die Kreditgeschäfte der Seehandlung nicht ohne Einfluß war, ist später mit sehr hohem Gehalt zum Barmat-Konzern, einem Haupt-Schuldner der Seehandlung, engagiert worden. Je nun — solche Dinge sind in der Geschichte der Monarchie und der Republik

nicht ganz rar, seitdem Helfferich zum ersten Mal aus dem Reichsdienst ausschied und als Direktor bei der Deutschen Bank eintrat. Beweisen läßt sich da nie etwas.

Der Herr v. Richter, als oberster Aufsichtsrat der Preußischen Staatsbank, hat zur Entschuldigung der Seinen im Falle Kutisker angeführt: Was heute der Seehandlung passiert ist, kann morgen jeder andern Großbank passieren. Auch dort würden Lombardkredite auf Pfänder gegeben, die praktisch nicht besser realisierbar seien als die alten unbrauchbaren Militärbestände im Hanauer Lager, die Kutisker der Seehandlung verpfändet hat. Aber auch der Herr Finanzminister wird zugeben müssen, daß doch wohl noch ein ganz kleiner Unterschied besteht zwischen Kreditgeschäften, die eine private Großbank macht, und den Kreditgeschäften der Preußischen Staatsbank, für die schließlich der Fiskus, also der Steuerzahler, einstehen muß.

Dennoch verdienen die freigebigen Geheimräte vom Gendarmenmarkt mildernde Umstände, denn nach den glatten Geschäften, die die Seehandlung, ebenso wie die Reichsbank, während der Inflation gemacht hat, müssen sich die Herren in der Tat erst wieder daran gewöhnen, daß man auch einmal Geld verpumpen kann, ohne es zurückzuerhalten. In der Zeit der Geldentwertung kam so etwas freilich nicht vor. Da sorgte die Notenpresse dafür, daß selbst der faulste Schuldner den Kredit nach ein paar Monaten aus der Westentasche zurückzahlen konnte. Deshalb blieben die Stinnes, Otto Wolff, Hugo J. Herzfeld stets ehrbare Kaufleute, mochten sie bei ihren Gläubigern auch noch so tief in der Kreide sitzen. Und man sah förmlich, wie sie immer ehrbarer und immer kreditwürdiger wurden. Denn für die Papiermark, die man ihnen lieh, kauften sie Sachwerte, aus Händlern und Börseanern wurden Industrielle, und Industrielle sind bekanntlich immer feine Leute. Jetzt liegen die Dinge umgekehrt. Die großen Deflationsgewinnler, die Michael, Barmat, Kutisker, und wer sonst zu den Großschuldnern der Preußischen Seehandlung gehört, zogen ihre Verdienste aus der Zinsmarge, die sie gegenüber den verhältnismäßig niedrigen Zinssätzen der Staatsbank beim Weiterverleihen des Geldes erhielten. Zumeist sind es, wie Jacob Michael, Leute, die in der Inflation einen staatlichen Industriebesitz an sich gebracht, aber den richtigen Zeitpunkt erkannt hatten, wo es wieder zweckmäßig war, die Sachwerte abzustoßen und sich auf das Geldgeschäft zu legen. Aus Industriellen sind hier während der Deflation Händler und Bankiers geworden; und Händler und Bankiers, die mit Geld und nicht mit Schornsteinen zu tun haben, sind bekanntlich nie so feine Leute. Deshalb umgibt diese neuesten unter den ganz Reichen, auch wenn sie nicht aus Lodz oder Lemberg stammen und ihre Blutprobe einwandfrei ausfällt, immer ein gewisses Odeur der Unreellität. Allerdings sind die Deflationsgewinnler in einem Punkte gefährlicher als die Inflationsgewinnler: durch sie können nämlich wirklich die Geldgeber in Konkurs geraten. Bei den Mata-

doren der Inflation war das unmöglich. Da gab es nur einen, der in Konkurs geriet, und das war der Staat.

Und auf den kommt es doch schließlich nicht an.

F.F.F.

Man unterscheide: F F F F schmückt, sinnvoll angeordnet, des Turners Brust; F F ist das Attribut der Leberwurst; F F F bildet das Vereinszeichen des Freiland-Freigeld-Bundes. Die Anhänger dieses Bundes — die ‚Weltbühne' ist mehrfach danach gefragt worden — schwören auf die Freiwirtschaftslehre des Herrn Silvio Gesell: eine nicht immer ganz logische, aber geistvolle und kühne Lehre. Der Grundgedanke dieser Lehre ist: das arbeitslose Einkommen durch Abschaffung der Grundrente und des Kapitalzinses zu beseitigen. Die Bodenreform besteht darin, daß der Staat die Grundstücke aufkauft, die Eigentümer mit dem Ertragswert abfindet und die Grundstücke dann dem Meistbietenden verpachtet. Was früher die Landeigentümer erhielten, soll der Staat zur Abtragung der Landschuld und darüber hinaus als Kinderprämie „für die Mütter des Landes" verwenden.

Einschneidender als dieses modifizierte Domänensystem ist die Geldreform der Freiwirtschafter. Gesell erstrebt — ähnliche Ziele verfolgen neuerdings die Währungsreformpläne der Gustaf Cassel und John Maynard Keynes — die „absolute Währung", das heißt: die dauernde Stabilisierung des allgemeinen Preisniveaus. Alle Störungen der Wirtschaft, die von der Geldseite herkommen, sollen verhindert werden. Dazu muß man in erster Linie den Menschen die Aufspeicherung des Geldes verleiden. Gesell will das durch eine regelmäßige Geldstempelabgabe erzwingen. Durch diese Belastung des Geldbesitzes wird das Geld dauernd in Zirkulation gehalten. Ein Währungsamt paßt die Geldmenge genau dem Durchschnittspreis der Waren an. Bei solcher Planwirtschaft des Geldes ist jede Spekulation unmöglich. Alles überschüssige Kapital wird zu neuer Produktion verwandt, und das stärkere Angebot an Kapital drückt permanent den Zinsfuß, damit aber auch den arbeitslosen Ertrag des Kapitaleigentümers herab. In zehn oder zwanzig Jahren „absoluter Währung" soll so der Mehrwert endgültig beseitigt sein. Der Kapitalist stirbt also nicht, wie nach Marxens Lehre, infolge immer wiederkehrender Schlaganfälle (Krisen), sondern an der Auszehrung, während das Kapital, die Wirtschaft selbst, in Gesundheit blüht.

Die Freiwirtschafter, die der Menschheit auf solche Weise ein besseres und reineres Leben schaffen wollen, haben aber nicht nur kluge, sondern manchmal auch sehr törichte Ideen. Einer von diesen war jetzt wieder: für den Deutschen Reichstag zu kandidieren. So standen und fielen sie auf den Reichswahlvorschlägen zwischen dem Ehepaar Haeusser, dem Ehepaar Witte, dem Herrn Leonhard Starck, einigen Aufwerter- und einigen Mieterschutzverbänden. Und es tut mir in der Seele weh, wenn ich euch in der Gesellschaft seh.

Bemerkungen

Schädlichkeit des Zivils

Wir haben uns hier lange nicht mit Erich Lindström, geb. Ludendorff, beschäftigt, weil es ja schließlich wichtigere Dinge auf der Welt gibt als einen abgetakelten General. Aber er hat keinen Erfolg mehr, und da geziemt sich wohl, eine kleine Betrachtung anzustellen.

Warum hat er keinen Erfolg mehr?

Eigentlich sind ja alle Voraussetzungen für eine deutsche Popularität gegeben: der Mann hat seinem Lande nichts als Unheil gebracht, aber auf eine sehr pompöse Art; er ist General gewesen; er hat die Macht gehabt, und es bestand die Aussicht, daß er sie eines Tages wieder bekommen würde; und zugenommen hat er auch, sodaß er jenes Maß von Vierschrötigkeit aufwies, das nun einmal nötig ist, wenn man hierzulande auf die Biergläser des Ruhmes gemalt werden will. Und trotzdem ist es nichts damit. Ich will ihm das Geheimnis seines Mißerfolges verraten.

Es kommt wohl vor, daß man als Mann und Männchen einen Hang fürs Küchenpersonal hegt, besonders, wenn es Frühling ist. Für das Küchenpersonal; oder für eine nette Kellnerin mit einem weißen Häubchen; oder für eine Zofe mit einem Tändelschürzchen; oder gar für eine Krankenschwester, ganz in aseptisches Weiß gehüllt und appetitanregend anzusehen. Nicht immer nehmen die Dinge nun einen so glatten Verlauf, daß Werbung, Liebessturm und Erfüllung auf dem Tätigkeitsplatz selbst abgehandelt werden können. Der begeisterte Verehrer bestimmt also ein Rendez-vous, die so reizend kostümierte Schöne sagt errötend zu, aber da geht auch schon die Tür, die Gnädige oder der Wirt oder der Oberarzt treten ins Zimmer — husch, ist sie fort. Und erscheint abends: auf „fein" aufgemacht, sonntäglich gekleidet, frisch gewaschen, im Straßenkostüm oder Ballkleid . . . Und eine leise Enttäuschung bemächtigt sich des Mannes — ist sie das, die Süße, Kleine, Bebänderte, Beschürzte, Weißgekleidete? Sie ists. Und ists nicht mehr. Das Zivil hat Lockung, Charakteristika und die Liebe getötet.

Obgleich Ludwig Thoma einmal festgestellt hat, daß der Reiz der Uniform auf Frauen immer wirke, obgleich doch der bunte Ritter während der fraglichen Betätigung in den meisten Fällen ohne diese Uniform anzutreffen sei —: Zivil tötet. Er fühlts, der Lindström — denn allemal bei Festlichkeiten, Regimentsfeiern, Fahnenweihen und Parademärschen wirft er sich in eine Phantasieuniform, die ja heute

gar nicht mehr vorhanden ist, die es nicht mehr gibt, die zum historischen Maskenkostüm geworden ist. Aber es hilft nichts. Er fühlts, daß ihm das Zivil nicht steht. Es steht ihm wirklich nicht. Ich habe ihn darin gesehen, damals, als er vor dem Untersuchungsausschuß stotterte. Er hatte etwas von einem strengen Lehrer im Dampfbad. Die Autorität war dahin.

Denn dies ist der oberste Grundsatz für Stubenmädchen und Generale: Was in Tracht ist, muß in Tracht geliebt werden. Zivil ist allemal schädlich. Armer General —!

Ignaz Wrobel

Auslandsdeutsche

In Nummer 47 der ‚Weltbühne' schreibt Morus: „Wie in allen neutralen Ländern sind in Spanien deutschfreundlich die Reaktionäre, ententefreundlicher die Linken." Dieser Satz darf nicht unwidersprochen bleiben. Ich kenne Spanien nicht, wohl aber fast alle andern neutralen Länder und habe dort das Gegenteil beobachtet. Der Deutschenhaß ist in den meisten neutralen Ländern eine typische Angelegenheit der Oberklasse — wo sonst sollte auch ein so idiotisches Gefühl Platz haben? —, der Oberklasse, die mitmacht, dabei ist, unter den Anwesenden bemerkt wird. Er gilt für fein, wird gern getragen und von allen erstklassigen Häusern dringend empfohlen. Seine speziellen Träger sind ordenssüchtige Professoren, Komitee-Damen und Backfische, in deren Herzen die Tenöre durch Franzosen und Polen abgelöst worden sind. Eitelkeit und Wichtigtuerei sind diejenigen Regungen, auf welche die französische Kulturpropaganda geschickt spekuliert. Diese Propaganda richtet sich keineswegs gegen Deutschland — aber bei der ungewöhnlichen Dummheit der von ihr Betroffenen wirkt sie so. Frankreich überschwemmt seine Satrapen mit einem Theater- und Bilderdreck ohnegleichen — und behält das Gute zuhause. Kluge Leute das, Menschenkenner und von hohem Selbstgefühl.

Der Unterklasse gilt Deutschland in den meisten Fällen immer noch als das klassische Land des Sozialismus (wenn auch mit Unrecht) oder gar als der Vorhof zum roten Rußland (wenn auch mit Unrecht). Die Unterklasse hat das tiefste Mitleid mit dem Unglück und der Not der wehrlosen deutschen Bevölkerung in den letzten Jahren. Die Unterklasse bewundert die großen Fortschritte im demokratischen Gefühl binnen so weniger Jahre. Und sie hat ja recht: man denke an Frankreich nach 1871. Wo die Oberklasse — wie in Schweden — deutschfreundlich ist, ist sie es aus Sympathie mit dem alten Militärstaat. Schweden läßt sich gern das Preußen des Nordens nennen, ist aber in Wirklichkeit eine brave Demokratie. Branting traut der deutschen Demokratie nicht so ganz.

Morus hat recht: fast alle Auslandsdeutschen sind in der kindischsten und aufdringlichsten Weise reaktionär. Aber sie haben ja — Gott sei Dank — gar keinen Kontakt mit der Bevölkerung. Wer kennt ein Land? Lebt man ausschließlich in Kopenhagen und mit dem Umgangskreis und den Gewohnheiten eines

„bessern Herrn", so muß man den Eindruck haben, daß Dänemark das deutschfeindlichste Land der Welt ist. Kommt man zu den Arbeitern oder nach Jütland zu den Bauern, so läßt sich dieser Eindruck nicht aufrecht erhalten. Mit Deutschfeindlichkeit ist ein Geschäft zu machen. Danach richtet sich die Straßenpresse. Die Presse der Organisierten braucht diesen Köder nicht.

Es gibt im neutralen Europa keine hundert Menschen, die Deutschland etwa aus ihrem demokratischen Herzen heraus und aus Gerechtigkeitsgefühl ablehnen, also aus einem Grunde, den ein ehrlicher und freiheitsliebender Deutscher vielleicht mit ihnen teilen könnte. Sondern die Ablehnung geschieht in fast allen Fällen aus ganz ungeistigen Oberklassen-Instinkten. Ein anständiger Rebell und Frondeur hüte sich vor der Solidarität mit Deutschfeinden — sie sind meist das gedankenloseste und eitelste Pack von der Welt.

Friedrich Sieburg

Einheitsfront

Die außenpolitische Einheitsfront, dies Ideal aller Schwächlinge, das nur auf niedrigster Kulturstufe vorstellbar ist, wird von unsern Nationalisten als in Frankreich und England verwirklicht gepriesen. Dabei äffen sie — soll etwa Flaschenbier-Stresemann oder Knüppel-Kunze originell sein? — nur französischen Vorbildern nach, die wiederum ihren Landsleuten vortäuschen, daß eine deutsche Linke außenpolitisch am gleichen Strange zöge wie die deutsche Rechte. So heißt es, zum Beispiel, im ‚Gaulois' vom 1. Dezember: „Unsre Politiker begreifen nicht, daß die Linksparteien bei unsern Nachbarn von unsern Radikalsozialisten und Sozialisten grundverschieden sind. Sie besitzen ein Nationalgefühl, das sich in ihrem Sinne für Disziplin äußert, sobald es um das Interesse des Vaterlandes geht. In der Form konzilianter, benutzen sie andre Mittel, um das gleiche Ziel zu erreichen wie die Nationalisten . . ." Einheitsfront.

R. Kuczynski

Davos

Davos soll landschaftlich sehr schön sein. Mir fehlt offenbar der wahre Sinn für landschaftliche Reize. Ein Problem, das zu lösen ich mich bisher heiß, aber vergeblich bemüht habe, ist die Davoser Sonnenscheindauer. Nach den Prospekten der Hotels und Sanatorien, deren jedes einzelne die garantiert längste Sonnenscheindauer hat, strahlt dieses freundliche Gestirn in Davos mindestens 62 Stunden am Tag. Es handelt sich also anscheinend nicht um die gutbürgerliche normale Sonne, sondern um eine höchstwahrscheinlich von einem Spengler entdeckte Privatsonne. Doch das ist nur eine Hypothese. Nebel sind in Davos völlig unbekannt. Dagegen ist die Atmosphäre zeitweise derart mit Wasserdampf gesättigt, daß man nicht von der Hand in den Mund sehen kann. Ausgesprochen mieses Wetter nennt man Föhn. Dieses Wort erweckte bisher bei mir die gänzlich unernste Vorstellung von etwas besonders Aufregendem, sagen wir: halb Wilhelm Tell, halb Frühlings Erwachen. Dem ist aber nicht so.

Von den vielen fremden Sprachen, die man in Davos hört, ist die rätselhafteste und unverständlichste die der Sachsen Europas: der Schweizer selbst. Von wilden Völkerschaften ist besonders stark die griechische Nation vertreten. Ueberall trifft man Leute, die zwar mit Vornamen Odysseus, Menelaos, Narzissos und Agathon heißen, aber meist mehr jüdisch als olympisch ausschauen. Ganz abgesehen davon, daß die Juden a priori an Allem schuld sind, kann ich mich, seit ich in Davos bin, des dringenden Verdachts nicht erwehren, daß auch die ‚Odyssee' weiter nichts als ein Machwerk jüdischer Literaten ist. Daß der Name Homer auf das jüdische Wurzelwort Cohn zurückzuführen ist, wird man nach der neuern Sprachforschung kaum zu bezweifeln wagen. (Siehe Abel: Gegensinn und Gegenlaut.) Lassen sich doch sogar weiter entlegene Worte, wie Emil Ludwig, mühelos daher ableiten. (Siehe Professor Adolf Bartels: Die Jüngsten.) Aber betrachten wir uns einmal diesen Odysseus näher. Er strotzt gradezu von spezifisch jüdischen Eigenschaften. Wie er da als landfremdes Element ruhelos von einem Volk zum andern schweift und bleibt — siehe Simmels Exkurs über den Fremden: „Der Jude ist der Fremde, der heute kommt und morgen bleibt" —, bis er, unter Vorspiegelung falscher Tatsachen und mit echt jüdischer Dialektik, von den armen, rassereinen Eingeborenen die „schuldigen Gastgeschenke" und andre Provisionen erpreßt hat! Und wie er danach feige, gleich allen Juden, die Freier erst entwaffnen, zusammentreiben und sozusagen anbinden läßt, bevor er ihnen — dann allerdings sehr kühn — mit der Wafe gegenüber tritt: das erinnert direkt an die armen Hirsche und Rehe, die man herbeitrieb und anband, bevor Wilhelm II. . . . doch nein, dieser Vergleich ist selbstverständlich ganz irrig, und es sei ferne von mir, ein Mitglied unsres angestammten Herrscherhauses — außerdem wollte ich über Davos sprechen.

Was man in Genf, wo eine rührige Industrie an der Herstellung der Versöhnung und des Friedens arbeitet, vergeblich versucht hat: eine Verständigung der Völker unter einem gemeinsamen „Gesichtspunkt" zu erzielen — das ist in Davos mit Hilfe der Tuberkulose gelungen. Hier hustet der Feuerländer wie der Madagasse, der Völkische wie das landfremde Element, und Jeder verfolgt diese Tätigkeit beim Andern mit teilnehmendem Interesse, und das Gespräch darüber geht bei Tisch nicht aus. Außer Husten ist Photographie-

ren, Spucken und Flirten obligatorisch. Ernste fachtheoretische Studien haben ergeben, daß der Davoser Flirt meist streng nekrophilen Charakter trägt. Sublimiert wird wenig und auch dann nur unvollkommen, was sich an den hiesigen Kunstausstellungen nachweisen läßt. Dahingegen gelingt der kleinen Französin Yvonne, dauernde Aufregung hervorzurufen, wobei sich Davos in zwei Parteien spaltet: in Die, die sich an, und Die, die sich über Yvonne aufregen.

Jedem, der das Glück hat, in Davos weilen zu dürfen, wird — da man von nichts Anderm redet — eine Reihe von medizinischen termini technici geläufig, die allen Nicht-Tuberkulösen absolut unverständlich sind. Man wende diese Terminologie später hie und da geschickt in feiner Gesellschaft an, und man wird sich den Ruf sichern, ein feinsinnig und vielseitig gebildeter Mensch zu sein. Darum sei Davos wärmstens empfohlen. *Grete Wels*

Feststellungen

Um gebildet zu scheinen, genügt es, intelligent zu sein; um intelligent zu scheinen, genügt es, schlau zu sein; aber um schlau zu scheinen, dazu muß man wirklich schlau sein.

*

Das Verlangen nach Liebe ist so stark auf dieser Welt, daß mancher Frau gelingt, ihren eignen Mann zu lieben.

*

Man lehrt die Kinder die Wahrheit sagen, damit sie den Nutzen der Lüge einsehen lernen.

*

Die Familie ist ein Treibhaus zur Züchtung jener Pflanze, die man Hypokrisie nennt.

*

Mancher schlägt die Zeit tot, ohne zu bemerken, daß die Zeit ihn tot schlägt.

*

Das Leben tragisch nehmen ist nicht traurig. Traurig ist, es nicht ernst nehmen zu können.

*

Sie glauben, der Unterschied zwischen einer prostituierten Frau und einer anständigen sei groß? Die prostituierte verlangt Barzahlung, die anständige gibt drei Monate Kredit.

*

Heute, wo alle Frauen abortieren, kann die Menschheit von Glück sagen, daß es noch Zimmermädchen gibt, die sich die Mühe nehmen, Kinder zur Welt zu bringen.

*

Wir lassen so viele Schuldige laufen, daß uns ein Unschuldiger, fällt er uns in die Hände, ganz gewiß nicht mehr entkommt.

Pitigrilli

Antworten

Objektiver Leser. Wer recht hat: Morus in Nummer 47 oder Friedrich Sieburg in Nummer 50? Kein Wunder, wenn das Auslandsdeutschtum in den Geruch besonders bösartiger Reaktion und ärgster Stammtischstupidität kommt. Sehen Sie sich, beispielshalber, die ‚Deutsche Wochenzeitung für die Niederlande' an. Da wimmelts nur so von den widerwärtigsten und dümmsten Angriffen auf Demokratie und Republik. „Wer heute Schwarz-Rot-Gold in Deutschland flaggt, ist mit hundert Prozent Wahrscheinlichkeit entweder ein Galizier oder ein Sozialdemokrat . . . Auf der großen Landwirtschaftlichen Ausstellung zu Hamburg sollten auf Wunsch einiger Senatsmitglieder auch die revolutionären Reichsfarben gezeigt werden. Man beschloß daher, die Schwarzviehhalle zu flaggen, aber man stieß auch hier auf den energischen Widerstand der Aussteller, die es sich ernsthaft verbaten, daß ihre Borstentiere mit Schwarz-Rot-Neuf verunziert werden sollten. Da eine Massenabwanderung der Borstentiere zu befürchten war, schmückte man schließlich nur diejenigen Orte mit den verfassungsmäßigen Farben, deren duftende Umgebung mit der der Grunzer harmoniert. . . Solch eine Ortsgruppe des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold kann den Zielen der Franzosen in den von ihnen besetzten deutschen Gebieten nur dienlich sein. . . Schwertschlag: Bald zuckt der Sonne tagkündender Strahl! Dann stehe auf, du armes Geschlecht! Nimm deine Rache, nimm dir dein Recht! Blut nur sühnet dein Vaterland! Zage nicht, klage nicht! Schwinge dein Schwert! Feindesverderben baut neu deinen Herd! . . . Vermischtes: Ihre Majestät Kaiserin Hermine ist . . ." Und so ungefähr ists in allen Organen der Auslandsdeutschen zu lesen.

Ernstes Kind. Du blickst so bleich? Das kommt daher, meinst du, daß du einen Reklameprospekt des Blattes für die Idioten der Reichshauptstadt in die Finger bekommen hast. Darin sind „Alle einer Meinung": der Hausherr, die Hausfrau, der Geschäftsmann, die Angestellten, nämlich einer Meinung über den Wert dieses männermordenden Käseblattes. Zum Schluß die Jugend. „Wir lesen den Berliner Lokal-Anzeiger, weil unsre Eltern sagen, daß nichts darin steht, was wir nicht lesen dürfen. Im Gegenteil, Vati sagt: wenn wir den Berliner Lokal-Anzeiger lesen, lernen wir den Ernst des Lebens kennen und können uns jetzt schon überlegen, was wir später einmal werden wollen." Kanonenfutter, Portiers oder Fechenbach-Richter; und auf alle Fälle Leser des Berliner Lokal-Anzeigers.

Steuerzahler. Sie fragen mich, wofür Sie eigentlich Ihre Steuern bezahlen. Zum Teil sicherlich für die Reichswehr. Deren wahrer Chef, Herr v. Seeckt, hat einen Erlaß an die Reichswehr gerichtet, und da heißts: „Es soll und darf nicht vorkommen, daß sich Bevölkerungskreise wegen ihrer politischen Einstellung von der Reichswehr benachteiligt glauben. Jeder Deutsche, gleichgültig welcher Parteirichtung, soweit er nur im guten Sinne des Wortes national empfindet, hat Anspruch auf gleiche Behandlung durch die Reichswehr." Hier liegt ein Irrtum vor. Die Reichswehr hat überhaupt keinen Deutschen zu behandeln, und ob Jemand im guten Sinne des Wortes national empfindet oder nicht, entscheidet nicht Herr v. Seeckt. Die Reichswehr besteht samt ihrem Chef aus Reichsbeamten, die von den

Steuerzahlern unterhalten werden: zur Erziehung der Nation ist sie weder berufen noch legitimiert. Die Fälle, wo bis jetzt diese überflüssige Institution mit der Bevölkerung „in Berührung" getreten ist, haben zu ausführlich begründeten Klagen über die schlimmsten Ausschreitungen der Soldaten geführt. In Mitteldeutschland, in Sachsen, in Thüringen — überall, wo der einstmals sozialdemokratische Reichspräsident die Reichswehr einsetzen durfte, hat es nachher Beschwerden, Protokolle, Vernehmungen und Alles eher gehagelt als Bestrafungen von Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren. Die Bekundungen eines sächsischen Volksschullehrers über seine Behandlung durch die Reichswehr nach Zeigners Sturz waren so ungeheuerlich, daß man bei der Lektüre dieses Berichts Herrn Noske nur danken konnte, eine solche Institution auf die Beine gestellt zu haben. Wie sagt Herr v. Seeckt? „Der militärische Ausnahmezustand hat der Reichswehr reichlich Gelegenheit gegeben, sich hilfreich auf allen Gebieten zu betätigen." Das wahre Gegenstück zum Roten Kreuz auf dem Schlesischen Bahnhof.

Rechtsanwalt Löwe in Düsseldorf. Sie schreiben mir: „Am Vorabend des diesjährigen Versöhnungsfestes hat der achtzehnjährige Sohn des evangelischen Pfarrers Krügell mit einem faustdicken Stein ein Fenster der Synagoge von Duisburg eingeworfen. Obwohl die Synagoge bis auf den letzten Platz besetzt war, ist durch Zufall Niemand verletzt worden. Der Täter, der vor dem Abiturientenexamen steht, ist der Sohn eines Vaters, der einmal geäußert hat, die Leiden und Qualen der Juden seien eine gerechte Strafe Gottes." Schuld der Demokraten, die in der Kommunalpolitik mit solchen Leuten zusammenarbeiten; Schuld der Sozialdemokraten, die vor lauter Taktik in allen entscheidenden Bewilligungsfragen umfallen; Schuld der Republikaner, die sich solche Pfarrer gefallen lassen.

Lübecker. Sie schicken mir die ‚Lübeckischen Blätter, Zeitschrift der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit'. Darin ergeht sich ein früherer Offizier gegen George Grosz. „Mit wahrer Kunst haben seine Leistungen nichts zu tun." Das bestimmt der frühere Offizier. „Wenn Sinowjew oder Radek, die beide vielleicht als Redner Künstler sind, in Deutschland den Bolschewismus predigen würden, so würden wir sie nicht als Redner und nicht als Künstler, sondern als Politiker werten und entsprechend behandeln. Es ist nicht einzusehen, weshalb wir mit dem vielleicht noch gefährlichern Agitator, der das Gift nicht in das Ohr, sondern in das Auge träufelt, anders verfahren sollten." Entsprechend behandeln? Wie man entsprechend behandelt, hat die Schicht, der der frühere Offizier angehört, ungefähr vierhundertmal dargetan. Eine Beweisaufnahme kann leider in keinem Fall stattfinden, weil alle Vorladungen zurückkommen würden mit dem Vermerk: Adressat verstorben. Aber George

Grosz will durchaus als Agitator bewertet werden. Nachdem er vier Jahre lang hat schweigen müssen, ist sein gutes Recht, gewisse Schichten des deutschen Bürgertums, Offiziere, Beamte und den nationalen Nachwuchs so zu zeichnen, wie er ihn sieht, und wie der innen aussieht. Dieser Kunstkritiker da ist sich treu geblieben: im Kriege hat er das Schlachtvieh gedrillt, das nach vorne getrieben wurde — im Frieden beschimpft er voll Ignoranz, plump und in schlechtem Deutsch eine Geistigkeit, deren Vertreter er nicht einmal richtig bei Namen zu schreiben versteht. Und beide Male übt er eine „gemeinnützige Tätigkeit".

Morus. Sie schreiben mir: „Auf Grund des § 11 berichtige ich mich: 1. Von den Steuereingängen des laufenden Etatsjahres stellt die Vermögensteuer zwar den fünfzigsten, aber noch nicht den fünfzehnten Teil. 2. Es ist unwahr, daß die Schwaben auch manchmal gute Einfälle haben. Wahr ist vielmehr, daß auch die Hessen manchmal gute Einfälle haben. Denn deren Landgemeindenverband hat die — alles Nähere in Nummer 49 der ‚Weltbühne'."

Querulant. Diese deutschen Behörden! Es erscheint bei mir im Verlag ein Schupomann mit einer großen Mappe, weist eine Legitimation des Amtsgerichts Charlottenburg vor und ersucht mich, ihm für einen meiner vieler Prozesse drei Fragen zu beantworten: wann und wo ich geboren; wie meines Vaters Vorname gewesen; was meine Mutter für eine geborene sei. Nun hat erstens das Amtsgericht Charlottenburg alle diese und noch ein Dutzend ähnlicher Personalia hundertmal von mir gesagt bekommen und treulich notiert. Zweitens sind sie für diesen — wie für jeden — Prozeß von äußerster Unerheblichkeit. Drittens würde vollständig genügen, mir die überflüssigen, mindestens zu zwei Dritteln überflüssigen Fragen bei Beginn der Hauptverhandlung zu stellen. Viertens gibt es das Telephon — ein Teufelswerk, dessen sich jetzt sogar die Gerichte manchmal bedienen. Aber wahrscheinlich nur, wenn seine Benutzung der umständlichste Weg zu einem Ziele ist, das zu erreichen weder nottut noch lohnt. In diesem Fall wärs der kürzeste, und deshalb wird, selbstverständlich, der längste gewählt. Für unser Geld.

Verantwortlicher Redakteur Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich f. d. Anzeigen: Heiki-Verlag G. m. b. H., Berlin W 35, Nlldf. 792, Blumeshof 1.
Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Der Weg zum Reich von Wilhelm Michel

Ich nehme den Hammer und schlage die Thesen an:

Wer das deutsche Volk bejaht, muß den deutschen Staat wollen.
Wer den deutschen Staat bejaht, muß die deutsche Einheit wollen.
Wer die deutsche Einheit will, kann nicht Föderalist sein.
Wer die deutsche Einheit will, muß die Republik wollen.
Wer die deutsche Einheit will, muß die bürgerliche Freiheit wollen.
Der Gedanke des deutschen Staates ist antimonarchisch, revolutionär und demokratisch.
Verwirklichung des deutschen Volkes nach Geist, Seele und Leib ist nur in der Republik möglich.
Der Gedanke der einheitlichen, alle Deutschen umfassenden Republik ist der deutsche „Kaisergedanke".

*

Wo immer ein deutscher Mensch sich seiner Bedingungen bewußt ward, stieß er auf die Tatsache, daß es ein deutsches Volk gibt und einen ihm innewohnenden Gesamtgeist. Er sah eine Gemeinsamkeit, er fühlte sich eingegliedert in einen mächtigen geistigen Zusammenhang, aus dem ihm Alles zufloß, was über die bloßen Ich-Kräfte hinaus den Menschen irdisch befestigt und bestimmt. Denkrichtung, Denktempo, das Grundlegende seines ganzen Verhaltens und primäre, lebensbestimmende Entscheidungen — das Alles sah er aus diesem Volksgeist hervorgehen. Und da alles erwachte Leben früher oder später dazu gelangt, unausbleiblich Bedingendes zu bejahen, kam er dazu, den deutschen Volksgeist als etwas geschöpflich Lebendiges anzuerkennen und zu bejahen.

Alles Lebendige bedarf aber eines Leibes. Eine Binsenwahrheit. Aber grade unter Deutschen ist es nicht überflüssig, Wahrheiten so einfachen Ranges auszusprechen. Noch Schiller konnte glauben, daß der Deutsche einen „eignen Wert" habe, der mit seiner politischen Wirklichkeit nichts zu tun habe. Die „deutsche Würde" ist ihm eine sittliche Größe; sie „wohnt in der Kultur und

im Charakter der Nation, der von ihrem politischen Schicksal unabhängig ist".

Eine solche Unabhängigkeit des Geistigen vom Leiblichen können wir, auf die Dauer und im Ernst, nicht anerkennen. Sie mag als etwas Vorübergehendes bestehen, aber auf die Dauer ergibt sich die Angewiesenheit des Geistes auf den Leib so zwingend, daß Keiner, dem es um einen Volksgenius ernst ist, um die Folgerung herumkommt, daß diesem Genius ein eigner, kraftvoller politischer Körper, ein Staat zugehöre. Es gilt das Wort des Bonaparte: Die Politik ist das Schicksal.

In der Tat sieht man in der ganzen Geschichte unsres Volkes die Verbindungen wirksam, die ewig und unausweichlich vom deutschen Geist (Volk) zum deutschen Staat (Reich) hinüberführen. Dem deutschen Geist (der immer zugleich Volksgeist und Gemeingeist ist) haben wir es zu danken, daß in dem Hexensabbat verwirrender Mißgestalten, der sich deutsche Geschichte nennt, der Gedanke des Reiches überhaupt lebendig blieb. Niemals hat das deutsche Volk aufgehört, seinen Beruf zur Bildung eines deutschen Staates zu fühlen und auszusprechen. Zu unsrer Schande besteht heute noch, tausend Jahre nach der Erwählung Heinrich des Voglers zum deutschen König, eine „deutsche Frage". Ihr Inhalt ist nichts andres als die Unerfülltheit der legitimsten deutschen Forderung: ein deutscher Staat für das deutsche Volk, ein deutscher Leib für die deutsche Seele. Ja, das Alter der deutschen Frage ist noch um einige Jahrhunderte höher. Niemals hätte Tacitus jenen schlimmen Wunsch aussprechen können: „Mögen die Deutschen niemals aufhören, sich zu beneiden und zu bekriegen", wenn es ihm nicht schon damals als das Natürliche gegolten hätte, daß diese eng verwandten Stämme sich politisch zusammenschlössen. Freilich aber haben ihm seine kühnsten Träume nicht eine so verschwenderische Erfüllung seines bösen Wunsches vorgaukeln können, wie sie darin liegt, daß noch siebzehn oder achtzehn Jahrhunderte später deutsche Stämme sich mit romanischen Staaten gegen andre deutsche Stämme verbünden konnten.

Deutsche Fürsten, nicht deutsche Stämme. Gewiß, es ist zu einem deutschen Staat gekommen, zum alten Reich. Aber es ist nicht zur Einheit gekommen; und unsre ganze Geschichte hat sich um die Frage gedreht: Ist ein deutscher Staat, ein Reich möglich ohne tatsächliche politische Einheit? Die Geschichte hat diese Frage mit einem

zerschmetternd deutlichen Nein beantwortet. Nicht nur im Jahre 1806, als das deutsche Reich morsch und siech, ein abgezehrter Schatten, ausgesogen von den parasitären Wucherungen in seinem eignen Körper, ins Grab sank. Nicht nur 1848, als Friedrich Wilhelm IV., verrannt in seinen partikularistischen Legitimitätswahn, die deutsche Kaiserkrone als „Schweinekrone", als „Straßenpflasterkrone", als „imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken", von sich stieß. Sondern noch 1871, als ein deutsches Pseudo-Reich begründet wurde, das mehreren Millionen Deutschen auf ewig den Stuhl vor die Türe setzte. Und das auch in sich niemals ein „Reich" war, sondern eine Interessengemeinschaft reichsfeindlicher Partikularismen, bereit, beim ersten Anstoß auseinanderzufallen. Reichsfeindschaft unter dem Firmenschild der Reichskrone . . .

Es gibt entweder eine deutsche Einheit, das heißt: eine politische Geschlossenheit des deutschen Volkes ohne innere Landesgrenzen und Vorbehalte: dann ist ein deutscher Gesamtstaat möglich.

Oder es gibt Gliedstaaten, Landeshoheiten, Souveränitäten, Majestäten, Staatspräsidenten der verschiedenen deutschen Teilnationen: dann ist ein deutscher Gesamtstaat nicht möglich.

Ich weiß wohl, daß wir Deutsche belieben, uns um diese ehernen Zusammenhänge herumzuschwindeln. Wir möchten gern, aber wir wollen nicht. Wir sehen wohl, aber wir blinzeln und äugeln, ob nicht doch ein Ausweg ist, das Rechte zu tun und das Falsche nicht zu unterlassen.

Fichte schreibt in seinem politischen Vermächtnis: „Das Reich ist der Bund der Freien, dieses auch allein ist bewaffnet. Der Landesherr darf sich nicht waffnen. (Da wird mir freilich ganz klar, daß es zu einem deutschen Volke gar nicht kommen kann, außer durch Abtreten der einzelnen Fürsten!)" Er fragt sich: „Ist ein deutsches Reich möglich, Ein Bürgertum im Gegensatz mit der Konföderation (der Fürsten)?" Er will daran verzweifeln; und fährt fort: „Dennoch wäre es Gott zu erbarmen, wenn es nicht ein deutsches Volk geben könnte! . . . Alle Föderationen werden nur durch den Vorteil oder die Übermacht erhalten, ein nachhaltiger Begriff der Volkseinheit kann nicht aus ihnen hervorgehen. Der Einheitsbegriff des deutschen Volkes ist noch immer nicht wirklich, er ist ein allgemeines Postulat der Zukunft . . . Dieses

Postulat einer Reichseinheit, eines innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staates darzustellen, sind die Deutschen berufen."

Kein deutsches Reich ohne tatsächliche politische Einheit, das ist Fichtes Meinung. Ihm stimmen Hunderte der edelsten Deutschen zu. Wünscht man noch bündigere, wünscht man handgreiflichere Beweise für diesen Zusammenhang? Hier sind sie.

Im Jahre 1752 schrieb ein deutscher Fürst angesichts der Möglichkeit, daß durch Oesterreich das französisch gewordene Lothringen wieder deutsch werden könnte, das Folgende nieder:

„Schlesien und Lothringen sind zwei Schwestern, von denen Preußen die ältere, Frankreich die jüngere geheiratet hat. Diese Verbindung zwingt sie, die nämliche Politik zu verfolgen. Preußen kann nicht ruhigen Auges zusehen, daß Frankreich das Elsaß oder Lothringen genommen bekommt, und die preußischen Rückenangriffe sind wirksam, weil sie augenblicklich den Krieg ins Herz der Erblande (Oesterreichs!) tragen. Aus ähnlichen Gründen kann Frankreich nicht dulden, daß Oesterreich Schlesien wieder zurücknimmt, weil dies einen Verbündeten Frankreichs zu sehr schwächen würde, der ihm nützlich ist für die Angelegenheiten des Nordens und des Reiches, und dessen Rückenangriffe, wie gesagt, Lothringen und Elsaß im Fall einer großen, unvorhergesehenen Gefahr mit Sicherheit retten (für Frankreich!). Die Politik des Hofes zu Versailles war zu aller Zeit, sich der Vergrößerung und der Herrschsucht der Kaiser zu widersetzen. Die Interessen Preußens sind die gleichen."

Der Verfasser dieser Auslassung ist Friedrich II. von Preußen; sie steht in seinem Testament von 1752. Friedrich der Große ist es, der sich hier dem Räuber Elsaß-Lothringens als Garant seiner Beute empfiehlt und sein Heer für den Dolchstoß in den Rücken des deutschen Kaisers anbietet, falls dieser je wagen sollte, diese urdeutschen Lande, die bis 1789 in der französischen Verwaltungssprache „Etranger effectif" hießen, für das Reich zurückzubegehren. Das war jene Epoche, da Friedrichs Sieg bei Mollwitz im Theater von Lille mit stürmischem Beifall gefeiert wurde, weil er ja gegen die deutschen Feinde Frankreichs erfochten war; da ein Gesandter Friedrichs des Großen, während die Stadtältesten von Straßburg dem fünfzehnten Ludwig knieend huldigen mußten, sich derartig mit Ratschlägen und Bitten an den französischen

König drängte, daß dieser sich bei Friedrich über seine Zudringlichkeit beschwerte; da Voltaire über Luc — so war sein Kosename für Friedrich — nach Paris schrieb: „Luc möchte gern Frieden. Wäre es denn ein so großes Unglück, ihm den zu gewähren und so ein Gegengewicht gegen Deutschland zu bewahren? Luc ist ein Taugenichts, ich weiß es; aber lohnt es, sich zugrunde zu richten, um einen Taugenichts zu beseitigen, dessen Existenz so notwendig ist?"

Friedrich II. hat sein Leben lang den Kampf gegen das deutsche Reich geführt. Er hat durch seine wechselnden ausländischen Bündnisse den Franzosen den Besitz des Elsaß, den Engländern die Eroberung Amerikas gesichert. In seinem Testament von 1782 spricht er die Befürchtung (!) aus, daß sein Tod dem Kaiser die Einigung Deutschlands ermöglichen werde, und daß dann das Reich wieder mächtig, ja daß dann der deutsche Kaiser „mächtiger sein wird als irgendein europäischer Fürst seit den schönen Zeiten Ludwigs XIV.". Noch heute werden unsre Schulkinder angehalten, sich über die reichstreuen deutschen Truppen lustig zu machen, die bei Roßbach davonliefen, während ihnen ein deutscher Fürst, der die Türken wiederholt zum Einfall in deutsches Gebiet bewegen wollte, als Gegenstand der Bewunderung hingestellt wird.

Es ist bekannt, daß die bayrische Geschichte ganz ähnliche Dinge enthält. Waren es auch nur Narren, die vor zwei Jahren noch die bayrische Monarchie mit Hilfe Frankreichs wieder aufrichten wollten — Narren und Kinder tun Wahrheit kund, und die Wahrheit heißt in diesem Falle: Kein deutsches Reich ohne deutsche Einheit!

Man versteht das Staunen Bonapartes, das er aussprach auf der Insel der Besinnung und Bereuung: „Wie war es möglich, daß kein deutscher Fürst das Streben des deutschen Volkes (zur Einheit) verstanden hat oder wenigstens Nutzen daraus zu ziehen wußte? Ganz gewiß, hätte mich der Himmel als deutschen Fürsten geboren werden lassen, dann hätte ich in den gewaltigen Umwälzungen unsrer Zeit unfehlbar die 30 Millionen Deutsche geeint."

Und doch haben die preußischen, haben die bayrischen Fürsten und Reichsverräter notwendig so gehandelt, wie sie gehandelt haben! Widersinnige Lagen bringen widersinnige Handlungen hervor. Es handelt sich nicht darum, anzuklagen, es geht um ein Erkennen für die Zukunft. Es geht um ein Verstopfen der Fehlerquellen, die selbst das

Tüchtige fälschen und verderben, die schuld daran sind, daß je und je im deutschen Land „die Mißgestalt in Mißgestalten schaltet, das Ungesetz gesetzlich überwaltet und eine Welt des Irrtums sich entfaltet", wie es in ‚Faust II' heißt.

Preußens „deutsche Aufgabe"! Bayerns „deutsche Aufgabe"! Ach, sie alle haben deutsche Aufgaben und haben doch in deren Erfüllung Deutschland zerrissen oder doch gelähmt. Gewiß hat Preußen eine deutsche Aufgabe gehabt, nämlich die, sich allmählich zu Deutschland zu erweitern und in ihm aufzugehen. Daran denkt auch Fichte: „Preußen? Der Geist seiner Geschichte zwingt es, fortzuschreiten in der Freiheit, in den Schritten zum Reiche. Nur so kann es fortexistieren! Sonst geht es zugrunde." Gewiß hätte ein preußischer Monarch das leisten können: Deutschland erobern, bis Preußen und Deutschland Eines gewesen wären, und dann verschwinden. Eine Riesenumwälzung, eine ungeheure Gewalttat zur Verwirklichung des deutschen Gesamtstaates! Aber Preußen hat das nicht geleistet und konnte es nicht leisten, seitdem von ihm selber jene Inbrunst für dynastische Legitimität herangezüchtet war, für die Bayern und Anhalt und Oldenburg und Württemberg und Hessen und Reuß genau so sakrosankt waren wie Preußen selbst.

Es ist müßig, jetzt noch darüber zu grübeln. Reich und Föderalismus schließen einander aus. Sie haben sich nie vertragen und werden es niemals tun. Reich heißt Antiföderalismus. Föderalismus heißt Reichsfeindschaft.

„Reich" heißt aber auch: Antimonarchismus. Jeder deutsche Kaiser, er stamme aus Hohenzollern oder aus Wittelsbach, ist als Landesfürst unentrinnbar festgelegt auf die Selbständigkeit der Gliedstaaten, auf den Föderalismus, auf die Reichsfeindschaft, auf das Gegenstreben gegen den deutschen Staat und das deutsche Volk. Er wird niemals Oberhaupt eines echten Reiches sein können, er wird, weil er Monarch ist, niemals echter Kaiser sein können. Fester als ein rocher de bronce steht diese Antinomie mitten in unserm politischen Leben.

Sie ist nicht erst von heute.

Geheimnisvoll und schwer von tiefem Sinn zieht sich durch unsre alte Geschichte das Motiv des Wahlkaisertums. Schon das alte Reich war keine echte Monarchie. Es trug demokratische, ja es trug republikanische Züge. Ein Kaiser, der sich von mächtigen Kurfürsten die Wahlstimme durch immer üppigere Vergeudung von Rechten

der Zentralgewalt erhandeln mußte, war kein echter Monarch. Das alte Reich war eine Republik von Monarchien, und zwar eine Republik, deren Oberhaupt nicht entfernt die Rechte besaß, die heute der Präsident der Vereinigten Staaten besitzt. Als Friedrich der Große — er war noch Kronprinz — die Eroberung Schlesiens ins Auge faßte, richtete er eine Art Anklageschrift gegen Habsburg, worin er sich darüber entrüstete, daß die Kaiserwürde im Hause Oesterreich erblich gemacht werden solle. „In dieser Absicht", klagt Friedrich, „hat der kaiserliche Hof die pragmatische Sanktion gemacht, hat er alle Fürsten Deutschlands umworben, hat er einen Artikel in das Friedensinstrument eingefügt, und hat er eine Menge Sonderverträge geschlossen; so sehr hegt das Haus Oesterreich den Wunsch, mit der Zeit dem Reich das Wahlrecht zu nehmen, seiner Dynastie die unumschränkte Macht zu sichern und das demokratische Regiment, das seit unvordenklichen Zeiten in Deutschland gegolten hat, in ein monarchisches zu verwandeln."

Zugegeben, daß diese Sätze im Munde Friedrichs des Großen von einer sublimen Komik sind, aber sie sprechen eine Wahrheit aus, die die neue deutsche Republik sich einprägen muß: Demokratisch, nicht monarchisch war das Regiment des alten Reiches, und so ist das neue Deutschland in einem tiefern geschichtlichen Sinne höchst legitim und ein wahrer Erbe der alten Staatsgesinnung.

Wer die deutsche Einheit, wer das deutsche Reich will, muß die Republik wollen. Monarchie ist in Deutschland identisch mit der Landeshoheit, mit den verhängnisvollen „Libertäten" der Fürsten, mit dem reichsfeindlichen Partikularismus. Die große Volkssache des deutschen Volksstaates, der „völkische" Staatsgedanke ist dem Wesen wie der geschichtlichen Notwendigkeit nach antimonarchisch und revolutionär; denn ohne das „Abtreten der einzelnen Fürsten" ist er nicht zu verwirklichen.

Er ist aber auch demokratisch im innenpolitischen Sinne. Er geht untrennbar einher mit dem Begriff des freien Volkes, des freien Bürgers. Es gibt keine schlimmere Fälschung historischer Wahrheit als die Behauptung, der Deutsche sei gewissermaßen von Natur für Unterordnung und Regiertwerden bestimmt. Das mag zutreffen auf einzelne „Teilnationen" innerhalb des deutschen Sprachgebiets. Aber für das deutsche Gesamtvolk gilt das genaue Gegenteil. Weil das Reich eine Volkssache in

jedem Sinne war und ist, deshalb verschwistert es sich ewig mit der Freiheit, nicht mit der Unterdrückung. Wo immer der Gedanke des Reichs gedacht wird, da atmet die deutsche Brust freier, da stellt sich ganz unwillkürlich der Begriff der Volkssouveränität daneben, da sitzen Bauern und Bürger frei neben Rittern im Rat, da ist herzhafte Freude über einen Gemeinbesitz, strömende Teilnahme und strahlende Freiwilligkeit. Da kommen alle großen Gedanken von Menschenwürde und Menschenrecht, die im Bannbezirk deutscher Despoten so jammervoll zerschlagen wurden, frei zum Vorschein und sammeln sich voll kindlich-gläubiger Liebe um den Gedanken des Reichs. Tausendfach sind dessen die Zeugnisse aus alter und neuer Zeit. Statt ihrer ganzen Zahl nur Fichtes Wort:

„Und so wird von ihnen (den Deutschen) äußerst dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechtes, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken . . . für Freiheit, begründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt."

So ist dem Gedanken des deutschen Gesamtstaats der Gedanke der Bürgerfreiheit von erster Stunde an eingeboren. Sie werden ewig nur gemeinsam auftreten können, oder beide werden nicht sein. Ewig werden in deutscher Verwirklichung die Einheit, das Recht, die Freiheit mit eingeschlossen sein. Kein deutsches Volk ohne zugehörigen Staat; kein deutscher Staat ohne Einheit; keine deutsche Einheit ohne Aufhebung der innern Landesgrenzen; keine Aufhebung dieser Grenzen ohne Republik; keine deutsche Republik ohne bürgerliche Freiheit — so laufen die ewigen, unauflöslichen Verbindungen.

Seit tausend Jahren schulden wir Deutsche der Welt unsre Gestaltwerdung, unsre Verwirklichung nach Seele und Leib. Seit tausend Jahren schulden wir uns und der Welt das Reich. Die alten Kaiser haben im frühen Mittelalter diesen Gedanken gedacht. Sie sind unterlegen. Der Gedanke aber blieb lebendig, weil er „der" deutsche Volksgedanke ist, und die Republik hat ihn wieder aufgenommen. Nicht obwohl, sondern weil sie Republik ist, wird sie den Kaisergedanken verwirklichen. Deutsche Republik heißt: Der Kaiser, der ehemals gewählte Vertreter (denn Wahl heißt Vertretung) hat die Herrschaft an den eigentlichen Monarchen, an den „heimlichen Kaiser" weitergegeben, und dieser ist niemand andrer als das deutsche Volk.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XXX.

Heinrich Held

Die Bayern pochen stets auf ihre heimatliche Eigenart, auf ihre Bodenständigkeit, auf ihre Urwüchsigkeit. Ihr Charakter ist ihr Dialekt in gefrorenem Zustand. Barsch klingts durch jedes noch so kurze Gespräch, das sie mit einem Nichtbayern führen: Mir san mir. Die Geschichte hat diesem protzenden Bayerntum immer wieder vergnügt ein Schnippchen geschlagen. Die gegenwärtigen Wittelsbacher sind, bei Licht besehen, gar keine Bayern — höchstens Pfalz-Zweibrückener. Ihr großer Ministerpräsident aus der Zeit vor dem Kriege, Graf Hertling, war Hesse. Ihr erster revolutionärer Premier war Kurt Eisner, ein Berliner. Hitler, der lebende Buddha aller bayrischen Völkischen, stammt aus Oesterreich. Ludendorff gar ist Preuße. Der neue Ministerpräsident, der das Regime Kahr-Knilling beiseite geschoben und sich selbst an die Spitze des Staates gestellt hat: Held ist auch von draußen, ist, gleich Hertling, aus Hessen zugewandert. Also in dem Heldenzeitalter, das Bayern nun schon seit Jahren dem übrigen Reiche vorführt, sind der Held und die Helden keine Bayern.

Held stammt aus kleinen Verhältnissen. Sein Vater war Musiker, und der Sohn sollte es ihm nachtun. Als Aushelfer hat er manches Mal hier und dort mitspielen müssen. Das geht auf die siebziger und achtziger Jahre zurück. Aber Geistliche entdeckten in dem jungen Mann bald höhere Talente und ermöglichten ihm, mit einiger Verspätung, den Gymnasialbesuch und das Universitätsstudium der Rechtswissenschaft, der Geschichte und der Volkswirtschaft. Der Neunundzwanzigjährige wird an einem kleinen Blatt Redakteur. Zwei Jahre später geht er nach Bayern, an den ‚Regensburger Anzeiger'.

Diese Zeitung war in den neunziger Jahren ein kleines Provinzorgan wie andre auch. Die Zentrumspresse war damals geistig noch wenig entwickelt. Man sprach in den führenden katholischen Kreisen immer nur von dem „Presse-Elend". Eigentlich schillerten die meisten Zeitungen liberal. Die Journalisten und die Verleger gehörten nun einmal zu den „Aufgeklärten". Der Klerus war noch nicht dahintergekommen, daß man aus der Presse „ein Instrument der Seelsorge", auch der politischen, machen könne. Du lieber Gott, das große Volk wählte ja doch nach dem Geheiß des hochehrwürdigen Herrn Ortspfarrers brav das Zentrum, und die liberale Zeitungskost bereitete ihm keine Verdauungsbeschwerden. So mancher liberal gesinnte Buchdrucker wurde in dieser Harmonie der Verhältnisse zum reichen Mann, nicht zuletzt durch die fetten Aufträge an „Sterb-Bildln". Allmählich aber drehte sich der Wind. Die hohe Geistlichkeit wies ihre Herde darauf hin: „Mir san die Mehreren". Dem Drucker wurde das ein Mal und noch ein Mal gesagt. Schwenkte er nicht ein, so setzte man ihm mit

kirchlicher Unterstützung einen Konkurrenten auf die Nase. Aber vor solcher Aussicht schon kapitulierten die meisten. Dieser andern Windrichtung trug auch die Firma Hebbel in Regensburg, der der Anzeiger gehörte, Rechnung. Der Redakteur mußte weichen, und der Verlag suchte einen neuen Mann nach dem Herzen der ecclesia militans. Die Wahl fiel, 1899, auf den Redakteur Heinrich Held aus Erbach in Hessen.

Eigentlich war es ein Risiko, in die gutbayrische Bischofsstadt an der Donau einen Landfremden zu holen, Einen, der von bayrischen Dingen noch gar nichts verstand. Aber siehe: das Experiment gelang. Der „Zuagraste" setzte sich durch. Und wie! Zunächst nahm sein Leben einen biedern und gleichmäßigen Verlauf. Nach fünf Jahren heiratete er bereits in die Firma ein. (Jakob hatte um Lea sieben Jahre gedient.) Er nahm zu an Weisheit, an Geschicklichkeit und an körperlicher Gemütlichkeit. Mittelgroß, mit einem kleinen, aber Ring um Ring ansetzenden Embonpoint. Dunkelblond das Haupthaar. Kurzgehalten Schnur- und Kinnbart. Brille. Von der Kniegegend streben die Beine abwärts etwas auseinander. Oben und unten Vertrauen erweckend. Das Organ spitz, fast überscharf. Nicht eben sympathisch. Der rasche Wasserfall seiner Reden ist der Schrecken der Landtagsstenographen.

In den Landtag wurde er 1907 gewählt. Ein Jahr vorher hatte er sich bei den Hottentotten-Wahlen zum Reichstag um eine Kandidatur bemüht. Vergeblich. Ein paar Monate später wurde ihm dann für die Landtagswahlen ein unbedingt sicherer Kreis in der Oberpfalz zugewiesen: Burglengenfeld. Wer kannte Burglengenfeld? Niemand. Höchstens die Ortseinwohner selbst und die Postbeamten. Held machte Burglengenfeld zu einer berühmten Stätte. Der kleine passauer Dompropst Dr. Franz Joseph von Pichler, damals der ungekrönte König von Bayern, drückte sich noch einigermaßen diplomatisch aus, als er meinte: „Ich will ja nicht sagen, daß jeder Liberale ein Lump ist — aber das ist gewiß, daß jeder Lump ein Liberaler ist." Held erklärte im Wahlkampf 1912 rund heraus, daß kein Mann, der auf Ehre halte, heute noch zu der Liberalen Partei gehören könnte. Was sollte die liberale Fraktion tun? Eine Beleidigungsklage? Wer hatte, bei dieser Sammelbeleidigung, dazu die Aktivlegitimation? Außerdem war der Beleidiger immun. Also? Also sprachen die Liberalen den gesellschaftlichen Bann über Held aus. Fortan war er nicht mehr für sie vorhanden. Man sah ihn nicht. Man hörte ihn nicht. Man schmeckte ihn nicht. Man roch ihn nicht. Man verkehrte nicht mit ihm. Man nannte seinen Namen nicht. Weder im Landtag noch in Versammlungen noch in der Presse. Held war einfach von den Liberalen ausgestrichen worden. Wenn man ihn notgedrungen aber einmal erwähnen mußte, sprach man nur von dem Abgeordneten für Burglengenfeld. Das System machte Schule. Andre Parteien der Opposition schlossen sich an, und so wurde Burglengenfeld berühmt.

Eine Zeitlang konnte man sich so etwas gefallen lassen. Aber auf die Dauer wurde das Dasein eines lebenden Leich-

nams unbequem. Held mochte kaum mehr in den Spiegel sehen. Selbst in seiner eignen Fraktion hatte er dadurch Unbequemlichkeiten. Zu Beginn des Jahres 1914, als, auf den zweiten Stoß, die Absetzung des geisteskranken Königs Otto beschlossen und so Ludwig III. der Weg zum Throne geöffnet wurde, verzichtete der Abgeordnete Lerno auf den Fraktionsvorsitz, da er sich vorher allzu entschieden gegen den Thronwechsel festgelegt hatte. Auch auf das Mandat verzichtete er, wurde dafür aber zum Generalstaatsanwalt befördert und so in allen Ehren auf dem politischen Altenteil beigesetzt. Held wurde als Nachfolger genannt, obwohl er erst fünf Jahre in Bayern beheimatet war und noch nicht das siebente Jahr als Parlamentarier hinter sich hatte. Wenn nur nicht der Konflikt mit den Liberalen gewesen wäre, mit denen man wohl als einfacher Abgeordneter nicht zu verkehren brauchte, die aber ein Fraktionsführer nicht umgehen konnte. Held sann hin und her. Paris ist eine Messe wert. Kurz: er verstand sich plötzlich zu einem glatten Widerruf seiner beschimpfenden Äußerung im Landtagsplenum. Und der Herr segnete, wohlgefällig lächelnd, sein Opfer. Er verlieh ihm Flügel des Geistes und Ellenbogen. Held rutschte innerhalb der Fraktion von der rechten zur linken Seite und schlug nun mit Pauken und Trompeten seinen adligen Mitbewerber, den klugen und reservierten Herrn v. Malsen, gewissermaßen als Vertreter des demokratischen Flügels. Notabene: Malsen war öfters schon als Ministerkandidat genannt worden, hatte sich dann aber nach der Umwälzung des Jahres 1918 von der Politik zurückgezogen und war, bevor er sich wieder der Politik widmen konnte, im besten Mannesalter gestorben.

Im Kriege wurde es zunächst still im Landtag, in den Fraktionen, in der Presse. Helds Blatt, der ‚Regensburger Anzeiger', hielt mit Erzberger leidlich Freundschaft und unterschied sich darin von den andern bayrischen Zentrumspolitikern im Kriege. Im Oktober 1918, als der militärische Zusammenbruch durch Ludendorffs Drängen nach einem überstürzten Waffenstillstand Allen offenbar wurde, glitt Held, in dem Durcheinander der Dinge, politisch aus. Eine schwarze Wolke schob sich, rasch zunehmend, vor seinen politischen Horizont. Er war es, der, zweifellos im Einvernehmen mit seinen Parteifreunden, bei einer Aussprache über die Situation im Ausschuß einen bayrischen Sonderfrieden zu erwägen gab. Alle Künste der Dialektik, die später angewandt wurden, wuschen diesen Fleck nicht aus. Übrigens hat der Doktor Heim, der seit der Begründung der bäuerlichen Zentralgenossenschaft in Regensburg mit Held in besonders enger Fühlung stand, noch in der Aera Kurt Eisners diese Fäden weiter gesponnen. Für Held selbst brach die bayrische Revolution vielleicht zur rechten Zeit aus, um ihn vor noch gefährlichern Entgleisungen zu bewahren . . . Er verkroch sich, wie ein verwundeter Vogel, in sein regensburger Nest, kam dann später wieder in den Landtag, nahm an der blutigen Sitzung vom 16. Februar 1919 teil, wanderte mit der Regierung Hoffmann ins bamberger Exil, förderte ihn und sagte

sich von ihm dann doch in den Kapp-Tagen los, als General v. Möhl „zufällig" seine Truppen vor dem Ministerium aufmarschieren ließ. Held hatte also als Fraktionsvorsitzender der Bayrischen Volkspartei Hoffmann, den Sozialdemokraten, gestützt und ihn dann fallen gelassen. Er stützte Kahr, den Grafen Lerchenfeld und Herrn v. Knilling nacheinander, und ebenso ließ er sie nacheinander fallen. Im Herbst 1923 erklärte er ungefähr: Bayern ist durch das Treiben der Rechtsradikalen eine Unordnungszelle geworden, in der kein Mensch mehr seines Lebens sicher ist. Und dann erging eines Tages der Ruf an ihn, nun selber das Ministerpräsidium zu übernehmen. Und er übernahms. Einer seiner Programmpunkte: Wir suchen keinen Konflikt mit dem Reich, werden ihm aber auch nicht ausweichen, wenn er an uns herantreten sollte . . . Bis jetzt ist das noch nicht geschehen.

Aphorismen von Eduard Saenger

Wir Menschen haben eine Mathematik geschaffen und werden zur Strafe dafür mathematisch behandelt. Deshalb fühlen wir uns, wenn wir ein bestimmtes Jahrzehnt unsres Lebens erreicht haben, gewohnterweise alt. Vielleicht würde es uns anders ergehen, wenn wir nicht zählten, sondern einfach lebten, aufnähmen und ausschieden. Wir sterben an der Einteilung; durch sie wird alles Leben vorschriftsmäßig und kommt nie recht hoch.

*

Zum Genie gehört zum mindesten ein Notizbuch. Denn was du sinnst, ist dir aus der Welt in Zeichen zugegangen und will in Zeichen wiederum der Welt zurückgegeben werden. Du kannst für dich allein nicht sinnen und nicht genial sein.

*

Das Leben reicht uns Allen ganz dieselben Schalen: Spiel, Wissen, Liebe, Arbeit, Haus, Gesellschaft. Und jede ist in ihrer letzten Wirkung tödlich.

*

Wer A gesagt hat, hüte sich vor dem B!

*

Wer war früher: der Mensch oder der Zopf? So frage ich angesichts der Entwicklungsgeschichte der Menschheit.

*

Wir reden mit Menschen unsres täglichen Umgangs über kleine alltägliche Dinge; eine Scham hindert uns, Tiefen aufzureißen, dieselbe Scham, die Elemente vor einander keusch werden läßt.

Hin und wieder aber erleben wir gemeinsam einen Moment des Schweigens, in dem einzelne leicht hingesagte Worte nachklingen und von tieferer Wirklichkeit schwer werden.

In diesem Moment sehen wir der Welt ins Auge und denken betroffen — an die Probleme.

*

Ein Zustand ist so lange gut, bis er sich als schlecht herausstellt; dann treten seine noch schlimmern Folgen ein, und man wünscht ihn sich zurück, als wäre er gut gewesen und hätte keine Folgen in sich getragen.

*

Wer sich mit der Hölle befreundet, hat das Menschenreich. Wer die Hölle bekämpft, hat die Hölle. Wer die Hölle erleidet, hat sich selbst.

Dokumente bayrischer Justiz

Herausgegeben von Ernst Toller

IX.

Willkür der Zensur

Nach der alten Hausordnung vom Jahre 1893, die in Bayern bis zum Jahre 1919 wirksam war, das heißt: bis zu dem Jahre, wo in die Festungen sozialistische Gefangene einzogen, gab es grundsätzlich überhaupt keine Zensur. Müller-Meiningen erließ eine neue Hausordnung — deren gesetzliche Geltung von prominenten Juristen verneint wurde — eigens für bayrische sozialistische Gefangene, und mit ihr kam das Institut verschärfter Zensur. 1919 war Zensor ausschließlich der Vorstand; 1920 ein vereidigter Beamter, dann ein Schreibmaschinenfräulein; seit 1921 ein Kriminalkommissar. Dieser hatte die Aufgabe, für die münchner politische Polizei Adressen zur Ueberwachung zu sammeln und persönlichen Verbindungen nachzuspüren. Nicht selten wurde das Briefgeheimnis verletzt. In Rain am Lech, einem kleinen Landstädtchen bei Niederschönenfeld, unterhielten sich Aufseher in den Wirtshäusern über intime Familienverhältnisse der Gefangenen. Skrupellos veröffentlichte das Justizministerium, in übelster demagogischer Art, Briefe von Gefangenen und an Gefangene. (Zum Beispiel: „Eine der ‚Freundinnen' des Gefangenen X. schreibt . . .") Schlimmeres ereignete sich: Eine Frau, die im Brief an ihren gefangenen Mann erregte Worte über bayrische Beamte geschrieben hatte, bekam einen Strafbefehl wegen Beamtenbeleidigung, der ihr Gefängnis zudiktierte.

Anfangs verfielen nur Briefe dem Akt. Dann folgten Zeitungen, schließlich Zeitschriften und Bücher.

Nach der Hausordnung sollten beschlagnahmte Postsendungen „tunlichst" auf Wunsch des Gefangenen den Absendern zurückgeschickt werden. Da diese Bestimmung, wie fast jede Norm für Strafvollzug, einen Kautschukbegriff enthielt, war die Rücksendung niemals „tunlich". Bei niederschönenfelder Akten liegen einige Tausend Briefe, Zeitungsausschnitte (Kritiken), Zeitschriften und zahllose Zeitungen. Auch wenn ein Gefangener entlassen wird, bekommt er Beschlagnahmtes, selbst wo es sich um literarische Arbeiten oder für ihn wichtige Aufsätze handelt, nicht eingehändigt.

Wie auf jedem Gebiet herrscht auch auf diesem Willkür. Der Gefangene hat den Eindruck völliger Rechtsunsicherheit. Was er heute schreiben darf, darf er morgen nicht schreiben, übermorgen vielleicht. Bücher, die er gestern lesen durfte, darf er heute nicht lesen.

Die Schwankungen der politischen Machtrelationen verändern den Charakter der Festungshaft. Der Leser möge das Ungeheuerliche dieser Tatsache bedenken. Gelegentlich herrschte wochenlang für Alle Zeitungssperre, Briefsperre, Hofsperre.

Beschwerden nützten nie. Der augsburger Oberstaatsanwalt, das bayrische Justizministerium, der bayrische Landtag „deckten" alle Maßnahmen der Festungsverwaltung. Wie hätten sie anders handeln sollen!

Immer wieder muß betont werden, daß die Strafe, die die sozialistischen Gefangenen Bayerns verbüßen, nicht der Strafart gleicht, zu der Stand- und Volksgerichte sie verurteilt

haben. Als Radbruch noch nicht Reichsjustizminister war, nannte er Niederschönenfeld „Mittelding zwischen Gefängnis und Zuchthaus". Reichsjustizminister geworden, war er ohnmächtig gegen die bayrische Justiz, die sich zwar nicht auf Rechtsnormen, wohl aber auf Orgesch-Wehren und Hakenkreuz-Bataillone stützte.

Immer wieder muß auf die Schmach hingewiesen werden, die darin liegt, daß zwei deutsche Reichsamnestien ausdrücklich die bayrischen Gefangenen ausnahmen.

Immer wieder muß an den Wortbruch der bayrischen Regierung erinnert werden, die, um Amnestien durch den Reichstag zu verhindern, ihre Presse erklären ließ, daß sie selbst Amnestierungsakte vornehmen werde.

Ich veröffentliche heute eine Liste von Postsendungen an Einen Gefangenen, die im Verlauf von etwa fünf Wochen der Beschlagnahme verfielen.

A.

Anfang Oktober 1923 erbitte ich ein Exemplar der ‚Weltbühne vom 7. April 1921, das einen kleinen Aufsatz enthält, der seinerzeit „unbeanstandet" die Zensur passiert hatte. Das Heft kommt, und obwohl ich es 1921 empfangen durfte, wird mir 1923 „eröffnet": ‚Weltbühne' vom 7. April 1921 enthält mehrere Aufsätze mit hetzerisch-politischem Inhalt, darunter den vom trotzigen Lied der Revolution redenden Aufsatz ‚Frühling' von T.

Meine Karte an den Herausgeber der ‚Weltbühne', in der ich mitteile, daß ich das Heft vom 7. April nicht erhalten hätte, wegen agitatorischer Wirkung zum Akt.

‚Pionier', September/Oktobernummer 1923, wegen agitatorischen Inhalts zum Akt.

‚Tagebuch' vom 6. Oktober 1923 wegen agitatorischen Inhalts zum Akt.

‚Glocke' vom 8. Oktober 1923 wegen agitatorischen Inhalts zum Akt.

Brief von Ch. F., Leipzig, wegen hetzerisch-politischen Inhalts zum Akt.

Brief von O. K. wegen agitatorischen Inhalts zum Akt.

Brief von K., Leipzig, wegen agitatorischen Inhalts zum Akt.

Brief von Studienrat R. ‚Remscheid' wegen umstürzlerischen Inhalts zum Akt.

Brief von M., Berlin, wegen hetzerischen Inhalts zum Akt.

Meine Karte an M., in der ich mitteile, daß ich seinen Brief und den Brief von O. K. nicht erhalten, „wegen agitatorischer, den Zwecken des Strafvollzuges widersprechender Wirkungen" zum Akt.

Meine Karte an F. W., in der ich für das Geld danke, das von F. W. für die Gefangenen gesammelt und von V. H. übermittelt wurden, zum Akt. „Sie will nicht dem Geldabsender V. H. Geld bestätigen, sondern mit agitatorischen Redewendungen neue Beziehungen aufnehmen." Die Karte enthielt kein politisches Wort.

Buch ‚Europa und Asien' von Theodor Lessing, das mir ein Freund sandte, bekomme ich nicht eingehändigt. „Es wird nicht in die Festung zugelassen wegen Umsturz verherrlichenden Inhalts, auf welche Absicht ausdrücklich der zum Akt genommene Anpreisungszettel hinweist."

Brief von H. F., Bautzen, wegen „agitatorischen Inhalts" zum Akt.

Brief von F. W., Leipzig, desgleichen. Außerdem ist in die Festung nicht zugelassen ein dem Brief beiliegendes Lehrbuch der Weltsprache Ido „wegen Fremdsprachigkeit".

Ein einer Büchersendung des Verlags ‚Die Schmiede' beigelegtes Reklameangebot eines Lenin-Buches wird wegen „agitatorischen Inhalts" zum Akt genommen — Katalog, in dem das Lenin-Buch von Guilbeaux angezeigt war.

Brief von M., Berlin, wegen „agitatorischen Inhalts" zum Akt.

Geldsendung von I. V., Zwickau, für die Gefangenen, an mich adressiert, wird von der Festungsverwaltung nicht angenommen, weil „Inhalt des Postanweisungsabschnittes den umstürzlerischen Inhalt der Sendung außer Zweifel stellt".

Karte an R. F. zum Akt. „T. betont darin in propagandistischer Weise seine umstürzlerischen Kampfgedanken. Er stellt selbst fest, daß seine Karte mit Literatur und Kritik nichts zu tun hat".

Brief von H. K., Dresden, zum Akt, weil fremdsprachig. (Wie ich später erfuhr: Esperanto.)

Brief von K. S., Wien, „wegen agitatorischen Inhalts" zum Akt.

Brief von H. D., Berlin-Friedenau, außerdem Rundbrief: ‚Durch Kampfgemeinschaft zur Volksgemeinschaft' wegen „umstürzlerischen Inhalts" zum Akt.

Brief von T. Th., Wien, desgleichen.

Brief von H. M., Köln, wegen „hetzerischen Inhalts" zum Akt.

Brief von L. P., New York, wegen „propagandistischen Inhalts" zum Akt.

Brief von L. W., Berlin, wegen „staatsfeindlichen Inhalts" zum Akt.

Zeitschrift des Bundes bulgarischer Studentenvereine wegen „fremdsprachigen Inhalts" nicht ausgehändigt.

Brief von R. B., New York, wegen „fremdsprachigen Inhalts" nicht ausgehändigt.

Brief von W. S., Leipzig, samt Gedichten wegen „politisch-agitatorischen Inhalts" zum Akt.

Zeitschrift ‚The Arts' wegen „fremdsprachigen Inhalts" nicht ausgehändigt.

Katalog einer Bildergalerie aus New York wegen „fremdsprachigen Inhalts" nicht ausgehändigt.

Englische Buchausgabe von ‚Masse Mensch' wegen „Fremdsprachigkeit" nicht ausgehändigt.

B.

1924 wurden von den Regierungen des Reichs Richtlinien für den Strafvollzug festgelegt. Es heißt darin unter anderm, daß „einwandfreie Stellen" beschlagnahmter Briefe vorgelesen werden müssen. Die Niederschönenfelder Verwaltung befolgt die Vorschrift nach folgender Methode: Brief von P. E., Weimar, wegen „umstürzlerischen Inhalts zum Akt. Sonstiger Inhalt außer Gruß nicht einwandfrei."

C.

Zeitungsbeschlagnahmen:

Innerhalb eines Monats wurden von circa 1200 Einzelnummern, die in die Festung kamen, 850 beschlagnahmt.

Zeit: Republikschutzgesetz-Diskussion.

Insbesondere verfielen kommunistische und sozialistische Zeitungen dem Akt, aber auch Blätter wie die ‚Frankfurter Zeitung', die ‚Berliner Volkszeitung', ja sogar die ‚Germania' mißfielen dem Zensor.

Fechenbachs Klage von Klopstock

Siehst du die Träne, welche mein Herz vergießt,
Mein Ebert? Trauernd lehn' ich zu dir mich hin.
Gib mir den Becher, diesen vollen, welchen du
Trinkst, daß ich froh sei wie du!

Italienisches von Giuseppe Prezzolini

Italien ist weder demokratisch noch aristokratisch. Es ist anarchisch.

*

Alles Ueble in Italien kommt von der Anarchie. Aber auch alles Gute.

*

Gegen die Willkür von oben hat man in Italien kein andres Mittel gefunden als den Ungehorsam von unten.

*

Ueber die großen Dinge stolpert man nie, über die kleinen zuweilen. Dies entspricht dem italienischen Charakter, der duldsam ist gegen große Ungerechtigkeiten, aber äußerst intolerant gegen kleine.

*

Der Rang der Aemter entspricht nicht immer den Tatsachen. Sehr oft zählt der Gemeine mehr als der Offizier, weiß der Portier mehr als der Minister, wagt der Sekretär mehr als der Kardinal, und so fort. Die Kenntnis dieses „geheimen Adreßbuchs" der Mächte, sei es für die Straße oder den Salon, ist eines der unerläßlichsten Dinge, um Karriere machen zu können. Zum Prinzipal zu gehen, ohne vorher die Filialen passiert zu haben, ist einer der gröbsten Irrtümer, die ein Novize des italienischen Lebens begehen kann.

*

Die Autorität des Grades verfängt nicht. Der Italiener verbeugt sich nicht vor Titeln. Nichts verstimmt ihn mehr als die Uniform. Aber er unterwirft sich der persönlichen Macht und der Fähigkeit, die Menge materiell oder ideell zu beeinflussen.

*

Die Monarchie ist noch, weil sie nicht ist. Republikaner gibt es keine, wenn ihnen das Angriffsobjekt fehlt. Man kann nicht gegen einen König sein, der weniger langweilig ist als ein Präsident der Republik, denn jenen braucht man nicht erst zu wählen.

*

Der König hat auf die Rechte verzichtet, die er ausübte, und übt jene nicht mehr aus, die ihm geblieben sind.

*

Die Straße ist die wahre Regierung in Italien. Die Beamten, die Arbeiter, die Gewerbetreibenden und schließlich auch die Soldaten wissen seit langem, daß man nichts bei der Regierung erreicht, „steigt man nicht auf die Straße". Vielleicht ist dies der Grund, warum wir die Nachkommen der Römer sind, die ihre politischen Händel auf dem Forum ausgetragen haben.

*

Italien zerfällt in zwei Teile: in einen europäischen, der ungefähr bis Rom reicht, und in einen afrikanischen oder balkanischen von Rom abwärts. Das afrikanische oder balkanische Italien ist die Kolonie des europäischen Italien.

*

In Italien huldigt der Mann stets der Polygamie. Die Frau der Polyandrie. (Wenn es geht.)

*

Die Familie ist Eigentum des Familienoberhaupts. Die Frau ist Besitztum. Läuft sie davon, kann man sie töten. Läßt man sie aber im Stich, ist ihr nicht erlaubt, zu töten.

*

Die soziale Stellung der Frau ist zwischen Magd und Geliebter fixiert. Etwas über der Magd und etwas unter der Geliebten. Am Tage Magd und des Nachts Geliebte. *Deutsch von Cyril Malo*

Leben König Eduards II. von England

Die „schwachsinnige Majestät" Eduards des Zweiten bei Christopher Marlowe verhätschelt ihren welschen Buhlknaben und nach seiner Ermordung gleich einen zweiten (und die unerschrockene Deutlichkeit, womit diese Beziehungen ausgemalt werden, hat in der Geschichte der Dramatik mindestens einen Kuriositätswert). Das Parlament will den weibisch-großmäuligen Herrscher los sein. Der fügt sich zuletzt, nicht ohne spätern Rhetorikern auf dem Throne dieses Mustersprüchel sozialer Einsicht zu hinterlassen: „Der Bürger Schmerzen sind gar leicht gestillt — der Könige nicht." Die Granden solcher Könige stellen sich jeweils auf den Boden der gegebenen Tatsachen. Wider unbequeme Erscheinungen werden Meuchler gedungen. Innere Wirren lähmen, Bruderkrieger zerrütten das Reich. Was ein Staatenbildner gebaut, schlägt ein Schwächling in Stücke.

Das Drama der Welt hat sich in sechs Jahrhunderten — o, du mein Deutschland! — gar nicht, die Welt des Dramas in kürzerer Frist sehr erheblich verändert. Im selben Jahr wie Marlowe wird Shakespeare geboren, der nicht einmal doppelt so alt zu werden braucht, um aus Eduard dem Zweiten Richard den Zweiten, aus Mortiner Bolingbroke, aus dem Prinzen Eduard den Vaterrächer Hamlet zusamt Fortinbras dem Norweg zu machen. Der Vorläufer liefert die Materie, die der Erfüller durchseelt. Man wird nicht mehr überrumpelt: man wird überzeugt. Die Stöß' und Schläge des wütenden Geschicks werden nicht roh aneinandergereiht, sondern nach ihrem Sinn gefragt. Der Sprung sänftigt sich zum Schritt. Es genügt nicht, ein wüstes Temperament zu haben und es pathetisch auszutoben; und sei die Kraft noch so echt. Bei Shakespeare überglänzt die Grauenhaftigkeit der Vorgänge, wie sie der Zeitgenosse unbändig aus sich herausschleudert, Humor, ein Humor der tiefern Bedeutung, der geistigen Ueberlegenheit, ohne die keine Tragödie ihre reinigende Wirkung übt.

Bertold Brecht gibt keine Tragödie, sondern eine Historie. „Hier wird öffentlich vorgeführt die Historie von der unruhigen Regierung Eduards des Zweiten, Königs von England, und sein jammervoller Tod sowie Glück und Ende seines Günstlings Gaveston, ferner das wirre Schicksal der Königin Anna, desgleichen Aufstieg und Untergang des großen Earl Roger Mortimer — was Alles sich ereignete in England, vornehmlich in London." Und zwar von 1307 bis 1326. Neunzehn Jahre in einunddreißig Bildern. Historie? Ballade. Ballade? Moritat. Spannend wie ein Schauerroman. Als ob Frank Wedekind die Luise Mühlbach dramatisiert hätte. Marlowes Schwarte, besser tauglich ins anglistische Seminar als auf die Bühne des Jahrs 1924, ist für diese schillernd und amüsant geworden. Nur durch ein Fernglas, wie von weitem, sieht man blutrünstige Vorgänge all ihre Schrecknisse verlieren. Man lacht manchmal unter 'ner Gänsehaut. Aber man gruselt sich niemals, ohne zu lächeln.

Und niemals, in dreieinhalb Stunden, langweilt man sich. Auch dies eine Leistung des Staatstheaters, die einen, nach so viel Enttäuschungen, das Theater wiederum lieben lehren kann. Ein Schleiervorhang hilft die Distanz schaffen, die der Jahrmarktsbudenausrufer Brecht mit seinem unsichtbaren Zeigestock braucht. Der Effekt wäre noch größer, wenn nicht vor dem Schleier dreißigmal der richtige schwere Vorhang fiele, sogar da, wo keine Verwandlung ist, also Verdunklung ausreichte. Pantomimen haben die stärkste Bannkraft: vorüberziehende Heere; Londoner Pöbel in Erwartung von Sensationen; komisch ähnliche Mörder; der gefesselte Gaveston auf den verschiedenen Stationen seines Todeswegs. Jetzt, wo der Snobismus in der Regie wieder aufgegeben wird, profitiert Jürgen Fehling davon, daß er sich nur ganz wenig an ihn verloren hat. Beweis: welche Harmonie er zwischen einem Ensemble der jungen Generation und alten Realisten wie Pohl und Kraußneck mühelos herzustellen vermag.

Erwin Faber ist ein reizvoller Geher, Schreiter, Springer. Wäre seine Persönlichkeit ausgiebiger, so würde zu deutlich werden, daß Brechts Eduard die seine trotz der Hartnäckigkeit, mit der er sich ans Königtum klammert, zusehends einbüßt. Dahingegen Agnes Straub! Am Anfang ihr süßlicher Kummer ist, wie immer, unecht. Freilich, die Unechtheit ist insofern Echtheit, als Brechts ‚Historie' sich ja den Titel verdienen will und verdient: Kolportage; und da ist die Straub in ihrem Element: der breitmäuligen Theatralik. Als geile Furie wächst sie zu einer unheimlichen, einer überlebensgroßen Schamlosigkeit. Aber über sie und Alles ringsum noch hinaus, über Marlowe und Brecht bis in Shakespeares Bezirk wächst Werner Krauß. Seinen weichlich-weißen Schlächterarmen glaubt man die Blutbäder, die er anrichtet, und seiner Stimme, daß er sich mit Homer beschäftigt. Vor diesem Reichtum an Phantasie verharrt man geblendet und hingerissen; und ist um Elf tiefbekümmert, daß es schon aus ist.

Der Herr seines Herzens von Alfred Polgar

Zu Beginn dieser Komödie von Paul Raynal herrscht zweideutige Dämmerung, der Zuschauer weiß nicht, ob da ein Lustspiel auf- oder untergehen will. Doch ein feiner dunkler Rand um die Laune der Sprechenden, eine gewisse Schwere ihres Schrittes und Echolosigkeit ihres Lachens nebst intensiver Rotglut des Kamins deuten auf heranziehende dramatische Betrübnis. In den Ecken des Dialoges lauert Schicksal.

Aline, eine verführerische Herzogin, wird von Simon, allerdings von einem Simon mit dem Ton auf der letzten Silbe, geliebt. Seinem Werben begegnet sie mit freundlicher Verheißung. Doch Henry, Simons Freund, weckt das große Gefühl in ihr. Er ist Herr seines Herzens, das „ihm gehorcht und andre beherrscht". Vulgär gesprochen: er kann sich zurückhalten. Ein treuer Freund, tut er, als er merkt, wie es um

Aline steht, und obgleich ihm selbst Liebe zu ihr heimlich die Seele benagt, nichts, um seinen Vorteil zu nützen. Er ist stark und kann überwinden: der zartere Simon müßte an der Enttäuschung zugrundegehen. Doch ist es wohl nicht nur Güte, die dem Stärkeren seine Stärke zu gebrauchen verwehrt, sondern auch ein geheimes Wissen darum, daß ihm nur Episode wäre, was dem Andern Schicksal ist. Aline, dem weiblichsten Weib, steht Liebe über Sittengesetz. Henrys Freundgefühle, seine Stärke und Ruhe, sein Ausweichen und Sichversagen, alles wird, wie verständlich, nur Reiz und Stachel für ihre Leidenschaft. Dennoch glückt es dem ethischen Löschapparat, den Henry so heldenhaft bedient, das Feuer in der Frau gewissermaßen zu lokalisieren. Es brennt innen weiter, schlägt aber nicht, Unheil wirkend, nach außen. Der dritte Akt, der, des feinen, gefühlsspalterischen Spiels müde, zum gröbern Theater überläuft, bringt mit einer Wendung Henrys die der Komödie ins Tragische. Nämlich, daß der Geliebte auch sich selbst (von sich selbst) besiegt erklärt, offenbart Alinen Not und Geheimnis seiner Seele und wirkt auf die ihre als rechtes Stichwort. Aus der Stichöffnung stürzt mit Vehemenz, selig des freien Bekennens, die Wahrheit: sie reißt den armen Simon um.

Der Reiz dieser drei Akte liegt ganz im Dialog, im Farbenspiel der durchsichtigen, von innen her belichteten Worte, in den vielen Halb- und Zwischentönen, die dem Gespräch reizvolle Unruhe und Polyphonie geben. Sehr geschickt macht das Gesprochene dem Unausgesprochenen die Mauer. Den Zuhörer hören zu lassen, was nicht gesagt wird, ist die besondere Kunst dieses höflichen Dialogs: die verschwiegenen Worte führen die eigentliche erregende Konversation. Hie und da wirkt das ein wenig spielerisch, gekünstelt; es ist dann so, als ob bei einem ernsten Kampf Methoden des Schaufechtens zur Anwendung kämen. Solche Prachtfinten, zierliche Paraden, Pirouetten der Bedrohung gibt es wohl kaum, wenns auf Tod und Leben geht. Aber das kommt vom Romantischen, das jedem Franzosen im Blute steckt. Manchmal hat der Dialog — wie sag' ich es dem Uebersetzer, ohne ihn zu kränken? — etwas allzu Schönes, Vornehmes, Frackhemdiges, (ich kann nicht glauben, daß ein lebendiger Mann zu einer lebendigen Frau spricht: „. . . als Ihr Zorn aufloderte"), manchmal auch etwas subtil Neckisches. Doch ist es gewiß sehr schwer, den vielen kleinen französischen Schwebeworten, die die Luft solcher Zwiesprach sommerlich beleben, deutsch nachzuflattern.

Der Personenaufwand des Stücks ist ein bescheidener: zwei junge Männer und eine junge Frau genügen dem Dichter, aus drei ganz unbesondern Lebensfäden knüpft er sein Netz, in dem mancherlei Gedanken- und Gefühlsbeute hängen bleibt. Von Art und Sein der drei, im engsten Kreis um einander bewegten Menschen erfahren wir nicht viel: sie haben kein Leben hinter jenem, das sie auf der Bühne produzieren. Sie sind in der guten Lage, sich der causa, die der Dichter für sie erfand, ungehemmt, gewissermaßen spezialistisch hingeben zu dürfen,

sie haben Zeit zu sich, sie haben die Hände frei für ihr Schicksal, ihre Herzen (im Smoking und in großer Robe) spielen, ganz hingegeben der Musik, das Trio, das ihnen auferlegt ist, und nichts stört die Konzertierenden. Es ist sehr bezeichnend für diese Art Stücke, daß in ihnen niemals der gewisse greise Diener mit lautlosem Schritt und halber Stimme fehlt, der die Portieren sorgfältig schließt: das Drama ist unter sich.

Die Probleme des Spiels gehen nicht sehr tief. Daß die Liebe eine bezaubernde Bestie ist, von der man nie weiß, wann sie die Lust ankommt, statt Pfötchen zu geben Blut zu saugen, hat sich längst herumgesprochen. Zur Biologie des süßen Untiers bringt „der Herr seines Herzens" keinen neuen Beitrag. Auch daß Liebe mit Freundschaft in mörderischen oder selbstmörderischen Streit geraten kann, daß der Mann ein Ethos, zuweilen auch ein Ethos-Pethetos, hat, in dem sich der Unterleib der Frau (man kann ihm das kaum übel nehmen) nicht auskennt, daß Niemand der Herr seines Herzens ist, der wirklich eins hat . . . auch das sind keine aufregenden Neuigkeiten. Der Grund aber, warum uns diese erotischen Verstrickungen netter Menschen nicht sonderlich nahegehen, liegt weniger in der Materie des Stückes als in dessen bewundernswerter Technik. Wir haben nicht mehr die Stimmung und nicht die Nerven für die geistigen Behaglichkeiten solchen Theaters, für derlei Ausspinnen und Abwickeln einer Substanz, die nur für die Personen auf der Bühne, und auch für diese nur zufallsmäßig, schicksalbildend ist, unsre ungeduldige Seele hat zu wenig Sitzlust für solche Fauteuil-Dramatik. Wir haben nicht so viel Zeit für Aline, Henry und Simon, wie Aline, Henry und Simon sie für sich haben.

Die Frauenrolle im Stück ist schwer. Sehr viel Reiz, Ueberlegenheit, Takt, Kälte und Hitze, Leidenschaft und Intelligenz, Kunst der Konversation und Fähigkeit zum großen dramatischen Ausbruch brauchte die Darstellerin dieser Aline. Fräulein Christians erledigt, im Theater der Josephstadt, die Rolle nach ihren Möglichkeiten, die nicht geringe sind. Den armen Simon spielt Hans Thimig, knabenhaft in Lust und Leid (vielleicht soll das so sein), rührend im treuherzigen Bemühen, an heißen Worten heiß zu werden. Hermann Thimig spricht den Henry in der Tonart wertvoller Männlichkeit, klug und fein und wissend, mit etwas unaufdringlicher, schwermutfarbener Resignation im Knopfloch. Daß Aline diesen Harry will, versteht man. Er hat den Syndetikon-Blick; und jenes je ne sais quoi, das ein Frauenherz, welches, wie wir von andern Dichtern wissen, bekanntlich eine Laute ist, klingen macht. Die Regie des Doktors Hock nuancierte und schattierte, das Möblemang war stimmungsvoll. Doch hätten drei Sitzgelegenheiten zwischen leeren Wänden durchaus genügt. Ich kann mir nicht denken, daß die Menschen dieses Spiels wirklich wohnen, lesen, zum Fenster hinausschauen, Kaffee trinken, kurz: noch andre Funktionen haben wie jene, die ihnen als Stück-Personal zukommen.

Inland und Ausland von Morus

Der Wahlerfolg

Läßt man weg, was seit einer Woche in der deutschen Presse über das Wahlergebnis gebatikt, in die Höhe geschwindelt, heruntergelogen, renommiert, scharf, flau und mies gemacht worden ist, so ergibt sich ungefähr Folgendes: Fest steht, daß es in Deutschland für absehbare Zeit eine geschlossene sozialistische Gruppe gibt, die etwas mehr als ein Drittel der Bevölkerung umfaßt. Die protestantischen Arbeiter (konfessionslos oder Dissidenten sind nur noch die Gewerkschaftsveteranen aus der Bebelzeit) wählen Marx, mal die Ausgabe Lenin und mal die Ausgabe Scheidemann. Aber die rote Grundfarbe ist nicht mehr wegzuretouchieren. Auf der andern Seite gibt es einen fast ebenso großen Block des Bürgertums und des Bauernvolks, die sich von den Hugenberg-Agenten haben überzeugen lassen, daß Friedericus Rex ein größerer König ist als Fritz Ebert, und daß es doch eine Lust war, die Gardepuschel und den Küraß Wilhelms II. zu tragen. Auch dieser schwarz-weiß-rote Block ist bis auf weiteres nicht zu zertrümmern. Das Hakenkreuz auf seinen Fahnen mag einmal etwas größer oder kleiner sein: der Grundton bleibt der gleiche. Zwischen diesen beiden Säulen der deutschen Republik steht der katholische Block des Zentrums, der Bayrischen Volkspartei und der Deutsch-Hannoveraner — auch eine konstante Größe, mit der gerechnet werden muß. Gegenüber dem Vorkriegsstande hat er ziffernmäßig abgenommen, zumal wenn man berücksichtigt, daß das Frauenwahlrecht dem Klerus neue Zufuhr geliefert hat. Aber den Umfang, den er jetzt hat, wird er vermutlich noch auf Jahre hinaus behalten.

Das wichtigste Ergebnis des 7. Dezember ist der erneute Beweis, daß es in Deutschland ein bedeutsames demokratisches Bürgertum nicht gibt. Mag die demokratische Presse noch so sehr versuchen, eine Macht vorzutäuschen, mag man hundert Professoren, zehn Romanciers und fünf Dramenschreiber zusammentrommeln, die für Erich Koch und Anton Erkelenz Zeugnis ablegen — es hilft nichts: den deutschen bürgerlichen Demokraten fehlt, was in einer Formaldemokratie allein Macht verleiht: die Zahl und das Geld. Ziffernmäßig sind sie sogar unter den Stand der alten Fortschrittler gesunken, die, dank Wahlkreisgeometrie und Stichwahl, wengstens 12 Prozent der 397 M. d. R. stellten. Die Demokraten bringen es nur auf 6 Prozent. Sie sind und bleiben und werden auch bei größten Anstrengungen nicht mehr sein als ein Grüppchen, das allenfalls dank Zufälligkeiten der parlamentarischen Konstellation den Ausschlag geben kann. Aber sie gehören nicht zu den politischen Mächten, auf die es ankommt. Sie rangieren heute schon in eine Ordnung mit der Wirtschaftspartei und mit dem, was sonst durch Agitation für irgendeine Tagesfrage sich an politischen Interessenklüngeln herausbildet.

In dieser Situation, die sich zu verhehlen sinnlos wäre, wird noch auf lange Zeit hinaus der katholische Block die Ent-

scheidung haben. Faktisch hat er sie bereits, sieht man von den paar Revolutionswochen ab, seit der letzten Kaiserzeit, als an Stelle des Luthermissionars Michaelis der römische Pastoralphilosoph Hertling die Führung übernahm. Das Zentrum wurde der eigentliche Nutznießer der von den Sozis entfachten oder doch organisierten Volksbewegung. Es ists bis auf den heutigen Tag. Es hat die Möglichkeit, jederzeit nach rechts oder links umzuschwenken und zu erreichen, was es will. Das ist das Einzige, was gegenwärtig die Lage noch ein wenig unklar und dem Zentrum die Entscheidung schon ein bißchen schwer macht. Denn es kann nicht nur zum schwarz-blauen Block der ersten Bethmann-Zeit zurückkehren, sondern es findet auch bei der Linken eine gedeckte Tafel. Es bedarf keiner geheimen Schwüre mehr im Speyerer Dom, wie in den seligen Zeiten der Hottentotten-Wahlen. Frank und frei kann das Zentrum verlangen, was es will, sei es die Übertragung des ungeheuerlichen bayrischen Konkordats auf das Reich, sei es die Auslieferung sämtlicher Gymnasien an Kuttenmänner — kein Demokrat und kein Sozialist wird Widerspruch wagen. Das Bündnis mit Links scheint fast noch verlockender als das mit Rechts, wo man immerhin Gefahr läuft, sich gelegentlich mit den Mumms und Kochs und den andern schwarz-weiß-roten Rittern der protestantischen Fakultät herumschlagen zu müssen. Bei einem schwarz-rot-goldenen Bündnis ist das ausgeschlossen. Da bleibt Schwarz unter Garantie Trumpf.

So ist für das Zentrum immerhin noch Grund zum Zaudern vorhanden. Nur soll man sich nicht einbilden, daß hinter diesem Zögern republikanische Gewissenskrupel stehen. Der republikanische Block, wie er im Wahlkampf gemimt wurde, ist eine Fiktion. Das Zentrum als Partei hat sich weder in Progammen noch auf Parteitagen oder sonst bei einer wichtigen Gelegenheit als republikanisch ausgegeben. Es ist republikanisch, solange die Mehrheit des deutschen Volkes sich zur Republik bekennt, und ist im selben Augenblick, wo sich das Blatt wendet, für die Monarchie. Denn die römische Kirche hat sich noch nie einer wirklichen Volksbewegung entgegengestellt. Sorgt dafür, daß aus Deutschland eine Republik wird, und Ihr habt in den Schwarzen die sichersten Bundesgenossen. Einstweilen aber seid Ihr ihnen ausgeliefert auf Gnade und Ungnade.

Auslandsdeutsche

Was aber meine Notizen über die Auslandsdeutschen anbelangt, so muß ich mich wirklich sehr undeutlich ausgedrückt haben. Denn sonst hätte mich nicht der gescheite Friedrich Sieburg so gründlich mißverstehen können. Ich habe, weiß Gott, nicht behaupten wollen, daß in den neutralen Ländern die „Oberschicht" (die Bourgeoisie) die Deutschen liebt und die „Unterschicht" (städtisches Proletariat und Bauern) die Deutschen haßt. Eine derartige Alternative wäre, von Spanien aus gesehen, übrigens einigermaßen kurios. Denn die Frage, ob der Arbeiter von Bilbao oder gar der kastilische Bauer deutschfreundlich oder deutschfeindlich ist, wäre unge-

fähr so, wie wenn man den Gutsknecht Pischkureit in Mallningken bei Tapiau in Ostpreußen danach erforschte, ob ihm die Urbevölkerung von Tibet sympathisch oder unsymphatisch ist.

Was hier allein charakterisiert werden sollte, war die Stellung der politischen und namentlich außenpolitisch maßgeblichen Kreise zu Deutschland, und die rekrutieren sich in fast allen europäischen Staaten, auch dort, wo Sozis mitregieren, aus der „Oberschicht", der Bourgeoisie. Innerhalb der Bourgeoisie aber muß man zwischen hie Reaktionären und Konservativen, hie Liberalen, Demokraten, Radikalen, oder wie sie sich sonst benamsen, scheiden. Und da muß ich doch, trotz dem Einspruch des Herrn Sieburg, bei dem bleiben, was ich in Nummer 47 der ‚Weltbühne' behauptet habe: daß allgemein in den neutralen Ländern, nicht nur in Spanien, die Reaktionäre deutschfreundlich und die Linken ententefreundlicher sind.

Einen deutlichen Beweis dafür liefert die Presse der neutralen Länder. Ich weiß, daß die Zeitungen oft recht dunkle Hintergründe haben, und daß man die Presse eines Landes beileibe nicht als Ausdruck der „Volksstimmung" ansehen darf. Aber die führenden politischen Blätter spiegeln doch im wesentlichen die Anschauungen der führenden politischen Kreise wieder. Und da muß ich konstatieren: In Spanien — um abermals damit zu beginnen — ist das reaktionäre ‚ABC' ausgesprochen deutschfreundlich, ‚El Sol' und die andern liberalen Blätter sind eher ententistisch orientiert. In Holland ist das führende demokratische Blatt ‚Telegraaf' ententefreundlich par excellence, während die Zeitungen der Rechten, ‚Standard', das Organ der Antirevolutionären calvinistischen Partei, und der ‚Nederlander', das Blatt der Christlich-Historischen Partei, prodeutsch sind. Das nicht unbedeutende Sozialistenblatt ‚Het Volk' kämpft zwar, wie die Zweite Internationale, gegen den Vertrag von Versailles, kann aber durchaus nicht als deutschfreundlich gelten. In Schweden sind die konservativen Blätter: ‚Svenska Dagbladet', ‚Nya Daglight Allehander' und ‚Aftenbladet' samt und sonders deutschfreundlich, während die große liberale Presse, vor allem ‚Dagens Nyheter' ebenso entschieden ententefreundlich ist. Der Chefredakteur des liberalen ‚Stockholms Dagblad' ist sogar kürzlich zum Ritter der französischen Ehrenlegion ernannt worden. Auch der ‚Socialdemokraten', das Organ des Ministerpräsidenten Branting ist — obwohl seine Leser zu Sieburgs „Unterschicht" gehören — eher deutschfeindlich als deutschfreundlich. In Dänemark, dem Domizil des Herrn Sieburg, liegen die Dinge allerdings weniger kraß, denn dort liebt weder die radikale ‚Politiken' noch die weiter rechts stehende ‚Berlingske Tidende' die Deutschen, wenn auch ‚Politiken' eher den Beinamen ententefreundlich verdient. In der Schweiz schließlich ist die außenpolitische Scheidung durch die Sprachgrenzen gegeben.

Im Ganzen aber ist es schon so, daß in Neutralien die Rechtsleute trotz allen Interessengegensätzen eine gewisse Sympathie für Deutschland hegen, weil sie in ihm das Land der

ewigen Reaktion sehen — wer will ihnen das nach solchen Wahlen verdenken? —, und daß aus demselben Grunde die freiheitlichen Menschen immer noch einen Horror vor Deutschland haben und ihren Blick nach Frankreich und England richten. Daß daneben die Masse der Bevölkerung, soweit sie von Deutschland etwas ahnt, uns wohl will, soll gewiß nicht bestritten werden. Aber ich glaube, diese Liebe entspringt weniger der Dankbarkeit und Hochachtung dafür, daß in Trier Karl Marx und in Breslau Ferdinand Lassalle geboren wurden, sondern es ist wohl eher das dumpfe Mitgefühl der Armen und Bedrängten, die in dem geschlagenen und von Kriegslasten bedrückten Deutschland einen Leidensgefährten sehen.

Und nun noch ein Wort des Trostes für den „objektiven Leser", der im vorigen Heft der ‚Weltbühne' meiner freundlichst gedachte, als er in den ‚Antworten' so Nettes aus der ‚Deutschen Wochenzeitung für die Niederlande' zitierte. Weiß der objektive Leser, daß diese duftigen Blüten unter amtlicher deutscher Protektion gediehen sind? Und daß erst vor ganz kurzer Zeit, als es gar zu hanebüchen wurde, das Reich der ‚Deutschen Wochenzeitung für die Niederlande' die Subvention entzogen hat? Du fürchtest, objektiver Leser, daß du nun diese holländische Tulpe künftig nicht mehr zu riechen bekommen wirst? Warte nur, bald wird ein andrer Gärtner in das Presse-Palais am Wilhelmplatz einziehen und wird das Pflänzchen neu begießen.

Deutsche Provinzjugend von Heinz Pol

Hinter mir liegen vier Wochen schwere Provinz. Der Wahlen halber trieb ich mich in Mitteldeutschland herum. Mein Standquartier war Halle.

Das Fazit meines Provinzaufenthalts ist: Mit dem augenblicklichen Zustand deutscher Geistigkeit kann man sich zur Not noch abfinden. Aber wie soll bei dieser Jugend Deutschland in zehn bis zwanzig Jahren aussehen?

*

In Halle, jener Stadt, wo die Erfindung der Deutschen Tage mit nicht wenig Blut erfolgt ist, in Halle, einer Stadt von rund einer Viertelmillion Einwohnern, einer alten Universität, einem sehr hübschen Theater, einer Stadt mit vielen Buchläden, Hotels, Restaurants, Autos und Straßenbahnen — in dieser also an sich normal aussehenden Stadt gilt man als geistig anormal, wenn man im Knopfloch oder vor dem Shlips nicht irgendein Abzeichen trägt, das den Träger als Stahlhelmer oder Werwölfling oder Wickinger oder Scharnhorst-Bündler ausweist. Und wenn man sich als dergleichen nicht ausweisen kann, ist man gesellschaftlich geächtet. Selbst die Kellner in den Lokalen bedienen einen mit einer Art auffallender Langsamkeit, die an passiven Widerstand grenzt.

Das klingt Alles sehr komisch, nicht wahr? Aber wirklich nur aus der Ferne. Lebe zwei Tage in Halle, gehe in einen

Buchladen und verlange was Andres als einen Öldruck von Fridericus Rex oder eine ‚Deutsche Geschichte' von Claß-Einhart, und man wird dich bestenfalls für einen lästigen Ausländer halten. Gehe in ein Café und wundere dich, daß die Kapelle statt der neusten Schlager sämtliche 500 preußischen Militärmärsche der Reihe nach durchspielt, und man wird dich bestenfalls für jüdisch verseucht halten. Sieh dir nur einen Augenblick die Gesichter der Studenten dieser Stadt an. Diese zerhauenen, mit Watte verbundenen kalkweißen Physiognomien, die stundenlang um einen Tisch herumsitzen, einen Liter Bier nach dem andern in den Schlund gießen und jede Viertelstunde aufstehen, teils um an die Toilettenwand ein Hakenkreuz zu malen, teils um den grade fälligen Militärmarsch mitzupfeifen. Die ersten fünf Minuten lacht man; aber wenn man ausschließlich solche Studenten sieht mit Stahlhelm oder Hakenkreuz an der unbeschädigten Brust und der ‚Deutschen Zeitung' vor der zerpaukten Nase, wenn man sie kolonnenweise nachts nach Hause marschieren hört, das Ehrhardt-Lied vor sich her gröhlend — dann fragt man sich doch allen Ernstes: Wie wird Deutschland aussehen, sobald diese Leute Regierungsräte geworden sind oder Richter oder Universitätsprofessoren?

*

Die geistige Verrohung dieser Sorte Jugend ist grenzenlos. Das ist nicht junger gärender Most, beileibe nicht. Das ist zum Sieden gebrachtes Rinnsteinwasser.

Ich war in fast allen Versammlungen, so auch Georg Bernhards, der in diesem Wahlkreis kandidierte. Er war die Zielscheibe jenes furor teutonicus, von dem immerhin, wie das Ergebnis der Wahlen beweist, ein außerordentlich großer Teil des deutschen Volkes sittliche Erneuerung erwartet. Was ich in den Versammlungen von jenem Furor sah und hörte, ist schwer zu beschreiben, weil Niemand, der nicht dabei war, mir glauben würde. Die erste Feststellung, die ich machte, war die, daß der Antisemitismus bei der sogenannten deutschen Jugend weit ausgebreiteter ist, als man bei größtem Pessimismus annehmen konnte. Nun, selbst das kann schließlich eine Welle sein, die wieder einmal abebbt. Die zweite Feststellung war niederschmetternder: Diese sogenannte gebildete Jugend hat nichts gelernt und wird auch nichts mehr lernen, weil sie ablehnt, überhaupt etwas Andres zu wissen als ein paar Phrasen. Zehntausende dieser jungen Leute leben von ein paar auswendig gelernten Leitartikelsätzen ihrer Zeitung. Zehntausende halten sich für gebildet und für allein berufen, dermaleinst eine Nation zu regieren, wenn ihnen gelingt, mit fünf aufgeschnappten Sentenzen dem jüngern Kommilitonen zu imponieren.

*

Und diese gebildete Jugend benahm sich in Wahlversammlungen Andersdenkender wie eine Rotte Rowdies. Einige Hundertschaften von ihnen stürzten sich in den Saal, um zunächst eine Viertelstunde lang zu heulen und zu trampeln. Nicht einmal jenes bescheidene Maß von Disziplin war zu merken, wie

es doch eigentlich eine Jugend besitzen müßte, die sich heutzutage in Deutschland in Verbänden nach alter militärischer Sitte organisiert. Statt Disziplin wenigstens im äußern Benehmen zu wahren, führten sie sich so auf, daß alte in Wildwest ergraute Buschmänner diese neudeutsche Jugend beneiden könnten.

Und ich sah noch etwas ganz Andres in der Provinz. Ich sah, daß, besonders in kleinen Industriedistrikten, noch Zustände herrschen, die an die Zeiten der Leibeigenschaft erinnern. Die ganze Sache wird ja so geschickt eingefädelt. Da ist der reiche Industrieherr am Ort. Er hat dem Pfarrer eine schöne neue Kirche gebaut und seinen Arbeitern kleine Siedlungshäuschen. Was verlangt er als Dank dafür? O, sehr wenig. Er verlangt nur, daß sie so wählen, wie er will. Man veranstaltet große Bockbierfeste, gibt Freibier und verschenkt Halberstädter Würstchen, zieht sich als humaner Arbeitgeber einen allerdings vorher sauber ausgebürsteten Arbeitskittel an und hält dann eine Rede an seine treuen Mitarbeiter.

In der Stadt Torgau, einem Ort von immerhin 17 000 Einwohnern, teilten die dortigen Stinnes und Morgans offen mit, daß sie das Geschäft jedes Kaufmanns, der nicht deutschnational wähle, boykottieren würden. Also wählte jeder deutschnational. Wahlgeheimnis? Du lieber Himmel!

Aber es braucht nicht immer ein reicher Industrieller zu sein — es kann auch ein reicher Gutsbesitzer sein. Er verschenkt dann kein Freibier und keine Würstchen, sondern er verspricht jedem Bauern eine Fuhre Kartoffeln und ein paar junge Schweine. Das müßte ja ein Dummkopf sein, der bei diesen schlechten Zeiten widerstünde.

Wer trotzdem nicht mitmacht, geht ganz folgerichtig zu den Kommunisten. Sie sind die anständigsten Gegner im Wahlkampf gewesen. Während der Fabrikherr in der Hauptstadt weilt, um einige neue Automobile zu kaufen, und während sein Stellvertreter in der größten Schenke des Ortes die Angestellten- und Arbeiterschaft auf Kosten seines hohen Herrn mit Strömen von Schnaps und Bier betrunken machen läßt — während dessen erzählen die Kommunisten, daß sie vierzehn Mark Wochenlohn bekommen . . .

*

Und dann wäre noch über die Provinzpresse zu sprechen. Ach nein: darüber ist gar nicht zu sprechen. Da ist nur festzustellen:

Im Kreise Halle-Merseburg gibt es 35 Zeitungen, von denen etwa 25 von der Großindustrie gekauft sind. Diese 25 sind stramm national. Sie sind die einzige geistige Nahrung von Hunderttausenden dieser Gegend. Die Zeitungen werden nicht selbständig gemacht, sondern leben von den Matern aus der berliner Zentrale. Fast alle innen- und außenpolitischen Notizen und Artikel, ja selbst die Leitartikel sind einander gleich. Die Redakteure dieser Zeitungen haben weiter nichts zu tun, als diese fertigen Clichés abziehen zu lassen. Das ist die Freiheit

der deutschen Presse. Das ist die Freiheit des Journalismus. Das ist die Kultur des deutschen Volkes.

*

Das Schlimmste aber bleibt die Jugend. In Halle existiert ein einziger feiner alter Universitätsprofessor, der zufällig nicht deutschnational ist. Drei Tage vor dem 7. Dezember wurde er nachts von drei Studenten überfallen und verprügelt und als Verräter und Judenbengel beschimpft. Diese drei Studenten hören am Tage im Kolleg dieses selben Professors.

So muß man wohl die Akten über diese Sorte Jugend schließen. Ich warne jeden, der noch mit einer Faser seines Herzens an eine schnelle Besserung unsrer Zustände glaubt, in die Provinz zu reisen. Er kommt ohne Hoffnung wieder.

Die Ekstatischen von Theobald Tiger

Ach, sind wir jung —!
Noch Mitte Dreißig
ziehn wir uns kurze Hosen an.
Die Brille blitzt. Wir schäumen fleißig
und ballen feste, Mann für Mann.
Im Hals sitzt uns ein Syntaxkloß.
Wenn man uns reizt, dann geht es los:
„Mein spöttisches Profil liegt in dem Schlafzimmer meiner Mutter blau tapeziert
ich fühle Lercheln gurgeln in meiner Kehle
Sing
Sing
333 Neger werden wegen Negerismus verfolgt
Tropfeke
Klopfeke
Tropfeke."

Privatim sind wir ganz vernünftig
und reden, wie man eben spricht.
Nur unsre Litratur ist zünftig.
Wir kreißen. Anders tun wirs nicht.
Und wenn uns ein Verleger naht,
dann quillt bei uns der Wortsalat:
„Ha geiler Scharlieh Schapplin!
Ich abonniere mich auf meiner Mutter Schoß
in Guadeloupe
Süßer Vater
Wie lieblich macht die Trompe meines Autos
Hup
(im Kosmos)"

Herr Withman war einst unsre Amme.
Kalt treten wir zum Toben an.
Bei Einem von uns brennt die Flamme,
und Hundert kochen Suppe dran.
Früher: Skat. Heute: Bridge.
Früher: süßer, heut: saurer Kitsch.
(siehe oben)

Von einem nur können wir nicht genesen:
Wir sind immer Jugend —
nie jung gewesen.

Bemerkungen

Der neue Zeitungsstil

So, wie es in Berlin eine englisch-jüdische ‚Tischzeit gibt (ohne auskömmliche Mittagspause, aber durcharbeiten bis abends sieben Uhr), so hat sich ein neuer deutscher Zeitungsstil herausgebildet, der die Untugenden der amerikanischen Hearst-Presse und des Neuen Wiener Journals zu einem schönen Ganzen vereinigt.

Der Ursprung der Nachrichten hat sich kaum verändert. Von mäßig bezahlten Reportern mäßig aufgenommen, mit kleinen Mitteln rasch zusammengeklaubt, nicht einmal so tendenziös gefärbt wie unsorgfältig zusammengehauen, gehen die Telegramme ihren Weg. Früher druckte man sie ab. Heute macht man sie auf. Was, man macht sie auf! Man macht sie überhaupt erst zu Etwas, man schöpft und schafft aus dem Nichts, man erfindet Wahrheiten. Im Anfang war die Überschrift. Das kleinste Lausetelegramm kann durch geschickte „Aufmachung" zu einer Art Sensation werden. Der Käufer ist abgestumpft: er hat die Lügen der Obersten Heeresleitung und die großen Kanonen- und Menschenmaterial-Zahlen des Weltkrieges hinter sich —: er muß schon etwas geliefert bekommen für sein Geld. Also etwa so: Der englische Kronprinz wirft eine Parfumflasche in einem pariser Geschäft um. Ueberschrift: „Englisch-französischer Zusammenstoß." Dem Kaiser von Doorn werden von der deutschen Republik dreihundertachtzig Milliarden angeboten. Er will aber noch mehr und schreibt zurück: Verzichte. Ueberschrift: „Verzicht des Ex-Kaisers auf sämtliche Abfindungen?" Der italienische Konsul in Abessinien bringt sich eine Kokotte aus Rom mit. Ueberschrift: „Nächtlicher Kampf an der Grenze Abessiniens." Aber was ist das Alles gegen das Bild — !

Das Bild ist die Schule der Weisheit des kleinen Mannes. Und wieviel große Männer bei uns sind nicht kleine Männer! Das Konkret-Anschauliche wird mit Recht immer den Sieg über das Abstrakte davontragen — aber nun sehe man sich an, wer diese Bilder herstellt, wie sie hergestellt sind, und wer sie aussucht! Ueber politische Tendenz kann man streiten, über aesthetische Begriffe kann man verschiedener Ansicht sein — aber über den vollkommenen Stumpfsinn dieser Bilder gibt es wohl nur eine Meinung. Nämlich die: Wie ungeheuer interessant! „Die Kronprinzessin von Kambodscha nach dem Tennisturnier." „Vizepräsident Schindanger legt einen Kranz auf den Gedenkstein des 500. deutschen Rhönsegelflugsportlers nieder." „Baby aus Maori, hinten geimpft." Man könnte getrost die Unterschrif-

ten vertauschen, es merkt ja doch Keiner.

Die Technik schreitet fort. Artikelüberschriften und Bildunterschriften sind das Gebiet eifrigsten Studiums. Kein Zeitungsmann zerbricht sich den Kopf so über die Gewinnung neuer wichtiger Nachrichten wie über die Textierung des alten herkömmlichen Materials. Es hat sich nicht geändert — aber es wird jetzt viel feiner verpackt.

Die Weltgeschichte fix und fertig für den Gebrauch von Schwachsinnigen. Die Amerikaner sind wenigstens oberflächlich, suchen und bekommen ihre Sensation, und aus ists. Dies aber gibt sich als: „Französischer Schick und deutsche Gründlichkeit". Täglich prasseln tausend Probleme auf den geängstigten und geschmeichelten Abonnenten; genau wird er über das Steuerwesen auf Honolulu, die Guttemplerbestrebungen bei den Eskimos, das Anwachsen der homosexuellen Kreise auf den Straußenfarmen, die ersten Uhren und die letzten Frauenzimmer unterrichtet. Und immer mit der Anmaßung der Gründlichkeit. Es ist die Verbreitung der Ignoranz durch die Technik.

Diese aufgeregte Stagnation ist ein getreues Abbild der Gesellschaftsordnung, die sie hervorbringt. Eine lärmende Langeweile und ein tiefes Unrecht dazu: eine Verschleierung der Wahrheit und die Ablenkung vom Wesentlichen.

Ignaz Wrobel

Ludendorff: — die Liebe

Ein ekstatisch hochblondes Fräulein, von dem ich die Vorstellung hege, daß es den „nationalen Wehrgedanken" mit privater Abwehr gegen die Pflicht zur Mutterschaft zu paaren versteht, verfiel am völkischen Parteitag in Verzückung, weil die zur Reichsführerschaft gekürten Triumvirn Graefe, Ludendorff und Hitler die gleichen Anfangsbuchstaben tragen wie Glaube, Liebe, Hoffnung . . . Daß ein großer, liberal gesinnter Augenarzt einen von rabiatem Eifer geblendeten Sohn habe: vor „v. Graefe" fehlte mir der Glaube an solches Naturspiel. Wenn auf Hitler, dem Helden des Bürgerbräus, die Hoffnung der Politik brauenden Stammtischler ruht: ganz in der Münchner Ordnung. Aber: Ludendorff: — die Liebe! man wußte es nicht. Sollte am Ende ein ferner Rabbi des Ostens, neuer Weiser aus Zion aufstehen und in unverfälschtem „Jiddisch" bezeugen, daß der walhallende General im großen Kriege genugsam seine Liebe zum auserwählten Volke bekundet habe und eigentlich Judendorff heiße?! So schien er uns nähern Zeitgenossen bisher zu Unrecht als Hohepriester der Unduldsamkeit, Rachefeldherr zu neuen

Marne-Schlachten? Und kam nicht nur dank der famosen blauen Brille mit zwei Grimm blickenden Germaniakenaugen gleicher Couleur davon? Jedenfalls: wiedergekehrt zu glorreichen Sommern, glückte dem Zivil-Zuvielstrategen das Unwahrscheinliche: die getrennt Marschierenden aller Bürgerkriegslager, Freund wie Feind, zusammenzuschweißen, um vereint Ihn, den Generalissimus des Hasses, zu schlagen . . . Ludendorff: die Liebe . . . Verwirrt, trotz mancher Abhärtung der minder großen Zeit, suchte ich, des neuen Weimarer Evangeliums teilhaftig, eine alte kluge Dame auf. „Darum so bedenklich?!", meinte sie mit mildem Spott. „Buchstaben sind geduldig, und die Liebhaberinnen der Symbolik werden nicht alle. Manchmal triffts sogar: Ich muß an die Dienstboten-Dreifaltigkeit bei N.'s denken, die wir auch der Initialen wegen Glaube-Liebe-Hoffnung nannten. Sie machten ihren sehr gewöhnlichen Namen wie ihren Uebernamen Ehre: Grete, eine fleißige Kirchgängerin, Lina, die ihren Sergeanten liebte — während Hedwig, die kochende Volksseele, das Kind bekam . . .

S. Bing

Berliner Revuen

In der Revue macht sich das Theater selbständig, befreit sich von jeder Konvention, Zucht, Sitte und Tradition und organisiert sein Dasein sozusagen auf eigne Faust. Frei von dem Gängelband und Zaumzeug der Literatur, frei auch von der störenden Konsequenz der Stückeschreiber führt es nunmehr ein Leben in Herrlichkeit und Freuden, indem es mit dem Varieté, dem Panoptikum, dem Cabaret, der Operette, auch dem Film, kurz: Allem, was für diese Zwecke irgend in Betracht kommt, wilde, wahrhaft wilde Ehen eingeht. Es nimmt keinerlei Rücksichten mehr auf seine Familie und seine Vormünder: es tut ganz einfach, was ihm gefällt. Es in diesem Zustand genau zu beobachten, ist für Jeden interessant, der es in gesitteter Verfassung schätzt oder sogar liebt; denn hier zeigt es doch seine wahre Natur, herrlich ungebändigt, in Freiheit dressiert. Noch nicht einmal dressiert.

*

Mit solchen idealistischen Spekulationen geht der neugierige und vergnügungssüchtige Berliner zunächst in das Theater im Admiralspalast, wo eine ganz gewaltige Revue — alle Revuen sind gewaltig — vorgeführt wird, betitelt: Noch und Noch. Er hat das Recht, sich hier als Roué zu fühlen, denn er hat an dieser Stelle schon einmal eine große Schau gesehen, die unter der Aegide Emil Pirchans entstanden war und bemerkenswerte Spuren dieser feinen Herkunft gezeigt hatte. Auch war sie der Ursprungs- und Heimatort des schönen Liedes: Tutankhamen, Tutankhamen war der Herzensliebling aller Damen.

Eine der Hauptpersonen bei der Sache ist selbstverständlich der Dekorationskünstler. In diesem Fall Haas-Heye. Er hat nicht die Kraft, das Bühnenbild in eignem Sinne zu gestalten und gibt nicht viel mehr als dünn überpinseltes Metropoltheater ältester Schablone. Im übrigen ist das Theater hier in seinen Extravaganzen recht zurückhaltend. Die ausgestellten Mädchen benehmen sich sehr artig. Sie könnten einem manch entzücken-

den Anblick verschaffen, aber leider sind sie weder schön noch vollkommen gewachsen, ja zum großen Teile nicht einmal jung. Einzig eine aus Paris importierte Tänzerin ist eine zierliche, leicht bewegliche Figur, aber auf einer mittlern Linie der Künstlichkeit ohne Frische und ohne Virtuosität hohen Ranges. Fein der Dressur-Akt der Tiller-Girls. Das Ganze recht langweilig.

*

Da fing es Eric Charell in seiner Revue für das Große Schauspielhaus: ‚An Alle' schon klüger an. Er ist sich darüber klar, daß das Kennzeichen der Revue vor Allem Mannigfaltigkeit und Buntheit sein muß. Also arbeitet er nicht mit einem Maler, sondern mit mehreren; also stellt er eine Anzahl der verschiedenartigsten Nummern zusammen oder vielmehr neben und über einander: das Ganze soll wirken wie ein Karnevalsbild von Marinetti. Vor Allem hat er ein Gefühl dafür, daß solch eine große Schau international sein muß; und holt sich seine Leute aus den verschiedensten Weltgegenden, aus Rußland, Skandinavien, England, Frankreich und Amerika. Und aus Berlin. Es entsteht auf jeden Fall ein anheimelndes Durcheinander von Sprachen, das dem staunenden Zuschauer den Eindruck (oder die Illusion, ich weiß nicht genau) vermittelt, daß wir in einer Weltstadt leben.

Von seinen Pièecen sind bemerkenswert: die Gesangsübungen der ‚Moskauer Vagabunden', ein feiner Ulk, in dem die Urzeugung des Witzes aus dem Nichts vor sich geht, Heimat: Blauer Vogel; ein zart getönter Kitsch von den Müttern der ganzen Welt, hauptsächlich für Damen sehr wirksam; eine Spielzeugphantasie von Trier, eine angenehm kindliche und sehr lustige Sache; eine pomphafte Kostümschau, welche zu Ehren der Göttin Venus veranstaltet wird. Dazwischen bringt Claire Waldoff das durchaus notwendige berlinische Element, Oscar Sabo hilft ihr dabei, eine Raritätensammlung des Schaubudenbesitzers Bendow ist nett und amüsant, und dann kommt der große Vortrag Bendows über den „Pfadfinder", mit Lichtbildern: die sanft geflötete, sehr witzige Ironisierung aller Vortragsredner. Die Jazz-Band von Fuhs ist dünn und unmusikalisch und mit der Sonora-Band, die man vor kurzem in Berlin hören konnte, gar nicht zu vergleichen.

All dies und noch sehr viel Andres ist kunstlos auf einander geschichtet, ohne Sinn für den Rhythmus eines Theaterabends und auch ohne Sinn für die Nerven der Zuschauer. Man wird einem unablässigen Trommelfeuer von Genüssen ausgesetzt, besonders im ersten Teil; es knattert ununterbrochen; ein Gang folgt dem andern mit unheimlicher Geschwindigkeit — und Alles, Alles ist Dessert! Die ganze Sache ist durchaus nicht bekömmlich, sondern verursacht Kopfschmerzen. Die Gesamtkomposition ist noch nicht gelungen.

*

Also dies sind deine Ausschweifungen, o Theater?! Mit gemischten Gefühlen verläßt der empfindliche und aufmerksame Beobachter den Ort des entfesselten, des wildgewordenen Theaters.

Frank Warschauer

Der Mann auf dem Kabinett

Ich habe sehr schöne Augen, die manchmal sehr grausam wirken können, und meine Stimme hat (wenn ich es will) etwas so dämonenhaft Süßliches, daß es die schönste Frau in meinen Bann treibt." Allmächtiger Gott, was ist hier los —? Nichts. Der Mann auf dem Kabinett hats mit der Lyrik.

In diesem Fall handelt es sich um das ‚Kuriositäten-Kabinett' von Emil Szittya (erschienen im See-Verlag zu Konstanz).

Wenn man aus der großen Literatur einmal verschwinden muß, um die Nebenräume aufzusuchen, so steht da Jener mit dem Handtuch und sagt: „Bitte sehr! Bitte gleich!" Nun wäre es keine schlechte Aufgabe, die Geschichte der neuern europäischen Psychopathen zu schreiben, jener Künstler, Auchkünstler, Nebenkünstler, jener Maler, die nicht malen, aber gut darüber sprechen; jener Schriftsteller, die nicht schriftstellern, aber gut darüber sprechen; jener Volksredner, die nicht volksreden, aber schlecht darüber sprechen... kurz: das Romanische Café, das Café de la Rotonde und so fort. Aber wenn man das macht, dann muß man das amüsant, überlegen, witzig, europäisch machen. Was hat nun Szittya gemacht —?

Er hat schlechten und dummen Klatsch gesammelt. Er hat über die bekannten Leute einen solchen Unfug aufgezeichnet, daß man sehr mißtrauisch an die Schilderung der Unbekannten herangeht. Der Mensch kennt halb Europa, soweit es in den Caféhäusern sitzt, aber begriffen hat er gar nichts. Der Jargon ist der eines entlaufenen Commis. „Wedekind, der von Pike auf Künstler war." „Bei Groß war das Vaterproblem ein Schmerz, der ihn nicht nur zur Psychoanalyse, sondern auch zur Narkotik führte." „Nicht nur in Deutschland, sondern auch in dem schönen Italien künstlern in letzter Zeit die Frauen viel herum."

Die Angaben über die einzelnen Menschen sind, soweit ich es kontrollieren kann, falsch, ungenau und erstaunlich dumm. Der Schriftsteller Paul Cohen-Portheim wird als „der geheimnisvolle Herr Cohen" bezeichnet, und es heißt von ihm: „Cohen ist auch in Paris, Venedig und in London zu Hause. Wie er diese Kontraste zusammenbringt, weiß Niemand." Wie Szittya seine Kontraste zusammenbringt, ist schon klarer ersichtlich. Er trägt über Lenin, Hans Reimann, Zinkenfritz und Paul Scheerbart zusammen, was ihm grade in den engen Sinn kommt: Klatsch, Biographisches, das meistens unzutreffend ist, und seine Ansicht, die meistens krumm und schief ist. Dabei: welch außerordentliches Material! Was hätte man damit anfangen können! Ein guter Buchstoff. Ich habe einmal einen großen Arzt dieser Kreise kennen gelernt, an dessen Hauswänden Bilder aus allen Ländern der Erde hingen: holländische Schiffsoffiziere, deutsche Gelehrte, französische Literaten und amerikanische Dichter... Aber wie der kleine dicke Mann darüber sprach, das ließ einen doch erkennen: daß er nicht wußte, welches Menschenmaterial ihm da durch die Finger gegangen war.

Dieses Kuriositätenkabinett hat nur eine Kuriosität: das ist der Verfasser. Man tritt ins Kabinettchen, wäscht sich, trocknet sich die Hände, der Mann reicht

einem das Handtuch und man fragt: „Was sind Sie denn früher gewesen?" „Ich war das immer", sagt der Mann. Und man reicht ihm einen Groschen, grüßt beim Hinausgehen und sagt: „Na — ist gut. Machen Sie nur brav weiter so!"

Peter Panter

Ohne Gage — um die Ehre

An

Frau N. X.
Mitglied des . . .-Theaters
in Berlin.

10. Dezember 1924.

Sehr geehrte gnädige Frau,

der Verein ehemaliger Angehöriger des 1. Pommerschen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 2 veranstaltet in Anwesenheit seines hohen Ehrenvorsitzenden, Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Eitel Friedrich von Preußen, am Freitag, den 9. Januar 1925, in den Gesamträumen der Ressource zur Unterhaltung, Oranienburger Straße 18, einen Gesellschaftsabend, dessen Ertrag zur Unterstützung in Not geratener Kameraden und deren Hinterbliebenen dienen soll.

Der unterzeichnete Festausschuß bittet Sie, auch Ihre Kraft in den Dienst dieser guten Sache zu stellen und in dem bunten Teil des Abends mit einigen Darbietungen Ihrer Kunst mitzuwirken. Im Interesse der Künstler ist geplant, ab 11 Uhr eine Nachtvorstellung zu geben. Die Künstler werden in einer Pause Seiner Königlichen Hoheit vorgestellt, der ihnen den Dank des Vereins aussprechen wird.

Seien Sie nochmals recht herzlichst gebeten und lassen Sie uns keine Fehlbitte getan haben!

Mit ausgezeichneter Hochachtung

. . . .
Oberleutnant a. D.
. . . .
Oberleutnant a. D.

Feststellungen

Das Paradox ist die Wahrheit mit einem Tropfen Selterswasser.

•

Und wie wurden Sie Schriftsteller?

Wie man Kokotte wird. Erst tut mans zum eignen Vergnügen, dann findet man Jemand, der einen für die Mühe entschädigt, und so fährt man fort, gegen Bezahlung.

•

Ein Gerichtshof ist ein Kaufladen, was schon daran zu erkennen ist, daß die Ladeninhaberin, mit Namen Justitia, eine Wage in Händen hält.

•

Den Tod fürs Vaterland kann ich verstehen, aber den Totschlag fürs Vaterland nicht.

•

Es gibt also immer noch Offiziere in diesem Land? Es ist erlaubt, daß im Jahr 1922 solchermaßen aufgetakeltes Volk sich auf der Straße zeigt? Welch ein Anachronismus!

•

Der Krieg: ein Gebräu aus Rhetorik und Räubertum.

Pitigrilli

Antworten

Ostpreuße. Neulich hab' ich deine ‚Königsberger Allgemeine Zeitung' das zweitdümmste deutsche Blatt genannt. Darauf hat aus jeder größern deutschen Stadt ein Leser wütend den Anspruch angemeldet, im Bezirk des zweitdümmsten deutschen Blattes angesiedelt zu sein. Der Leipziger läßt nichts auf seine ‚Leipziger Neuesten Nachrichten' kommen, der Breslauer nichts auf seine ‚Schlesische Zeitung', der Oldenburger nichts auf seine ‚Nachrichten für Stadt und Land', der Essener nichts auf seine ‚Rheinisch-Westfälische Zeitung', der Frankfurter nichts auf seine ‚Frankfurter Nachrichten', der Kölner nichts auf seine ‚Kölnische Zeitung', der Schweriner nichts auf seine ‚Mecklenburger Nachrichten', der Münchner nichts auf seine ‚Münchner Neuesten Nachrichten'. Eine Entscheidung? Ach was! Freuen wir uns, daß es bei uns nicht ist wie bei armen Leuten: daß wir über unerschöpfliche Schätze an Dummheit verfügen.

Auslandsdeutscher. „Monsieur le Filou! Diesen Brief richte ich nicht nur an Raymond Poincaré, sondern an alle Franzosen, daher die Anrede. . . . Ich wende mich ausdrücklich an Sie, damit Sie nicht sagen können, daß Niemand etwas für Ihre Bildung getan und Sie Niemand gewarnt hätte. . . Der Deutsche will über sein eignes Wohl hinaus das Wohl der Menschheit. . . . Seit vielen Jahrhunderten lebt Ihre Nation vom Diebstahl. Für Sie gibt es ‚Humanität', ‚Völkerverbrüderung' und ‚ewigen Frieden' nur für die Zwecke des Gimpelfangs; mit Ihrem Dirnenlachen werfen Sie diesen Theaterpomp von sich, wenn Ihre ‚Affen- und Tigernatur' die Gelegenheit zu Raub- und Lustmord erspäht. . . . In meiner politischen Komödie ‚Die hohe Menagerie' sagt der Lord Mephitis (Northcliffe): ‚Ich schreibe: Wir kämpfen nicht gegen das deutsche Volk, sondern gegen die Hohenzollern und den Militarismus — sie drucken es nach! (Mit trockenem satanischen Gelächter): Hohoho, ich kann schreiben, was ich will — sie drucken es nach, die Esel!' . . . Dies Volk der geborenen Schufte besteht aus lauter Poincarés . . . Das französische Volk ist aus dem Verbande der Menschheit gestrichen. Nie wird Frieden die Welt erfüllen, solange diese Ausgeburt des Bösen noch atmen kann. . . Ich glaube felsenfest an die wurzelhafte Feigheit der Franzosen (die eine Schlachtenbravour ihrer Truppen nicht ausschließt). Aber ich glaube noch unendlich viel fester an ihre Habgier, ihren Größenwahn, ihre Arbeitsscheu und ihre eingeborene Lust am Bösen und Gemeinen." Unterschrift: Otto Ernst. Welche auch sonst? Der hat im Welt- und im Ruhrkrieg die schlechte Vorbildung der ältern Volksschullehrerseminare durch die dümmsten und ekelhaftesten Beschimpfungen sämtlicher Nationen dokumentiert — was hätte er sonst auch sollen? Daß aber eine auslandsdeutsche Zeitschrift wie die

‚Neue Zeit' in Chicago solche unwahren Torheiten abdruckt, das beweist, wie sehr ein Teil der deutschen Amerikaner offenbar dem deutschen Export von 1875 gleicht: schlecht und billig.

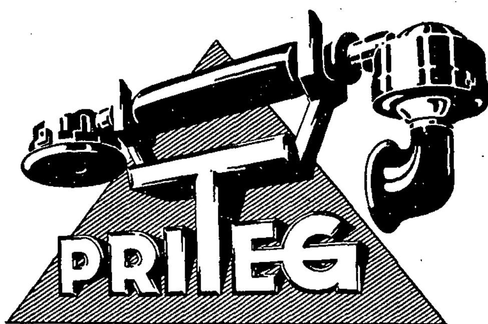
Duisburger. In Nummer 50 hat der düsseldorfer Rechtsanwalt Löwe berichtet, was am Vorabend des Versöhnungsfestes der Synagoge von Duisburg geschehen sein soll. Dazu schreiben Sie mir: „Der ‚Täter', der im Verein mit andern gleichaltrigen Knaben einige der kleinen verbleiten Fenster der Synagoge durch zwei mit einer Schleuder geworfene kleine Steinchen beschädigte, ist 10½ und nicht 18 Jahre alt, ein Kind, kein junger Mann, vorm Abiturienten-Examen. Er ist, ebenso wie seine Spielkameraden, von der Schule verwarnt worden und hat sich, ebenso wie seine Eltern, bei den zuständigen Stellen der Synagogengemeinde in angemessener Form entschuldigt. Die Charakteristik des Vaters ist ebenfalls irreführend. Die angeführte Aeußerung ist zwar in ähnlicher Form — vor 19 Jahren — in einer rein theologischen Disputation gefallen, fixierte aber selbst nach Ansicht des damaligen Gegners nur den orthodoxen Standpunkt des Pastors und ließ keinerlei Schlüsse auf einen etwa vorhandenen Antisemitismus zu. Ich selbst bin Dissident jüdischer Abstammung, bin aber der Ansicht, daß der Kampf gegen den Antisemitismus nur mit Argumenten geführt werden darf, die hieb- und stichfest sind, und nicht mit tendenziöser Entstellung an sich bedauerlicher Begebenheiten." Selbstverständlich. Weshalb ich freiwillig und gern berichtige.

Alfred Benda. Sie schreiben mir: „Manchmal steht in der ‚Weltbühne', an welchen pariser Kiosken sie zu haben ist. Das ist richtig. Ich habe mich in Paris davon überzeugen können, daß es an einer verhältnismäßig großen Anzahl von Kiosken die verschiedensten deutschen Zeitschriften und Zeitungen gibt — obgleich die meisten deutschen Blätter zur Zeit doch wohl viel Gehässigkeiten gegen Frankreich bringen, zu all den übeln Bildern von Paraden, Fahnenweihen und anderm Nibelungenzauber hinzu. Und diese Blätter sind ungemein billig. Nun betrachten Sie mal die Gegenpartei. Wie schwer hält es in Berlin, französische Zeitungen und Zeitschriften zu bekommen! Und wenn man durch Zufall bei irgendeinem Händler ganz versteckt ‚L'Illustration' oder ‚Le Matin' findet, dann nur zu Wucherpreisen. ‚L'Illustration' kostet 3 francs, ist aber in Deutschland nirgends unter 2,50 Mark zu haben. Wie willkürlich diese Preisfestsetzung erfolgt, ersehen Sie daraus, daß ‚La Vie Parisienne' 2 Mark kosten soll, obgleich es nur 1,50 francs ausgezeichnet ist. Ich habe vor Wochen die Direktion der ‚Illustration' auf diesen Uebelstand aufmerksam gemacht, die keine Ahnung von dieser Wucherei oder Nepperei hatte und Alles versuchte, um den groben Unfug abzustellen. Leider ohne Erfolg. Der deutsche Kaufmann tut es nun einmal nicht mehr ohne Wucher und Nepp und lehnt den Verkauf

französischer Zeitungen und Zeitschriften ab, wenn er nicht ein paar tausend Prozent verdienen kann." Es wird noch geraume Zeit vergehen, bis die dauernde Stagnation und heilsame Konkurse dem deutschen Kaufmann Vernunft beibringen und ihn zwingen werden, sich nach fünf Jahren der unfreiwilligen und fünf Jahren der freiwilligen Korruption wieder organisch in die Weltwirtschaft zu fügen. Vorläufig sind alle Wucherer noch obenauf, weil sie mit dem Erfolg der Auslandsanleihen rechnen. Wenns den Bürgerblock ihrer Sehnsucht gibt, werden sie sich nicht schlecht verrechnet haben.

Ehemaliger Soldat. Sie lesen zufällig in einem alten Zeitungsbericht über eine Reichstagssitzung vom 3. November 1916 folgende Stelle aus einer Rede des damaligen Kriegsministers v. Stein: „In letzter Zeit wurden mir mehrfach Briefe und Tagebücher gefallener Engländer vorgelegt. Es finden sich in ihnen viele Klagen, besonders in den Briefen solcher Engländer, die eine höhere Bildung genossen hatten. Sie schrieben, daß der Zwang, der ihnen auferlegt wurde, und die Beeinträchtigung der Selbstbestimmung ihrer Person ganz unerträglich seien. Weiter betonen sie, was für uns deutsche Soldaten ganz unverständlich ist, es sei eine ungeheure Last, mit dem ungebildeten Pöbel zusammenleben zu müssen." Sie fragen nun, ob Herr v. Stein im Viehwagen gefahren ist, aus der Feldküche gegessen, im Mannschaftsunterstand geschlafen hat? Sie fragen, ob seine Standesgenossen das getan haben? Sie fragen . . . Aber ein Narr wartet auf Antwort.

Bayer. Sie glauben, daß Einer Steuer nur in dem Lande zu zahlen braucht, wo er wohnt oder wenigstens wohnen darf. Das mag überall auf der Welt gelten, gilt aber nicht für die wilde Völkerschaft, der Sie angehören. Ernst Toller ist widerrechtlich Ihres Landes verwiesen. Davon fühlt das Finanzamt Rain am Lech sich keineswegs gehindert, sowohl Umsatz- wie Einkommensteuervorauszahlung und die Landeskulturumlage von ihm zu fordern. Diese sogar mit einem Zuschlag von hundert Prozent. Den wird man ja auch nicht zu hoch finden für ein Land, das es in der Kultur, seine bessern Mitbürger umzulegen, so weit gebracht hat wie Ihres.



Verantwortlicher Redakteur Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich f. d. Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin W35 Nlldf. 792. Blumeshof 1. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Brief an den Reichspräsidenten

von Hanns-Erich Kaminski

Herr Präsident,

wenn ich mich in dieser persönlichen Form an Sie wende, so ist das nicht ein journalistischer Trick, um Ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Aber ein Artikel ruft stets den Eindruck hervor, als stünde eine Kollektivität dahinter, und um zu Ihnen, dem höchsten Vertreter unsres Landes, so zu sprechen, bedarf es schon einer ganz besondern Legitimierung. Ich habe eine solche Legitimierung. Ich habe nicht das Recht, zu Ihnen im Namen einer Gruppe, einer Partei, gar des deutschen Volkes zu sprechen. Ich spreche zu Ihnen, indem ich allein von dem Recht des freien Bürgers Gebrauch mache, meine Meinung zu sagen.

Ich habe ein sehr lebhaftes Gefühl für das Gewicht und die Verantwortlichkeit Ihrer Stellung, Herr Präsident. Ich weiß wohl, daß Ihre Würde die Würde unsres Landes, Ihre Autorität die Autorität der Republik, ihrer Einrichtungen und Gesetze ist. Nur die Besorgnis um diese Würde, die Autorität veranlaßt mich, Ihnen zu schreiben.

Es handelt sich um den Prozeß von Magdeburg.

Sie haben diesen Prozeß angestrengt, um den Nachweis zu liefern, daß Sie an dem Munitionsarbeiterstreik von 1918 keine Schuld tragen. Nach meiner Kenntnis der Dinge und dem Gang des Prozesses ist das wahr.

Etwas Andres ist es jedoch, ob Sie ein Recht, geschweige denn einen Ruhmestitel aus dieser Schuldlosigkeit ziehen dürfen.

Der Munitionsarbeiterstreik von 1918, Herr Präsident, Sie wissen es ebenso gut wie ich, war die erste Zuckung der Revolution, die Sie auf Ihren Platz gebracht hat. Das Volk, das damals einen Frieden ohne Annexionen und Kontributionen forderte, ist dasselbe Volk, auf dessen Schultern Sie emporgestiegen sind. Die Männer und Frauen, die damals ihre Freiheit und ihr Leben wagten, sind dieselben Männer und Frauen, die die Republik geschaffen haben und bereit sind, sie zu verteidigen. Vielleicht gegen dieselben Richter, bei denen Sie, Herr Präsident, ein Recht suchen, das Ihnen Ihren hohen Rechtstitel nimmt.

Die Frage stellt sich klar: Verurteilen Sie heute noch den Munitionsarbeiterstreik? Verurteilen Sie dann auch die Revolution? Verurteilen Sie Ihre eigne Stellung?

Dann wäre die Verurteilung ein bißchen spät. Sie wäre im November 1918 am Platze gewesen. Damals jedoch, als es Alldeutsche nur noch in Schweden gab, empfingen Sie unter einem Wald von roten Fahnen die Söhne und Brüder des revolutionären Volkes. Damals waren Sie bewegt von der Größe des Augenblicks. Es war sehr viel Stolz in Ihrer Stimme, als Sie den Soldaten, die gekämpft und gelitten hatten, verkündeten, daß nun das Volk selbst sein Schicksal in die Hand genommen habe. Es war die ganze ungemachte Feierlichkeit eines erhabenen Schauspiels, als Sie, der Volksbeauftragte, die heimkehrenden Männer zur Mitarbeit am Volksstaate aufforderten. Auf derselben Stelle, wo bis dahin die Oberbürgermeister von Berlin gebeugten Rückens den Kaiser erwartet hatten.

Schämen Sie sich heute dieser Feierlichkeit, dieses Stolzes, dieser Bewegung, Herr Präsident?

Ich glaube es nicht. Ich weiß, daß Sie kein „Vernunftrepublikaner" sind, der in Ermanglung eines Bessern auf dem Boden der, nein, nicht gegebenen, sondern genommenen Tatsachen steht.

Wozu dann aber dieser Prozeß?

Glauben Sie, damit vielleicht Ihre Gegner zu überzeugen, die von dem Dolchstich in den Rücken reden, weil sie sich ängstlich hüteten, dem Volke die Brust zuzukehren? Aber sollte Ihnen wirklich entgangen sein, daß Sie, Antilegitimist aus dem Zwang Ihrer Stellung und Ihrer Vergangenheit, bei den Legitimisten aus Instinkt und Überzeugung nur auf Haß und sogar Hohn stoßen?

Oder wünschen Sie vielleicht Eindruck auf das Ausland zu machen? Seien Sie versichert, daß, mit Ausnahme von ein paar spanischen Generalen und ungarischen Großgrundbesitzern, Erinnerungen an das alte Deutschland bei Niemand Sympathien wecken. Sympathien kann nur ein freies Deutschland durch eine unzweideutige Politik der Ehrlichkeit, des guten Willens und des Fortschritts wecken.

Nein, Herr Präsident, Sie werden durch diesen Prozeß Niemand überzeugen. Bei Gegnern und Zuschauern werden Sie nur Unglauben und Spott hervorrufen; und auf die paar Halben, die immer mit der Macht gehen und nun vielleicht finden werden, daß Sie ja „gar nicht so schlimm" sind — auf diese Knochenlosen kommt es wahrhaftig nicht an.

Wo Sie dagegen Eindruck machen werden, das ist dort, wo das Herz der Republik am heißesten schlägt: bei

den Männern und Frauen, die die Revolution nicht nur erlebt, sondern gelebt haben; bei jenem Teil unsres Volkes, der trotz aller Enttäuschungen nicht aufhört, in der Republik, dem Kinde der Revolution, die Grundlagen für ein edles Wachstum zu sehen; bei Jenen, die immer bereit sind, diesen Staat, den sie geschaffen haben, mit ihrem Herzblut zu verteidigen. Diesen Staat, diese Republik, deren höchster Repräsentant Sie sind, Herr Präsident.

Ich verrate Ihnen vermutlich kein Geheimnis, wenn ich Sie darauf hinweise, daß man Ihnen in diesem Teil unsres Volkes Vieles vorwirft. Wir, die uns nicht schämen, sondern stolz darauf sind, daß Sie einmal Sattler waren, hätten Sie gern gelegentlich in unsrer Mitte gesehen, obgleich wir Sie nicht so gut aufnehmen können wie die Industriellen, die Reeder, die Großkaufleute, unter denen Sie zu erscheinen pflegen. Wir hätten gerne einmal eine spontane Geste gesehen, die uns bewiese, daß Sie uns nicht ganz vergessen haben. Wir hätten gerne in Ihren ein bißchen nationalliberalen Kundgebungen manchmal eine Wendung, ein Wort gesehen, mit dem Sie sich zu dem bekannten, was Sie waren und im Innern Ihres Herzens wahrscheinlich noch sind.

Aber ich weiß gut genug, daß ein neues Amt neue Horizonte und neue Bedürfnisse mit sich bringt. Ich kenne die Schwierigkeiten Ihrer Stellung, und Sie können aus der Form dieses Briefes erkennen, welchen Wert ich darauf lege, Ihre Autorität nicht anzutasten.

Hier geht es jedoch nicht um eine persönliche Frage. Es geht um eine prinzipielle, eine nationale Angelegenheit.

Ihre staatsmännische Weisheit, Ihre politische Erfahrung wird Ihnen sagen — besser, als ich es zu tun vermag —, daß kein Staat stärker ist, als er selbst sein will; und daß es für einen Staat das höchste Zeichen von Schwäche ist, seinen Ursprung zu verleugnen. Nun wohl: der Ursprung der deutschen Republik ist die November-Revolution, von der auch der Munitionsarbeiterstreik nur ein Teil war. Dieser Munitionsarbeiterstreik, mit dem Sie durchaus nichts zu tun haben wollen.

Unsre Geschichte ist arm an großen Augenblicken. Unser Volk hat nur wenig Erlebnisse, wo es selbst gehandelt hat. Aber diese wenigen Male, wo das Volk, das sonst notwendigerweise mit seinen privaten Geschäften, Sorgen, Vergnügungen zu tun hat, selbst auf die Szene trat, diese wenigen Höhepunkte, wo Alle von einer groß-

artigen Leidenschaft für das Allgemeine ergriffen waren, — sie sind das kostbarste Gut, die edelste Tradition unsrer Nation. Die Revolution ist aus dem Zusammenbruch der kaiserlichen Kriegführung entstanden. Aber über dem Zusammenbruch erhob sich doch etwas Neues: eine gewaltige Sehnsucht, ein erhabener Wille zu einem neuen Ethos, einer bessern Zivilisation, einer reinern Menschheit. Diese Sehnsucht, dieser Wille waren damals in uns Allen lebendig. In Ihnen, Herr Präsident ebenso wie in mir, und ein kleines bißchen sogar in den Redaktionen der ‚Deutschen Tageszeitung' und der ‚Kreuzzeitung'.

Hören Sie, Herr Präsident, auf die beschwörende Stimme eines ehrlichen Republikaners: Zerstören Sie nicht diese schönste Erinnerung unsres Volkes! Bringen Sie die Nation nicht um Ihr größtes Erlebnis! Rauben Sie uns nicht die größte Stunde unsrer Geschichte!

Genehmigen Sie, Herr Präsident, den Ausdruck meiner respektvollen Hochachtung.

Die bulgarischen Wirren von Alexander Szanto

Von Zeit zu Zeit wird die Aufmerksamkeit Europas durch Nachrichten aus Bulgarien alarmiert, die von beabsichtigten Putschen und ausgeführten Morden, von blutigen Umsturzversuchen und noch blutigern Repressalien sprechen. Ein Überblick über die Zusammenhänge und den wahren Charakter dieser Unruhen läßt sich umso schwerer erlangen, als die Berichte nicht nur Ungenauigkeiten aufweisen, die in der Art der journalistischen Berichterstattung ihre Ursachen haben, sondern auch gewollte Unklarheiten und direkte Fälschungen, die von den interessierten politischen Kreisen herrühren. Deshalb ist erst jetzt möglich, eine zusammenfassende Darstellung der Ereignisse zu geben, die sich während des September in Mazedonien abgespielt und das ganze bulgarische Staatsgefüge schwer erschüttert haben. So wie alle Volksbewegungen, die auf mazedonischem Boden ihren Ursprung haben, ist auch diese Tragödie in blutigsten Formen vor sich gegangen. Ihre besondere Bedeutung liegt darin, daß dieses Mal internationale Einflüsse und parteipolitische Bestrebungen zusammengewirkt haben zu dem Versuch eines Sturzes der bulgarischen Regierung und gleichzeitig einer gewaltsamen Lösung des mazedonischen Problems.

Seit dem gewaltsamen Ende des Bauerndiktators Stambolijski im Sommer 1923 hatten sich die beiden größten Parteien des Landes: die Bauernpartei und die Kommunisten zu gemeinsamer Opposition gegen das neue Regime Zankoff zusammengefunden. Ob die Behauptung der bulgarischen Regierung wahr ist, daß dabei die Führer der Bauern in völlige materielle und ideelle Abhängigkeit von Moskau geraten seien, mag da-

hingestellt bleiben. Jedenfalls arbeiteten Stambolijskis Nachfolger und die Sowjetleute gemeinsam in der Emigration, kämpften Seite an Seite in blutigen Aufständen gegen Sofia und wurden gemeinsam unterdrückt. Ein Erfolg war ihren Bemühungen zunächst versagt. Zankoff blieb trotz größter Schwierigkeiten Herr der Lage.

Als nach einem Jahr ergebnisloser Kämpfe die Umsturzbestrebungen eine zu geringe Aussicht auf Erfolg boten, solange sie auf innerbulgarisches Gebiet beschränkt blieben, suchten und fanden die Revolutionäre, deren Aktivität trotz der Dezimierung ihrer Reihen durch den Weißen Terror keinen Abbruch erlitten hatte, Verbindung mit den mazedonischen Freischärlern. Die in Wien erscheinende kommunistische Zeitschrift ‚Fédération balcanique', deren Ziel die Revolutionierung des Balkan, vor Allem aber Bulgariens ist, veröffentlichte im August 1924 ein Manifest, das die Mazedonier zum Sturz der gegenrevolutionären Regierung Zankoff und zur Ausrufung der mazedonisch-bulgarischen Sowjet-Republik aufforderte. Unterzeichnet war die Kundgebung von den angesehensten und einflußreichsten Führern der mazedonischen Bewegung, voran Todor Alexandroff, General Protogeroff und Peter Tschauleff. Dieses Manifest mußte der Vorbote großer Umwälzungen sein, wenn es — echt war. Bald stellte sich heraus, daß es nur zum Teil echt war. Alexandroff und Protogeroff erließen ein Gegenmanifest, worin sie ihre Unterschriften für gefälscht erklärten, mit Entschiedenheit gegen die kommunistischen Tendenzen auftraten und ihre Anhänger zur Verfolgung ausschließlich nationaler Ziele aufforderten. Tschauleff aber und mit ihm eine Gruppe von Mazedoniern wie die alten Komitatschi-Häuptlinge Aleko Pascha und Oberst Atanasoff bekannten sich offen zu dem Manifest der ‚Fédération balcanique'. Damit war die Spaltung der mazedonischen Bewegung in einen linken sowjetistischen und einen rechten nationalistischen Flügel Tatsache geworden. Die Auseinandersetzungen in den üblichen balkanischen Formen konnten nicht ausbleiben.

Bei der nun folgenden Aktion arbeiteten die Kommunisten, die Bauernpartei und die unter Führung Tschauleffs stehenden Mazedonier Hand in Hand. Der Plan ging dahin, unter gewaltsamer Beseitigung Alexandroffs einen Aufstand in den mazedonischen Grenzbergen hervorzurufen und dadurch Teile der schwachen bulgarischen Heeresmacht von der Hauptstadt fortzulocken. Am 1. September, dem verabredeten Stichtage, sollten dann gleichzeitig an der Grenze, in Sofia und in Nordbulgarien die Kommunisten, die Bauern und die linken Mazedonier gegen Zankoff losschlagen.

List und Gewalt waren die Mittel, die von beiden Seiten angewandt wurden. Alexandroff und Protogeroff wurden von Aleko Pascha und Atanasoff in einen Hinterhalt gelockt und durch Schüsse niedergestreckt. Die Täter flüchteten, ohne sich um ihre Opfer weiter zu kümmern. Das wurde ihnen und ihrem Plan zum Verderben. Denn nur Alexandroff war getötet wor-

den; Protogeroff hatte sich gleich nach dem ersten Schuß zum Schein tot gestellt, hatte die Gegner erkannt und durchschaute ihre Absichten. Bevor diese zur Durchführung gelangen konnten, traf er seine Gegenmaßregeln. Zwei Tage vor dem beabsichtigten Putsch der linken Mazedonier berief er im Walde von Philippopel eine Versammlung aller Mazedonierführer ein, in der nach seiner Ankündigung über die Entwicklung der mazedonischen Bewegung nach dem Tode des Hauptführers beraten werden sollte. Um die gegnerische Partei ganz in Sicherheit zu wiegen, gab er zu erkennen, daß die bisher nationalistische Richtung nicht abgeneigt sei, nunmehr zu dem kommunistischen Flügel überzutreten. Alexandroffs Mörder waren zwar peinlich überrascht, daß Protogeroff noch unter den Lebenden weilte, erschienen aber doch am Versammlungsort. Es war ihr letzter Gang. Protogeroff hatte den ganzen Wald von mehreren tausend bewaffneten Parteigängern heimlich umzingeln lassen, die auf sein Signal über die in die Falle Gegangenen herstürzten und Alles niedermachten, was sowjetistisch war oder schien.

Von nationalistischer Seite folgte jetzt Schlag auf Schlag. Die Ermordung Alexandroffs, die bis dahin verheimlicht worden war, wurde bekanntgegeben und unter dem immer wirksamen Schlagwort „Rache" setzte eine Terrorwelle in ganz Bulgarien ein, die alle Putschabsichten der Revolutionäre im Keim erstickte. In Sofia und Philippopel, in Plewna und Burgas, in den Städten des Nordens und in den Dörfern der Gebirge tauchten Exekutionskommandos der nationalistischen Mazedonier auf und veranstalteten Hetzjagden auf die Kommunisten und die Stambolijski-Leute. Die geheimen Munitionslager der Revolutionäre wurden aufgestöbert, viele Bauern, Bürger und Arbeiter verhaftet oder auf der Stelle erschlagen. Die Regierungsorgane und das reguläre Militär nahmen an den Verfolgungen teil.

So endete die neue Aufstandsbewegung mit einem völligen Siege des Regimes Zankoff und der ihm ergebenen mazedonischen Nationalisten. Die Kommunistische Partei ist in die Illegalität zurückgeworfen, die Bauernpartei völlig ohnmächtig, die sowjetistische Richtung in Mazedonien vernichtet. Trotzdem lebt der Kampf bereits wieder auf — vorläufig in Form von Bandenstreifzügen und unterirdischer Agitation. Man darf nicht außer Acht lassen, daß trotz der grotesken und für uns ungewohnten Formen, in denen sich „dort unten" die Auseinandersetzungen abspielen, die Triebfedern der Politik die gleichen sind wie in jenen Ländern, wo man mit Druckerschwärze und Stimmzettel kämpft. Soziale und nationale Konflikte sind es, die auf dem Balkan ebenso wie anderswo die geschichtliche Entwicklung bestimmen. Und da der Regierung Zankoff trotz scheinbarer innerer Konsolidierung nicht gelungen ist und nicht gelingen kann, diese Konflikte in ihrem Lande zu beseitigen oder auch nur zu mildern, so bleibt der Bürgerkrieg in Bulgarien latent.

Peter Klöckner von Felix Pinner (Frank Faßland)

Vor dem Kriege gehörte Peter Klöckner nicht zu den ganz großen Montan-Gewaltigen im Westen. Mit Krupp, Thyssen und Stinnes, auch mit den Beherrschern von Phönix, Rheinstahl und Gelsenkirchen konnte er sich, was Montan-Besitz und Einfluß in den großen Verbänden anbelangt, nicht vergleichen. Seine industrielle Betätigung als Eisenerzeuger stammt erst aus dem Ende der neunziger Jahre. Vorher war er nur Eisenhändler gewesen; aber während sonst in der schweren Industrie die Entwicklung gewöhnlich dahin gegangen war, daß die großen produzierenden Eisen- und Kohlenkonzerne sich zur bessern Bearbeitung der Absatzmärkte Handelsfirmen angegliedert oder sonstwie untertan gemacht hatten, war Klöckner damals als Einziger oder doch als Einer von ganz Wenigen den umgekehrten Weg gegangen. Er begab sich nicht in Abhängigkeit von einem großen Produktionskonzern, sondern er suchte seine Position im Eisenhandel — die ursprünglich nicht zu den ältesten und stärksten gehört hatte — dadurch zu festigen, daß er den ausschlaggebenden Einfluß bei Eisenwerken erwarb und sich damit einen Produktionshintergrund für seinen Handel schuf. In jener großen Zeit der Besitzseßhaftigkeit, wo die alten privilegierten, schon vorher dagewesenen Konzerne die industrielle Welt fast völlig unter sich aufgeteilt hatten, wo neue Montan-Macht nur schwer Boden fassen konnte und sich in harter Konkurrenz mit den Privilegierten durchsetzen mußte, war das etwas Besonderes, ganz und gar Regelwidriges. An schnelle Beutezüge reichgewordener Händler in die Hochburgen der Industrie, an überraschende Paketaufkäufe — wie sie später in der Geldentwertungszeit Eisenhändlern wie Otto Wolff und Albert Ottenheimer in Köln, J. Adler junior in Frankfurt und Andern in so verblüffender Weise glückten — war damals nicht zu denken. Der Händler, der damals nach industriellem Eisenbesitz strebte, mußte klein anfangen und sich mit großer Geduld und Zähigkeit Schritt für Schritt vorarbeiten. Das hat Peter Klöckner zielbewußt und mit geschickter Ausnutzung der Konjunkturen getan.

Die erste Montan-Position, die er eroberte, war das Hasper Eisen- und Stahlwerk, ein mittelgroßes Eisenwerk, das er nach dem Vorbild von Thyssen und Phönix zum gemischten Betriebe ausbaute. Man steuerte damals — um die Jahrhundertwende — in die Aera der gemischten Montan-Konzerne hinein, die reinen Roheisen- und Walzwerke wurden dutzendweise von den großen Trusts aufgefressen, und die vertikale Konzentration feierte ihre ersten Triumphe. Klöckner kopierte, wie so viele von den Großen und Kleinen, Thyssen, den Schöpfer des Vertikaltyps. Klöckner gehörte vorerst zu den kleinern Kopisten, und sein Hasper Eisen- und Stahlwerk, das Hochöfen, ein Thomasstahlwerk und ein paar mittlere Walzwerke zusammenfaßte, war zunächst nur ein gemisch-

ter Betrieb in Duodezformat, der auch durch die Beteiligung an einem in Französisch-Lothringen gelegenen Erzbergwerk Jarny nicht viel imposanter wurde. Klöckner aber besaß Unternehmungsgeist und Ehrgeiz, nicht jenen intensiven innern, möglichst geräuschlos und unterirdisch arbeitenden Furor, mit dem der alte listige Thyssen seine Fuchsgänge nach allen Richtungen vortrieb, um erst dann an der Oberfläche zu erscheinen, wenn schon Alles völlig reif und fertig geworden war. Klöckners betriebsamer Ehrgeiz drängte stark nach außen, er wollte nicht nur sein, sondern vor Allem gelten, und er wollte auch schon gelten, als das Sein noch manches zu wünschen übrig ließ. Wenn seine Montan-Macht vorerst auch nur klein war, so hielt er doch die schwungvollsten, die wirksamsten Generalversammlungsreden, und er war stolz und glücklich, wenn die Zeitungen alljährlich seine in der Hauptversammlung des Hasper Eisen- und Stahlwerks zum Besten gegebenen Auslassungen über die Lage und Aussichten der Montan-Konjunktur mit fetten Überschriften veröffentlichten. Beukenberg vom Phönix gehörte ebenfalls zu den traditionellen Generalversammlungsrednern, aber er, der im Gegensatz zu dem eitlern Klöckner niemals eine eigne industrielle Hausmacht gründen, sondern, wie Kirdorf, Haßlacher von Rheinstahl und Andre, nur Generaldirektor sein und bleiben wollte, ging dabei nüchterner und gewissermaßen schmuckloser zu Werke.

Freilich: Klöckner war keineswegs nur ein Schönredner, der den Satz befolgte: Klappern gehört zum Handwerk. Er betrieb sein Handwerk auch mit Talent und Klugheit. Die großen „Schweiger" unter den Montan-Industriellen, die manchmal vielleicht im Stillen über das „Sich-in-Szene-Setzen", die wirkungsvolle Rednerpose des „Konjunkturpropheten" gelächelt haben mögen, mußten bald erkennen, daß es verschiedene Wege des Emporkommens gab, und daß dem Industriekünstler Klöckner nicht nur die Gabe des Redens, sondern auch die des Bildens gegeben war. Nach einiger Zeit gelang es Peter Klöckner, an die Spitze des Lothringer Hüttenvereins Aumetz-Friede zu kommen. Dies war ein lothringisch-belgischer Hüttenkonzern, der aus den Werken Aumetz-Friede, Hauts-Fourneaus Lorrains de la Paix und den Fentscher Hüttenwerken in Kneuttingen gebildet worden war, aber zuerst mit Kinderkrankheiten zu kämpfen hatte und sich durch ein paar Sanierungen durchfressen mußte. Auch eine schwache Kohlenzeche, „General" bei Bochum, besaß das Unternehmen. Klöckner kaufte ziemlich billig einen ansehnlichen Aktienblock zusammen, brachte die Sache in Schwung und organisierte auch diesen Konzern wieder nach dem System Thyssen. Das war so ungefähr in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts. Im Jahre 1910 war die Gesellschaft so weit, daß sie sich neben ihrem stattlichen Erzgrubenbesitz eine „anständige" Kohlenzeche: „Victor bei Rauxel" beilegen konnte, und nun war das gemischte Werk komplett, Peter Klöckner ein wirklicher Montan-König geworden. Immerhin hatte er zwanzig Jahre gebraucht, um den Weg

vom Angestellten der alten Eisenfirma Spaeter & Co. in die vordere Linie der westlichen Montan-Industrie zurückzulegen. Aus mehr als bescheidenen Anfängen. Sein Vater hatte eine kleine Schiffsbauwerkstatt bei Coblenz betrieben, die insbesondere Moselfähren, die sogenannten „Ponten", herstellte. Peter, der Sohn, war bei der Eisenhandlung Carl Spaeter in Coblenz als Lehrling eingetreten. Ende der achtziger Jahre war der kaum Dreißigjährige von Spaeter nach Duisburg geschickt worden, um dort als Vertreter der coblenzer Firma für den Ruhrbezirk tätig zu sein. Die duisburger Niederlassung der Firma Spaeter wurde kurz darauf in eine besondere Firma umgewandelt, und deren Teilhaber wurde Klöckner. Diese Rolle des Juniorpartners genügte aber seinem Ehrgeiz nicht. Er schied aus, machte sich selbständig und gründete in Duisburg eine eigne Handelsfirma, die bald „die" führende duisburger Firma wurde. Das Haus Spaeter hat er weit hinter sich gelassen, wenngleich auch dieses sich in dem Konzern der Rombacher Hüttenwerke eine industrielle Hausmacht schaffen konnte.

Während des Krieges gehörte Peter Klöckner zu den Schwerindustriellen, die noch bis zuletzt die Einverleibung des Erzbeckens von Briey in das Deutsche Reich forderten und in aller Öffentlichkeit für diese Forderung eintraten. In einer der Generalversammlungen des Hasper Eisen- und Stahlwerks argumentierte er, der ja immer sehr offenherzig war, folgendermaßen: Deutschland hat nur 3 Millionen Tonnen Erzreserven, Frankreich hat 10 Millionen, Deutschland hat die weitaus größere Eisenindustrie und viel mehr Kohle als Frankreich — also ist nur recht und billig, daß Frankreich vermittels einiger harmloser „Grenzberichtigungen" das Erzbecken von Briey und Longwy, das es in Wirklichkeit nicht braucht und auch gar nicht in der richtigen Weise ausnützt, an Deutschland abtritt. Wenn eine solche Abtretung nicht durchgesetzt werden könne, so sei überdies zu befürchten, daß die deutschen Hüttenwerken gehörigen Erzgruben im französisch-lothringischen Minette-Revier für Deutschland verloren seien, denn Frankreich werde nach dem Kriege entweder seine Hand auf diese Gruben legen oder doch ihre Erzlieferungen nach Deutschland verhindern. Das unglückliche Kriegsende — nicht zuletzt eine Folge der von der Schwerindustrie bis über den kritischen Punkt des Feldzuges hinaus propagierten, allen realen Verständigungsmöglichkeiten gegenüber hartnäckig aufrechterhaltenen Annexionstendenzen — hat der deutschen Eisenindustrie nicht das Erzbecken von Briey gebracht, sondern es hat ihr auch die deutsch-lothringische Minette genommen. Peter Klöckner befand sich auf der Seite der Verlierer, ja er war einer der größten von ihnen. Er büßte nicht nur seinen Erzbesitz, sondern den ganzen Lothringischen Bergwerks- und Hüttenverein mitsamt allen Hochöfen und Stahlwerken ein. Nur die Kohlenzechen blieben ihm erhalten. Und nun geschah das Merkwürdige: Die Eisenindustriellen, die vorher behauptet hatten, daß die deut-

sche Eisenindustrie ohne die Erze von Briey zum Absterben bestimmt sei, erklärten plötzlich, Deutschland brauche überhaupt keine französischen Erze, weder die von Briey noch die aus dem frühern Deutsch-Lothringen. Man könne die Erze viel besser und in viel wertvollerer Form aus Schweden und Spanien beziehen, nicht Deutschland hätte ein Lebensinteresse an dem Bezug der französischen Erze, sondern Frankreich an der Erzlieferung nach Deutschland. Wie wäre es aber gekommen, wenn wirklich das Becken von Briey in die Hände der deutschen Schwerindustrie gelangt wäre? Sie hätte mit den neuen Erzreserven ebenso wenig hausgehalten wie mit ihren alten. Sie hätte ebenso gewaltige Hüttenwerke auf die Erze des Briey-Beckens gesetzt, wie sie das in dem expansions- und bauwütigen Jahrzehnt vor dem Kriege in dem Revier um Metz getan hatte. Sie hätte dieselbe Produktionsraserei wie vorher wahrscheinlich in noch verstärktem Maße betrieben und nicht eher geruht, als bis nach der englischen Eisenindustrie auch die amerikanische überflügelt worden wäre. Denn ihr produktives Ideal war der Weltrekord in der Eisenproduktion. Neue Massen von rohen und halbverarbeiteten Eisenfabrikaten wären zu Schleuderpreisen mit dem Ziele des „Produktionsausgleichs" auf den Weltmarkt geworfen worden (während auf dem Inlandsmarkt der Stahlwerksverband die Preise hochhielt). Nach einigen Jahrzehnten hätte es dann wieder geheißen: Unsre Erzreserven sind erschöpft. Wir brauchen neue Becken. Wir müssen weiter „grenzberichtigen".

Es war anders gekommen. Thyssen, Gelsenkirchen und Deutsch-Luxemburg verloren einen großen Teil ihrer Eisenwerke. Peter Klöckner vollends stand nach dem Kriegsende als ziemlich entblätterter Montan-Baum da. Er war keiner von den großen Montan-Königen mehr, und nichts war ihm an Eisenbesitz geblieben als das wenig imposante Hasper Eisen- und Stahlwerk nebst ein paar mittlern Spezialwerken, die zwar noch den Hintergrund für effektvolle Generalversammlungsreden abgeben konnten, aber ein starkes Mitsprechen im Rat der großen Industrie nicht mehr gestatteten. Doch Klöckner war nicht entmutigt: er zeigte jetzt mehr denn je, daß er nicht nur zu reden, sondern auch zu handeln verstand. Während die andern Besitzer im Ausland begründeter deutscher Vermögen, besonders die kleinen und verarmten, jahrelang auf jede Reichsentschädigung warten mußten und zuletzt mitten in der schlimmsten Inflation mit dem Bettelpfennig von zwei oder vier pro Mille abgefunden wurden, erhielt die Schwerindustrie kurze Zeit nach dem Kriegsende, als die Mark immerhin noch einen ansehnlichen Wert hatte, vom Reich eine halbe Milliarde bar auf den Tisch gezahlt, um damit den Wiederaufbau ihrer verlorenen Betriebe zu finanzieren. (Mit dieser „Extrawurst" wurde die Schwerindustrie weit besser gestellt als selbst die deutsche Überseeschiffahrt, die ihre in die Hilfsmarine eingestellten Schiffe zum Teil direkt im Kriegsdienst verloren hatte, und deren Wiederaufbau noch wichtiger war als der der Eisen-

industrie.) Klöckner gehörte zu Denen, die den auf sie entfallenden Teil der Entschädigungssumme am vorteilhaftesten und geschicktesten anlegten. Dieses Entschädigungsgeld verbaute er besonders auf der Kohlenzeche „Victor". Das andre Geld, das ihm der in jener Periode überaus lukrative Eisenhandel einbrachte, verwandte er dazu, um einen neuen großen Konzern zusammenzuschweißen. Er kaufte den Georgs-Marien-Bergwerks- und Hüttenverein, er kaufte vor Allem die große Kohlenzeche „Königsborn", und diese Neuerwerbungen vereinigte er mit dem Hasper Eisen- und Stahlwerk und den Überbleibseln aus dem alten Lothringer Hüttenverein (dem Façoneisenwerk Mannstaedt, der Düsseldorfer Eisen- und Drahtindustrie und der Kohlenzeche Victor bei Rauxel) zu einem neuen großen Gemischt-Konzern, dem er den Namen Klöckner-Werke beilegte, um sich ein Denkmal aere perennius zu errichten. Auf Interessengemeinschaften, lose Verschachtelungen à la Stinnes und Otto Wolff ließ er sich nicht ein. Fest und unzerreißbar vernietete er sein neues Werk zu einem Unternehmen mit strengem und klarem Aufbau. 750 000 Tonnen Rohstahl war seine Erzeugungskapazität, also immerhin die Hälfte der Produktion, die Krupp, Phönix und Thyssen jeder für sich erreichten. An Kohle besaß er 2½ Millionen Tonnen. Kohle und Eisen ergänzten sich in dem neuen Konzern zu voller Harmonie und schlossen einen festen Ring saturierter Wechselwirkung. Deutschland war arm geworden, die deutsche Eisenindustrie um mehr als ein Drittel ihrer Produktion geschwächt. Klöckner war wieder ein großer Montan-König geworden, ein größerer denn je. Daneben beteiligte oder interessierte er sich an einer großen Zahl andrer Industrie- und Bankunternehmungen, die nicht zu seinem eigentlichen Konzern gehörten, so besonders an der Maschinenfabrik Humboldt in Köln, der Maschinenfabrik Deutz, an den Stahlwerken van der Zypen. Vierzehn Aufsichtsräten sitzt er vor, achtzehn andern gehört er als Mitglied an. Aber das sind mehr dekorative Nebenerscheinungen seines montanindustriellen Kerns. Unter den ältern Montan-Führern war er neben Hugo Stinnes in der Zeit nach dem Kriege zweifellos der aktivste. Er verstand die Möglichkeiten der neuen Zeit nach Kräften auszunutzen, ohne doch den Rahmen des eigentlichen Montan-Gebiets und seiner Nachbarbetriebe allzu weit zu verlassen. Beruhte das System Hugo Stinnes auf konzentrativer Phantasie, so strebte Klöckners nach konzentrativer Knappheit. Nicht auf Komplizierung, sondern auf Vereinfachung war er aus.

Ein vorsichtiger Schweiger wie der alte Thyssen freilich war er noch immer nicht geworden. Was ihm am Herzen lag, drängte sich dem 64jährigen noch immer rasch auf die Zunge, und besonders dann, wenn Reden nicht unriskant war, überließen ihm die bedächtigern Herrennaturen Westfalens gern den Vortritt. Sogar Hugo Stinnes, der doch sonst aus seinem Herzen auch keine Mördergrube zu machen pflegte, hielt es manchmal für geraten, den redseligen Duisburger vorzuschicken oder vor-

zulassen. Besonders einmal hielt er sich bescheiden, aber vielleicht doch von hinten her die Fäden lenkend, im zweiten Treffen. Als der passive Widerstand an der Ruhr nach furchtbarem Mißerfolg abgebrochen worden war und die Herren von Kohle und Eisen mit dem General Degoutte in Düsseldorf zum ersten Mal über die Micum-Verträge verhandelten, ereignete es sich, daß aus der Zahl der deutschen Industriellen an den französischen Kommandierenden die „Anregung" gerichtet wurde, daß es doch notwendig sei, die Arbeitszeit der deutschen Berg- und Hüttenarbeiter zu verlängern, damit die von den Franzosen verlangten Leistungen herausgewirtschaftet werden könnten. Und es ereignete sich weiter, daß der französische Kommandierende dem deutschen Industriellen die etwas beschämende Antwort gab, Frankreich müsse ablehnen, sich in innere deutsche Angelegenheiten einzumischen. Zuerst hieß es in der deutschen Presse, daß Hugo Stinnes diese Frage gestellt und diese Antwort erhalten habe; aber der kluge Mülheimer winkte bescheiden ab und erklärte, daß Herrn Peter Klöckner die „Ehre" zuteil geworden sei.

Politisch gehört Klöckner, ebenso wie Thyssen, nicht zu den rechtsstehenden Parteien, sondern als guter Katholik ist er im Zentrum geblieben, wo er freilich mit seinem auch aktiv in der Politik hervorgetretenen, gleichfalls in vielfache Industriebeziehungen verflochtenen Bruder Florian zu dem rechten schwerindustriellen Flügel gehört, der am liebsten den Anschluß an den Bürgerblock durchdrücken würde.

Hat der Zar Serbien gegen Oesterreich aufgehetzt?

von Heinrich Kanner

Enthüllungen der Sowjet-Regierung

Wieder ist ein dunkler Punkt in der Vorgeschichte des Weltkriegs aufgeklärt worden. Ein dunkler Punkt — das will sagen: ein Punkt, der von Dunkelmännern verdunkelt werden konnte, weil er nicht durch besondere Aktenstücke vor jeder Verdunklung oder vielleicht besser gesagt: Verleumdung von vorn herein geschützt war. Er betrifft die Haltung der russischen Regierung gegenüber der serbischen in den Tagen nach dem Ultimatum vom 23. Juli 1914.

Es lagen bisher der Öffentlichkeit keine Dokumente vor, aus denen hervorgegangen wäre, daß die russische Regierung die serbische bei der Abfassung ihrer Antwort auf das oesterreichisch-ungarische Ultimatum beeinflußt hätte. Ein solcher Einfluß brauchte auch nicht stattgefunden haben, nicht in friedlichem, nicht in kriegerischem Sinne; und so durfte eine gerechte Beurteilung aus dem Mangel an irgendwelchen positiven Anhaltspunkten weder in dieser noch in jener Beziehung eine Beeinflussung der serbischen Regierung durch die russische bei der Beantwortung des Ultimatums annehmen.

Anders gingen die Verteidiger des alten Regimes der Mittemächte vor, nämlich ganz nach den Gundsätzen einer überall

nach Unrat schnüffelnden Polizei, die Jeden von vorn herein für einen Verbrecher hält, der nicht den Gegenbeweis erbracht hat. Da nichts Positives in den veröffentlichten Akten darüber zu finden war, supponierten sie ohne weiteres, daß die russische Regierung die serbische in jenem Augenblick durch irgendwelche Zusagen zum Widerstand gegen Oesterreich-Ungarn ermutigt habe — womit wieder der vielgesuchte Beweis für den ursprünglichen Kriegswillen der russischen Regierung erbracht war.

So lesen wir in der neusten, allerdings auch leichtfertigsten Publikation von dieser Seite, in dem zweibändigen Werk des ordentlichen Professors der Geschichte an der Universität Wien Dr. Viktor Bibl — ‚Der Zerfall Oesterreichs', im Rikola-Verlag zu Wien, II. Band, Seite 492 —:

> Der Zar hat seinerzeit dem serbischen Kronprinzen den Wink gegeben, Serbien solle (bei Beantwortung des Ultimatums Oesterreich-Ungarns) nicht nachgeben!

Wenn auch nicht so dezidiert, aber doch im selben Sinn schreibt der Stilist des Ultimatums, der gewesene oesterreichisch-ungarische Gesandte Baron Musulin in seinem gleichfalls kürzlich erschienenen Buche — ‚Das Haus am Ballplatz', Verlag für Kulturpolitik zu München, Seite 240 —:

> Serbien, offenbar gestärkt durch eine inzwischen eingelangte russische Aufforderung, hatte das sogenannte Ultimatum in einer Weise beantwortet, daß . . . .

Aber auch die reichsdeutschen Unschuldskämpfer bedienen sich dieses durch nichts bewiesenen Arguments. So gestattet sich, zum Beispiel, schon Helfferich in seiner 1919 erschienenen ‚Vorgeschichte des Weltkriegs' (Seite 187) einzig mit Berufung auf einen während des Krieges erschienenen Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung die kühne Behauptung:

> Durch spätere Veröffentlichungen wissen wir, daß an demselben 24. Juli der russische Minister des Auswärtigen dem serbischen Gesandten in Petersburg erklärte, daß Rußland in keinem Fall aggressive Handlungen Oesterreich-Ungarns gegen Serbien zulassen werde. Das war eine Ermunterung Serbiens zum Widerstand gegen die oesterreichisch-ungarischen Forderungen, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Gedeckt durch Rußland gab Serbien eine Antwort . .

Selbst ein sonst so gewissenhafter Aktenmensch wie B. W. v. Bülow kann sich — in seiner Schrift aus dem Jahre 1920: ‚Die Grundlinien der diplomatischen Verhandlungen bei Kriegsausbruch', Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin, Seite 41 — nicht der negativen Behauptung enthalten,

> daß Petersburg nicht im Sinne der Mäßigung auf Belgrad eingewirkt hatte,

obzwar er selbst als genauer Kenner der Akten bemerkt, daß der englische Staatssekretär Grey, der russische Botschafter in Wien Schebeko und der französische stellvertretende Ministerpräsident Bienvenu-Martin aktenmäßig „das Gegenteil behaupten"!

Und alle diese Verdächtigungen werden ausgesprochen, von einem Autor dem andern entnommen und weiter verarbeitet, nur weil ein Aktenstück, worin die russische Regierung der serbischen einen Rat für ihr Verhalten nach dem Ultimatum gegeben hätte, in den vielen Aktensammlungen fehlt oder, genauer, bisher gefehlt hat.

Jetzt aber liegt ein solches Aktenstück vor. Das Verdienst, es an die Öffentlichkeit gebracht zu haben, gebührt den Bolschewiken, die, unbeirrt durch alle ihre bisherigen Mißerfolge, aus den Archiven des Zaren-Regimes immer wieder Akten ausgraben, die den Kriegswillen dieses Regimes beweisen sollen. In zweiter Linie gebührt dieses Verdienst den deutschen Unschuldskämpfern, die immer wieder diese russischen Akten mit rührendem Eifer ins Deutsche übersetzen, in der Hoffnung, daß die Welt, durch die Fülle der über sie ausgestreuten Kriegsakten erdrückt, sich schließlich das Zugeständnis der Unschuld des deutschen Kaiser-Regimes abringen lassen werde. Der Herausgeber der eigens diesem edlen Zweck gewidmeten Monatsschrift ‚Die Kriegsschuldfrage', Herr Alfred v. Wegerer, macht jetzt dem deutsch lesenden Publikum in einer vollständigen Übersetzung aus der Archivzeitschrift der Sowjet-Regierung die Tagesaufzeichnungen (das Journal) des ehemaligen russischen Außenministeriums — ‚Der Beginn des Krieges 1914', Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin — aus den Julitagen 1914 bekannt. Naturgemäß — denn die Wahrheit muß schließlich aus allen Akten hervorgehen — beweisen die Unschuldskämpfer mit den neusten Akten, trotz der triumphierenden Gesten, mit denen sie sie vorlegen, genau so wie mit den frühern nur das Gegenteil ihrer Unschuldsthese, und da man dieses Schauspiel des Selbstbetrugs schon öfter beobachtet hat, könnte man über ihre letzte Publikation mit Stillschweigen hinweggehen, wenn sie nicht etwas Neues enthielte: eben die Aufklärung des dunklen Punktes, der der Polizeilogik der Unschuldskämpfer bisher so vortreffliche Dienste geleistet hat.

Im Journal des russischen Außenministeriums vom 24. Juli 1914 wird von einem russischen Ministerrat gesprochen, der über das an diesem Tage bekannt gewordene Ultimatum Oesterreich-Ungarns an Serbien berichtet. Darin werden verschiedene aus frühern Publikationen bereits bekannte Beschlüsse gefaßt und ein noch nicht bekannter, und dieser lautet:

> Serbien zu empfehlen, den Kampf mit der oesterreichungarischen Armee nicht aufzunehmen, sondern die Truppen zurückzuziehen und darauf die Großmächte zu ersuchen, den Streit zu schlichten.

In diesem Sinne instruierte denn auch der russische Minister des Äußern Sassonow den Geschäftsträger in Belgrad. Das an diesen unter dem 24. Juli abgegangene Telegramm lautet kurz und klar:

> Bei der hilflosen Lage der Serben ist es besser, wenn sie keinen Widerstand leisten und sich mit einem Aufruf an die Großmächte wenden.

In demselben Sinne telegraphierte Sassonow nochmals, am nächsten Tage, am 25. Juli, am Tage des Ablaufs der Ultimatumsfrist, an den Geschäftsträger in Belgrad:

> Angesichts der besondern Stellung Englands, dessen Unparteilichkeit in der vorliegenden Frage keinem Zweifel unterliegt, könnte ein Krieg zwischen Oesterreich und Serbien vielleicht noch verhindert werden, wenn die serbische Regierung sich mit der Bitte um Vermittlung an die englische Regierung wenden und die letztere diese Rolle auf sich nehmen würde. Sie könnten hierüber mit Paschitsch sprechen und ihm diesen Gedanken nahelegen.

Noch ein andres hierher gehöriges Dokument enthält die neuste Aktenpublikation der Sowjet-Regierung. Es ist dies die vom 28. Juli 1914 datierte Antwort des Zaren auf das Hilfstelegramm des damaligen Prinzregenten Alexander von Serbien. Dieses für die friedliche Gesinnung des Zaren — grade deswegen, weil es ganz intim nur für den serbischen Regenten bestimmt war — überaus charakteristische Telegramm ist wohl schon seinerzeit im serbischen Blaubuch 1915 veröffentlicht, aber in der deutschen Kriegs-Unschulds-Literatur beharrlich totgeschwiegen worden, weshalb es jetzt aus der Sowjet-Publikation hervorgehoben zu werden verdient. Um seinen Geist zu kennzeichnen, genügt es, Einen Satz daraus abzudrucken. Er lautet:

> Solange noch die geringste Hoffnung vorhanden ist, ein Blutvergießen zu vermeiden, müssen all unsre Anstrengungen auf dieses Ziel gerichtet sein.

An demselben 28. Juli wurde freilich diesen Friedenshoffnungen des Zaren ein jähes Ende durch die oesterreichisch-ungarische Regierung bereitet, die an diesem Tage Serbien den Krieg erklärte und damit alle friedlichen Bestrebungen der andern Mächte illusorisch machte. So sieht die Wahrheit aus.

Aber alle diese neuen aktenmäßigen Gegenbeweise werden Wahrheitsforscher vom Schlage des wiener Universitätshistorikers Bibl ebenso wenig wie die seit 1915 der Öffentlichkeit vorliegenden Akten hindern, auch fernerhin zu behaupten: „Der Zar hatte seinerzeit dem serbischen Kronprinzen den Wink gegeben, Serbien solle nicht nachgeben."

Audacter calumniare, semper aliquid haeret. Aber wenn gar zu arg calumniiert wird, bleibt schließlich an dem Calumniator etwas hängen. Und so wird es wohl hier geschehen.

Stresemanns Frühlingslied von Christian Morgenstern

Es lenzet auch auf unserm Spahn,
o selige Epoche!
Ein Hälmlein will zum Lichte nahn
aus einem Astwurmloche.

Es schaukelt bald im Winde hin
und schaukelt bald drin her.
Mir ist beinah, ich wäre wer,
der ich doch nicht mehr bin . . .

Die neue Frau von M. M. Gehrke

In den letzten beiden Jahren sind in Paris zwei Bücher erschienen, die in Frankreich eine kleine literarische und gesellschaftliche Revolution hervorgerufen haben: es sind die Romane von Magdeleine Marx, die in deutscher Übertragung — durch Stefan Zweig und Friederike Maria Winternitz-Zweig der eine, durch Viktor Henning Pfannkuche der andre Band — vorliegen (‚Weib' und ‚Du', im Rhein-Verlag zu Basel).

Henri Barbusse, der das Erstlingswerk ‚Femme' eines Vorworts für wert befunden hat, erklärt, daß dies Buch Das zum Ausdruck bringe, was bisher niemals vollkommen dargestellt worden ist: die Frau; und daß das Wesen der Frau bisher umso weniger gezeigt worden sei, je mehr man von ihr gesprochen habe. Aber Barbusse verkennt das Eigentlichste der Marx, wenn er betont, daß hier ein Aufschrei sich erhebe „gegen den Irrtum des mütterlichen Instinkts, gegen die Stimme des Blutes, gegen die Ausschließlichkeit in der Liebe"; daß hier eine Frau wisse und eingestehe, „daß der Tod nur die Toten und nicht die Überlebenden töte" — Anspielung auf das Schicksal der Heldin, die durch den Krieg den Gatten und den Geliebten verliert und am Ende entschlossen und froh den unbekannten neuen Gaben ihres Lebens entgegenschreitet.

Eben das ist außerhalb Frankreichs nichts Neues. Angefangen von jener andern Madeleine, Marie, über die Kahlenberg, die Nathusius, vor Allen die Reuter und die Andern, die Theoretikerinnen, hin bis in die letzten Jahre lebt eine Schar schreibender mittel- und nordeuropäischer Frauen, die diese Dogmen längst verkündet und gestaltet haben. Zum Teil geschah es heftig, gereizt, ressentimental, manchmal mit wirklicher Leidenschaft. Man behauptet sein Recht, das menschliche Recht der Frau über Gattentum und Mutterschaft hinaus, das Recht auf eignes Leben neben dem Mann und, wenn es nicht anders geht, gegen den Mann. Kampfbücher waren das, noch in den verkitschtesten Ausläufern. Daneben wuchs eine andre Art von weiblicher Literatur, eine, die die Welt objektiv darzustellen sich mühte, der man den Ursprung aus weiblicher Feder nicht anzumerken brauchte, oft nicht anmerken sollte. Bücher, die mit der nun einmal unabänderlichen Tatsache voll rechneten, daß dieser Stern dauernd sub specie masculina gesehen werden und — sich weiter entwickeln würde, und die sich entweder auf die gleiche Perspektive „einstellten" (Ricarda Huch ist der Gipfel dieser Entwicklung) oder da, wo die naturgemäß weibliche Anschauung beibehalten und andrerseits auf die Kampfstellung verzichtet wurde, eine Art heiterer Ergebung in die gottgewollte männliche Imprägnierung der Weltentwicklung durchscheinen ließen (Selma Lagerlöf).

Keiner dieser Kategorien gehören die Bücher von Magdeleine Marx an. Hier ist, in ganz andrer und radikalerer Weise als etwa bei Karin Michaelis, der Mann einfach ausgeschaltet; es wird, so paradox das klingt, nicht mehr mit ihm gerechnet.

Genau die Umkehrung dessen vollzieht sich, was man seit Jahrhunderten in Kunst und Leben gewöhnt war: überall, in Büchern männlicher Dichter, aber auch in jener Frauenliteratur, blieb der Mann die Hauptsache; die Rolle der Frau, auch als der konkreten Heldin eines Werkes, war indirekt; Instrument der Lust und Qual, Anregerin, Intrigantin, Muse — alles konnte sie sein, aber immer zum Endzweck einer männlichen Handlung oder Entwicklung. Hier nun, bei Magdeleine Marx, geschieht genau das Gleiche, nur daß der Selbstzweck „Frau" heißt, der Mann zum Instrument geworden ist. Dies Alles geht ganz unbewußt vor sich, nie ist von Kampf die Rede, von Rechten, Individualität, Emanzipation. Ganz im Gegenteil: die beiden Heldinnen der Bücher — sie sind einander so gleich, daß man sie zusammensehen und -nehmen muß — die Heldin also von ‚Weib' und ‚Du' ist so ganz und gar Frau, daß sie nur durch den Mann lebt, den Mann nötiger hat als Luft und Wasser, in seiner Abwesenheit oder in der Wellentalzeit zwischen zwei Gefühlen stumpf und sinnlos dahinvegetiert. Diese den Mann ausschaltenden Frauenbücher sind, zweites Paradoxon, von nichts anderm erfüllt als dem Mann und, ebenso stark, dem Männchen. Immer ist er da, er tritt auf, der alte oder der neue, oder er wird erwartet, oder er verläßt sie. Und trotzdem bleibt er im Schatten, ein gleichgültiges Nichts, ein Instrument von Lust und Qual, Anreger, Intrigant, Genius meinethalben, aber doch immer nur Anlaß. Nicht Anlaß zu weiblicher Handlung oder Entwicklung, dergleichen gibt es nicht. Aber Anlaß, sich selbst tausendfach zu spüren, sein Selbst schwingen zu fühlen in ungeahnter Kraft, schöner, größer, besser zu sein, wahrhaft zu leben, erstmalig zu leisten. Die Leistung selbst aber ist schon wieder gleichgültig, automatisches Nebenprodukt des überwältigenden Gefühls. Alles Konkrete, alles Historische ist gleichgültig in den Büchern der Marx — selbstverständlich leben wir im zwanzigsten Jahrhundert, selbstverständlich arbeitet die Frau, verdient sich ihr Leben, ist frei, zu tun, was sie mag, davon spricht man gar nicht mehr groß. In ‚Weib' ist es das junge Mädchen aus gutem Hause, das, an irgendeinem Tag die Schalheit seines Daseins erkennend, die Familie verläßt, in eine Pension zieht, Arbeit sucht und findet — man weiß nicht, wieso und was für eine —, einen Mann trifft, liebt, heiratet — wer ist er, was tut er? das erfährt man nicht —, ein Kind gebiert — wovon ernähren sie es? — ein neues Erlebnis braucht und findet: den Geliebten — bis der Krieg, sinnlos, ihr Alles nimmt. Frauenfreundschaften spielen dazwischen, väterliche Beschützer, Politik, Journalismus. Neue Gestalten treten auf, ohne jede Vorbereitung, verschwinden ohne innern oder äußern Grund. Der Begriff der Handlung, das Gesetz der Form wird ohne Lächeln verachtet.

Man sieht: Kunstwerke sind hier nicht entstanden, Kunstwerke werden, wenn nicht ein Wunder geschieht, niemals von Magdeleine Marx kommen. Ihre Bücher bedeuten keine Erfüllung, nicht einmal ein literarisches Versprechen, sie sind

nichts als Übergang zu einer künftigen Kunstform, zu einer Dichterin vielleicht, die mit dem Rüstzeug dieser erstmaligen „Einstellung" den Weg zu einer amaskulinen Kunst finden wird, zu der Gestaltung dessen, was die junge Französin nur — man kann es nicht anders nennen: vor sich hingeträumt hat.

„Der Mann, den man liebt — merken Sie auf —, ist ganz einfach der Mann, der vorüberkommt, an einem Tag, wo mans nicht mehr aushält, man soll ihn nicht beiseite schieben und soll ihm keine Wichtigkeit beimessen, denn er ist keineswegs wichtig. Er reckt sich auf: man sieht ihn, gebietet seinem Leben Halt, glaubt sein Leben in Fleisch und Bein vor sich zu sehen, man erstickt vor lauter Erstaunen und streckt die Arme aus. Man rührt niemals an etwas andres als an das eigne Bedürfnis, zu lieben, nur daran, an gar nichts sonst." Die grenzenlose Ehrlichkeit solcher Worte, an denen die Bücher der Marx reich sind: das ist ihr großes Verdienst. Die Frauen sollten es ihr danken, und die Männer sollten ein wenig achthaben auf diese ersten Zeichen einer innern Entthronung, die wahrlich gründlicher werden kann, als die Siege der radikalsten Emanzipation sie jemals zu erreichen vermögen.

Gespenster in Wien von Bela Balazs

Es ist nur eine Szene aus dem Kino-Atelier — aber ich habe noch nie etwas Gespenstischeres gesehen. Ich habe gesehen, wie Kleider Menschen gefressen haben, wie Kostüme Seelen vergewaltigt haben. Ich habe gesehen, wie aus den verschlossenen Schränken der Museen Trachten ausgebrochen sind wie Gefangene aus dem Kerker, wie Geister aus dem Grabe. Und sie waren noch nicht ganz erkaltet. Schaudernd fügte sich der lebendige Leib dem toten Gewand und mit dem Leib der Geist. Das dämonische Astralleben einer vergangenen Tracht nahm Besitz von lebendigen Menschen.

Vor einiger Zeit wurde hier in Wien ein Film aus den letzten Abenteuern und Schicksalen des verstorbenen Habsburger Kaisers Karl gemacht. Die erste Hälfte dieses Films spielt noch in der Kriegszeit. Es wurde also Hofpracht benötigt und Hofgesinde und ein ganzes Regiment von Offizieren aller Chargen. Daß die kaiserlichen Gemächer und die Möbel, daß die Uniformen der Lakaien und Leibgardisten alle „echt" waren, das ist heute selbstverständlich. Daß der gewesene Zeremonienmeister des Kaisers für ein anständiges Honorar selbst die Regie der Hofszenen führte und die vornehmen Bewegungen der Vorstadtchoristinnen kontrollierte, daß die gewesene Friseurin der Kaiserin Zita höchst eigenhändig „unsre" Zita frisierte, ist wohl auch nicht überraschend. (Zukunftslose Generationen versuchen, aus ihrer Vergangenheit zu leben, und es ist ihnen nicht zu verargen. Das arme Wien verzinst auf diese Weise das Geld, das es für die Habsburger ausgegeben hat.)

Nun waren aber noch etwa fünfzig Offiziere zu dem Film nötig, und der Oberregisseur bestand darauf, daß sie auch „echt"

sein sollten, weil ein „echter" Offizier sofort am Gesicht und an den Bewegungen zu erkennen sei. Das trifft kein Schauspieler.

In 24 Stunden waren fünfzig ehemals aktive Offiziere zur Stelle, die ihre vor wenigen Jahern abgelegte Uniform unter dem Arm mitbrachten und nun herkamen, um Offiziere zu spielen, um sich selbst zu spielen in einem Film. Da standen sie in dem eisig hellen Lichte des ungeheuern Ateliers, in einen Haufen gedrängt wie eine Herde im Sturm zwischen aufeinandergetürmten Kulissenwänden, Möbeln, Straßen, Säulen, felsigen Höhlen, Kellerräumen, wie zwischen den Ruinen einer zusammengeschossenen, niedergebrannten Stadt. Sie hatten vielleicht oft, vor wenigen Jahren noch, im Kriege in einer ähnlich aufgewühlten Umgebung gestanden. Traurig und stumm wie jetzt. Das Offiziercorps einer geschlagenen Armee.

Anfangs schämten sie sich vor einander. Nicht ihrer Armut schämten sie sich, die sie dazu zwang, Kinoschauspieler zu werden. In jedem andern Stück hätten sie vielleicht lustig mitgespielt. Aber sie schämten sich, Komödie daraus zu machen, was Stolz und Ehre ihres ganzen bisherigen Lebens gewesen. Doch diese peinliche Stimmung war bald verflogen. Die Arbeit interessierte sie. Das fieberhafte Tempo dieses ganz eigenartigen, halb künstlerischen, halb technischen Betriebes riß sie mit sich. Sie haben ihre Uniformen wieder angezogen.

Und von dieser Minute an war das unheimliche Wunder geschehen. Als sie wieder säbelrasselnd, mit Stiefeln und Sporen, mit Sternen auf ihren goldenen Kragen, mit Medaillen an der Brust zwischen den Kulissen herumgingen, sah man einen sonderbaren Massenwahnsinn unter ihnen entstehen. Daß diese teilweise schon ergrauten, ältern Herren, denen wahrscheinlich das Zivilelend den letzten Rest der spielerischen Freude längst geraubt hat, sich jetzt reckten und streckten in der Montur und mit stolzem Lächeln kokett und protzig Korso spielten wie kleine Jungen, die zu Weihnachten Säbel und Tschako geschenkt bekommen haben, das wäre noch verständlich gewesen. Aber in der Garderobe! (Die Schneider waren entsetzt darüber.) Alte und gar nicht unintelligente Herren wetteiferten und zankten sich wegen der Chargen, die ihnen angenäht werden sollten! Sie machten den Schneidern den Hof, sie wollten sie aus ihrem Bettelhonorar bestechen, damit sie mehr Sterne angenäht bekämen. Sie beriefen sich auf ihre Vergangenheit und auf ihre Verdienste und setzten die raffiniertesten Hausprotektionen in Bewegung, um im Range vorwärts zu kommen.

Da hatten sie schon die Wirklichkeit vollends verloren gehabt, wie die Wahnsinnigen. Aber im Atelier oben, nach einer halben Stunde herrschten die Gespenster der alten k. u. k. Armee. In den Pausen, während des Gesprächs, teilten sich schon die einzelnen Gruppen nach Chargen, und der Leutnant stand vor dem General von Schneiders Gnaden im strammen Habtacht, wenn er sich herabließ, ein Feuer von ihm zu erbitten. Der eine „General" beschimpfte einen „Oberleutnant" auf die roheste Weise, weil er ohne Handschuhe beim „Rapport"

erscheinen wollte (eine beabsichtigte kleine Szene im Film), und der eine Statist mit 30 000 Kronen Tageshonorar erduldete die Grobheiten des andern Statisten mit 30 000 Kronen Honorar in Habtacht und Respekt ersterbend.

Die Herren hatten eine große Freude. Sie durften sich so viele Orden anstecken, wie sie wollten. Schon dafür hätten sie gerne mitgespielt, auch wenn sie nicht bezahlt bekommen hätten. Ein Regisseur hieß aus irgendeinem Grunde einen Offizier später seine Orden ablegen. Dieser Herr wollte nicht weiterspielen. Dieser sonst gar nicht einfältige Herr von vierzig Jahren kam mit feuchten Augen zu mir und flehte mich an, seine Orden auch in den folgenden Szenen tragen zu dürfen.

Das war kein Schauspiel mehr. Gespenster gingen um. Als der junge, unbedeutende Schauspieler, der den Kaiser Karl spielte, weil er tatsächlich diesem ganz lächerlich ähnlich sah, im Atelier erschien, da schrie ihm der Regisseur ganz vergeblich die komischsten Schimpfworte nach, er solle nicht aus dem Bilde heraustreten — die gewesenen Offiziere weckte das nicht aus ihrem Traum. Erschüttert standen sie da mit bebenden Lippen vor ihrem „Herrscher", sie, die bis dahin in ihrem Leben vielleicht nie die Gelegenheit gehabt hatten, vor sein Angesicht zu treten, und jetzt den großartigsten Augenblick ihres Lebens erlebten. Dieser Wahnsinn war so deutlich an Allen zu sehen, daß die Regisseure und Arbeiter, die bisher über ihre Kindereien gelacht hatten, jetzt gerührt und ernst wurden.

Es war keine Komödie: es war eine Massenpsychose. Das Kleid, das sie auf ihren Körper zogen, verhüllte ihren Geist. Diese Tracht war noch warm aus dem Grabe hervorgeholt, diese Vergangenheit ist noch zu lebendig. Wer sie nicht haben will, schaue zu, daß feste Schlösser an die Museentore geschlagen werden.

Dokumente bayrischer Justiz

Herausgegeben von Ernst Toller

X.

Niederschönenfeld in Gefahr

Niederschönenfeld, 9. Februar 1922

An die Festungsverwaltung

Ich bitte zu veranlassen, daß mir für meinen Hut, den ich vor dem Verstauben schützen will, einer meiner Kartons ausgehändigt werde.

T.

Niederschönenfeld, 10. Februar 1922

Abgelehnt aus Sicherheitsgründen. Hut kann man auch in Zeitungspapier oder dergleichen einhüllen. Falls er hier nicht benötigt wird, heimsenden.

Hoffmann,
I. Staatsanwalt.

Der Kampf mit dem Fachmann von Arthur Eloesser

Das ist der reizvolle Titel eines neuen Buches von Mechtilde Lichnowsky (erschienen bei Jahoda & Siegel in Wien). Unser Leben, wenigstens das eines Menschen, der sich zu keiner Theorie hat platt schlagen lassen, der sich etwas Kritik, einige Selbständigkeit seiner Natur und damit gar ein wenig Phantasie bewahrt hat, besteht großenteils aus dem Kampf mit dem Fachmann, mit seinen Werken, Einrichtungen und Vorschriften. Habe mit einem Erzieher, mit einem Arzt, mit einem Anwalt, mit einem Staatsmann zu tun: aus einer menschlichen Angelegenheit wird sofort eine pädagogische, eine medizinische, eine juristische, ein politische, und auf eine gescheite Frage bekommst du eine unpassende, eine unmenschliche Antwort, auf jeden Fall eine, durch die dem Laien seine Frage von vorn herein entstellt oder ganz entwunden wird. Der Laie wird immer mißverstanden und verwiesen, wozu er noch ein höfliches Gesicht machen muß. Wem ist es schon gelungen, gegen einen Arzt, dem er sich anvertraut, auch nur seine Fragen richtig anzubringen oder in den Schriftsatz seines Anwalts die richtige Darstellung einer Sache hineinzubringen? Wem würde es je gelingen, sich bei einem Tischgespräch gegen einen Fachmann zu behaupten? Es schickt sich nicht, gegen ihn Recht zu behalten; das wäre Taktlosigkeit, Empörung, Anmaßung. Die menschliche Gesellschaft schätzt den Fachmann, wie ihn der Staat schätzt, der nach einer hübschen Bemerkung der Verfasserin selbst der größte Fachmann ist.

Als kritischer Fachmann muß ich sogleich bemerken, daß Mechtilde Lichnowsky dieses Buch gar nicht geschrieben hat, das sich ebenso gut der Kampf mit der Autorität hätte nennen können. Dieses umfassende Buch, das ungefähr alle großen Lebensfragen von der Geburt bis zum Tode und alle kleinen vom Aufstehen bis zum Zubettegehen eingeschlossen hätte. Ihr lag daran, Laie zu bleiben, einige Bekenntnisse zu plaudern und etwas Unmut und Übermut los zu werden. Da das Buch nicht fachmännisch, nicht schematisch, nicht vollständig werden wollte, mußte es geistreich, mutwillig, vielbedeutend im Kleinen und vor Allem unterhaltsam im unwillkürlichen Spiel der Assoziationen sein. Es mußte das erfahrene, also boshafte Buch werden, das sich Mancher schon vorgenommen hat, um sich für angetane Langeweile, Anmaßung, Pedanterie zu rächen, und das sich eigentlich Über den Umgang mit Menschen hätte nennen müssen. Ein Buch, wie wir es etwa von dem seligen W. Fred oder dem noch unseligen Franz Blei erwarten durften, als unsre Literatur noch so verdammt elegant und mondän war.

Über den Umgang mit Menschen: denn wir sind allesamt Laien und Fachleute zugleich. Die Verfasserin erkennt etwa einen besonders schönen Sommertag mit dem Ausruf an: Ach, der blaue Himmel! Und ihr Begleiter auf dem Spaziergang berichtigt oder verweist sie: Aber der Wind! Was macht ihn zum Fachmann im Meteorologischen? Die in diesem Augenblick unangebrachte

Vollständigkeit der Beobachtung. Der Fachmann fängt immer damit an, daß er durch eine ungemein unzutreffende Methode der Erweiterung oder Verengerung oder Versachlichung den Laien nicht versteht. Eine Dame fragt einen münchner Polizisten: Kann ich mich beim nächsten Polizeiamt melden? Sie will hinzufügen: Oder muß ich zur Polizei? Wird aber durch die barsche Berichtigung verwiesen: Von können ist keine Rede, Sie müssen sich melden. Wenn die Verfasserin diese, namentlich für München sehr harmlose Erfahrung mit ‚Zwei Welten' überschreibt, um sie an der Liebenswürdigkeit eines englischen Polizisten zu messen, so wird das Aperçu, noch dazu fachmännisch, auf ein ganz fremdes Gebiet hinüber gespielt und dadurch entwertet. Ein Fachmann macht viele Fachleute. Der Kritiker fühlt sich also zu der sachlichen Bemerkung genötigt, daß die Dame wiederum in England auf viele Fragen andrer Art keine sinnige Antwort erzielen würde. Wie wir Mechtilde Lichnowsky überhaupt einige Male von der Frage außerordentlich beunruhigt finden, was wohl der Engländer zu diesem oder jenem deutschen Verhalten sagen würde. Fragt ihn doch lieber, warum in England immer Nebel ist, und warum man sich an den englischen Kaminen immer nur die Stiefelsohlen wärmen kann.

Das Büchlein mit seinen berechtigten Einwendungen gegen Erzieher und Ärzte, gegen Schuster und Schneider, gegen Kinderpflegerinnen, Masseusen, Modistinnen, kurz: gegen alle möglichen Tücken der Subjekte hätte so schön mein Buch, unser Buch werden können. Denn es nimmt sich der armen Waisenkinder an, die nicht theoretisch, nicht schematisch, nicht mit allen andern zusammen denken, die noch Bildhaftigkeit, Laune, Schwung, also Naturgehalt ihrer Vorstellungen gerettet haben. Als intelligenter Mensch ärgere ich mich auch mit der Verfasserin gegen die Intelligenz, die mit keinem Temperament gefärbt, von keiner Naturkraft genährt wird, und die in Gesellschaft die entsetzlichste Langeweile verbreitet, besonders wenn eine Frau ihr kaltes Licht leuchten läßt. Mechtilde Lichnowsky hat etwas gegen die alte Einteilung der Menschheit in Männer und Frauen, aber eine so intelligente — pardon — inspirierte Frau kann unmöglich übersehen haben, daß eine nicht aus Instinkt, nicht aus ihrem Geschlecht intelligente Weiblichkeit der geistig besitzlosen an Dummheit fast gleichkommt, ohne ihre Anmut erreichen zu können. Der Mann als Fachmann kann noch respektabel sein, die Frau als Fachmann ist ein Ungeheuer.

Das Büchlein, das an dem Motiv von Fachmann und Laie entlang plaudert, und dem wir wohl schon nachgerühmt haben, daß es auf manchen Seiten recht sinnvoll plaudert, hätte auch Anleitung zum Takt in täglichen Lektionen heißen können. Eines Taktfehlers wird mit Recht der Antiquar beschuldigt, der seinen Kunden mit einem „Sie wünschen?" empfängt; denn es gehört zum Vergnügen des Kaufens, mindestens in einem Antiquitätenladen, daß man nicht weiß, was man wünscht, daß man sich auf Gelegenheit, Überraschung, Bezauberung angenehm ge-

spannt hält. Die Verfasserin beklagt, daß die Menschen fast alle vom starren System sind, daß ihnen die wesentlichen Voraussetzungen des Taktes mangeln, nämlich Gehör, Einfühlung, Anpassung, Nachgiebigkeit, Liebenswürdigkeit. Menschliche Beziehungen fangen so oft mit stumpfen Mißverständnissen an, und die Verfasserin wäre doch so leicht zu verstehen, da sie sich mit ihren Dackeln, ihren Katzen, mit ihrem Hirschkäfer, genannt „Hirschi", und mit anderm Getier auf Grund der gleichen primitiven Einfachheit so unumständlich einigt. Die Verfasserin, die wir wohl besser die Dichterin nennen, bewährt sich als eine Natur, als eine Fromme des Gefühls, trotz allen Diensten des Intellekts also als ein Wesen, das man Ingénue nennen muß. So sammelt sie Persönlichkeitsrechte, um ihren ärgerlich lustigen Kampf, den des Laien mit dem Fachmann, schließlich als den der Persönlichkeit gegen die Theorie, als den der Genialität gegen das Schema, als den der Sinnlebendigkeit, die leider machtlos ist, gegen die Mächte des Stumpfsinns zu rühmen und zu beklagen. Mit allzu großer Resignation übrigens, denn in mancher Begegnung mit Widersinn und Hartsinn beweist sie sich als die Überlegene, die Siegreiche, die Ohrfeigen nicht nur empfangen, sonden — bis zum wörtlichsten Sinn — auch ausgeteilt hat.

Der Triumph des Schriftstellers ist nicht immer der des Lesers, wenigstens wenn er den richtigen Leser will. Alle Großen, die zur Erziehung des Menschengeschlechts beitrugen, sagen wir: Goethe oder Gottfried Keller, Flaubert oder Dostojewski, haben in ihren Bekenntnissen ihr Menschenmaß lieber herab- als heraufgesetzt, haben sich lieber furchtsam als furchtbar gemacht. Sagen wir auch: Gerhart Hauptmann oder Thomas Mann. Die Stärke des Schriftstellers ist sein Beharrungsvermögen, die Beglaubigung des Schriftstellers ist sein Stil. Mechtilde Lichnowsky sagt: Seht, „so" bin ich — oder so bin „ich". Der gute Leser möchte aber seinen Autor gerne entdecken und etwas sehen, was ihm nicht gesagt oder gezeigt worden ist. Der Reiz der Unterhaltung, und dieses Buch will ja unterhalten, besteht doch letztens darin, daß ich mir meinen Partner selbst forme, daß er mir im Innersten einen Indifferenzpunkt übrig läßt. Oder ein Fragezeichen, zum Beispiel: über das sehr interessante Problem, wie sich in der Zusammensetzung eines Menschen der Laie und der Fachmann auseinandersetzen, wie sie sich gegenseitig berichtigen oder beschwichtigen. Denn der Kampf mit dem Fachmann ist auch innerlich, weil wir Alle in einen Dualismus gespannt sind, weil wir gleichzeitig mit den Gedanken der Andern dogmatisch wie mit unsern eignen Instinkten bildhaft denken, weil wir darauf angewiesen sind, unsern greulichen Lügen greuliche Wahrheiten zu sagen. Das Buch mit dem hübschen Titel von Mechtilde Lichnowsky ist ein anregendes Buch, vielleicht auch durch seine Unvollkommenheit; denn es besteht aus einer Reihe von Anekdoten, Erfahrungen, Maximen, zutreffenden und unzutreffenden, die sich aber mehr nach der Schnur Fachmann — Laie auf-

zählen ließen, als daß sie sich rein aus der Assoziation heraus spielten. Das Büchlein, allzu analytisch, beweist mehr, als es plaudert; es hat auf jeder Seite recht, aber es hätte auf vielen liebenswürdiger sein können. Wir werden uns also damit begnügen müssen, den Verstand und den Geist zu schätzen, mit dem eine schöne Natur ihre Natürlichkeit behauptet.

Gebet für die Gefangenen von Theobald Tiger

Herrgott!
Wenn du zufällig Zeit hast, dich zwischen zwei Börsenbaissen
und einer dämlichen Feldschlacht in Marokko auch ein Mal
um die Armen zu kümmern:
Hörst du siebentausend Kommunisten in deutschen Gefängnissen
wimmern?
Kyrie eleison —!

Da sind arme Jungen darunter, die sind so mitgelaufen,
und nun sind sie Richtern in die Finger gefallen —
auf sie ist der Polizeiknüppel niedergesaust,
der da ewiglich hängt über uns Allen . . .
Kyrie eleison —!

Da sind aber auch alte Kerls dabei, die hatten Überzeugung,
Herz und Mut —
das ist aber vor diesen Richtern nicht beliebt,
und das bekam ihnen nicht gut . . .
Kyrie eleison —!

Da haben auch manche geglaubt, eine Republik zu schützen —
aber die hat das gar nicht gewollt.
Herr Ebert hat vor seinen Freunden viel mehr Angst
als vor seinen Feinden — in diesem Sinne: Schwarz-Rot-Gold!
Kyrie eleison —!

Herrgott! Sie sitzen seit Jahren in kleinen Stuben
und sind krank, blaß und ohne Fraun;
sie werden von Herrn Aufseher Maschke schikaniert und angebrüllt,
in den Keller geschickt und mitunter verhaun . . .
Kyrie eleison —!

Manche haben eine Spinne, die ist ihr Freund;
viele sind verzankt, alle verzweifelt und sehnsuchtskrank —
Ein Tag, du Gütiger, ist mitunter tausend Jahre lang!
Kyrie . . .

Vielleicht hast du die Freundlichkeit und guckst einmal
ins Neue Testament?
Bei uns lesen das die Pastoren — aber nur Sonntags —,
in der Woche regieren das Strafgesetzbuch und der Landgerichtspräsident.
. . . eleison —!

Weißt du vielleicht, lieber Gott, warum diese Siebentausend
in deutsche Gefängnisse kamen?
Ich weiß es. Aber ich sags nicht. Du kannst dirs ja denken.
Amen.

1913 zu 14 geschrieben. 1915 in einer Zeitschrift veröffentlicht und für die Bühne verboten. Weswegen? Deutsche werden „gegeißelt"; und das wünschte man damals nicht. Aber Deutsche werden in einem Sinne gegeißelt, der sogar der Militärzensur hätte willkommen sein müssen — freilich einer, die zum Wohle des Landes, nicht zum Schutze der Schwerindustrie bestimmt war. Der Snob Christian Maske hat sein Snobtum früh abgestreift und ist fleißig — was fleißig!: arbeitsfanatisch, werkfiebernd, groß und millionenschwer geworden. Und spricht im biblischen Alter: „Ich mache Bilanz und fühle, von menschlichen Empfindungen mehr als von eignen besessen: möchte es Diesem oder einem Andern gelingen, von Grund auf die Zustände zu erschüttern, die wir geschaffen." Gemeint sind die Zustände vor dem Krieg. Etwas ist faul im Staate Deutschlands: das wollte Carl Sternheim damals sagen. Der Zuschauer, von einem willensstarken Drastiker mit der Faust im Genick gepackt, hätte vielleicht für sein Teil zu der allgemeinen Reinigung beigetragen, die man sich von dem Blutbad versprach. Satiriker bessern durch Züchtigung der Sitten. Hier schien selbst uns Skeptikern ein moralischer Erfolg nicht unmöglich. Hier lag ein Fall vor, wo das Theater wirklich Spiegel und abgekürzte Chronik hätte sein können. Aber dieses Stück hieß ja nicht: Immer feste druff! Also bliebs in dem Kriege, dens an die Bühnenleinwand gemalt hatte, eisern gehemmt, die Sehergabe seines Verfassers zu rühmen. Nun, das war kaum eine Ueberraschung. Bei uns werden Ernst und Wahrheit nur dann erkannt und bewertet, wenn sie pompös, pathetisch und tendenziös einherwuchten — nicht, wenn sie lachen, schillern und unparteiisch sind.

Und das ist Sternheims Fehler und Vorzug: ihm erscheint ein Mensch nicht leicht weniger komisch als der andre. Er weiß, daß auf materialistische Epochen idealistische folgen: aber wie an den Materialisten Licht-, so entdeckt er an den Idealisten Schattenseiten. Ich würde nicht zu entscheiden wagen, wer seinem kalten Herzen ferner steht: der Geschäftsmann Christian Maske, der das Leben errechnet, gleich der Rotte Ludendorffs als Rezept aller Rezepte „Skrupellosigkeit" kündet, aber sich an dem Umfang seiner Unternehmungen wie ein reiner Künstler berauscht; oder der Ideologe Wilhelm Krey, der das Leben erdichtet, phantasievoll Mirabeau und Marat zu einem deutschen Revolutionsmann verschmilzt und diese Rolle für sich erträumt, aber im kritischen Augenblick die Begleitung der reichen Tochter des Todfeindes nicht verschmäht. Heilige deutsche Ideen erheben sich wider den krassen kapitalistischen Geist; aber der Geist des Kapitalismus ist lange nicht so fraglich, so fragwürdig wie die Heiligkeit der Ideen von 1913. Vor dem „Nationalsozialisten" Wilhelm Krey empfindet unsereins etwa dieselbe Ehrfurcht wie vor Herrn Paul Lensch, der an der ‚Leipziger Volkszeitung' anfängt und nie wieder von Hindenburg weggewollt hätte, wenn dieser Kachel-

ofen nicht schließlich ausgegangen und dem Professor ein Plätzchen am Hochofen der vaterländischen Firma Stinnes freigemacht worden wäre. Bei den Kreys wird gepredigt, daß wir von der charakterzerfressenden Rentenhysterie zu sittlicher Oekonomie kommen müssen; aber der Prediger verheimlicht sich — nicht uns, beileibe nicht uns — seine Gier nach einer minder sittlichen Oekonomie, deren Repräsentant genügend satt wäre, um sich in voller Unabhängigkeit ein ungezügeltes Lebensbewußtsein zu gönnen. Höchst reizvoll, weil höchst selbstverräterisch schwankt Carl Sternheim zwischen den beiden Welten. Sein Hohn auf die emporgestiegene Finanzaristokratie ist gemengt mit einer Bewunderung, die für den Adel der Geburt nicht liebevoller sein könnte. Wo imbecile Nachkommenschaft von Mister Eaton aus London eingekleidet wird und sich ein Markt der albernsten Eitelkeiten entfaltet: da hört man am Ton, der die Musik macht, daß Sternheim zu Berlin SW hinterm Halleschen Tor und nicht bei Bretelles und Pumps und Houbigant und latest fashion aufgewachsen ist — daß er dergleichen ungefähr mit fünfundzwanzig Jahren kennen gelernt haben wird. Seine Zugelassenheit ist so frisch wie der Titel Christian Maskes: Freiherr von Buchow, Exzellenz. Er erwägt die Möglichkeit, „dem Lande ein neuer Beaumarchais zu werden", für seinen mitgiftfrohen Weltverbesserer Wilhelm Krey, nicht für sich; aber er denkt nur an sich. Was hindert ihn? „Er hat weder die stolze Abneigung des eingesessenen Herrn gegen den Eindringling noch die wilde Wut des berechtigten Erben auf den unberechtigten. Er ist ein Künstler voll Widerwillen gegen verdorbene Luft, mit der unbezwinglichen Neigung, Götzen anzurempeln, die Leerheit von Attrappen nachzuweisen, den Spießer zu giften. Deshalb soll man für ihn sein; wenigstens so lange, wie er nicht selber gegen sich ist, wie er nicht aus Willkür, Sensationssucht und Neutönerfurcht vor der nächsten Generation seine eigne Kunstform zerstört.

Für ihn sein soll man um seiner Wortkunst willen, die in ‚1913' keine Verrenkung vornimmt, ohne eine Begründung dafür zu haben, ohne sie zur Charakteristik zu gebrauchen; um seiner Bildkunst willen, die hier nicht Selbstzweck, sondern symbolisch bedeutsam ist. Was bestrickt an diesen Dialogen aus der großen oder möchte-gerngroßen Gesellschaft? Die behandschuhte Frechheit. Man geht über Leichen; jedoch mit Manieren. So konzis die Sprache ist, so viel Raum läßt sie immer noch einem Liebhaber der Nuance für die individuelle Abtönung. Mancher Satz scheint von Wedekind. „Seit sechzig Jahren stehe ich Menschenbataillonen als Kommandeur gegenüber und habe mir nicht mehr als ein paar Kommandos, die auf uralte primitive Empfindungen zielen, zurechtlegen können." Das ist Christian Maske, Bruder des Marquis von Keith, von diesem nur durch das positive Vorzeichen: durch seine Einnahmen und seine Fruchtbarkeit geschieden. Drei Kinder: der lebemännisch entartete Sohn: die sentimental entartete Tochter; die ebenbürtige Tochter mit Nägeln und Klauen, die kampflustige Fortsetzerin der aufsteigenden Linie —

wofern es Aufstieg ist, daß man sich immer gehetzter verzehrt, immer glückloser dem Gehirnschlag entgegenreift. Jedes der Drei mit Jedem; Jedes mit dem Erzeuger; Jedes mit der — flüchtig angedeuteten — Außenwelt: das bringt in die Tragikomödie die Abwechslung, die sie für die Bühne benötigt. Grade bei ihrer Penetranz. Denn hier blakt keine Oelfunzel — hier sprühen Funken. Hier brennt, hier verbrennt Extrakt die Zunge. Wie das Schauspiel — das jetzt in den Kammerspielen des Deutschen Theaters zu sehen ist — wirklich als „Schau"-Spiel endet: wie der siebzigjährige Stammvater Maske zum letzten Mal siegt, über seinen Samen siegt, siegestanzt und sterbend zusammenbricht, spät am Abend; wie aus dem ganzen Haus die Bewohner teils herbeisausen, teils herbeikriechen; wie die Leiche ins Nebenzimmer getragen wird; wie durch die offene Tür ein lebhaftes Hin und Her zwischen beiden Zimmern entsteht; wie Alle einander heuchlerisch um den Hals fallen; wie grelles Licht die übertriebene Pracht der Nachtkostüme enthüllt; wie sich Wilhelm Krey schluchzend mit seiner goldhaltigen Waise davonschleicht; wie sein unverdorbener Freund sich entsetzt auf den einsamen Weg zum hehren Ziel macht; wie mit einem Schlag sämtliches Licht erlischt — das ist eine Situation von so balladenhafter Gedrängtheit und trotzdem so dramatischer Bewegtheit, daß allein ihre Schärfe, allein ihr Tempo bezwingen müßte. Dafür hätten und haben wir Sternheim vor zehn Jahren als Artisten gepriesen und gekrönt. Aber jetzt wissen wir, daß hier nicht Kunst für die Kunst geübt worden ist: daß Einer beizeiten Krieg und Revolution, Hochmut, der vor dem Fall kommt, und diesen selber, einfach die Höllenfahrt einer Kultur, einer Antikultur geahnt, geschaut und auf seine Weise gestaltet hat. Sternheim, die Hypertrophie des Verstandes in Person? Der Verstand ist gewöhnt, von Allen, die ihn nicht haben, beschimpft zu werden. Nun, ein Verstand, der Visionen hat, Visionen gar, die der Weltlauf realisiert — solch ein Verstand ist von derjenigen Eigenschaft des menschlichen Geistes, der die dichterischen Intuitionen entspringen, gewiß nicht dem Wert nach, aber vielleicht nicht einmal allzu sehr der Art nach verschieden. Leider ist er seit ‚1913' „verschieden". Ist Sternheim gelähmt davon, daß er Recht behalten hat? Ist er weicher, als man vermutet? Ihn hat der Haß geheizt und getrieben. Diesen Haß hat die alte Welt verdient. Der Haufen Unglück, der von der alten Welt übrig geblieben ist, verdient, ja, verträgt keinen Haß mehr: ihm stehen nur Schmerz und Mitleid zu. Möglich, daß Sternheim, weil er sich solcher Regungen schämt, sie ins Kostüm der ‚Marquise von Arcis' gesteckt hat. Die drückte mit Erfolg auf die Tränendrüsen aller der Zuschauer, denen die dicke historische Schminke den Krampf verbarg. In der Tracht von heute ist er weithin sichtbar und allgemein fühlbar geworden. Aber Nero, der Kettenhund, der Amie, das Schoßhündchen, spielen will, nachdem sich der Vorrat an zerreißbaren Gegenständen erschöpft hat: das ist wider die Natur. Lieber in Zukunft gar keinen Sternheim als einen ‚Nebbich'.

Der Tokaier von Alfred Polgar

Das Wiener Akademie-Thater schenkte ‚Tokaier' von Hans Müller. Im ersten Akt kamen die Gäste noch nicht recht auf den Geschmack, im zweiten waren sie schon sehr in Stimmung, im dritten murmelten Mißgünstige etwas von gepantscht, und man sah auch grüne Gesichter. Aber vielleicht war das nicht die Farbe der Übelkeit, sondern des Neides.

Tokaiers, des Lustspiels Held ist ein sieghafter Tenor. Eine Seele von einem Cretin, ein großes Kind und weicher Stimmung zugänglich. Er ist imstande, einer Sauferei im Heurigengarten gedenkend, täumerisch zu sagen: „Wie da die Linden heruntergeduftet haben!" Was sollten Linden sonst tun als herunterduften, da ihnen nicht, wie dem Vogel gegeben ist, deutlichere Zeichen der Geringschätzung abwärts zu emanieren? Also es handelt sich um einen Tenor, in dessen Schatten die Frau, die ihm ehelich attachiert ist, ein wenig friert. Wenn er singt, muß sie immer vorher in die Garderobe, ihn stimulieren. Dies verbittert die Gattin. Sie fühlt sich zum Streichhölzchen herabgewürdigt, das der Mann brauche, um aufzulodern (nach Bild-Logik, von der Psychoanalyse ganz abgesehen, käme ihr eigentlich die Rolle der Reibfläche und ihm die des Streichhölzchens zu). Nun gibt es einen schlanken Schieber im Stück, der, zu Theorie und Praxis des Schiebertums sich tapfer bekennend, dem Tenor die Frau wegnehmen will. Daraus entstehen, in den Kammersängerischen, Irrungen und Wirrungen der Gefühle, scherzhafte und gefährliche Quiproquos ihrer Sicherheiten und Befürchtungen. Oft will das psychologisch schwankende Schiffchen umkippen, doch, unbesorgt, die Liebe sitzt im Mastkorb und Hans Müller am Steuer.

Herr Marr ist der Tenor, und er tut was er kann, um die unleidliche Mischung von Bauch und Herz, Geblödel und Warmfühlerei und grauslicher Theatervölkchen-Scherzboldigkeit zu vermenschlichen. Als Tenors Gattin erreicht Frau Mayen, trotzig und liebevoll, was sie sich in den goldenen Bubikopf gesetzt hat. Herr Günther macht elegant und schneidig den Schieber, Frau Marberg überlegen eine Theaterdame mit nonchalantem Innnenleben. Den Garderobier spielt, groß im Kleinen, Herr Straßni, der Spezialist für „Männchen" jeglicher unheimlicher oder grotesker Schattierung.

Müller hat den Theatergriff. Aber sein Talent für die Bühne lastet wie ein Fluch auf seinem Willen zur Literatur. Was er anrührt, wird Theater. Wenn sein Hauch ein gebratenes Huhn trifft, verwandelt es sich in ein kaschiertes. Unter seinem Blick lassen die Menschengesichter sofort das Antlitz von der Maske fallen. Wenn er Gott in den Bart faßt, zeigt sich dieser augenblicks als angeklebt und bleibt in der Hand. Das Herzblut, mit dem er seine Figuren rötet, geht mit Vaselin weg. Das Leben, in das er greift, wird Mechanismus.

Heiß und salzig entquillt dem Aug' des Dichters die Zähre,
In sein erklügeltes Stück fällt sie als Schmieröl herab.

Jahresschluß von Morus

Die neue Regierung

Die Haltung der neuen Reichstagsfraktionen verdient allen Respekt. Drei Wochen schon sind die Wahlen vorbei, und noch immer fühlen sich die M. d. R. verpflichtet, bei dem zu bleiben, was sie ihren Wählern versprochen haben. Bestünde die Gefahr des Abberufungsrechts, wie beim amerikanischen Recall — sie brauchten nicht mannhafter zu sein.

Aber vier Jahre sind eine lange Zeit — und auch die Neugebackenen unter den 493 werden sich schon an die Luft am Königsplatz gewöhnen und merken, daß Gewähltsein zu Nichts verpflichtet. Die Kombinationen im neuen Reichstag sind mannigfaltig, und das gibt die Möglichkeit zu einer Fülle erstklassiger Krisen. Mir scheint die Ausnutzung dieser Möglichkeiten gar nicht einmal das Schlechteste. Es wäre immer noch besser, die Parteien, die ein Gesetz machen wollen, bilden, so sie es können, eine Regierung und machen das Gesetz, als daß eine schmale Minderheitsregierung sich für jede Vorlage eine andre Mehrheit zusammenbetteln muß, wobei immer nur lahme Kompromisse herauskommen können. Ganz abwegig aber wäre — was Hellmut v. Gerlach kürzlich vorgeschlagen hat —, von links her schon wieder eine neue Reichstagsauflösung zu propagieren. Ich meine, die letzten beiden sollten genügt haben, um zu beweisen, daß Wahlen ohne eine konkrete Wahlparole ein Unsinn sind, und daß man zwar die Bevölkerung für oder gegen die Dawes-Gesetze oder die Brotzölle oder den Achtstundentag mobilisieren, aber nicht von heut auf morgen aus einem schwarz-weiß-roten ein schwarz-rot-goldenes Deutschland machen kann. Und nichts ist geeigneter, den Parlamentarismus heillos zu kompromittieren, als Wahlen ohne sichtbaren Wahlerfolg.

Das Ziel muß also sein: für bestimmte Gesetze geeignete Mehrheitsregierungen zu schaffen oder — eine Konstellation herbeizuführen, bei der eine Auflösung unvermeidlich und ein Ruck nach links sicher ist. Das wird bei der Zusammensetzung dieses Reichstags nicht leicht sein. Soweit es sich bisher übersehen läßt, wird das Parlament in nächster Zeit drei Vorlagen von Bedeutung zu erledigen haben: die Einkommensteuer; die Agrar- und Eisenzölle; den Beitritt zum Washingtoner Achtstundentagsabkommen. Ob die Reform der Einkommensteuer schon ein Punkt sein wird, an dem die Geister sich scheiden, ist zum mindesten fraglich. Das Finanzministerium flüstert zwar seit Monaten von fabelhaften Gesetzentwürfen, die bereits fix und fertig in Doktor Luthers Schublade liegen und eingebracht werden sollen, sobald ein arbeitsfähiger Reichstag beisammen ist. Aber allzu aufrührerisch dürften diese Pläne nicht sein. Es sieht vielmehr danach aus, als ob sie, ebenso wie der neue Etat, dem bisherigen Zustand verzweifelt ähneln. Und über die Frage des Finanzausgleichs und ihren

wichtigsten Teil: die Aufhebung von Erzbergers Dotationssystem und Wiederherstellung des Zuschlagssystems für die Gemeinden sind sich die Parteien selbst noch nicht einig.

Unsicher ist auch die Situation bei den Zöllen, vor Allem bei den Getreidezöllen, die man dem neuen Reichstag gewiß bald wieder präsentieren wird. Für die Demokraten, die nach dem Ausscheiden des Bauernbündlers Boehme überhaupt keinen Landwirt mehr im Reichstag haben — Hermann Dietrich, der Oberbürgermeister von Konstanz, wird nur pro forma als „Gutsbesitzer" geführt —, kann es eigentlich keinen Zweifel mehr geben, auf welcher Seite sie stehen müssen. Aber wer weiß, ob sie nicht doch wieder in Idealkonkurrenz mit dem Reichsbund treten wollen. Fraglicher noch ist die Stellung des Zentrums, das sich zwar noch nicht direkt auf Agrarzölle festgelegt hat, aber doch zum mindesten keinen Fraktionszwang gegen Agrarzölle wird ausüben können. Und wohin der marburger Kirchenrechtler Bredt seine Wirtschaftsparteiler führen wird — von Rechts wegen müßten sie Freihändler sein —, weiß Gott der Herr allein. Also auch in dieser Kardinalfrage bleibt die Rechnung sehr unsicher.

Das einzige Gesetz, das eine Zusammenfassung aller Linken oder eine Gelegenheit zur Reichstagsauflösung geben kann, wäre die Achtstundentag-Bill. Denn die Gewerkschaften sind auch im Zentrum und bei den Demokraten stark genug vertreten, um einen Druck auf diese Parteien auszuüben. Notwendig ist dazu allerdings die Hilfe der Kommunisten. Aber man wird sich, wenn man sich nicht von vorn herein der Reaktion ausliefern will, überhaupt mehr daran erinnern müssen, daß links von Hermann Müller auch noch 45 Mann sitzen, die man nicht nur als Parias behandeln darf.

Ceterum censeo: es kommt nicht darauf an, ob die erste Regierung des neuen Reichstags etwas rechtser aussieht oder nicht. Außenpolitisch könnten die Rechtsleute sich in nächster Zeit, etwa bei der Nichträumung der Kölner Zone, prächtig blamieren; sehr viel schaden können sie vorläufig nicht. Auch die Gefahr, daß eine Rechtsregierung nicht mehr gutwillig zurücktritt, wenn sie legal gestürzt wird, erscheint einstweilen gering. (Wie es damit in zwei, drei Jahren steht, kann Niemand voraussagen.) Verhindert werden muß dagegen eine Rechtsregierung mit allen Kräften in Preußen (wo das auch leichter ist). Denn die Auslieferung der Verwaltung und der Schupo an einen preußischen Rechtsblock würde die Vertreibung der letzten republikanischen Beamten zur Folge haben. Und gebt nur den alten Landräten die unumschränkte Macht wieder: sie werden schon Herrn Südekum und Herrn Wolfgang Heine zeigen, wie man regiert.

Die Schwerindustrie in Paris

Es soll nicht verschwiegen werden, daß die Frankfurter Zeitung zuerst den Braten gerochen hat. Schon Anfang Dezember meldete ihr Pariser Korrespondent, daß die deutsch-

französischen Verhandlungen am Quai d'Orsay einen wesentlich andern Verlauf nähmen, als man in Deutschland allgemein glaubte. Die Eisen-Sachverständigen, das heißt: die deutschen Interessenten, die man nach Paris berufen hatte, um an den Handelsvertrags-Verhandlungen mit Frankreich mitzuberaten, machten sich, wie ihnen das auch bei frühern Gelegenheiten gegenüber der deutschen Regierung oft gelungen war, mehr und mehr selbständig. Sie verlegten gewissermaßen die entscheidenden Erzverhandlungen von dem linken auf das rechte Seine-Ufer, vom Quai d'Orsay in die Räume des Comité des Forges. Merkwürdig: die Herren, die noch vor anderthalb Jahren während des Ruhrkampfes nichts unversucht gelassen hatten, um ihre französischen Konkurrenten, die Leute vom Hütten-Komitee, als die Urheber alles Übels anzuschwärzen, wagten sich jetzt selbst in die Höhle des Löwen. Ja, man war mit seinem alten Erbfeind schon wieder so gut daran, daß man nicht einmal für nötig hielt, noch die Vertreter der deutschen Regierung zu den Verhandlungen hinzuzuziehen oder sie auch nur zu informieren. Das Ergebnis solch trauten Einvernehmens der Interessentengruppen auf beiden Seiten blieb denn auch nicht aus. Statt des alten Austauschplans zwischen den lothringenschen Erzen und der Ruhrkohle hegt man neuerdings ganz andre Absichten. Die rheinisch-westfälische Eisenindustrie erklärt sich bereit, von der lothringenschen Eisenproduktion ein bestimmtes Quantum jährlich abzunehmen. Als wichtigstes Aequivalent dafür verlangt sie von der deutschen Regierung eine Erhöhung der Eisenzölle um etwa 50 Prozent. Damit die eisenverarbeitende Industrie, die selbstverständlich auch noch rechtzeitig ihre Fürsprecher nach Paris entsandt hat, dabei nicht zu kurz kommt, sollen ihr eventuell Rückvergütungen in Form von Exportprämien zugestanden werden. Denn die Maschinenfabrikanten sind schließlich nicht schlechter als die Montan-Fürsten, wenn ihnen auch die politische Macht und das selbstherrliche Vorgehen fehlen.

Nur wie die eigentlichen Konsumenten: die städtischen und die ländlichen Verbraucher von Eisen-Fabrikaten bei dieser trefflichen Regelung abschneiden, darüber hat man sich anscheinend bisher weder in Paris noch in Berlin den Kopf zerbrochen. Sollten die Landwirte etwa später rebellisch werden, so sind sie eben — das ist ein von der Schwerindustrie jetzt schon ganz offen ausgesprochener Plan — durch entsprechend höhere Getreidezölle zu entschädigen. Und die Städter? Nun, Einer muß schließlich die Zeche bezahlen und etwas drauflegen, wenn Andre mehr verdienen wollen.

Die deutsche Regierung hat diesem Gang der Ereignisse bisher mit vorbildlicher Neutralität zugesehen und sich darauf beschränkt, zu den Pariser Verhandlungen solche Herren hinzuschicken, die für die Nöte der Eisenindustrie auch das notwendige Verständnis haben. Dem maßgeblichen Mann bei den Handelsvertragsverhandlungen, dem Gesandten Ritter, sagt man sogar so großes Verständnis für die Industrie nach, daß er an

aussichtsreichster Stelle auf der Kandidatenliste für die Nachfolge Geheimrat Büchers im Reichsverband der deutschen Industrie steht. Auch dem offiziellen Verhandlungsleiter in Paris, dem Botschafter v. Hoesch, fehlt es sicherlich nicht an Verständnis für die Schwerindustrie, wenn er auch nur aus der bescheidenern Dresdner Linie der alten Bergherren-Familie stammt. Und ebenso wenig mangelt es gewiß dem Nachfolger Ago v. Maltzans, dem Ministerialdirektor v. Schubert im Auswärtigen Amt, an der nötigen Einsicht gegenüber den Wünschen der Eisenindustriellen, denn er ist einer der Hauptteilhaber am Stumm-Konzern.

Man sieht: die Leitung der deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen ist in den besten Händen. Und wo es der „Wirtschaft" gut ergeht, kann es dem deutschen Volk doch nicht schlecht ergehen.

Banco de Castilla

Zu dem, was hier in Nummer 47 über den Banco de Castilla in Madrid gesagt worden ist, geht der ‚Weltbühne' folgende „Berichtigung" zu:

> Ich bin der Prokurist des Banco de Castilla in Madrid und jetzt Konkursverwalter über die Masse der genannten Bank. Einen Direktionsposten bei der Bank habe ich nie gehabt. Die verantwortliche Geschäftsleitung lag in Händen von Direktoren spanischer Nationalität. Von Schiebungen der Bank mit amerikanischen Schecks ist mir während meiner Dienstzeit bei der Bank und auch jetzt als Konkursverwalter nichts bekannt geworden. Georg Klimtsch.

Dieses sehr vorsichtig abgefaßte Dementi wird geziemend zur Kenntnis genommen. Daß Herr Klimtsch Direktor, also nach außen hin verantwortlicher Leiter der Bank gewesen sei, ist hier nie behauptet worden. Im übrigen haben wir in Deutschland vom Zusammenbruch der Pfalzbank her noch Alle in bester Erinnerung, daß an sich die Stellung und die Befugnisse eines Prokuristen durchaus genügen, um eine große Bank zum Krachen zu bringen. Was ich im Einzelnen über den Zusammenbruch des Banco de Castilla berichtet habe, beruhte auf Informationen von kundiger und vertrauenswürdigster, absolut deutschfreundlicher Seite, auf Informationen, deren Richtigkeit mir in Madrid und Barcelona mehrfach bestätigt worden ist. Wenn Herr Klimtsch schon nichts von den Unregelmäßigkeiten bei dem Banco de Castilla gehört hat, so ist ihm doch gewiß bekannt, daß die Herren José Molina Candelero, Luis Allende, Juan Angel Sáiz de Baranda, Alfonso Pérez de Guzmán el Bueno, Manuel Sáiz de los Terreros, Tomás Allende, Luis Sáiz de los Terreros, die Gräfin Roda und sechzig andre prominente Angehörige der Madrider Kaufmannschaft und Aristokratie gegen die gesamte Verwaltung der Bank Strafanzeige wegen Betruges erstattet haben, und daß der Oberste Gerichtshof in Madrid nach Prüfung des Sachverhalts, auf Antrag des Staatsanwalts, das Strafverfahren bereits eröffnet hat. Ueber das Ergebnis dieses Verfahrens wird in der ‚Weltbühne' getreulich berichtet werden. Sollte aber Herr Klimtsch das Bedürfnis haben, den Fall in Deutschland vorher in extenso aufzurollen, so wollen wir ihm dabei kein Hindernis in den Weg legen.

Bemerkungen

Die Uebersetzung

Verbinden, verbindlich, Verbindung, verbissen, verbitten ... verbittern ... Verbitten? Gibts das überhaupt auf Französisch? Was steht da? „Verbitten, sich etwas von einem verbitten: prier q. de ne pas faire qc." Und: „Das verbitte ich mir! Que cela n'arrive plus!" Das ist gar keine Uebersetzung. Denn diesen deutschen Satz gibt es in keiner Sprache der Welt.

Wenn der Gerichtsschreiber Renkelstedt sonntags mit seiner Frau ausgeht, und wenn Herr Renkelstedt draußen auf der Plattform der Elektrischen stehen bleibt, weil er neben Frau Renkelstedt keinen Platz mehr gefunden hat, und wenn dann ein „fremder Kerl" (auch ein Gerichtsschreiber — aber ein fremder — also: ein Kerl) Herrn Renkelstadt auf die Plattfüße tritt, dann rollt Herr Renkelstedt die Augen, umgürtet sich mit Würde und einem Panzer und „verbittet sich das". Verbitten ist das Gegenteil von bitten. Es bittet der Bettler um eine kleine Gabe, der Untergebene den Vorgesetzten um Berücksichtigung beim Weihnachsturlaub, der Zivilist den Beamten, ihn nicht in die Backzähne zu schlagen, und so bittet Einer den Andern: aber es verbittet sich der Passant die Belästigung des — wahrscheinlich kommunistischen — Bettlers, der Vorgesetzte die Quängeleien seines Untergebenen und der Beamte den „Ton" des Zivilisten. (Für „Ton" stehen drei Bedeutungen im Lexikon und keine.) Verbitten heißt: die Zugbrücke aufziehen, die Mauerscharten besetzen und mit dem Schwert am Schilde rasseln. !In „Ich verbitte mir das" ist so viel Armee, Ofizierkasino und ähnlicher Unfug. „Ich verbitte mir das" heißt: Ich bin viel zu dumm, um dir vernünftig auseinanderzusetzen, daß ich recht habe; viel zu unhöflich, es dir in netter Weise zu sagen; viel zu lümmelhaft, um es auch nur versuchen. „Ich verbitte mir ...": das ist ein schöner deutscher Satz.

Die Franzosen, diese schlappen Kerle, haben nicht einmal eine anständige Uebersetzung dieses Satzes: „Que cela n'arrive plus!" Daß mir das nicht mehr vorkommt! Das ist gar nichts. Das ist das ohnmächtige Gewimmer eines armen Hascherls. Bei uns wackelt die Wand! Das wäre ja jelacht! Wie heißen Sie? Nehmen Sie mal erst die Hand aus der Tasche, wenn Sie mit mir sprechen! Sie haben hier überhaupt nicht ... verstanden! Was fällt Ihnen ein? Ich verbitte mir ... Mit drei t.

Solange aber das Volk unter sich es sich verbittet, solange Einer den Andern — höchstes Ideal — so behandeln möchte

wie Schmutz am Absatz, sodaß der Geschuhriegelte stumm und verbissen dazustehen hat, die Hände an der (innern) Hosennaht, schweigsam, dösig und vollkommen wehrlos: so lange wird es die regierende Schicht eben dieses Landes leicht haben, die Untergebenen, diese durch Geldmangel, Position und fehlende Bildung unterlegene Gruppe anzupfeifen, daß es die Englein im Himmel hören, und sie, mit dem unangenehmen Kneifer ganz nah am Gesicht des Andern, anzubrüllen, wenn Jene auch einmal das Recht zum hungerlosen Leben reklamieren: „Scheren Sie sich raus! Ich verbitte mir das!"

Bis — ewige Hoffnung — eine erwachte Nation den Herrn Verbittet am Kragen nimmt, ihm Hundert aufzählt und Tausend wegnimmt und leise sagt: „Damit mir das nicht mehr vorkommt —!"

Ignaz Wrobel

Aus einer Schieberrepublik

Gut, daß es kein Gesetz zum Schutz der Römischen Republik gibt! Man darf also sagen, daß die altehrwürdige Republik Rom eine Schieberrepublik, daß der senatus populusque romanus korrupt und bestochen war, daß die Beamten jener Republik, für die man sich noch 1789 begeisterte, die Legaten, Quästoren und Prokonsuln ihre Hauptaufgabe darin sahen, für sich und ihre Freunde Reichtümer zu erwerben. Man liest dieses Buch von Carl Colbert: ‚Bankleute und Börsenspieler vor 2000 Jahren — Ein Beitrag zur Sittengeschichte' (im Verlag Oskar Wöhrle zu Konstanz) und denkt melancholisch an Ben Akiba. O Trugbild eines Wandels der Zeiten! 2000 Jahre mußten vergehen, um den Schauplatz der Ereignisse um einige Breitegrade nach Norden zu verschieben. In der ersten Aufwallung erstickt der Mißmut des politischen Raisonneurs den kritischen Denker in uns. Wir erleben so recht die Leere der staatsrechtlichen Form: Was sind Republiken, Kaiserreiche und Königtümer — wenn die Menschen korrupt und unanständig sind! Wodurch unterscheidet sich die Republik von der Monarchie — in Rom, Herr Staatsanwalt —, wodurch die römische Finanzkorruption der Aera Ciceros von der mitteleuropäischen, der noch kein Cicero entstanden ist? Liest man diese fleißigen und geschickt zusammengetragenen Berichte aus den zeitgenössischen Quellen, verfaßt von einem Mann, der von sich sagen kann, was Cicero in seiner zweiten Rede gegen den sizilischen Blutsauger Verres von sich sagte: „Denn weil ich mich mit den Angelegenheiten der Geldleute nahezu den größten Teil meines Lebens beschäftigte und diesen Stand stets scharf im Auge hatte, so glaube ich, durch Erfahrung und Übung gründlich genug von ihrer Handlungsweise unterrichtet zu sein" — liest man diese schmutzigen und jetzt, da Räuber und Beraubte längst zu Staub und Asche verweht sind, sogar unterhaltsamen Geschichten von den betrügerischen Kriegslieferungen, von Brutus, der die schlimmsten Wucherzinsen der Weltgeschichte von der Stadt Salamis nimmt und, damit das Geschäft zustande kommt, durch einflußreiche Freunde Senatsbeschlüsse erwirkt, um der lex Gabinia zu entgehen, von Caesar,

der an zweifelhaften Geschäften beteiligt wird, blickt man in die vermoderten Geschäftsbücher dieser Aktiengesellschaften, sieht man diese. Gründer, Valutenwechsler, Bodenspekulanten, Provisionsjäger und Emporkömmlinge mit ihrem Troß von Dirnen und Schmeichlern: dann steht man vor dem Gespenst jener lebensgefährlichen Vorstellung von der ewigen Wiederkehr des Gleichen, die, dem Wahn entsprungen, zum intellektuellen Selbstmord treibt.

Diese zweite, schwierigere Arbeit, die Arbeit des innern Wiederaufbaus nach der furchtbaren Zerstörung, die dieses Sittenbild hinterläßt — vernichtet sind die Trugbilder vom stetigen Fortschritt —: auch diese Arbeit leistet der geistreiche Verfasser. Er ist Sozialist, er weiß, daß „der Kapitalismus jederzeit die gleiche Sittlichkeit hervorbringt". Und der Trost? „Ganz wie jetzt entstanden diese Entartungen deutlich an einem Wendepunkt der Geschichte, wo eine Gesellschaftsordnung zu Ende geht und eine neue sich bildet, indem sie das Überfaule tötet und dem aufkommenden Gesunden neuen Raum schafft. Damals nahte, barfuß und in Lumpen gehüllt, das Christentum, die von der Sklavenarbeit kranke Menschheit zu befreien und zu heilen — jetzt kommt, weniger demütigen Schrittes, der Sozialismus. Was die Zöllner und Fischer in Galiläa begannen, wird das Proletariat vollenden."

Carl Colbert hat eine farbenreiche Palette zur Hand. Ein Schriftsteller, der an den Kämpfen des Tages teilnimmt und neben einem warmen Herzen, einer sozialistischen Überzeugung auch noch das Wissen eines Gelehrten mitbringt, ist kein alltäglicher Fall.

Bruno Frei

Deutschland boykottiert Paris 1925

Deutschland hat die Einladung Frankreichs zur Beteiligung an der Pariser Kunstgewerbe-Ausstellung Frühjahr 1925 abgelehnt. Es würde Deutschland nicht gut anstehen, 5 Millionen Mark für eine Kunstgewerbe-Ausstellung auszugeben, ehe es nicht seine so gewaltigen Schulden abgezahlt hätte . . .

Die Ablehnung ist dumm, aber ihre Begründung ist eine abgeschmackte Heuchelei! Hat man gehört, daß der Finanzminister gegen die Arbeiten zu einem National-Krieger-Denkmal Einspruch erhoben hätte? Für ein absolut überflüssiges, unproduktives Denkmal Millionen auszugeben, steht Deutschland an, obwohl es die Ehrenschuld an seinen Kriegskrüppeln noch längst nicht bezahlt hat. Für eine produktive Sache, für eine Arbeit, die uns wieder in die Gesellschaft der europäischen Nationen stellt, die unsern Künstlern Luft schafft, die uns Ehre einbringen könnte — für eine solche Sache 5 Millionen auszugeben, steht Deutschland schlecht an.

Gewiß kommt die Einladung sehr spät, ist die Zeit knapp. Aber vor Allem scheint die Energie knapp zu sein. Wenn

Deutschland in einem kleinen Raum (für den ich Richard Döker vorschlagen würde), vielleicht unter Verantwortung des ‚Bauhauses' seine besten Leistungen zeigen könnte und trotz aller Nachteile pünktlich fertig wäre (deutsche Organisation!), so wäre seine Behinderung in der Zeit die denkbar beste Reklame. (Im übrigen ist auch Englands Pavillon noch nicht begonnen.)

Warum schweigt der Reichskunstwart? Warum schweigen die Künstler? Belgische Künstler, die es doch sozusagen „nichts anging", haben bei der französischen Regierung die Einladung Deutschlands gefordert. Und die deutschen Künstler schweigen zu der schwer zu verantwortenden Herausforderung ihrer Regierung an den Geist der Gemeinsamkeit, der Zusammenarbeit, des Friedens und der Kunst?

Adolf Behne

Der reisende Berliner

Man muß zugeben: es ist ein bißchen besser geworden jenseits der neu geöffneten Grenzen. Er, Hauptvertreter und leider formales Symbol des reisenden Deutschen, ist stiller als ehedem; er fühlt nicht mehr das Bedürfnis, urbi et orbi lärmend zu verkünden, uns könne keener, und wenn ers fühlt, so unterdrückt ers heldenhaft. Er ist doch etwas bescheidener geworden.

Trotzdem: da, wo er reden muß (und es gerne tut), da ists noch immer dasselbe Trauerspiel.

Bahnhof Luzern: hell, sauber, noch sehr leer und so lautlos, wie elektrifizierte Züge und ein gutes Publikum ermöglichen. Da kommt er des Wegs, fünfzigjährig, gut gekleidet, optisch eine angenehme Erscheinung. Bleibt beim diensttuenden Beamten stehen und schnauzt: „Interlaken Zweiter!" In fließendes Deutsch übersetzt bedeutet das: Bitte, ist das der Zug nach Interlaken, und wo sind die Abteile zweiter Klasse?

Der stenographische Stil ist famos in Berlin selbst, bei den komplizierten Auskünften, die einem die berliner Schutzleute solchergestalt zu vereinfachen wissen; außerhalb Berlins wirkt er unhingehörig und abstoßend.

Der gleiche Mann betritt kurz darauf das angeforderte Abteil Zweiter Klasse, hinter ihm ein schwer beladener Gepäckträger. „Einen Franken für die zwei kleinen Stück? Da wären ja woll auch fuffzich Zangtihm genug gewesen", sagt der Berliner. Man sollte dergleichen nur äußern, wenn man wirklich übervorteilt wird oder — den Dialekt beherrscht. Dann hat er einen Platz gechartert und mustert stirnrunzelnd die bereits gefüllten Gepäcknetze. Sagt drohend in die allgemeine Luft hinein: „Ja, da muß ja woll 'n bißchen frei gemacht werden!" Statt direkt zum Nachbarn: „Würden Sie so freundlich sein, die Tasche wegzunehmen? Ich muß mein Gepäck unterbringen."

Die allgemeine Luft ist sofort mit Mißbehagen und Ablehnung geschwängert.

Und nun kommt die Poängte: der Berliner entdeckt ein leeres Gepäcknetz über den Plätzen eines außerordentlich eleganten und international wirkenden jungen Paares. (Es sind hamburger Hochzeitsreisende, ich hatte sie bereits leise mit einander reden gehört.) Und der Berliner verbeugt sich leicht und sagt, auf das Netz deutend, plötzlich höflich und gedämpft: „Ce n'est pas

occupé, Monsieur?" Monsieur aus Hamburg sagt: Non.

Es waren und sind eben doch die Radfahrer an Allem schuld. Die nach oben (oder dem, was sie dafür halten) buckeln und nach unten (idem) treten. Wie einst im Mai.

Hans Glenk

Die Phantasielosen

Autoren, Maler und Musiker werden von ihren Auftraggebern nicht gedopt, sondern gedeppt. Zwischen Künstler und Publikum steht der Vermittler, der sich einbildet, genau zu wissen, was ein Künstler kann, und was das Publikum will. Gewöhnlich weiß er Beides nicht, führt aber dafür seine Bücher schludrig. Und ermuntert Keinen.

Ganz abgesehen von den zahllosen „Bedenken" und dem natürlichen Widerspruchsgeist, der jeden Menschen veranlaßt, zu einem vorgetragenen Plan zunächst einmal Nein zu sagen, sind die meisten Vermittler dieser Art unfähig, ein noch nicht gestaltetes Werk in der Skizze, in der Unterhaltung als Anregung zu verstehen. „Bringen Sie mir das!" Aber das will man ja grade nicht — man möchte ja so gern vorher die Sache mit einem Mann bereden, der Bescheid wissen müßte. Und der dann etwa sagen könnte: „Wenn Sie es so herausbekommen, wie Sie es da schildern, hat es diese Vorzüge und jene Fehler." Kuchen, Karamelbonbon und Vorschußhoffnung! Er sagt: Nein.

Wenn hundert große Erfolge im Theater, im Buch, in der Musik vorher als Plan diesen Kunstvermittlern vorgetragen worden wären, so wäre nicht einer zur Ausführung gekommen. Das liegt nicht etwa daran, daß sich der Künstler zu visionär ausdrückt und Das, was noch unerlöst im Raum schwebt, nicht präzis und scharf konturiert genug benennt —: das liegt an der Denkfaulheit und der Phantasielosigkeit der meisten Verleger, Theaterdirektoren und Kunsthändler. Viel zu träge, sich in die Welt eines Andern einzufühlen, viel zu eitel, um einem Andern den Wert eines Gedankens zu konzedieren, der ja nicht von ihnen stammt, geben sie den Künstlern Hausaufgaben auf, die eine lächerliche Belastung und eitel Zeitverschwendung darstellen. Sie jammern, man habe sie so oft betrogen. Falsch. Es kommt nicht einmal dazu. Sie haben nicht einmal die Phantasie, die nötig ist, um betrogen zu werden.

Selbstverständlich gibt es Ausnahmen. Zum Beispiel dich, geliebter Verleger, der du dies liest.

Peter Pante.

Antworten

Teutone. Dieses Mal aber heißest du Heinz Goldammer und zwitscherst im ,Hannoverschen Anzeiger', wie geschrieben steht: „Ach, es wäre gut, wenn es im Deutsch-Politischen so etwas gäbe wie die Einkleidung im Militär. Man bekommt einen Helm übergestülpt mit dem Befehl: Der paßt! Basta. Und der hat noch immer gepaßt. Ja, das brauchen wir Deutsche. Grade weil wir als Germanen die geborenen Demokraten sind, brauchen wir einen diktatorischen Gewaltwillen über uns, vor dem wir Alle gleich sind." Denn dieses ist Demokratie: Einen Tritt in das Gesäß für hoch und niedrig, arm und reich. Masochistisch singt die Goldammer ihr kleines Lied. Pietsch kleck — erleichtert flog das Vöglein weg.

Wiener Student. Der Kreis 8 der deutschen Studentenschaft, der sich auch Ihre Vertretung anmaßt, ist nur die Vereinigung nationalistischer und antisemitischer Hochschüler. Zur Vertretung sämtlicher Studenten Oesterreichs und der Sudetenländer ist er nicht legitimiert. Seine Beschlüsse mögen innerhalb seiner Vereinsmeierei von Belang sein: den wahren Querschnitt durch die Studentenschaft gibt er nicht.

Fritz G. Sie schreiben mir: „Diese Woche in einer Gesellsehaft von wohlwollenden Leuten in Paris über deutsche Verhältnisse befragt, wollte es mir nicht gelingen, ihnen zum nähern Verständnis dessen, was sich bei uns ereignet hat, klar zu machen, daß in Deutschland 1 000 000 × 1 000 000 eine Billion bedeutet. Sie meinen, nach französischem Sprachgebrauch, es sei 1000 × 1 000 000, und der große ,Larousse' bestätigte ihre Auffassung. Nun wollen sie die meinige von kompetenter Seite und schwarz auf weiß gedruckt bestätigt sehen. Darf ich bitten, mir in Ihren ,Antworten' dazu zu helfen?" Die Syntax Ihres Briefes ist besserungsbedürftig. Aber Ihre Franzosen werden umlernen müssen. Bestellen Sie ihnen, daß wir die richtigere Mathematik, und daß dafür sie, was freilich nicht ganz so wichtig ist, die richtigere Justiz haben. Sie haben die Dreyfus-Schande ihrer Pfaffen und Militärs durch Männer wie Zola, Picquart, Scheurer-Kestner, Jaurès, Pressensé, Reinach und Clemenceau von ihrem Volke abwaschen lassen. Bei uns wird der schuldige Jagow nach drei von fünf Jahren Festung begnadigt und der unschuldige Fechenbach zu elf Jahren Zuchthaus verurteilt, dessen zerstörende Wirkung selbst dann kaum wieder gutgemacht werden kann, wenn irgendwann auch für ihn das Recht durchgesetzt worden sein wird. Aber immerhin: in der Multiplikation von falschem Patriotismus und echter Schuftigkeit ist kein Land uns über. . . . Da — ein Telegramm Max Hirschbergs, des münchner Anwalts: „Fechenbach frei." Gleich hinterher die Zeitung mit der amtlichen Meldung, daß Fechenbach losgelassen worden sei, trotzdem „seine Schuld einwandfrei feststeht". Das bayrische Justizministerium weiß genau,

daß Fechenbachs Schuldlosigkeit einwandfrei feststeht, dürfte und würde ihn sonst auch gar nicht herausgeben und hat nicht das bißchen Zivilcourage, sich zu dem ungeheuerlichsten Justizmord seiner Geschichte wenigstens in dem Augenblick zu bekennen, wo es seine Wirkung spät, aber glücklicherweise nicht zu spät abschwächt. Nun, so wird Fechenbach den Kampf um sein Recht, den 26 Monate lang wir für ihn geführt haben, in Freiheit für sich selbst weiterführen.

Sportsmann. Zu welchem nationalistischen Unfug das moderne Sportspießertum führt, das der menschlichen Neigung, Gruppen und Verbände zu bilden, so herrlich weit entgegenkommt, zeigt ein Aufsatz der Kölnischen Zeitung. „Sollte man nicht eigentlich einen Polizeisportverein als eine Vereinigung von Berufssportleuten ansehen, sollte man eigentlich die Polizeisportler mit den Reichswehrsportlern unter sich lassen? Wie gesagt, das sind verfängliche Fragen." Und dann heißts weiter: „Denn das ist der Sinn der sportlichen Niederlage: ein ehrliches Bekennen des Unterlegenseins . . . Im deutschen Sport sollte man keine Zeit zu Leichenreden und ähnlichem Unfug haben . . .!" Die Nutzanwendung auf den Sport der deutschen Haltung in der Außenpolitik, den wir bezahlen müssen, wird leider Gottes nicht gezogen. Den Fußball über! Das Reck präsentiert!

Justiz-Opfer. Sie blicken voll Neid auf die angeklagten Polizeibeamten, die bei schweren Mißhandlungen von Arrestanten mit geringen Strafen und Bewährungsfristen davonkommen. Ja, als der Polizeibeamte Wolter, wahrscheinlich in der Betrunkenheit, drei Brüder nach einander niedergeschossen hatte und vor der ersten Instanz einen Eid ablegte, den er in der zweiten Instanz wegen Unglaubwürdigkeit nicht wieder ablegen durfte — selbst in diesem Fall wurde er erst nachträglich disziplinarisch belangt und vom Staatsanwalt meines Wissens bisher überhaupt nicht. Diese Justiz kann aber auch anders. Als neulich ein Polizeibeamter einen Mann auf der Straße verhaften wollte, legitimierte sich der mit einer Marke, die der Beamte nicht kannte. Und da er sie nicht kannte, schlug er immer feste auf den Mann los und verletzte ihn. Es stellte sich heraus, daß der Markenmann Kriminalbeamter einer Eisenbahnbehörde gewesen war. Der Polizist bekam sechs Monate Gefängnis. Diesem Richterstand das uneingeschränkte Vertrauen des ganzen Volkes.

Demokraten. Als ich die Reichstagsauflösung seinerzeit hier begrüßte, weil meines Erachtens eine „Rechtsregierung" mit legalen Mitteln zunächst nicht wieder zu beseitigen gewesen wäre: da verhöhntet Ihr mich, in rührendem Vertrauen zu euerm Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Heute verkündet das Geschwister des Blattes für die Idioten der Reichshauptstadt: der ‚Tag' — der ebenso geistesschwach wie dieses, aber in dem offenbar noch besser bezahlten Furor seines Volksverderber- und Landesverrätertums unvorsichtiger ist —, was geschehen wird, wenn die Hugenberge, seine Auftraggeber, diesmal wieder nicht an ihr Ziel und damit zum Ersatz ihrer Riesenspesen gelangen. „Die einfache Folge müßte sein, daß sich die Volksstimmung auf außerparlamentarischem Wege Machtkanäle sucht.

Es käme eine chaotische Uebergangszeit, die einen Bürgerkriegscharakter tragen würde. Der Kampf um die Macht wird das Gesicht des Staatsstreiches tragen. Das einer gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen den Reichsbanner-Kolonnen des Herrn v. Deimling und den schwarz-weiß-roten Gruppen." Also davon träumen diese Burschen schon für den Fall, daß nicht . . . Und da sollten sie für den Fall, daß . . . — und das ist der Fall, der ihnen die Verfügung über Reichswehr und Schupo bringen würde —, einem Mißtrauensvotum des Reichstags weichen? Vor fünfundzwanzig Jahren sang mein alter Emil Thomas ein Couplet mit dem Refrain: „Glauben Sies? Wer — ich? Ja, Sie! Nein, nein! Das redense uns bloß ein, das redense uns bloß ein!" Auch jetzt wird deshalb sicherer sein, der Sippschaft den Marsch zu blasen, als ihnen die Schlachtfanfaren samt schießendem und stechendem Zubehör auszuliefern.

Mitteilung

Mit dieser Nummer schließt der XX. Jahrgang. Nummer 1 des XXI. Jahrgangs erscheint am 6. Januar 1925. Der Einzelpreis bleibt 50 Pfennige, der Monatspreis 2 Mark, trotzdem am 1. November die Druckpreise beträchtlich heraufgesetzt worden sind. Nachdem wir diese Mehrbelastung für zwei Monate auf uns genommen hatten, standen wir vor der Wahl, entweder den Umfang des Heftes um 8 Seiten zu vermindern oder den Vierteljahrspreis um 1 Mark zu erhöhen. Wir sind überzeugt, daß den Abonnenten 13 × 8 Seiten der ‚Weltbühne' einen so winzigen Betrag wert sein werden, und ersuchen, auf die beiliegende Zahlkarte

entweder 6 Mark für das I. Vierteljahr 1925
oder 2 Mark für den Monat Januar 1925

bis zum 7. Januar einzuzahlen, da am 8. Januar die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich f. d. Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin W35, Nlldf.792, Blumeshof 1.
Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.